Rheinische Geschichten und Sagen

von

Niklas Vogt.

Erster Band.

Frankfurt am Main
Verlag der Hermannschen Buchhandlung
1817.

A D
BIBL UNIV.
MONAC.

Sunt lacrymae rerum et mentem mortalia tangunt.
Solve metus: feret haec aliquam tibi fama salutem.
Sic ait, atque animum pictura pascit inani,
Multa gemens, largoque humectat flumine vultum.
Laimus Troes et ingens gloria Teucrum.

Virgilius.

Universitäts-
Bibliothek

Vorrede.

Ich habe bisher die Geschichte und Verhältnisse des großen germanisch-christlichen Völkerbundes dargestellt; nun will ich in meine Heimath und zur Geschichte meines lieben Rheinlandes zurückkehren, und bis in Haus und Hof eindringen, um darin die Grundsteine nachzusuchen, worauf jenes große herrliche Gebäude beruhete. So klein, und oft zerstückelt die rheinische Geschichte in dem Meere der Weltbegebenheiten erscheinen mag, so groß und merkwürdig wird sie, wenn man ihren Einfluß auf die Bildung der christlich-germanischen Republik betrachtet. Seit dem Uebergange des Julius Cäsar über den

Rhein, bis zum Rückzuge Napoleons über eben diesen Fluß, sind die großen Revolutionen Teutschlands und Europens an seinen Ufern, wo nicht bewirkt, doch veranlaßt worden. Mit stolzem, aber zugleich beklemmten Herzen unternahm ich daher die Bearbeitung der rheinischen Geschichte; denn hier fand ich meine Wiege, die Spielplätze meiner Knabenfreude, die ersten Uebungsschulen meiner jugendlichen Bestrebungen und meiner männlichen Versuche und Hoffnungen wieder. Berge und Thäler, Felder und Gärten, bemooste Ruinen und neue Gebäude erinnerten mich an die schönste Zeit meines Lebens. Man wird es daher meiner Vaterlandsliebe zu gute halten, wenn ich manche Theile dieser Geschichte sehr lebhaft und umständlich vortrage.

Der Hauptzweck dieses Werkes aber ist, meinen Landsleuten die Thaten ihrer Väter, das Andenken an ihre Größe, und den Verlust ihres Wohlstandes in das Gedächtniß zurückzuführen; auf daß sie künftig diese Gaben Gottes

weder für gleiſende Worte, noch für ſträfliche Bündniſſe hingeben mögen. Darum habe ich einer jeden Gemeinde und einem jeden rheiniſchen Lande ſeine eigene Geſchichte zuſammengeſtellt. Dabei ließ ich die alten Volkslieder und Volksſagen nicht unbenuzt; ſie klären öfters die Urkunden auf, und geben uns ein treues Bild von dem Geiſte unſerer Väter. Denn der Geſchichtſchreiber verfehlt ſeinen Zweck ſehr, welcher den Geiſt verfloſſener Jahrhunderte, wo alles auf Grundeigenthum und Gefühl angelegt war, mit den Farben unſeres Zeitalters ſchildern wollte, wo die Staaten und Völker nach Geldeswerth und ſtatiſtiſchen Berechnungen geſchäzt und regiert werden. Wer alſo in dieſer rheiniſchen Geſchichte vor dem weſtphäliſchen Frieden Spott über heilige Sagen, oder Bemeſſung der Staatskräfte nach Geld und Menſchenzahl, oder ephemere Verfaſſungen nach einerlei Schrot und Korn ſucht, der leſe davon die drei erſten Theile nicht; denn erſt in dem lezten, welcher

die neue Geschichte darstellt, soll davon die Rede seyn. Wer aber jener großen, festen Anlage nachspüren will, wodurch das freie Einzelne zu einem großen, lebendigen Ganzen zusammengefügt, und die große Mannigfaltigkeit mit der heiligen Einheit gepaart werden sollte, der findet hier Stoff und Thatsachen.

Da diese Geschichte nicht sowohl für gelehrte Alterthumsforscher, als das Volk geschrieben ist, so habe ich die kritischen Untersuchungen über unbedeutende Nahmen, und die Beweisstellen unter dem Texte weggelassen. Denn ich weis es aus eigener Erfahrung, daß Geschichtsbücher, worin der Text beständig mit Noten und Citaten unterbrochen ist, das Bild des Ganzen in dem Gedächtnisse des Lesers zerstückeln. Die Werke des Herodotus, Thucydides, Livius und Tacitus sind jederzeit als klassisch und geschichtmäßig anerkannt worden, obwohl sie die angegebenen Thatsachen nicht mit Urkunden belegt haben. Nur Spot-

ter, wie Lucian und Voltäre, oder Skeptiker, wie Harduin und Hume wollten ihr Wahrhaftigkeit verdächtig machen. Allein die Geschichte des Herodotus hat Griechenland in Bewegung gesetzt, dagegen haben jener Zweifel- und Spottschriften alle Vaterlandsliebe erkaltet. Solche Werke können zwar das Zwergfell müßiger Leser, aber nicht das Trommelfell thätiger Wehrmänner erschüttern.

Indeß bleibt eine aus Urkunden und ächten Quellen hervorgehende Geschichtsbearbeitung immer sehr lobenswerth, und wir sind jenen Männern großen Dank schuldig, welche uns dadurch das Studium der Geschichte erleichtert, und die Materialien dazu zusammengetragen haben. Wo ich also in den mir ehemals anvertrauten Archiven nicht besondere Quellen gefunden habe, nenne ich mit Dank die Sammlungen von Schard, Pithou, Pistor, Reuber, Urstisius, Gudenus, Freher, Goldast, Lindenbrog, Ekkard und Leib-

niz für die allgemeine teutsche Geschichte; für die besondere der rheinischen Länder, die Werke Müllers, Schöpflins, Sattlers, Pfisters, Spittlers, Lehmanns, Schannats, Frehers, Tollners, Kremers, Wenks, Widders, Erollius, Dahls, Johannis, Würdweins, Fuchs, Battons, Fichards, Kirchners, Hontheims, Brouwers, Teschenmachers, Gelens, Günthers und Wyttenbachs ꝛc. Ich habe sogar öfters in dem Texte deren Erzählungen und Meinungen angeführt, und jeder gelehrte Geschichtskenner wird wohl in dieser Geschichte die Quellen entdecken, woraus ich schöpfte. Um aber doch dem gelehrten Publikum Genüge zu leisten, werde ich, wenn der letzte Theil, welcher die Geschichte unserer Zeiten umfassen soll, vollendet ist, hinten an, wie Robertson in seiner Geschichte Karls V., einen Codex der Beweisstellen folgen lassen. Die fabelhaften und romantischen Sagen, welche ich theils in Chro-

niken, theils in Volksliedern fand, habe ich mit vier und zwanzig Steinzeichnungen den drei ersten Theilen beigefugt.

Da ich gerade zu der Zeit, wo dieses Werk zum Drucke kam, auf ein Amt gezogen wurde, welches mich an der letzten Ausfeilung oder genauen Korrektur verhinderte; so werden meine gütigen Leser einige Wort-, Nahmens- und Zahlenfehler, welche sich ohngeachtet der Sorgfalt des Herrn Korrektors allenfalls eingeschlichen haben, entschuldigen. Die auffallendsten davon, welche ich bereits schon in diesem Theile entdeckt habe, werde ich am Schlusse dieses, die übrigen am Ende eines jeden der folgenden Theile bemerken.

Schließlich muß ich noch etwas über die Behandlung und Darstellung der rheinischen Geschichte sagen. Anfänglich hatte ich sie, wie Johann von Tritheim, oder Johann von Müller synchronistisch behandelt, und die Begebenheiten jedes rheinischen Landes oder Staates in dem Zeitalter, wo sie vorgefallen,

neben einander gestellt. Diese Art behielt ich auch jetzt noch in den Perioden der Geschichte unter den Römern, den Franken und den ersten Kaiser-Dynastien, bis auf das sogenannte große Interregnum bei. Denn obwohl man auch schon zu jenen Zeiten den Uebergang zu einzelnen Staaten und Ländern findet, so machen die Begebenheiten doch immer noch zusammen ein Ganzes aus, unter welches sie füglich gestellt werden können. Von dieser Art, die rheinische Geschichte zu ordnen, gehe ich aber nach dem Interregnum ab. Nachdem ich das Ganze zuvor in einem allgemeinen Bilde geschildert habe, schiebe ich die Geschichte eines jeden Landes und Staates ein, wie sie längs dem Rheine hinab auf einander folgten. Dadurch wurde ich zwar zu öftern Wiederholungen und Rückweisungen gezwungen; allein ich zog diese Art der Darstellung der synchronistischen aus folgenden Gründen vor. Erstens ist diese Geschichte, wie ich schon bemerkt habe,

hauptſächlich für die Bewohner des Rheins geſchrieben. Jede Stadt, jedes Land, jedes Fürſtenhaus ſoll darin, nebſt der allgemeinen teutſchen Geſchichte, auch ſeine eigene in einem beſonderen Zuſammenhange finden. Zweitens würden die Begebenheiten einzelner Länder an ihrer Wichtigkeit und Darſtellung verloren haben, wenn ich ſie in dem ſynchroniſtiſchen Strome der allgemeinen Geſchichte nur flüchtig hätte vorbeifließen laſſen. Drittens erſcheint dadurch der Geiſt der teutſchen Völkerſtämme und das Eigene ihrer Geſchichte um ſo lebhafter, jemehr das Einzelne mit dem Ganzen, das Ganze mit dem Einzelnen verbunden in gehöriger Würde dargeſtellt wird. Die Geſchichte der Teutſchen hat das vor jener der andern Volker vorzüglich eigen, daß man ſie ohne die beſonderen Geſchichten ſeiner Stämme und Länder gar nicht verſteht. Der Geſchichtſchreiber der Teutſchen muß alſo wie der Baumeiſter eines gothiſchen Münſters das Einzelne

auf das Ganze, und das Ganze auf das Einzelne berechnen. Wie also zum Beispiel der Dom von Cölln eine plumpe, drückende Steinmasse wäre, ohne seine Kapellen, seine Heiligenhäuschen, und seine durchbrochenen Säulen und Verzierungen; so würde die große germanisch-christliche Verfassung und ihre Geschichte, ohne die vielen in ihr enthaltenen besonderen Verfassungen und Geschichten, eine kalte, steife, drückende Despotie oder asiatische Geschichte geworden seyn. Nach dem ursprünglichen Geiste der Teutschen, wollte jeder freie Mann, jeder Gau und jeder Stamm auch seinen eigenen Stand, und folglich seine eigene Geschichte haben. Darum finden wir das christlich-germanische Europa gleich nach der Völkerwanderung in so viel Reiche, und diese wieder in so viele Staaten und Länder eingetheilt, mit sonderbarer Form und Sitte; aber zusammengehalten durch die christliche Religion und das Kaiserthum. Diese Eintheilung erhielt sich auch

über tausend Jahr unter den germanischen Völkern, so lange nämlich der christlich-germanische Geist ihnen beiwohnte. Nachdem aber dieser entweder durch oberflächliche Raisonnements, oder gar durch Spott lächerlich gemacht, und die Volker nicht mehr nach Sitte und Gewohnheit, sondern nach statistischen Tabellen vertheilt und zerrissen wurden; verfiel auch die einzelne Selbstständigkeit oder Freiheit, und ein schändlicher einformiger Despotismus setzte sich auf den Thron der Kirche und des heiligen römischen Reichs. Obwohl ich aber das alte christlich-germanische Gebäude und seinen Geist in aller der Würde, wie er es verdient, darstellen, und die Ursachen seines Verfalles aufzeichnen werde; so kann ich mich doch nicht überzeugen, daß er durch unsere neuen Kirchen- und Staatsanstalten wieder zum Leben auferweckt werden könne. Was einmal vorüber ist, kömmt wenigstens in seiner alten Form und Gestaltung nicht wieder. Die Vorsehung,

welche im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt die alten Germanier herbeigeführt hat, um auf den Trümmern des alten heidnisch-römischen Reiches ein neues, christlich-teutsches zu stiften, wird, wenn es Noth hat, auch in künftigen Jahrhunderten neue Germanier herbeirufen, um der Welt und ihrer Geschichte neues Leben zu geben. Den Geschichtschreibern kommt es zu, das Große und Gute verflossener Zeiten darzustellen, damit die künftigen Geschlechter Beispiele finden, welche ihnen zur Nachfolge oder Warnung dienen können. In diesem Sinne habe ich denn auch diese rheinische Geschichte geschrieben.

Und nun, meine lieben Landsleute vom rechten und linken Rheinufer! nehmt dieses Werk, welches mich so viele Mühe und Zeit gekostet hat, als den aufrichtigsten Beweis meiner Liebe und Hochachtung an. Bewahret es als euern Hausschatz, euern Bildersaal, euern Stolz. Laßt es nicht durch fremden oder einseitigen Spott aus eurem Andenken ver-

schwinden; denn es enthält, seiner Fehler ohngeachtet, die Bilder unserer ehrwürdigen Väter, die Reliquien unserer heiligen Lehrer, die Quellen eures Wohlstandes, und, wenn ihr wollt, auch die eurer Macht. Nach der großen Völkerwanderung, wodurch alles in Wildheit und Barbarei zurückgeworfen ward, ist vom Rheine her wieder das erste Licht und die Gesetzlichkeit über Europa und die Christenwelt ausgegangen. Auf unsern Feldern und in unsern Städten sind die teutschen Kirchen gegründet, die teutschen Gesetze gegeben, und die teutschen Könige gewählt worden. Unsere Länder gaben der Kirche die heiligsten und klügsten Bischöfe, dem Reiche die größten Kaiser, dem Vaterlande berühmte Gelehrte und Künstler, der Welt einen allgemeinen Handelsverkehr.

Auch in unsern Zeiten habt ihr die Rheingrenze und unser altes teutsche Reich mit euerm Gute und Blute vertheidigt, und seyd bis zum letzten Kampfe rüstig im Felde gestanden. Da-

von, und wie man euch dafur belohnt hat, ſoll die Nachwelt in dem letzten Theile dieſer rheiniſchen Geſchichte hören. Wer wird es uns alsdann übel nehmen, wenn wir dabei an den Spruch jenes alten Dichters denken:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Einen Rächer haben wir ſchon geſehen, wer weis, ob nicht ein zweiter kommt! —

Frankfurt am Main,
den 18ten October 1816.

Niklas Vogt.

Erſtes Buch.

Rheiniſche Geſchichte

im

alten Germanien.

Rheinische Geschichte

unter den

Heermannen und Römern.

Zwischen den hohen Schweizeralpen erhebt sich ein stattliches Gebirg, welches von dem heiligen Gotthard seinen Namen trägt. Um sich her bildet es noch mehrere Gletscherberge, die Furca, den Vogelberg, den Crispalt und den Splügen. Seine höchste Spitze steigt 11280 Schuhe über die Meeresfläche. Im Ganzen genommen ist es einer von den ungeheuren Urfelsen, welche der Erde Gestalt geben; aber seine Bestandtheile sind eben so mannichfaltig, als abwechselnd, denn man findet dort im kleinsten Umkreise die seltensten Fossilien.[1] Aus seinen wasserreichen Klüften strömen rechts und links herrliche Flüsse nach Italien, Frankreich und Teutschland. Unter diesen ist der Rhein, sowohl der Schönheit als Geschichte wegen der berühmteste.

Klein und bedürftig sprudelt er anfänglich neben seinen Geschwistern dem Tessin, der Adda, dem Inn und der Rhone, aus drei verschiedenen Quellen und in drei

1. Mitterberg: die Höhen der Erde.

verschiedene Bächlein zertheilt, von der Höhe herab. Die zwei erstern vereinigen sich bei dem Kloster Disentis; alle drei endlich nicht weit ober Räzuns. Also verstärkt bricht er durch die wilden Schluchten des Felsenthales gen Norden bis nach Schwaben vor, wo er von den jenseitigen Bergen aufgehalten und links nach Westen gewiesen, den Bodensee bildet. Aus diesem tritt er bei Constanz schon kräftiger hervor, stürzt sich noch zwei Mal, bei Schaffhausen und Laufenburg, über die sich ihm entgegenstellenden Felsen herab, und läuft so längs der nördlichen Schweiz fort, bis ihm bei Basel die Vogesen und der Schwarzwald seine endliche Richtung nach dem fernen Norden geben.

Auf diesem letzten Wege durchströmt der Rhein von der Schweiz bis nach den Niederlanden jenes schöne lange Thal, was bald mehrere Meilen breit, bald so enge, wie sein Bett, den Schauplatz der Geschichte bildet, welche wir darstellen wollen. Es ist rechts und links von hohen Gebirgreihen umgeben, wovon es seine eigene Gestalt erhält. An dem rechten Rheinufer hin heißen sie in Schwaben der Schwarzwald und die rauhe Alp, zwischen dem Neckar und dem Maine der Odenwald oder Melibokus, über dem Main nannten sie die Teutschen den Haynrich, die Römer den Taunus. Hinter diesen erstreckt sich der Westerwald; sie endigen mit dem hohen Siebengebirge. Auf dem linken Ufer hängen sie mit dem Jura zusammen und ziehen sich längs dem Elsaße unter dem Nahmen der Vogesen und Hartgebirge vermittelst des Donnersbergs bis an die Nahe. Ueber derselben erhalten sie den Namen Hundsrück, und endigen, nachdem die Mosel zwischen ihnen in den Rhein geflossen ist, ebenfalls mit dem Siebengebirge oder dem Gottesberge.

Von dem Rheine her sieht man in der Nähe oder Ferne ihre Häupter sich über die Wolken erheben. Auf ihren Spitzen eröffnet sich aber die herrlichste Aussicht über die ganze Gegend umher. Dieselbe ist groß und erhaben bei dem Aufgange der Sonne.

Die Höhen der Berghäupter haben verschiedene Naturforscher ausgemessen. Ihre Angaben hat Herr Professor Mitterberg gesammelt. Ich will sie, wie sie längs dem Rhein hinab aufeinander folgen, in nachfolgender Tabelle darstellen.

Auf dem linken Rhein-Ufer.

Namen der Berge.	Seehöhe.	Beobachter.
	Par. Fuß	
I. Die Vogesen.		
a. Von Darney bis zum Grand-Donnon über den Ballon d'Alsace:		
Der Gipfel des Ballon de Servance . .	3726	André de Gy
Der Gipfel des Ballon de Lure, la Haute Planche	3192	Derselbe.
Der höchste Punkt zwischen Chateau-Lambert und La Vieille Verrerie	2877	Derselbe.
Der Berggipfel zwischen Lorival und Remiremont	2864	Derselbe.
Der Sandsteinfelsen la Louviere . . .	2370	Derselbe.
Der höchste Punkt zwischen Chateau-Lambert und Corvallieres.	2314	Derselbe.
Der Gipfel des Haut de Presse. . .	2133	Derselbe.
Das Plateau über dem Grivelthale . .	1190	Berger.
b. Die höchste Kette vom Ballon d'Alsace bis zum Grand-Donnon:		
Der Gipfel des Haut d'Honce	4128	André de Gy
Der Gipfel des Chaumes, über der ehemaligen Abtei Pairis	3942	Derselbe.

Namen der Berge.	Seehöhe	Beobachter.
	Fr. Fuß	
Der Gipfel des Ballon d'Alsace nördlich von Giromagny	3870	André de Gy.
	3140	Derselbe.
Der Gipfel des Bresoir	3814	Ann. d. Voy. 1813.
Der höchste Punkt der nahen Straße am Ballon d'Alsace	3666	André de Gy.
Der Gipfel des Grand-Donnon	3138	Derselbe.
Der Gipfel des Bärenkopfs, südöstlich vom Ballon d'Alsace	2874	Derselbe.
Die höchste Spitze der Passage des Mont St. Diey und Mont St. Marie aux Mines	2365	Berger.
Der höchste Punkt der Straße zwischen Lusigny und Framont, auf dem Plateau am nördl. Fuß des Gr. Donnon	2256	André de Gy.
Der höchste Punkt der Straße zwischen Bussang und Ahai über der Moselquelle, tiefer Einschnitt in die große Kette.	2231	Derselbe.
c. Westlicher Abhang der Vogesen:		
Die Spitze des Haut du Thau od. Neuve Roche	3060	Derselbe.
Die Spitze des Haut du Rhau	2982	Derselbe.
Die Spitze des Ormond	2682	Derselbe.
Der höchste Punkt der Straße zwischen Gerardmer und Vagney	2664	Derselbe.
Der Beragipfel zwischen Fraize und la Croix aux Mines	2436	Derselbe.
Die Spitze des St. Martin	2364	Derselbe.
Der Gipfel des Ghambray-Berges . . .	2202	Derselbe.
Der Felsen am Ghatel-Gehänge	2028	Derselbe.
d. Oestlicher Abhang:		
Der Gipfel des Ballon de Sulz, auch Ballon de Murbach, oder blos Ballon, höchster Punkt der Vogesen, wiewohl ausser der großen Kette.	4422	Berger.
	4318	André de Gy.
	4312	Biertholer.
	4236	Meyer.

Namen der Berge.	Seehöhe.	Beobachter.
	Fr. Fuß.	
Sandsteinhöhe im S des Honac-Schlosses	3090	André de Gy
Der Odilienberg, im unteren Elsaß . . .	2466	Unbekannt
Der Berggipfel zwischen Offenbach und Sülzbach	2376	André de Gy
Mittlere Höhe der Berge über dem Rheinthale, am Eingange des Gregorienthales	2310	Derselbe.
c. Nordöstlicher Abhang:		
Der Donnersberg bei Kirchheim-Poland, über d. Spiegel d. Rheins 1810	2102	Allg. g. Eph.
II. Der Hundsrück.		
Der Franzosenberg	1550	
Der Bopparter Berg	1125	

Auf dem rechten Rhein-Ufer.

Namen der Berge.	Seehöhe.	Beobachter.
	Fr. Fuß.	
I. Der Schwarzwald.		
Der Feldberg, südöstlich von Freyburg, an der Gränze des Wiesen- und Treisamkreises	4603 4386	Wild. Bohnenberger
Der Belchen, östlich von Mühlheim im Wiesenkreise	4357	Wild.
Der Kandelberg, südlich von Waldkirch im Treisamkreise	3901	Derselbe.
Der Köhlgarten, im Wiesenkreise	3792	Derselbe.
Der Rohrkopf bei Gersbach, ebendaselbst	3633	Derselbe.
Der Blauen, südlich von Badenweiler, ebendaselbst	3597	Derselbe.

Namen der Berge.	Seehöhe.	Beobachter.
	Par. Fuß.	
Der Stockberg, ebenfalls im Wiesenkreise	5378	Wild.
Die Sirnitz, südl. von Salzburg, ebendaf.	3313	Derselbe.
Der Marzeller Egarten, ebendaselbst . .	2891	Derselbe.
Der Kniebis, ein Paß im Amte Freystadt	2560	Derselbe.
Der Hohekopf im Amte Gernsbach, über der Rheinfläche bei Steinmauern . . .	2560	Derselbe.
Die Hellache, ebendaf. über der Rheinfläche bei Steinmauern	2476	Derselbe.
Der Berg, worauf Kaltenbronn liegt .	2400	Derselbe.
Die Mannsklohe, im Amte Gernsbach, über der Rheinfläche bei Steinmauern	2236	Derselbe.
Der Berg, worauf die Probstei Bürgel liegt	2091	Derselbe
Der Berg, worauf Kastelberg liegt . . .	1370	Derselbe.
Der Schlingerberg, über den die Landstraße nach Basel geht.	1184	Derselbe
II. Die rauhe Alp.		
Der Roßberg, bei dem Würtembergischen Dorfe Gönningen	3699	Wild (?)
III. Der Odenwald.		
Der Königestuhl bei Heidelberg	2050	Derselbe (?)
Der Malchen, oder sogenannte Melibokus ohnweit Zwingenberg	1550	Hess. Alman. 1813.
IV. Das Taunusgebirge.		
Der große Feldberg, hinter Kronenburg	2605	Prof. Schmidt
Der kleine Feldberg, westlich vom vorigen	2458	Derselbe
Der Altkönig, südl. vom großen Feldberg	2400	Derselbe
Der Roßert, bei Cronstein	1573	Derselbe.
Der Trompeter, bei Wiesbaden	1560	Derselbe.
Die Platte, ebendaselbst	1500	Derselbe.

Namen der Berge.	See-höhe.	Beobachter
	Fr. Fuß	
Der Dünsberg, zwischen Gießen u. Wetzlar	1440	Prof. Schmidt
Der Hausberg, bei Butzbach	1350	Derselbe.
Der Stauffert, bei Eppstein	1285	Derselbe.
Der Storpelberg, bei Wetzlar	1150	Derselbe.
Die Haselhecke, (bei Oberroßbach?) . .	1125	Derselbe.
V. Der Westerwald.		
Der Galgenberg oder Salzburger Kopf .	2604	Becher.
Der Pfaffenhayn	1256	Unbekannt.
Die Altenburg	1216	Unbekannt.
VI. Das Siebengebirge.		
Die Löwenburg	1496	Nose.
	1411	Wenzenberg.
Der Oelberg	1387	Nose.
	1441	Wenzenberg.
Der Gänsehals	1377	Derselbe.
Die Wolkenburg	1418	Nose.
	1013	Wenzenberg.
Der Drachenfels	1473	Nose.
	1043	Wenzenberg.
Der Petersberg	1040	Derselbe.

Von diesen Bergspitzen und Gebirgen fließen dem Rheine folgende Flüße und Flüßchen zu, welche, je näher er nach den Niederlanden kommt, seine schöne Fläche entweder verbreiten oder sein Bett vertiefen. Nachdem er schon aus den Schweizergebirgen die Thur, dann die Reuß und die Limmat durch die Aar aufgenommen hat, erhält er links aus den Vogesen und dem Hundsrück die Ill, die Lauter, die Queich, die Selz, die Nahe, die Saar mit der Mosel, die Nette und die Ahr;

rechts von dem Schwarzwalde und der rauhen Alpe die Wiesen, die Elz, die Treisam, die Kinzig, die Murg und die Kraich, und durch den Neckar, die Fils, die Rems, den Nagold, den Kocher und die Jart. Der Odenwald und Melibocus schicken ihm unmittelbar nur zwei kleine Flüßchen, die Wesniz und die Schwarzbach zu. Dagegen erhält er von ihnen manche andere Gewässer durch den Main. Eben dieser Fluß bringt ihm auch von dem Taunus und dem Vogelsberge die Nid und die Krüstel. Von dem Westerwalde und dem Siebengebirge erhält er die Lahn, die Sayn und die Sieg. Die Röer, die Lippe und die Ruhr kommen aus entfernteren Gebirgen.

Der Vergrößerung durch so viele Flüße ungeachtet, kostete es den Rhein noch manche Stöße und Umwege, ehe er sich sein heutiges Bett gebahnt hatte. Die Namen Prubrhein[1] oder Speier, Altrhein unter Worms, und der Altesand unter Mainz zeigen noch von einem veränderten Laufe. In den Gegenden, wo große Flüße sich mit ihm vereinigen, wie der Neckar bey Mannheim, oder der Main bei Mainz, findet man bei dem Ausflusse rechts und links am Ufer Flugsand. Dieser ist zu ganzen Hügeln aufgethürmt, wo der Fluß erst ein Felsenthal durchbrechen mußte, wie oder Bingen auf der Ingelheimer und Heidesheimer Haide. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er dort zuvor einen großen See gebildet habe, dessen Arme sich bis an den Melibocus und Donnersberg[2] erstreckten. Die Schichten der Gebirge,

1. Vielleicht der Frührhein oder Bruchrhein.

2. Erst kürzlich hat man das Gerippe eines Rinoceros bei Alzei gefunden. Ein Beweis des oben Gesagten. Auch findet man versteinerte Palmen.

welche sein Bett verengen, laufen in gleichen Richtungen unter seinem Wasser hin. Bei Bingen, St. Goar und Hirzenach stehen sie übereinander gethürmt und zeigen von großen Naturumwälzungen, sowohl durch Feuer als Wasser. Hinter Andernach umfaßt der Krater eines ausgebrannten Vulkans einen See, dessen Wasser 660 Schuhe über der Rheinfläche steht.[1]

Das Rheinthal selbst ist sehr fruchtbar. Ursprünglich war der bei weitem größere Theil desselben entweder mit Waldungen oder Wiesen überdeckt. In und um den Fluß bilden sich Inseln und Halbinseln mit köstlichem Boden. Die spätern Anpflanzungen aller Arten von Getraide, von Obst, edlen Früchten und Weinstöcken bürgen für die schon ursprüngliche Fruchtbarkeit seiner Gaue. Auch unter der Erdfläche findet man dem Menschen nöthige und nützliche Erzeugnisse: Eisen, Silber, Quecksilber, Steinkohlen, Marmor, Schieferstein, Salz. Der Rhein selbst führt Goldkörner in seinem Bette. Man hat daraus in unsern Zeiten Dukaten gemünzt mit der Umschrift:

So glänzen die Ufer des Rheines.[2]

Die Stahl-, Schwefel- und Salzquellen zu Baden, Wiesbaden, Soden, Schwalbach, Weilbach, Selters, Dünstein, Ems und Schlangenbad dienen dem Menschen zur Erquickung und Gesundheit.[3]

Mit dieser Fülle des Reichthums verband die gütige Natur auch die Fülle der Schönheit. Dichter, Maler und Reisebeschreiber haben die Rheinländer schon von langen Zeiten her zum Gegenstande ihres Lobes gemacht.

1. Der Laacker See, a lacu.
2. Sic splendent littora Rheni.
3. S. v. Gerning die Heilquellen des Taunus.

Kaum rieſelt er aus ſeinen drei Quellen vom Gotthardsberge herab, ſo bildet er ſchon in der Schweiz ein romantiſches Thal von Diſſentis bis zum Bodenſee. Zwiſchen hohen dunkeln Gebirgen eingeengt durchbricht er Felſen und Wälder, reißt Steine und Stämme mit ſich fort, und ſchießt ſchäumend und tobend in ſo gewaltigen Fällen längſt dem Thale hin, daß die über ihm aus Aeſten und Brettern zuſammengefügten Brücken erzittern. Ein ſchauerliches Bild für den kecken Pinſel eines Salvator Roſa. Unter dem finſtern Rheinwald bei Rufeln wird das Thal ſo wild und graus, daß ihm das Volk den Namen des böſen Weges gegeben hat.

In dem Bodenſee ſammelt der junge Rhein ſeine Gewäſſer und Kräfte zu einer weiten ruhigen Fläche, auf welcher ſich die ſchöne Natur umher ſanft abſpiegelt. Auf ihrer Mitte ſchimmern zwey liebliche Eilande, die Mainau und Reichenau, wie blühende Gärten, und verſchönern ſowohl den See als ſeine fernern Umgebungen. Kaum aber iſt der noch wilde Fluß aus dieſen ſanften Banden wieder hervorgetreten, als er in neuen und ſchrecklichern Fällen die Felſen durchbricht. Der Rheinfall bey Schafhauſen iſt von jeher als eines der herrlichſten Schauſpiele der Natur gehalten worden. Zu ſeiner Rechten iſt eine Schmiede an die Felſen angebaut, mit ſonderbaren Häuſchen und Gerüſten, zur Linken erhebt ſich ſtolz auf der dunkelgrünen Höhe das maleriſche Bergſchloß Lauffen mit vielen Thürmen und zackigen Wänden. Unten aus dem Abhange ſtroßen kahl, oder nur auf dem Haupt mit Geſträuch und Moos bedeckt, zwei Felſen herauf, durch die Länge der Zeit ſchon ausgehöhlt. Hinten aus dem dunkeln Gebirgſchlunde kömmt der Rhein hervor und verſchlingt ſich in tückiſche Wirbel, wie er ſich den

Felsen nähert. Dann schießt er plötzlich und pfeilschnell gegen sie an; sein zuvor dunkelgrünes Wasser bricht sich in ein wildes Gewirre von weißen, blauen, grünen und grauen Strudeln, und stürzt in ungeheuern Bächen und mit schrecklichem Getöse fünfundsiebzig Schuhe tief in den Abgrund herunter. Der Fall verhallt wie ein naher Donnerschlag, die Gegend umher wird erschüttert, die Wellen schießen schäumend und wirbelnd im Thale fort, der Dampf steigt an dem dunkeln Berge wie eine Nebelwolke hinauf, indeß die Sonnenstralen in den aufgelösten Tropfen mit schönen Regenbogen-Farben spielen. Die berühmten Maler Lauterburg, Schütz und Hess haben diese hohen Naturschönheiten zum Studium ihrer Kunst, die Dichter Haller, Göthe und Matthissen zum Gegenstande ihrer Gedichte gemacht.

Bei Laufenburg wiederholt der Rhein noch einmal, obwohl nicht so fürchterlich, das herrliche Schauspiel; dann nimmt er bei Basel sich rechts drehend jenen ruhigen Lauf an, wodurch er ein reiner Spiegel der ihn umgebenden schönen Natur wird. Rechts von dem Schwarzwalde, links von den Vogesen sanft begleitet, durchschlängelt er, sich dehnend und windend, die vielen Auen und Inseln des reichen Schwaben- und Elsäßerlandes. Das Frikthal, Murgthal und Neckarthal sind vortreffliche Schattirungen in dem großen Bilde.

Von Speier bis nach Mainz herab sind seine Ufer rechts und links ein blühender Garten geworden, durch Haine, Auen, Weinberge und Fruchtfelder reizend. Die Anhöhen von Heidelberg, Starkenburg und Oppenheim gewähren davon die freieste Ansicht. Herrliche, zwischen großen Baumgruppen aufstrebende Ruinen im Vorgrund, eine volk- und früchtereiche Ebene im Goldduste der

Abendsonne verschmolzen als Hintergrund, würden auch einem Claude Lorrain Stoff zu neuen Dichtungen geben.

Bei Mainz, wo der Main sich mit dem Rheine vereinigt, rücken die Gebirge nach Norden zu näher zusammen, und bilden um den stillen Fluß her das köstliche Rheingau. In diesem Paradiese Teutschlands findet der Künstler die reizendste Verbindung von sanfter und wilder Schönheit. Sey es, daß man die Landschaft auf den Anhöhen bei Hochheim und Erbenheim von oben hinunter, oder auf dem Johannesberg und Niederwald von unten hinauf, oder zu Ingelheim wie ein Panorama im Ganzen betrachtet, überall findet man die schönsten und mannichfaltigsten Bilder der Natur.

Bei dem Ausflusse der Nahe und dem Bingerloche werden sie immer höher, wilder, schauerlicher. Mit den Krümmungen des Flusses kommen und verschwinden sie wie in einer Zauberlaterne. Wie sich eine Aussicht von hinten verschließt, thut sich eine andere und seltsamere von vorne auf. Bei dem Lurlei und St. Goar wird sein Bett so eng, so tief, sein Ufer so graus und wild, daß er in die Schweiz zurückgetreten zu seyn scheint. Die verschiedene Gestalt und Farbe der Berge und Felsen, das Drehen und Wenden seines Laufes, die vielen Wirbel und Klippen ober und unter seiner Fläche, die magische Beleuchtung durch einfallende Lichter und Schatten, nebst den mannichfaltigen Gebäuden, Trümmern und Anlagen, welche später seine Bewohner umher angepflanzt haben, machen diesen Theil des Rheinufers zu einem wahren Feenlande. An ihm haben Sachtleben, Merian, Schneider und Schütz ihre Pinsel versucht.

Unter Coblenz öffnet sich das Rheinthal wieder in eine freie, liebliche Fläche. Nachdem der bisher einge-

engte Strom zuerst rechts die Lahn, dann links die Mosel aufgenommen hat, durchblickt er über drei Stunden ein schönes, freundliches Land, zu allen Arten von Bildern tauglich. Bei Andernach dreht er sich noch einmal, wie bei Bingen, in einen Gebirgsschlund, welcher zwar nicht so steil und enge, wie in der Schweiz und bei St. Goar, aber eben so romantisch und malerisch ist, wie dort. Bei Bonn endigen sich die Berge in sieben hohe Häupter, groß, herrlich, göttlich. Sie geben mit ihren zackigen Spitzen und grauen Gestalten den lieblichen kleinen Auen und Fluren im Thale den schönsten Kontrast: große Bilder in Claude Lorrains und Schönbergers Manier. Unter Bonn wird das Land immer flacher und flacher, obwohl noch fruchtbar und schön, wie die Bilder der Niederländer. Endlich verliert sich der majestätische Fluß in seinen eigenen Sand und das Meer. Nun glänzen die Mondscheine von van der Neer und die Stürme von Bonaventura Peters. Ich habe hier nur eine allgemeine flüchtige Skizze der Rheinschönheiten entworfen, ausgemalt werde ich sie bei jedem Gaue besonders darstellen.

Die lebendige Natur um den Rhein entspricht der leblosen. Unter seinen Fischen sind die Karpfen, die Salmen, die Aale, Hechte und Störe schon von den Romern her bekannt; eben so findet sich noch heut zu Tage das Gewild und Geflügel, was die alten Teutschen in den Wäldern und auf dem Felde jagten, als Hirsche, Rehe, Schweine, Hasen, Auerhahnen, Schnepfen, Adler, Habichte ꝛc. Die Viehzucht wurde schon zu des Drusus Zeiten in den Rheingegenden getrieben. Alle diese Geschöpfe übertrifft aber der Mensch. Wir haben zwar vor Julius Cäsar keine Nachrichten von

dem innern Zustande der Rheinbewohner, denn sie selbst hatten keine Geschichtschreiber, und ihre Volkslieder sind entweder vergessen oder verlohren worden. Indessen geben uns die Römer solche Beschreibungen von ihnen, an welche wir die künftige Geschichte füglich anreihen können.

Nach Cäsar und Tacitus waren die eigentlichen Teutschen diesseits des Rheins ein starker, gutgebildeter, kräftiger Schlag von Menschen, mit blauen Augen, blonden Haaren und trotzendem Gesichte. Schon von Jugend auf wurde der Germanier zum Kriege gebildet. Religiosität, Tapferkeit, Freiheitsliebe und Keuschheit waren seine Tugenden; Liebe zum Trunke, zu Schlägereien, und Behaglichkeit nach dem Kampfe seine Fehler. Jenseits des Rheins mochte schon mancher Stamm, erst mit den Galliern, dann mit den Römern vermischt, deren Sitten angenommen haben. Auch finden wir dort schon früh Menschen mit schwarzen oder braunen Augen und Haaren. Tacitus nennt uns verschiedene Völkerstämme, welche die Ufer des Rheins bewohnt haben; aber die Namen sind von ihm wohl nicht richtig angegeben, weil es ihm hart war, teutsche Worte in das Lateinische zu übersetzen. Oft scheint er Staatsnamen mit Stammnamen verwechselt zu haben. Die ächten Volksbenennungen muß man daher in der künftigen Geschichte nachsuchen.

Ueberhaupt lassen sich die Teutschen vor den Kriegen des Julius Cäsar in Schwäben[1] und Härzer[2] abtheilen. Jene wohnten an den Gränzen Teutschlands am Rheine und an der Donau, diese im Innern des Landes bis an die Ostsee. Vielleicht werden sie bei Tacitus durch

1. Suevi, die Umherschweifenden, Schwäbenden.

2. Hermeri.

die Namen der Ausgauwohner * und Ingauwohner * unterſchieden. Die Schwäben hatten keinen beſtimmten Aufenthalt, und machten ſchon zur Zeit des Cäſars einen großen Völkerbund von hundert Gauen aus, welche unter einem gemeinſchaftlichen Könige, dem Ehrenveſt * ein umherſchweifendes oder ſchwäbendes Heermannien, und unter einem gemeinſchaftlichen Nationalfürſten, ein aus allen Männern beſtehendes Allemannien, bildeten. Die hundert Gaue, welche Cäſar als Bundesgenoſſen angibt, hielten ſich zu ſeiner Zeit zwiſchen der Donau, dem Oberrhein, dem Lech und dem Neckar oder Main auf. Ihre Vor- oder Grenztruppen hieſſen Markmänner, und der angreifende Theil davon der Heermund. Von dieſem Schwäbenbunde zogen unter Ehrenveſt drei Gauvölker oder drei Bücher * über den Rhein, und ließen ſich längs den Vogeſen hin, von der Ell bis zu der Nahe, im Gebiete der Gallier nieder. Die, ſo an der Ell oder Ill anſäſſig wurden, nannte man die Elſäſſer. Der zweite Stamm, welcher ſeine Wohnung am Speyerbache nahm, erhielt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von ſeiner neuen Wohnung oder der neuen Matte den Nahmen Neumätter; * der dritte dehnte ſich bis an die Nahe aus. Die Römer nannten ihn Wangionen, woraus einige Wort- und Alterthumsforſcher, der Schönheit des Landes wegen, den Namen Wonnegauer gemacht haben; gewiſſer aber iſt, daß

1. Istaevones.
2. Ingaevones.
3. Arioviſtus.
4. Triboccii.
5. Nemetes.

der Hauptort derſelben, Vormagen[1] dem Gaue ſpäterhin die Namen Wormsgau oder Wormsfeld gegeben hat.

Unter dem Neckar und Main, welcher Teutſchland in ſüdliche und nördliche ſcheidet, wohnten auf dem rechten Rheinufer die Ubier bis über die Wetter und Lahn hin, auf dem linken aber die Drüberer oder Trierer,[2] von der Nahe an, bis über die Moſel hinaus. Ob die Namen beider Völker von den zuſammengezogenen Wörtern hüben und drüben[3] herkommen, wollen wir den Alterthumsforſchern überlaſſen; aber beyde hatten des fruchtbaren Bodens und nahen Galliens wegen ſchon Städte, Dörfer, Ackerbau, Gewerbe, Handel und eine feſtere Verfaſſung. Die Trierer finden wir in der künftigen Geſchichte als tapfere, Freiheit liebende, und ſelbſt unter dem Joche der Römer noch muthige Leute. Dagegen ſchildert uns Cäſar die Ubier als ein gebildetes, verträgliches, geſetzliches Volk, das ſchon mehr die Künſte des Friedens als des Krieges liebte, mehr zur Landwehre als Fehde aufgelegt war. Darob wurde es auch von ſeinen kriegeriſchen Nachbarn, den Schwaben und Häſſen gedrängt und zur Steuer gezwungen. Dieſer unruhigen Nachbarſchaft wegen haben ſich vielleicht ſchon früher einige ſeiner Stämme, welche am Main oder Rhein hinab wohnten, die Mainaber, Oberrheingauer und Wiesbäder,[4] nach den Niederlanden geflüchtet, und ſich dort mit den Engern[5] niedergelaſſen. Als die Römer

1. Borbetomagus.
2. Ubii, Treviri.
3. Hirüben, dort über dem Rhein.
4. Menapii, Oburingavi, Usipetes, Usipii.

an den Rhein kamen, ſuchten ſie der Ubier Freundſchaft, und Agrippa vermochte endlich das ganze Volk, das rechte Rheinufer zu verlaſſen, und ſich unter die Trierer an dem linken anzuſiedeln. Seine alten Wohnſitze nahmen hierauf die Schwaben bis an den Main, die Häſſen bis über die Lahn ein. Der letztern Stämme, welche ſich da niederließen, kommen nun unter dem Namen der Mattier und Lahngauer vor.'

Die Häſſen waren ein vorzüglich tapferer Stamm der Teutſchen. Sie hatten, wie Tacitus ſagt, abgehärtete Körper, einen ſtarken Knochenbau, drohende Mienen und lebhaften Geiſt. Im Verhältniß gegen andere Teutſche zeigten ſie viel Klugheit und Verſtand; ſie wählten ihre Fürſten mit Einſicht, hörten auf ihr Kriegswort, hielten Reih' und Glieder, wußten die Gelegenheit abzuwaſſen und den Angriff zu verſchieben; am Tage ordneten ſie ihre Stellung, Nachts verſchanzten ſie ſich. Vom Zufall erwarteten ſie wenig, alles von ihrer Tapferkeit. Was aber unter Barbaren ſo ſelten und nur der römiſchen Kriegskunſt eigen iſt, ſie baueten mehr auf Heerführer, als auf das Heer. Ihre Hauptſtärke beruhete auf dem Fußvolke, das, außer den Waffen, noch mit Kriegs- und Mundvorrath bepackt war. Andere Völker Teutſchlands glaubte man zur Landwehre auszurücken, die Häſſen zur Fehde. Aller Anfang des Streites war bei ihnen. Selten wagten ſie Streifereien oder Gefechte aufs Ungefähr. Der Reiterei war's eigen, ſchnell zu ſiegen und ſchnell zu weichen. Die Jünglinge ließen ſo lange Haare und Bart wachſen, bis ſie ihre Tapferkeit erprobt hatten. Auch trugen die tapferſten eiſerne Ringe, als eine Art von

Band, von dem ſie ſich durch die Erlegung eines Feindes löſen mußten. Wer ſich Freunden und Feinden alſo bewährte, wurde unter ihnen für einen ganzen Kärl gehalten. Solche ſtanden immer im Vordertreffen und begannen die Schlacht; ein ſchrecklicher Anblick, denn auch im Frieden verlor ſich ihr trotziges Anſehn nicht. Sie hatten keine Wohnſitze, kein Feld, keine Hausſorge. Wo ſie hinkamen zechten ſie verſchwenderiſch mit fremdem, nachläſſig mit eigenem Gute, bis ſie blutloſes Alter zu ſolchen Thaten kraftlos machte.

Unter der Lahn lebten zwiſchen der Sieg und dem Siebengebirge die Siegauer,[1] ein eben ſo tapferer Schlag von Menſchen, wie die Häſſen, nur weniger eroberungsſüchtig. Ich wollte faſt behaupten, daß die Trierer vor ihnen aus auf das linke Rheinufer an die Moſel gewandert ſeyen. Auch die Tungern und Nervier[2] mögen ſich alſo an der Maas feſtgeſetzt haben. Die Inſeln und Haiden des Niederrheins ſind aber von den in einem bürgerlichen Kriege vertriebenen Häſſenſtämmen, den Bälgen und Bätauern[3], eingenommen worden.

Hinter dieſen Völkern auf dem rechten Rheinufer theilten die Härzer[4] und Thüringer die Thäler des Harzwaldes[5] unter ſich. Ihre Stämme hießen nach Flüſſen und Gauen die Brücher, die Hammauer, die Haſauer, die Fuſauer.[6] An der Nordküſte hin lebten die Frieſen, die Kauzen, die Angeln und die

1. Sigambri.
2. Tungri, Nervii.
3. Belgae, Batavi.
4. Herusci, Thuringi.
5. Silva hercinia.
6. Bructeri, Hasuarii, Fusii.

Cimbern.[1] Ein Stamm dieſer nordteutſchen Völker mochte ſeiner langen Meſſer wegen den Namen Sachſen erhalten haben. Auch mochten ſie ſich ſchon in die oſtfäliſchen und weſtfäliſchen Stämme getheilt haben, in deren Mitte oder Enge die Angern wohnten.[2]

Nach dieſen angegebenen Sitzen der teutſchen Völker hatten zu der Zeit, als die Römer an den Rhein kamen, die Schwäben, die Häſſen, die Ubier, die Siegauer und Bätauer ſein rechtes, die Elſäſſer, Neumärter, Wormsgauer, Trierer und Bälgen ſein linkes Ufer beſetzt. Die diesſeitigen Teutſchen lebten noch mit urſprünglicher Einfalt wie Jäger-, Patriarchen, oder Waldkönige in ihren Hütten und Höfen, welche mit einem Zaune oder mit einer Wehre umgeben waren; daher man ſie auch Wehren nannte. Der Hausvater war Richter, Prieſter und Regent ſeiner Familie. Er belohnte oder beſtrafte ſeine Hausgenoſſen nach ſeinem eigenen Gutdünken; ſeine Kinder waren ſeine natürlichen Erben. Es gab kein Teſtament. Die Weiber und Knechte mußten das Hauswesen beſorgen. Der Mann war da als Hirt und Jäger, um Nahrung zu ſchaffen; als Krieger, um ſeine Hütte zu vertheidigen. An den Freund- und Feindſchaften der Familie mußten die Verwandten Theil nehmen. Die Ehen wurden mit Zuthun der Aeltern durch Liebe und Häuslichkeit geſtiftet. Daher brachte auch der Bräutigam, nicht die Braut, das Hochzeitgeſchenk mit. Es beſtand in einem Joche Ochſen, in Waffen und dem Streitroſſe. Es ſollte das Weib an Treue und Häuslichkeit, den Mann an Schutz und Geſälligkeit erinnern. Die Mütter

1. Frisii, Chauci, Angli.

2. Ostphali, Westphali, Angrivarii.

stillten und erzogen ihre Kinder selbst, bis sie erwachsen und als Jünglinge vom Vater zum Kriege gebildet wurden.

Eine vorzüglich geschätzte Tugend der Teutschen war die Keuschheit, und ihre Sitten hierin sehr strenge. Die Mädchen kannten weder Liebestränke noch Liebesbriefe, und spät war ihre Verheirathung. Sie begnügten sich mit der Hoffnung, sicher einen Gatten zu finden. Ehebruch wurde von dem Manne selbst bestraft. Er konnte das untreue Weib mit abgeschnittenen Haaren durch den ganzen Gau peitschen, und aus seinem Hause jagen. Die Weiber hingen daher treu an ihren Männern; sie pflegten sie im Hause und nach der Schlacht, wo sie selbst ihre Wunden aussaugten.

Gastfreiheit wurde unter ihnen heilig gehalten. Sie bewirtheten die Fremden mit Wohlwollen und Unterstützung. Sogar wurden ihnen Geschenke und Nahrung auf die Reise mitgegeben. Gegen Feinde waren sie aber fast unversöhnlich, besonders wenn Falschheit mit unterlief. Daher opferten sie selbe ihren Göttern, oder sie mußten besiegt ihnen als Knechte dienen.

Jagd, Schmauß, Glücks- und Kampfspiele waren ihre Belustigungen; sie arteten aber oft in Völlerei, Schlägereien und selbst in den Verlust ihrer Freiheit aus. Man hat Beispiele, daß Männer, wenn sie im Spiele Alles verloren hatten, zuletzt, was ihnen doch sonst lieber als das Leben war, ihre Freiheit, daran setzten.

So lebte der ächte Teutsche ursprünglich mit seiner Familie auf seinem Hofe, von seinen Nachbarn entweder durch Frieden oder Wehre geschieden. Man hasste das Zusammenwohnen in Städten oder Dörfern als ein Gefängniß. Indessen machte Nachbarschaft und gemeine Ver-

theidigung die erſte bürgerliche Verfaſſung nöthig. Mehrere Hausväter, welche entweder an einem Bache, oder in einem Walde beiſammen wohnten, verbürgten ſich untereinander einen Landfrieden durch gemeinſchaftliche Geſetze oder Rächtungen; und verſprachen ſich auch gemeinſchaftlichen Beiſtand und Schutz, wenn ein Feind ſie angreifen würde. So entſtand die erſte Gauverfaſſung in Teutſchland nach Hunderten [1] und Gauen oder Grafſchaften.

Jeder freie Mann oder Jüngling, welcher von der Gemeinde beſchauet und als waffenfähig erklärt war (denn Waffen machten den Bürger), wurde Genoſſe eines Gaues, und hatte Sitz und Stimme bei der Gauverſammlung. Dieſe wurde monatlich beim Eintritte des Neulichts entweder in einem Thale, oder bei einem Mahle gehalten, und daher Landtag oder Gaumahl = Gauding genannt. Hier wurden Geſetze gegeben, Krieg und Frieden beſchloſſen, die Grafen (Alten, Grauen, Erfahrnen) zu Richtern, die Tapfern zu Fürſten und Herzögen gewählt. Der Gaupriester oder Ehwart war im Namen Gottes Lenker dieſer Verſammlungen. Er allein konnte Stillſchweigen gebieten. Bei dem Gaumahle oder Gauding war auch der Richterſtuhl oder Dingſtuhl, wo die Rechtshändel bedingt, angeklagt und gerichtet werden konnten. Er beſtand aus einem oder mehreren in einem Kreiſe liegenden Steinen, worauf die Grauen und Weiſen ſaßen und Recht ſprachen. Ob die im Binger Walde in einem Kreiſe liegenden Steine, welche ich mit dem Gelehrten Gärtner auf der Jagd entdeckte, ein altes Gaumal waren, will ich gerade nicht behaupten, deſto

1. Hundert Höfen.

2. Mallum. Davon mehr im folgenden Buche.

zuverläſſiger ſind es aber jene geweſen, welche Sorber in ſeiner Schrift über die Gauverſammlungen der alten Teutſchen beſchrieben hat. Die Geſetze hatten auf jeden Fall ſchon die Strafe bedingt; dieſe wurde, weil ſie wegen der Selbſtwehre angeſetzt war, das Wehr- oder Friedgeld genannt. Sie beſtand in der Entrichtung einer beſtimmten Zahl von Vieh oder Waffen. Jeder Kläger und Beklagte hatte erſt durch Zeugen und Geſchworne den Fall zu beweiſen, die Grauen und Weiſen aber alsdann die Strafe nach dem Geſetze auszuweiſen. Daher wurden ihre Urtheile auch Weisthümer genannt.

Sowohl aus der Gau- als Gerichtsverfaſſung der alten Teutſchen kann man erſehen, wie ſehr Alter und Tapferkeit bei ihnen geſchätzt waren. Die hochgeehrten Namen von Grauen, Weiſen, Fürſten, Herzogen, Adelichen, Heer- oder Wehrmännern, welche auch ſpäterhin die von ihnen geſtifteten Reiche zierten, ſind Beweiſe davon. Selbſt die Wörter: beweiſen, ausweiſen, Weisheit, edel, Führer, vorherziehen, Leiten, richten ꝛc. ſind davon hergeleitet. Daß ſie ihre Prieſter, als die weiſeſten und Gott geheiligten Männer, Ewarten oder Geſetzwärter, Geſetzhüter nannten, weil ſie die Leitung und Heiligung der geſetzgebenden Gewalt übten, iſt zugleich ein Beweis, wie heilig ſie die Ehe hielten; denn das Wort Ehe und Geſetz war beinahe gleichbedeutend.

Wenn mächtige Feinde eine Gegend bedroheten, thaten ſich mehrere Gaue zuſammen, und bildeten nun ein Volk, ein Reich. Die Gauverſammlungen wurden jezt Reichsverſammlungen, und die Landtäge Reichstäge, Mayfelder; der gemeinſchaftliche Anführer wurde

ein König, und der Oberprieſter ein National-Thwart, welcher die Fahne Gottes führte; denn wie der Gau oder das Herzogthum und Königreich zum Frieden gebildet war, ſo auch zum Kriege. Jeder waffenfähige Mann war Krieger; jede Hundrede hatte ihren Hauptmann, jeder Gau ſeinen Fürſten oder Herzog, das Reich ſeinen König. Was alſo im Frieden ein Allemannien war, wurde im Kriege ein Heermannien.'

Neben und in dieſer Verfaſſung zur Landwehre bildete ſich auch unter dem nie kriegeriſchen Volke eine andere zur Fehde. Wenn nämlich ein Gau oder ein Land lange in Ruhe war, thaten ſich die kriegsluſtigen Männer und Jünglinge zuſammen, wählten ſich einen Fürſten, und zogen aus in fremde Länder nach Krieg und Beute. Unter beiden Verfaſſungen ſahe man bald einen merklichen Unterſchied in Geiſt und Geſtaltung. In der Landwehre bildeten ſich die Rotten und Kriegshaufen nach Familien und Nachbarſchaften, in der Fehde nach Anordnung des Fürſten. Bey erſterer war Vertheidigung (Landwehr), bey letzterer Angriff (Fehde) Zweck. Bey der Landwehre wurden die Anführer von dem Volke gewählt, bey der Fehde von den Fürſten. Bey jener verpflichtete der Bürgereid, bey dieſer der Lehneid. Dem konnte nur der Prieſter belohnen und züchtigen, hier auch der Fürſt; die Landwehrigen zogen unter der Fahne Gottes aus, die Fehde- oder Lehnleute unter der des Fürſten; daher auch Adel, Lehngeſchenke, Ehrenämter und Lehnpflicht.

Das Band der ganzen Staatsverfaſſung war die Religion. Ihre Vorſtellungen und Gebräuche waren einem freien Volke angemeſſen. Sie glaubten, daß es unter der

Würde der Götter sey, selbe in Tempel und Häuser einsperren zu wollen, und verehrten sie in dunkeln heiligen Hainen. Sie glaubten an Vogelflug und Wahrsagereyen, und traueten hierin den Weibern eine vorzügliche Einsicht zu. Ihre Priester waren theils Sänger, welche die Thaten der Götter und Helden verherrlichten, theils Ehwarten, welche im Namen der Götter Krieg und Frieden heiligten, theils Blutmänner, welche Thiere und Menschen schlachteten. Von ihren Göttern können wir in den unrichtigen Worten der griechischen und römischen Geschichtschreiber nur noch die Namen Tanfan (Anfang aller Dinge), den Thor, dann den Hermann (Kriegsgott), die Hertha (Erde), die Sonne, den Mond und die Freya (Liebesgöttin) finden. Bey den ganz rohen teutschen Völkern galt als Himmel und höchste Glückseligkeit, wenn sie in Wallhalla sitzen, und aus den Schädeln ihrer Feinde Bier trinken konnten. Bey jenen, welche am Rhein wohnten, mochten sich wohl diese Begriffe verfeinert haben; denn schon im Ossian finden wir menschlichere Vorstellungen des Zustandes nach diesem Leben.

So waren die Sitten, so die Verfassung der Teutschen überhaupt, und jener, welche mehr im Innern des Landes lebten. Die Rheinbewohner hatten schon engere bürgerliche Bande, und näherten sich den gallischen Anstalten und Gebräuchen. Nach den Beschreibungen des Cäsars und Tacitus machten die Gaue der Schwäben, wie wir gezeigt haben, einen großen Völkerbund, unter einem gemeinschaftlichen Könige, aus; daher sie auch später die Allemannen und Heermänner genannt wurden. Sie hatten ihre Markmänner,[1] ihren Heer-

1. Marcomanni.

mund[1] und Heerbann,[2] ihre Wachten,[3] Burgmänner,[4] Ringwälle, Hunderten, Fürſten, Herzoge, Könige. Auf dem linken Rheinufer finden wir bei den Elſäſſern, Neumägern, Ubiern und Trierern ſchon Städte, Senate, Regentenfamilien, und obwohl ſie größtentheils Teutſche waren, galliſche Verfaſſungen. Der Name der Städte Neumagen, Remagen, Vormagen, Brumagen, Magenz, Bodbrük, Andernach und Drüber[5] zeigen von keinem römiſch-lateiniſchen, ſondern einem zeltiſch-teutſchen Urſprunge. Sie waren Vereinigungs- und Ueberfahrtsorte oder Baumale der rheiniſchen Stammvölker. Der gelehrte Gärtler will in dem Binger Walde, bey großen in einem Kreiſe liegenden Steinen, ein altes Baumal entdeckt haben. Viel gewiſſer iſt die Behauptung des gelehrten Hontheim, welcher einen Pfeiler der Moſelbrücke und das ſchwarze Thor bey Trier für altteutſche Gebäude hält. Ob die Oerter Imhain im Iſenburgiſchen, Hättenhayn bey Schwalbach, und der Gottesberg[6] bey Bonn, teutſchen Gottheiten geweiht waren, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen; daß

1. Hermunduri.

2. Heribannus.

3. Wactas etc.

4. Burgundiones.

5. Noviomagum, Rhenomagum, Borbetomagus, Brocomagus, Magontia, Bodobriga, Antomacum, Trebiri oder Treviri.

6. Ara ubiorum.

aber die Teutſchen, welche am Rhein wohnten, ſchon feinere Sitten, eine geſchmücktere Kleidung, Handlung und Gewerbe hatten, gibt Tacitus nicht undeutlich zu verſtehen.

Tu regere imperio populos, Romane, memento.

In einem ſolchen Zuſtande fand Julius Cäſar die Rheinbewohner, als ſie im großen Schwäbenbunde unter Ehrenveſt gegen ihn ſtritten. Schon vor der Ankunft der Römer hatte ſich dieſer teutſche Fürſt zum Könige von hundert Gauen erhoben, und erſt kürzlich noch ein galliſches Volk, die Heduer, mit Hülfe der Sequaner ſeiner Herrſchaft unterworfen. Die Gallier aber wollten wohl Bundesgenoſſene der Schwäben, aber nicht Unterthanen ihres Königs ſeyn. Aufgebracht über das harte Benehmen des Ehrenveſt, ſuchten ſie Hülfe bey dem römiſchen Feldherrn, und dieſer ſah ihren Haß gegen die Teutſchen als das ſchicklichſte Mittel an, ſeine Eroberungen zu ſichern.

Indeſſen war der Ruhm der Tapferkeit, welchen ſich die Schwäben in Teutſchland und Gallien erworben hatten, auch zu den römiſchen Legionen gedrungen. Cäſar verſuchte daher erſt Unterhandlungen mit dem teutſchen Könige, ehe er ſich in ein Treffen einlaſſen wollte. Er ließ ihn durch Geſandte zu einer beſondern Zuſammenkunft einladen; aber Ehrenveſt, trotzend auf ſeine Siege und die Anzahl ſeiner Völker, antwortete mit Stolz: »Wer »iſt der Cäſar, daß er mir zumuthen will, ihm entgegen

»zu kommen? Hat er etwas mit mir abzuthun, so steht »ihm der Weg zu mir offen, wie mir zu ihm. Er hat »sich aber eben so wenig um unsere teutschen Angelegen»heiten zu bekümmern, als ich mich um seine römischen. »Hat er Lust, sich mit mir in einem Treffen zu messen, »so soll er die Tapferkeit meiner teutschen Völker erfah»ren, die über vierzehn Jahr unter kein Dach gekommen, »sondern unter freiem Himmel gegen unsere Feinde im »Felde gelegen sind.«

Diese Antwort des teutschen Königs nebst den Nachrichten von der teutschen Tapferkeit setzten das römische Heer in Schrecken; nur Cäsar ließ sich dadurch nicht irre machen. Er schickte vielmehr eine andere Gesandtschaft an den Ehrenvest, welche die Zurückziehung aller teutschen Völker über den Rhein, die Befreiung der Heduer, und Geißeln von ihm fordern sollte. Dieser aber verwarf solche Anträge mit Verachtung, und zog mit allen den Völkern, welche an dem Schwabenbunde Theil nahmen, nebst jenen, welche über dem Rheine wohnten, den Elsassern, den Neumättern und Wormsgauern gegen das römische Heer, um den Streit durch eine Schlacht zu entscheiden.

Cäsar, welcher seine Legionen erst an den Anblick der Teutschen gewöhnen, und eine schickliche Gelegenheit, seine Gegner zu überfallen, abwarten wollte, zog den Krieg in die Länge. Er hatte nämlich bemerkt, daß die Teutschen bey abnehmendem Monde die Schlacht vermieden. Diese Zeit wählte er zu einem Angriffe. Er war so glücklich, den tapfern Ehrenvest bey Vizanz[1] zu schlagen, und die Schwaben über den Rhein zu treiben. Durch

1. Vesontium.

diesen Sieg wurde er Herr der ganzen linken Rheinseite, von Helvetien bis an die Nahe. Die Gaue der Elsässer, der Neumätter und Wormsgauer wurden von seinen Legionen besetzt, und vielleicht schon damals um deren Hauptorte kleine Verschanzungen aufgeworfen.

Die Eroberungen und Anstalten Cäsars am Oberrheine bedrohten die Völker am Unterrheine mit einer ähnlichen Unterwerfung. In Eile suchten sie sich in einen Bund zu vereinigen, und seinen Siegen Gränzen zu setzen; er aber kam ihnen mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit zuvor, und schlug die Nervier und Tenkterer in verschiedenen Treffen. Nun gieng er, unter den Römern der erste, in dem Lande der Trierer über den Rhein, um auch jene Teutschen zu züchtigen, welche ihren Nachbarn zu Hülfe gekommen waren. Seine Siege wurden selbst durch die Uneinigkeit der Teutschen erleichtert.

Zu der Zeit stritten nämlich in Trier zwei Volkshäupter, **Cingetorich** und **Indemar** um die Regierung des Landes. Beide suchten, um ihren Anhang zu verstärken, die Hülfe Cäsars nach. Beide wurden von ihm gut empfangen, aber auch Beide betrogen. Da Indemar merkte, daß der römische Feldherr seinem unterwürfigen Nebenbuhler geneigter wäre als ihm, brachte er die benachbarten Völker auf, und bestürmte das verschanzte Lager der Römer. Er verlor aber Leben und Sieg in dem unglücklichen Kampfe wilder Tapferkeit gegen List und Kunst.

Der Fall dieses Fürsten schlug den Muth der Trierer nicht nieder. Die Römer selbst hatten bei der Schlacht viele Leute verloren. Cäsar war mit einem großen Theile der römischen Truppen nach Britanien gegangen; und Labienus, sein Legat, durfte es nicht wagen, mit seiner

verringerten Mannschaft ein aufgebrachtes Volk anzugreifen, welches für seine Freiheit stritte. Er bezog daher das Winterlager und befestigte seine Heere durch Verschanzungen.

Indessen rüsteten sich die Trierer zu einem neuen Angriffe. Sie hatten, um ihre Macht zu verstärken, alle benachbarte Völker und viele teutsche Stämme jenseits des Rheins gegen die Römer unter Waffen gebracht. Sie harrten nur auf deren Ankunft, um das Lager des Legaten noch einmal anzufallen. In diesem Drange mußte Labienus zur List seine Zuflucht nehmen, weil es ihm an hinlänglicher Mannschaft zu fehlen schien. Da er die herankommende Macht der Teutschen jenseits des Rheins nicht abwarten wollte, machte er, als wenn er sich fürchtete, einen verstellten Rückzug, und lockte dadurch die Trierer zu einem Angriffe, ehe noch ihre überrheinischen Hülfstruppen angekommen waren. Sie folgten ihm, ihres Sieges gewiß, in Unordnung nach, und verließen ihre vortheilhafte Stellung; er aber ließ plötzlich seine Legionen Halt machen, und die Teutschen mit einer solchen Ordnung und Entschlossenheit angreifen, daß sie gänzlich geschlagen und zerstreut wurden.

Von nun an waren die Römer Herren aller teutschen Länder auf dem linken Rheinufer; und Cäsar dachte nun, auch jene des rechten sich zu unterwerfen. Nachdem er siegreich aus Britanien zurückgekommen war, ließ er nicht weit von dem Orte, wo er zum ersten Male übergegangen war, [1] noch ein Mal eine Brücke über den Rhein

1. Herr Hezroth von Trier behauptet in seinen Notices sur les anciens Trévirois, daß diese Brücke bei dem weißen Thurme geschlagen worden sey, wo auch Hoche in unsern Tagen übergegangen ist; andere zwischen Bingen und Mainz.

ſchlagen, um die jenſeitigen Länder zuerſt auszukundſchaften, dann anzugreifen. Allein er kam nur, beſah, und beſchrieb unſer Vaterland.[1] Denn bald hierauf zogen ihn die Bürgerkriege nach Italien. Er überwand zwar die Pompejaniſche Parthei durch teutſche Cohorten in den Feldern von Pharſal; er wurde Herr von Rom und der römiſchen Welt; fiel aber ſelbſt als ein Opfer ſeiner Größe.

Nach dem Tode Cäſars erhielt Octavius Auguſtus, der in einem neuen Bürgerkriege ſeinen Gegner Antonius beſiegt hatte, die Herrſchaft über Rom. Er ſchickte ſeinen Schwiegerſohn Agrippa an den Rhein und dieſer legte, wie Fuchs behauptet, den Grund zu der Feſtung bey Mainz, die Ubier aber, welche ſchon den Schutz des Cäſars gegen die Schwäben erfleht hatten, verſetzte er vom rechten auf das linke Rheinufer, und gründete durch ſie mit Römern vermiſcht, jene Colonie, welche von ihm den Namen der agrippiniſchen erhalten hat.[2] Hierauf ging Auguſtus ſelbſt an den Rhein, und theilte das Reich in Provinzen und Statthalterſchaften ein. Jene von Gallien, wozu das obere und untere Germanien gehörten, gab er ſeinem Stiefſohne Druſus; und dieſer wollte die großen Thaten, welche Cäſar am Rheine begonnen hatte, vollenden. Zuerſt drang er gegen die nordiſchen Teutſchen vor, und vereinigte, um ſeine linke Flanke zu decken, die Yſſel mit dem Rheine. Hierauf gieng er über den Oberrhein in das Land der Schwäben, kehrte ſonach links um, und überfiel die Heſſen, welche den untern Main beſetzt hatten. An dieſem Fluſſe hinauf zog er

1. Das veni, vidi, vici konnte er wenigſtens hier nicht ſagen. Er iſt vielmehr in ſeinen Commentaren ein Lobredner der Teutſchen geworden.

2. Colonia Agrippina.

links gegen die Saale in das Land der Härzer. Er drang endlich bis an die Elbe vor, wo er ein Siegeszeichen errichten ließ.

Weiter kam dieser edle, tapfere Jüngling nicht. Auf seinem Rückwege stürzte er vom Pferde, und starb an einer sich dadurch beigebrachten Wunde zwischen der Saale und dem Rheine. In Mainz und Rom wurden ihm Denkmäler errichtet, Begängnisse und Leichenreden gehalten. Er und seine Familie erhielten den ehrenvollen Beinamen Germanicus.

Durch die Siege des Drusus über die Teutschen wurden die Römer Herren des Rheins. Er und seine Nachfolger gründeten längst seinem Ufer hin ein System der bürgerlichen Ordnung und des Kriegs, welches über vierhundert Jahr der Römer Herrschaft an diesem Flusse dauerte, und in unsern Zeiten die Franzosen über ganz Europa siegen machte. Es wird daher der Mühe werth seyn, es näher zu beleuchten.

Gleich nach den Feldzügen des Cäsars hatte schon Augustus das auf dem linken Rheinufer gelegene Land der Teutschen in zwei Provinzen, nämlich in Ober- und Unter-Germanien,[1] abgetheilt. Die Rauraker und ein Theil der Elsäßer wurden zu der größten Sequanischen[2] Provinz geschlagen, so wie ein Theil der Trierer mit der ersten Belgischen[3] vereinigt wurde, weil sie zum Aufruhre geneigt waren. Jede Provinz erhielt ihren eignen Befehlshaber, welcher Legat oder Proconsul genannt wurde, und ihren eigenen Geldverweser oder Procurator. Das ganze Gallien und Teutschland war aber

1. Germania superior et inferior.
2. Maxima Sequanorum.
3. Belgica prima.

einem allgemeinen Statthalter oder Präſes unterworfen, welcher unmittelbar unter dem Kaiſer oder Imperator ſtand, und zugleich die Civil- und militäriſche Gewalt in Händen hatte.

Als Druſus Präſes oder Oberſtatthalter von Gallien wurde, war das römiſche Gebiet von Teutſchland im Süden durch die Donau, und gegen Norden durch den Rhein geſchieden. Jene floß zwar der Hauptſtadt des Reichs näher, allein hinter ihr erſtreckten ſich die hohen und unwegſamen Alpen von Helvetien, Rhätien und Noricum,[a] welche ſowohl den Angriff erſchwerten, als den Rückzug äußerſt gefährlich machten. Auch führten von der Donau aus keine beträchtlichen Flüſſe in das Innere von Teutſchland. Dagegen ſind die Ufer des Rheins von Helvetien bis nach Batavien größtentheils flach, und wenn ſie ſich auch bey Bingen und Andernach verengen, ſo dienten ihre Anhöhen mehr zur Stütze und Befeſtigung, als zur Schwächung der römiſchen Operationen. Dabey hatte die Rheinlinie noch die Vortheile, daß die Flüſſe, welche er aufnimmt, als der Neckar, der Main, die Lahn und die Lippe, in das Innere von Teutſchland und von da an die nördlichen Gewäſſer, die Weſer, die Saale und die Elbe führten. Sie erleichterten alſo das Vorrücken einer Armee in einem Lande, wo man noch keine Heerſtraßen und Standquartiere angelegt hatte.

Auf dieſe natürliche Anlage bauete Druſus ſein Angriffs-Syſtem gegen die Teutſchen. Vor allem machte er den Rhein zur Grundlinie ſeiner Operationen, und befeſtigte ihn mit funfzig kleinen und großen Caſtellen. Der Mangel an genauern Nachrichten und Beſchreibungen

a. Die heutigen Schweizer und Tyroler Gebirge.

hindert uns, sie alle bestimmt angeben und nennen zu können. Wir müssen uns daher begnügen, die vornehmsten davon gefunden zu haben.

Die rechte Flanke dieser Rheinlinie war durch die helvetischen Alpen und die Festungen an der Donau gedekt. Die linke verlor sich in den batavischen Sand und war durch den Drusischen Kanal mit der Yssel vereint. Längst dem Mittelpunkte trafen die funfzig Kastelle von allen Ufern des Rheins. Unter diesen war Argentaracum die Hauptfestung des rechten Flügels, Magontiacum jene des Mittelpunktes und Colonia Agrippina die vom linken. Davon hatte jede zwey oder mehrere Flanken-, Frontens- und Rückenwerke. Magontiacum, und vielleicht auch Colonia, waren durch eine steinerne Brücke und einen Brückenkopf oder Brücken-Kastell mit dem rechten Rheinufer verbunden; bey den übrigen setzte man mit Schiffen über.

Da die Römer noch immer die Aufstände der Gallier und Einfälle der Teutschen zu fürchten hatten, so waren sie mit dieser Besestigungslinie längst dem Rheine hin noch nicht zufrieden. Sie deckten auch noch den Rücken und die Fronte derselben mit Mauern, Gräben und kleinen Bollwerken. Schöpflin gibt in seinem Werke über das Elsaß Spuren von Mauern und Festungen an, welche die Römer auf der Spitze der Vogesen angelegt haben sollen.[1] Fuchs hält den Ort Drais hinter Mainz für ein vom Drusus im Rücken der Festung errichtetes Kastell.[2] Zu Saarbrücken und Pfalzcoblenz[3] war der

1. Alsatia illustrata.

2. Geschichte von Mainz.

3. Pons saravi, pfalzave confluentes.

Uebergang über die Saar und die Mosel gesichert; Metz, Verdun und Trier sollten die Gallier im Zaume halten.

Auch auf dem rechten Rheinufer findet man noch die Spuren jenes Zaunes[1] oder Pfalgrabens, welchen Drusus und Trajanus längst dem Zaungebirge und dem Katzenellnbogen hin gegen die Anfälle der Teutschen, oder zur Bezähmung der Hessen gezogen hatten. Im Schwabenlande gaben sie den Veteranen und andern Ansiedlern eine große Strecke Landes ein, welche dort Aecker bauten, und dieselben mit Vorwerken befestigten. Die diesseits am Rheine liegenden Ortschaften, Lentium, Linz, Cuba, Caub, Laureacum, Lorch, Alta Villa, Etwill, Villa Hadriani, Hädernheim, Lobodunum, Ladeburg ꝛc. mögen Frontencastelle gegen das Innere von Teutschland gewesen seyn.

Die Festungen selbst waren durch große steinerne Heerwege und Poststationen[2] verbunden, auf welchen der Soldat in schnellen Märschen von Italien bis an den Rhein herbeieilen konnte. Acht Legionen, also ungefähr hundert tausend Mann, lagen als ordentliche Besatzung längst der fürchterlichen Streitlinie hin. Davon hatte jede ihre gehörige Anzahl von Truppen zu aller Art des Streits. Das schwerbewaffnete Fußvolk, welches die Stärke derselben ausmachte, war in 10 Coberten und 55 Manipel oder Compagnien abgetheilt; die unter den Befehlen einer eben so großen Anzahl von Tribunen und Centurionen standen. Die erste Coberte, welche allezeit den rühmlichsten Posten und die Bewachung des goldenen Adlers als Ehrenwache forderte, bestand aus 1105 Mann von vor-

1. Taunus. Siehe von Gerning Heilquellen des Taunus auf der Karte, worauf der Pfalgraben angegeben ist.

2. Siehe die Peutingrische Karte.

zügliche Treue und Tapferkeit. Von den übrigen neun Coborten hatte jede 555 Mann; das ganze Fußvolk machte also einen Haufen von 6100 Mann aus.

Die Reiterey war in 10 Geschwader getheilt. Das erste und vorzüglichste derselben hatte 132, von den übrigen neun jedes 66, so daß die gesammte Reiterey 726; die ganze Legion aber 6826 Mann stark war. Sie führte als Geschütz allerlei Arten von Wurfmaschinen, Ballisten und Katapulten mit sich. Ihr Angriff geschah in drei Linien mit Zwischenräumen, wovon sich jede nach der andern leicht bewegen, und zurückgehen konnte. Die erste war die der Leichtbewaffneten oder der Primarier, die zweite bildeten die Lanzenknechte, die dritte aber behaupteten die Schwerbewaffneten oder Triarier.

Die Soldaten hatten eigene Vorrechte, z. B. das Militairtestament, die Stipendien und dergleichen. Sie hatten aber auch strengere Pflichten und eine schnellere Justizverwaltung. Zu den Zeiten des Augustus belief sich der ganze Kriegsstand auf 25 Legionen oder 170650 Mann, dazu gehörten noch die Leibwache des Kaisers mit . . . . . 10000 —
die Besatzungs-Coborten mit . . . . 6000 —
sieben Coborten der Wachtruppen, jede zu 1000 Mann . . . . . 7000 —
die Hülfstruppen bey jeder Legion . . 135000 —
noch besondere Haufen angenommen zu . 30000 —

Zusammen 358650 Mann.

Von den 25 Legionen des römischen Reichs lagen achte längst dem Rheine hin, nämlich am obern Rheine:

die I. Legion, Julia genannt,
die V. — Macedonica,

die XIX. Legion Macedonica,
die XX. — Valeria Victrix,

an dem Unterrheine:

die II. — Augusta,
die XIII. — Gemina pia fidelis,
die XIV. — Gemina Martia Victrix,
die XVI. — — — —

Sie machten, wenn wir auch nur die gemeine Zahl der Legion zu 6826 Mann annehmen, einen Heerhaufen von . . . . . 54608 Mann aus. Dazu die Hülfstruppen für jede Legion zu 5400 Mann . . . . . 43200 —

Zusammen 97808 Mann.

Diese Legionen blieben zwar nicht immer am Rheine. Sie wurden nach Umständen und Bedürfnissen abgerufen und verlegt; wie z. B. die II. und XIV. nach Britanien, die XIII. nach Pannonien. Auch wechselten sie zuweilen, wie wir die XVI. bald am obern, bald am untern Rheine finden. Sie wurden aber immer wieder von andern, z. B. der IV. Scythia, der XVIII, der XXI Rapax und XXII. Primigenia Pia Fidelis ersetzt. Die Kaiser errichteten späterhin nach dem Beispiele Cäsars selbst aus teutschen Völkern Legionen oder Heerhaufen, wie die Namen der Batavischen, Mattiakischen, Tungrischen, Breisgauischen, Menappischen Abtheilungen beweisen.

Nach den von Constantin dem Großen vorgenommenen Reichsabtheilungen erhielt der Militairstand, wie das ganze Reich, eine andere Einrichtung. Der Oberste des Fußvolks oder Magister Peditum hatte unter sich 12 Palatinlegionen, 65 dergleichen von den Hülfstruppen, 22 von den Comitaten, 15 von solchen, welche für Comitatstrup-

ren gehalten wurden; 17 Flotten und 23 Tribunen der Cohorten, ſo daß man das Ganze auf 10800 Mann rechnen kann. Unter ihm ſtanden 8 Comites und 12 Duces. Von den erſtern lag einer in Argentoracum oder Straßburg mit einem Präſidium von ungefähr 1000 Mann. Er hatte vermuthlich die Feſtungen bis nach Baſel und der Auguſta der Rauraker zu vertheidigen. Von den Letztern befehligte der Dux von Mainz, von Saletio (Selz) bis nach Antonacum (Andernach). Unter ihm ſtanden:

der Präfect der Vacenſer zu Saletio (Selz),
— — Menapier zu Tabernä (Zabern),
— — Andracinner zu Vicus Julius (Germersheim),
— — Rächer (vindices) zu Nemetes (Speyer),
— — Martenſer zu Alta Ripa (Altrip),
— — zweiten Flaccianiſchen Legion zu Borbetomagus (Worms),
— — Waffenträger zu Maguntiacum (Mainz),
— — Bingier zu Bingium (Bingen),
— — Ballisten-Schützen zu Bodobriga (Boppart),
— — Vertheidiger zu Confluentes (Coblenz),
— — Reiſtenſer zu Antonacum (Andernach).

Das Reichsverzeichniß[1] gibt für das zweite Germanien am untern Rheine weder einen Dux noch Comes an. Vielleicht lag einer davon, wie in Straßburg, zu Cöln, der aber darum nicht bemerkt wurde, weil die Teutſchen übergegangen waren. Vielleicht auch ſtanden die Legionen am Unterrheine zu der Zeit unmittelbar unter dem prätoriſchen Präfecte zu Trier.

Der Oberſte der Reiterey oder Magiſter Equitum hatte 9 Fahnen von den Pallantlegionen und 32 von den

1. Notitia imperii.

Comitatstruppen unter ſich. Von den erſtern befehligte der Oberſte der Reiterey in Gallien und den beiden Germanien:

die alten Bataver (Batavos seniores),
die alten gehörnten (cornutos seniores) und
die jüngern Bataver (Batavos juniores).

Von den letztern ſieben, nämlich:

die alten und jungen Honorarier (Honorarios seniores et juniores),
die alten Waffenträger (armigeros seniores),
die Octavo-Dalmatier (Octavo-Dalmatas),
die Paſſerentiaker (Passerentiacos),
die Maurosaliter (Maurosalites),
die wilden Conſtantier (Constantios feroces). [1]

So war die Militairverfaſſung der Römer am Rheine; die bürgerliche war ihr untergeordnet; denn die Generäle übten die Gewalt über beide. Auguſt hatte die teutſchen Länder auf dem linken Rheinufer in vier Provinzen, nämlich in zwei Belgiſche und zwei Germaniſche abgetheilt. Von den beiden letztern erſtreckte ſich die erſte oder Obergermanien bis an die Moſel, die zweite oder untere von dieſem Fluſſe bis an das Meer. Ueber eine jede dieſer Pro-

1. Pancirollus gibt dem Oberſten der Reiterei in Gallien 21 Vexillationen und 17 von den Hülfstruppen, welches an Fußvolk . . . . . 16000 Mann
und an Reiterei . . . . . 2400 —
zuſammen 18400 Mann
ausgemacht habe.

vinzen war ein Proconsul oder Consular gesetzt, welcher zugleich die bürgerliche Gewalt übte. Sie standen alle unter dem Präses oder Statthalter von Gallien.

In den Provinzen und neben den Besatzungen der Festungen bildete man auch Municipalitäten, welche für sich ihre eigene Verwaltung hatten. Sie nahmen an allen Rechten Theil, welche der Senat und die Kaiser den Provincial-Städten ertheilten. Sie hatten als Vorsteher ihrer Bürgerschaft eine Versammlung von Curialen oder Decurionen, an deren Spitze zwei Männer oder Duumviri standen, und hier die Stelle des römischen Senats und seiner Consuln vertraten. Unter diesen standen noch andere Stadtbeamte nach den verschiedenen Bedürfnissen der Verwaltung; zum Beispiel die Defensoren oder Vertheidiger ihrer Rechte, die Gefällverweser oder Procuratoren, die Curatoren oder Gemeingutsverwalter, die Baumeister oder Aedilen, die Speisermeister (curatores annonae) und die Wegaufseher.

Die Gerechtigkeit wurde nach römischen Gesetzen verwaltet, und darnach auch in einer jeden Municipalstadt ein eignes Tribunal errichtet. Die Appellation oder Revision gieng an den Quästor. Unter den von den Römern längst dem Rheine hin errichteten Städten und Municipalitäten werden besonders folgende genannt:

Augusta Rauracorum in der Provinz Maxima Sequanorum, wovon noch der heutige Ort Augst in der Schweiz seinen Namen hat. Die um denselben prangenden Ruinen von Mauern, von Amphitheatern, von der Wasserleitung und Tempeln zeigen sowohl von ihrem Umfange als ihrer Größe. Sie wurde als eine römische Colonie von L. Munatius Plancus, einem Legaten des Ca-

ſar, im Jahre der Stadt Rom 740 gegründet. Auf einem ihm geweihten Denkmale lieſt man die Inſchrift:

L. MVNATIVS. L. F. N. L. PRON. PLANCVS. COS. CENS. IMP. ITE. VII. VIR. EPVL. TRIVMP. EX. RAETIS. AEDEM. SATVRNI. FECIT. DE. MANIBVS. AGROS. DIVISIT. IN. ITALIA. BENEVENTI. IN. GALLIA. COLONIAS. DEDVXIT. LVGDVNVM. ET. RAVRICVM.

Baſilia oder das heutige Baſel findet man nicht unter den erſten Städten und Feſtungen des Rheins. Erſt gegen das Ende des dritten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, und beſonders in dem Reichsverzeichniſſe[1] hört man von ihr reden, wo ſie civitas Basilientium genannt wird. Vermuthlich iſt ſie nach einer Zerſtörung der Auguſta Rauracorum näher bei dem Orte, wo der Rhein einen Umſchwung nach Norden macht, angelegt worden. Beide Städte gehörten nicht zu dem rheiniſchen Germanien. Ich habe ſie nur darum angeführt, weil ſie den rechten Flügel der Rheinlinie deckten.

Von den Caſtellen und Wegſtationen Arialbinum, Cambes, Stabulae, Mons Briſiacus, Argentuaria, Saletio, Tabernae, Vicus Julius, Alta Ripa, Buconica ꝛc. welche heutzutage Kembs, Breiſach, Horburg, Selz, Zabern, Germersheim, Altrip und Oppenheim heißen, wiſſen wir außer ihren Namen wenig aus dieſen Zeiten; dagegen ſind Argentoracus, Straßburg und die Civitates Nemetum und Vangionum, Speyer und Worms, bald beträchtliche Municipalitäten geworden.

1. Notitia imperii.

Der Urſprung dieſer Städte mag wohl ſchon vor der römiſchen Periode zu ſuchen ſeyn; indem die teutſchen Völker, welche mit Ehrenveſt über den Rhein gegangen waren, dort ihre Gauverſammlungen gehalten haben. Druſus machte ſie zu Feſtungen und Auguſtus bei der Reichsvertheilung zu Munizipalitäten der Provinz Obergermanien. Es iſt zu vermuthen, daß ſie ſchon frühe Gewerbsſtädte waren. Straßburg wird wenigſtens in dem Reichsverzeichniſſe als eine Fabrikſtadt aller Art von Waffen angegeben. Vielleicht hat es darum, weil man vorzüglich in Silber dort arbeitete, den Namen Argentoratus erhalten.

Wo nicht die Hauptſtadt, doch gewiß die Hauptfeſtung am obern Rheine war Maguntiacum oder Mainz. Serarius und Fuchs wollen ihren Urſprung ſchon in der altteutſchen Geſchichte ſuchen, indem ſie ihren Namen von dem keltiſchen Worte Mag herleiten. Auch beweiſt Letzterer durch die Inſchrift eines gefundenen Steins, daß ſchon Agrippa ein feſtes Lager dort errichtet habe. Der wahre Gründer der großen Feſtung war aber Druſus. Dieſer berühmte Feldherr baute ſie dem Ausfluſſe des Mains gegenüber auf der Anhöhe, welche heutzutage der Cäſtrich, von Castrum, genannt wird, und den Stephans- Jacobs- Linſen- und Stahlberg umfaßt. Von der öſtlichen Mauer des alten Maguntiacum findet man noch Bruchſtücke vom Pulverthurme bis über das Gauthor längſt der Caſerne hin. Am Fuße der Anhöhe ließ Druſus eine ſteinerne Brücke über den Rhein und jenſeits einen Brückenkopf bauen, welcher dem Orte Caſtell ſeinen Namen gab. Auf den Anhöhen von Weiſenau und dem harten Berge, welche die Feſtung flankiren, wurden Seitencaſtelle angelegt; auf dem Drauſerberge eins im Rücken.

Eine prächtige auf vielen hundert Pfeilern ruhende Waſſerleitung führte der Beſatzung, von Fontheim oder Finthen her, das Waſſer zu.

Fuchs giebt der Feſtung eine Geſtalt und einen Umfang nach dem Laufe der Anhöhe. Nach der gemeinen Bauart waren die römiſchen Lager regelmäßige Vierecke. Beides läßt ſich vereinigen, wenn man die Form der Anhöhe ſelbſt betrachtet. Von dem Hechtsheimer oder Weißenauer Berge ſpringt ſie gegen Norden zu in einem hohlen und zwei ſpitzen Winkeln hervor. Wenn wir nun annehmen, daß die öſtliche Mauer der Feſtung, wie die Bruchſtücke noch zeigen, längſt der Anhöhe des Käſtrichs und Stephansberges, die nördliche längſt dem Linſenberge und die weſtliche längſt dem Stahlberge bei Dahlheim hin geſtanden, die ſüdliche aber von dem hohlen Winkel bei dem Gutleutſtege über die heutige Citadelle ſich mit dem Winkel der öſtlichen vereinigt habe; ſo läßt ſich die Geſtalt der römiſchen Verſchanzungen leicht finden. Die vier Winkel und Hauptthürme derſelben müſſem demnach bei dem Pulverthurme, bei der Windmühle, bei dem Eichelſteine und auf den Zahlbacher Höhen zu ſuchen ſeyn. Von den vier gewöhnlichen Hauptthoren führte die Porta Praetoria bei dem jetzigen Gauthore herab an den Rhein über die Brücke nach Teutſchland zu; die ihr gegenüber ſtehende Portä Decumana am Gutleutſteg über Pons Sarä, Saarbrücken, nach Metz; die Porta Principalis Dextra über die Heerſtraße nach Buconica oder Oppenheim und von da nach Worms, Speyer, Straßburg, Rom; die Porta Principalis Sinistra längſt der Waſſerleitung hin nach Bingium, und von da entweder links über Dumno nach Trier, oder rechts über Weſel und Boppart nach Coblenz und Cölln.*

*. Lehne hat davon eine eigene Karte entworfen.

Da der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens gemäß die Legionen auf der groſſen Fläche vor der Porta Principalis Dextra oder dem ſogenannten Heiligkreutzerfelde ihre Kriegsübungen hielten; ſo hat ſich die eigentliche Gewerbsſtadt längſt dem Thale hin angeſiedelt, welches ſich vom Rheine bis nach Zahlbach bildet. Sowohl römiſche als chriſtliche Alterthümer beweiſen es. Indeſſen glaube ich aber doch, daß die Wohnungen, welche da angelegt wurden, wegen der beſtändigen Ueberfälle der Teutſchen nicht gar beträchtlich geweſen ſeyn müſſen. Nur der Troß der Legionen hat ſich dahin gezogen. Die vornehmſten Bürger und Beamten wohnten anfänglich in der Feſtung. Erſt nach der Zerſtörung derſelben zog ſich die Stadt von der kriegeriſchen Anhöhe herab zu dem friedlichen Thale an den Rhein.

Vom alten Bingium zeigen Geſchichte und der Name ſeines Druſentheres, daß es, wie Mainz, ſeine Entſtehung dem Druſus zu verdanken habe; Tacitus bemerkt in der Beſchreibung des Trieriſchen Krieges, daß dort eine Brücke über die Nahe erbaut geweſen ſey. Von friedlichen Municipal-Anſtalten zeigen der Druſus- oder Draisbrunnen, die Ueberbleibſel von Bädern und andern Gebäuden, welche der gelehrte Gärtler in dieſer Gegend entdeckt hat. Ob der Name Bacherach von Bachiara, oder der Anpflanzung des Weins herzuleiten ſey, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Dieſer Ort wird weder in dem Reiſebuche des Antoninus, noch in Peutingers Poſtkarte angeführt. Aber in gleicher Weite von vier Stunden lagen unter Bingen Vosavia, Weſel, Bodobriga, Boppart, Confluentes, Coblenz, Antonacum, Andernach, Rigomagus, Rheinmagen, Bonnae, Bonn, bis nach Colonia oder Cölln am Rheine hinunter. Alle dieſe

Städte waren zugleich Festungen, Gewerbs- und Ueberfahrtsorte. Da bei Wesel, Boppart, Andernach und Rheinmagen die Ufer sehr schmal sind, so konnten sich dort keine großen Städte bilden. Dagegen mag in dem flächern Coblenz und Bonn die Bevölkerung schon zu der Römer Zeiten ansehnlich gewesen seyn. Ersteres lag an dem Zusammenflusse zweier großen Flüße, des Rheins und der Mosel. Hier wurde also früh Gewerb und Handel getrieben. Daß schon zu der Zeit bei Coblenz eine Brücke über die Mosel geschlagen war, hat viele Wahrscheinlichkeit. Sowohl das kleine oder Lützelcoblenz als der Ehrenbreitstein mögen als Brückenköpfe gedient haben.

Bonn war unter den Römern zu einer beträchtlichen Municipalstadt angewachsen. Dies beweiset die von Constantins Mutter, der Kaiserin Helena, erbauete Kirche, und die Erweiterung seiner Mauern durch den Kaiser Julianus. Von den übrigen Festungen und Städten am untern Rheine, als Novesium, Neuß, Santium, Zoens, Castrum Hordeonis, Uerdingen, Campus Veterum, Campen, Castra Ulpiana, Kanten ꝛc. ist Colonia Agrippa oder Cölln unstreitig die größte und ansehnlichste in bürgerlicher Hinsicht gewesen. Daß sie von der Kaiserfamilie und einer römischen Colonie gegründet wurde, läßt von ihrer Größe vermuthen. Auch hatte sie Trajanus, welcher lange in ihr gelegen war, mit vorzüglichen Rechten begünstigt. Die Ruinen von einem Capitol, von einer Brücke und von ihren mit musivischer Arbeit eingelegten Stadtmauern beweisen von ihrer bürgerlichen Bedeutenheit und Pracht. Es scheint, daß sich ihre Municipalverfassung ganz nach der von Rom gebildet habe.

Die Hauptstadt von ganz Gallien, die Residenz so vieler Kaiser und ihrer prätorianischen Präfecten war die

alte Augusta Trevirorum oder Trier. Schon im Jahre 292 nach Christi Geburt verlegte Constantius Chlorus, der Vater Constantins seinen kaiserlichen Sitz dahin. Maximianus Herculeus, die beiden Constantinus, Vater und Sohn, die Brüder Valentinianus und Valens, Gratianus, Valentinianus der jüngere, Maximinus und Theodosius der Große hielten sich größtentheils in dieser Stadt auf. Das römische Gesetzbuch enthält über 107 Gesetze, welche zu der Zeit von diesen Kaisern in Trier datirt wurden. Durch den fast beständigen Aufenthalt des prätorianischen Präfecten liefen die Angelegenheiten von ganz Gallien, Spanien und Britanien da zusammen, und zogen eine Menge von Menschen hin. In dieser Stadt wurde eine kaiserliche Münze, eine vorzügliche grammatische und eine eigne Pallastschule, eine Schatzkammer, eine Leinenfabrik und eine Hofhaltung angelegt. Die Kaiser erbaueten nebst dem prätorianischen Pallaste sich selbst einen eigenen, wovon noch die Ruinen zu sehen sind. Bäder, Wasserleitungen, Amphitheater und Brücken dienten eben so der Verschönerung als der Bequemlichkeit. Es war daher natürlich, daß während der römischen Periode Trier der Sitz der Cultur, des Geschmacks und der Geschäfte von ganz Gallien und folglich auch der rheinischen Provinzen wurde. Das Reichsverzeichniß gibt die Menge von Menschen und Staatsbeamten an, welche der Hof und der prätorianische Präfect nach dieser Stadt gezogen haben müssen.

Aus dieser kurzen Darstellung der rheinischen Städte und Ortschaften ergibt es sich, daß Straßburg der vorzüglichste Waffenplatz, Mainz die Hauptfestung, Cölln die vorzüglichste Municipalität und Trier die Residenz und der Sitz der Gelehrsamkeit unter der Herrschaft der Rö-

mer war. Von den Orten, welche die Römer landeinwärts, oder über dem Rheine im Lande der Hässen und Schwaben angelegt haben, wollen wir nicht reden. Beides, ihre Lage und Geschichte kann nicht bestimmt angegeben werden.

Sowohl die Verwaltung der Provinzen als die große Anzahl der Soldaten, welche sie schützen mußten, wurden durch die Beiträge der eroberten Länder unterhalten, und endlich aus ihnen auch gezogen. Die öffentlichen Steuern erhob man nach der Schatzung (census) entweder von den Personen, oder den Gütern und Zöllen. Augustus führte sie schon im siebenundzwanzigsten Jahre vor Christi Geburt in Gallien und den beiden Germanien ein. Nebst diesen gab es noch eine außerordentliche Steuer, welche man die verwegene oder temeraria nannte; und einen Zwanzigsten von den Erbschaften ꝛc. Ein Theil dieser Abgaben wurde zu den öffentlichen Staatsbedürfnissen und der Erhaltung der Truppen verwendet, der andere floß in den Schatz des Kaisers. Jede Provinz und jede Municipalität hatte ihren besondern Einnehmer oder Prokurator. Zuweilen hatte auch einer zwei oder drei Provinzen zusammen zu verwalten. So war zum Beispiel ein gewisser Petronius zugleich Procurator von Belgien, von den beiden Germanien und des Kaisers. Daß diese Einnehmer das Volk öfters drückten, beweist gleich der erste derselben Licinius, welcher durch seine Erpressungen die Trierer und Bataver zum Aufstande brachte.

Eine andere Ursache des Mißvergnügens dieser Völker war die Dienstpflicht in den Armeen. Anfänglich hatten blos römische Legionen den Rhein besetzt. Bald aber mußten auch die Landesbewohner unter denselben, oder als Hülfstruppen dienen; daher finden wir auch die teutschen

Benennungen, als der Tungrischen, Bructerischen und Menappischen unter ihnen. Um diesen Druck zu erleichtern oder vielmehr die Teutschen daran zu gewöhnen, führten die Römer mit ihrer Verfassung zugleich ihre Künste, ihre Sitten und ihre Sprache ein.

Die alten Teutschen lebten größtentheils von der Viehzucht; vielleicht haben jene, welche auf der Gallischen Seite wohnten, schon einigen Ackerbau getrieben. Die Römer wollten ihre neuen Unterthanen durch Beispiele zur Arbeit führen. Sie theilten daher viele Länder unter ihre Veteranen und andere Ablömmlinge aus, und diese baueten selbige mit Getreide, mit Obst, Wein und Gemüse an. Nicht nur die fruchtbaren Thäler, welche die Vogesen und Hartgebirge auf dem linken Rheinufer bilden, wurden urbar gemacht, sondern auch diesseits des Rheins im Lande der Hessen und Schwaben siedelten sich römische Colonisten zwischen dem Taunusgebirge, dem Katzenellenbogen und dem Schwarzwalde an. Sie baueten die Aecker, welche Tacitus die Decumatischen nennt. In den Hauptstädten, besonders zu Straßburg, Cöln und Trier, wurden Waffen-, Leinen-, Wollen-, Silber- und Goldfabriken angelegt, und vielleicht erhielt ersteres, wie wir schon bemerkt haben, davon seinen Namen Argentoratus oder Silberstadt. Bei eben diesen Hauptstädten erbauete man Amphitheater, öffentliche Bäder und Wasserleitungen auf hohen Pfeilern. In und um die Städte hatten die Präfekte und Consularen ihre Palläste, Villen, Gärten mit Säulen, Schnitzwerk und musivischer Arbeit geschmückt. Götterbilder und kostbare Denkmäler zierten die Tempel, Plätze und Wege. Cöln, Trier und Coblenz trieben schon einen beträchtlichen Handel.

Von den aus den Römerzeiten übrig gebliebenen

Denkmälern sind wohl das dem Andenken des Drusus in Mainz errichtete, welches man den Eichelstein nennt, und jenes der Secundiner bei Rigol die merkwürdigsten. Jenes hatte eine runde Form mit Adlern geziert, und ruhete auf einem viereckigen Fußgestelle. Dieses gibt sowohl durch seine Gestalt, als durch seine Schnitzbilder Beweise von der römischen Prachtliebe. Es ist das schönste von der Römerzeit erhaltene Kunstwerk. Indessen gingen der Römer Anstalten am Rheine mehr auf Krieg und Eroberung, als auf Handel und friedlichen Verkehr. Sie haben daher auch die Schiffahrt auf diesem Flusse mehr zu jenen als diesen benutzt. Zu Mainz, und wahrscheinlich auch zu Cöln haben sie steinerne, an andern Orten Schiffbrücken errichtet, und kleine Flotten unterhalten [1]. Drusus ließ den Rhein durch einen Kanal mit der Yssel verbinden, und wahrscheinlich auch unter Bingen jene Felsenwand sprengen, welche man das Bingerloch nennt. Bei Hauptwegen und Hauptüberfahrten waren Land- und Wasserzölle angelegt.

Um die Bewohner der neuen Provinzen schon früh mit dem Geiste und der Sprache der Römer bekannt zu machen, wurden nach der Weisung der Kaiser Valens und Gratianus in allen großen Städten Schulen der Grammatiker und Rhetoren, und in Trier eine eigene Pallastschule errichtet. Alle Jünglinge, welche ihrer Studien wegen aus den Provinzen nach den Hauptstädten kamen, mußten ihre Namen, ihre Studien und Wohnungen dem Magister Census angeben. Auf ihre Sitten, Aufführung und Fortschritte wurde genau Acht gegeben, und darüber monatlich eine Liste eingeschickt, worauf den

1. Naves Lusoriae.

Anstellung Rücksicht genommen wurde. Die schlechten, unsittlichen Schüler bestrafte man nach Maaßgabe ihrer Verbrechen; die unverbesserlichen wurden fortgejagt.

Durch diese Schulen wurde der Geist der Römer und ihrer Sitten unter den Bewohnern des Rheins mehr verbreitet, als durch Zwang und Gesetze. Die teutschen Jünglinge gewannen allbereits die römischen Künste und Wissenschaften lieb, und damit auch ihre Sprache und Gebräuche. Viele erhielten sogar römische Namen, z. B. Flavius, Civilis, Tutor, Classicus ꝛc. Die großen Staatsmänner, welche darin gebildet wurden, wie Antonius, Gregorius und Manlius Theodorus ꝛc. flößten durch ihre Verwaltung und Gewandtheit in Geschäften Ehrfurcht ein. Die berühmten Gelehrten und Lehrer, welche dabei angestellt waren, ein Claudius Mamertinus, Ursulus, Honorius ꝛc. zogen durch ihre Reden und Schriften die Herzen der Männer und Weiber an. Einige darunter, wie Ausonius, suchten sogar den Nationalstolz zu bestechen, indem sie in reizenden Lobgedichten die Schönheiten der Rhein- und Moselgegenden besangen *.

Die vorzüglichste und zugleich dauerhafteste ihrer Anstalten am Rheine war die Religion. Daß die Legionen zugleich ihren Götzendienst in ihr Lager mitbrachten, verstünde sich auch ohne geschichtliche Beweise und Denkmäler von selbst. In allen den Festungen und Städten, welche sie längs dem Flusse hin anlegten, wurden auch Tempel und Altäre für römische Gottheiten errichtet. Diese waren in Götter vom ersten Range oder Dii majorum gentium, und Götter vom zweiten Range minorum

* Man lese das Lobgedicht des Ausonius de Mosella.

gentium abgetheilt. Der erstern waren zwölfe, nämlich Vesta, Juno, Ceres, Diana, Minerva, Venus, Jupiter, Neptunus, Vulkanus, Apollo, Mars und Merkurius; der Untergottheiten eine unzählige Menge. Von beiden Klassen findet man Bilder, Altäre und Tempel entweder unter den Trümmern oder in den Antiquitäten-Sammlungen aller rheinischen Städte. Die Inschriften der gefundenen Altäre oder Denkmäler fangen meistens so an:

Jovi Optimo Maximo et Diis Deabusque;
oder: Jovi Optimo Maximo et Junoni Reginae;
oder: J. O. M. et Veneri Victrici;
oder: Deae Palladi C. Aurelius Festrinus;
oder: Deae matri oder Matrabus (Vestae);
oder: Mercurio Nundinatori et genio loci;
oder: D. Neptuno contubernio nautarum ꝛc.

In den Städten wurde dem Genius des Ortes ein Altar errichtet. Auch zeigt man noch in Speyer, Worms, Bonn, Trier, Cölln wo nicht Ruinen, doch Orte der römischen Tempel.

Während daß auf diese Weise die römische Religion öffentlich eingeführt wurde, verbreitete sich auch die christliche heimlich unter den Legionen und Munizipalitäten. Mainz, Trier und Cölln wollen ihre ersten Bischöfe schon aus der Schule der Apostel erhalten haben. Wenn aber auch die Sagen von den Glaubenspredigern Crescens, Maternus, Eucharius, Valerius ꝛc. und von den Martern der thebaischen Legion nicht historisch erwiesen werden könnten, so bliebe immer so viel gewiß, daß schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt christliche Kirchen am Rheine angelegt waren. Diejenigen unter den Alterthumsforschern, welche für die

frühe Anpflanzung des Christenthums eingenommen sind, gründen ihre Muthmaßungen hauptsächlich auf die Verlegung einiger orientalischen Legionen besonders der zwei und zwanzigsten und der Thebanischen. Sie behaupten nämlich, daß selbige das Christenthum aus dem Orient, wo es schon überall ausgebreitet war, mit an den Rhein gebracht hätten [1]. Jene Geschichtsforscher aber, welche sich nicht an bloße Muthmaßungen und Sagen halten, gründen ihre Beweise von der frühern Einführung des Christenthums am Rheine auf die Zeugnisse einiger Kirchenväter [2] aus dem dritten und vierten Jahrhunderte und auf die Acten der damaligen Concilien.

So lange die Christen von der römischen Regierung als verdächtige Leute verfolgt wurden, und folglich ihre Zusammenkünfte heimlich halten mußten, mag das Kirchenwesen am Rheine noch keinen großen und merklichen Fortgang gehabt haben. Daher auch der Mangel an zuverlässigen Nachrichten. Als aber Constantin diese Religion zur herrschenden gemacht hatte, gab es auch Kirchen und Bißthümer in allen Städten der beiden Belgien und Germanien. Es ist sogar wahrscheinlich, daß das Uebergewicht, welches die Christen schon zu der Zeit sowohl unter den rheinischen Legionen als den gebildetern Ständen hatten, diesem Kaiser den Sieg über seinen Gegner Maxentius verschafft habe. Dieser kluge Fürst hätte die christliche Religion nicht öffentlich zur herrschenden

1. In der Inschrift eines zu Mainz gefundenen Steines, wo es heißt: Fl. Julio Materno vet. Leg. XXII. P. P. F. missus honesta missione ex duplicatis, will man den heiligen Maternus finden.

2. Irenaus, Tertullianus, Hieronymus.

machen können, wenn sie es nicht schon lange heimlich gewesen wäre.

Dreihundert Jahr nach Christi Geburt und Augusts Regierung theilte Constantinus der Große das Reich in Präfekturen, Diöcesen und Provinzen ab, welche die Norm sowohl der bürgerlichen als kirchlichen Verfassung auch am Rheine wurden. Die vier großen prätorianischen Präfekturen waren:

I. Praefectura Orientis oder die Präfektur vom Orient;
II. Illyrici — — von Illyrien;
III. Italiae — — von Italien;
IV. Galliarum — — von Gallien.

Diese letztere umfaßte drei Diöcesen, nämlich: Spanien, Britanien und das eigentliche Gallien. Zur letztern Diöcese gehörten 17 Provinzen, nämlich:

Viennensis,
Lugdunensis prima,
Germania prima,
— secunda,
Belgica prima,
— secunda,
Alpes maritimae,
— penninae,
Maxima Sequanorum
Aquitania prima,
— secunda,
novem populorum,
Narbonensis prima,
— secunda,
Lugdunensis —
— tertia,
— Senonica.

Unter diesen Provinzen verübten den Rhein:

Maxima Sequanorum mit ihren Städten:

Augusta Rauracorum, Augst, und
civitas Basiliensium, Basel;

Germania prima, das Obergermanien mit seinen Städten:

Metropolis civitas Moguntiacensium, Mainz,
— Argentoratensium, Straßburg,
— Nemetum, Speyer,
— Vangionum, Wormß;

Germania secunda, das untere Germanien:

Metropolis civitas Agrippinensium, Cölln,
— Tungrorum, Tongern.

Dazu gehört noch als erzbischöflicher Sitz und Residenz des prätorianischen Präfekten in der Provinz

Belgica prima:

Metropolis civitas Treviorum, Trier,
— Mediomatricorum, Metz,
— Leucorum, Tull,
— Verodunensium, Verdun.

Ueber alle diese Provinzen und die drei Diöcesen von Spanien, Britanien und Gallien war der prätorianische Präfekt mit dem Titel Inclyta potestas oder Illustris gesetzt, und an ihn liefen die Angelegenheiten dieses weitläuftigen Gebietes in Trier zusammen, wo er seinen Sitz hatte und dem Kaiser darüber Bericht abstattete. Er hatte für eine jede Provinz einen Präses oder Consularen, unter welchen die Decurionen der Städte und Municipalitäten standen. Sowohl den Präfekten als den Vikarien waren Gehülfen, z. B. principes de scola agentum in rebus cancellariis, commentariensis, excerptores, numerarii, commentarienses, adjutores und sub-

adjutore beigegeben, welche ihnen als Referenten, Schreiber, Vorleser, Correspondenten, Concipienten und Boten dienten.

Aus dieser Schilderung der römischen Anstalten und Einrichtungen am Rheine sieht man, daß sie mit eben so viel Klugheit als Vorsicht angelegt waren, allein sie scheinen auch der letzte Versuch der römischen Größe gewesen zu seyn. Weiter als an dem Rheine und der Donau konnten sie ihre Adler nicht fest gründen. Jenseits beider Flüsse fanden sie ihr Ende, ihre Schande, ihren Untergang.

Das Gespenst, was den Drusus an der Elbe mahnte, seine Siege weiter nicht fortzusetzen, war der Schutzgeist Teutschlands, welcher den Fall des römischen Reiches verhinderte. Schon Tiberius, des Drusus Bruder und Nachfolger in Gallien, gab, nach fruchtlosen Einfällen in Teutschland, dessen Eroberung auf. Er begnügte sich mit Drohungen und einzelnen Friedensschlüssen, und, da er seinen Waffen nicht trauete, suchte er durch Verhetzungen die Teutschen vom Rheine abzuhalten. Diese aber, durch die Siege des Drusus noch geschreckt, oder durch des Tiberius Ränke hingehalten, suchten jetzt selbst der Römer Bundesgenossenschaft.

Unter den zu der Zeit von den Römern am Rheine aufgenommenen teutschen Fürsten müssen wir vorzüglich zweie bemerken, deren Lebensgeschichte gleichsam das Vorspiel der ganzen teutschen Geschichte ist: den Segest[1] nämlich und den Hermann, Siegmars Sohn. Beide waren Häupter des Härzer-Volkes, beide wurden von den Römern gesucht und ausgezeichnet, beide wollten

1. Vielleicht Siegast.

auch ihr Vaterland in Freiheit erhalten; aber die Verschiedenheit ihrer Charaktere und Verhältnisse war auch Ursache der Verschiedenheit ihrer Pläne und Handlungen. Segest war umsichtlich, bedenklich, und bis zur Unterwürfigkeit geschmeidig; Hermann aber stolz, schnell im Entschluß, und in der Ausführung bis zur Verwegenheit kühn. Jener gewöhnte sich an römische Gebräuche und Sitten, um sich seinen Bundesgenossen gefällig zu zeigen; dieser hingegen lernte von den Römern nichts, als List und Kriegskunst, um sich an ihnen zu rächen. Segest wollte Teutschland durch Friedenskünste in Freiheit erhalten, Hermann aber mit dem Degen in der Faust. Beide schienen daher den Römern treue Bundesgenossen zu seyn; jener, weil er wirklich ihr Freund war, dieser aber, weil er sich als solchen verstellte.

Zu der Zeit hatte den Oberbefehl an dem Niederrheine Quintilius Varus, ein harter, habsüchtiger und eingebildeter Mann. Er fangte die Provinzen aus, hielt strenge Gerichte, und wollte die römischen Gesetze und Gebräuche auch unter den Teutschen diesseits des Flusses einführen. Segest ließ diese Anmaßungen geschehen, ohne sich zu widersetzen, aber Hermann dachte auf Rache. Er stiftete eine Verschwörung gegen die Römer, und lockte, unter dem Vorwande, es sey im Harze ein Aufruhr ausgebrochen, den Varus mit seinem Heere in die teutburgischen Wälder. Segest, welcher die Absichten Hermanns erforscht hatte, warnte den römischen Feldherrn vor dessen List; allein der betrogene Römer war durch die Verstellungskunst des schlauen Teutschen so getäuscht, daß er sich immer weiter vom Rheine entfernte, und nicht eher die Fesselungen bemerkte, bis es zu spät war, ihr zu entgehen. Rechts, links, vorwärts und rück-

wärts brachen die teutschen Haufen aus den Waldungen hervor, und fielen mit einer solchen Wuth über das Römerheer, daß es fast gänzlich aufgerieben schien. Drey Legionen wurden vernichtet, die Centurionen den teutschen Gottheiten geschlachtet, Waffen und Kriegsgeräthe der Sieger Beute. Die Niederlage war so groß, daß selbst Augustus sich darüber den Kopf zerschlug und ausrief: »Quintilius Varus! gieb mir meine Legionen wieder!« Die Römer mußten jetzt die doppelte Schande fühlen, von einem Barbaren, den sie selbst gebildet hatten, zugleich durch Tapferkeit und List überwunden worden zu seyn.

Die Hermannsschlacht mit ihren Folgen gibt uns Aufschluß über die ganze künftige Geschichte der Teutschen. Fürchterlich, sagt Tacitus, sind sie in einem Bunde; aber, wenn sie nur einzeln fechten, werden sie am Ende alle überwunden. Diese Maxime wußten jetzt die römischen Feldherren trefflich gegen sie anzuwenden. Die Eifersucht der Fürsten gab ihnen die Waffen gegen die Völker. Bei der Hermannsschlacht hatten die Härzer oder Cheruscker und die Hässen oder Chatten vorzüglich gefochten, die übrigen schlossen sich selbigen an. Jener Herzog oder Fürsten waren Hermann und Segest, dieser Theutrich und Chattmer. Letztrer hatte zwei Töchter, wovon die eine an den Gelhaar oder Flavius, den Bruder Hermanns, die andere an den Sesistack, den Sohn des Segest, verheurathet war. Auf diese Weise schienen beide Fürstenhäuser zugleich durch politische und natürliche Bande vereinigt zu seyn. Dieselbe zerriß aber Hermann selbst, indem er sie durch eine neue Verwandtschaft fester knüpfen wollte. Der junge kräftige Mann liebte nämlich Thusnelden, die Tochter des Segest. Die edle Jungfrau hielt auch nicht unempfindlich gegen einen Helden, wel-

cher so eben der Befreier ihres Vaterlandes geworden war; allein der Vater hatte sie schon an einen andern Fürsten versprochen, und lehnte den Antrag ab. Hermann sah diese abschlägige Antwort als einen Schimpf an, und, da er bisher nur zu siegen gewohnt war, entführte er seine Geliebte mit Gewalt aus dem väterlichen Hause.

Aus diesem teutschen Hauszwiste wurde ein teutscher Völkerzwist; und die schlauen Römer benutzten ihn zu ihrem Vortheile. Segest, aufgebracht über die Verletzung seiner Hausrechte, forderte Rache. Er schilderte den Teutschen und Römern den Hermann als einen Jungfrauen-Räuber, als einen Bundbrüchigen, als einen, der nach willkürlicher Gewalt strebe. Seine Eifersucht gegen Hermann hatte schon dem Tiberius und Varus gedient; seine Rachsucht bahnte jetzt dem Germanicus die Wege nach Teutschland.

Kaum hatte der römische Feldherr den Zwist der Fürsten erfahren, als er sogleich dem Cäcinna Befehl gab, mit vier Legionen und fünf tausend Mann Hülfstruppen an den untern Rhein gegen die Härzer vorzubringen; er aber ging bey Mainz über den obern Rhein, stellte das von seinem Vater Drusus errichtete Vorwerk auf dem Taunus wieder her, verbrannte die Hauptburg der Hässen, das alte Mattium, und zerstreute sie entweder in ihre Wälder, oder versetzte die Gefangenen hinter den Pfalgraben längst dem Rheine hinab. Die Härzer konnten jetzt den Hässen nicht zu Hülfe kommen, denn sie waren durch den Cäcinna zurückgehalten: sie warfen daher ihren ganzen Haß auf den Segest, und belagerten ihn, da die Römer wieder nach dem Rheine zurückgegangen waren, in seiner Burg.

Bey dieser Noth schickte der bedrängte Fürst seinen Sohn Siegmund an den Germanicus ab, um dessen Unterstützung zu erflehen. Seine Bitte blieb auch nicht unerhört, obwohl der Jüngling den Abfall des Hermann begünstigt und am Altare der Ubier die priesterliche Binde zerrissen hatte. Germanicus schickte dem Segest sogleich einen Haufen Hülfe und befreiete ihn mit seinen Freunden aus den Händen der Feinde. Unter jenen befanden sich viele edle Weiber, besonders Thusnelde, Hermanns Gattin. Mehr den Gesinnungen ihres Gatten, als ihres Vaters folgend, war sie weder zu Thränen noch zu niedrigen Bitten zu bewegen. Sie legte die Hände in den Schooß und sah schweigend und mit gesenkten Augen auf ihren schwangern Leib herab, als wollte sie bedeuten, daß sie das Unterpfand der Liebe und Freiheit unter dem Herzen trage. Dagegen näherte sich Segest dem Sieger im Gefühle seiner Bundestreue und Unterwürfigkeit; er sprach zu ihm also:

»Nicht ist dies der erste Tag meiner Treue und »Standhaftigkeit gegen das römische Volk. Seitdem der »hochselige Augustus mich mit dem römischen Bürgerrechte »beschenkte, habe ich mir Freunde und Feinde, wie es »euer Vortheil erheischt, gewählt, nicht aus Haß gegen »mein Vaterland, (denn Verräther bleiben auch denen ein »Greuel, deren Partey sie ergreifen) sondern weil ich der »Römer und Teutschen gemeinsames Wohl nur im Frie»den fand. Deswegen habe ich den Räuber meiner Tochter, »den Schänder eurer Freundschaft, den Hermann, schon »bey dem Varus als gefährlich angegeben. Hingehalten »durch dessen Unthätigkeit und durch seine Gesetze geschützt, »hat ich endlich dringend, mich und diesen Hermann

»Zeuge; o wäre sie meine lezte gewesen! Was auf sie »folgte, kann mehr beweint, als gerechtfertigt werden. »Dessen ohngeachtet habe ich endlich selbst diesen Hermann »in Bande gelegt, und mir dasselbe von seiner Partey »gefallen lassen; auch jezt noch, da ich deine Hülfe fand, »habe ich das alte dem neuen, die Ruhe dem Aufstande »vorgezogen, nicht um eine Belohnung dafür zu erhalten; »sondern um mich von dem Vorwurfe der Treulosigkeit »zu bewahren, und meinen Landsleuten ein schicklicher »Vermittler zu werden. Für die jugendlichen Schritte »meines Sohnes bitte ich um Nachsicht. Meine Tochter »ist, ich muß es gestehen, mit Gewalt hierher geführt »worden. Dir allein steht die Entscheidung zu, ob bey »ihr des Gatten Rechte, von dem sie schwanger ist, oder »des Vaters Rechte, der sie geboren hat, den Vorzug »haben oben.«

Der gegende Cäsar antwortete dem Segest mit vieler Leutseligkeit. Er versprach seinen Kindern und Verwandten Schutz und Sicherheit; ihm aber wies er das alte Lager Veleres, oder wie einige wollen, die Wetterau zum Wohnsize an. Bald hierauf kam Thusnelde mit einem Knaben nieder, welcher den Nahmen Thumelich erhielt. Er wurde, wie wir noch hören werden, zuerst mit der Mutter nach Rom gebracht, dann zu Ravenna erzogen. Hermann aber, als er den Uebergang des Segest, den Raub seiner Gattin hörte, deren schwangerer Leib nun unter Sklavenrecht gekommen sey, lief wüthend durch die Gaue und forderte Rache gegen Segest, Rache gegen den Cäsar.

»Ha!« sagte er mit Hohngelächter, »das ist mir ein »lieber Vater, das ist mir ein großer Feldherr und ein

»schwaches Weiblein zu fangen. Mir sind drei ganze »Legionen und eben so viele Legaten unterlegen. Ich »habe den Krieg nicht durch Verrätherei und gegen »schwangere Frauen, sondern mit offenen Waffen und »gegen rüstige Soldaten geführt. Man kann noch in »unsern Haynen die Feldzeichen sehen, welche ich unsern »Göttern zu Ehren dort aufhängen ließ. Mag also »Segest das überwundene Rheinufer knechtisch anbauen, »mag er seinem Sohne die Priesterwürde erbetteln; nie »werden die Teutschen diesem Menschen verzeihen, daß »er zwischen dem Rhein und der Elbe Zuchtruthen und »Richtbeile mit fremder Kleidung einführte. Andere »Völker wissen nichts von solchen Hinrichtungen, solchen »Anklagen, weil sie die Römerherrschaft nicht kennen, »und wir, nachdem wir uns davon losgemacht, nachdem »wir jenen vergötterten Augustus, jenen vielgeliebten »Tiberius schandvoll heimgeschickt haben, wir sollten uns »von zwei unerfahrnen Jünglingen und einer aufrührerischen Armee meistern lassen? Wenn euch Vaterland, »Haus, Religion und alte Verfassung lieber ist, als neue »Heere und fremde Ansiedler, so müßt ihr gewiß eher »mir, der euch zu Ehre und Freiheit, als diesem Segest »folgen, der euch zu Schande und Sklaverei geführt hat!«

Durch solche Reden hatte der teutsche Held nicht nur die Härzer, sondern auch die benachbarten Völker wieder unter Waffen und den Germanicus in große Verlegenheit gebracht. Dieser wollte seine Legionen nicht, wie Varus, in den teutschen Wäldern aufreiben lassen. Er gab daher dem Cäcinna vierzig Cohorten, um die Feinde bis an die Ems zu beschäftigen; er aber führte den übrigen Theil des Römerheeres über die Nordsee den Teutschen in den Rücken. Indessen blieben auch seine Feldzüge sowohl der

Orte als der Straßen wegen den Römern gefährlich. Hier kamen sie auf das Schlachtfeld der Varischen Niederlage, wo sie noch die zerrissenen Pfähle auf den verwüsteten Wällen des Lagers, die bleichen Knochen ihrer Freunde zwischen Pferdegerippen, zerbrochene Waffen und die an die Bäume angenagelten Köpfe der geschlachteten Centurionen erblicken konnten, welches alles sie an den Verlust ihrer Landsleute und den Wechsel des menschlichen Glücks erinnerte. Dort waren sie von tapfern Feinden umringt, oder in unwegsame Wälder und grundlose Moräste eingeengt, worin Reiter und Lastträger stecken blieben, und selbst das Fußvolk keinen Raum und Ausgang fand; aber alle diese Hindernisse konnten die Standhaftigkeit des Germanicus nicht erschüttern. Nachdem er den Muth der Soldaten durch Rede und That wieder angeflammt hatte, setzte er über die Weser. Einen Theil der Feinde schlug er durch kühnen Angriff, den andern durch schnelle Märsche; so drang er endlich bis an die Elbe, wo er seinen und seines Vaters Siegen ein Denkmal errichtete.

Seine Gattin war nicht minder thätig an den Ufern des Rheins, als er in den Wäldern der Teutschen. Der mißliche Stand des Heers, die Gefahren der Wege, das Andenken der Varischen Niederlage und noch mehr die übertriebenen Gerüchte der Ausreißer hatten die am Rhein zurückgebliebenen noch muthloser gemacht, als Jene, welche im Felde standen. Man sprengte aus: die Legionen seyen zerrüttet oder zu Grunde gerichtet, und die Teutschen rückten nach dem Rheine vor; Man wollte schon die Brücken abreißen. Aber Agrippina, ihres Gatten würdig, stellte sich an die Brücken-Köpfe, theilte unter die Soldaten, welche entweder nackt oder verwundet zurückkamen,

Verband und Kleider aus, pflegte sie mit Speise und Trank, und empfing die müden Haufen mit Dank und Lobsprüchen.

Diese großen Thaten gewannen dem Germanicus und seiner Gattin die Liebe der Armee, die Verehrung des römischen Volkes und selbst die Bewunderung der Feinde; nur das Herz seines eigenen Oheims, des Kaisers Tiberius, blieb dabei kalt und verschlossen. Schon lange hatte dieser die Siege seines Neffen beneidet, und die Liebe der Soldaten zu ihm befürchtet. Darum rief er ihn jetzt mitten von seiner glänzenden Laufbahn nach Rom, um ihn und das Volk durch ein Gaukelspiel zu täuschen. Er gestattete dem Germanikus einen herrlichen Triumph über die überwundenen Völker. Bei dem Siegesgepränge wurden die erbeuteten Fahnen und Waffen der Teutschen, die Sinnbilder der Berge, der Flüsse und Schlachten, und die eingebrachten Gefangenen mitgeführt. Darunter waren, nebst andern fürstlichen Leuten, Siegmund, des Segeits Sohn, und seine Schwester Thusnelde, Hermanns Gattin mit ihrem dreijährigen Sohne Thumelich, Sesistat des Siegmunds Sohn und seine Gemahlin Rhamis, Teutrich der Fürst der Siganer, und Liebis, ein Priester der Freya. Aber das schönste Schauspiel dieses Zuges war des Germanicus eigne herrliche Person nebst seinen fünf Kindern, welche den Triumphwagen füllten. Allein bange Ahndung fühlte dabei jeder, der sich erinnerte, wie schwankend und schlüpfrig Fürsten- und Volksgunst sey. Denn bald nach dieser Festlichkeit wurde es nur zu deutlich, was für Absichten der listige Tiberius sowohl mit dem römischen als teutschen Helden hatte. Jenen schickte er nach dem Orient, um ihn dort durch Gift, gegen diesen hetzte er heimtük-

liſche Verwandte, um ihn durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen. Da ſowohl das Geſchlecht des Germanicus als des Hermann am Rheine merkwürdig geworden iſt, ſo will ich auch Beider Ende und Todesart etwas umſtändlicher in dieſer Geſchichte erzählen, obwohl die Länder dieſes Fluſſes nicht der traurige Schauplatz davon waren.

Nachdem Tiberius den Germanicus von den rheiniſchen Legionen entfernt hatte, gab er ihm die Oberbefehlshaberſtelle in dem Orient; ſezte ihm aber, als Statthalter von Syrien, den Piſo zur Seite, der ihn in allen ſeinen Handlungen beobachten, in allen ſeinen Unternehmungen necken ſollte. Der liſtige Tyrann wählte darum dieſen Mann zu ſeinem Werkzeuge, weil er deſſen heftige Gemüthsart und Widerſpenſtigkeit kannte. Von ſeinem Vater her, der der Partei des Caſſius und Brutus zugethan war, hatte er ſchon jenen Haß gegen die Cäſaren geerbt, den er jezt gegen den Germanicus toben ließ. Sein Stolz wurde noch durch den Adel und die Eiferſucht ſeiner Gemahlin Plancina vermehrt, welche nicht ertragen konnte, daß Agrippina ſowohl an Fruchtbarkeit als Volksgunſt die andern fürſtlichen Weiber übertraf. Germanicus fühlte auch bald beider Anſchläge auf ſeine Ruhe, ſeine Ehre und ſein Leben. Beſtändige Neckereien, Widerſetzlichkeiten gegen ſeine Befehle und Anordnungen, heimliche Vergiftung und ein ſiechtes Dahinwelken ſeiner Kräfte füllen das Ende der Lebensgeſchichte eines Helden aus, der die Römerherrſchaft am Rheine ſo tapfer behauptet hatte.

Germanicus ſchöpfte aus der Art und Dauer ſeiner Krankheit ſchon lange Verdacht, daß er vom Piſo und der Plancina vergiftet worden ſey; als er daher ſeinen

Tod herannahen sah, ließ er seine Freunde zu sich kommen, und sprach also zu ihnen: »Stürb' ich den Tod der »Natur, so könnte ich mich doch mit Recht gegen die »Götter beklagen, daß sie mich, noch Jüngling, den »Aeltern, den Kindern, dem Vaterlande entreißen; aber »so muß ich, durch die Ruchlosigkeit des Piso und der »Plancina aus meiner Laufbahn gerissen, euern Herzen »meine lezte Bitte zurücklassen. Gebt Aufschluß dem »Vater und dem Bruder, durch was für Kränkungen »gequält, mit welcher Hinterlist berückt, ich mein ruhmvolles »Leben mit dem schlechtesten Tode habe enden müssen. »Beweinen werden's alle, denen ich durch meinen Einfluß, »oder als Verwandter, ja selbst als Gegenstand des »Neides wichtig war, daß ein Mann, weiland im Schooße »des Glücks, der so viele Feldzüge überlebt hat, hier »durch Weiberlist fallen mußte. Ihr habt Recht, darüber »beim Senate zu klagen, die Gesetze anzurufen. Denn »darin besteht ächte Freundschaft nicht, daß man die Ver»storbenen mit thatlosen Klagen begleitet, sondern darin, »daß man ihren Willen im Herzen hält, und ihre Auf»träge vollzieht. Auch Unbekannte werden den Germanicus »beweinen; ihr aber müßt ihn rächen, wofern ihr meine »Person, nicht nur etwa mein Glück geliebt habt. Zeiget »dem römischen Volke sie, des göttergleichen Augusts »Enkelin, sie meine Gemahlin. Zählet ihm meine sechs »Kinder vor. Das Mitleid wird für euch, meine Kläger, »sprechen; und das Vorgeben eines verruchten Befehls »wird die Welt nicht glauben, oder doch nie verzeihen.« Die Freunde schwuren, den Sterbenden bei seiner Rechte fassend: »daß sie eher ihr Leben, als die Rache aufge»ben wollten.«

Hierauf wandte er sich zu seiner Gemahlin und be-

schwur sie: »bei seinem Angedenken, bei ihren gemein»schaftlichen Kindern, ihren Starrsinn abzulegen, ihr »Herz der Grausamkeit des Schicksals zu unterwerfen, »und, wenn sie nach Rom zurückkehrte, nicht durch Wi»derspenstigkeit die Eifersucht der Mächtigen zu reizen;« dieses sagte er ihr laut, das übrige heimlich, woraus man Besorgniß wegen dem Tiberius schließen wollte. Bald hierauf gab er, zum unaussprechlichen Leidwesen der Römer, seinen Geist auf. Aber auch auswärtige Völker und Könige bedauerten ihn, so liebevoll war sein Betragen gegen Bundesgenossen, so groß seine Sanftmuth gegen Feinde. Sein Blick und seine Rede flößten in gleichem Grade Ehrfurcht ein. Auch auf dem Gipfel des Glücks wußte er sich fern von Neid und Stolz zu halten, und doch Hoheit und Würde zu behaupten.

Nachdem sein Körper auf dem Forum zu Antiochien zuerst untersucht, dann verbrannt war, nahm seine würdige Gattin die Asche in eine Urne auf, und trug sie, begleitet von ihren Kindern und den Thränen des Volkes, nach Rom. Dort und an dem Rheine wurden ihm, wie seinem Vater Drusus, zu Ehren Leichenfeste gehalten und Denkmäler errichtet; aber die Pflicht des Geschichtschreibers ist es, so auffallende Wechsel des menschlichen Glücks der Nachwelt zum Andenken zu hinterlassen.

Nachdem also Tiberius seinen großen Neffen heimtückisch weggeschafft hatte, dachte er auch dem Hermann den Untergang zu bereiten. Statt des beneideten Germanicus schickte er seinen Sohn Drusus an den Rhein, um den schon verderbenen Jüngling den Wollüsten zu entziehen. Dieser, in den Künsten des Vaters unterrichtet, hetzte, weil er die teutschen Völker mit Waffen nicht zu bekriegen wagte, wieder ihre Fürsten gegen einander

Nach dem Abzuge des Germanicus war am obern Rheine Markbot der Anführer der Schwaben, am untern Hermann jener der Häſſen und Härzer geworden. Beide, da ſie jezt keinen auswärtigen Feind mehr zu fürchten hatten, kehrten ihre Waffen gegen ſich ſelbſt. Ihre Heerhaufen waren einander an Stärke gleich; und wenn auch ein Theil der Schwaben zu Hermann übergegangen war, ſo wurde Markbots Heer durch Ingemars Anhang verſtärkt, welcher als Greis nicht unter ſeinem Neffen dienen wollte. Beide trafen zwiſchen dem Maine und Neckar aufeinander. Wenn man die Nahmen der Völker, die Gränzen ihres Aufenthalts und die Züge der Fürſten näher unterſucht, ſo wird es wahrſcheinlich, daß die Ebene von Darmſtadt oder Aſchaffenburg ihr Schlachtfeld geworden ſey. Ihre Haufen waren auch nicht mehr, wie es ſonſt bei den Teutſchen üblich geweſen, nach zerſtreueten Schaaren gebildet, oder zu wilden Anfällen angeführt; ſondern nach bisher erlernter Römerkunſt in geſchloſſene Glieder geſtellt, Cohortenweiſe den Fahnen folgend und auf Commando hörend.

Vor der Schlacht ritt Hermann längſt ſeinem Heere hin, und wie er ſich den einzelnen Haufen näherte, rühmte er jedem »die wiedererfochtene Freiheit, die erſchlagenen Legionen, und die den Römern abgenommenen »Waffen, welche ſie noch in Händen hatten. Dagegen »ſchilderte er ihnen den Markbot als einen Flüchtling, »als einen des Krieges Unkundigen, der durch die Här»zinischen Schlupfwinkel geſchüzt, ſich durch Geſchenke und »Geſandtſchaften der Römer Freundſchaft erbettelt habe. »Er nannte ihn einen Verräther des Vaterlandes, einen »Sklaven der Cäſaren, den man eben ſo, wie den Quin»tilius Varus, vertilgen müſſe. Sie ſollten nur an die

»Menge der Schlachten zurück denken, deren Ausgang, »so, wie die endliche Vertreibung der Römer, hinlänglich »beweise, wem von beiden die Verdienste des Krieges zu»kämen.«

Aber auch Markbot vergaß nicht, seine Thaten zu rühmen, oder den Feind verächtlich zu machen. Er faßte den Ingemar bei der Hand und sagte: »Seht, auf die»sem Manne beruht der ganze Ruhm der Härzer. Durch »seinen Rath ist alles geschehen, was ihnen je gelungen. »Hermann ist ein Großsprecher, eine Memme, der nur »mit fremdem Ruhme strotzt, und weiter keinen eigenen »hat, als daß er drei verlassene Legionen und einen arg»losen Feldherrn durch Treulosigkeit zu hintergehen wußte; »und das selbst zum Unglücke Teutschlands und zu seiner »eigenen Schande, indem noch jezt seine Frau und sein »Sohn römische Fesseln tragen müssen. Dagegen habe »ich, mit zwölf frischen Legionen vom Tiberius angegrif»fen, die Freiheit der Teutschen unverletzt erhalten, und »bald darauf einen anständigen Frieden abgeschlossen, der »mich um so weniger gereuet, als es noch in unsrer Ge»walt steht, den unentschiedenen Krieg wieder anzufan»gen, oder die blutschonende Ruhe zu erhalten.«

Nachdem also durch diese Reden beide Heere zum Kampfe angefeuert waren, begann die Schlacht. Es wurde mit teutscher Tapferkeit und römischer Kunst zugleich gefochten; aber kein Theil konnte obsiegen, indem eines jeden rechter Flügel geschlagen war. Man sahe daher einem zweiten Treffen entgegen; allein Markbot zog seine Haufen auf die Anhöhen des Odenwaldes zurück, und Tiberius erhielt nach der Schlacht die so lange gewünschte Gelegenheit, auch den Hermann zu stürzen.

Nachdem Markbot der Römer Hülfe vergebens nachge-

ſucht und ſich vom Rheine gezogen hatte, war unter den teutſchen Fürſten Hermann der erſte und gewaltigſte. Durch ſeine Thaten und Macht hatte er die übrigen verdunkelt, und ſelbſt ſeine eigenen Anverwandten beneideten ſeine Größe. Dieſe hetzte jetzt Tiberius durch ſeinen Sohn Druſus gegen den Helden, indem er ihnen den Argwohn beibringen ließ, als ſtrebe er nach unumſchränkter Gewalt. Hermanns eigener Bruder Flavius oder Gelbaar, ſeines Vaters Bruder Ingemar, ſein Schwiegervater Segeſt und des Kattmer Sohn Adgandreſt nebſt andern Fürſten verſchworen ſich gegen ihn, und ermordeten ihn, da ſie kein heimliches Gift von den Römern bekommen konnten, in einem öffentlichen Aufſtande. So fielen faſt zur nämlichen Zeit und durch die Liſt eines argwöhniſchen Tyrannen zwei Helden, wovon der eine die römiſche, der andere die teutſche Geſchichte verherrlicht hatte. Da beide auf die Begebenheiten der rheiniſchen Länder einen ſo wichtigen Einfluß haben, ſo wird es mir erlaubt ſeyn, beiden auch in dieſer rheiniſchen Geſchichte ein Denkmal zu ſtiften, wozu mir der größte Geſchichtſchreiber jener Zeiten die Innſchrift leihen ſoll.

»Nicht Ahnengeleit und Aufzug, ſagt Tacitus, ſondern Lobſprüche und das Andenken an ſeine großen Eigenſchaften, machten die Pracht von des Germanicus Leichenbegängniß. Und manche fanden in ſeiner Geſtalt, in Alter, Todesart, auch wegen der Nachbarſchaft des Orts, wo er geſtorben war, das Gegenbild vom großen Alexander: denn beide, ſchön von Perſon, erhaben von Geburt, und kaum über dreißig Jahr alt, haben durch Hinterliſt der Ihrigen, unter fremden Völkern ihr Leben eingebüßt; allein Germanicus hat Güte gegen Feinde, Enthaltſamkeit im Genuſſe des Vergnügens gezeigt, iſt Gatte einer

Gattin, Vater ächter Kinder gewesen. Nicht minder Krieger, wie jener, obgleich minder Waghals, ist er blos durch widrige Umstände verhindert worden, das durch so viele Siege zerrüttete Germanien zu erobern. Wäre er unumschränkt gewesen, hätte er die Macht eines Königs gehabt, so würde er eben so gewiß Alexanders Kriegsruhm erreicht haben, als er ihn in Huld, Genügsamkeit und edler Denkungsart übertroffen hat.«

So spricht Tacitus von seinem römischen Helden; Vom teutschen ist sein Lob desto unverwerflicher. »Hermann«, sagt er, »war unstreitig der Befreier Hermaniens. Er, in Schlachten nicht immer, in Feldzügen nie besiegt, hatte nicht, wie andere Könige und Heerführer, das römische Volk in seinem Entstehen, sondern auf dem höchsten Gipfel seiner Herrlichkeit angegriffen. Sieben und dreißig Jahre waren der Raum seines Lebens, zwölfe der Raum seiner Macht. Noch lebt er in den Liedern seines Volkes, unbekannt in den Annalen der Griechen, die nur das Ihre bewundern; auch in denen der Römer nicht allzuhäufig erwähnt, weil diese die Größe der Teutschen entweder mißkannt, oder beneidet haben.«

Geschlechtstafel des Drusus Germanicus.

Caesar Octavianus Augustus. Imperator I. — Livia Drusilla, seine dritte Gemahlin, zuvor
† 14 n. C. G. vermählt mit Tiberius Nero.

Tiberius Imp. II. — Vipsania Agrippina, des
† 37. Vipsanius Agrippa Tochter.

Drusus, † 745 — Antonia minor, des
n. C. R. Antonius Tochter.

Drusus
† 23.

Caesar Drusus Germanicus = Agrippina.
† 19.

Claudius, Imp. IV.
= Messalina, † 54.

Nero | Drusus | Agrippina = Cn. Domitius | Caligula Imp. III. | Drusilla | Julia. Britanicus.
† 29. † 33. † 41.

Nero, Imp. V.
† 68.

Geschlechtstafel des Hermann.

Ingemar. Siegmar. Segest.

Hermann — Thusnelde Segests Tochter. Gelhaar — N. N. Tochter od. Flavius. d. hess. Fürsten Chattmer. Siegmund. Thusnelde, Hermanns Gattin.

Thumelich. Italus. Sesistat — Rhamis, Chattmers Tochter.

Das falsche Spiel des Tiberius war für die Römerherrschaft selbst gefährlich; denn, wie bisher seine Verhetzungen der Teutschen den Römern genutzt haben, so dieser jenen. Die rheinischen Legionen, Roms und der Gegenwart der Imperatoren entwöhnt, untergruben jetzt selbst das Gebäude am Rheine, was durch ihre Waffen gegründet war. Schon als die Nachricht von dem Tode des Augustus zu ihnen gekommen war, empörten sich die vier Legionen am untern Rheine und schrien aufrührerisch: »die Gewalt Roms sey nun in ihren Händen; durch ihre »Siege sey die Republik groß geworden; Von ihnen »entlehnten die Feldherren den Beinahmen: Germanicus. »Die Zeit sey nun da, wo die Veteranen auf Beschleu»nigung ihres Abschieds, die Jüngeren auf bessern Sold, »alle auf Verminderung des Drucks bestehen müßten.« Entflammt durch diese Reden gingen sie mit entblößten Schwertern auf ihre Centurionen los, prügelten sie erst, dann mordeten sie selbige, endlich warfen sie die zerfleischte Leichname entweder vors Lager, oder in den Rhein. Kein Tribun, kein Lagermeister konnte mehr seine Gewalt behaupten. Schildwachen, Vorposten und was sonst Bedürfniß des Augenblicks heischt, vertheilten sie unter sich selbst. Jeder, der diesen Soldatengeist tiefer durchschauete, hielt dies für ein besonderes Merkmal großer, schwer beizulegender Unruhen: weil sie nirgends einzeln oder auf Einreden Einiger, sondern immer alle zugleich aufbrausten oder ruhig wurden mit einer solchen Einheit und Stetigkeit, als wenn es nach dem Befehle eines Feldherrn ginge. Germanicus mußte den Ruhm seiner Thaten, die alte Liebe seiner Kampfgesellen, sogar die Klugheit seiner Gattin und Kinder in Anspruch nehmen, um die Empörung zu dämpfen. Wir haben bereits angeführt,

daß Tiberius ihn hauptsächlich darum vom Rheine abgerufen habe, weil er befürchtete, die rheinischen Legionen würden ihn zum Kaiser ausrufen. Auch Caligula, des Tiberius Nachfolger, ließ den Lentulus Gentilicus umbringen, weil dieser die Liebe der Soldaten gewonnen hatte. Nach der Ermordung dieses Kaisers erhielt Galba dem Claudius den Thron, welcher ihm von dem rheinischen Heere angeboten wurde. Die nämliche Großmuth übte Virginius Rufus, den die Legionen des obern Rheins zum Kaiser erheben wollten.

Als Nero durch seinen Selbstmord das Haus des Augustus, oder vielmehr des Germanicus, vertilgt hatte, wurde das Kaiserthum ein Geschenk der rheinischen Legionen und der Preis ihrer Feldherren. Galba, welcher ehemals in Mainz commandirte, war der Erste unter denselben, der den Thron bestieg. Da ihn aber die rheinischen Legionen, von ihrem Generale Virginius Rufus aufgehetzt, nicht erkennen wollten, schickte er den Vitellius, um den Aufruhr zu bändigen, allein die Soldaten riefen diesen selbst zum Kaiser aus, und Cäcinna zog mit einem großen Theile derselben nach Italien, um ihre Wahl zu unterstützen.

Durch solche Auftritte erhielten die Teutschen dies- und jenseits des Rheins die schönste Gelegenheit, das Joch der Römer abzuwerfen, und ihre Herrschaft zu zerstören. Schon im Jahre 28 nach Christi Geburt empörten sich die Hessen, welchen Drusus die Länder am Maine bis an den Taunus eingeräumt hatte; sie ermordeten die römischen Besatzungen an dem Pfalgraben und drohten selbst Mainz zu überrumpeln. Da zu der Zeit ein großer Theil der Legionen entweder nach Britanien gezogen, oder in das Innere der Provinzen verlegt war,

so mußte der Befehlshaber am Rheine, Lucius Pomponius die Hülfstruppen von Worms und Speier nach Mainz ziehen, um dem Feinde widerstehen zu können. Er vertheilte sie in zwei Haufen, wovon der eine links über Wiesbaden, der andere rechts längs dem Maine hin sich nach der Höhe des Taunus zog, und die Hessen in den Rücken nahm. Er selbst ging mit den Legionen gerade über die Brücke von Mainz aus nach der Höhe, und lagerte sich auf der Spitze des Berges. Die Hessen auf der einen Seite von den Römern umschlungen, auf der andern von ihren Erbfeinden den Hörzern bedroht, mußten um Frieden bitten, und kehrten unter die Herrschaft in den Pfalgraben zurück.

Diese Empörung war nur ein Vorspiel von einer weit fürchterlichern, welche sich durch die zwiespaltige Wahl der Kaiser am Unterrheine entsponnen hat. Unter den teutschen Völkern, welche die Römer auf dem linken Rheinufer bezwungen hatten, haßte keines mehr ihre Herrschaft, als die Trierer. Schon unter der Regierung des Augustus und Tiberius hatten sie einen Aufruhr gewagt, und ihr Anführer Julius Florus sich sogar mit andern gallischen Stämmen unter dem Sacrovir verbunden. Sie wurden aber bei der ersten Empörung unter dem August von Ronius Gallus, bei der letztern von C. Silius geschlagen und zum Gehorsam gebracht. Ihr Anführer Julius Florus wollte diese Schande nicht überleben. Er ermordete sich selbst; aber sein Geist ging unter seinen Landsleuten nicht verloren. Während dem sich die Legionen um ihren gewählten Kaiser schlugen, stand in Batavien ein junger Mann auf, welcher eine Zeitlang der Römer Herrschaft am Rheine zerstört hatte, und der

Vorbote jener fürchterlichen Einfälle der Teutschen war, welche das römische Reich übern Haufen warfen.

Da diese Vorfälle nicht nur für die rheinische, sondern auch für die ganze Weltgeschichte so merkwürdig geworden sind, so will ich sie auch umständlicher erzählen, auf daß man aus ihnen die wahren Ursachen erkennen lerne, wodurch eine so lange gebildete Welt, als die römische war, zertrümmert, und in eine völlige Barbarei zurückgebracht werden konnte.

Es ist ein großer Irrthum der Geschichtschreiber, wenn sie glauben, daß die Weichlichkeit der Römer, oder die unzählige Volksmenge der Barbaren den Umsturz des römischen Reichs hervorgebracht habe. Die bisherigen und künftigen Feldzüge beweisen vielmehr, daß die Teutschen fast in allen ordentlichen Schlachten von den römischen Legionen besiegt wurden. Auch konnten die teutschen Länder, obwohl sie die spätern Geschichtschreiber einen Völkerbehälter[1] nennen, keine große Menschenzahl enthalten haben, indem sie, noch mit großen Wäldern bedeckt, und gar wenig angebaut waren. Wir finden aber in eben diesen Geschichtschreibern vier besondere Umstände angegeben, welche den Einbruch der nordischen Völker in das römische Gebiet beförderten, und endlich die große Völkerwanderung verursacht haben. Zuerst schwächte der Aufruhr der Soldaten die römische Macht, und gab den Teutschen Gelegenheit und Muth, sie zu überfallen. Zweitens schaffte ihnen das Mißvergnügen der Provinzen, welches durch den Druck täglich vermehrt wurde, eine Menge Anhänger selbst im römischen Reiche. Drittens waren weder die Linien der Festungen, noch die geordne-

1. Vagina gentium.

ten Haufen der Legionen nahe genug beisammen, um die überall eindringenden, und weder strategetisch noch taktisch fechtenden Barbarenhaufen abzuhalten; und viertens lokte sie der Ueberfluß der römischen Länder und Städte aus den ungebauten Wüsten ihrer Heimath zu einer beständigen Auswanderung. Dieses waren die ächten und Haupturſachen der groſsen Völkerwanderung und des Umsturzes des römischen Reichs. Die nachtheiligen Folgen des Aufruhrs der Legionen haben wir bereits schon gesehen, und werden sie künftig noch mehr sehen. Von dem Misvergnügen der Provinzen werden wir jezt ein gefährliches Beispiel anführen, die übrigen Gebrechen werden wir in der künftigen Geschichte finden. Nun wieder zur Sache.

Unter den teutschen Römerfeinden übertrafen Julius Paulus und Claudius Civilis, beide Brüder von königlichem Stamme, alle an Gewandtheit und Haß. Jenen ließ Fontejus Capito durch eine falsche Beschuldigung von Aufruhr hinrichten; dieser wurde gebunden dem Nero überschickt, und nachdem er von Galba wieder befreiet war, unter Vitellius von neuem in Gefahr gebracht, indem das Heer seinen Tod foderte. Daher sein Haß gegen die Römer und seine Hoffnung durch deren Uneinigkeit. Civilis war mehr, als man bei einem Teutschen vermuthen sollte, schlau, und rühmte sich, an Geist und Gestalt dem Sertorius und Hannibal zu gleichen.

Zu der Zeit mußte sich die Batavische junge Mannschaft auf Befehl des Vitellius zum Soldatenzuge stellen. Der Geiz und die Wollüste derer, welche diese Aushebung zu besorgen hatten, machten jenen Befehl sehr drückend. Bald nahmen sie alte schwache Leute, um sie wieder für Geld zu entlassen. Bald suchten sie schöne

Jünglinge aus, aber zu Wollüſten, welche die Schaam zu verſchweigen gebeut. Der dadurch erweckte Haß gegen die Römer gab den Anführern des Aufruhrs Urſache, die Aushebung gänzlich abzuſchlagen. Civilis berief die Vornehmſten des Volkes unter dem Vorwande eines Gaſtgebotes in einen heiligen Hayn, und als er merkte, daß Nacht und Freude ſie muthig gemacht hatten, fing er an, den Ruhm ihrer Altvordern zu erheben, und dagegen die Uebel der jetzigen Sclaverei mit den häßlichſten Farben zu ſchildern. »Man hat vergeſſen,« ſprach er, »daß »wir Bundesgenoſſen ſind; als Sclaven behandelt man »uns. Wir werden den Präfekten und Centurionen über»liefert, welche, nachdem ſie unſer Eigenthum und Blut »weggenommen haben, noch neue Namen und Mittel der »Räuberei erſinnen. Nie war eine glücklichere Zeit ge»kommen, das römiſche Joch abzuwerfen. Rom iſt ent»nervt, der Name [illegible] ein Schattenbild; in den »Winterlagern gibt es [illegible] Römer, aber keine Soldaten. »Die Teutſchen ſind unſere Stammverwandte, die Gallier »haben mit uns gleiche Wünſche, und ſelbſt den Römern »kann unſer Krieg nicht unangenehm ſeyn, deſſen mißli»chen Erfolg ſie auf Veſpaſians Rechnung bringen können. »Beim Siege iſt ohnehin nichts zu verantworten.« Dieſe Rede erhielt allgemeinen Beifall. Alle beſchworen nach alter Sitte den Bund für die Unabhängigkeit.

Bald nach der Zuſammenkunft der Bataver brach der Aufruhr in der ganzen Provinz aus. Die Römer wurden angegriffen, geſchlagen und aus Batavien verjagt. Die erſten Siege waren den Anführern eben ſo rühmlich als nützlich. Ihr Ruf breitete ſich in Gallien und Teutſchland aus, und ſie erhielten den Namen der Freiheitsſtifter. Civilis verband die Tapferkeit eines Teu-

schen mit der List und Gewandtheit eines Römers. Religion und Aberglauben, Vaterlandsliebe und Römerhaß, Teutsche und Römer, Götter und Weiber waren ihm gleichwichtige Mittel, um den Muth seiner Bundesgenossen zu erhöhen. So zog er eine gewisse Velleda, die wegen ihrer Wahrsagereien im Rufe der Heiligkeit stand, in sein Spiel; sie begeisterte den ganzen Bund, indem sie verbersagte: die Teutschen würden siegen. In den Schlachten stellte er die Signa der gefangenen Römer um sich her, um seinen Leuten ihre frischen Siegeszeichen vors Auge zu bringen, und die Feinde durch das Andenken ihrer Niederlage zu schrecken. Seine Mutter und Schwestern mit den Weibern und Kindern der gesammten Armee mußten hinter die Schlachtlinie als Antrieb zum Siege oder zur Beschämung für die Weichenden dienen. Wenn sonach das Treffen von der Männer Feldgesang und der Weiber Geheul ertönte, begann er die Schlacht und allezeit mit sicherem Erfolge.

Nach den ersten Siegen der Bataver schickten die Teutschen sogleich Gesandte, und erboten sich zu Hilfstruppen. Galliens Verbindung suchte Civilis durch Kunstgriffe und Geschenke; indem er die gefangenen Befehlshaber der Cohorten in ihre Cantons zurückschickte, den Cohorten aber die Freiheit ließ, nach Hause zu gehen oder zu bleiben. Denen, die blieben, ertheilte er ehrenvolle Kriegsstellen, und die Abgehenden beschenkte er mit Römerbeute. Zugleich stellte er ihnen in geheimen Unterredungen die so viele Jahre lang erlittenen Drangsale vor, und die armselige Knechtschaft, die sie fälschlich Frieden nannten. »Die Bataver,« sagte er, »obwohl frei von »Abgaben, hätten dessen ungeachtet gegen die gemein-

»ſchaftlichen Tyrannen die Waffen ergriffen. Gleich im
»erſten Treffen wären die Römer geſchlagen und beſiegt
»worden. Was würde geſchehen, wenn Gallien auch das
»Joch abwürfe? Wie viel ſey noch in Italien übrig?
»Nur mit dem Blute der eroberten Provinzen würden
»die Provinzen überwunden. Möchte denn Syrien und
»Aſien und der an Königsregiment gewöhnte Orient ihr
»Joch behalten: aber in Gallien lebten noch Viele, die
»vor der Zeit der Abgaben geboren wären. Damals
»wenigſtens, als Quintilius Varus geſchlagen wurde, ſey
»aus Germanien die Knechtſchaft vertrieben worden, und
»da habe man keinen elenden Vitellius, ſondern einen
»Cäſar Auguſtus zum Kriege aufgefordert. Freiheit habe
»die Natur auch den ſprachloſen Thieren gegeben. Ta-
»pferkeit ſey der Menſchen eigenthümliches Gut. Die
»Götter ſtänden den Tapfern bei. Sie ſollen alſo, her-
»renlos, über Unterjochte, unbeſiegt, über Geſchwächte
»herfallen. Indem eine Parthey den Vespaſian, eine
»andere den Vitellius begünſtige, ſtände der Weg gegen
»Beide offen.« Mit ſolchen Reden und Beiſpielen auf
Gallien und Teutſchland zugleich wirkend, ſuchte er beide
Nationen unter ſeine Fahnen zu locken; die Gallier aber
und ſogar die Trierer wollten erſt das Glück der Waffen
abwarten, ehe ſie ſich erklärten. Ein Anführer der Ley-
tern, Montanus, wurde ſogar im Namen der Römer an
den Civilis abgeſchickt, um ihn zum Gehorſam zu brin-
gen. Er aber antwortete ihm verächtlich: »Einen ſchönen
»Lohn habe ich für meine Treue erhalten, die Ermordung
»meines Bruders, dann meine eigene Bande, endlich die
»harten Reden dieſer Armee, die meine Hinrichtung be-
»gehrt hat, und dafür ich dem Völkerrechte gemäß Ge-
»nugthuung fordere. Ihr aber, ihr guten Trierer, und

»ihr übrigen Sclavenseelen, sagt, was ihr für euer so »oft vergossenes Blut anders erwarten könnt, als Undank »für euren Dienst, ewige Abgaben, Zuchtruthen, Richt»beile und die Launen eurer Tyrannen.«

Indessen wurden die römischen Feldherren Hordeonius Flaccus, Mummus Lupercus und Herennius Gallus in verschiedenen Treffen geschlagen und die Bataver breiteten ihren Bund am ganzen untern Rheine aus. Nach diesen Siegen traten auch die Trierer, die Legionen und andere Gallische Völker demselben bei. Classicus, Julius Tutor und Julius Sabinus, geborne Trierer, waren ihre Anführer, und sie vereinigten sich zu Cölln mit dem Civilis zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Freiheit. Die Niedergeschlagenheit der Römer wurde durch diesen Abfall so groß, daß sich sogar die Soldaten und Centurionen zum Dienste der Teutschen anboten, und der Legat Vocula alle Künste der Beredsamkeit und Strenge der Kriegszucht anwenden mußte, um nur die römischen Heere noch einigermaßen von der gänzlichen Auflösung abzuhalten.

Gleich nach dem Uebergange der Trierer zog er sich nach Novesium (Neuß) zurück, und wollte sich da befestigen; allein diese folgten ihm auf dem Fuße nach, und umgaben sein Lager. Auf der einen Seite hatten die Fahnen der alten Cohorten, auf der andern die aus Wäldern und Haynen genommenen Thierbilder, mit der jedes Volk nach seiner Art ins Treffen ging, durch den gemischten Anblick von Bürger- und Ausländerkrieg die Römer in Furcht und Schrecken gesetzt. Auf Seiten der Teutschen erschallte der Schlachtgesang der Männer, das Zurufen der Weiber; aber bei den Römern herrschte eine Stille, die Menschen eigen ist, welche ihr künftiges Unglück ahnen. Die Teutschen bestürmten das römische

Lager, zerſtreueten die Cohorten, Vocula wurde hingerichtet, und alle römiſche Soldaten huldigten den Trevirern im Namen des galliſchen Reichs.

Hierauf verſicherte ſich Civilis der Stadt Cölln, welche jederzeit die Parthey der Römer ergriff; Tutor aber rückte nach dem Oberrheine vor, nahm Mainz und andere Feſtungen in Beſitz, und erſchlug die vornehmſten römiſchen Offiziere, welche hier in Beſatzung lagen.

Die Fortſchritte des rheiniſch-teutſchen Bundes machten in Rom zu großes Aufſehen, als daß man nicht eilends zu helfen geſucht hätte. Mucianus, der in Vespaſians Abweſenheit die Regierung führte, ſchickte ſogleich neue Legionen und Feldherren, den Gallus Annus und Petilius Cerealis an den Rhein; ja er nahm ſich vor, ſelbſt dieſen zu folgen. Bei Annäherung des römiſchen Heeres fiel ein groſſer Theil der Gallier aus Haß und Eiferſucht gegen die Trierer von dem teutſchen Bunde ab, und Tutor verſäumte, den Oberrhein und die Ausgänge der Alpen zu beſetzen. Was die Sache noch verſchlimmerte, war, daß ſelbſt ein Neffe des Civilis, Julius Brigantius, unter den Römern gegen die Teutſchen diente.

Indeſſen zog die einundzwanzigſte Legion über Vindoniſſa und Sertus Felix mit ſeinen Hülfsvölkern über Rhätien heran. Tutor verſtärkte ſeinen Heerhaufen mit den Bewohnern des obern Germaniens, den Tribochern, Wormsgauern und Saarauern. Viele Legion-Soldaten ſchlugen ſich theils aus Hoffnung, theils aus Furcht zu ihnen, und richteten ſogleich eine Cohorte zu Grunde, welche Sertilis auf ſie losgeſchickt hatte. Da aber die Feldherren des römiſchen Heeres ſelbſt angekommen waren, ſchmiegten ſich die Einwohner des Oberrheins, Teutſche oder Römer, wieder unter die Flügel des römiſchen Adlers.

Tutor, auf dieſe Weiſe verlaſſen, zog ſich mit ſeinen Trierern zurück, ließ Mainz rechter Hand liegen, und lagerte ſich bei Bingen. Hier glaubte er die Römer erwarten zu können, weil er die Rabbrücke hinter ſich abgeworfen hatte, und durch die Stadt ſelbſt gedeckt war. Allein des Sertilis Cohorten fanden bald einen Weg durch den ſeichten Fluß. Sie kamen dem Tutor in den Rücken, ſchlugen ihn, und zerſtreuten ſein Heer bis in die Schluchten des Hundsrücks.

Nach dieſer Niederlage wurden die Trierer und andere Bundesvölker umher getrieben. Einige ihrer Fürſten floben in die benachbarten Gaue; die zu den Teutſchen übergegangenen Römer ſchwuren dem Veſpaſianus den Eid der Treue wieder, indeſſen Tutor und ſein Gehülfe Valentinus alles anwendeten, um die Völker im Bunde und unter den Waffen gegen die Römer zu erhalten.

So ſtanden die Sachen, als Cerealis nach Mainz kam. Durch ſeine Ankunft wurde der Römer Muth wieder gänzlich aufgerichtet. Der Feldherr brannte vor Begierde, die Teutſchen zu ſchlagen. Er ſuchte die Soldaten theils durch Güte, theils durch harte Worte zu ihrer Schuldigkeit aufzumuntern. Er ließ die abgefallenen Gaue zum Bündniſſe der Römer einladen, und rückte, ſobald ſeine Truppen beiſammen waren, gegen den untern Rhein vor.

Indeſſen rüſtete ſich Civilis nach der Niederlage des Tutor mit neuen Kräften zum Kampfe. Er brachte einen groſſen Völkerhaufen zuſammen, und ließ den Valentinus ermahnen, nicht Alles gleich gegen die Römer auf das Spiel zu ſetzen. Dieſer Vertheidigungskrieg auf Seiten der Teutſchen bewog den Cerealis eben ſeinen Zug zu

beſchleunigen. Valentinus hatte ſich bei Rigodulum, Rigel, auf einer Anhöhe vortheilhaft beſetzigt; aber der römiſche Feldherr wollte nicht erſt die Vermehrung des Trieriſchen Heeres abwarten, ſondern ließ ſogleich ihr verſchanztes Lager durch ſein Fußvolk angreifen. Der Widerſtand der Trierer war hartnäckig und blutig. Da ſie aber von der römiſchen Reiterei umgangen waren, wurden ſie geſchlagen, und ihre vornehmſten Fürſten nebſt dem Valentinus gefangen.

Den Tag nach der Schlacht zog Cerealis triumphirend in Trier ein. Seine Soldaten wollten die Stadt als einen Sitz des Aufruhrs plündern und zerſtören. Er aber dachte auf Mäßigung und ſuchte die aufgebrachten Völker durch vernünftige Vorſtellungen wieder für die Römer zu gewinnen. Er ſagte ihren Anführern: »Ich »habe mich nie viel mit Beredſamkeit abgegeben, und »ſtatt deſſen die Tapferkeit des römiſchen Volks mit dem »Degen bewieſen. Aber weil Worte bei euch am meiſten »gelten, und ihr Gutes und Böſes nicht nach ſeinem Ge»halte, ſondern nach den Reden der Aufwiegler zu »ſchätzen pflegt, ſo habe ich mir vorgenommen, euch etwas »weniges vorzutragen, was nach geendigtem Kriege euch »nützlicher ſeyn wird, gehört, als mir geſagt zu haben. »In euer und der Gallier Land ſind die römiſchen Heer»führer und Regenten nicht aus eigener Begierde gekom»men, ſondern auf Anſuchen eurer Vorfahren, welche »ihre Uneinigkeit bis an den Rand des Verderbens ge»bracht hatte. Aber die von ihnen herbeigerufenen Teut»ſchen haben ſowohl ihren Bundesgenoſſen als Feinden »das Joch über den Hals geworfen. Auch haben wir »nicht deswegen den Rhein beſetzt, um Italien zu decken, »ſondern damit nicht wieder ein Arioviſt der Herrſchaft

» über Gallien sich bemächtige. Meint ihr, daß euch
» Civilis und seine Bataver, oder auch die jenseitigen Völker
» günstiger seyn werden, als ihre Vorfahren unsern Vätern
» waren? Eben dieselbe Unruhe und Begierde nach euern
» schönen Ländern treibt noch die Teutschen, wie zuvor,
» an, ihre Wüsteneien zu verlassen, und nach Gallien her-
» über zu kommen. Uebrigens sind Freiheit und andere
» solche blendende Namen nur Vorwand, und noch nie-
» mand hat nach Unterjochung anderer und eigener Herr-
» schergewalt gestrebt, ohne sich eben dieser Worte dabei
» zu bedienen. Königsregiment und Kriege waren in
» Gallien zu allen Zeiten, bis ihr euch unter unsre Ge-
» setze begabt. Und wir, obschon von euch befehdet,
» haben euch nach dem Rechte der Sieger nichts aufgelegt,
» als was nöthig war, den Frieden zu erhalten. Denn
» Volksruhe kann weder ohne Krieg, noch Krieg ohne
» Sold, noch Sold ohne Abgaben bestehen. Alles Uebrige
» habt ihr mit uns gemein. Ihr selbst gebt oft unsern
» Legionen Befehlshaber, gebt dieser und andern Provin-
» zen ihre Regenten. Nichts ist euch vorenthalten; zu
» nichts ist euch der Weg versperrt. Löbliche Fürsten ge-
» nießt ihr so gut, als wir, und die Bösen fallen
» zuerst über die her, welche ihnen zunächst sind. Laster-
» hafte wird's geben, so lange es Menschen gibt: aber
» sie dauern nicht immer; es kommen bessere dazwischen,
» und vergüten uns jene. Ich denke nicht, daß ihr euch
» unter eurem Tutor und Civilis eine mildere Regierung
» versprechen werdet, oder daß ihre Armeen weniger Ab-
» gaben erfordern werden, als die unsrigen. Denn wenn
» die Römer wieder vertrieben würden, was könnte an-
» ders entstehen, als ein allgemeiner Krieg. Glück und
» gute Aufsicht haben unser Staatsgebäude schon über

»achthundert Jahre zusammengehalten; es kann unmöglich »zerrissen werden, ohne daß die Zerstörer ihren Unter»gang dabei finden würden, und eure Lage würde dabei »die mißlichste seyn. Also liebet und ehret Rom, unter »dessen Herrschaft der Sieger und Besiegte gleichen Schutz »und Gesetz hat.«

Diese eben so kluge als listige Rede konnte zwar einige römische Ueberläufer oder furchtsame Leute überzeugen, nicht aber die Bundesgenossen. Diese zogen sich vielmehr auf allen Seiten zusammen und rüsteten sich zu einer Schlacht. Mit Ungestüm fiel ein Theil von den Gebirgen, ein anderer zwischen dem Heerwege und der Mosel her das römische Lager an, daß Cerealis im Bette beides zu gleicher Zeit vernahm: seine Soldaten seyen im Gefechte, und würden geschlagen. Er wollte die Sache nicht glauben, als er schon sein Lager erstiegen, die Reuterei in der Flucht und die Adler verlassen sah. Bei diesem Anblicke raffte der entschlossene Feldherr sogleich einige Flüchtlinge zusammen, nahm unter einem fürchterlichen Pfeilhagel, ohne Schild ohne Helm, die Brücke weg, und bildete einige zerstreuete Cohorten wieder, womit er dem Feinde sich entgegen stellte. Durch diesen kühnen Schlag lenkte er den Sieg auf die Seite der Römer. Die ein und zwanzigste Legion zog sich in Form eines Keils zusammen, und brachte die anstürmenden Teutschen zum Weichen, und endlich zur Flucht. Die Römer eroberten das Lager der Verbundenen.

Während dieser glücklichen Fortschritte hatten auch die Cölner eine teutsche Cohorte verbrennt, und dem Cerealis, um seine Gunst zu gewinnen, sogar die Gattin, Tochter und Schwester des Civilis ausgeliefert. Die Bataver mußten sich in ihr Land zurückziehen. Sie schlossen

für sich einen Frieden, wodurch sie alle ihre Bundesgenossen wieder der Herrschaft der Römer überließen. Sie behaupteten nämlich, die Freiheit der übrigen Welt ginge sie nichts an, und die einzelnen Nationen wären nicht im Stande, noch dazu berufen, das Joch der Uebrigen zu brechen.

Des Cerealis Friede hatte die Römerherrschaft am Rheine wieder hergestellt, aber die Teutschen auch mit ihrer Stärke bekannt gemacht. Ueberwunden wurden sie zeither, weil sie einzeln fochten; aber nun wurden sie fürchterlich durch ihre Vereinigung. Schon im zweiten Jahrhunderte, unter der Regierung des Antoninus, bildeten sich zwei große Bündnisse unter den Teutschen, eins am Oberrheine, das Allemannen-, und eines am Unterrheine, das Frankenreich. Die Franken, vermuthlich durch den Aufstand des Civilis aufgeregt, kündeten schon durch ihren Namen an, daß sie frank und frei seyn wollten, und die Allemannen gaben den Römern nicht undeutlich zu verstehen, daß sie Alle für einen Mann stehen würden. Dazu kam noch, daß nach Abgang des Vespasianischen Hauses die Kaiserwürde ein neues Spiel der Aufrührer und Soldaten am Rheine wurde. Ueber dreißig Tyrannen stritten gegen einander um die Krone. Vom Jahre 259 bis 268 haben sich Posthumius, Lollianus, Viktorinus, Marius und Tetricus einander Augustus genannt und ermordet. Dieser bürgerliche Krieg war ein Wink zu einem neuen Einbruche der teutschen Völkerschaften in die römische Linie. Schon im Jahre 241 fielen die Allemannen in den römischen Pfalgraben ein, und bald hernach gingen die Franken selbst über den Rhein, und zerstörten die römischen Festungen.

In diesem Drange erscheinen zwei Imperatoren,

Aurelianus und Probus, und diese erwarben sich durch ihre Siege und klugen Anstalten den Namen der Wiederhersteller des römischen Reichs. Jener schlug die Franken bei Mainz, dieser trieb die Allemannen in ihre Wälder zurück, tödtete ihnen 400000 Mann, nahm deren 16,000 gefangen, und ließ nicht nur die zerstörten Festungen wieder aufbauen, sondern auch den Pfalzgraben jenseits des Rheins mit neuen Mauern und Bollwerken befestigen. Nach diesen großen Unternehmungen zog er an den Unterrhein, und bezwang die zwei Tyrannen Proculus und Bonosus, welche sich in Cölln als Herren aufgeworfen hatten. Nach ihm schlug Constantinus die Franken in mehreren Treffen, und warf ganze Schaaren der Ueberwundenen in dem Amphitheater zu Trier den wilden Thieren zum Fraße vor. Allein weder des Probus Befestigungen, noch des Constantinus Siege konnten die Teutschen von den Einfällen abhalten. Da schon zuvor die Bürgerkriege dieselben erleichterten, so thaten es jetzt auch die Religionskriege. Der Kampf der Christen gegen die Heiden, welcher unter dem Constantinus und Julianus die Römerwelt beschäftigte, hat einen so wichtigen Einfluß auf die Geschichte der Rheinländer, daß wir ihn hier besonders bemerken müssen.

Unter den Kaisern des ersten Jahrhunderts war das Christenthum den Römern entweder noch zu wenig bekannt oder noch zu verächtlich, als daß es ihre Aufmerksamkeit erregt haben sollte. Die Christen-Verfolgung des Nero war nur ein Vorwand dieses Tyrannen, um seine Mordbrennerei zu entschuldigen; sie hat sich auch schwerlich ausser die Mauern von Rom erstreckt. Erst unter dem Domitianus und Trajanus machte die Verbrei-

tung des neuen Glaubens einiges Aufsehen, und verursachte Untersuchungen; aber selbst die Berichte des Plinius über die Christen beweisen noch eine große Duldsamkeit. Indessen soll der erste Bischoff von Mainz Crescens unter dem Trajanus den Märtyrertod erlitten haben.

Im zweiten Jahrhundert findet man deutlichere Spuren von Christengemeinden am Rheine. Zu der Zeit waren schon Kirchen in Rom und den großen Städten des Orients gegründet. Von diesen sind wahrscheinlich viele Glaubensbekenner entweder mit den Legionen oder den Colonien nach der entferntern Rheingränze gewandert, um dort unbemerkter und sicherer ihre Religion üben zu können. Im dritten Jahrhundert war das Christenthum sogar bis zu den Häuptern des Reichs gedrungen; denn man behauptet, daß der Kaiser Alexander Severus und seine Mutter Mammäa den neuen Glauben am Rheine befördert haben, und darum jener bei Mainz, diese zu Wesel von den heidnischen Soldaten ermordet worden wäre.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts war die Anzahl der Christen am Rheine schon so stark geworden, daß sie bei Hofe und in der Armee den Heiden das Gleichgewicht halten konnten. Als zu der Zeit der alte Diokletianus den Galerius und Constantius Chlorus zu Cäsaren und Reichsverwesern ernannte, theilten sich beide, wie in die Reiche, so in die Religionspartheien. Jener nahm den Orient und das Heidenthum in Schutz; dieser aber den Occident und das Christenthum. Constantius verlegte seinen Sitz nach Trier und erbauete sich da einen Kaiserpallast. Diesem strömten eine Menge heimliche oder auch schon bekannte Christen zu. Der Haß

und das Mißtrauen der Heiden gegen dieſe Bekenner eines neuen ihnen noch unbekannten Glaubens wuchs mit der Vermehrung ihrer Anhänger, ſowohl bei dem Hofe, als unter der Armee; und der alte Diokletianus, aufgehetzt durch den Galerius und Maximianus, gebot nun eine förmliche Unterſuchung und Beſtrafung aller der Beamten, die ſich zum Chriſtenthum bekannten. Dieſem zufolge wurden Paulinus in Trier, Gereon in Cölln, und Ferrutius in Mainz mit ihren Anhängern hingerichtet, die Legionen decimirt, und ſelbſt mehrere chriſtliche Frauen und Jungfrauen zum Tode verdammt.

Eine ſo blutige Verfolgung trug aber mehr zur Verbreitung als Vertilgung des Chriſtenthums bei. Das Volk murrte, da es ſeine Verleger mißhandeln, die Soldaten empörten ſich, da ſie ihre Hauptleute hinrichten ſahen. Als Conſtantius Chlorus geſtorben war, riefen die Legionen am Rheine ſeinen Sohn Conſtantinus zum Auguſtus aus, und dieſer erklärte ſich nun öffentlich als den Beſchützer der neuen Religion.

Indeſſen aber hatte Maxentius, des Maximianus Sohn, ſich mit Hülfe der Prätorianer Roms bemächtigt, und wollte dort mit dem Heidenthum zugleich ſeine Herrſchaft über das römiſche Reich behaupten. Bei ſo gefährlichen Umſtänden bot Conſtantinus die chriſtlichen Legionen an dem Rheine auf, welche ihn auf den Thron geholfen hatten, und zog nach Italien, um ſeinen Gegner zu bekämpfen. Im Jahre 311 rückte er vermuthlich von Trier aus nach Mainz vor, wo er ſich mit den Truppen, welche vom untern Rheine her über Bingen kamen, vereinigen konnte. Aller Wahrſcheinlichkeit und ſelbſt der Lage der Dinge nach ſtand das römiſch-chriſtliche Lager bei Moguntiacum auf der groſſen Ebene vor dem rechten

Hauptthore [1], wo zu der Zeit die Kampfſpiele und Waffenübungen gehalten wurden. Sie erſtreckt ſich von Mainz bis auf den Hechtsheimer Berg, und da ſie im ganzen ſelbſt eine Anhöhe bildet, kann man auf ihr gen Oſten hin die Sonne in ihrer ganzen Pracht aufgehen ſehen. Als nun Conſtantinus nach dem Morgengebete [2] von dem Lager aufgebrochen war, und vor ſeinen Soldaten auf der großen Heerſtraße, welche von Mainz nach Rom führte, herzog, erblickte er, und mit ihm die chriſtlichen Legionen eine Lufterſcheinung in Form eines Kreuzes und von den Strahlen der aufgehenden Sonne umgeben. Die Römer, welche jederzeit bei Feldzügen und Schlachten viel auf Wahrzeichen hielten, glaubten jetzt, da ſie Chriſten geworden waren, dieſe glänzende Kreuzgeſtalt ſey eine Vorbedeutung ihres künftigen Sieges über den Marentius und das Heidenthum. Conſtantin, dieſes bemerkend, und vielleicht ſelbſt davon ergriffen, drehte ſich zu ihnen um, und ſagte, auf die Erſcheinung deutend: »Seht, Soldaten! das Zeichen des »heiligen Kreuzes glänzt vor unſern Legionen her. Durch »dieſes werden wir ſiegen. Chriſtus regiert, Chriſtus »ſiegt, Chriſtus herrſcht.« [3] Auf dieſe Worte fielen ſeine

1. Porta principalis dextra. Vor dem jetzigen Neuthore.

2. Die erſten Chriſten richteten ſich bei dem Gebete meiſtens nach Oſten; ſo ſind auch ihre Kirchen nach Oſten gerichtet.

3. Xots regnat, Xots vincit, Xots imperat. Einige Kirchengeſchichtſchreiber ſagen: Conſtantin habe die griechiſchen Worte ἐν τούτῳ νίκα an der Kreuzgeſtalt ſelbſt geſehen. Bei dem Feſte der Kreuz-Erhöhung den 14. September ſang man in der Domkirche zu Mainz noch bis auf unſere Zeiten jene alte Hymne: vexilla regis prodeunt, fulget crucis mysterium. Wenn die hohen Feſttäg-

Soldaten knieend zur Erde, und wiederholten anbetend ſeine Worte. Von nun an wurde das Kreuz das Zeichen ihrer Perillen und Fahnen. Unter ihm haben ſie auch den Marentius bei der milviſchen Brücke zu Rom wirklich geſchlagen.

Durch den Sieg über den Marentius und das Heidenthum wurde die chriſtliche Religion die herrſchende im römiſchen Reiche und am Rheine. Helena, des Kaiſers fromme Mutter, ließ zu Trier, zu Cölln, zu Bonn und zu Kanten den Helden zu Ehren, welche in oder bei dieſen Städten für den Glauben den Tod erlitten haben, Kirchen erbauen, wovon noch die meiſten ſtehen.[2] Die rheiniſchen Bisthümer erhielten nach Maasgabe der römiſchen Provinzen ihre Vorſteher und Hierarchie. Sowohl die Namen als die Folge der rheiniſchen Biſchöfe werden von nun an bekannter und verläſſiger. Schon auf dem Concilium, welches im Jahre 344 zu Sardica in Möſien gehalten wurde, kamen aus der erſten belgiſchen Provinz Mariminus von Trier mit ſeinen Sufragan-Biſchöfen von Metz, Toul und Verdün; aus der erſten germaniſchen Martinus von Mainz, Viktor von Worms, Jeſſe von Speyer, Amandus von Straßburg; aus der zweiten Euphrates von Cölln, und Servatius

denen bei der Schlacht von Leipzig eine ähnliche Wolkengeſtalt geſehen hätten, würden auch ſie an das Wunder des preußiſchen Kreuzes geglaubt haben.

1. Signum eine römiſche Fahne.

2. Zu den heil. Märtyrern in Trier, St. Gereon in Cölln, St. Cajus in Bonn, St. Viktor in Kanten, auch ſpäterhin hat man in und um Mainz den H. Mauriz, Viktor und Ferreolus Kirchen erbauet.

von Tungern, vor. Die nämlichen Bischöfe erschienen im Jahr 347 auf einer Synode zu Cölln, welche den Bischof Eupbrates verdammte. Es ist auch wahrscheinlich, daß auf dem Felde bei Mainz, wo Constantin und seine Armee das Kreuzzeichen sahen, statt dem Kampfziele ein Kreuz errichtet wurde; denn späterhin, im Mittelalter, hat man dort ein anderes Wunderkreuz aufgestellt, und das ehemalige Marsfeld nun das Heiligkreuzerfeld genennt. [2]

Nach dem Tode des Constantinus kam das Reich in neue Verwirrung durch die Theilung unter seine Söhne. Constantius II. erhielt den Orient, Constanz Italien und Afrika, Constantinus II. Gallien und damit die Rheingränze; allein die Religions- und Bürgerkriege von innen, neue Einfälle der Barbaren von außen, machten letztere zu einem Schauplatze grausamer Verfolgungen und Verwüstungen. Constantinus hatte kaum die christliche Religion in dem Reiche erhoben, als Ketzer und Irrlehrer die christliche Kirche zerrissen. Arius, ein Priester von Alexandria, leugnete die Gottheit Christi ab; ihm aber widersetzte sich Athanasius, der Bischof die-

1. Meta ludorum.

2. Nicht weit von dem Kreuze war der heiligen Maria im Felde eine Kirche geweihet worden, wohin sodann das Wunderkreuz gebracht, und die Kirche zum heiligen Kreuz genennt wurde. Der Pater Laquille behauptet in seiner elsässischen Geschichte: daß Constantin die Kreuz-Erscheinung im Elsaß gehabt habe, allein sowohl die Lage als die Alterthümer und Sagen sprechen für das Heilig-Kreuzer-Feld. Ich selbst habe dort beim Aufgange der Sonne öfter die schönen glänzenden Wolkengestalten beobachtet. Sie machen immer einen wundervollen Eindruck; auch sind alle christliche Kirchen gegen Osten gerichtet.

ser Stadt. Eine wechselseitige Verfolgung beider Parteien schändete die christlichen Völker im Orient und Occident. Während dieser Streitigkeiten, an denen auch die Regenten Theil nahmen, wurde Athanasius nach dem Rheine vertrieben. Er mußte sich zu Trier bei dem heiligen Mariminus verborgen halten, und soll dort jenes Glaubenssymbol verfertigt haben, das noch von ihm den Namen des Athanasischen trägt. Es ist zugleich ein deutlicher Beweis, wie sehr die Kirche durch die Sofisterein der Metaphysiker gezwungen war, den einfachen apostolischen Glauben durch Zusätze und Erklärungen zu erweitern. Wenn in dem einfachen Symbole der ersten Kirche Christus nur der Sohn Gottes und Erlöser genennt wird, so heißt er schon in dem athanasianischen Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott, geboren nicht geschaffen, gleichwesentlich dem Vater, durch den alles geschehen ist.

Zu diesen Religionskriegen kamen noch die bürgerlichen, und beide lockten die Barbaren zu neuen Einfällen in das Reich. Schwaben, Hässen, Siegauer, Härzer und Betauer bedrohten jetzt unter dem gemeinschaftlichen Namen von Franken und Allemannen die Rheingränze.

Fast alle Begebenheiten, welche zu der Zeit am Rheine vorfielen, beweisen nur zu deutlich, daß die Vorsehung der alten Welt eine neue Gestalt geben wollte, wovon die christliche Religion der Geist, die deutschen Völkerschaften der Körper seyn sollten. Erstere war schon durch des Constantinus Verordnungen das herrschende Bekenntniß des Reiches, und durch des Athanasius Eifer das der allgemeinen Kirche geworden. Letztere

kamen aus allen Gegenden der Erde her, um neue Reiche zu gründen. Diesen ewigen Rathschlüssen Gottes wollte sich aber der kühne Julianus entgegen setzen, und das schon untergrabene Gebäude des römischen Reichs und der heidnischen Religion aufrecht erhalten. Gebildet in den Philosophenschulen zu Athen, und begeistert von den Heldenthaten der alten Griechen und Römer, setzte sich in seinem jungen Gemüthe jene hohe Verehrung des Alterthums, und jene entschiedene Verachtung aller neuen Lehren und Gebräuche fest, welche sein ganzes Leben bezeichnen. In den Tempeln sah er eine neue Religion aufblühen, welche, wie er wähnte; statt gute Bürger müssige Mönche und Einsiedler, statt muthige Krieger duldsame Märtyrer; und statt ein römisches ein Priesterreich bilden könnte, was alle alte Römertugend untergraben würde. Da er, vom Constantius als Cäsar ernannt, nach Gallien geschickt wurde, fand er die Regierung ohne Kraft und Würde, die Richterstühle ohne Hülfe und Gerechtigkeit, die Armee ohne Zucht und Muth, und die rheinischen Festungen entweder zerstört, oder in den Händen der Teutschen. »Die Zahl der Ortschaften,« so schrieb er, »welche die Barbaren verwüstet haben, beläuft »sich auf fünf und vierzig, ohne die Burgen und Castelle »dazu zu rechnen. Die Länder, welche sie diesseits des Rheins »inne haben, erstrecken sich von dessen Quellen bis zum »Ocean; sie sind bis über dreihundert Stadien über den »Fluß vorgedrungen, aber die Gegenden, welche sie durch»streift und verwüstet haben, sind noch dreimal so groß, »als jene, welche sie einnehmen, und nicht einmal mehr »zur Viehweide tauglich.« Diesen Verfall des römischen Reichs von innen und aussen glaubte Julianus nur durch zwei Mittel abhalten zu können, nämlich durch neue

Siege über die Barbaren und durch eine glänzende Wiederherstellung des Heidenthums.

Als er die Feldherrnstelle in Gallien übernahm, waren die teutschen Völker so tief in das römische Gebiet eingedrungen, daß er, obwohl 30,000 Mann stark, über Vienne und Rheims einen Umweg machen mußte, um nur die Vogesen erreichen zu können. Da er mit seinem großen Heere in die Thäler dieser Gebirge eingedrungen war, zogen sich die Allemannen in die Ebene des Elsasses zurück, und überließen ihm Bergzabern, ohne eine Besatzung hinein zu legen. Bei Brocomagus, Brumat, traf er einen beträchtlichen Haufen, der ihm Widerstand leisten wollte. Er griff ihn mit Entschlossenheit an, zerstreuete ihn, und drang bis zu dem Rheine vor.

Nachdem er im obern Germanien einen festen Fuß gefaßt hatte, zog er in das untere, und nahm Cölln wieder ein, welches vor einiger Zeit die Franken zerstört hatten. Julianus wollte durch glückliche Gefechte auf verschiedenen Punkten den Teutschen erst Furcht einjagen, ehe er sie mit ganzer Macht angriff; allein während er am untern Rheine beschäftigt war, sammelten sie ihre Kräfte am obern. Sie nahmen die Orte wieder ein, welche er erobert hatte, und lagerten sich unter sieben Fürsten in der Gegend von Straßburg. Diese Anführer hießen Vestralg, Ur, Ursich, Serapio, Sumar und Knodmar. Letzterer war das Haupt des ganzen Heeres.

Unter solchen Umständen mußte Julianus abermals einen Umweg über Trier und Metz machen, um die vogesischen Gebirge zu erreichen. Er nahm Bergzabern wieder hinweg, und drang von der Höhe herab auf die Haufen der Teutschen. Er hatte kurz zuvor durch einen Ueberläufer erfahren, daß sie ihren linken Flügel mit ihren

besten Truppen besetzt hätten. Darauf gründete also der römische Feldherr seinen Angriff. Die Schlacht war eine der blutigsten, welche die Römer gegen die Teutschen geführt hatten. Auf beiden Seiten wurde mit einer Wuth gefochten, welche durch Ehre, Ruhm und Nationalhaß erhöht war. Während beide Linien sich lange mit abwechselndem Glücke einander geschlagen hatten, stürzten sich die Teutschen in die Mitte des römischen Heeres, um es zu durchbrechen. Julian benutzte diesen Augenblick. Er ließ seine beiden Flügel vordringen, und die Feinde rechts und links angreifen. Durch diese veränderte Schlachtordnung wurden die Teutschen in Unordnung gebracht. Sie hatten durch ihre wiederholten Anfälle selbst ihre Linien getrennt. Die Römer fielen in sie ein, und schlugen sie gänzlich in die Flucht. Viele tausend blieben auf dem Platze; **Knodmar**, der Allemanen König, wurde nebst andern Fürsten gefangen, und was der Schärfe des Schwertes entgangen war, ertrank in den Fluten des Rheins; der Kaiser mußte seine eignen Soldaten vom Verfolgen abhalten.

Nach diesem Siege zog Julianus seine Truppen zusammen und nahm Mainz, die Hauptfestung des obern Germaniens, ein. Hierauf ging er in drei Feldzügen über den Rhein, schlug die Allemannen vom obern, die Franken vom untern Germanien zurück. Während der Zeit ließ er sowohl an dem Flusse, als an dem Pfalgraben die römische Linie befestigen, und endlich jenes Denkmal wiederherstellen, was Trajanus auf dem Taunus errichtet hatte.

Da ihm sein kühnes Unternehmen gegen die Einfälle der Barbaren gelungen war, glaubte er auch mit gleichem Glücke seinen Kampf gegen die Christen bestehen zu kön-

nen. Wie er gegen jene den Muth eines Helden gezeigt hatte, ſo gegen dieſe die Luſt eines Staatsmannes. Oeffentlich verkündigte er eine allgemeine Religionsfreiheit, aber heimlich verfolgte er die Chriſten durch Spott, Anklagen und Zurückſetzung in allen Aemtern. Während er auf der einen Seite die Verehrer des Chriſtenthums lächerlich und verächtlich machte, gab er auf der andern dem Heidenthum ſeine alte Pracht und Würde wieder. Allein ſeine beide Unternehmungen gegen die Teutſchen und die Chriſten ſcheiterten, ſo kühn und klug ſie begonnen waren, an den Rathſchlüſſen der Vorſehung und dem Geiſte der Zeit. Wenn er ſeine Waffen auch nur gegen menſchliche Kräfte geführt hätte, würde er am Ende doch dem Zeitgeiſte unterlegen ſeyn. Ich habe bereits ſchon die Urſachen angeführt, welche den Umſturz des römiſchen Reichs hervorbringen mußten. Hier will ich auch in Kürze jene angeben, die den Verfall des Heidenthums herbeiführten.

Eine jede Religion iſt entweder auf Mythen oder Myſterien gegründet. So lange dieſe unter einem Volke der Jugend gelehrt, von der Obrigkeit geheiligt, und durch den Glauben verehrt werden, beſteht eine Religion in ihrer vollen Kraft und Wirkung. Wenn aber dieſe Mythen oder Religionswahrheiten den freien Unterſuchungen der Sofiſten, oder dem Spotte des Leichtſinnes Preis gegeben werden, und ſowohl Fürſten als Obrigkeiten ſelbſt nur eine geheuchelte Achtung, oder gar keine mehr dafür haben, ſo kommt eine Religion nothwendig in Verfall, oder erhält ſich nur noch in äußeren leeren Gebräuchen. Da wir davon in unſern Zeiten das Beiſpiel ſelbſt an einer wahren und liebevollen Religion geſehen haben; ſo mußte dies um ſo eher mit der heidni-

nen geſchehen, welche auf Fabel und oft abſcheuliche Gebräuche gegründet war.

Als die Römer mit ihren Legionen zugleich ihre Götter und Altäre an den Rhein gebracht hatten, war der heidniſche Gottesdienſt ſchon unter dem bei weitem größern Theile der gebildeteren Claſſen entweder durch die Schulen der Philoſophen entkräftet, oder durch den Spott der Dichter lächerlich gemacht worden. Die anſehnlichſten Römer hatten ſich, wie Tacitus bemerkt, zu der Zeit entweder zur ſtoiſchen oder epikuräiſchen Sekte bekannt. »Ich halte es nicht der Mühe werth,« ſchreibt Seneca, »den Geſang des Epikurs zu wiederholen und weitläufig »zu beweiſen, daß die Furcht vor den unterirdiſchen Orten »eitel ſey, daß weder Jrion ſein Rad, noch Siſyphus »ſein Felſenſtück wälze, daß die Eingeweide der Ver»dammten nicht immer zerfleiſcht, und wieder ergänzt wer»den können. Keiner iſt ſo ſehr Kind, daß er an den »Cerberus, und an die Finſterniß des Tartarus, »oder an die umgehenden Schatten der Verſtorbenen »glauben ſollte.«

Zu dieſem Unglauben der Philoſophen geſellte ſich noch der Spott der Dichter. Wenn Lucian, ohne eine Rüge zu befürchten, die Götter des Heidenthums ſo lächerlich und erbärmlich darſtellen durfte, als er es in ſeinen Schriften gethan, ſo muß man annehmen, daß das Heidenthum nicht nur unter dem gebildeten Theile der Römer, ſondern, wie Tacitus ausdrücklich ſagt, auch unter dem ungebildeten und den Knechten ſchon Glauben und Anſehen verloren habe [1]. Die heidniſchen Götter und Altäre,

1. Ceterum aboliri paulatim patrios mores, postquam nationes in familiis habemus, quibus diversi ritus externa

welche wir von dieſer Zeit her am Rheine finden, waren demnach entweder ein eitles Prunkgeräthe der Reichen und Mächtigen, oder nur noch ein Gegenſtand der Verehrung für gemeine Soldaten und Landleute [1]. »Uebrigens waren,« wie Tacitus ſagt, »die alten Sitten und Gebräuche ganz »außer Acht gekommen, indem ſich ſowohl unter den »römiſchen Legionen als Familien ganze Nationen befan»den, die verſchiedenen und fremden Gottesdienſt, oder gar »keinen mehr hatten, und deren Prieſter unter dem »Deckmantel der Religion alle Güter verſchleuderten.«

In dem Verhältniſſe nun, als der Glaube an die heidniſchen Götter abnahm, nahm jener an Chriſtus und ſeine Apoſtel zu. Unter Menſchen, welche, obwohl ſie keine Religion mehr hatten, nichts deſtoweniger an die Träumereien eines Plotinus, oder die Gaukeleien eines Appollonius von Thyane glaubten [2], würde die chriſtliche Lehre doch Beifall und Anhänger erhalten haben, wenn ſie auch kein Werk der Gottheit geweſen wäre. In ihrer urſprünglichen Reinheit hatte ſie alle Eigenſchaften, wodurch ſie bei den Menſchen Eingang finden mußte. Die Chriſten konnten den Philoſophen die Vernunftmäßigkeit ihrer Glaubenslehre [3], den ſtarken

sacra aut nulla sunt; dilectique sacerdotes specie religionis omnes fortunes effundebant.

1. Daher wurden auch die noch übrigen Heiden Pagani genannt.

2. Jener hat bekanntlich durch ſeine Philoſophie Umgang mit den Göttern zu haben, dieſer Wunderwirken und Weiſſagen zu können vorgegeben. Der heilige Auguſtinus führt in ſeinen Schriften einige Stellen an, welche beweiſen, daß man zu der Zeit auch ſchon an die wahrſagenden Wirkungen des Magnetismus glaubte.

3. Selbſt Lucian nennt das Chriſtenthum eine Sekte von Philoſophen.

Geistern die Strenge ihrer Moral, den Helden die Standhaftigkeit ihrer Märtyrer, den Bedrängten den Trost ihrer Hülfe und Hoffnungen, dem gemeinen Haufen die Wunder ihrer Entstehung, und selbst den Barbaren die Liebenswürdigkeit ihrer Geschichte entgegen stellen. Unter solchen Umständen waren Julians veraltete Waffen nicht im Stande, dem Andrange der muthigen Teutschen und dem Eifer der begeisterten Christen zu widerstehen. Nach einer jeden Niederlage drangen erstere desto gewaltiger hervor, und nach einer jeden Verfolgung vermehrten letztere ihren Anhang. Nachdem er jene lange am Rheine bekämpft, und diese im Reiche verfolgt hatte, zog er nach dem Orient, um die Perser zu bekriegen. Hier fiel er in einem Gefechte von dem Pfeile eines Unbekannten getroffen, und mit ihm das Heidenthum, und das römische Reich. Die Heiden behaupteten: es habe ihn ein Christ gemeuchelmordet; aber die Christen glaubten: er sey durch den heiligen Mercurius vom Himmel herab durch einen Blitzstrahl getödtet worden. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts hat man in der Domkirche zu Mainz die Reliquien dieses Heiligen auf dem Altare, und seine Erscheinung in einer Hymne verehrt [1].

Nach dem Tode des Julianus versuchten es noch zwei Kaiser, den Umsturz des römischen Reichs aufzuhalten: Valentinianus und Theodosius. Jener schlug den Macrianus und die Allemannen wahrscheinlich auf den Anhöhen des Taunus, und befestigte die Rheinlinie mit neuen Bollwerken; dieser nahm seinen Sitz zu Trier und

1. Tu caesaris tor impii
Vindex beate Mercuri!

trieb die Franken vom untern Rheine weg; allein deſſen Söhne Arcadius und Honorius theilten nach ihm das Reich wieder, und letzterer, dem der Occident und folglich die Rheingrenze zugefallen war, hatte weder Geiſt noch Kraft genug, um die Einfälle der Barbaren davon abzuhalten. Dieſe Völker, welche in ihren wüſten Ländern nichts zu verlieren, aber in den reichen Provinzen des römiſchen Reichs alles zu gewinnen hatten, drangen gegen das Ende des vierten Jahrhunderts auf allen Seiten hervor. Franken, Allemannen, Vandalen, Alanen und Hunnen ſtürzten über die Rheingrenze, und die groſſe Befeſtigung, woran die Römer über vierhundert Jahre gearbeitet, und wofür ſie eben ſo lange gefritten hatten, lag danieder.

Ich kann den wilden Geiſt der Völkerwanderung, und ihre Zerſtörung nicht beſſer, als durch zwei Schriftſteller ſchildern, wovon der eine ſie ſelbſt erlebt, der andere ſie bald hernach beſchrieben hat. »Unter der Regierung des Kaiſers Honorius,« ſagt Aimonius, »verließ Krok, der Wenden König, in Verbindung mit den Schwaben und Alanen ſeine Heimath, um ſein Glück in Gallien zu verſuchen. Vor ſeinem Einfall fragte er ſeine Mutter um Rath: wie er wohl ſein Andenken am ſicherſten verherrlichen könne? Dieſe gab ihm zur Antwort: »mein Sohn! willſt du dir einen Nahmen in der Welt »machen, ſo ziehe hin, reiße nieder, was andere mit »vielen Koſten erbaut haben, und rotte aus die Völker, »welche deiner Stärke unterliegen müſſen; denn ſchönere »Gebäude kannſt du nicht aufführen, als die Römer ge»than haben; auch kannſt du ihren Kriegsruhm nicht »mehr verdunkeln, als durch eine allgemeine Zerſtörung »ihres Reichs; Krok nahm dieſen Rath der Mutter

wie einen Götterſpruch auf. Er gieng ſogleich auf einer Brücke bei Mainz über den Rhein, verwüſtete dieſe und andere Städte am Rheinufer, und ſetzte alſo zerſtörend ſeinen Zug nach Gallien fort. Seine und ſeiner wilden Nachfolger Grauſamkeiten beſchreibt der heilige Hilarius in einem Briefe an ſeine Freundin Ageruchia alſo:

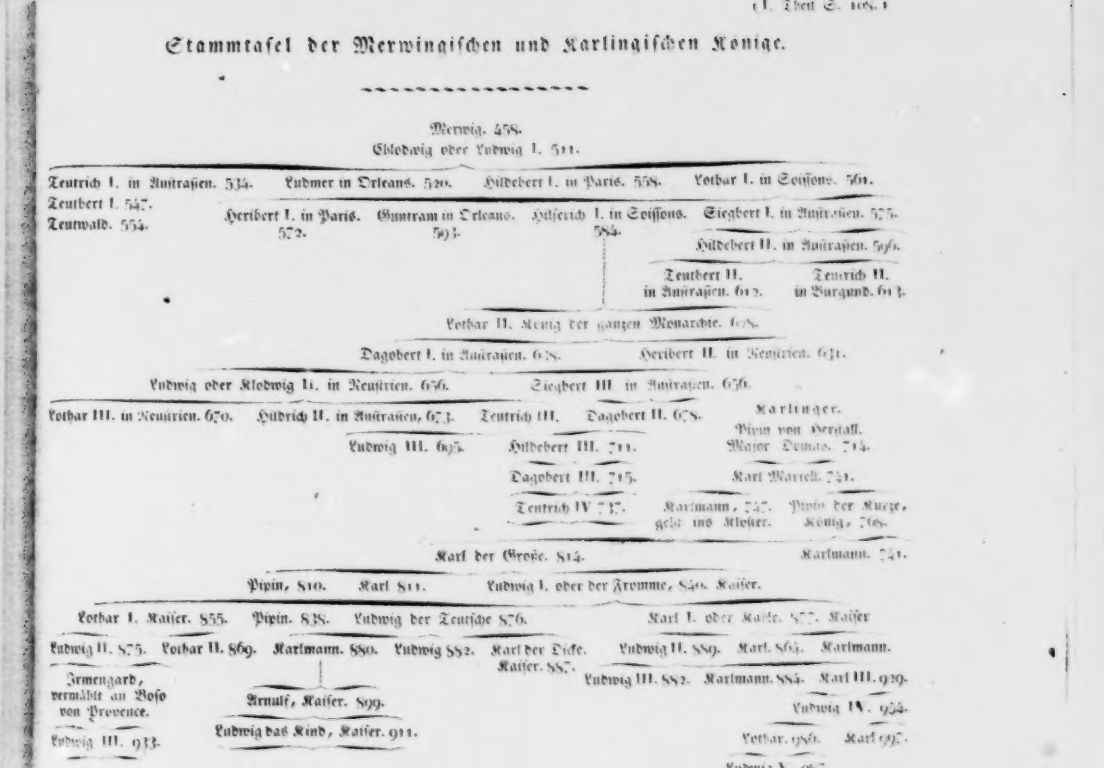
»Unzählige und unbändige Völker haben Gallien überſchwemmt. Alles Land, was zwiſchen den Pyrenäen und Alpen liegt, was vom Weltmeere und dem Rheine eingeſchloſſen wird, haben Quaden, Vandalen, Sarmaten, Alanen, Gepiden, Heruler, Sachſen, Burgunder, Allemannen und Pannonier verwüſtet. Mainz, ehemals ſo herrlich und berühmt, ward eingenommen und geſchleift. Viele tauſend Chriſten ſind dabei in der Kirche ermordet worden. Worms ward durch eine lange Belagerung zu Grunde gerichtet. Die Stadt der Nemeter, Speyer, und Argentoratum, Straßburg, ſind den Teutſchen zur Beute geworden. Aquitanien, die Provinz der neun Völker, die lugduniſchen und narboniſchen Provinzen ſind, wenige Städte ausgenommen, zu Grunde gerichtet, und in dieſen wenigen verbreitet außer ihren Mauern das feindliche Schwert, innerhalb derſelben den grauſamſten Hunger, Tod und Verderben. Ehemals beſaßen wir vom Pontus eurinus bis zu den Juliſchen Alpen nicht ſo viele Länder, als jetzt; aber ſeit dreißig Jahren, nachdem die Donau und der Rhein aufgehört haben, die Grenze zwiſchen uns und den Barbaren zu ſeyn, herrſchen Krieg und Verwüſtung mitten im römiſchen Reiche.«

Auf den wilden Kreck kam der noch wildere Ezel oder Attila an den Rhein, und zerſtörte, was jener übrig gelaſſen hatte. Er ſelbſt glaubte ſich von der Vorſehung berufen, die entartete Menſchheit beſtrafen oder vertilgen

zu müſſen. Er nannte ſich eine Geißel Gottes. Städte, Caſtelle, Tempel und Gärten fielen unter den gewaltigen Schlägen ſeiner Horden. In kurzer Zeit war von den herrlichen Gebäuden und Anſtalten der Römer am Rheine nichts mehr zu ſehen, als einzelne Trümmer und traurige Denkmäler.

Ich habe die Geſchichte dieſer Verwüſtungen darum ſo umſtändlich beſchrieben, weil ſie am Rheine ihren Anfang nahmen, und damit man bedenken möge, daß ein ſitten- und charakterloſes Zeitalter eine neue Barbarei herbeiführe.

Stammtafel der Merwingischen und Karlingischen Könige.



Rheinische Geschichte

unter dem

fränkischen Reiche.

Nach der Völkerwanderung entschieden die zwei großen Völkerbündnisse der Allemannen und Franken, welche sich am Rheine gebildet hatten, über das Schicksal von Teutschland und Europa. Jenes war aus dem alten Schwabenbunde hervorgegangen, und setzte sich an dem obern, dieses, durch den Civilis erweckt, aber durch den Klodio angeführt, an dem untern Rheine fest. Des erstern Zweck der Vereinigung war Landwehr; denn es blieb fast in seinen alten Gränzen, des letztern aber Fehde. Es breitete seine Waffen über die ganze Christenheit aus.

Nachdem Lodwig, ein Enkel Merwigs und König der Franken, zuerst die Römer in Gallien, dann die Allemannen bei Zülpich geschlagen hatte, gründete er die fränkische Monarchie. Die Länder des Rheins wurden nach teutscher Art in Herzogthümer und Gaue eingetheilt, und Austrasien oder Oestreich genannt.

Die Geschichte seiner Nachfolger aus dem Geschlechte der Merwinger ist ein Gemisch von Schwäche und Grausamkeit, von List und Aberglauben, von roher Tapferkeit und unverfeinerter Wollust. Man findet unter den Franken weder jene natürliche Einfalt mehr, welche Tacitus an den Teutschen rühmt, noch jene feine Lebensart, welche die Laster der Römer verschönerte. Schlachten und Fehden, Hofränke und Meuchelmord, Jagden und Trinkgelage, Zweikämpfe und Klösterstiftungen sind fast die einzigen Begebenheiten, welche die Jahrbücher des Gregorius von Tours und Fredegars ausfüllen. Die Könige ließen sich von Weibern, Geistlichen, und ihren Hausmayern[1] regieren, und machten ihre Würde und ihr Geschlecht verächtlich. Die fränkische Monarchie würde unter ihnen wieder zu Grunde gegangen seyn, wenn nicht in andern Reichen eine ähnliche Verwirrung geherrscht hätte.

Nach dem Tode Lodwigs theilten seine Söhne und Enkel das Reich unter sich, aber jeder suchte den andern zu verdrängen. Es gab unter ihnen bald vier, bald drei, bald zwei Königreiche. Die Hauptabtheilung blieb aber jene von Neustrien oder Westfranken, und Austrien oder Ostfranken. Letzteres umfaßte die Länder des Rheins. Während diesen Zerstückelungen und Bruderkriegen heuratheten Siegebert I., König von Austrasien, und Hilfreich I., König von Neustrien, fast zu gleicher Zeit, die zwei Prinzessinnen des westgothischen Königs Athanabilds, Gailswinthen und Brunehilden. Beide waren schön und fein gebildet, aber stolz und herrschsüchtig. Erstere wurde daher von dem Kebsweibe Hilfreichs,

1. Majores domus.

der listigen Fredegunde, aus dem Wege geräumt, und letztere wendete alle Reize ihrer Gestalt und ihres Witzes an, um diesen Mord zu rächen. Fredegunde hatte sich indessen als Königin erklären lassen, und beide vermogten die königlichen Brüder zu einem Kriege, während welchem Fredegunde den Siegebert durch gedungene Meuchelmörder erstechen, und ihre Feindin mit dem königlichen Prinzen gefangen nehmen ließ.

Brunehild erwartete schon ihren und ihres Sohnes Tod, als beide durch den Herzog Gundebald gerettet, und letzterer zum Könige von Austrasien ausgerufen wurde. Von nun an beherrschte die stolze Königin ihren Sohn, ihre Enkel, und den Rhein. Sie erweiterte und verschönerte Worms, wo sie ihren Sitz hatte, mit Gärten und Pallästen. Sie ließ sich, wie die Sage geht, auf einem der höchsten Berge des austrasischen Reichs, dem sogenannten Altkönig, ein Schloß erbauen, was sie ihr Bette nannte [1]. Sie soll bei zehn Könige oder Prinzen haben umbringen lassen, um sich und ihre Enkel auf dem Throne zu behaupten. Gehaßt von den Großen und dem Volke wurde sie endlich zu Worms durch ihre eigenen Hofleute an den König Lotbar ausgeliefert. Dieser ließ sie lebendig an den Schweif eines Pferdes binden, und durch das Lager der Franken auf dem Wormsfelde herumschleppen. Geschändet, blutriefend und zerfetzt wurde sie eine Speise der Raubvögel und wilden Thiere.

Unter solchen Verwirrungen wuchs die Macht der Hausmayer, besonders jener aus dem Geschlechte von Heerstall, über die königliche. Der erste Pipin hatte seine Stelle schon in seiner Familie erblich gemacht; Karl

[1] Lectulus Brunehildis.

Martell, dessen Sohn, durch seine Tapferkeit Liebe der Franken erworben; der zweite Pipin nu h die Geistlichen und den Pabst gewonnen. Dieser rief ihn zum König der Franken aus, das Volk gab einen Beifall, und der heilige Bonifacius die königl Salbung. So gelang es den Heerstallern oder ngern die schon längst in Verachtung gekommene D e der Merwinger von dem Throne zu stürzen, und i igene darauf zu gründen.

Unter den Karlingern erhob sich das fränk Reich über alle Reiche der Christenheit. Die bisher Zerstückelungen durch mehrere Prinzen hörten auf. ustrien oder Ostfranken wurde mit Neustrien oder 2 anken vereinigt. Was Lodwig und die Heerstaller dies- und jenseits des Rheins von Gallien, Teutschland und Italien erobert hatten, bildete einen Staat, eine Regierung, ein Reich, und dieses erbte, nachdem Karlmann gestorben war, Karl der Große.

Die Regierung dieses Fürsten macht eine eigene Epoche sowohl in der allgemeinen als der rheinischen Geschichte. Seine Vorfahren hatten schon statt der römischen die teutsche Verfassung an dem Rheine eingeführt; kurz vor ihm der heilige Bonifacius die christliche Kirche in Teutschland festgegründet, seine Väter das fränkische Reich in Teutschland und Italien erweitert; er aber gab allen diesen Anstalten einen neuen Schwung und die gehörige Richtung. Ich halte es daher für nöthig, mit der Geschichte dieses Karls, welchen die Nachwelt den Großen nennt, zugleich jene des Winnefrieds zu erzählen, der sich durch seine Verdienste um das teutsche Volk den Nahmen eines Wohlthäters, oder Bonifacius, erworben hat. Beide waren von dem Rheine hervorgegangen, und

haben von diesem Flusse her den grosen europäischen Völkerbund gegründet, welchen man bis auf unsere Zeiten die Christenheit oder das heilige römische Reich genannt hat.

Unter den Städten des weiten fränkischen Gebietes hatte Karl Worms zum Mittelpunkte seiner Eroberungen, Winnefried Mainz zu dem seiner Bekehrungen gewählt; darum sind beide Orte und ihre Umgebungen zu der Zeit nicht minder berühmt geworden, als die Helden, welche darauf gehandelt haben. Paris, zuvor die Hauptstadt des fränkischen Reichs, Constantinopel, des Orients Meisterin, und selbst Rom, die Beherrscherin der alten und neuen Welt, schienen verdunkelt in den Hintergrund zu treten, als die Gegend um Mainz, Worms, Frankfurt, und Ingelheim durch Karl und Winnefried der Sitz der teutsch-christlichen Bildung geworden waren.

Da ich mir vorgenommen habe, die Thaten dieser rheinischen Helden umständlicher aufzuführen, so wird eine Beschreibung des Schauplatzes, auf dem sie gehandelt haben, nicht unschicklich seyn.

Zwischen den hohen Bergreihen des Melibocus, des Taunus und des Donnersbergs breitet sich rechts und links am Rheine hin ein grosses fruchtbares Thal aus, welches, wie Wippo so richtig bemerkt, seines weiten Umfanges wegen zu Volks-, seiner Inseln und Schlupfwinkel wegen zu Fürsten-Versammlungen gebildet zu seyn scheint. Durch die ausnehmende Schönheit, womit es prangt, hat es den Nahmen Wonnegau, durch die merkwürdigen Begebenheiten aber, welche sich auf ihm zugetragen haben, den Nahmen Wormsfeld oder Salischer Boden erhalten. Auf der rechten

Rheinſeite wurde es auch vorzüglich der obere und niedere Rheingau genannt. Zwiſchen beiden lag eine dem Könige eigenſt zuſtändige Hundrede oder des Königs Hundrede.

Von den Felſenſpitzen der es umgebenden Gebirge ziehen ſich hohe und niedere Hügel nach dem Rheine herab, deren Häupter mit Waldungen bedeckt, deren Abhänge mit Weinreben bepflanzt ſind. Das Thal ſelbſt mag, ehe der Rhein ſich bei Bingen einen Ausweg gebrochen hatte, der Behälter eines großen Sees geweſen ſeyn [1]. Nachdem ſich aber das Waſſer nach dem Binger Loche hin verlaufen, und ſein fetter Boden ſich geſetzt hatte, wurde es ein großer Garten der Natur, mit Haynen und Auen, Feldern und Wieſen prangend, und mit dem ſchönſten Farbenſpiele wechſelnd.

In der Mitte deſſelben dehnt ſich der Rhein, wie ein ſtiller See, aus, und ſpiegelt ſeine reizenden Inſeln und Ufer auf ſeiner Fläche. Am Ende deſſelben rauſcht er wie ein Waſſerfall über Klippen und Felſen dahin, und erhebt die ihn umgebende rauhe Schönheit der Natur. Zwiſchen Worms und Heidelberg erſcheint das Land freundlich und mild, unter Mainz ſchwellen ſeine Hügel und Berge kühner herauf, und bilden den ſchönen Rheingau; unter Bingen erſtreckt es ſich durch Felſen und Klüfte in in faſt ſchauerlicher Majeſtät. Vier große Städte, Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt belebten die Gegend durch Paläſte und Gewerbe; vier große Wälder, der Biewald, Sonnwald, Odenwald und Föhrhag dienten der königlichen Jagd und dem Wildbanne; und auf den Hügeln prangten die vier Königshöfe

1. Siehe das erſte Buch.

von Ingelheim, Tribur, Hochheim und Nierſtein mit mancherlei Anbau und lieblicher Ausſicht.

Unter dieſen war jener von Ingelheim zu der Zeit der herrlichſte. Man ſagt, Karl habe ihn darum mit ſo großer Pracht aufführen laſſen, weil er an dieſem Orte geboren wurde; aber auch ſchon ohne dieſe Vorliebe würde ihn die vortrefliche Lage ſelbſt zu dem Baue aufgefordert haben. Von dem Umfange, der Größe und Herrlichkeit dieſes alten Kaiſerſitzes ſieht man jetzt kaum noch einige Bruchſtücke und Säulen. Armſelige Bauernhütten decken die Mauern eines Pallaſtes, der ehemals der Aufenthalt der Beherrſcher der Welt war.

Nach einem alten Dichter ſoll der ſogenannte Saal von Ingelheim hundert Thore gehabt, und auf hundert marmornen Säulen geruht haben, welche Karl von Ravenna hierher bringen ließ[1]. Im Innern war er mit Teppichen und Heldenbildern, mit Gold, Marmor und Schnitzwerk geziert, von Aufſen mit Thürmen und Söllern umgeben, welche die herrliche Ausſicht in das Rheingau bis nach Bingen gewährten. Künſtler und Handwerker aller Art halfen ihn verſchönern. Gaukler, Minneſänger und Dichter ſeine Gäſte erluſtigen. Hinter demſelben auf der Anhöhe erſtreckte ſich ein Wald, wo der Kaiſer jagen konnte; vor demſelben Obſt- und Luſtgärten, welche entweder dem Spaziergange oder der königlichen Tafel dienten. An ſeinem Fuße floß die Selzbach bei dem Orte Weinheim in den Rhein; dieſem gegenüber

1. Dies mag wohl der Fall mit den Säulen der Zimmer geweſen ſeyn. Die größern aber waren, wie man noch im Muſeum zu Mainz ſehen kann, aus einem Steine rheiniſcher Brüche gehauen.

lag Winkel oder der Weinkeller des mit Reben bepflanzten Rheingaues, von welchem vermuthlich der köstliche Wein zum Pallaste geführt wurde. Die unter ihm im Rheine schwimmenden Auen waren die Lustorte der kaiserlichen Wasserfahrten und Fischereien.

Von dieser schönen Rheingegend her brachten jetzt der heilige Bonifacius ein neues Himmel- und Karl der Große ein neues Erdenreich über die Welt. Schon vor der Erscheinung des Erstern hatten mehrere apostolische Männer, Gallus und Lucius, Emeran und Kilian, Lubentius und Suibert das Evangelium auf der rechten Rheinseite gepredigt, aber die vorzüglichsten Verdienste um die Verbreitung des Christenthums unter den Franken selbst haben sich die teutschen Frauen erworben. Schon in ihren Haynen von den Männern als göttliche Wesen verehrt, wirkten jetzt ihre süßen Mahnungen um so mehr auf der Franken rohe Herzen, weil sie ihnen einen Gott der Liebe und Sanftmuth verkündigten. Der Geschichtschreiber Gregorius von Tours sagt es ganz ausdrücklich: daß Klodwig mit seinen Franken sich hauptsächlich darum zum christlichen Glauben bekehrt habe, weil ihm seine geliebte Klotbilde den Sieg vorgesagt hatte. Die Königin, schreibt Gregorius, hatte ihren Gatten schon öfter gebeten, daß er den wahren Gott anerkennen, und seine Götzen verlassen möge. Sie konnte ihn aber nicht dazu bewegen, bis er in dem Kriege gegen die Allemannen das zu bekennen genöthigt wurde, was er ihr zuvor freiwillig zu thun versagte. Als er nämlich während der Schlacht bei Zülpich sahe, daß sein Heer zum Weichen gebracht wurde, hob er seine Augen gen Himmel, und brach mit beklemmtem Herzen und fast zu Thränen gerührt in folgende Worte aus: »Herr Jesus

»Chriſtus! den mir meine geliebte Klotbilde als den »Sohn des lebendigen Gottes verkündet, welcher den »Kämpfenden Hülfe, den auf ihn Vertrauenden Sieg »geben könne, von dir erflehe ich nun in dieſer gefährli»chen Stunde ein Wahrzeichen deiner Macht und Herr»lichkeit. Vergebens habe ich bisher meine Götter ange»rufen; ich glaube daher, daß ſie ihre Anbeter nicht unterſtützen. Zu dir »wende ich mich alſo und bitte dich, mich aus den Hän»den meiner Feinde zu befreien. Wenn du mir nun den »Sieg verleihſt und ich dadurch deine Allmacht erkennen »kann, welche mir dein Chriſtenvolk ſo bewährt anrühmt, »ſo will ich dir glauben, und mich in deinem Nahmen »taufen laſſen.«

Während dem Klodwig alſo zu Chriſtus betete, fingen die Allemannen an zu weichen, und da unter dem Gewirre ihr König erſchlagen wurde, ergaben ſie ſich dem Sieger mit den Worten: »Wir wollen uns dir unter»werfen, auf daß unſer Volk nicht gänzlich aufgerieben »werde.« Klodwig gebot hierauf, dem Gemetzel Einhalt zu thun, der Königin aber erzählte er: wie er durch ſein Gebet den Sieg erhalten habe, und ließ ſich taufen. So brachte Klotbilde ihren Gatten, deſſen Schweſtern Albflede und Landbilde, und mit dieſen die Franken zum chriſtlichen Glauben. Auf eine ähnliche Art verſuchten hernach Bilebilde, Odilia, Bertha, Bathilde und andere fromme Weiber, die Übrigen zu bekehren. Durch ſo liebevolle Apoſtel geleitet, wurden die fränkiſchen Könige und Herzoge die eifrigſten Beförderer des chriſtlichen Glaubens. Unter dieſen zeichneten ſich beſonders die zwei Dagoberte I. und II. und Siegebert III. aus. Von den Hofmeiſtern Arnulf und Pipin gebildet, und

durch Kunibert den Bischof von Cölln geleitet, stellten sie die Kirchen von Straßburg, Speyer, Worms, Mainz und Cölln wieder her, und stifteten die fürstlichen Abteien von Reichenau, Weißenburg und St. Marimin. Die ältesten geistlichen Urkunden schreiben sich von diesen Königen her [1]. Ihrem Beispiele folgten die Herzoge und Grafen. Adelbert stiftete die Abtei zu St. Stephan in Straßburg; Eberhard Eber- und Maso Masemünster; Graf Kankor die Abtei von Lorsch, und Graf Ruthhard die von Schwarzach. Nebst dem Kriege schien jetzt Kirchenstiftung der einzige Zweck der Fürsten zu seyn.

Indessen hatte der christliche Unterricht durch die Völkerwanderung, auch wohl durch die fränkischen Bürgerkriege sehr gelitten, und die rheinischen Kirchen waren mehrere Jahrelang ohne Bischöfe geblieben. Diese Nachtheile erwägend, stiftete der Pabst Gregorius der Große gegen das siebente Jahrhundert eine Pflanzenschule tüchtiger Glaubenshelden in England; aus derselben giengen Willebrod, die beiden Ewalde, Suibert und andere Prediger nach Teutschland, um die Friesen und Sachsen zu bekehren. Pipin, der Franken Fürst, und dessen Gattin Pleckrudis, nahmen sie mit offenen Armen auf, und unterstützten sie in ihren christlichen Unternehmungen. Als sie aber von den noch unbändigen Sachsen theils ermordet, theils zurückgetrieben wurden, schenckte die fränkische Fürstin dem heiligen Suibert eine Insel im Rheine, wo er eine Kirche und sein Grab gründete [2],

1. Man findet diese Urkunden bei Schöpflin, Schannat, Honkheim und in den Abhandlungen der Pfälzischen Akademie.

2. Sie wurde zuerst St. Suibertsinsel, dann Kaiserswert genannt.

ſich ſelbſt aber ſtiftete ſie zu Cölln im Marienkloſter eine Ruheſtätte.

Nach dieſen erſten Bekehrungsverſuchen ſchickte Pabſt Gregorius II. aus der nämlichen Schule den Winnefried, und dieſer vollendete, was Willebrod und Suibert angefangen hatten. Winnefried beſaß alle die Eigenſchaften, welche zu einem eben ſo mühſeligen als gefährlichen Werke erforderlich waren. Mit den Kenntniſſen und der Klugheit eines engliſchen Zöglings verband er den Eifer und die Standhaftigkeit eines Apoſtels. Weder Wildniß noch Gefahr, weder Mühe noch Tod achtend, gieng er mit ſeinen Geſellen zu den hartnäckigen Frieſen, zu den kriegeriſchen Heſſen und Thüringern, zu den noch halbwilden Baiern und zu den unbändigen Sachſen, und predigte ihnen, die nur an die Verehrung von Kriegsgöttern gewöhnt waren, den gekreuzigten Gott der Liebe.

Wenn man den Zuſtand von Barbarei und Unwiſſenheit betrachtet, worin ſich ſowohl die chriſtlichen als heidniſchen Teutſchen befanden, als Winnefried unter ſie gekommen war, ſo wird man ſeine Thaten und Lehren um ſo mehr ſchätzen lernen. Die Heiden lebten noch in alter Rohheit ohne Künſte, ohne Anbau und faſt ohne feſte Wohnungen, und die Chriſten vermiſchten, aus Mangel an Unterricht, die heidniſchen mit chriſtlichen Gebräuchen. Neben dem Kreuze verehrten ſie die alten Eichbäume ihrer Väter; und mit den Lobliedern zu Gott und Chriſtus ſangen ſie zugleich die Barditen ihrer Götter. Einige opferten bei Brunnen und Quellen, andere trieben Wahrſagereien und Zeichendeutungen, und ſelbſt diejenigen Teutſchen, welche auf dem linken Rheinufer ſchon eine beſſere Bildung erhalten hatten, fielen, durch gnoſtiſche Irrthümer verführt, nebſt Gott und Chriſtus, noch die

Engel Uriel, Raphael, Michael, Tubael, Adniel und Siniel als göttliche Wesen auf. Bei dieser groben Unwissenheit und Wildheit des Volkes hatte Winnefried noch die Ränke der Geistlichen zu befürchten, deren Sitten und Gesinnungen er bessern wollte. Die Bischöfe und Priester seiner Zeit waren entweder rohe, ungebildete Menschen, ohne Kenntnisse und Zucht, oder grübelnde Heuchler, welche sich durch seltsame Meinungen und Gaukeleien die Verehrung des blinden Volkes erwerben wollten. Er selbst schildert sie in zwei Briefen an den Pabst Zacharias also: »Die Religion liegt nun schon seit mehreren Jahren zu Boden. Die Franken haben mehr als »achtzig Jahre lang weder eine Kirchenversammlung gehalten, noch einen Bischof gehabt, noch irgend eine Kirchensatzung aufgestellt, oder eine alte erneuert. Die »Bisthümer sind meistens in den Händen geldgieriger »Laien oder ehebrecherischer Geistlichen, die nur den zeitlichen Gewinn vor Augen haben. Die Diakone dieser »Bischöfe haben von Jugend auf größtentheils im Ehebruche und in Unreinigkeit gelebt, und noch im Diakonate »unterhalten sie vier bis fünf Beischläferinnen. Dessen »ungeachtet sind sie so verwegen, und lesen öffentlich das »Evangelium. Sie scheuen sich gar nicht, bei einer solchen Lebensart sich für einen Diakon auszugeben. Werden sie nun bei dergleichen Vergehen gar Priester, so »leben sie in der Gewohnheitssünde fort, häufen ein »Vergehen auf das andere, und da sie einmal im »Besitze der Priesterwürde sind, wollen sie für die Sünden des Volks bitten und das heilige Meßopfer verrichten. Am Ende, was noch das Aergste ist, werden dergleichen Leute, wenn sie bei solchen Sitten alle »geistliche Würden durchlaufen haben, gar noch Bischöfe.

»Giebt es nun unter diesen auch einige, die vergeben,
»sie bielten die Keuschheit; so sind und bleiben sie doch
»allemal dem Trunke, der Ungerechtigkeit und der Jagd
»ergeben, oder ziehen bewaffnet zu Felde und vergießen
»mit ihren Händen Menschenblut, sey es nun von Heiden
»oder Christen. Euer päbstlichen Heiligkeit ist nicht un-
»bekannt, wie viele Unbilden und Verfolgungen ich von
»diesen schlechten Priestern und ehebrecherischen Geistlichen
»auszustehen habe. Den größten Schmerz aber muß ich
»wegen jenen Ketzern und Heuchlern erdulden, welche
»Gott und den christlichen Glauben öffentlich lästern.
»Diese neuen Gnostiker stellen eine eigne Ordnung des
»göttlichen Reiches auf, welche von Gott ausgegangen
»durch Engel, Erzengel, Cherubim und Seraphim bis
»zu Christus aufsteigt, und die göttliche Regierung dieser
»Welt ausmache. Unter diesen Irrlehrern zeichnen sich
»besonders ein gewisser Adalbert, ein Gallier, und
»Clemens, ein Schotte von Geburt, aus. Gegen beide,
»obwohl im Irrthum verschieden, doch in der Schuld des
»Lasters gleich, stehe ich deine apostolische Würde und
»Gewalt an, auf daß du durch deine Sendschreiben meine
»Wenigkeit schützen, und das fränkische Volk gegen der-
»gleichen falsche Lehrer und Propheten warnen mögest.
»Dieses ist durch die Gaukeleien Adalberts so bezaubert,
»daß es ihn für den heiligsten Apostel und Patron, für
»seinen Fürsprecher und Tugendspiegel, seinen verlässigsten
»Wunderthäter hält. Eure Heiligkeit wird aber aus seinem
»Leben urtheilen können, daß er nur ein unter dem
»Schaafspelze versteckter Wolf sey. Schon in seiner frühen
»Jugend gab der Heuchler vor: als sey ihm der Erz-
»engel Michael in Menschengestalt erschienen, und habe
»ihm gewisse Heiligthümer mitgetheilt, wodurch er alles

»von Gott erhalten könne. Durch ſolche Gaukeleien zog »er eine Menge lüſterner Weiber und unwiſſender Bauern »an, welche ihn für einen Apoſtel und Wunderthäter »halten. Dieſe Verehrung machte ihn ſo aufgeblaſen, »daß er ſich nicht nur mit den Apoſteln Chriſti gleich »ſetzte, ſondern auch nicht einmal einem derſelben zu »Ehren eine Kirche zu weihen ſich würdigte. Dagegen »ſtiftete er zu ſeiner eigenen Verehrung Bethäuſer, er»richtete auf dem Felde und bei Bronnen Kreuzchen »und Bildſtöcke, und hielt dabei ſo lange öffentlichen »Gottesdienſt, bis die Volksmenge, ihre Biſchöfe und »alten Kirchen verlaſſend, ſich bei ihm verſammelte und »ausrief: die Verdienſte des heiligen Adalberts werden »uns helfen. Endlich, was mir die höchſte Gotteslä»rung ſcheint, ſagte er zu jenen, welche ſich ihm zu Füßen »warfen, um ihre Sünde zu beichten: Ich weiß ſchon »alles, was ihr gethan habt, denn mir ſind eure ge»heimſten Gedanken nicht verborgen. Ihr habt nicht »nöthig, mir zu beichten, eure Sünden ſind euch nachge»laſſen, kehret nur in Frieden nach euren Häuſern zurück. »Kurz; alles das, was das heilige Evangelium von den »Heuchlern und falſchen Propheten ſagt, hat er in Klei»dung, Gang und Sitten nachgeahmt.«

»Der andern Irrlehrer, Clemens mit Nahmen, »ſtreitet nicht weniger gegen die allgemeine Meinung der »Kirche. Er läugnet die Kirchenſatzungen ab, widerlegt »die Schriften der heiligen Väter, will jüdiſche Gebräuche »wieder einführen, und behauptet: daß Chriſtus, als er »zur Hölle ſtieg, ſowohl Gläubige als Ungläubige, »Gottes- und Götzendiener befreiet habe.«

Aus dieſen angeführten Schilderungen ſieht man deutlich, mit was für Hinderniſſen und Gefahren Winnefried

zu kämpfen hatte, als er Teutſchland bekehren oder bilden wollte. Ueber alle aber erhob ihn ſein apoſtoliſcher Eifer. Er vollführte ſein Werk mit eben ſo viel Klugheit als Standhaftigkeit, und, wo Vernunftgründe nicht hinreichten, überraſchte er durch ſinnliche Eindrücke. Schon ehe er die Bekehrung der Teutſchen unternommen hatte, rieth ihm ſein ehemaliger Lehrer Daniel, der Biſchof von Wincheſter, eine gewiſſe Sokratiſche Art des Unterrichts an, wodurch er auf die noch ungebildete Vernunft und die Herzen der Völker wirken ſollte. Dieſer bediente er ſich jetzt, da er die Heſſen und Thüringer bekehren wollte, ohngefähr auf folgende Weiſe durch Fragen, Vergleiche und einigen aus der heiligen Schrift gehörig angeführten Stellen [1]:

»Vor allem frage ich euch, meine guten Leute, iſt »die Welt von Ewigkeit her, oder in der Zeit entſtan»den? — Da ihr nun nach euren Religionsbegriffen be»hauptet, daß die Götter von dem Manne und der »Erde geboren worden ſeyen; ſo glaubt ihr, daß das »Schlechtere das Beſſere hervorgebracht habe. — Wo »aber habt ihr je geſehen oder gehört, daß die Wachhol»derſtaude einen Eichbaum, der Uhu einen Adler, oder »das Schwein ein muthiges Pferd geboren habe? — Wie »kann alſo die Erde oder Welt Götter erzeugen? Und »wer ſollte wohl, ehe Götter waren, dieſe Welt regiert »haben, die weder Leben noch Vernunft hat? — In eurer »Blindheit verehrt ihr die Donnereiche und den Donner »als Gottheiten; ich aber verkündige euch den einzigen

1. Ich habe ſie aus den Briefen Daniels und der Bibel zuſammengeſtellt, um meine Leſer mit der Unterrichtsart des teutſchen Apoſtels bekannt zu machen.

»wahren Gott, der diese Eiche und den Donner erschaffen »hat [1]. Ihr braucht eben nicht weit zu gehen, um »diesen Gott zu finden, denn er gibt sich euch in eurer »Vernunft und in eurem Herzen zu erkennen, oder lehrt »euch etwa nicht die Vernunft, daß dieser ewige lebendige »Gott schon vor der leblosen Welt würde bestanden »haben? — Befiehlt euch nicht euer Herz und euer Ge»wissen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben? Und be»weist nicht eben dieses, daß ihr Geschöpfe und Kinder »Gottes seyd? — Dieser wahre lebendige Gott, der »Himmel und Erde, und alles, was darin ist, gemacht »hat, wohnt nicht in Haynen, oder von Menschenhänden »geschnitzten Bildern eingeschränkt, noch wird er durch »Gaben oder Menschenopfer verehrt, als wenn er grau»sam wäre, oder Etwas bedürfe. Er selbst gab Allen das »Leben und den Geist, und schickte als Sühnopfer für »unsre Sünde seinen eigenen Sohn auf die Erde, um »uns alle zu erlösen und selig zu machen. — Wenn ihr »aber auch diesen guten Gott nicht eures ewigen Wohls »wegen anerkennen wollt, so müßt ihr es schon eures »zeitlichen wegen thun. — Betrachtet nur diese Wildnisse, »worin ihr eure Götter verehrt, gegen jene schönen frucht»baren Länder, welche der wahre Gott den christli»chen Franken geschenkt hat. — Ihr wohnt noch in »schmutzigen Hütten oder finstern Höhlen, esset wilde »Eicheln oder rohes Pferdefleisch; kaum daß euer Leib

1. Ich habe im vorigen Buche mich in der Darstellung der Religion der Rheinteutschen nur an die griechischen und römischen Geschichtschreiber gehalten. Die nordische Mythe nach der Edda bleibt einem Geschichtschreiber der ganzen teutschen Nation vorbehalten.

»mit einem wilden Thierfelle bedeckt ist; dagegen hat der »Christen Gott den Franken ein Land gegeben, worin »Milch und Honig fließt, sie wohnen in schönen bequemen »Häusern, tragen warme Kleider, und wo sie ihre Waffen »hinwenden, begleiten sie Ehre und Sieg. Ist dieses nicht »ein augenscheinlicher Beweis von den Wohlthaten, wo»mit er seine Diener belohnt? — Um euch aber ein noch »deutlicheres Zeichen von der Allmacht unsers, und der »Ohnmacht eurer Götter zu geben, werde ich sogleich diese »ihnen geweihte Donnereiche niederhauen, und ihr werdet »sehen, daß keiner von ihnen herbeikommt, um sie in »Schutz zu nehmen.«

Bei diesen Worten ergriff **Winnefried** eine Art und hieb den Baum mit so kräftiger Hand darnieder, daß er krachend und in vier Stücke zersprengt vor den Augen des erstaunten Volks zusammen stürzte. Die Teutschen wurden anfänglich von Zorn ergriffen und glaubten, ihre Götter würden den heiligen Apostel sogleich durch Feuer verzehren. Da aber ihre Donnereiche ohne Dazwischenkunft irgend eines Gottes zusammengefallen war, fiel auch der Götzendienst in seinem alten Ansehen. Viele tausend Thüringer und Hessen ließen sich sogleich taufen, und Winnefried errichtete an dem Orte, wo zuvor der Thoro oder Donner verehrt wurde, aus den Stücken der zersprengten Eiche dem heiligen Apostelfürsten Petrus zu Ehren eine Kirche. Bald darauf theilte er unter die Neubekehrten Kleider, Wein und bessere Speisen aus, und gewöhnte sie an feste Wohnsitze und an den Anbau des noch wüsten Landes. So brachte er diesen rohen Völkern mit der christlichen Religion zugleich den Unterricht in den friedlichen Künsten des bürgerlichen Lebens.

Diese ausserordentlichen Unternehmungen erhielten bald

den Beifall und Dank des Pabstes und der fränkischen Fürsten. Nachdem der Bischof von Mainz, Gewilieb, wegen eines Meuchelmordes seines Bisthums entsetzt war, ernannte der Pabst den Winnefried zu einem Erzbischofe von Mainz, und gab ihm seiner christlichen Thaten wegen den Nahmen Bonifacius, und eines Apostels von Teutschland. Mit dieser Würde begleitet unternahm er jetzt auch eine vollständige Gründung der christlichen Kirche und Religion in den teutschen Ländern. Nicht nur, daß er die alten Metropolitansitze von Mainz, Trier und Cölln mit ihren Bisthümern wieder herstellte, er gründete deren auch neue in Thüringen, in Hessen, in Franken und in Baiern. Zu Buraburg bei Frizlar, zu Erfurt, zu Würzburg und zu Eichstätt errichtete er Bisthümer. Zu Amöneburg, Geismar und Aschaffenburg stiftete er Kirchen und Gotteshäuser. Baiern theilte er in vier Diöcesen, nämlich Salzburg, Passau, Regenoburg und Freisingen; um endlich diesen Kirchen auch würdige Diener zu büden, legte er an der Fulda durch seinen Jünger, den eifrigen Sturm, eine eigene Pflanzschule von Geistlichen an, aus welcher die vorzüglichsten Lehrer und Bischöfe Teutschlands hervorgegangen sind.

Da seine Kräfte nicht hinreichten, das von ihm angefangene Werk allein auszuführen, schickte er seine Jünger und Freunde an die verschiedenen Orte seiner Pflanzungen, den Burkard nach Würzburg, den Lullus nach Mainz, den Wiwilo nach Passau, den Willibald nach Eichstätt, den Gowibald nach Regensburg, den Ebrenbert nach Freisingen, und den Gregor nach Utrecht. Ueberzeugt, daß eine so liebevolle Religion, wie die christliche, durch das sanftere schöne Geschlecht unter den Teutschen leichtern Eingang finden würde, gab er

diesen seinen Schülern noch weibliche Apostel bei, welche den rauhen Heermännern mit den Glaubenslehren zugleich Unterricht in friedlichen Künsten ertheilen sollten. So ging Chunehild, eine Schwester des heiligen Lullus nach Thüringen, Thekla in die Gegend von Kitzingen, Lioba nach Bischofsheim, Waldburg nach Eichstätt, und bildete durch Lehre und Beispiel die Sitten der Teutschen. Um endlich das Ganze seiner Anstalten in einem steten Zusammenhange zu halten, berief er, mit Zuthun Karlmanns, in den Jahren 742 und 743 zwei Kirchen-Versammlungen, welche die nachtheiligen Irrthümer verdammten, und eine den Geistlichen angemessene Kirchenzucht geboten.

Diesen Thaten und Werken des Mainzer Erzbischofs fehlte nun weiter nichts mehr, als die Märtyrerkrone, um ihn zu der Heiligkeit eines Apostels zu erheben; und sie wurde ihm wirklich. Nachdem er das Christenthum schon in dem großen Theile von Teutschland gereiniget und fest gegründet hatte, zog er noch einmal den Rhein hinab zu den Friesen, um das unter diesem Volke zu vollenden, was er dort schon bei seiner ersten apostolischen Sendung angefangen hatte. Wenn man in seiner Geschichte liest: daß er vor seiner Abreise den Lullus zu seinem Nachfolger im Erzbisthum von Mainz ernannt habe, und seine letzte Ermahnung an diesen Schüler erwägt, so sollte man fast glauben, er habe schon eine Ahnung von seinem künftigen Märtyrertode gehabt. »Die Zeit »meiner Auflösung«, sagte er zu ihm, »nahet heran. »Ich habe beschlossen, hinzureisen, wohin mich Gott ruft. »Liebster Sohn! deine Pflicht erheischt nun, für deine »dir anvertrauete Heerde zu wachen. Führe das Volk »von seinen Irrthümern zurück. Den von mir angefan-

»genen Kirchenbau an der Fulda ſetze fort. In dieſes »Kloſter ſollſt du, ich mag ſterben, wo ich will, meinen »entſeelten Leib zur Erde beſtatten. Sorge nun für alles, »was zu meiner Reiſe nöthig iſt. Die Leinwand, womit »man meinen Körper decken ſoll, lege zu meinen Büchern.« Dieſes waren die Worte des Abſchieds. Unter Seufzen und Thränen verſprach Lullus ſeinem ehrwürdigen Lehrer in allem zu gehorchen. Bonifacius aber fuhr den Rhein hinunter nach Friesland, und brachte noch eine Menge Heiden zum chriſtlichen Glauben.

Als hierauf das Pfingſtfeſt herannahete, wollte er dieſen Neubekehrten die Kraft des heiligen Geiſtes durch die Firmung ertheilen. Demzufolge ließ er in der Gegend, wo die Burde Friesland in den Oſt- und Weſtgau theilt, bei dem Orte Dockem Zelte aufſchlagen, und dorthin die Heiligthümer nebſt den zu der gottesdienſtlichen Handlung erforderlichen Büchern und Geräthſchaften bringen. Ihn ſollte dabei Eoban, der Biſchof von Utrecht, nebſt funfzig ſeiner Diakonen und Schüler unterſtützen. Indeß aber Bonifacius ſich alſo zur Firmung vorbereitete, hatte ſich ein groſſer Haufen heidniſcher Frieſen unter die Neubekehrten gemengt, und dieſer ſtürzte, grade in dem Augenblicke, als der Biſchof ſein Amt beginnen wollte, mit Schwertern und Dolchen auf ihn und ſeine Geſellen wüthend los, um die Ehre ſeiner verlaſſenen Götter zu rächen. Da die jungen Chriſten die Gewaltthaten des aufgebrachten Volkes ſahen, ſprangen ſie bewaffnet aus den Zelten hervor, und wollten ihren geiſtlichen Vater vertheidigen. Dieſer aber, mehr um die Rettung der Heiligthümer als ſeines Lebens beſorgt, trat mit ſeinen Geſellen unter ſie und ſagte gelaſſen folgende Worte: »Ich bitte euch, meine lieben Kinder! eure Waffen

»nicht gegen unsre Feinde zu wenden. Denn die göttlich
»heilige Schrift erlaubt uns nicht, Unbild mit Unbild zu
»vergelten. Sie gebietet uns vielmehr, das erlittene
»Böse mit Gutem zu erwiedern. Jetzt, da uns der lang
»ersehnte Tag erscheint, wo wir von den Mühseligkeiten
»dieser Welt befreit, zu den himmlischen Freuden einge-
»laden werden, warum wollt ihr eine so große Gnade,
»einen so herrlichen Lohn von uns abhalten? Stärket euch
»vielmehr in Gott, und laßt uns dieses göttliche Geschenk
»mit Dank annehmen. Hoffet auf unsern Herrn Jesus
»Christus, er wird uns sicher aus aller Gefahr befreien.«

Nachdem er auf diese Weise die kampflustigen Jünglinge beschäftiget hatte, wendete er sich mit folgenden Worten zu seinen Geistlichen: »Liebste Brüder! Wenn euch je reine Liebe
»zu Gott beseelt, wenn euch je meine Ermahnung gerührt
»hat, so beherzigt in gegenwärtigem Augenblicke die Worte
»Gottes, und erschrecket nicht vor denen, welche nur unsere
»sterblichen Leiber, nicht aber unsere unsterbliche Seele
»tödten können. Setzt jetzt alle eure Hoffnung auf Gott, wie
»auf einen Anker, und er wird euch nach diesem kurzen Le-
»benslauf mit dem ewigen Bürgerrechte in dem Himmel be-
»lohnen. Ich bitte euch inständig, laßt euch nicht jetzt in diesem
»Streite die Siegeskrone rauben, welche wir durch einen so
»langen Geisteskampf bereits erworben haben. Erduldet
»vielmehr standhaft und männlich die uns bevorstehende Le-
»bensgefahr aus Liebe zu dem, der für uns gelitten hat,
»und mit dem ihr euch ewig freuen werdet.« Kaum hatte er diese Ermunterung zum Märtyrertode geendet, als schon der wütende Heidenhaufen auf ihn und seine Jünger eindrang, und selbige mordete. So erduldete Winnefried am 5. Juni des Jahres 755 nach Christi Geburt, wie einer der ersten Apostel, den Märtyrertod für den christ-

lichen Glauben und das sittliche Wohl der teutschen Völkerschaft. Wenn religiöse- oder Geistesbildung dem menschlichen Geschlechte heilsamer ist, als politische oder mechanische, so hat sich Bonifacius durch seine Bekehrungen mehr Verdienste um das teutsche Volk erworben, als Karl der Große durch seine Eroberungen. Mit allem Rechte wurde er daher auch unter die Zahl der Heiligen und Wohlthäter des menschlichen Geschlechts gezählt.

Auch seine Lehr- und Todesgenossen verdienen mit ihm in der rheinischen Geschichte genannt zu werden, obwohl man nur eilfe dem Nahmen nach kennt. Davon waren Eoban, Bischof, Wintrung, Walther und Adelher, Priester, Hamund, Hirbald und Boso, Diakonen, Wacker, Gundekar, Willber und Adolf, Mönche. Nach ihrem Märtyrertode haben sich die Mörder selbst einander entleibt, indem sie über die Theilung der Beute nicht einig werden konnten. Als endlich die Heiden vor den Christen vertrieben waren, fand man die Körper der Märtyrer nebst dem Evangelienbuche und andern Sakristen. Diese Reliquien wurden von den Geistlichen nach Utrecht getragen; den Körper des heiligen Bonifacius aber brachte man, wie er es geboten hatte, mit seinem Evangelienbuche und seinen Schriften nach Fuld, wo sie noch gesehen und verehrt werden. Sein Herz und seine Eingeweide blieben in der Johanniskirche zu Mainz zurück. Bonifacius pflegte öfter zu sagen: » In der ersten Kirche » hatte man hölzerne Kelche, aber goldene Bischöfe; jetzt » hat man goldene Kelche, aber hölzerne Bischöfe. « Darum hat er durch sein Leben und seinen Tod lebenden und künftigen Bischöfen zeigen wollen, was ein goldner sey.

Die geistlichen Stiftungen des Mainzer Erzbischofs wurden nach seinem Tode durch die Eroberungen Karls

des Großen und der künftigen Kaiser fortgesetzt und erweitert; denn wie der teutsche Apostel die ungläubigen Völker durch seine Predigen der christlichen Kirche gewonnen hatte, so unterwarf sie der teutsche König durch sein Schwert dem christlichen Reiche. Zur Zeit, als Bonifacius nach Teutschland kam, und Karl der Große die fränkische Herrschaft erbte, hatten die Mauren das Reich Mahomeds in Spanien bis über die Pyrenäen verbreitet; mit denselben bedrohten die Longobarden in Italien den päbstlichen Stuhl und das fränkische Gebiet; in Baiern lockten die Agilolfinger die slavischen und hungarischen Völker zu Einfällen, und im Norden von Teutschland waren die Sachsen noch unbezwungen, und Feinde der Franken geworden. Diese Gränzvölker seiner Monarchie mußte Karl erst überwinden und bekehren, ehe er sein heiliges römisches Reich gründen konnte.

Unter diesen sind wohl die Sachsen die hartnäckigsten und gefährlichsten gewesen. Unbekannt mit fremden Sitten und Gesetzen, eingedenk der Thaten ihrer Väter, und widerstrebend aller Herrschaft und Gewalt, lebten sie noch zwischen der Lahn und der Elbe nach ihren alten Religions- und Landesgebräuchen in gänzlicher Unabhängigkeit. Zwar hatten Pipin und Karl Martel schon die Gewalt ihrer Waffen, die heiligen Ewalde und Suibert die Gewalt ihrer christlichen Beredsamkeit an ihnen versucht, allein sie nicht zur Unterwürfigkeit bringen können. Karl der Große glaubte es daher seinen Absichten gemäß, sie entweder durch Schrecken- oder Waffenmacht seinem Reiche einverleiben zu müssen, wenn es als ein ganzes bestehen sollte. Demzufolge schickte er Abgesandte und Missionäre unter dieselben, und verlangte von ihnen Vereinigung mit dem fränkischen Volke, und Bekehrung zum christlichen Glauben.

Die Sachsen aber, welche schon seinen Vätern Tribut versagt hatten, verwarfen diese Anträge um so mehr, weil darin von Unterwürfigkeit und Religions-Veränderung gesprochen wurde. Als daher die Gesandten merkten, daß dieses hartnäckige Volk weder durch Beredungskünste noch durch Drohungen zu bekehren sey, gingen sie zurück zu dem Könige, und statteten ihm Bericht über ihre fruchtlose Sendung ab. Dieser berief daher 772 den Heerbann auf dem Wormsfelde zusammen, und forderte dessen Beistimmung zur Bändigung der widerspenstigen Sachsen.

Die Herzoge, die Fürsten, die Grafen und das ganze Volk lagerten sich bei Worms rechts und links am Rheine hin, um ihres Königs Antrag zu hören. Er aber, unterstützt durch die Bischöfe und Äbte, trug ihnen die Beweggründe zu dem Kriege ohngefähr folgendermaßen vor:*

»Nachdem unser Herr und Erlöser Jesus Christus »durch seine Apostel das heilige Evangelium sowohl unter »den gesitteten als wilden Völkern verbreiten ließ, hat »er auch euch, das herrliche Frankenvolk, herbeigerufen, »um sein göttliches Werk zu schirmen und ein christliches »Reich zu gründen, was aus Teutschland hervorgegan»gen, sich über alle andere Reiche der Erde erheben soll. »Schon haben sich die übrigen teutschen Völker, die »Schwaben und Baiern, die Thüringer und die Hessen »unsern gemeinschaftlichen Gesetzen unterworfen, und die »Lehre, welche ihnen der heilige Bonifacius brachte, mit

*) Es wird mir nach dem Beispiele des Livius und Tacitus erlaubt seyn, die Worte und Reden, welche ich hin und wieder in den Geschichten und den sächsischen Liedern fand, in folgenden Reden zusammenzudrängen.

Dank angenommen. Auch die Gallier und Italiener haben den fränkischen Zepter nicht verschmäht; nur dieses hartnäckige Sachsenvolk widerstrebt noch dem Willen Gottes und unsern siegreichen Waffen. Verblendet durch die Gaukeleien des Teufels betet es lieber rohe Klötze und faule Eichbäume an, als den einzigen wahren Gott und dessen Sohn unsern Herrn Jesus Christus. Auf also, meine tapfern Franken, zum heiligen Kriege gegen diese verstockten Heiden! Ich trage euch die Fahnen des heiligen Kreuzes voran, und wie unser Herr und Heiland durch dieses Zeichen einst dem Kaiser Constantinus auf diesem Felde den Sieg angedeutet hat [1], so wird er ihn auch mir und euch verleihen. Christus herrscht! Christus siegt! Christus triumphirt!« Dieser Antrag erhielt den allgemeinen Beifall des Volks. Die Haufen schlugen ihre Schilder zusammen, und der Krieg gegen die Sachsen wurde auf dem Marchfelde beschlossen.

Indeß waren auch die sächsischen Fürsten bei dem Vorrücken der Franken nicht müssig geblieben. Albion versammelte seine Ostfalen, Wittekind seine Westfalen und Bruno die Angern; alle dreie versuchten die Gewalt des Beispiels und der Beredsamkeit, um ihre Völker gegen die Franken zu den Waffen zu bringen.

»Was will dieser Karl,« äußerten sie, »mit seinem »Reiche und seinem gekreuzigten Gotte bei uns, die keine »andere Götter kennen, als welche uns bisher beschützt, »keine andere Gesetze, als die wir uns selbst gegeben »haben? Nachdem unsere Väter unter Hermann das große »römische Reich zertrümmert, nachdem wir den Pipin »mit seinem Suibert blutig nach Hause geschickt haben,

1. Siehe das vorige Buch.

» sollten wir jetzt unsere freien Nacken dem Joche seines
» Enkels unterwerfen? Noch sieht man in unsern Wäldern
» die Trümmer der römischen Waffen, die Grabhügel
» ihrer erschlagenen Legionen, und wir sollten jetzt auf
» unsere Siegeszeichen das Zeichen der Knechtschaft und
» eines Missetäters pflanzen lassen? Man spricht uns
» von Welterlösung, von himmlischer Freiheit und Selig-
» keit, aber noch nie ist die teutsche Nation mehr geschän-
» det, mehr unterjocht gewesen, als durch diesen Karl und
» seine listigen Bischöfe. Der Römer Fesseln waren doch
» offene Bande und man fühlte sie hart am Leibe liegen,
» um sich gegen sie zu wehren; aber diese Christen-Priester
» wollen unsern Geist umstricken, und indem sie uns Wasser
» über den Kopf schütten, in unsern Herzen alles Feuer
» der Freiheit auslöschen. Oder ist etwa unser Zustand
» so beklagenswerth, daß wir ihn gegen Knechtschaft ver-
» tauschen sollten? Ihr dürft euch nur bei uns umsehen,
» und ihr werdet finden, daß wir damit zufrieden seyn
» können. Hier haben wir Heldengötter, welche die Freiheit
» schützen; die Franken wollen uns einen gekreuzigten Gott
» aufdringen, der die Sklaverei zum Gebot gemacht hat.
» Bei uns steht heilig die Hermannssäule, als Zeichen un-
» serer Siege und Ehre; bei den Franken nur das Kreuz,
» als Zeichen des Verbrechens und der Schande. Wir
» wählen uns unsere eignen Fürsten und Gesetze; die Fran-
» ken lassen sich von einem römischen Patricier und christ-
» lichen Priester beherrschen. Wir wissen von keinen an-
» dern Abgaben, als welche wir unsern Fürsten freiwillig
» geben; das Frankenvolk aber wird durch Steuern und
» Zehnten gedrückt. Wir werden bei der Schlacht von
» unsern guten Weibern verpflegt; bei den Franken sind
» die Jungfrauen in Klöster eingesperrt, und zur Verach-

» tung des männlichen Geschlechts verdammt. Deswegen » laßt uns diesem Karl mit dem Degen in der Faust » zeigen, was tapfere Männer, die für Haus und Hof » streiten, gegen seine Frauen vermögen, die er durch » Beschwörungen und Heerbann gegen uns antreibt.' «

Durch dergleichen Vorstellungen und Worte suchten die sächsischen Fürsten ihre Völker zum Kampfe zu ermuntern. Karl aber, sowohl an Volkszahl als Kriegskunst ihnen überlegen, drang in Westfalen vor, nahm Ehresburg bei Stadtberg weg, zerstörte die Hermannssäule, das Denkmal des sächsischen Ruhms, und kam siegreich bis zur Weser. Die Sachsen, welche entweder überwunden, oder hinter diesem Flusse zurückgeblieben waren, mußten sich unterwerfen. Die Übrigen zogen sich in ihre Wälder, und erwarteten ihr künftiges Schicksal von dem Wechsel des Krieges.

Nachdem der fränkische König durch diesen glücklichen Feldzug sein Reich gegen die Sachsen erweitert hatte, rief ihn der Pabst Hadrian gegen die Longobarden zu Hülfe, um es auch in Italien auszubreiten. Die Veranlassung dazu war aber folgende: Als König Pipin das Ende seiner Tage kommen sah, theilte er mit Genehmigung der Franken zu Selz sein Reich unter seine zwei Söhne Karl und Karlmann. Jener, als der ältere, sollte Austrasien oder Ostfranken, dieser aber Neustrasien oder Westfranken mit Allemannien erhalten. Die Gränzen beider Theile sind nicht bestimmt genannt, indem das Ganze doch immer noch als ein Reich angesehen wurde. Nach Pipins Tode im Jahr 768 kamen beide Brüder,

1. Mösers osnabrückische Geschichte und poetae saxonis annal. C. M.

wie es meistens bei solchen Theilungen geschieht, in Zwistigkeiten, und man befürchtete schon den Ausbruch eines bürgerlichen Krieges. Da trat Bertha, ihre Mutter, dazwischen, und legte den Streit im Jahr 770 auf einem Maifelde bei. Karl hatte sich mit seinem Anhange bei Worms, Karlmann aber und Bertha mit dem ihrigen an der Selz gelagert. Die Vergleichspunkte sind von den Geschichtschreibern nicht angegeben worden. Sie gingen wahrscheinlich dahin: daß die Brüder, den besondern Verwaltungen unbeschadet, gemeinschaftlich die Regierung des Ganzen erhalten sollten. Karl, als der ältere und verständigere, ließ seinem schwachen Bruder Titel und Nahmen, er aber herrschte in Wirklichkeit über das ganze Reich.

Mit diesem Scheinvertrage war Karlmanns Gattin Gisberge nicht zufrieden. Nach dem bald darauf erfolgten Tode ihres Gemahls (771) flohe sie mit ihren Söhnen zu dem Könige der Longobarden, Didier, und flehete dessen Schutz an. Dieser Fürst, eingedenk, daß Karl seine Schwester verstoßen hatte, und auf dessen Macht schon lange eifersüchtig, nahm die flüchtige Königin mit offenen Armen auf, und forderte drohend von dem Pabste Hadrian, daß er Karlmanns verwaiste Söhne als Könige krönen möge. Der heilige Vater aber, der die Gewalt der Lombarden befürchtete, lehnte den Antrag mit Ausweichungen ab, und wendete sich an den König der Franken, der so eben von dem sächsischen Feldzuge siegreich zurückgekommen war. Karl ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, wodurch er sich sowohl von der Zudringlichkeit seiner Neffen befreien, als auch Italien unterwürfig machen konnte. Er berief sogleich eine Maiversammlung (nach Worms), und als darauf der Feldzug

gegen die Lombarden beſchloſſen war, ging er mit dem Heerbann über die Alpen, nahm Pavia weg, den König Didier gefangen, und ließ ſich dort als König der Longobarden krönen.

Mit einer neuen Reichs- und Siegeskrone geſchmückt, und von einem gefangenen Könige begleitet, kam er im Jahre 774 nach Ingelheim zurück, und verſammelte da die Stände, um ihnen von den großen Vortheilen, welche der italieniſche Zug für das fränkiſche Reich hervorgebracht habe, Rechenſchaft abzulegen. Den lombardiſchen König Didier ließ er ſcheren und nach Lüttig in ein Kloſter ſtecken; allein während dem er den Franken ſein Reich in Italien rühmte, brachen die Sachſen von neuem aus ihren Wäldern hervor, und bedrohten ſein teutſches. Um die nahe Gefahr von dem Rheine abzuhalten, ſchickte er ihnen ſogleich vier Schaaren von Ingelheim aus entgegen. Das folgende Jahr 775 verſammelte er den Heerbann bei Düren am Niederrhein, und, nachdem er abermals eine Maiverſammlung bei Worms gehalten hatte, wurde auch hier wieder der neue Feldzug gegen die Sachſen beſchloſſen. Karl war in demſelben eben ſo ſiegreich, wie in den vorigen. Er ſchlug ihre Haufen und drang bis an die Ocker vor. Die Oſt- und Weſtfalen und die Angern unterwarfen ſich; nur ihre Fürſten entflohen dem Joche, auf fernere Rache denkend.

Dazu fand ſich auch bald in dem folgenden Jahre, 776, Gelegenheit, als Karl von zwei ſaraceniſchen Emiren nach Spanien gelockt, den Heerbann nach der weſtlichen Gränze ſeines Reichs, über die Pyrenäen bis an den Ebro ſchickte. Da alſo die Sachſen die öſtliche Grenze

des fränkiſchen Reichs von Truppen entblößt fanden, und der ſpaniſche Feldzug auch nicht ſo glücklich, wie die vorigen, geführt wurde;[1] drangen ſie wie ein reißender Strom bis an den Rhein und die Lahn vor, und verwüſteten die angebaueten Gegenden mit Feuer und Schwert.

Dieſer Einfall verſetzte die Bewohner der benachbarten Gaue in eine ſolche Furcht, daß die Mönche von Fuld ſchon die Reliquien des heiligen Bonifacius und andere Schätze flüchteten. Bei ſo dringender Noth boten die rheiniſchen Grafen den Heerbann in Franken und Schwaben auf; mit dieſem ſchlugen ſie die Sachſen bei Paderborn aus dem Lahn- und Heſſen-Gau zurück. Da Karl endlich ſelbſt vom ſpaniſchen Feldzuge an den Rhein gekommen war, überfiel er mit verſtärkten Haufen die Sachſen in ihrem eigenen Lande, und trieb ſie abermals über die Weſer und die Elbe.

Aber auch in dieſem Feldzuge waren ihre Fürſten noch nicht gebändigt. Sobald der König mit ſeinem Heere zurück nach dem Rheine gegangen war, empörten ſie wieder das Volk und bedrohten die fränkiſchen Länder. Ueber dreißig Jahre hatte Karl gegen dieſe hartnäckigen Sachſen zu kämpfen, ehe er ſie bezwingen konnte. Erſt nach den blutigſten Gefechten, und, nachdem er ihnen gleiche Rechte mit den Franken, und die Aufrechthaltung ihrer eigenen Geſetze verſprochen hatte, unterwarfen ſie ſich ihm, und zwar nicht als überwundene Sklaven, ſondern als freie Bürger des Reichs.

Währenddem Karl alſo ſeine äußeren Feinde bändigte, entſpannen ſich Verſchwörungen gegen ihn in dem Innern ſeines Reichs und ſeiner Familie, in Franken und

1. Beſonders der Rückzug bei Roteval, wo Roland geblieben.

Baiern. Jene, in Franken nämlich, wurden durch die Ränke ſeiner dritten Gemahlin, der Faſtrade, hervorgebracht. Schön von Geſtalt und lüſtig von Geiſt, hatte ſie des Königs Herz gefeſſelt, aber ſich und den Gatten durch ihren Stolz bei den Großen des Reichs und ſeinen eigenen Kindern verhaßt gemacht. Hartrath, ein edler Franke, war das Haupt der einen, Pipin, Karls Sohn, jenes der andern Verſchwörung. Ihre Anſchläge wurden bald entdeckt, jener wurde mit dem Tode, dieſer mit Verbannung in das Kloſter Prüm geſtraft; deſto gefährlicher war aber eine dritte Verſchwörung in Baiern.

Des gefangenen Longobarden Königs Didier Tochter war des baieriſchen Herzogs Taſſilo Gemahlin, und dieſe forderte jetzt ihren Gatten auf, die ihrem Vater angethane Unbild zu rächen. Um ihrem Anſchlage mehr Kraft zu geben, verleitete ſie den Taſſilo zu einem Bunde mit den benachbarten Slaven und Ungarn, und lud dieſe noch barbariſchen Völker zu einem Einfalle in das fränkiſche Reich ein. Karl war gerade zu der Zeit in Italien beſchäftigt, und einer ſo gefährlichen Verſchwörung nicht gewärtig; allein der Pabſt Hadrian, welcher die Rache der lombardiſchen Fürſtin befürchtete, warnte ihn noch bei Zeiten. Er eilte daher ſogleich nach dem Rheine zurück, und berief, im Jahre 781, eine Reichsverſammlung nach Worms, um ſich mit den Großen des Reichs dagegen zu rüſten. Taſſilo aber, durch den Zorn des Pabſtes und Königs zugleich geſchreckt, kam dem Ungewitter, das über ihn ausbrechen ſollte, zuvor. Er ging ſelbſt nach Worms, um ſich bei Karln zu entſchuldigen, und dieſer mußte dieſes Mal ſeinem Frevel durch die Finger ſehen, weil das Heer, welches er den durch den Verräther ins Reich gelockten Slaven entgegen geſchickt hatte, von den Sachſen

war geschlagen worden, die sich bei dieser Gelegenheit abermals empörten.

Diesem doppelten Unglücke, was sein Reich bedrohte, zu begegnen, bot er im künftigen Jahre, 782, den ganzen Heerbann auf. Er stellte sich selbst an dessen Spitze, und schlug die Sachsen in zwei großen Schlachten bei Detmold und an der Hase. Die Fürsten Albion und Wittekind mußten sich ihm unterwerfen und taufen lassen; die Unbändigsten unter den Sachsen versetzte der König an den Rhein und Main, wovon noch die Orte Sachsenhausen, Groß- und Kützelsachsen, Sassenheim[1] und andere die Nahmen tragen. Zu Osnabrück, Minden, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Hildesheim und Münster[2] errichtete er Bisthümer und unterwarf sie den Erzbischöfen von Mainz und Cölln. Endlich wurde Sachsen selbst als ein freies Herzogthum mit eigenen Gesetzen dem fränkischen Reiche einverleibt.

Während aber Karl seine Feinde in Sachsen gebändigt hatte, entspann sich ein neuer Aufruhr in Baiern. Aus dem, was im Jahre 781 auf der Reichsversammlung zu Worms mit Tassilo vorgegangen war, konnte man wohl merken, daß dessen Unterwerfung, wie Karls Vergebung, nur dem Scheine nach geschehen sey. Sobald dieser nach dem sächsischen Feldzuge nach Italien gegangen war, um sich mit seinem Freunde, dem Pabste, über Staats- und Kirchenangelegenheiten zu besprechen, ließ jener sich abermals von seiner rachsüchtigen Gattin zu einer Verschwörung mit den Hungarn bereden, und diese

1. Bei Frankfurt, und in der Bergstraße. Letzterer Ort wird jetzt nach der gemeinen Aussprache Sofenheim genannt.

2. Zu der Zeit Mimigardenfurt.

bedrobeten mit einem neuen Einfalle das Reich. Auf die Nachricht von dem wiederholten Meineide eilte Karl (787) nach dem Rheine zurück, und verſammelte zu Worms ein Maifeld. Darauf wurde Taſſilo des Hochverraths angeklagt, und, nachdem er zur Verantwortung vorgeladen, nicht erſchienen iſt, der Heerbann gegen ihn aufgeboten.

In drei verſchiedene Haufen abgetheilt, rückte das Frankenheer in Baiern und gegen die mit dem Herzoge verbundenen Avaren und Ungarn vor, und verbreitete ſeine Waffen bis zur Raab. Taſſilo, von allen Seiten eingeſchloſſen, übergab ſich ſelbſt dem ſiegenden Könige, und erhielt von deſſen Großmuth ſein Herzogthum als Reichslehen wieder. Kaum aber war Karl nach Ingelheim zu ſeinem Pallaſte zurückkehrt, als die baieriſchen Stände ſelbſt dahin kamen, um ihren Herzog eines neuen Einverſtändniſſes mit den Hungarn anzuklagen. Von nun an war an keine Gnade mehr zu denken. Taſſilo wurde ſogleich mit ſeiner Familie gefangen genommen, und das folgende Jahr, 788, auf einer bei dem Pallaſte gehaltenen Maiverſammlung als Hochverräther des Todes ſchuldig erkannt. Der König milderte aber die Strafe dahin, daß er ſich zu ſeinem Aufenthalte ein Kloſter wählen konnte. Er wurde demnach zu Lorich als Mönch geſchoren, ſein Herzogthum aber und die den Hungarn abgenommenen Länder durch Grafen regiert.

Nachdem Karl alſo ſein Reich in Teutſchland, Gallien und Italien feſtgegründet, und deſſen Grenzen über die Alpen und Pyrenäen verbreitet hatte, wurde er vom Pabſte Leo III. abermals nach Rom gerufen, um dieſen und die Kirche zu ſchützen. Im Jahre 800 nach Chriſti Geburt beſchloß er auf einer Reichsverſammlung zu Maing dieſen neuen Römerzug. Mitten im Winter ging er über die Alpen, und den 24. November zog er gleichſam

triumphirend in die Hauptstadt der Christenheit ein. Er untersuchte dort die Händel des Pabstes und seiner Ankläger, und da jener sich durch einen Eid gereinigt hatte, bestrafte er die Rädelsführer mit Verbannung oder Tod. Der heilige Vater war nicht undankbar gegen des fränkischen Königs Urtheilsspruch. Am Weihnachtsfeste, da Karl unter einer herrlichen Begleitung von Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, mit den fränkischen, lombardischen und römischen Großen nach St. Peter gekommen, und nach der Messe von seinem Betstuhle aufgestanden war, setzte ihm Leo III. die Kaiserkrone auf, und das Volk schrie mit lauter Stimme: »Dem von Gott gekrönten Karl »August, dem großen und friedebringenden römischen Kaiser »Heil und Seegen!« So wurde das römische Reich durch einen teutschen König wieder hergestellt, dessen Väter es vor vier hundert Jahren zertrümmert hatten.

Karls des Großen Herrschaft erstreckte sich jetzt von Palermo in Italien bis zur Ostsee in Norden; vom Ebro in Spanien bis zur Raab in Ungarn. Die spanischen, slavischen und nordischen Reiche waren ihm gewissermaßen zinsbar geworden; mit den Königen von England stand er in gutem Vernehmen; Italien war ihm durch Siege und die römische Kaiserkrone unterworfen; mit den orientalischen Kaisern und den Kalifen schloß er Freundschaftsbündnisse; der ganze christliche Occident erkannte bereits seine Oberherrschaft an. Bei so viel Glück und Macht wollte er jetzt aus allen den christlichen Nationen und Reichen durch die christliche Religion und die Wiederherstellung des Kaiserthums ein heiliges, teutsch-römisches Reich bilden, wovon der römische Kaiser das weltliche, der römische Pabst aber das geistliche Oberhaupt seyn sollte. Da der Grund dieses ungeheuren Gebäudes dem

Körper nach aus den Wäldern Teutschlands, dem Geiste nach aus Rom hervorgegangen war, so wurde auch in der Gestaltung des Reichs der teutsche, in der Gestaltung der Kirche aber der römische Geist vorherrschend. Diesem zufolge liefen die Freihöfe neben den Altären und Hauskapellen, die Städte und Dörfer neben den Pfarreien, die Hundreden neben den Diakonaten, die Gaue neben den Bisthümern, die Herzogthümer neben den Erzbisthümern, die Reiche neben den Primaten oder Patriarchaten, alle endlich unter dem Kaiser und Papste zu einem allgemeinen heiligen römischen Reiche und zu einer allgemeinen oder katholischen[1] Kirche zusammen. Diese Verbindung der geistlichen und weltlichen Gewalt war unter Karl dem Großen schon so innig geworden, daß die Concilien, welche er zu Mainz, zu Frankfurt, zu Ingelheim und in andern Städten seines Reiches halten ließ, zugleich Mai- oder Volksversammlungen waren, wo geistliche und weltliche Gesetze gegeben wurden. Dabei behielten aber die Formen und Aemter des weltlichen Reichs, als aus Teutschland entsprungen, auch teutsche Nahmen; jene aber des geistlichen oder der lateinischen Kirche auch lateinische. So also gründeten die teutschen Völkerschaften ein neues römisches Reich, das, wo nicht an strenger Ordnung, doch gewiß an bürgerlicher Freiheit und Selbstständigkeit das alte übertroffen hat.

Schon Tacitus ahnete an dem kernhaften, biedern teutschen Volke jenen großen freien Geist, den es über die Erde bringen würde.; darum schien er mehr sein Lobredner als Geschichtsschreiber geworden zu seyn. Uns

1. Von dem griechischen Worte »Ὅλος« allgemein.

kommt es um ſo mehr zu, dieſen Geiſt zu ſtudiren, weil er aus unſerm Vaterlande hervorgegangen, und an dem Rheine ausgebildet worden iſt. In meinen vorigen Werken habe ich ihn, und gewiß nicht unwürdig, im Allgemeinen geſchildert.[1] In dieſer rheiniſchen Geſchichte will ich ihn bis zu ſeinen beſondern Zügen in Haus und Hof darſtellen. Dieß ſcheint mir ſogar Bedürfniß unſerer Zeit zu ſeyn; denn, nachdem man das herrliche Rieſenwerk unſrer Väter entweder als altfränkiſchem Aberglauben verſpottet, oder als barbariſche Anſtalt untergraben hat, und eine verwüſtende Anarchie, oder ein ſchrecklicher Despotismus an deſſen Stelle getreten war, will man es jetzt wieder, wie der Nibelungen Lied, oder wie den Dom von Cölln, aus ſeinem Schutte hervorreißen; allein ſein Geiſt iſt entflohen, und unſere neuen gebrechlichen Geſtaltungen wollen ihn nicht mehr faſſen. Nur in den Trümmern am Ufer des Rheins, oder in den Urkunden der rheiniſchen Geſchichte kann man noch ſeine Spuren finden. Wie alſo die Herren Boiſſere den Plan und Riß des Doms von Cölln, entweder wie er iſt, oder werden ſollte, in Worten und Zeichnungen aufgefaßt haben,[2] ſo will ich hier das große politiſch-moraliſche Werk teutſch-rheiniſcher Kunſt, das heilige römiſch-teutſche Reich, in ſeinem Grundriſſe darſtellen, auf daß es unſre Nachkömmlinge, wo

1. Ueber die europäiſche Republick — hiſtoriſche Darſtellung des europäiſchen Völkerbundes — Syſtem des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit.

2. Schon vor dreißig Jahren habe ich in einer kleinen Schrift die Größe des Doms von Cölln angerühmt, aber damals wurde noch Alles, was aus dem Mittelalter kam, als gothiſche Barbarei verachtet; und jetzt! —

nicht nachahmen, doch bewundern mögen. Als Einleitung dazu wird es mir erlaubt seyn, das in Kürze zu wiederholen, was ich darüber in der Vorrede zu meiner Schrift: System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, im Jahre 1802 sagte [1]. Hier folgt es.

Die Verfassung

des

heiligen teutsch-römischen Reichs.

Fuimus Troes.

Der Christ und der Bürger sind nicht der Kirche oder des Staats wegen, sondern die Kirche und der Staat des Christen und des Bürgers wegen von Gott und den Menschen angeordnet worden. Eine jede gesellschaftliche Verfassung muß sich auf das Wohl der einzelnen Bürger und Familien gründen, wenn sie gut eingerichtet seyn soll; denn die Menschen thun sich erst durch Ehe- und

1. Damal war es noch Zeit, diesen Gegenstand belehrend darzustellen; denn damal saß Napoleon, wie Herkules, an dem Scheidwege: jezt kann ich ihn nur als historisch, oder in der Zeit untergegangen anführen.

Hausverträge, dann durch Gemeinheits-Verträge, dann durch Staats-Verträge, dann durch Reichs-Verträge zusammen, ehe sie durch eine allgemeine Religion und ein allgemeines Völkerrecht verbunden werden können.

Auf diese Grundsätze haben unsere Väter, die alten Hermanier, ihre Fürstenthümer und Königreiche angelegt. Von dem einzelnen Freihof oder der Hauswehre ging ihre Verfassung in Religion, Freiheit und Recht aus, und endete durch Hundreden, Gaue, Herzogthümer und Königreiche mit einem allgemeinen Hermanien oder Allemannien. Es ist daher ein großer Irrthum unsrer Publicisten und Gesetzgeber, wenn sie die griechischen und römischen Republiken für unsre Reiche als Muster aufstellen und anwenden wollen; denn die alten Gesetzgeber und Philosophen [1] haben uns zwar schöne Ideen von bürgerlicher Gestaltung hinterlassen, allein es waren mehr Regeln für kleine Stämme oder Städte, als Modelle für große Nationen und Reiche. Sie taugen daher mehr für die Bildung eines Schweizer-Kantons oder einer Reichsstadt, als eines ganzen Reichs. Als der Eroberungsgeist die Römer antrieb, sich die Völker der Erde unterwürfig zu machen, stifteten sie zwar ein Reich mit Präfekturen und Provinzen, allein man konnte es mehr eine gut-organisirte Soldaten-Republik, als ein wohlgeordnetes gemeines Wesen nennen. Währenddem eine Hauptstadt, oder vielmehr einige Usurpatoren derselben, frei und mächtig waren, schmachtete die ganze Menschheit unter einem unerträglichen Joche. »Ganz Asien,«

1. Machiavell, Bodin, Rousseau u. a.
2. Lykurg, Solon, Numa, Plato, Aristoteles u. a.

sagt Mithridat, »erwartet mich als seinen Befreier, so »sehr hatten sich die Römer durch die Betrügungen ihrer »Proconsuln, durch die Erpressungen ihrer Kriegsbeam»ten und die Ungerechtigkeiten ihrer Urtheilssprüche den »Haß der Völker zugezogen.« Wenn man sich die Mühe geben, und Machiavells politische Schriften durchlesen will, so wird man finden, daß er die Muster seiner falschen Staatskunst aus der Geschichte der Räuberfürsten oder der Räuber-Republik Roms entnommen habe. In diesen Schriften trift man alle die schändlichen Unterdrückungs- und Eroberungs-Maximen an, welche von unsern Philosophen und Staatsleuten beständig verdammt, aber nichtsdestoweniger beständig ausgeübt werden.

Den Grund eines ächten Reichssystems fand man, wie Montesquieu sagt, in den Wäldern der alten Hermanier; und es ist sonderbar, wie dieser berühmte Schriftsteller weiter sagt, daß selbst die Abartung der altfränkischen Verfassung die beste Regierungsform hervorgebracht habe, welche die Menschen erdenken können. Die Vorsehung schien gleichsam einen Wohlgefallen daran gehabt zu haben, die Spizfindigkeit der Philosophen und Staatsleute durch die Einfalt und den Mutterwiz eines noch unverdorbenen Volkes zu beschämen.[1] Wie also Machiavell der Lehrer des Despotismus genannt zu werden verdient,

1. In neuern Zeiten hat uns Amerika zwei Muster groser Demokratien geliefert, nämlich den Jesuitenstaat im südlichen, und die vereinigten Staaten im nördlichen. Ersterer ist bereits wieder zerstört worden, die leztern bluhen noch. In Europa haben durch die englische und französische Revolution ähnliche Versuche gewagt werden sollen. Beide sind aber an dem Princip der Gleichheit gescheitert. Welche Veränderungen wird man nach hundert Jahren in beiden Welttheilen sehen? —

so ist Tacitus der Lehrer der wahren politischen Freiheit. In den Annalen dieses großen Geschichtschreibers sieht man, was die Welt von einem verdorbenen, in seinem Germanien, was sie von einem unverdorbenen Volke zu erwarten habe. In diesem kleinem aber kraftvollen Büchelchen über die Sitten der Teutschen findet man:

Erstens, jene richtige, natürliche Abtheilung des Landes und Volkes in Gemeinheiten, Hundreden, Gaue, Herzogthümer und Königreiche, wodurch jedem Theile des Volks ein hinlängliches Stück Landes zu seiner Nahrung und Wohnung, und eine verhältnißmäßige Anzahl der Bevölkerung zu seiner Verwaltung und Vertheidigung zugemessen war. »Die »Teutschen,« sagt Tacitus, »wohnen geschieden von ein»ander, wie es ein Fluß, oder ein Wiesengrund, oder »ein Waldthal anweist. Die Gaue sind nach Hundreden[1] »abgetheilt; Teutschland aber selbst von fremden Völkern »durch Flüsse, wechselseitige Furcht und Gebirge geschie»den. Das Übrige umgibt das Weltmeer.«

Diese Abtheilung im Frieden war zugleich eine Abtheilung im Kriege. »Was aber,« sagt Tacitus, »ihnen »einen besondern Antrieb im Kampfe gibt, die Keile und »Heerhaufen werden nicht durch Zufall oder willkührliche »Zusammenrottung, sondern nach Familien und Verwandt»schaften gebildet. Die Hundreden machen die Gau»wehr aus, und alle Wehrmänner,[2] nach einem »von ihnen selbst erfundenen Namen, den Heerbann »oder das Heermanien.

Man findet ferner darin das Stellvertretungs-

1. Hundert Freihöfen.
2. Germani.

ystem, welches von Familie und Hof zur Hundrede, von Hundrede zu Gau, von Gau zu Reich ꝛc. hinauf, und umgewandt vom Reiche zum Gaue, zur Hundrede, zu Haus und Hof zurückwirke, und so der schicklichste Damm gegen Despotism und Anarchie war. »Jeder,« sagt Tacitus, »ist König und Priester in seinem Hause. Die »Cent- und Gaugrauen (Grafen) rathen und richten im »Gaue. Geringere Dinge werden von den Fürsten ab»gethan, wichtigere von Allen.«

Drittens findet man darin die gehörige Vertheilung der Gewalten, und zwar so, daß zwischen dem ungestümmen Willen des Volks und der Willkühr der Fürsten ein Rath der Alten und Grauen[1] gesetzt war, welcher beide mäßigte und einschränkte, und wodurch jeder von seines Gleichen, und nach seinen Gesetzen gerichtet wurde. »Die Herzoge,« sagt Tacitus, »werden aus »den Tapfern, die Könige aus den Adelichen gewählt. »Doch haben sie keine unumschränkte Gewalt. Je nach»dem einer sich durch Alter oder Adel, oder Kriegsruhm, »oder weisen Rath ausgezeichnet, wird er auf dem »Gaumahle gehört, doch mehr wie ein Rathgeber, als »ein gebietender Herr.«

Viertens findet man darin die Spuren jener weisen Vertheilung und Besitznahme Europens, wodurch jeder Nation die Gränzen und Schranken angewiesen wurden, welche ihr die Natur und das ächte Völkerrecht vorschreibt. »Ganz Teutschland,« sagt Tacitus, »wird von »seinen Nachbarn durch Gebirge und wechselseitige »Furcht geschieden. Das Übrige umgibt das Weltmeer. »Diesen ungeheuren Erdstrich besitzen nicht nur die Teut-

1. Seigneurs.

» sehen, sondern füllen ihn auch aus. Sie sind ein edles
» Volk, welches seine Größe durch Gerechtigkeit zu be-
» haupten wünscht. Ohne Ländergierde, aber auch ohne
» Schwäche leben sie von andern Völkern geschieden. Sie
» reißen weder zum Kriege, noch werden sie durch Raub
» und Mord geschändet. Aber der stärkste Beweis ihrer
» Kraft ist, daß sie, obwohl die Mächtigern, nicht durch
» Unbilden erreicht werden. Doch sind sie alle bewaffnet,
» und, wenn es die Noth erfordert, mit Roß und Mann
» bereit. Ihnen bleibt selbst im Frieden derselbe Waffen-
» ruhm. Unter ihnen haben die Härzer einen langen und
» saumseligen Frieden erhalten. Dies war freilich ange-
» nehm, aber nicht klug, indem man unter Mächtigen
» selten Ruhe haben wird. Wenn es zum Schlagen kommt,
» beißt öfters der Stärkere auch der Gerechte. So wur-
» den sie, ehemals die guten und billigen, nun aber die
» feigen und dummen Härzer genannt. Dagegen wurden
» Sieg und Glück den Hessen als Weisheit angerechnet.
» Die andern teutschen Völker glaubt man zur Landwehr
» auszuziehen, die Hessen aber zur Fehde. Sie fan-
» gen überall den Streit an, und nähren sich, des
» Hauswesens unbesorgt, auf Kosten ihrer Feinde. Weder
» eigenes noch fremdes Gut achtend, fechten sie so lange,
» bis kraftloses Alter sie zum Kriege untauglich macht. «

Endlich findet man in diesem Büchelchen ein über alle Völker wachendes Sittengericht, was selbst die öffentlichen Gewalten ordnete. » Die Priester, « sagt Tacitus, » gebieten Stillschweigen auf den Landtägen und
» Zucht im Heerbanne, aber nicht durch weltliche Gewalt,
» oder auf eines Herzogs Befehl, sondern durch geistliche
» und nach Gottes Urtheil. Sie glauben die Götter so-
» wohl bei ihren Rathsversammlungen, als bei ihren

» Schlachten gegenwärtig. Deswegen wird auch das
» Reichsbanner als eine Gott geweihete Fahne in den hei-
» ligen Hainen bewahrt. «

Nebst den Anstalten, welche die deutschen Völker für Landfrieden und Landwehre unter die Christenheit gebracht hatten, kam noch durch sie eine andere hervor, zur Ehre und zur Fehde. Wenn nämlich ein Gau zu lange in Ruhe und Frieden gelebt hatte, thaten sich die muthigsten und tapfersten Jünglinge als Waffenfreunde oder Waffenbrüder zusammen, und wählten sich einen Fürsten zur Fehde. Sie zogen zu fremden Völkern, suchten Streit und theilten die Beute. » Diese unruhigen » Jungen waren, « wie Tacitus sagt, » dem Frieden nicht » hold. Im Kriege war mehr Ehre, und im Gefolge » oder Geleite mehr Adel und Würde zu erfechten. Da » hatten sie von ihren Fürsten Streitrosse und Wap- » pen, Fehdgeschenke und Leben zu erwarten. Da » wurde ihnen nach dem Treffen ein Schmauß gegeben » und die Loosgüter ausgetheilt. Feinde zu besiegen » und Ehrenwunden zu holen, war ihnen lieber, als das » Feld zu bauen, und langsam die Geschenke des Jahres » abzuwarten. Auch schien es ihnen feig und faul, das » durch Knechtschweiß zu erbeuten, was man durch Waffen » erfechten kann. Sie überließen also die Friedens- und » Richtergeschäfte den alten Grauen; und stritten als » Ritter und Lehnsleute unter den Fürsten. «

Diese Gefolge oder Geleite waren der Grundstein des Adels und Lehnwesens; » denn unter den Waf- » fenbrüdern oder Gesellen (Vasallen)[1] herrschte

1. Das Wort Vasall kommt gewiß von Gesell her, wie das französische Wort guerre von Wehr. Man kann es in Ottfrieds,

» bald ein groſser Wetteifer, wer dem Fürſten zunächſt
» ſtund; und unter den Fürſten, wer die meiſten und
» tapferſten Geſellen hatte. Es zeugte von Würde und
» Kraft der Fürſten, beſtändig mit einem Gefolge aus-
» erleſener Jünglinge umgeben zu ſeyn. Dies war im
» Frieden ihr Hofſtaat, im Kriege ihre Stütze. Ein
» tapferes und zahlreiches Gefolge machte den Fürſten nicht
» nur im Gaue, ſondern auch bei den Nachbarn berühmt.
» Sie empfingen darob Geſandtſchaften und Geſchenke von
» fremden Völkern, und ihre Namen wurden geehrt. Kam
» es zum Treffen, ſo war es Schande dem Fürſten, an
» Tugend übertroffen zu werden, Schande dem Gefährten,
» ſeinem Fürſten an Tugend nicht zu gleichen. Der aber
» wurde immer für einen ſchlechten Kärl gehalten,
» wer ſeinen Fürſten auf dem Schlachtfelde verlaſſen hatte.
» Ihm gegenwärtig zu ſeyn, ihn zu ſchützen, ihm ſeine
» Thaten zuzuſchreiben, war Eid und heilige Lehnpflicht.
» Die Fürſten fochten für den Sieg, die Leute für
» den Fürſten. «

Durch dieſe Gefolge bildete ſich neben und in der Gauverfaſſung die Ritterſchaft und die Lehnverfaſſung. Jene hatte nur Frieden und Landwehre, dieſe aber Ehre und Fehde zum Zweck. In jener gab Weisheit und Erfahrung, in dieſer Adel und Tapferkeit den Vorzug. In jener war Gleich-

des erſten Sprachverbeſſerers, Schriften leſen, wie ſchwer es ihm auch fiel, die gehörigen Buchſtaben für die Ausſprache zu finden. Im Heſſiſchen und Hannoveriſchen lautet in der Volksſprache öfter das e wie ein ö; ſo wurde alſo das Wort Geſell, ausgeſprochen Göſell, in der Kauderwälſchen Sprache Vaſall, wie ſollte das Wort Wälſch nichts anders als Göllſch oder Wöllſch bedeuten ſoll.

heit unter allen Gaugenoſſen und Wehren, in dieſer Rangordnung nach der Würdigung der Fürſten. In jener zog man Gau- und Familienweis aus, in dieſer Rottenweis. Die Landwehre ging unter der Gottes- und Volksfahne ins Feld, das Gefolg aber unter dem Fürſtenbanner. Zur erſten war der Wehrmann durch Bürgereid, zur andern die Leute durch Lehneid verpflichtet.

Nach dieſen ächt teutſchen Grundſätzen und Anſtalten wurde das große römiſch-teutſche Kaiſerthum nach Gebirgen und großen Landſtrichen zuerſt in Königreiche, dieſe ſodann wieder nach Flüſſen und der Schneeſchmelze in Herzogthümer und Grafſchaften, dieſe wieder nach hundert Freihöfen in Hundreden oder Centgrafſchaften abgetheilt, worin die einzelnen Höfe, Dörfer und Städte zerſtreut lagen. Die Königreiche waren auf ganze Nationen mit einer dieſen eignen Sprache und Verfaſſung gegründet. Jedes wurde von einem eigenen teutſchen Völkerſtamme geſtiftet, und von den andern durch natürliche Gränzen, Gebirge und Meere geſchieden. So bildete ſich der Gothen Reich in Spanien bis an die Pyrenäen, der Franken Reich in Gallien bis an die Alpen und Vogeſen, der Teutſchen Reich in Germanien bis an die Rieſengebirge und die Karpathen, der Longobarden Reich in Italien bis an die Alpen und Appeninen, der Angeln Reich in Britanien auf den nordiſchen Inſeln, und der Normänner oder Schweden Reich in Skandinavien auf den nordiſchen Halbinſeln. Mit dieſen verbanden ſich hernach entweder durch Bekehrung oder Verträge die ſlaviſchen Völker, der Polen Reich in Sarmatien, der Ungarn Reich in Panonien, und der Ruſſen Reich in Skythien.

Ich habe in meinen Schriften über die europäische Republik und den europäischen Völkerbund das Eigene und die Verfassung eines jeden dieser teutsch-christlichen Königreiche hergestellt. In dieser Geschichte kann nur von dem teutschen Reiche und seinen rheinischen Gauen die Rede seyn. Ich werde mit der historischen Beschreibung der teutschen Freihöfe anfangen, und mit dem teutschen Kaiserthume enden.

Es zeugt von einer tiefen Weisheit unserer Väter, aber von einer seichten Staatskunst unserer heutigen Gesetzgeber, daß jene ihre Verfassung auf festen Grund und Boden, diese aber auf den Flugsand des beweglichen Reichthums angelegt haben. Ein Staat oder ein Reich ist kein lebloses Bild von Holz und Stein, sondern eine lebendige Gestaltung aus leidenschaftlichen Menschen und Menschenhaufen zusammengesetzt. Der Gesetzgeber also, welcher die Verfassung auf beweglichen Reichthum oder statistische Berechnungen gründet, setzt das ohnehin schwankende Staatsschiff den Stürmen der Revolution aus, dagegen gibt der, welcher sie auf festen Grund und Boden anlegt, derselben einen sicheren Ballast,[1] der sie sowohl gegen die Ausbrüche der Anarchie als des Despotismus in beständigem Gleichgewicht erhält.

Diese Grundsätze einer ächten Staatsklugheit und Gesetzgebung erwägend, haben unsere Väter, zuvor das unbändigste, unstäteste Volk der Erde, ihre Verfassung auf einen festen Boden gegründet. Zur Sicherstellung der äussern Verhältnisse hatte jedes teutsche Volk, was ein Reich gründete, einen so großen Strich Landes eingenommen, als nöthig war, um die zur Be-

1. Baglast oder Schiffast.

hauptung seiner Unabhängigkeit gehörige Anzahl von Menschen zu ernähren. Es gab ihm zugleich solche Gränzen, die es von seinen Nachbarn völkerrechtlich schieden, und als natürliche Bollwerke schützten. Die innere Verwaltung aber war auf einzelne liegende Güter gegründet. Diese wurden nach Maaßgabe ihrer Erwerbung oder bürgerlichen Bestimmung entweder Saal- oder Loos- oder Lehn- oder Beisang oder Kirchen- oder Krongüter genannt, je nachdem sie entweder nach den salischen Gesetzen durch Erbschaft, oder bei der Vertheilung der eroberten Länder durch das Loos, oder aus Nachsicht der Grafen durch Beisang,[2] oder für geleistete und noch zu leistende Kriegsdienste durch Lehen lehenweis, oder von einer Kirche durch Schenkung, oder von einem Fürsten durch die Krone erworben und zu einem gewissen Endzwecke bestimmt wurden. Sie waren meistentheils nach Höfen in Hufen oder Mansen abgetheilt,[3] und diese entweder behaust und von den Knechten angebauet oder auch brach gelassen.[4] Einige davon wurden auch wohl den Knechten oder unfreien Leuten übergeben, jedoch mit Vorbehalt eines jährlichen Zinses, der Frohnden und Herrendienste; sie wurden daher Fronhöfe oder Frohngüter genannt.

1. Terra salica, Allodia, feuda, beneficia, Bisangae, bona ecclesiastica, domanialia, regalia. Siehe bei du Cange diese Worte.

2. Nämlich als dem Erbgute beigefangen, woraus denn der Gutsherr seinen ganzen Hofdistrikt bildete.

3. Curtis, Huba, mansus

4. Mansi casati, mansi absi.

Jeder Franke oder Freie durch ein solches Freigut ansässige Wehrmann [1] war Genosse einer Hundrede oder eines Gaues und Reichsbürger. [2] Der Besitz eines Freiguts und die dadurch anerkannte Wehrhaftigkeit gab Bürgerrecht, und folglich Stimmrecht zur Gesetzgebung. Der Wehrmann war Herr in seinem Hause. Weib, Kind und Enkel waren als Freigeborne seiner Obhut untergeben. Die Knechte und Mägde machten das Haus- und Hofgesinde aus. [3] Nach Absterben eines Knechtes oder Leibeignen zog der Gutsherr von ihm das beste Haupt oder Besthaupt von seinem erworbenen Vermögen. Auch konnte er, wenn die hinterlassene Witwe außer seinem Gute heirathen wollte, sie Budtheilen, das heißt, zwei Theile des Vermögens an sich ziehen; heirathete ein Freier oder eine Freie eine Magd oder einen Knecht, so folgten die aus dieser Ehe erzeugten Kinder der ärgern Hand, sie wurden leibeigen. Alle auf einem Freigute wohnende oder behauste Leute wurden bei Weltlichen die Familie dieses oder jenes Herrn, [4] bei Geistlichen aber dieses oder jenes Heiligen genannt. [5] Über den Hof oder die Familie war ein Haus- oder Hofmayer [6] gesetzt, welcher das

1. Arimannus, Germanus.

2. Rachiburgius.

3. Servi, mancipii, Gasindi. Hausleute, Hofleute, Kirchen- oder Hofhörige; nach der Hand Leibeigene. Die Freigebornen, welche keine Freigüter besaßen, wurden hernach Dienstmannen, ministeriales.

4. Familia popponis, Hattonis, Richardi.

5. Familia S. Petri, Nazarii, Martini.

6. Villicus.

Hausgesinde anleitete, richtete und bestrafte. Sein Gericht hieß Hausding, oder wegen Vertheilung der Aecker Hubending. Wenn der König eine ordentliche oder ausserordentliche Steuer [1] forderte, wurde sie ihm nach Abschätzung der behaußten Güter bewilligt. Jene wurde Jahrbete, diese Nothbete genannt. [2]

Zehen solcher Freihöfe oder Freiburgen [3] bildeten ursprünglich ein Zehending, [4] zehen dergleichen eine Hundrede, [5] zehn Hundreden einen Gau oder eine Grafschaft. [6] Letztere erhielten ihren Nahmen von Gebirgen, Flüssen und Thälern, je nachdem es die Schneeschmelze oder der Ablauf der Gewässer anwies. [7]

Die Freigüter und Freihöfe waren Privat-Eigenthum. Sie konnten vererbt, vertauscht, verkauft werden; und jeder Besitzer davon hatte, wo natürliche Erbfolge oder Verträge nicht eintraten, das Recht, darüber frei zu verfügen. Die Kirchen- Leben- und Krongüter waren aber davon ausgeschieden. Sie dienten der Kirchen- und Reichsverwaltung; sie waren im eigentlichen Sinne Reichsgemeindegut, Nationalgut. [8] Sie wurden entweder an eine gewisse Kirche, oder an eine gewisse Person übergeben unter der Bedingung, daß jene für die Erhaltung der öffentlichen Lehre, diese für die Vertheidigung und Verwaltung des Reiches oder

1. Stura.
2. Bon Precaria, bitte.
3. Curtis, Friburgium.
4. Thidingae.
5. Hundreda, Centa.
6. Gavia, Pagus, Comitatus.
7. Rheingau, Haynreich, Nordgau ꝛc.
8. Bona fiscalia.

Gaues Sorge tragen müſſe. Deſswegen wurden ſie auch geiſtliche, Kron- oder Lehengüter genannt.

Die Kirchengüter konnten weder vertilgt, noch veräußert werden, weil in dem geiſtlichen Stande keine körperliche Succeſſion geſtattet war. Die Biſchöfe und Äbte, wie die übrigen Kirchenvorſteher wurden entweder von dem Volke und der Cleriſey gewählt, oder von den Königen mit Beſtätigung des Pabſtes eingeſetzt. Auch die Leben- und Krongüter waren urſprünglich nicht erblich, denn jene wurden nur auf eine gewiſſe Zeit verliehen, dieſe von den Königen bei ihrer Wahl erworben. Da aber die Verdienſte der Väter auch auf ihre Kinder übergingen,[1] und man bemerkte, daß ein Erbadel und ein Erbthron der Reichsverwaltung und Reichsverfaſſung mehr Feſtigkeit gab, ſo wurden mit den hohen Staatsämtern auch die damit verbundenen Leben- und Domänengüter eine Erbſchaft der erprobten durch Alter und Adel geheiligten Familien. So waren alſo die Grundpfeiler der teutſchen Reichsverfaſſungen, nämlich die Religion als Quelle aller guten Geſetzgebung, und der Thron als der Centralpunk aller kräftigen Regierung, auf der einen Seite in dem Himmel, auf der andern in der Erde befeſtigt. Darum hielten ſie auch die Stürme von beinahe anderthalbtauſend Jahren aus; dagegen unſere papiernen Verfaſſungen kaum ein Jahr dauern wollen.

Dieſe allein auf den Beſitz der Landgüter gegründete Verfaſſung konnte nur ſo lange in ihrer urſprünglichen Einfalt bleiben, als die freien Gutsbeſitzer ſelbſt nach alter einfacher Sitte lebten, und ſich ihre Bedürfniſſe auf

1. Magna patrum merita etiam adolescentatis assignant Tacitus.

den Höfen von ihren Weibern und ihrem Hausgesinde verschaffen und verfertigen ließen. Sobald sie aber ihren Knechten oder Freigelassenen unter dem Vorbehalte eines Pachtzinses und der Frohnden einen Theil ihrer Güter als Eigenthum überließen, und die Handwerker oder Künstler sich von den Höfen entfernten, entstand nebst dem freien Volke der Landgutsbesitzer, noch ein unfreies, der Geld- und Waarenbesitzer, welches sich in Städten und Dörfern ansiedelte.[1] Dazu kam noch, daß viele Freie entweder ohne Leibeserben abstarben, oder aus Andacht und um Schutz zu haben, ihre Freigüter an irgend einen Heiligen oder mächtigen Herrn als Lehen- oder Dienstgüter[2] übergaben. Dadurch häufte sich das Landeseigenthum bei den Kirchen und hochadelichen Familien; das gemeine Volk wurde nach und nach von allem Freigute, und folglich auch von dem Reichstage und dem Heerbanne verdrängt, und es gab am Ende nur zwei Reichsstände, nämlich die Geistlichkeit und den Adel.

Eine so gefährliche und unvermerkte Abartung der ursprünglich teutschen Verfassung brachte das gemeine Volk um seine Rechte, und die Könige um ihre Würde. Die Frei- und Reichsgüter waren fast allein in den Händen der Geistlichen und des Adels, und damit auch die ganze Reichsgewalt. Sie schalteten über die Gesetze, den Heerbann und die Krone. Sie unterdrückten das Volk und

1. Selbst die Unfreien oder Pachter, welche Landgüter in Frohnde oder Pacht hatten, gehörten darunter, denn sie besaßen kein Freigut, sondern nur die Früchte davon, folglich eine bewegliche Waare.

2 Feuda oblata.

ſchändeten die Könige. Beide machten daher gemeinſchaftliche Sache gegen ihre Dränger. Die freigelaſſenen Bauern ſammelten ſich in Dörfern, die Künſtler, die Handelsleute und die Handwerker vereinigten ſich in Städten, und die Könige gaben ihnen Bürgerrecht in der Gemeinde, und Standesrecht auf den Reichstagen. Durch dieſen Gegenſatz des beweglichen Reichthums der Gemeinen oder der Demokratie, und des unbeweglichen der Geiſtlichkeit und des Adels oder der Ariſtokratie erhielt der durch Steuern und Domänen zugleich bewegliche und unbewegliche Reichthum der Krone, oder der Monarchie, eine ſolche Stärke, daß ſelbſt aus der Abartung der altfränkiſchen Verfaſſung jenes vortreffliche Staatsgleichgewicht hervorging, welches wir noch in der engliſchen und ſchwediſchen bewundern. [1]

Von dieſem wichtigen Zuſatze des beweglichen Reichthums oder der Demokratie gegen den unbeweglichen oder die Ariſtokratie finden wir ſchon deutliche Spuren unter der fränkiſchen Monarchie. Durch die zunehmende Bevölkerung und Anpflanzung wurde ſchon vor Karls des Großen Zeiten eine Menge der alten Freihöfe mit ihrem Beiſang oder Hofmark in Dörfer verwandelt, welche daher auch den Nahmen Weiler, [2] Hof, Heim oder Haus beibehalten haben. Sie wurden nach dem urſprünglichen Herrn und Beſitzer Salmannsweiler, Peter-

1. Et bientôt la liberté civile du peuple, les prérogatives de la noblesse et du clergé, la puissance des rois se trouvèrent dans un tel concert, que je ne crois pas, qu'il y ait eu sur la terre de gouvernement si bien tempéré, que le fut celui de chaque partie de l'Europe dans le temps, qu'il y subsista Montesquieu.

2. Von Villa. Daher auch das Wort verweilen.

weil, Dudenhofen, Gerhardshofen, Arbenheim, Braunheim, Hattenheim, Armannshausen, Reichardshausen, Stephanshausen, [1] oder auch, nachdem das Salische Gesetz außer Acht gekommen war, von einer Erbtochter Annaweiler, Dorothelweil, Mechthildshausen genannt. [2] Die übrigen Dörfer und Ortschaften erhielten ihre Entstehung und Nahmen entweder von einer Kirche, wie Neukirchen, Weiskirchen, oder einer Hube, wie Hochheim, Bergen, oder von einem Thale, wie Dahlheim, Niedernheim, oder von einem Bache, wie Zahlbach, Weilbach, oder von einem Brunnen, wie Liebborn, Eschborn, oder von einem Baume, wie Eispenscheid, Eichenbühl, Erlenbach, Eschenheim, oder von andern Umständen, als Neuroth, Mittelheim, Sachsenhausen, Nordenstadt.

Da die adelich-freien Männer oder die Heerbanns-Ritter die Wohnung in Städten und Dörfern als knechtisch und unedel ansahen, so schieben sie ihre Höfe von jenen der gemeinen Freien, und verlegten ihre Stammschlösser aus dem wehrlosen Thale auf unzugängliche Berge, Felsen und Anhöhen. Sie nisteten sich da wie Adler an, und nannten sich von ihren festen Felsen- und Bergschlössern Herrn von Stahleck, Rheineck, Frankenstein, Ebernein, Falkenstein, Sternfels, Fürstenberg ꝛc. Diejenigen Dörfer und Höfe, welche auf ihrem ursprünglichen Freigute entstanden waren, blieben unter ihrer Hofgerichtbarkeit, unter ihrem

1. Villa Salmanni, Petri, Dudonis, Gerhardi, Aribonis, Erenonis, Hattonis, Hasemanni, Richardi, Stephani etc.

2. Villa Annae, Dorotheae, Mechthildis etc.

Patronate oder Kirchensatze, und in ihrem Frohndienste oder ihrer Hörigkeit. Die andern machten sich entweder durch Kauf-, oder Kirchenschutz, oder durch die Gunst der Könige und Grafen frei.

Die Leibeigenen und Knechte hatten noch viele Demüthigungen und Beschwerlichkeiten zu ertragen; allein die sichere Nahrung durch ihrer Hände Arbeit und die Religion milderten ihren Zustand, nachdem der Pabst Gregorius der Große verordnet hatte: daß die durch Christi Blut befreiten Menschen nicht mehr in Sklaverei bleiben dürften. [1] Dagegen führten die Freiadelichen ein lustiges Leben auf ihren Burgen, oder in ihren Edelhöfen. Ihre Beschäftigung war Jagd und Fehde, ihr Vergnügen Kampfspiel und Trinkgelag. Die Frauen, in Sittsamkeit und Frommheit erzogen, besorgten das Hauswesen, und verfertigten auch wohl ihre Kleidung und ihren Putz. Ihre Unterhaltung war Legenden-Sage und Minnesang. Die Söhne, welche das Schwert nicht ergreifen wollten, widmeten sich dem geistlichen Stande, und die Fräulein, welche keinen irdischen Bräutigam gefunden hatten, suchten einen himmlischen in den Klöstern.

1. Cum Redemptor noster totius conditor naturae adhoc propitiatus humanam carnem voluit assumere, ut divinitatis suae gratia, dirupto, quo tenebamur captivi, vinculo servitutis pristinae nos libertati restitueret, salubriter agitur, si homines, quos ab initio natura liberos creavit, et sua gentium jugo subditmit servitutis, in ea natura, qua nati fuerint, manumittentis beneficio libertate reddantur. Die Leibeigenschaft in den geistlichen Staaten war so gelind, daß noch in meinen Zeiten die Leibeigenen nicht frei seyn wollten, und zu Ehrenbreitstein ein Gefangener eine Bittschrift einreichte, um noch länger auf der Schanze bleiben zu dürfen.

Aus diesem Zusammenw[illegible]fen von Andacht, Liebe und Tapferkeit bildete sich schon zu Karls Zeiten der romantische Geist des Ritterthums in den adelichen Familien.

Die Städte, welche die Römer am Rhein hin angelegt hatten, erhielten nach ihrer Wiederherstellung durch die fränkischen Könige ihre alten Nahmen und ihr altes Ansehen, wie Worms, Mainz, Bingen, Wesel, Boppart, Coblenz, Andernach, Trier und Cölln. Einige davon wurden jetzt in teutscher Sprache genennt, wie Straßburg, Speyer, Oppenheim, Germersheim. Dazu kamen noch jene, welche um die Kirchen und Königshöfe gebildet wurden, wie Weissenburg, Hagenau, Tribur, Frankfurt, Wiesbaden, Weilburg, Limburg, Heidelberg und Ingelheim. In diesen Städten wurden zugleich Kirchen und Königspfalzen angelegt. Um sie her siedelten sich die Geistlichen, die edlen und unedlen Hof- und Dienstleute, und endlich die Handwerker, Künstler und Handelsleute an. Den großen Handel trieben meistens die Juden.

Die in den Städten und Dörfern ansässigen Bauern, Handwerker und Handelsleute waren zu Karls Zeiten noch keine freie Reichsbürger geworden; denn sie besaßen kein Freigut und waren erst, entweder als Freigelassene oder vom Hofe Begünstigte, aus der Knechtschaft hervorgegangen. Man nennte sie daher noch Unterthanen, Hörige, welche aber nichtsdestoweniger durch die Gesetze in ihrem Gewerbe und Erwerbe geschützt waren. Diesen neuen Verhältnissen gemäß, hatte zwar jede

1 Ministeriales

Stadt oder Gemeinde ihre Gemeindsverfassung, ihren Burgbann, ihre Gemarkung, ihre Schultheißen und ihr Gericht. Die unfreien Bürger und Bauern nahmen aber noch keinen Theil an der Verwaltung. Sie standen noch unter dem Pfalzmayer oder Königsvogt.

Ganz anders war aber die Verfassung in den Hunderten und Gauen; denn diese waren aus freien, mit einem Freigute ansässigen Reichsbürgern und Wehrmännern zusammengesetzt. Der Graf einer Hunderede, Centgraf, oder einer Stadt, Stadtgraf, Burggraf, erkannte nur über die geringeren Fälle, wichtige Sachen gehörten auf das Gaumal oder Gauding und vor den Gaugrafen. Dieser hielt im Nahmen des Königs Gericht, bezog die herrschaftlichen Gefälle und führte die Wehrmänner zum Heerbanne. Das Gauding wurde unter freiem Himmel und bei dem Königsstuhle oder Dingstuhle gehalten. Da dieser meistens auf einer Anhöhe stand, nennte man diese auch wohl Landstuhl, Stuhlhübel, Malberg. Bei dem Gaudinge oder Gaumale hatte jeder freie, im Gaue ansässige Wehrmann, das Recht, und die Pflicht, zu erscheinen und seine Stimme zu geben. Da wurden die Schöffen gewählt, die Rechtssachen entschieden, und die Angelegenheiten des Gaues nach Mehrheit der Stimmen abgethan. Man nannte sie entweder gebotene oder ungebotene Dinge, je nachdem sie durch den Landschrei ausserordentlich zusammengeboten oder gewöhnlich gehalten wurden.

Jeder freie Wehrmann wurde nach seinen Gesetzen gerichtet. Die auf dem linken Rheinufer noch freigeblie-

1. Er war dingpflichtig.

benen Römer, anfänglich nach römischen, die oberrheinischen Gaue nach schwäbischen, endlich als das Frankenrecht vorherrschaft wurde, alle Franken nach fränkischen Gesetzen. Schon beim Entstehen des Reichs wurden die alten Gewohnheiten und Weisthümer von vier aus dem Saalgau, Weisgau, Bodengau und Windgau gewählten Gaugrafen, welche unter dem Nahmen Saalgaft, Wiesgaft, Bodgaft und Windgaft vernommen, gesammelt und als Gesetz dem Volke zur Bestätigung vorgelegt. Diese älteste Urkunde deutschbürgerlichen Rechtes trägt noch ganz das Gepräge der alten Einfalt. Die Gesetze sind auf Selbstwehr und Freiheit, Jäger- und Heidenthum, Eigenthum, Vertrauen auf Redlichkeit und Gotteshülfe gegründet. Karl der Große schärfte oder erweiterte sie nur nach Maaßgabe der bürgerlichen Verhältnisse.

Diebstahl wurde darin besonders hart gestraft, weil Vieh und Hausgeräth, wie Regino sagt, noch ohne Dach und Fach waren. Auch ist eine größere Strafe auf die Entwendung eines Stoßvogels oder Jagdhundes, als eines Stiers gesetzt, weil Jagdgeräthe den Teutschen mehr galt, als Hausgeräthe. Verwundung, Schläge und selbst den Mord konnte man durch ein Fried- oder Wehrgeld büßen, denn von einem jeden Wehrmanne wurde vorausgesetzt, daß er sich selbst schützen könne. Nur Sodomiterei, Mordbrand, Straßen- und Menschenraub, Feigheit und Landesverrath wurde mit Schande und Tod gestraft. Das Weib, als welches die Kunkel und kein Schwert führte, und folglich des Schutzes bedarf, war durch ein größeres

1. Freidum Werigeldum. So wurde darum genannt, weil man durch diese Gut strafe, auf Seiten des Klägers die Wehr, auf Seiten des Beklagten den Frieden bezahlte.

Wehrgeld gesichert, als der Mann. Dagegen war sie von der Erbschaft des Saalgutes ausgeschlossen, weil dieses Wehrpflichtig machte. Prügelstrafe wurde nur bei Unfreien und Knechten gestattet.

Die Aussage geschworner Männer galt als Zeugniß; als Beweise oder Gottesurtheile dienten die Feuer- oder Wasserprobe, Kesselfang, Brodurtheil, Abendmahl, Kreuzurtheil, und der Zweikampf. Um diese Beweise der Unschuld und des Rechtes an Tag zu legen, mußte der Beklagte entweder ein glühendes Eisen erfassen, oder seine Hand in siedendes Wasser stecken, oder das Abendmahl nehmen, oder auf Kreuz und Reliquien schwören, oder sich mit seinem Ankläger schlagen. Sie waren nicht alle in den salischen Gesetzen angenommen.

Bei einem jeden Rechtsstreite wählte man sieben geschworne Rechts- oder Reichsbürger,[2] damit jeder von seines Gleichen gerichtet werde. Sie hatten nur die Frevel oder die Brüchte[3] zu bestimmen, die Strafe oder das Friedegeld[4] wurde alsdann von den Schöffen unter der Leitung der Grafen, nach den Gesetzen, ausgewiesen. Die Richter konnten nicht nach Willkühr sprechen, denn die Gesetze hatten auf die verschiedenen Fälle eines Verbrechens auch verschiedene Strafen angesetzt. Diese waren so genau angegeben, daß sie sich bis auf die Verletzung einzelner Glieder und Finger unterschieden. Daher

1. Razenburgii. Rachinburgii, Sagibarones, Sages Barons, Ricos Hombres.

2 Quaestionem facti.

3 Quaestio juris

hießen die Urtheile der Schöffen, auch nur Weisthümer nach den Gesetzen.

Nebst den Gerichten über Leib und Gut, hatten die Gaue auch noch ihre Holz- Huben- und Haynge-richte.[1] Jeder Wehr- oder Lehnmann des Gaues, hatte unter der Leitung des Wild- oder Ruggrafen[2] Sitz und Stimme auf denselben. Hier wurde das Morgen- oder Hubenmaaß, das Gemeinholz und die Viehtrift angewiesen, und gehörig vertheilt; auf Wald- und Feldfrevel angeklagt, gerichtet, gerügt und gestraft. Bei den Königsforsten waren Waldboten angesetzt. Der obere Rheingau hatte vor kurzem noch seine Huben-, wie der untere seine Haynge richte. Der höhere Anruf der Gaue ging entweder an die Herzogen oder Sendgrafen.[3] Der König richtete durch seine Pfalzgrafen in letzter Entscheidung bei seinem Hofe.

Mehrere solcher Gaue standen unter einem großen Herzogthum. Dergleichen wurden, längst dem Rheine hin, drei oder viere errichtet; nämlich das Allemannische oder Schwäbische am obern Rheine, zwischen der Donau, dem Lech, dem Nekar und den Vogesen; das Saal- oder Ostfränkische am Mittelrheine, zwischen dem Nekar, der Saar, der Mosel und dem thüringer Walde; das Rheinfränkische oder ripuarische am Unterrheine, zwischen dem Saalfränkischen, dem Ardennenwalde und dem Sachsenlande. Späterhin, als durch Lothar, den Enkel Karls, ein eignes Lotharingisches Reich gegründet wurde, bildete sich aus demselben, zwischen dem saal-

1. Holtding, Haynegerede.
2. Waldmannus. Saltarius. Wild- und Naugraf.
3. Missus dominicus.

und rheinfränkiſchen Herzogthümern, noch ein Moſelaniſches oder Lothringiſches, das ſeine Gaue längſt der Moſel hin, bis an den Rhein erſtreckte.

Von dieſen vier Herzogthümern lagen folgende Gaue längſt dem Rheine hinunter. Von dem ſchwäbiſchen, der Breisgau und Mortenau oder Ortenau an dem rechten; der Sudgau (Sundgau) und Nordgau im Elſaß auf dem linken Ufer. Dem rheinfränkiſchen Herzogthume gibt der gelehrte Kremer in ſeiner Geſchichte deſſelben, fünf und zwanzig Gauen, und eine beſondere Königshundrede. Davon waren aber die kleinern nur Centgrafſchaften. Sie hießen der Ufgau, Wirmgau, Glembsgau Murachgau, Enzgau, Pfunzinggau, Anglachgau, Kraichgau, Zabernachgau, Gardachgau, Elzenesgau, Nekargau, Lobdengau, der obere und niedere Rheingau, mit der Königshundrede in in der Mitte, der Maingau, Wetterau, Nidgau, Hayurich, Labngau, Haigerau, und Engersgau auf dem rechten, der Speiergau, Wormsgau, und Nahgau auf dem linken Rheinufer.

Von den ripuariſchen und lothringiſchen Herzogthümern erſtrecken ſich rechts und links an der Moſel und dem Rheine hinab, der Saargau, der Bliesgau, der Karesgau, der Bedgau, der Moſelgau, der Hundsrück, der Trachgau, das Mayenfeld, der Eifelgau, der Aarchgau, der Cölnergau, der Zülpichgau, der Gülchergau, der Sieggau, der Deuzgau, der Keldachgau, der Bätau nebſt der Teuſterbande und weſtphäliſchen Mark.

Dieſe Verfaſſung im Frieden war zugleich ein Heerbann im Kriege. Jeder freie Wehrmann,[1] welcher

1. Germanus, Herimannus, Aerimannus, Homme de Guerre.

vier oder auch drei Hufen Freigutes, und folglich Stimmenrecht beſaß, mußte mit Waffen oder ſeinem Heergeräthe,[1] und dreimonatlicher Verköſtigung zu Feld ziehen. Die einzelnen Wehrmänner rückten unter ihren Centgrafen, dieſe unter dem Gaugrafen, dieſe unter dem Herzoge, alle endlich unter dem Könige oder Kaiſer aus. Der Heerbann ſollte nach dem Geiſte der Verfaſſung nur zur Landwehre, nicht aber zur Fehde dienen. Er war ſchon unter Karl dem Großen beſchwerlich. Mancher Wehrpflichtige ſuchte ſich davon zu entziehen, und machte, wie man es zu der Zeit nannte, einen Heerſchlitz. Der Kaiſer mäßigte daher den Heerbann dahin, daß der Rheinfranke nach Spanien, von der Saare, nach Sachſen aber, vom Rhein an zu nehmen, zu Felde ziehen mußte. Der Lehnsmann oder Vaſall war von keinem Kriegsdienſte angenommen, ſey es zur Landwehr oder zur Fehde. Auf dieſe Weiſe machten die Hundereden die Centbanner, die Gauen die Schaaren[2] oder Gaubanner, die Herzogthümer die Landbanner,[3] und der ganze Heerbann den Reichsbanner aus.[4]

Die Kirchen und Klöſter waren von den Königen und Fürſten mit vielen Gütern und Vorrechten begabt, auch wohl der gemeinen Gerichtsbarkeit der Grafen entzogen, aber in weltlichen Sachen blieben ſie dem Kaiſer als Oberhaupt des Reichs, unterworfen. Dieſem gemäß,

1. Heerwette. Sie beſtand in Schild, Schwert, Pfeilen, Streitkolben und Streitroß.

2. Scara.

3. Landwerra.

4. Heribannum.

mußten die Biſchöfe, Erzbiſchöfe und Aebte ihre Leute zum Heerbanne ſchicken, als Bürger bei den Reichsverſammlungen und vor dem Richterſtuhle des Königs erſcheinen; ſich als Reichsfürſten mit Ring und Stab belehnen laſſen. Da ihnen aber der geiſtliche Stand keine Kriegs- und Grafendienſte erlaubte, ernannten ſie Kirchenvögte, welche ſtatt ihrer die Kirchen ſchützten, weltliches Gericht hielten, und ihre Leute zum Heerbann führten. Sie ſelbſt aber, durch die Religion geheiligt und geadelt, erſchienen als Reichsfürſten in eigner Perſon auf dem Maifelde Sie machten als Volkslehrer und Diener Gottes den erſten Reichsſtand aus. Die Herzoge, Grafen und andere gefürſtete Leute gehörten als oberſte Reichsbeamten zum zweyten Reichsſtande und hohen Adel. Sie erhielten daher den Ehrentitel von Erlauchten Herren, Dynaſten, Fürſten.[1] Aus der Reuterei des Heerbannes bildete ſich hernach die Ritterſchaft oder der niedere Adel. Die übrigen Freien oder Wehrmänner wurden das herrliche Volk der Franken genannt.[2]

Alle freie Wehrmänner oder Franken, waren es Edle oder Gemeine, nahmen nach Eintheilung der Herzogthümer und Gauen, mit Sitz und Stimme an den großen

1. Viri illustres, dynastae, principes, seniores, seigneurs, optimates etc.

2. Inclyta gens franconum. Von dieſem Ständeunterſchied ſagt Hincmar: In placitio seniorum susceptacula sic divisa, ut primo omnes episcopi, abbates vel huiusmodi honorificentiores clerici absque ulla laicorum commixtione congregarentur, similiter comites vel huiusmodi principes a cetera multitudine segregantur.

Volksverſammlungen Theil, welche man, weil ſie im März oder May gehalten wurden, März- oder Maifelder nannte. Sie waren entweder allgemein, wo die ganze Nation auf offenem Felde erſchien, um, wie Hincmar ſagt, den Zuſtand des ganzen Reichs zu ordnen,[1] oder beſondere, wo nur die Fürſten und Groſſen zuſammenkamen, um die Steuern zu bewilligen[2], und die laufenden Geſchäfte abzuthun. Erſtere wurde meiſtens auf dem Worms- oder dem Maifelde, bei Coblenz, gehalten, letztere aber in den Königshöfen zu Tribur, Ingelheim, Frankfurt und Mainz. Die Teutſchen behielten nämlich auch jetzt noch ihre alten Gewohnheiten bei, wo, wie Tacitus ſagt, die unerheblichen Sachen von den Fürſten, die erheblichen aber, von dem ganzen Volke abgehandelt wurden.

Der König war das Haupt des Reichs und des Heerbannes. Er übte die vollſtreckende Gewalt. Er führte den Heerbann in das Feld, hatte den Vorſitz auf den Maifeldern und bei den Gerichten. Er ſetzte die Herzoge, Grafen und Pfalzgrafen ein, und bewachte ſie durch ſeine Sendgrafen.[3] Er hatte einen wandelnden

1. Placita duo per annum: unum, quando ordinabatur status totius regni, in quo generalitas universorum tam clericorum, quam laicorum; seniores propta concilium ordinandum, minores propter suscipiendum. Aliud placitum propter dona generaliter danda, cum senioribus tantum et praecipuis consiliariis.

2. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß die Steuern nach Abſchätzung der Freigüter gegeben wurden, folglich waren auch die Fürſten, welche dergleichen beſaßen, nicht ſteuerfrei.

3. Missi geſendete Grafen.

Hofſtaat um ſich, welcher aus einem Hofmayer,[1] einem Mährſchalk, einem Geſindſchalk,[2] einem Truchſeß, einem Mundſchenk, Jäger- und Falkenmeiſter, einem Kämmerer, einem Kanzler und Hofkaplan beſtund. Der Hofſtaat wurde durch die Gefälle der königlichen Meierhöfe unterhalten. Die Königsſteuern, Zölle, und andere königlichen Gefälle verwalteten die Kammerboten. In einer jeden beträchtlichen Stadt hatte der König einen Pallaſt, in einer jeden ſchönen Gegend, oder bei einem Königsforſte, ein Jagd- oder Luſtſchloß.

Der König der Teutſchen, war durch Karl den Großen, zugleich römiſcher Kaiſer und das weltliche Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit geworden. Dieſem zufolge, wurde er auch ſpäterhin von den Kurfürſten, welche königlichen Rang hatten, gewählt, von dem Pabſte, als dem geiſtlichen Oberhaupt geſalbt und gekrönt. Noch bis auf unſere Zeiten hatte er ſeine Erzkanzler in Germanien, Gallien und Italien. Er war der oberſte Vogt der Kirche und Anführer des chriſtlichen Heerbannes, oder der Kreuzzüge gegen die Ungläubigen. Nach der Eroberung von Paläſtina nahm er ſogar den Titel eines Königs von Jeruſalem an.

Auf dieſe Weiſe wurde durch Karl den Großen das neue teutſch-römiſche Reich geſtaltet. Der Geiſt und die Seele dieſes ungeheuren Staatskörpers war aber die chriſtliche Religion, daher wurde auch die Kirche nach Maaßgabe des Reichs geformt. Die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Dechanten und Pfarrer, waren, wie Walafried ſagt,

1. Maior domus.
2. Daher das franzöſiſche Wort: Marechal, Senechal.

das in ihren Kirchsprengeln, was die Herzoge, Grafen und Schulzen in ihren Gauen vorstellten. Wie wir also die Grundsteine der Reichsverfassung in den dunklen Hayen des alten Heermaniens aufgesucht haben, so wollen wir jenen der Kirche in der geheimnißvollen Geschichte Christi und der Apostel nachspüren.

Ich habe wohl nicht nöthig, meinen Lesern zuvor feierlich zu erklären, daß ich die Kirchenverfassung des Mittelalters, nicht nach irgend einem gegebenen Glaubensbekenntnisse, sey es der katolischen oder griechischen, oder protestantischen Kirche, sondern so schildern werde, wie ich sie, als unparteiischer Geschichtsforscher, in der Bibel und den verlässigen Quellen der Kirchengeschichte gefunden habe.

Die reine Religion, welche Jesus lehrte, war allein auf den Geist gerichtet. Sein Reich ist, wie er ausdrücklich sagt, nicht von dieser Welt. Die Könige der Erde mögen mit Gewalt über die Völker herrschen, nicht so seine Jünger; wer der Höhere unter ihnen ist, soll dem Geringern dienen. Da aber diese reine geistige Religion doch unter sinnlichen Menschen auf dieser Erde ausgebreitet und erhalten werden sollte, mußte sie auch einen sinnlichen, irdischen Körper annehmen, wenn sie wirksam werden sollte. Ist doch das Wort selbst Fleisch geworden, um in der Sinnenwelt erscheinen zu können. Diesem zufolge hatte schon Christus unter seinen Jüngern und Aposteln eine Kirche gestiftet, und letztern die Gewalt gegeben, zu binden und zu lösen.[1] Diese Kirche sollte, wie seine Religion, nicht auf ein Volk eingeschränkt, sondern unter alle Völker der Erde verbreitet werden.[2]

1. Matth. XVI. 13-19. XVIII. 15-18. Joh. XXI. 1-19.
2. Matth. XXVIII. 19. Marc. XVI. 15.

Als die Apostel nach seinem Tode, oder vielmehr nach dem Pfingstfeste, unter die Völker gegangen waren, um das Evangelium zu predigen, entstanden sowohl in Asien, als Afrika und Europa mehrere einzelne Christengemeinden, und diese wurden, wie Paulus in seinem Briefe an den Titus [1] deutlich sagt, nach der weltlichen Eintheilung der römischen Provinzen und Städte abgetheilt, und mit Bischöfen und Priestern angeordnet. [2]

Die Nachfolger der Apostel im Lehramte und Episkopate verbreiteten dieselbe fast über das ganze römische Reich, ja noch jenseits seiner Grenzen aus. Als endlich die christliche Religion durch den Kaiser Constantinus zur herrschenden erhoben wurde, nahm auch die christliche Kirche die äussere Form der Provinzen und Diöcesen an, welche dieser Fürst dem römischen Reiche gegeben hatte. Jede römische Provinz umfaßte zugleich ein christliches Bisthum, jede Diözese ein Erzbisthum, jede Präfectur ein Patriarchat. Da Rom die Hauptstadt des ganzen Reichs, und der heilige Stuhl dort von dem Apostelfürsten Petrus gegründet war, so wurde auch dessen Bischof das Haupt der ganzen christlichen Kirche. In dieser Gestalt ging sie an die Teutschen über, als sie das römische Reich übern Haufen geworfen hatten.

Durch die allgemeine Umwälzung der alten Dinge während der Völkerwanderung, erhielte die ganze bekannte Erde eine andere Gestalt. Statt der römischen Provinzen und Diözesen, sahe man nun teutsche Gaue und Herzogthümer, statt der Präfecten und Proconsuln, Gaugrafen und Herzoge, und statt eines römischen Reichs mit Im-

1. Tit. I. 5. κατασταθῇς.
2. Apost. Gesch. XX. 28.

eratoren und einem Senate, ein teutsch-christliches, mit
önigen und Maifeldern. Bei dieſen gro[illegible] Gährungen
nd Veränderungen, blieb die chriſtliche Religion in dem
nnern reinen Geiſte ihrer Lehre unerſchüttert;
a die Vorſehung ſchien ſelbſt die teutſchen Völkerſchaften
erbeigeführt zu haben, um ſie zu ſtärken und feſter zu
gründen; die chriſtliche Kirche aber, als die äußere
Form derſelben, ließ ſich nach Vorſchrift des Völker-
Apoſtels Paulus, zu den Gebrechlichkeiten der Menſchen
erab, und nahm, um wirkſamer zu ſeyn, auch die welt-
iche Geſtalt an. Wie ſie ſich zuvor nach der Abtheilung
es römiſchen Reichs gemodelt hatte, ſo jetzt nach jener
es Teutſchen.

Nachdem der heilige Bonifacius die teutſchen Kirchen
uf dem linken Rheinufer wieder hergeſtellt, und neue
uf dem rechten gegründet hatte, richtete auch er, wie
Paulus, ſich nach der weltlichen Verfaſſung. Die allge-
eine oder katholiſche Kirche wurde alſo, wie das Kaiſer-
eich in Königreiche, Herzogthümer, Grafſchaf-
en und Städte oder Dörfer, ſo in Primate,
rzbisthümer, Bisthümer, Diakonate und
Pfarreien abgetheilt, unter welchen ſodann die einzel-
en Haus- und Hofkapellen ſtanden. Es liegt außer
en Grenzen dieſer Geſchichte, die nach der weltlichen ein-
erichtete Kirchenverfaſſung aller chriſtlichen Nationen an-
eben zu wollen, wir werden uns daher nur auf die
Darſtellung der teutſchen Kirche beſchränken. [1]

Das teutſche Reich machte zu der Zeit nebſt dem
Kaiſerthume noch ein beſonderes Königreich aus. Dieſes

1. Man findet ſie ausführlich und gründlich in des Engländ-
r Bingham Chriſtlichen Alterthümern, einen Aus-
g davon in Blakmors Chriſtlichen Alterthümern.

war in die großen Herzogthümer von Franken, von Lothringen, von Sachsen, von Baiern und von Schwaben geschieden. Unter denselben standen die Gaue, die Hundreden und Gemeinden. So wurde auch vor und nach des Bonifacius Zeiten die teutsche Kirche gestaltet. Der Erzbischof von Mainz war durch die Verdienste dieses Heiligen Primas von ganz Teutschland und Erzbischof von Franken geworden. Ihm waren, dieser hohen Würde wegen, die Bischöfe von Worms, Speier, Straßburg, Basel, Constanz, Chur, Augsburg, Eichstett, Würzburg, Paderborn, Hildesheim, Halberstadt, Verden, ja endlich sogar Prag und Ollmüz untergeordnet. Das Erzbisthum von Trier erstreckte sich über das Herzogthum von Lothringen. Nach den Bekehrungen des heiligen Lubentius wurden ihm auch noch auf der rechten Rheinufer der Haynrichgau, Lahngau und Engersgau einverleibt. Unter ihm standen die lothringischen Bisthümer von Mez, Toul und Verdun. Das Erzbisthum von Cölln umfaßte das ripuarische oder uferfränkische Herzogthum bis zur westfälischen Mark. Es hatte die Bisthümer von Minden, Osnabrück, Münster, Lüttich oder Tungern und Utrecht unter sich. Das Erzbisthum von Salzburg begriff, außer Eichstett, das Herzogthum von Baiern und Oesterreich. Ihm waren untergeordnet die Bischöfe von Regensburg, Freisingen, Passau, Briren, Wien, Chiemsee, Sekau, Gurk und Trient. Die Herzogthümer von Sachsen und Schwaben hatten zu Karls des Großen Zeiten noch keine Erzbischöfe. Ihre Bischöfe waren größtentheils dem von Mainz untergeordnet; allein der Bischof von Constanz hatte in Ersterem große Gewalt, und gleich nach Karl dem Großen

erhielt auch Letzteres zuerst zu Hamburg, dann zu Bremen, endlich zu Magdeburg ein Erzbisthum, welches sein geistliches Gebiet über die nordöstlichen Bisthümer erstreckte. In Böhmen wurde erst unter Kaiser Karl IV. ein Erzbisthum zu Prag errichtet, dem der Erzbischof Gerlach von Mainz seine Metropolitanrechte über dieses Königreich abtrat.

Die diesen Erzbisthümern untergebenen Bisthümer wurden nach den Gauen und Hundreden in Archidiakonate und Decanate abgetheilt. Wir werden jene, welche zu den rheinischen Diöcesen gehören, bei der Geschichte eines jeden rheinischen Bisthums anführen. Unter letztern, den Decanaten nämlich, standen die Pfarreien in Städten und Dörfern, und da jeder Frei- oder Edelhof auch meistens seine Hauskapelle oder seinen Hausaltar hatte, so auch diese unter jenen.

Nebst den Bisthümern und Pfarreien wurden noch eine Menge Klöster und Münster am Rheine gestiftet, zu Reichenau, zu Mas- und Ebermünster, zu Weissenburg und Lorsch, zu Marimin und Prüm, zu Cölln und Kaiserswerth. Sie gehörten eigentlich nicht zur hierarchischen Ordnung. Sie sollten nur neben und unter den Bisthümern als Schulen des Volks oder vielmehr der Geistlichen dienen, welche Unterricht ertheilten. Sie waren meistens nach der Regel des heiligen Benedicts eingerichtet, welchen man als den Patriarchen des occidentalischen Mönchthums ansah. Dieser zufolge haben sie nicht nur die Geistesbildung zum Zwecke gehabt, auch der Anbau des noch wüsten Landes war ihnen anbefohlen.[1] Der Bischof von Metz Chrodogang wendete

1. Regula S. Benedicti.

die Verordnungen des heiligen Benedicts endlich auch auf die Münster der Hochstifter an. Die dem Bischofe zugegebenen Chorherren mußten in einem gemeinschaftlichen Chorhause zusammen leben, und unter Leitung des Schulmeisters oder Scolasters sich den Wissenschaften und geistlichen Verrichtungen ergeben.

Im Kirchenstaate war weder Gut noch Amt erblich. Von dem geringen Landpfarrer, oder der klösterlichen Aebtissin bis zum Pabste wurden alle Kirchenvorsteher entweder von dem Volke, oder der Clerisei, oder dem Könige gewählt.[1] Daher haben wir auch in der Kirchengeschichte der Beispiele eine Menge, daß Leute von der niedrigsten Herkunft sich zu den höchsten geistlichen Würden emporgeschwungen haben. So war der mächtigste Pabst Gregorius VII. eines Zimmermanns, Sixtus V. eines Schweinehirten, der große Kurfürst Willigis eines Rademachers, und der staatskluge Kurfürst Heinrich eines Beckers Sohn.[2] Da der Pabst das geistliche, wie der Kaiser das weltliche Oberhaupt aller christlichen Nationen war, so wurde er auch späterhin, wie dieser von den Kurfürsten, so von den Wahlpriestern aller christlichen Nationen gewählt, welche man Cardinäle nannte.[3]

1. Ursprünglich wählte das christliche Volk, dann die Clerisei, dann die Könige, dann wieder die Kapitel oder die Gemeinde.

2. Wie viele gehalt- und einflußreiche Würden sind durch eine einseitige Säcularisation dem gemeinen Bürger- und Bauernstande entzogen worden!!

3. Wenn die hohen verbundenen Mächte, als sie den Pabst wieder in seine Staaten einsetzten, das alte Recht der christlichen Nationen geltend gemacht, und für jede künftig eine gleiche Zahl von Cardinälen gefordert hätten, so würden wir künftig auch mehr einen allgemein-christlichen, als einen blos römischen Pabst erhalten haben.

Übrigens ging die Verwaltung der Kirche mit jener des Reichs in gleichem Schritte. Wie auf den Gaudingen in der Grafschaft, oder auf dem Maifelde im Reiche bürgerliche Gesetze gegeben wurden, so hier auf den Stadt- und Landkapiteln [1] in den Bisthümern oder auf den Synoden und Concilien in der ganzen Christenheit geistliche; und wie dort der Graf oder Herzog über Leib und Gut richtete, so hier der Bischof über Seele und Seeligkeit. Nach Karls Verordnungen mußte jeder Bischof in seinem Kirchsprengel umherreisen und nachsehen, ob alles nach Vorschrift des Evangeliums und der Kirchengesetze gehalten und verrichtet würde. Diese Untersuchungen hieß man Sendgerichte. [2] Hierauf wurde nach vorgeschriebenen Regeln gefragt: welches Gute geschehen, welche Laster in Übung seyen? Sieben unbescholtene Männer mußten, wie bei den Gaugerichten, die Aussage bestätigen. Sonach folgte die Buße und Strafe. Da das Volk noch sehr der Abgötterei, dem Aberglauben und der Vollerei ergeben war, mußte jeder Christ, oder der einer werden wollte, folgende Formel aussprechen: »Ich »widersage dem Teufel und aller Teufels Gilde, und »allen Teufels Werken und Worten, dem Donner- »(Gott) und Wodan und der Sachsen Othin und »allen den Unholden, die ihre Genossen sind.« [3]

1. Von den vorgelesenen Capiteln also genannt.

2. Synode, Sende.

3. Hier folgt das altteutsche Bruchstück im Originale: »Ei »forsago Diabolä end allun Diabolgelde, end allun Diaboles- »Werkun end Wordun, Thunaer, ende Woden, end Sachsen »Ode, ende allen them Unholdun, the hira Genotas sind.« Ich bin im ersten Buche bei der Beschreibung der Religionsbegriffe der

Bei ſolchen Sitten und Geſinnungen ſollte man ſich nicht wundern, wenn die reine Lehre Chriſti und der Apoſtel entweder durch Aberglauben entſtellt, oder durch Abgötterei gänzlich verwiſcht worden wäre; allein wir haben nicht nur in den älteſten Urkunden der teutſchen Kirche, ſondern auch des teutſchen Volkes die ſprechendſten Beweiſe, daß wenigſtens die apoſtoliſche Glaubens- und Sittenlehre mitten unter dieſer Barbarei erhalten worden iſt. Das älteſte Glaubensſymbol, welches als aus der Schule der Apoſtel hervorgegangen, das Apoſtoliſche genannt, und noch jetzt von allen chriſtlichen Kirchen angenommen wird, beſteht aus einigen wenigen und einfachen Artikeln, welche den Glauben an einen Gott und allmächtigen Schöpfer, an Jeſus Chriſtus und ſeine Geſchichte, an einen heiligen Geiſt, welcher die Kirche regiert, an ein vergeltendes Gericht und ein ewiges Leben ausdrücken. [1] Dieſes einfache Glaubensſymbol findet man auch unter den älteſten Bruchſtücken des teutſchen Volkes. [2]

alten Rheinbewohner den römiſchen Geſchichtsſchreibern gefolgt. Eine vollſtändige Unterſuchung und Darſtellung der nordiſchen Mythologie iſt einem Geſchichtsſchreiber der ganzen teutſchen Nation vorbehalten.

1. Das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß iſt auf die deutlichſten durch das ganze Evangelium ausgeſprochene, Schriftorte gegründet. Ohne ſie fällt der ganze Glauben zuſammen.

2. Ich will davon zwei Originale anführen. Sie lauten:

» Kilaubu in Kot Fader almah- » Ich gelaube an Gott allmah-
» ticun Riscaf himiles enti Erdu. » tigen Vatere, Skeffen Himmels
» Enti in Jesum Christ Sun Si- » und Erdo, Un an ſinen Sohn
» nan ainicun, unseron Truhtin, der » den gewehten Haltare, einigen

Auch von dem Gebete des Herrn, oder dem sogenannten Vater Unser,[1] und den gemeinen Geboten Gottes als: du sollst nicht stehlen, ehebrechen, tödten ꝛc. haben wir uraltteutsche Brüchstücke; daß aber die Kirche auch jenes erhabene Sittengebot von der Nächsten- und Feindesliebe unter die teutschen Völker gebracht, davon haben wir den deutlichsten Beweis an dem Tode und den letzten Worten des teutschen Apostels Bonifacius. »Meine lieben Kinder«, sagte er zu den Neubekehrten, welche ihn vertheidigen wollten, »ich

» inupfangen ist fen wihenn Keste, » Kiporan fona Marian Macadi » ewikeru, Kimartirt in Kiwalti » Pilates, mervet Pislacan, Tot, » enti pigraban, stehic in Wizzi, in » drittin Take erstoonte fonn Tot- » ten, stehic in Himil, sitzit zu » zesunn Gotes Fateres almahtikin, » ThanaChünftig ist sonen khuieke » enti Tote. Kilaubu in wihan » Kest, in wiha Khirighun Catho- » lica, wihero Kemenitha, Urlaz » Sunti, Kero Fleisces, ursto » dahi, mit Lup ewig. amen.

» unsern Herren, der von demo » heiligen Geist infangen ward, » von Maria der Magede gebo- » ren, genothhaftet bi Pontio » Pilato und bi ihmo an Cruce » geshlathen, und starb und be- » graben ward, ze Hello fuor, an » demo dritten Tage vom Tode » irstound, ze Himmel fuor, dem » Size ze Gottes ze zesunen des » allmahtigen Vaters, dannen » Chünftigen Zeit . . . . . » illeine die er da allelichun Gesin- » nungen. Gelaubo ze habann den » heiligen Gemeinsame, Ablaß der » Sünden, gelaubo des Fleisches » Urstende, gelaubo ewigen Lib, » Amen.

1. Vatter unseer thu pist in Himile, wiht namm dinan, kueme rihe din werde wille din so in Himile so sa in Erdu, Proath unser emezhin Kip uns hiutu. Oblaz uns Sculdi unsero, so wir oblaßen uns Sculdigen enti ni un sih fir lette in Khorunka. Uzz erlosi uns ih fona Ubile.

» bitte euch, eure Waffen nicht gegen unſere Feinde zu » wenden; denn die göttliche heilige Schrift erlaubt uns » nicht, Unbild mit Unbild zu vergelten. Sie gebietet » uns vielmehr, das erlittene Böſe mit Gutem zu er» » wiedern. '

Aus dieſen Bruchſtücken der teutſchen Kirchengeſchichte erhellet, daß die Kirche, obwohl ſie der Theologen und Irrlehrer wegen, viele Artikel des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes näher beſtimmte,[2] doch immer den apoſtoliſchen Glauben und die chriſtliche Sittenlehre unter dem Volke rein erhalten habe. Nur in ihrer äußern hierarchiſchen Form und dem äußern Gottes, dienſte richtete ſie ſich nach den Bedürfniſſen der Zeit und den unſchuldigen Neigungen der Völker. Wir haben bereits gezeigt, wie ſie den Vorſchriften, des Völkerlehrers Paulus, gemäß, ihre Verfaſſung nach der weltlichen Eintheilung der Reiche geordnet habe, eben ſo geſtaltete ſie auch nach dem Geiſte der Zeiten ihren äußern Gottesdienſt. In den erſten chriſtlichen Jahrhunderten erſcheint dieſer ſehr einfach, weil die Kirche ſelbſt noch einfach und arm war. Gebet, Geſang, Abendmal und Weihungen waren faſt die einzigen Gebräuche der chriſtlichen Ge-

1. Siehe oben ſeine Geſchichte.

2. Schon an dem nicäiſchen oder athanaſianiſchen Glaubensbekenntniſſe ſieht man, wie ſehr die einfachen Lehren der Apoſtel durch Irrthum und Sofiſten gelitten hatten. Da iſt ſchon der ſo einfache Glaubensartikel vom Sohne Gottes mit folgenden Beſtimmungen erweitert: Deum de Deo, Deum verum de Deo vero, genitum, non factum, consubstantialem Patri, per quem omnia facta sunt. etc. Wer anders, als die eitlen Metaphyſiker und Sofiſten brachten die Kirche zu ſolchen Erklärungen? und wozu dienen ſie dem einfachen Glauben des Volks?

meinde. Wie aber die Kirche an äußerem Ansehen und Herrlichkeit Zuwachs erhielte, so auch ihr Gottesdienst an äußerm Glanze und Ceremonie. Diesem zufolge verbesserte der Pabst Gregorius der Große den Kirchengesang. Zum Andenken des großen Sühnopfers am Kreuze, verordnete er neue Gebete und Ceremonien bei der Messe, und andere Weihungen. Er wollte, daß der äußere Gottesdienst zwar prächtig, aber doch Gott würdig und mit Anstand gehalten werden sollte; allein die teutschen Völker, kaum ihrer sinnlichen Begriffe entwöhnt, vermischten damit ihren alten Aberglauben, und so bildete sich jetzt, da sie ihren Wallhalla mit Heldengöttern verdammen mußten, ein großes Allerheiligenfest mit Patronen. Ich halte es für zweckdienlich, hier die Geschichte der Heiligenverehrung einzurücken, weil sie unter den teutschen Völkern erst ausgebildet und der Entstehungsgrund so vieler Kirchen und Kapellen am Rhein wurde.

Nach den Vorschriften des alten und neuen Testaments soll Anbetung nur Gott allein erzeigt werden. Die erste Kirche erkannte zwischen Gott und den Menschen keinen andern Mittler, als Jesus Christus. Indessen haben sich sowohl bei der Verbreitung als der Erhaltung des Christenthums viele Glaubenshelden ausgezeichnet, deren Andenken zu verehren, oder deren Märtyrertod zu feiern, sowohl die Vorsteher als das Volk für Schuldigkeit hielten. Ihre Nahmen wurden in besondere Bücher eingeschrieben, ihre Thaten zur Nachfolge vorgestellt, sie

1. Dyptycha Martyrologia: Die große Verehrung, welche man dem fürs Vaterland gebliebenen Körner erwies, gibt den besten Aufschluß hierüber.

ſelbſt nach Maaßgabe ihrer eigenen Verdienſte in Klaſſen abgetheilt. Wir finden daher ſchon in den Litaneyen der erſten chriſtlichen Jahrhunderte die Chöre der Engel und Erzengel, der Patriarchen und Propheten, der Apoſtel und Evangeliſten, der Biſchöfe und Erzbiſchöfe, der Märtyrer und Bekenner, der Frauen und Jungfrauen genannt.

So kam mit der chriſtlichen Religion auch die heilige Verehrung unter die teutſchen Völkerſchaften, und erhielt durch dieſelbe nach Sitten und Neigungen einen neuen Schwung. Da ſie ſchon in ihren Wäldern dem weiblichen Geſchlechte eine vorzügliche Achtung bezeigten, ſo wurde jetzt Maria die Mutter Chriſti, unter dem treuherzigen Nahmen unſerer lieben Frau, oder einer Himmels-Königin, der Gegenſtand ihrer innigſten Verehrung.[1] Neben ſie ſtellten ſie die zwölf Apoſtel und Evangeliſten, und jedes rheiniſche Bisthum rühmte ſich, durch deren Jünger unmittelbar geſtiftet worden zu ſeyn. Daher haben auch die rheiniſchen Hauptkirchen zu Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Trier und Cölln, entweder unſere liebe Frau, oder einen der zwölf Apoſtel zum Patron erhalten.

Neben dieſen vorzüglichen Himmelsfürſten ehrte man ſpäterhin auch das Andenken jener Heiligen, welche ſich entweder durch Lehre, oder in Waffen um die teutſche Völkerſchaft verdient gemacht haben. Mit dankbarem Gefühle erinnerte man ſich der Thaten und Schriften eines heiligen Goar, Suibert, Rhaban, Bonifacius,

1. Die hohe Verehrung der Jungfrau-Mutter iſt rein teutſch. Wir finden ſie weder in den Evangelien, noch in der erſten Kirchengeſchichte.

oder der Fürſten Pipin, Siegbert, Arnulf, Karl u. a. m. Letzterer wird noch bis heute zu Frankfurt als der Erbauer der Stadt und Stifter der Kirche auf einem Altare verehrt. [1]

Da das hochheilige Beiſpiel des Erlöſers und Sohnes Gottes den Kriegs- und Weltleuten, ja ſelbſt den Geiſtlichen, ein zu erhabenes Muſter ſchien, als daß ſie es treu zu befolgen ſich zutraueten, ſo war es natürlich und menſchlich, daß jede beſondere Klaſſe, ja jeder einzelne Menſch, ſich einen Heiligen aus ſeinem Stande, oder nach ſeinen Neigungen zum Vorbilde und Patron wählte, deſſen Tugenden er leichter zu erreichen hoffte. Als daher der geiſtliche und Adelſtand ſich über das Volk erhoben, ſuchten beide auch ihre Heiligen geltend zu machen. Dieſem zufolge wurden viele Kirchen und Kapellen am Rheine, entweder einem heiligen Biſchofe, wie dem Ignatius, Nikolaus, Maternus, oder einem heiligen Kriegsmanne, wie dem Georgius, Viktor, Mauritius, Gereon und Caſſius zu Ehren eingeweihet. Die Hauptkirche von Mainz erhielt aber den heiligen Martinus zum Patron, der Biſchof und Ritter zugleich war.

Dieſe fromme Verehrung, welche die höhern Stände ihren Heiligen erwieſen, ging endlich auf die niedern über. Die Bauern und Hirten auf dem flachen Lande, und die Handwerkerzünfte in den Städten, wollten auch ihre Heiligen auf den Altären ſehen. So geſchah es nun, daß dieſen zu Gefallen die heiligen Hirten und Landleute Abraham, Jakob, Wendelin [2] und Nothburg,

1. Auch iſt ihm zu Ehren noch die zweite Glocke geweihet. Sie heißt die Karls-Glocke.

2. War Viehhirt zu St. Wendel bei Trier.

oder die heiligen Handwerker, der Zimmermann Joseph, der Goldschmidt Eligius, der Fischer Petrus und der Schuster Crispinus,[1] ebenfalls ihre Kapellen erhielten.

Da man nie geneigter ist, um Hülfe und Rettung anzuflehen, als bei Noth und Krankheiten, so wendete sich das fromme Volk in einem so traurigen Zustande an irgend einen Heiligen, welcher bei solchen Unglücksfällen entweder in seinem Leben Hülfe geleistet, oder bei seinem Tode an dem Theile seines Körpers Martern erduldet hatte, woran man krank lag. So wurde der heilige Goar bei Schiffbrüchen, der heilige Florianus bei Feuersgefahr, der heilige Sebastianus und Rochus bei der Pest, der heilige Wendelin bei der Viehseuche die heilige Appollonia bei Zahn-, die heilige Agatha bei Brustschmerzen angerufen. Die Vorsteher der ersten Kirche haben diese Heiligung christlicher Helden und Bekenner nicht verdammt, weil sie, der alleinigen Anbetung Gottes unbeschadet, aus dem frommen, dankbaren Herzen der Gläubigen hervorgegangen war. Da sie aber jetzt unter den teutschen Völkern bis zu einer abgöttischen Verehrung ausartete, so hat schon der heilige Bonifacius dagegen geeifert,[2] und Karl der Große ließ sie auf einem Concilium zu Frankfurt gänzlich verdammen. Diesem Kirchenspruche gemäß mußten die Bischöfe in ihren Kirchsprengeln die Verehrung der Heiligen auf die ursprüngliche Gewohnheit der Kirche zurückführen, die Bilder derselben beschränken, und die Anbetung des allein wahren Gottes gebieten. Allein das fromme Volk konnte die seinem Gemüthe so entsprechenden Vorstellungen nicht

1. Ist zu Trier gemartert worden.
2. Siehe oben seine Briefe.

vergessen. Karl mußte endlich selbst Kirchenpatronen gestatten und die Reliquien heiligen, welche seine Franken geheiligt hatten. Diese Heiligenverehrung artete in den folgenden Jahrhunderten in einen so finstern Aberglauben aus, daß eben das teutsche Volk, welches sie im siebenten und achten Jahrhundert bis zur Ausschweifung begünstigte, dieselbe im sechszehnten bis zur Ausschweifung verdammte. [1]

Nachdem also der äußere Gottesdienst verherrlicht und vervielfältigt war, ordneten die Päbste und Bischöfe eine anhaltende und zugleich wechselnde Liturgie für das ganze Jahr; und es ist wunderbar, mit wie viel Natur- und Menschenkenntniß sie das alles auf Jahrszeiten, wichtige Standes- und Lebens-Momente und die Neigungen der Völker berechnet hatten. Da ich den ganzen Eindruck davon noch selbst erfahren und gefühlt habe, und dieser Geist täglich mehr verschwindet, so will ich hier das Christenjahr wie es sonst, sowohl in religiöser als bürgerlicher Hinsicht abgetheilt, und gefeiert wurde, schildern, weil man ohne diese Darstellung die mittlere Geschichte nicht verstehen kann.

Das christliche Jahr begann eigentlich mit der Sonnenwende im Winter und dem Feste der Geburt Christi. Es war in Jahres- Mondes- Wochen und Tageszeiten abgetheilt, welchen Karl der Große teutsche Nahmen gegeben hat. [2] Vier Festtage theilten die vier Jahreszei-

1. Viele berühmte Protestanten suchen jetzt wieder das heilige Kreuz und die Verehrung der Heiligen in Aufnahme zu bringen, wie die Schlegel, Schiller, Arndt, Fouqué, Goethe, ꝛc. Letzterer läßt wirklich für die Rochus Kapelle bei Bingen einen heiligen Rochus malen. So wechseln der Menschen Gesinnungen; aber das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit.

2. Siehe unten. Es ist sonderbar daß Karl den Wochentagen

ten;[1] nämlich das Fest der Erscheinung Gottes unter den Menschen oder die Weihnacht, für den Winter; das Fest der Auferstehung und Unsterblichkeit oder Ostern, für den Frühling; das Fest des heiligen Geistes oder Pfingsten, für den Sommer; und das Fest des göttlichen Gerichts der Belohnung und Vergeltung oder Allerheiligen und Allerseelen, für den Herbst. Von den zwölf Monaten im Jahre war fast jeder einem der zwölf Apostel angewiesen. Jede Woche, die sieben Tage der Schöpfung vorstellend, endete, weil Christus da erstanden war, mit dem Sabathe oder Sonntage, als Ruhetag; jeder Tag des Jahres führte den Nahmen oder das Fest eines Heiligen. Die Tage waren in die Morgen- Mittags- Abend- und Nachtstunden[2] abgetheilt; worin die Geistlichen besondere Gebete oder Psalmen absingen mußten. Die Feste selbst wechselten in Trauer oder Freude mit dem Wechsel der Jahreszeiten und der Natur.

Da mit dem Feste der Geburt Christi das christliche Jahr begann, so gingen drei Wochen, welche man die Adventszeit, oder die Zeit der Erwartung, nannte, in Gebet, Reue und Zerknirschung wegen dem Sündenfalle voraus. Wie ehemals die Altväter in der Vorhölle auf diese Zeit warteten, so harrete auch jeder Sünder darauf, als auf die Zeit seiner Erlösung. Und nun erschien das Fest in aller der Herrlichkeit und Demuth, wie es

noch die heidnischen Götternahmen: Sonn- Mond- Dienst- Wodans- Donners- Frei- Odenstag, gelassen hat.

1. Quatember, quatuor tempora. Selbst in den protestantischen Kalendern sind alle diese Feste noch angegeben.

2. Matutina, prima, tertia, nona, vesperae, completorium, nocturnae.

den Hirten erſchienen iſt. Unter dem feierlichen Geſange: Chriſtus iſt uns heute geboren! wurde der menſchgewordene Gott auf dem Altare mit aller Pracht angebetet und verehrt, aber neben dem Altare das arme Chriſt-Kindlein im Stalle, zwiſchen Thieren und Hirten dargeſtellt, auf daß auch Arme und Kinder ihren göttlichen Bruder finden und lieben möchten.

Die Weihnacht war vorzüglich ein Feſt der Kinder. Sie durften ſich das göttliche Kind mit ſeiner Mutter und dem ſorgenden Joſeph auch zu Hauſe in Bildern vorſtellen.[1] Sie wurden mit neuen Kleidern, Zuckerwerk und andern Spielſachen beſchenkt, als wenn dieſes alles ihnen der kleine Chriſt mitgebracht hätte;[2] am dritten Tage nach Weihnachten war ihnen ein eigenes Feſt geweihet, was man das Feſt der unſchuldigen Kinder[3] nannte. So erblühete mit der unſchuldigen Freude Religioſität, Gehorſam und Liebe gegen die Eltern in den Herzen der Kinder feſt und wirkſam für die Zukunft.

Mit dem erſten Januar begann das bürgerliche Jahr und das chriſtliche vermiſchte ſich jetzt eine Zeit lang mit ihm, um Kirche und Staat im Einklange zu erhalten. Familien und Nachbarn wünſchten ſich ein glückliches neues Jahr. Man gab ſich Geſchenke, man bewirthete ſich in Häuſern und auf Plätzen. Die Bürger und Beamten zogen im feſtlichen Ornate, und mit Muſik begleitet, zu den Höfen ihrer Fürſten oder an die Wohnungen ihrer Obrigkeiten und brachten ihnen ein glückliches neues

1. Man nannte ſie die h. Krippgen.
2. Dieſes iſt auch noch bei den Proteſtanten üblich.
3. Es iſt das Feſt der auf Befehl des Herodes ermordeten Kinder.

Jahr oder Prosit's neu' Jahr. Bald hierauf folgte das sogenannte drei Königsfest; welches eigenst für Könige und Fürsten bestimmt war. Sie mußten während dem Hochamte, Geld Weihrauch und Myrrhen opfern, und damit knieend zum Altare kommen. An ihren Höfen war Prunk, große Tafel und Festlichkeit; in jeder Familie wurde ein König, entweder durch Stimmen oder das Loos gewählt, welcher den Tag durch im Hause herrschte. Von nun an überließ die Kirche die Winterzeit, wo man ohnehin das Haus hüten muß, der Freude und dem weltlichen Vergnügen. Es war die sogenannte Faschingszeit. Bei ihrem Anfange, ohngefähr in der Hälfte des Januars, hielt man noch einen mäßigen Genuß ein: wie aber die sogenannte Fastnacht heranahete, wurden Tafel und Gaukelspiel voller und häufiger. Die drei letzten Tage waren alsdann der menschlichen Thorheit preiß gegeben. Schmauß, Schauspiel, Tanz, Musik, Hofnarren, Hanswurste und Mummereien erheiterten alle Menschen bis zur Tollheit.

Aber nun trat ernst und nüchtern der Aschermittwoche ein. Von dem Tanzboden ging das Volk zur Kirche. Der Priester zeichnete ihm mit Asche ein Kreuz auf die Stirn mit den Worten: gedenke Mensch, daß du Staub bist und wieder Staub werden wirst! So wurde der bisher in unschuldiger Freude verirrte Geist wieder an Besonnenheit, Buße und Ewigkeit erinnert. Von nun an hörten die Schmauße und Tänze, die Possen und Gaukelspiele auf, und ernstere Betrachtungen und Beschäftigungen wären die Gegenstände, sowohl des häuslichen als öffentlichen Lebens. Die Menschen, welche noch kurz zuvor in bunten Reihen, unter Musik, die Säle durchtanzt hatten, gingen paarweise gereihet, die Buß-

pſalmen ſingend, nach Kirchen und Kapellen. Die Tiſche, welche während der Faſchingszeit mit allen Arten von Speiſen und Getränken üppig beſetzt waren, zeigten jetzt nur mäßige Gerichte, und der Ueberfluß wurde den Armen gegeben. Statt der ſüßen fröhlichen Geſänge beim Schauſpiele hörte man nur das klägliche Miſerere in den Chören oder eine Strafpredigt von der Kanzel. Eine vierzigtägige Faſtenzeit unterbrach die Luſt des Volkes. Selbſt die Höfe und Paläſte der Fürſten nahmen eine andere Geſtalt an. Es war keine Prunktafel, keine Galla, keine Luſtpartbie zu ſehen. Die Könige beſuchten jetzt mit ihrem Hofſtaate die Kirchen. Statt der üppigen Hoffeſte hielt man Betſtunden, ſtatt der ſchlüpfrigen Gaukeleien hörte man die ernſten Worte der Prediger und Biſchöfe, und ſtatt der prächtigen Kleidung war man in ſchwarzen Trauerflor gehüllt.

Die Charwoche hindurch ſtiegen dieſe Gegenſtände des Ernſtes und der Trauer auf einen höhern Grad. Der Kirchengeſang wurde dumpfer und ſchauerlicher, die Entbalſamien ſtrenger, kein Altar war geziert, keine Glocke wurde geläutet, keine Trommel oder Pfeiffe, ohne gedämpft und abgeſaumt zu ſeyn gehört, und kein Prunkwagen rollte auf den Straßen. Sowohl Fürſten als Unterthanen, Reiche und Arme mußten zu Fuß gehen, und erſtere in ſchwarzen Kleidern erſcheinen. Ja ſelbſt die ſonſt rauſchende Soldatenmuſik war bei Aufzügen zu einem Todtenmarſche herabgeſtimmt.

Am Palmſonntage fing die Vorleſung und Vorſtellung der Leidensgeſchichte Chriſti an. Nachdem man die Palmen zum Einzuge des Heilandes geweihet hatte, ſahe man, ſowohl in Kirchen als bei den Umgängen, keine andere Bilder, als die des leidenden Meſſias, hörte man

keine andere Predigten und Gesänge als solche, welche darauf Bezug hatten. Nachdem man am Grünendonnerstage das Abendmal empfangen hatte, wuschen die Bischöfe ihren Priestern, die Könige und Fürsten zwölf armen Männern die Füße, und bedienten sie selbst an der Tafel. Am Charfreitage wurde in allen Kirchen die Grablegung oder das heilige Grab vorgestellt. Das schauerliche, und nur mit gebrochenem Lichte erleuchtete Gewölbe, die mit schwarzem Tuche behängten Wände, die feierliche, nur zuweilen mit einem Verse aus den Klageliedern des Jeremias unterbrochene Stille, der Ernst und die Andacht auf allen Gesichtern der Wallenden, mußte auf jeden, der die Kirche besuchte, einen tiefen Eindruck machen. Dieser stieg in der Nacht vom Charsamstage auf Ostern zum höchsten Grade, als das Hochwürdige in einem goldenen Kästchen aus dem sogenannten heiligen Grabe von dem Bischofe oder Prälaten auf den Hochaltar getragen wurde. Die Domherren und andern Geistlichen begleiteten dasselbe mit brennenden Kerzen; ein dumpfer schauerlicher Choral wurde dabei abgesungen, alles war hehr und feierlich. Als nun das Kästchen am hohen Altar eröffnet wurde, die Glocke schlug eben zwölf um Mitternacht, erschallte auf einmal mit vollen Stimmen das: Er ist erstanden, und das Alleluja. Die Glocken tönten von Thürmen herab, die Orgel wirbelte durch die Halle der Kirche in frohen Tönen und Modulationen, dreimal wiederholte das ganze Chor das fröhliche Alleluja! Alleluja! Alleluja!

Sobald am Ostertage die Morgensonne blickte, erschien die ganze Welt wieder in einem muntern festlichen Gewande. Die Leute wünschten sich in Häusern und Straßen ein fröhliches Alleluja! Männer und Weiber,

Eltern und Kinder gingen in festlichem Putze umher, und letztere führten Osterlämmlein an seidenen Bändern nach. Die Glocken und Trommeln verkündeten ein frohes Fest. Könige und Fürsten erschienen in glänzender Pracht; ein feierliches Hochamt wurde abgesungen; der Tisch festlich gedeckt und besetzt; und nun strömte das Volk die Feiertage hindurch auf das Feld, die Alten, um mit dem erstandenen Heiland auch die wiedererstandene Natur im Frühling zu bewundern, die Kinder, um in dem frischen Grase gefärbte Ostereier zu suchen.

Von Ostern bis Pfingsten hatten alle Feste ein fröhliches Ansehn. Der Gottesdienst wurde mit Pracht und Musik gefeiert, und die politischen Verhandlungen und Feste damit verbunden. Da sahe man jetzt die großen März- und Maifelder, wo die ganze Nation an den Ufern des Rheins zusammen strömte, um Gesetze zu geben oder ihre Könige zu wählen. Die Huben- und Hayngerichte wurden gehalten, der Gottes- und Landfriede geboten, und die Könige von den Päbsten oder Bischöfen gesalbt und gekrönt. Auch übte sich der Adel in ritterlichen Spielen, das Volk in Freischießen. Nichts wurde unternommen, ohne zuvor den heiligen Geist angerufen, und hernach Gott durch ein, Dich loben wir, gedankt zu haben.

In den ersten Tagen des Maies oder der sogenannten Bittwoche hielt man Bittgänge auf dem Felde, um Gottes Segen für die Feldfrüchte zu erflehen. Mit frohem Gemüthe sah man schon die volle weiße Blüthe an den Bäumen, das frische Grün auf den Feldern, und zwischen den Bitt- und Lobliedern des hoffenden Volks erschallten die Töne der muntern Lerchen und Nachtigallen, die Güte Gottes verkündend. Diese sprach auch jetzt aus

allen Blüthen und Halmen, und aus den Geſichtern der Alten und Jungen. Die ganze wiederbelebte Natur war jetzt der geſchmückte Tempel, worin man Gott dankte und um neuen Segen bat. Mit grünen Zweigen und Blumenſträußen geziert kamen die Kinder nach Hauſe und freueten ſich um ſo mehr dieſer Bittgänge, weil ſie nach dem langen Winter nun wieder in der freien Luft und auf dem Felde athmen konnten.

Nach dem Chriſti Himmelfahrtstage trat allbereits der Sommer ein, und nun erwartete man die Gaben des heiligen Geiſtes an dem Pfingſtfeſte. Gott hatte ſeinen Segen über die ganze Natur ausgebreitet; der heilige Geiſt aber ſeine Gaben über die Herzen der Gläubigen. Dieſes Feſt galt den Biſchöfen, den Fürſten, dem Volke und den Kindern zugleich. Erſtere erflehten die Kraft des heiligen Geiſtes zur Erleuchtung der Kirche, die Fürſten zur Regierung ihrer Völker, das Volk zum Gedeihen ſeiner Arbeit, und die Kinder zur Beſtätigung und Firmung in dem Glauben; denn während dieſem Feſte wurden letztere von den Biſchöfen geſalbt und gefirmt, und erhielten von ihren Pathen Geſchenke als Sinnbilder der Gaben des heiligen Geiſtes.

Dem Feſte der Dreifaltigkeit war nur ein gewöhnlicher Sonntag beſtimmt; weil man es als eine menſchliche Vermeſſenheit hielt, das große unbegreifliche Geheimniß durch ſinnliche Vorſtellungen zu feiern; dagegen ſetzte man ſpäterhin das Frohnleichnamsfeſt an, wobei, als an einem blos körperlichen Feſte, man auch alle ſinnliche Pracht verwendete. In einer großen, herrlichen Prozeſſion trug man als den Leib Chriſti, die geweihete Hoſtie in einer prächtigen Monſtranz herum. Alles, was die Kirche, die Geiſtlichkeit, der Hof und das Volk nur

Köſtliches hatten, zog da mit. Lange Reihen, von wie Engel geſchmückten Kindern, von Geiſtlichen im feſtlichen Ornate und mit Kränzen auf den Häuptern, Fahnen von allen Farben und Bilder reich von Gold, Silber und Edelſteinen, in der Mitte unter einem koſtbaren Thron-Himmel das Hochwürdigſte von dem Biſchofe getragen, von Königen, Fürſten und ihrem Hofſtaate begleitet, von der Leibwache umgeben, vorher Weihrauch aus Rauchfäſſern, Blumen aus Körbchen geſtreut, an allen Häuſern köſtliche Teppige, auf allen Plätzen feſtliche Geſtalten und Altäre, rechts und links das nicht mitziehende Volk auf den Knieen und die Köpfe neigend. So betete man den Leib des fleiſchgewordenen Wortes an.

Nach dem Frohnleichnamsfeſte nahete allbereits die Erndte heran. Die Schnitter ſangen auf dem Felde, die Garben lagen auf den Aeckern, die Früchte wurden nach den Scheunen gefahren. Der Bauer füllte ſeine Speicher. Der Weinſtock und die Obſtgärten verſprachen ihm noch einen größern Reichthum; jetzt wollte er ſich auch ſeiner Arbeit und des Segens Gottes erfreuen. Es war die Zeit der Wallfahrten und Kirchweihfeſte oder Kirmeſſen; und es iſt ſonderbar, wie man hier Kirchen- und Volksfeſte zu vermiſchen wußte. Das fromme Volk zog entweder gebend und paarweis gereihet, oder in Schiffen mit dem Kruzifixe voran, nach jenen ſchönen einſamen Oertern oder Kapellen, wo ein Wunderbild ſtand, und verband ſo Andacht mit einem ländlichen Spaziergange, Gottesdienſt mit einem Schmauſe im Walde. Bei den Kirchweihen wurde am Sonntage zuerſt feierlicher Gottesdienſt gehalten; dann wechſelte die ganze Woche hindurch Schmaus, Tanz, Spiel und Freudſchießen. Da wurde entweder ein fetter, geputzter Hammel heraus

getanzt, oder mit verbundenen Augen nach einem Hahne geſchlagen, oder an einem hohen Kirchweihbaum aufgehängte ſeidene Tücher, Strümpfe, und zinnerne Teller durch das Loos herausgeſpielt. Die benachbarten Verwandten und Freunde beſuchten einander. Die Kinder trugen Kuchen und Obſt nach Hauſe. Hütten und Kramläden waren errichtet, mit ſchönen Waaren und Spielſachen angefüllt, und nach dem Feſte ſah man die Fremden auf Karren und Wagen froh nach Hauſe fahren.

Nach der Erndte, und dem Mariä Himmelfahrtstag, da die Früchte vom Felde heimgethan waren, gingen die Jagden auf. Zuerſt jagte man klein Wildpret, Haaſen, Hühner und Wachteln; dann nach St. Regiedinstag, oder nach dem Feſte des heiligen Jägers Hubert zogen die Fürſten und der Adel in Wälder und auf Jagdhäuſer, um Großwild zu ſchießen. Da erſchallten die Hörner, da bellten die Hunde, da ſchrieen die Treiber, bis Hirſche und Schweine in einem engen Kreiſe herumliefen, und erlegt wurden.

Indeſſen reiften die Trauben und der Herbſt nahete heran. Nun ſtrömte alle Welt in die Weinberge nach Nierſtein, Hochheim, Laubenheim, und dem Rheingaue. Jetzt klimmte Klein und Groß mit Körbchen und Butten die Zeilen der Weinſtöcke hinauf, um die Trauben zu pflücken. Schon am frühen Morgen hörte man die frohen Lieder der Leſer aus dem Nebel ſchallen, und unten im Thale das Klopfen an den Fäſſern, in welche der gährende Moſt geſperrt werden ſollte. Das Schauſpiel wurde noch ſchöner, wenn gegen Mittag die Sonne den Nebel überwunden hatte, und der duftige Vorhang fiel. Da wimmelten rechts und links am Rheine hinab, ganze Schaaren von frohen Menſchen, welche ſangen und

ſprangen, indem ſie die Trauben abklaſen. Um die Bütten und kleinen Feuer waren Gäſte und Winzer gelagert, und hatten ein Mittagsmahl auf dem Boden aufgetiſcht. Am Abend ſah man auf allen Wegen mit Moſt beladene Fäſſer nach Hauſe fahren, um welche mit Blumen und Traubenlaub gezierte Mädchen und Burſche hüpften, indeſſen oben auf dem Faſſe ein vermummter Bachus ſaß, dem Muſikanten vorher zogen. Das Ganze endete mit einem frohen Herbſtſchmauſe und ländlichen Tanze.

Auch Gott und dem Staate mußte von der Erndte und dem Herbſte das ſchuldige Opfer werden. Für die Kirche wurde jetzt der Zehnte aller Feldfrüchte, für den König und das Reich die Steuer von den Gütern gefordert. Es war die Zeit wo die Stände des Reichs zuſammen kamen, um Zinſen, Gülden, Bete und Steuern zu bewilligen. Das Feſt Allerheiligen beſchloß die Freuden des Herbſtes. Wie der Bauer und Winzer den Lohn ſeiner irdiſchen Arbeit erhalten hatte, ſo die, welche im Weinberge des Herrn gearbeitet, den Lohn ihrer Tugenden.

Während dem alſo die Früchte eingethan, die Keller gefüllt wurden, nahmen die umherliegenden Felder und Berge eine bläſſere Farbe an. Die Blätter fielen gelb von den Bäumen, der Abendrauch der Ortſchaften zog ſich gedrückt in die Thäler, die dickeren Nebel ballten ſich zu Regenwolken zuſammen, die Wieſen wurden mit Reif überzogen, und das kalte Bild des Winters ſtellte ſich ein. Nun zog alles wieder in die Städte und Dörfer und ſuchte warme Zimmer und Obdach. Der Allerheiligen Tag war das letzte frohe Feſt des Jahres. Der auf ihn folgende Allerſeelen Tag, wo für die Abgeſtorbenen gebeiet, und an den Tod gedacht wurde, gab den Sitten

und Gebräuchen wieder einen ernstern Anstrich. Die Altäre wurden mit schwarzen Tüchern behänget und ein Katafalk in die Mitte des Chores gestellt. Die Verwandten knieeten auf den mit Blumen bestreueten Gräbern ihrer Verstorbenen und der Kirchhof wurde der Ort der öffentlichen Andacht. Dieser Ernst in den Gesinnungen und Gefühlen wurde in der darauf folgenden Adventszeit bis zum Ende des Jahres fortgesetzt, wo dann mit der Geburt Christi ein neues Jahr aus der Ewigkeit hervortrat.

So wechselte das christliche Jahr in Arbeit und Ruhe, Freude und Ernst, in politischen und religiosen Festen nach dem Gange der Jahreszeiten. Diesem Geiste des häuslichen und öffentlichen Lebens entsprach auch die Gestalt der Kapellen und Kirchen. Jene hatten nur ein Gewölbe und meistens nur einen Altar; diese aber mehrere und in einer mannichfaltigen Zusammensetzung.* Vor ohngefähr dreißig Jahren hat mir ein in der Geschichte und Baukunst des Mittelalters unterrichteter Mönch behaupten wollen, daß die sogenannten gothischen Kirchen durch ihre Form und Gestaltung das Bild oder Symbol der allgemeinen Kirchen-, und Reichsverfassung haben vorstellen sollen. Da ich beide so eben geschildert habe, so halte ich es nicht für unpassend die Ideen dieses Alterthumsforschers hier mitzutheilen.

Eine jede Dom- oder Cathedral-Kirche hatte als Symbol der christlichen Gemeinde die Form eines Kreuzes, wovon der östliche Balken, als nach Sonnen Auf-

* Die Beweise von dem, was hier über Kirchenbau gesagt wird, findet man noch in den am Rheine hin bestehenden gothischen Kirchen. Siehe auch Merians Topographie.

gang gerichtet, das Heiligthum umfaßte, der westliche den Haupteingang, der nördliche und südliche die Nebeneingänge eröffnete.[1] Das Ganze der Kirche war in drei Hauptregionen abgetheilt, nämlich in den unterirdischen Theil, oder die Todtengruft als Symbol der leidenden Kirche, den mittleren oder das Schiff, als Symbol der streitenden Kirche, und den obern Theil oder das Gewölbe als Symbol der triumphirenden Kirche.[2]

An der äußern Form des Gebäudes waren besonders die Eingänge und die Thüren merkwürdig. Die Hauptthüre oder das große Portal eröffnete sich auf der westlichen Seite. Es war das Symbol des Einganges in das zeitliche und ewige Leben. Deßwegen war es auch mit drei Gestellen oder Bilderreihen umgeben, wovon die äußerste die Schöpfungsgeschichte und die Geschichte des alten, die mittlere die Geschichte des neuen Testaments, und die innere die künftige Offenbarung, oder Apokalypse vorstellen sollte. Die Bildsäulen der Patriarchen, Propheten, Apostel und Evangelisten umgaben sie, und eine Menge von Engelsgestalten mit Harfen und Rauchfässern verherrlichten die Wunder Gottes und der Religion.[3] Ueber dem Haupteingange erhob sich das große Dreieck als Symbol der heiligen Dreifaltigkeit, auf dessen Spitze der himmlische Vater saß, und den Sohn und heiligen Geist herab sendete. In

1. Diese Form hatten fast alle rheinische Hauptkirchen.

2. So waren die St. Simeonskirche zu Trier und die St. Johanneskirche zu Worms in drei aufeinander gewölbte Regionen abgetheilt.

3. Siehe die Portale zu Strasburg und Worms.

der Mitte des Dreiecks war meistens die große Fensterrose angebracht mit schöner Glasmalerei als Symbol der göttlichen Vorsehung oder Erleuchtung.[1] Die Seiten- und Nebenthüren galten als Symbole des Eintritts und der Bekehrung aller Völker der Erde von Süden und Norden, von Osten und Westen.

Neben dem Haupteingange erhoben sich rechts und links die zwei Hauptthürme. Der zur rechten war das Symbol der kirchlichen oder geistlichen, der zur linken das der bürgerlichen oder weltlichen Rangordnung in dem heiligen Reiche Gottes. Jeder Thurm hatte vier oder auch fünf Geschosse oder Stockwerke mit einer Menge von Säulen und Säulchen aufgeführt. Von diesem war an dem rechten Thurme das unterste Geschoss das Symbol der Pfarrer, das zweite das der Dechanten und Archidiakonen, das dritte jenes der Bischöfe, das vierte und fünfte jenes der Erzbischöfe und Primaten. Die Spitze des Thurms war das Symbol des Pabstes. Der linke Thurm galt als das weltliche Seitenstück des rechten. Sein unterstes Geschoss war das Symbol der Schultheißen, das zweite der Cent- und Gaugrafen, das dritte der Herzoge, das vierte der Könige, die Spitze das Symbol des Kaisers.[2]

Noch viel merkwürdiger, als die Erklärung der äußern Form, ist jene der innern. Die hohe Kuppel, welche

1. Die Fensterrosen zu Straßburg und St. Denis sind die schönsten und künstlichsten.

2. Am Münster zu Straßburg ist nur Einer dieser Thürme fertig geworden; am Dome zu Cölln nicht einmal der Eine. So groß war die Idee.

sich in der Mitte der Kreuzbalken erhebt,[1] war das Symbol der Schöpfung oder des Weltalls. Der diesem auf dem Boden entsprechende Platz, diente zur Predigt und Verkündigung des Wortes Gottes oder der Gesetze. Der hohe Altar war das Symbol der Erlösung. Auf ihm stand ein Crucifix mit sechs Leuchtern. In seinem Tabernakel wurde das Heiligste des neuen Bundes aufbewahrt. Zu seiner rechten stand der Lesepult für das Evangelium, zur linken jener für die apostolischen Sendschreiben. Der hohe Chor war das Symbol der Heiligung oder Erleuchtung durch den heiligen Geist. In ihm herr standen die Sitze und Chorstühle für die Stellvertreter und Väter der Kirche und des Reichs. Sie waren das Symbol des allgemeinen Willens, Gesetzes und Glaubens der ganzen Christenheit.

Die einzelnen sich entweder um den hohen Chor oder rechts und links längst dem Schiffe hin schlingenden Kapellen und Altäre galten als das Symbol der besonderen christlichen Gemeinden oder Nationen. Der in den drei Kreuzbalken enthaltene Boden war der Sammelplatz für alle, aus allen Welttheilen kommende Völker.

Hier haben wir also das Bild des von dem kleinen Hausaltare oder der kleinen Hauskapelle zur allgemeinen Kirche aufsteigenden geistlichen Gebäudes, wie wir das vom einzelnen Freihofe bis zum teutsch-römischen Reiche aufstrebende weltliche geschildert haben. Ich will eben nicht sagen, daß es in allen seinen Theilen vollkommen,

1. Siehe die zu St. Gereon in Cölln und die der Abteikirche zu Seeligenstadt.

wie im Ganzen vollendet geweſen ſey. Viel weniger will ich behaupten, daß es unſerm Zeitalter als Muſter aufgeſtellt, oder zu ſeiner Wiederherſtellung irgend ein Verſuch gemacht werden ſollte. Es iſt jetzt baufällig oder gar verfallen, und wird, ohne neue Wunder Gottes nicht wieder in ſeiner alten Form aufgerichtet werden. Allein man müßte alle Urkunden und noch beſtehende Alterthümer, ja die Geſchichte ſelbſt ablängnen, wenn man es nicht, ſeiner oft finſtern und grotesken Geſtaltung ohngeachtet, als das in ſeiner Art einzige, ja vielleicht größte Werk des menſchlichen Geiſtes anſehen wollte.

Die ſchwerſte Aufgabe bei ſeiner Gründung war dieſe, wie man die Kirchengewalt neben die Reichsgewalt ſtellen ſollte, daß jede nach ihrer Natur auf die andere wirken, aber keine die andere überwältigen könne. Die Päbſte Gregorius und Hadrianus und ſelbſt der heilige Bonifacius haben den Biſchöfen und Prieſtern alle dem geiſtlichen Stande nicht geziemende weltliche Aemter und Verrichtungen unterſagt; Karl der Große hatte die Kirchen und Klöſter mit Gütern und Vorrechten begabt, auch wohl der gemeinen Gerichtsbarkeit der Grafen entzogen, aber in Reichsſachen dem Kaiſer und Könige als oberſten Richter und Regenten unterworfen. In ſeinen Kapitularien verbot er den Geiſtlichen die ungebührliche Einmiſchung in weltliche Händel, und ſchrieb ihnen einen geiſtlichen Lebenswandel vor.[1] Auf daß die

1. Beſonderes Capitul. a 769. Capit. II. a. 811. Inquirendum etiam, si ille seculum dimissum habeat, qui quotidie possessiones suas augere quolibet modo qualibet arte non cessat etc. Kein Pabſt oder Biſchof konnte ſo ſtreng und kräftig gegen die Ausſchweifungen der Geiſtlichen ſprechen, als es Karl in ſeinen Kapitularien und Reden that.

Kirche und der Staat in christlichem Einklange erhalten würden, ließ er sogar die weltlichen Fürsten Theil an den Concilien von Mainz und Frankfurt nehmen. Dieser Beschränkungen und Verordnungen ohngeachtet, blieben die Geistlichen doch immer noch mächtig genug im Reiche durch ihren Einfluß und ihre Reichthümer. Sie waren die Lehrer des Volkes und selbst der Fürsten; sie verwalteten die Stellen der Kanzler und Geheimschreiber; sie gaben ihre Stimmen vor andern Fürsten auf den Reichstagen. Sie, die allein Kenntniß und Wissenschaften besaßen, betrieben die Staatsgeschäfte. Durch sie wollte daher auch Karl auf die Bildung seiner Völker wirken.

Um gleich die zarte Jugend an ein geistigeres Bestreben zu gewöhnen, legte er bei allen Klöstern und Kirchen, welche er stiftete, Volksschulen an, und verpflichtete die Geistlichen, darin einen guten Unterricht zu ertheilen. Sie mußten das Lesen, Schreiben, die Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie lehren. Er selbst besuchte öfter diese Schulen, fragte und examinirte, ließ sich die Aufgaben reichen, und wußte adeliche und bürgerliche Kinder ohne Unterschied zu belohnen und zu bestrafen. Dieser Geist der Thätigkeit erweckte Eifer, der Eifer wirkte auf Fürsten, Bischöfe und Weiber.

Von den Schulen und dem Hofe verbreitete Karl der Große auch die Bildung auf das flache Land und in die Städte. Er schrieb den Verwaltern seiner Königshöfe eigene Gesetze über die Wirthschaft vor. Beinahe alle Arten von Getreide mußten da gesäet, das schönste und seltenste Obst gepflanzt werden.[1] Handwerker, Künstler

1. z. B. Kirschen, Aepfel, Birnen, Nüsse, Mandeln, Pfirsichen ꝛc. Capit. de villis.

ſammelte er um ſie her, und ſie wurden die Lehrmeiſter der benachbarten Städte und Dörfer. Dieſem Beiſpiele folgten bald die Klöſter und die Kirchen. Schon der heilige Benedict hat ſeinen Mönchen den Garten- und Feldbau anbefohlen. Die Klöſter Schwarzach, Murbach, Maasmünſter und Weiſſenburg baueten den Elſaß und Schwaben, das Kloſter Lorſch die Bergſtraße, St. Alban die Anhöhen bei Mainz, St. Maximin jene bei Trier, und Seeligenſtadt den Odenwald an. In den Städten Straßburg, Mainz, Trier, Cölln, Worms, Speier, Frankfurt ꝛc. arbeiteten eine Menge der Künſtler und Handwerker, welche entweder von den Römern übrig geblieben oder um die Königshöfe angeſiedelt waren. Eben dieſen Städten bewilligte Karl Jahrmärkte oder Meſſen, um ihre Waaren leichter vertauſchen zu können. Das Fuhrweſen und die Schiffahrt auf dem Rheine, dem Maine, und der Moſel, erleichterte er durch Brücken, Wege, und die Zerſprengung der Felſen am Binger Loche. Um endlich dieſen Anſtalten noch mehr Leben und Betriebſamkeit zu geben, wollte er den Rhein durch die Altmühl mit der Donau verbinden, wodurch die Erzeugniſſe ſeiner und fremder Völker von Süden nach Norden gebracht werden könnten.

Der Kunſtfleiß in Handwerkern und Gewerben wurde durch die Freigebigkeit und Prachtliebe des Kaiſers zur ſchönen Bildnerei erhoben. Es ſind uns zwar aus den Zeiten der Karlinger wenige Gemählde oder ſonſtige Gebilde übrig geblieben, indeſſen beweiſet doch Karls Kaiſer-Ornat, mit welchen noch bis auf Franz II. ſeine Nachfolger bei der Krönung geſchmückt wurden,[1] und das

1. Auf dem Römer zu Frankfurt iſt noch das Bild Kaiſer Leopolds II. in dieſem Ornate, von Hickel treu und nach dem Leben gemahlt, zu ſehen.

Evangelienbuch, welches Adela Karls Schweſter an die Abtei von St. Maximin geſchenkt hatte,[1] daß die bildenden Künſte ſchon nach Veredlung ſtrebten. Von den Fortſchritten, welche die Baukunſt unter Karl dem Großen gemacht hatte, haben wir noch größere Denkmäler zu Mainz, Ingelheim und Aachen aufzuweiſen. Die in dieſen Orten noch beſtehenden Bruchſtücke von Gebäuden, Pallaſten, Säulen, Geſimſen, Thürmen und Kapitälern ſind eben ſo ſprechende Beweiſe ſeiner Prachtliebe als ſeines Baugeiſtes.[2] Man ſagt ſogar, er habe viele dieſer Gebäude nach den Vorſchriften des Vitruvi's entweder errichten oder verſchönern laſſen.

Bei dieſer Beförderung der bildenden Künſte dachte er auch auf die Verbeſſerung der Muſik. Als er im Jahre 787 nach Rom gegangen war, und mit dem Pabſte das Oſterfeſt feierte, entſtand unter den Sängern der Römer und Franken ein Streit, indem dieſe behaupteten, beſſer und ſchöner zu ſingen, als jene. Die Römer ſagten: ſie ſängen die Kirchenlieder nach der einfachen Weiſe, wie ſie der Pabſt Gregorius gelehrt habe, dagegen hätten die Franken den urſprünglichen reinen Geſang durch Zuſätze

1. Siehe die Abbildung davon in Hontheims Historia trevirensi.

2. Von der Pracht des Grabmales der Faſtrade redete Brauer und Johannes. Ein Bruchſtück davon ſieht man am Eingange in den Doms-Kreuzgang zu Mainz. Dort findet man auch im Muſeum die Kapitäle vom Pallaſte zu Ingelheim. In letzterem Orte ſelbſt iſt noch eine marmorne Säule eingemauert. Das Bild der Ruinen vom Pallaſte findet man in Schöpflins Abhandlung darüber in den Actis acad. palat. Die Säulen und andere Denkmäler von Aachen ſind wieder aus dem Pariſer Muſeum in dieſe Stadt zurückgebracht worden.

und Abänderungen verdorben. Der Streit ſtieg auf beiden Seiten zu einer ſolchen Erbitterung, daß Karl ihn durch einen Machtſpruch beilegen mußte. »Sagt mir doch,« ſo fragte er ſeine Franken, »iſt die lebendige »Quelle beſſer und reiner als die kleinen Bächlein, »die ſich ſchon weit verlaufen haben?« Alle antworteten hierauf: daß die Quelle reiner ſey, indem die von ihr auslaufenden Gewäſſer, je weiter ſie ſich von ihrem Urſprunge entfernten, je mehr durch Zuſätze von ihrer Reinheit verlieren müßten. »Nun« ſagte Karl zu den Franken, »ſo kehrt alſo zu der Quelle des heiligen Gre»gorius zurück; denn ihr habt ſeine Kirchengeſänge offen»bar verſtümmelt, indem ihr anders ſingt, als ſeine »Schüler.« Der Pabſt Hadrian gab ſodann dem fränkiſchen Könige, auf deſſen Bitte, zwei der beſten Sänger aus des heiligen Gregorius Schule, den Benedikt und Theodor, mit; und verehrte ihm noch nebſt dieſen, die Sammlung der Antiphonen des Heiligen, ſo wie dieſer ſie nach römiſcher Art, nämlich mit Buchſtabenzeichen, aufgeſchrieben hatte. Karl errichtete nach ſeiner Rückkunft zwei Hauptſingſchulen zu Metz und Soiſſons, wovon geſchickte Lehrer nach Worms und Mainz ausgegangen ſind. In den Domkirchen beider Städte fand man noch vor dem Revolutionskriege alte Choralbücher, von welchen behauptet wurde, daß ſie auf Weiſung dieſes Kaiſers verfertigt worden wären.[1] Auch bei der Schule zu St. Alban mußten die Jünglinge nach den Vorſchriften des heiligen Gregorius ſingen lernen. Sie machten darin

1. Eines derſelben habe ich ſelbſt noch geſehen. Es iſt aber während der Belagerung mit der Dom-Bibliothek zu Mainz verbrannt.

merkliche Fortſchritte, nur konnten die Teutſchen, wie der Geſchichtſchreiber ſagt, die Triller oder die zuſammenhängenden und wieder abgeſtoßenen Töne nicht gehörig hervorbringen, indem ihre noch rauhe ungebildete Stimme die feinen Biegungen eher zerſchmetterte, als rein ausdrückte. [1]

Um allen dieſen Anſtalten zur Bildung ſeiner Völker einen Mittelpunkt zu geben, wovon ſie ausſtreben ſollten, ſtiftete er an ſeinem Hofe eine Art von Akademie, woran die geiſtreichſten und gelehrteſten Männer ſeines Reichs, ein Alcuin, Warnafried, Richolf, Eginhard, Engelbert, und andere Theil nahmen. Von dieſen ſammelte Anſegis die verſchiedenen teutſchen Geſetze und Capitularien. Dieſe wurden die Vorſchrift der kirchlichen, politiſchen und gewerblichen Verfaſſung. Hierauf gab Karl den Tags- und Jahrszeiten, wie den Winden, teutſche Nahmen. [2] Er ſelbſt ſammelte die teutſchen Helden- und Volkslieder. Rhaban und Otfried mußten die teutſche Sprache verbeſſern, und Erſterer ſchrieb

1. Excepto quod tremulas vel vinnulas, sive collisibiles voces in cantu non poterant perfecte exprimere franci naturali vi[illegible] barbarica frangentes in gutture voces, quam potius exp[illegible]ntes.

2. Die N[illegible]nen der Tage blieben noch nach heidniſchen Gottheiten genannt, als: Sonntag, Mondtag, Dienſtag, Wodanstag oder Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Othinstag. Die Nahmen der Monate bezogen ſich auf die Jahreszeiten und ländlichen Geſchäfte, als: Winter- Hornung- Lenz- Oſter- Wonne- Brach- Heu- Erndte- Herbſt- Wein- Wind- und Heiligen Monat. Die der Winde waren, Oſt, Nord, Weſt, Süd, mit den Zwiſchenwinden Oſtſüd, Südoſt ꝛc.

ſpäter ein Compendium der Wiſſenſchaften.[1] Eginhard und Ridhard waren Geſchichtſchreiber, Engelbert und Ottfried Dichter. Karl ſelbſt übte ſich in teutſchen Aufſätzen und Gedichten, um ſeinem Volk in allem Vorbild zu ſeyn.

Nichts gibt einer Sprache mehr Wohllaut, und den feinern Gefühlen mehr Eindrang in das menſchliche Gemüth, als die Dichtkunſt. Wir haben von dieſer Zeit her freilich keine Gedichte mehr, denn Karls Sammlung iſt ſelbſt verloren gegangen; allein eine Menge von Sagen und Mährchen, welche in der rheiniſchen Geſchichte und Sitte ihren Grund haben. Darunter zähle ich die Nibelungen, den Hörnenſiegfried, den Roſengarten, das Roß Bayard, die ſchöne Meluſine, die Genofeva, den ewigen Juden, die Thaten Rolands, die Liebesgeſchichte von Eginhard und Emma, den Dulin von Mainz, den Schwanenthurm, den Mäuſethurm und den Rheineke Fuchs.[2] Wenn dieſe Helden- und Spottgedichte, wie die Homeriſchen, auch erſt nachher vollendet wurden, ſo beweiſen doch die darin vorkommenden Orte und Perſonen, daß ſie am Rheine erfunden waren. Es wird daher nicht überflüſſig ſeyn, hier einige Bemerkungen über die teutſche Sprache und Volkslieder einzurücken.

Als die Römer an den Rhein kamen, fanden ſie die diesſeits wohnenden Völker noch auf der erſten Stufe der

1. Siehe deſſen Schriften.

2. Zu dieſem Spottgedichte gab vermuthlich der liſtige Graf Rheinhard oder Reinart Anlaß. Daher auch noch das franzöſiſche Wort Renard. Vielleicht findet man jetzt in den Heidelberger Handſchriften deren mehrere.

bürgerlichen Bildung. Ihre Sprache glich daher der Einfalt ihrer Bedürfniſſe. Wir haben durch die römiſchen und griechiſchen Geſchichtſchreiber kaum einige teutſche Wörter, und dieſe entſtellt erhalten, [1] obwohl ſie ſchon von teutſchen Geſetzen und Bardenliedern reden. Erſt unter der fränkiſchen Herrſchaft, und beſonders der Karlinger, erhalten wir darüber einigen Aufſchluß. Vermuthlich hatten die alten Heermänner (Germanier) nur für ſolche Gegenſtände Wörter, welche einem jeden in die Augen fallen und die einfachſten Verrichtungen des Leibes und Geiſtes ausdrücken ſollten. Die meiſten Hauptwörter blieben daher einſylbig und mit einem oder zwei Mitlautern geendigt. [2]

Auch die Bei-, Vor- und Bindewörter tragen noch dieſe einſylbige Einfalt, [3] und ſelbſt die Zeitwörter haben wenigſtens eine einſylbige Wurzel. Da aber die Abänderungen der Zeit auch Abänderungen in den Sylben nöthig machten, ſo unterſchied man ſie entweder durch einen Vor- oder nachgeſetzten Beiklang, [4] oder man veränderte auch nur den urſprünglichen Selbſtlauter in der vergangenen Zeit. [5]

1. Z. B. Hertha ſtatt Erde, Mannus ſtatt Mann, Rhenus ſtatt Rhein, Nicaris ſtatt Neckar, Adciburgium ſtatt Aeſchenburg ꝛc.

2. Z. B. Mann, Frau, Maad, Knecht, Haus, Hof, Stuhl, Tiſch, Schwert, Spieß, Sonn, Mond, Stern, Berg, Fluß, Herz ꝛc.

3. Z. B. ſtark, keck, froh, ſtreng, wild, groß, klein, dick, rund, zu, mit, nach, vor, und ꝛc.

4. Z. B. liebte, geliebt, lebte, gelebt ꝛc.

5. Z. B. gehe, ging, ſtehe, ſtand, hebe, hob ꝛc.

Bei Wörtern, welche eine Eigenſchaft oder einen ſchon abgezogenen Begriff andeuten ſollten, ſetzte man bei den Hauptwörtern die Sylbe heit, keit, thum, ſchaft, ung ꝛc.,[1] bei den Beiwörtern die Sylbe lich, ig, ſam, bar ꝛc.[2] hinzu. Die Wörter, deren Gegenſtände man erſt von den Römern hatte kennen lernen, nahm man auch von der römiſchen oder lateiniſchen Sprache auf.[3] Indeſſen iſt es doch auffallend, daß man in der teutſchen Sprache ſo viele lateiniſche Wörter von den natürlichſten und gemeinſten Dingen und Verrichtungen antrifft,[4] da ſie doch wieder ſo reich an eigenen Wörtern iſt, welche ſchon einen hohen Grad von Verſtandes- und Gemüthsbildung vorausſetzen.[5] Man könnte ſogar behaupten, daß, außer der griechiſchen, ſich in keiner andern Sprache philoſophiſche und poetiſche Gegenſtände ſo beſtimmt ausdrücken laſſen, als in der teutſchen. Es iſt daher zu vermuthen, daß viele teutſche Wörter entweder durch den langen Gebrauch der lateiniſchen Sprache unter den Römern verdrängt, oder auch durch Uebung im Nachdenken erſt ſpäter hervorgebracht wurden.[6]

1. Klarheit, Empfindlichkeit, Reichthum, Grafſchaft, Innung ꝛc.

2. Z. B. friedlich, ewig, mannbar, ehrſam ꝛc.

3. Z. B. Tiger, Löwe, Körper, Pallaſt, Kette, Kammer ꝛc.

4. Z. B. Nasus, Naſe, Auris, Ohr, Barba, Bart, Dens, Zahn, Oculus, Auge, Ego, Ich, habere, haben, stare, ſtehen ꝛc.

5. Z. B. Verſtand, Vernunft, Witz, Begriff, Gemüth, Empfindung, Bild, Gewiſſen, Geiſt, Seele, Kunſt, Lied, Saite, Pfeife, Weben, Spinnen, Tanzen ꝛc.

6. Viele alte teutſche Wörter ſind jetzt außer Uebung gekommen, z. B. Selte, Recken, Wold, ſtatt Glück, Held, Leib ꝛc.

Nach dieſen vorausgeſchickten Bemerkungen über die geſchichtliche Bildung der teutſchen Sprache, wird es wahrſcheinlich, daß die alten Bardenlieder, wovon Tacitus ſpricht, jenen noch einfältigen Poeſien geglichen haben, welche man in den Büchern des Moſes oder bei den Arabern antrifft. Liebe, Krieg, Schmaus, Jagd, Götter und Helden waren die Gegenſtände ihres Geſanges, und dieſer erfleng in einſylbigen harten oder lieblicher gebildeten weichen Worten ſtark und kräftig in dem Herzen der Heermänner. Oſſian und die nordiſchen Sagen, welche wir jezt in Ueberſezungen erhalten, mögen darüber einigen Aufſchluß geben. So kamen ſie auf Karl den Großen und Ottfried, als beide die Sprache verbeſſern und ordnen wollten.

Wenn man die Bruchſtücke, welche Schilter geſammelt hat, mit einander vergleicht, ſo ergibt es ſich, daß man zu der Zeit weder über die Auswahl noch die Ausſprache der Wörter feſte Vorſchriften hatte. Ein Theil der teutſchen Völker hatte ſchwankendere, ein anderer beſtimmtere Ausdrücke in Uebung gebracht. Ein Theil ſprach, wie heute noch, die Wörter hart und mit vielen, der andere zart und mit weniger Mitlautern aus. So finden wir einen groſſen Unterſchied, ſowohl im Schreiben als Ausſprechen, zwiſchen Chlodwig und Lui, Heinrich und Heinri, Mägdtbild und Mähtbilde, Adelheid und Adeleide, freundlich und freundli, empfangen und emfaben ꝛc. Der Wohllaut der lateiniſchen Sprache durch ihre Endungen mit Selbſtlautern brachte die teutſchen Sprachverbeſſerer vermuthlich dahin, daß ſie den einſylbigen, mit mehreren Mitlautern geendigten Wörtern oder Namen, als Ott, Hatt, Wonn, Lieb, Sonn, Werth ꝛc. noch einen Selbſtlauter beiſezten, woraus dann die beſſer

lautenden Nahmen Otto, Hatto, Wonne, Liebe, Sonne, Werthe ꝛc. wurden.

Besonders erhielten die weiblichen teutschen Nahmen einen süßen Wohlklang, als Bilehilde, Brunehilde, Swanehilde, Rosemunde, Rosewlethe, Adelaide, Kunegunde ꝛc. Ob davon die Liebe der Männer oder das Zartgefühl der Weiber die Ursache war, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen; vielleicht beides zugleich. Bald fing man auch an, durch Veränderung oder Weglassung von Mitlautern die Aussprache sanfter zu machen; wie Hessen statt Chatten, emfahen statt empfangen, Ida statt Eticha, entlaben statt entlassen ꝛc.

Indessen hatte man über alle diese Fügungen noch keine bestimmte Regeln. Da man vor Karl dem Großen in der teutschen Sprache weder gelesen noch geschrieben hatte, so mußten diejenigen in grose Verlegenheit kommen, welche darin die ersten Versuche machten. Daher findet man in den alten teutschen Bruchstücken noch ein unbestimmtes Gemisch von Wörtern, Buchstaben, Schreibarten und Sätzen. Dieses mußte am Rheine um so auffallender gewesen seyn, weil dieser Fluß lange als die Grenze von Gallien und Teutschland, und folglich der lateinischen und teutschen Sprache angesehen wurde. Als Beweis davon können uns zwei der ältesten Bruchstücke dienen.

» In Godes Minna und durch tes Christianes Folches und unsre Bedhero Gehaltnise sen thesemo Dage framordes so fram so wie Got Gewizin und die Mahd fürgibit, so halt ich diesen meinen Bruoder:

Pro Don amur et pro christian poplo et nostro commun salvement dist di en avant, in quant Deus savir et poair mi dunat, si salvarai eu sceit meon fradre Karlo. «

An diesem Bruderschwure sieht man, daß sich zu der Zeit die christliche oder fränkische Welt in die lateinische und teutsche Sprache getheilt habe. Aus jener ist hernach die portugiesische, spanische, französische, italienische und zum Theil auch die ungarische und englische, aus dieser die holländische, dänische, schwedische und wieder zum Theil die englische hervorgegangen. Viele lateinische Wörter mögen dadurch in die teutsche, viele teutsche in die lateinische aufgenommen worden seyn, wie zum Beispiel Nase, Ohr, haben, stehen ꝛc. von Nasus, Auris, habere, stare etc., und wieder Forêt, Guerre, Epéron etc. von Forst, Wehr, Sporn ꝛc.

An dem andern Bruchstücke bemerkt man deutlich, daß die ersten Sprachverbesserer oder Dichter einen gewissen Wohllaut, entweder durch Weglassung von Mitlautern, oder Zusatz von Selbstlautern, haben hervorbringen wollen. Hier folgt es:

» Ludewig ther Schnello
Des Wisdomes Vollo
Or Oestrichi richtet all
so frankono Konig sall
Themo sie immer heili
In solide gemeine. «

Diese ersten Versuche, die teutsche Sprache durch die Dichtkunst zu verbessern, gelangen jetzt um so mehr, weil an den Arbeiten der kaiserlichen Hof-Akademie selbst Karls Gattinnen und Töchter oder andere edle Frauen Theil nahmen. Da dieser rastlose Fürst auch mitten in dem Kreise seiner Familie und Freunde auf die Bildung seiner Völker bedacht war, müssen wir ihn auch bis in seine Palläste von Ingelheim, Worms und Frankfurt begleiten, und von seinem häuslichen Leben eine kurze Schilderung

geben, weil dieſes auf ſein öffentliches keinen geringen Einfluß hatte.

Seine Kinder, ſagt Eginhard, hielt er für gut, ſo zu erziehen, daß ſowohl die Söhne als die Töchter in allen freien Künſten, deren er ſich ſelbſt ſehr befleißigte, unterwieſen wurden. Erſtere ließ er, ſobald es ihr Alter geſtattete, nach der Franken Art, das Streitroß tummeln, und in Waffen und Waidwerk ſich üben; die Töchter aber mußten ſich ans Wolleweben gewöhnen, auch den Rocken und die Spindel fleißig handhaben, damit ſie nicht im Müßiggange dahin lebten, und zu jeder Wohlanſtändigkeit gebildet wären. Er hatte, ohnerachtet ſeiner häufigen Kriegs- und Friedensgeſchäfte, einen ſo teutſchen Sinn für Freundſchaft und Häuslichkeit, daß er daheim niemals zur Tafel ging, oder anderwärts eine Reiſe unternahm, ohne von ſeinen Kindern und Freunden begleitet zu ſeyn. Auf Reiſen ritten ihm die Söhne meiſtens zur Seite; die Töchter aber folgten ihm, von einer ausgeſuchten Leibwache umgeben, nach. Da dieſe Fräulein ſehr ſchön von Angeſicht waren, und von ihm ganz beſonders geliebt wurden, ſo mag man ſich nicht wundern, wenn er keine derſelben, weder irgend einem der Seinigen, noch der auswärtigen Fürſten gern zur Ehe gab: vielmehr hat er alle bis an ſeinen Tod bei ſich im Hauſe behalten, unter dem Vorgeben, daß er des Zuſammenlebens mit ihnen nicht entbehren könne; worüber denn auch er, der ſonſt ſo glücklich, des Mißgeſchicks Bösartigkeit erfahren, welches er indeſſen verhehlte, als ob von ihnen nie eines Fleckens Argwohn entſtanden oder böſer Leumund ruchbar geworden.

Dieſe letztere Stelle ſcheint beſonders Karls zwei Gemahlinnen, Hildegard und Faſtrade, und ſeine

zwei Töchter, Bertha und Emma zu betreffen. Von der Erstern erzählen die Jahrbücher des Klosters zu Kempten, was sie gestiftet, folgende Sage. Karls Nebenbruder, mit Nahmen Taland, welchen sein Vater Pipin mit einer Beischläferin gezeugt hatte, entbrannte mit heftiger Liebe gegen Hildegarden, und, da der König während des Sachsenkrieges abwesend war, erklärte er öfter und dringend der edlen Frau seine strafbare Leidenschaft. Sie wies ihn anfänglich mit sanften, dann mit harten Worten ab; aber weder Belehrung noch Drohung konnte seine Zudringlichkeit mildern. Da schien die Königin endlich seiner Bitte nachzugeben. Sie bestellte ihn in ein heimliches Gemach, wo beide weder gehört noch entdeckt werden konnten. Taland konnte kaum die Stunde erwarten, wo er seine Leidenschaft zu befriedigen hoffte. Er trat mit seiner geliebten Hildegard in das Gemach; aber kaum war er weiter vorgedrungen, als diese sich schnell zurückzog, die Thüre verschloß, und ihn so mit Gefangenschaft und bei schlechter Speise seine Unzucht büßen ließ.

Als Karl von seinem Feldzuge zurückkehrte, bat der Wollüstling die Königin inständig, ihn doch des Gefängnisses zu entlassen, weil er sonst in Gefahr stünde, wegen seines Verbrechens das Leben zu verlieren. Die gute Fürstin bewilligte ihm die Bitte. Er aber, statt darob Reue und Dankbarkeit zu äußern, ging dem Könige entgegen, und beschuldigte die Königin des Lasters, dessen er sich so freventlich schuldig gemacht hatte. Karl liebte Hildegarden ausnehmend; seine Liebe verwandelte sich aber in Eifersucht und Rache, als er von ihr so schändliche Verbrechen hören mußte. Er gab sogleich den Befehl: daß man ihr erst die lüsternen Augen ausstechen, dann sie hinrichten solle.

Ein so grausames Urtheil erfüllte die Ritter und Hofleute, welche Hildegardens Güte und Züchtigkeit kannten, mit Entsetzen und Mitleid. Einer darunter, welcher sie vorzüglich schätzte, faßte den Entschluß, es koste, was es wolle, sie zu retten. Er schlich sich bewaffnet und gerüstet zu dem Orte, wo das Urtheil vollzogen werden sollte, und da die Henker eben zu der grausamen Hinrichtung Hand anlegen wollten, sprang er mit seinen Reisigen aus dem Hinterhalte hervor und befreiete die unschuldig Verdammte. Damit aber der König befriedigt werden möchte, ließ er einem Hunde die Augen ausstechen, und dieselben als einen Beweis des vollzogenen Urtheils nach Hofe bringen. Nach der Befreiung entflohe die Königin nach Rom, wo sie verborgen lebte, und, der Kräuter und Arzeneien kundig, Armen und Kranken mit ihrer Kunst Beistand und Hülfe leistete. Taland aber fing an zu erblinden, und fühlte nun die Strafe, welche der edlen Fürstin zugedacht war. Als Karl im Jahre 773 nach Rom ging, zog auch der blinde Heuchler mit ihm, in der Hoffnung, daß er in einer so weltberühmten Stadt vielleicht Heilung finden möchte. Er befragte die geschicktesten Aerzte, er brauchte die vorgeschriebenen Heilmittel, aber alles fruchtlos. Da rieth man ihm die Kunst der unbekannten Frau an; und er eilte zu ihr, um Hülfe zu erbitten. Hildegard erkannte sogleich ihren schändlichen Feind und Verleumder. Nichts destoweniger war sie so großmüthig und glücklich, daß sie ihm nicht nur das Gesicht, sondern auch Verzeihung gab. Kaum hatten der König und der Pabst die wunderbare Heilung gehört, als sie sogleich begierig wurden, die sonderbare Frau zu sehen, welche sie bewirkt hatte. Sie erschien auch vor beiden; und Karl fuhr in Erstaunen zusammen, als er

seine todtgeglaubte Gattin wieder erblickte. Hildegard erzählte hierauf die ganze Geschichte ihrer Unschuld, ihrer Rettung und Flucht. Karl drückte sie mit Thränen der Reue und Freude an seine Brust und verdammte seinen schändlichen Bruder sogleich zum Tode; aber die Königin, welche diesem das Gesicht wiedergegeben hatte, verschaffte ihm auch des Kaisers Gnade. Der Pabst, eine solche Großmuth bewundernd, segnete das glückliche Paar, und nannte beide die Großen. Nach ihrer Rückkunft aus Italien stiftete sie das Kloster zu Kempten, um Gott für den wunderbaren Beweis ihrer Unschuld zu danken.

Nicht so heilig und gut, wie Hildegard, war des Kaisers dritte Gemahlin Fastrade. Ihre Geschichte gibt einen neuen Beweis, daß gute und fromme Weiber, selbst von großen Männern, nicht so geliebt werden, als listige und gefallsüchtige. Mit ausnehmender Schönheit begabt und in den Künsten der Buhlerei geübt, hat sie ihrem Gatten bei Hofe manchen Verdruß, im Reiche gefährlichen Aufruhr bewirkt. Nichtsdestoweniger wußte sie durch ihre Reize sein Herz so gewaltig an sich zu fesseln, daß er auch noch nach ihrem Tode ihre schon faulende Leiche nicht von sich lassen wollte. Man kann sich leicht vorstellen, daß der Geruch und die Ausdünstung eines in Moder übergehenden Körpers den Bischöfen und Hofleuten nicht angenehm war, welche der Geschäfte und des Dienstes wegen um die Person des Kaisers seyn mußten. Sie sollen daher alle nur mögliche Trost- und Ueberredungskünste angewendet haben, um ihren trauernden Herrn zur Bestattung derselben zu bewegen. Da ihnen dieses aber nicht gelingen wollte, nahmen sie ihre Zuflucht zu List und Aberglauben, welcher bei einem Liebenden um so mehr Eingang findet, als seine Einbildung ohne das schon erhö-

bet iſt. Sie ſchrieben die natürliche Neigung Karls gegen den Körper ſeiner geliebten Gattin unnatürlichen Zauberkünſten zu, und bewogen endlich den Kaiſer entweder durch Schaam oder Aberglauben dahin, daß er die Verſtorbene von ſich entfernen ließ.

Daher entſtand das Mährchen: Karl habe erſt, nachdem der Erzbiſchof von Mainz einen in ihre Haare geflochtenen Ring entdeckt und heimlich weggenommen hätte, erlaubt, daß man Faſtradens Leichnam von Frankfurt, wo ſie 794 verſchieden war, nach Mainz führen dürfe. Sie wurde in die Abtei zu St. Alban begraben und der Kaiſer ließ ihr da ein herrliches Grabmal errichten. Davon wurde nach der Zerſtörung deſſelben noch ein Stein gerettet, und links beim Eingange in den Kreuzgang des Doms eingemauert. Dieſer iſt, wie ſeine Inſchrift, ſehr ſchlecht.[1] Vermuthlich war er nur die Decke ihres Grabes. Aber das Grabmal ſelbſt ſoll, wie der trieriſche Geſchichtſchreiber Brauer berichtet, von weißem Marmor mit Gold und Bildſäulen geziert und mit folgender Inſchrift errichtet geweſen ſeyn.

Eingeſcharrt ruhet allhier Faſtradens welkende Leiche,
Welche der ſchreckliche Tod, da ſie noch blühte, gemähet.
Selbſt eine Fürſtin war ſie mit dem mächtigſten Fürſten vermählet.

1. Man kann ſie jetzt noch leſen. Sie lautet:

Fastradana pia Caroli conjunx vocitata. Christo delecta facet hoc sub marmore tecta. Anno septingentesimo quarto, quem numerum metro claudere musa negat. Rex pie, quem gessit virgo, licet hic cinerescit spiritus haeres sit patriae, quae tristia nescit.

Aber als himmliſche Braut iſt ſie jetzt edler noch.
Uns iſt von ihr der beſſere Theil, der König geblieben.
Ihm geb' der gütige Gott längeres Leben,
als ihr. [1]

Auf die Art hatte Karl Faſtraden zur Erde beſtatten laſſen, allein er faßte nun, wie das Mährchen ſagt, eine ſolche Liebe zu dem Erzbiſchof von Mainz, welcher den Zauberring zu ſich geſteckt hatte, daß er nicht mehr ohne deſſen Umgang ſeyn konnte. Dieſer unnatürlichen unchriſtlichen Zauberei zu entgehen, warf endlich der Erzbiſchof den Ring in die Gewäſſer zu Achen, und glaubte damit dem Teufelsſpiele ein Ende zu machen; aber Karl fühlte ſich jetzt auch zu dieſen Bädern hingezogen, ſo daß er dort einen Pallaſt anlegen und eine Stadt gründen ließ, wo er bis zu ſeinem Tode mit Liebe verweilte. Ein ſolches Mährchen war in einem Zeitalter, worin man an Liebestränke und Zaubereien glaubte, leicht unter das Volk zu bringen. Das natürliche und geſchichtliche davon aber iſt: daß Karl nach dem Tode ſeiner geliebten Faſtrade alle die Orte vermied, welche ihm eine traurige Rückerinnerung an ihren Verluſt verurſachen konnten. Er verließ daher die Pallaſte von Ingelheim, Mainz, Worms und Frankfurt, worin er zuvor ſo glückliche Stunden mit ihr verlebt hatte, und ließ ſich fern von denſelben einen neuen zu Achen erbauen, wo die Bäder und andere Gegenſtände ſeinem Alter Stärke und Zerſtreuung gaben.

1. Inclita Fastradae Reginae hic membra quiescunt,
de medio quam mors rigida flore tulit.
Nobilis ipsa viro conjuncta et jure potenti est:
sed modo coelesti nobilior thalamo.
Pars illi melior Carolus rex ipse remansit,
Cui tradet mitis tempora longa Deus.

Daher finden wir ihn auch nach dem Tode der Fastrade beständig in Achen. Sein Ehrgeiz trat an die Stelle der Liebe. Mit fast orientalischer Pracht lebte und starb er in dieser neuen Kaiserstadt. Soviel von den Liebesgeschichten seiner Weiber, nun auch noch Etwas von seinen Töchtern.

Es war ganz natürlich, daß diese jungen Fürstinnen beständig an dem Hofe des liebenden Vaters zurückgehalten, und, von einer artigen Gesellschaft gebildeter Männer umgeben, ihr Herz lieber an einen geistreichen Dichter oder Geschichtschreiber hingaben, der ihre Liebe erwiedern oder ihre Schönheit besingen konnte, als an einen rohen Fürsten oder Krieger, von welchem sie nichts als Schlachtruf und Jagdgeschrei hörten. Der Umgang mit gebildeten Männern wurde noch gefährlicher für zarte Weiberseelen, weil damit zugleich der Unterricht verbunden war. Die Lehrstunden wurden von keinem Fremden gestört; das heimliche Zusammenseyn sogar Pflicht; mit den Kenntnissen des Lehrers schlich sich zugleich das Gefühl seiner Vortrefflichkeiten in das Herz, und die wechselseitige Hochachtung, welche anfänglich den Unterricht begleitete, verwandelte sich nach und nach in die glühendste Liebe. So geschahe es dann, daß, wie die Heloise in einem ähnlichen Falle sagt, statt in die Bücher zu sehen, verstohlene Blicke gewechselt; statt der Sittensprüche, Liebeserklärungen vorgebracht, und statt Lehren, Küsse ertheilt wurden. Von der Bertha ist es gewiß, daß sie mit dem Engelbert heimlich verbunden, den berühmten Geschichtschreiber und Staatsmann Neidhart erzeugt habe. Emma war die in so vielen Romanen und Schauspielen besungene Geliebte des Eginhard selbst. Sie zu schonen, mag er vielleicht über Karls Töchter so geheimnißvoll

geschrieben, und ihr hernach, um das Geheimniß seiner Liebe zu decken, den süßen Nahmen Imme oder Biene gegeben haben. Indessen bleibt es doch immer auffallend, daß er in Karls Lebensbeschreibung, worin er alle Weiber, Kebsweiber und Kinder desselben mit Nahmen nennt, dieser allein nicht gedenkt. Auch in den Briefen, welche er nach ihrem Tode an seinen Freund, den Abt Lupold, geschrieben, und worin er ihren Verlust so sehr beklagt hat, finden wir keine Spur, daß sie Karls Tochter gewesen sey. Da aber beider Liebenden Gebeine noch in Seligenstadt aufbewahrt und verehrt werden, und die Verwandtschaft sowohl in den Jahrbüchern dieses Klosters, als auch in jenen von Lorsch behauptet wird, so will ich die Sage davon, wie ich sie dort in Schriften und alten Bildern gefunden habe, anführen.[1]

Eginhard wurde von Karl dem Großen an den Hof gerufen, und, wie er von sich selbst sagt, dort auf Befehl des Kaisers erzogen. Es scheint, daß er einer von des Fürsten Lieblingen war, und in geheimen Staats- und Hausgeschäften von ihm gebraucht wurde. Diesem zufolge übertrug ihm auch der Kaiser die Geistesbildung seiner Tochter Emma. Die Lehrstunden verwandelten sich aber unter den jungen Leuten in Schäferstunden, und die täglichen Besuche, welche des Unterrichts wegen gestattet waren, zuletzt in nächtliche, wo man die Liebe kostete. Wenn man nun bedenkt, daß, wie die Sage geht, diese Lehrstunden meistens in dem Pallaste zu Ingelheim vorgenommen wurden, wo die schöne Natur auch ohnedies zu Liebe begeistert, so wird es einen jeden

1. Der gründliche Geschichtschreiber, Herr Pfarrer Dahl, wird darüber eine eigene Abhandlung liefern.

Kenner des menſchlichen Herzens nicht befremden, daß zwiſchen Eginhard und Emma nach und nach das innigſte Liebesverſtändniß entſtanden ſey.

Der herankommende Winter mochte die heimlichen Zuſammenkünfte noch wünſchenswerther gemacht haben. Man konnte ſich nicht mehr ſo oft in den Gärten oder bei den Spaziergängen finden; die Zeit der Lehrſtunden war beſchränkt und auch einem fremden Beſuche leichter ausgeſetzt; man dachte daher auf andere Mittel, die heimliche Liebe zu pflegen, und Emma's Verblendung ging ſo weit, daß ſie dem Geliebten bei Nachtzeit den Zugang in ihr Schlafzimmer geſtattete.

So lagen ſie einmal in Liebe verſunken, einander in den Armen, und merkten nicht, daß während der Nacht ein dicker Schnee gefallen war. Sie erſchracken daher höchlich, als ſie bei dem Abſchiede den ganzen Schloßhof damit bedeckt fanden, wodurch Eginhard zu ſeiner Wohnung zurückgehen mußte. Die Furcht, durch die männlichen Fußtapfen, welche nächtlicher Weile aus der Frauen Zimmer gekommen ſeyn würden, entdeckt zu werden, brachte die beiden Liebenden in die größte Verlegenheit. Sie ſannen und dachten allen Mitteln nach, wodurch ſie ihr kühnes Unternehmen verbergen könnten. In dieſer Angſt nahm die entſchloſſene Kaiſerstochter ihren Geliebten auf den zarten Rücken und trug ihn alſo durch den Schloßhof nach ſeiner Wohnung.

Zum Unglück war Karl der Große durch Staatsgeſchäfte noch wach erhalten, und ſahe von ſeinem Fenſter herab die ſeltſame Gruppe der beiden Liebenden durch den Hof wallen. Bei dem Scheine der Sterne und des Schnees erkannte er ſeine Tochter. Wüthend wollte er ſogleich das Verbrechen mit dem Tode ſtrafen, allein bald

beſänftigte ihn wieder väterliche Liebe und Beſonnenheit. Am andern Tage ließ er ein Pfalzgericht anſagen, wobei auch Eginhard als Schreiber und Richter zugegen ſeyn mußte; und trug demſelben die Frage vor: »Was der» jenige für eine Strafe verdiene, welcher des Kaiſers » Tochter geſchändet und nächtlicher Weile verführt habe.« Dieſe verfängliche Frage ſetzte die Richter und Hofleute in große Verlegenheit, denn ſie vermutheten irgend ein am Hofe ſelbſt begangenes Verbrechen. Sie zögerten und ſchwankten daher mit ihrem Urtheile, und überließen es am Ende dem Kaiſer und Vater, hierin ſelbſt zu ſprechen. Als nun auch die Reihe zur Abſtimmung an Eginhard kam, und er aus der Frage ſein eigenes Verbrechen erkannte, ſprach er feſt, aber beſcheiden: Er iſt des Todes ſchuldig.

Der Kaiſer gerührt durch die Reue ſeines Lieblings und die verzweifelte Lage ſeiner Tochter, ließ das Gericht auseinander gehen, und verbannte heimlich beide Liebenden von ſeinem Hofe.

Getröſtet durch eine ſo edelmüthige Behandlung, und geſtärkt durch eine auſſerordentliche Liebe waren die beiden Vertriebenen auch noch in ihrem Elende glücklich. Dort, wo man an dem ſchönen Ufer des Mains die reizenden Gebirge des Freigerichts erblickt, ließen ſie ſich häuslich nieder und trieben eine kleine Wirthſchaft für Reiſende und Schiffer. Nachdem ſie eine lange Zeit in häuslicher Liebe und Glückſeligkeit zugebracht hatten, verirrte ſich Karl der Große auf der Jagd zu ihrer Hütte, und bat ſich von ihnen ein kleines Imbs aus. Die beiden Liebenden erkannten ſogleich den königlichen Vater, ihm aber blieben ſie durch die entſtellten Geſichtszüge und die gemeine ſchlechte Kleidung verborgen. Während dem alſo der

Kaiser sich mit seinem Gefolge unterhielt, waren Eginhard und Emma zur Küche gegangen, und letztere kochte ihm mit vieler Geschicklichkeit seine Lieblingsspeise. Als nun der Tisch säuberlich gedeckt und die Schüsseln aufgetragen waren, setzten sich die hohen Gäste darum her, um sich gütlich zu thun. Wie sehr aber erstaunte der Kaiser als er auf dem ländlichen Tische einer armen Landwirthin ein königliches Gericht fand. Durch diesen sonderbaren Fall aufmerksam gemacht, erkannte er endlich in ihr seine verbannte Tochter. Emma und Eginhard warfen sich ihm zu Füßen, und im höchsten Gefühle der Vaterfreude rief er aus: Selig sey die Stadt genannt, wo ich Emma wieder fand.

Der Kaiser schenkte hierauf beiden Liebenden viele Güter um den Ort ihres Aufenthalts und bis zum Spessart und Odenwald hinauf. Sie lebten da noch eine Zeitlang glücklich, aber ihr Kind konnten sie nicht am Leben erhalten. Nach dem frühen Tode der Emma stiftete Eginhard an dem Orte ihres Aufenthalts ein Kloster, und schenkte demselben, was er von Karl erhalten hatte. Noch sieht man dort in der Kirche ein herrliches Grab, worin die Asche beider Liebenden ruhet. Den Sarg aber, worin sie anfänglich beigesetzt waren, hat der Graf von Erpach erhalten, weil dieser den Eginhard unter seine Ahnen zählt.

Aus diesen Familiensagen sieht man, daß Karl der Große in seinem Hause nicht die Strenge und Ordnung eingehalten habe, wie in seinem Heerbanne und seinem Reiche. Uebrigens lebte er unter seiner Familie und seinen Freunden sehr mäßig und angenehm. Sowohl seine gewöhnliche Kleidung als Gastmäler waren nach fränkischer Art, einfach und prunklos. Jene bestand größtentheils aus den Werken seiner Töchter, diese aus den Erzeug-

nissen seiner Meierhöfe. Er hatte einen großen, starken Körper und Kopf; ein einnehmendes und zugleich Ehrfurcht gebietendes Angesicht. Er brachte sein Alter auf zwei und siebenzig Jahre. Er starb zu Achen im Jahre 814, und wurde dort mit kaiserlicher Pracht begraben.

So war Karls des Großen öffentliches, so sein häusliches Leben. Die Geschichtschreiber haben seine Regierung und seinen Charakter entweder zu viel erhoben, oder zu viel herabgesetzt. Einige stellen ihn unter die Zahl der größten Fürsten, ja der Heiligen, andere unter jene der größten Tirannen. Wenn man seine Ruhm- und Eroberungssucht, sein unwürdiges Betragen gegen seinen Bruder und den König der Longobarden, seine häuslichen Unordnungen und Liebesgeschichten betrachtet, so wird freilich der Glanz seiner Thaten sehr verdunkelt. Wenn man aber auf der andern Seite überlegt, daß dieser Fürst, unter einem noch halb wilden Volke geboren und erzogen, ohne Bildung, ohne Unterricht, ohne Vorarbeit, aus eigenem Antriebe und Verstande, der wiedergebornen Welt Gesetze, Verfassung, Künste, Wissenschaften und Religion gegeben, und ein Reich gestiftet habe, welches, wie Montesquieu sagt, selbst in seiner Abartung noch die Form der besten Verfassung in sich trug; so wird man bekennen müssen, daß dieser Fürst eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte war. Die Reiche des Nebukadnezar, Cyrus, Alexander, Cäsar und Mohamed sind aus zertrümmerten, entnervten Völkern hervorgegangen, und haben sich auch wieder in Zertrümmerung und Entnervung aufgelößt; aber Karls des Großen heiliges römische Reich war auf aufblühende teutsche Stämme, und eine aufblühende neue Religion

gegründet; darum hat es ſich auch bis auf unſere Zeiten, mit veränderten Formen, unter dem Nahmen der Chriſtenheit oder des heiligen römiſchen Reichs, erhalten. Nur eine alles zerſtörende Anarchie, oder ein alles freſſender Deſpotismus konnte es in unſern Zeiten erſchüttern, indem man wähnte, es auf ſeine erſten Grundſätze zurückzuführen.

Karls des Großen Staatsgebäude war groß, kühn und herrlich angelegt, aber es bedurfte eines Geiſtes, wie des ſeinigen, um es auszuführen. Was der ſeltſame Fürſt in teutſchem Sinne entworfen hatte, vollendeten nach ſeinem Tode die Päbſte im römiſchen. Der heilige Bonifacius hatte ſchon durch die Verbindung, welche er in Rom anknüpfte, dem römiſchen Hofe die Fäden in die Hand gegeben, wodurch dieſer das karolingiſche Gebäude nach ſeinem Nutzen hinleiten konnte. Bald hierauf verbreitete deſſen Nachfolger auf dem heiligen Stuhle zu Mainz, der Erzbiſchof Richulf, jene Dekretalen unter den teutſchen Völkern, welche die päbſtliche Gewalt über die kaiſerliche erheben ſollten. So wurde das heilige teutſch-römiſche Reich, was Karl der Große vom Rheine her gründen wollte, ein lateiniſch-römiſches, was die Könige der Erde bändigte. Karl ſahe am Ende ſeines Lebens ſelbſt ein, daß der ungeheure Staatskörper, den er mit ſo viel Mühe erobert, aus ſo vielen Völkern gebildet hatte, nicht wohl von einem Herrſcher unmittelbar geleitet werden könne; er theilte daher das große Reich durch ſein Teſtament unter ſeine Söhne, und nur Einer davon ſollte Oberherr und Kaiſer ſeyn. Sie ſtarben aber vor ihm alle, bis auf Einen, und dieſer war nicht fähig, das Ganze zu erhalten.

In ruhigern Zeiten würde Karls Sohn und Nachfolger, Ludwig der Milde, ein vortrefflicher Regent geweſen ſeyn, aber unter den noch rohen und kriegeriſchen Franken erſcheint er als ein ſchwacher Fürſt. Was ſein Vater durch die Kraft ſeines Geiſtes zuſammen gehalten hatte, wollte er durch Liebe und Wohlthaten verbinden. Seinen bedrückten Unterthanen gab er Schutz und Erleichterung, den Geiſtlichen und Kirchen ſchenkte er Güter, den Grafen und Herzogen Leben, ſeinen Söhnen Königreiche, allein da er, wie ſein Vetter Nithard ſo richtig ſagt, keinem etwas abſchlagen konnte, hat er das Reichsgut in Privatgut verwandelt, und das gemeine Weſen zu Grunde gerichtet.

Die nachtheiligſte Aeußerung ſeiner Güte war zuverläſſig die, daß er ſein Reich ſchon bei Lebzeiten unter ſeine drei Söhne vertheilte, und dadurch den Grund zur künftigen Verwirrung im Staate und ſeiner Familie legte. Er wollte dem Beiſpiele ſeines Vaters nachfolgen, und gab ſeinem älteſten Sohne Lothar Italien mit der Kaiſerwürde, Pipin ſollte Aquitanien oder Gallien, Ludwig Baiern oder Teutſchland erhalten. Er glaubte dadurch ſowohl die Brüder als die Nationen zu beruhigen, da aber die Prinzen ihre künftige Beſtimmung als ein Recht anſahen, wovon ſie ſogleich Gebrauch machen konnten, gab es ſchon Aufſtände, Verhetzungen und Eiferſucht, ehe die wirkliche Regierung an ſie gekommen war.

Dieſes Uebel vermehrte ſich, als Irmengard, die Kaiſerin und Mutter der aufrühriſchen Söhne, dahin ſtarb. Ludwig, mehr Hausvater als Fürſt, lebte zu fromm, als daß er ſich über dieſen Verluſt mit einem Kebsweibe hätte tröſten können. Seine Freunde und Hofleute riethen ihm daher, ſich eine andere Gemahlin

beizulegen. Er hielt sich damal gerade zu Ingelheim auf, dessen reizende Lage ohnehin das Herz zu Liebe stimmt. Die ersten Fürsten des Reichs kamen zu diesem Pallaste und brachten ihre Töchter mit. Jede davon entwickelte vor den Augen des Kaisers die Schönheit ihrer Gestalt, oder die Vortrefflichkeit ihres Geistes, oder die Hoheit ihrer Geburt, in Hoffnung, sein Herz an sich zu fesseln. Ludwig aber, nachdem er sie alle, wie Thegan sagt, beschauet hatte, wählte Guta, die Tochter Welfs von Baiern, welche für das schönste Fräulein in Teutschland gehalten wurde.

Gleich nach geschehener Erklärung wurde das Beilager in dem Pallaste zu Ingelheim mit königlicher Pracht und herrlichen Festen gefeiert, und Ludwig fühlte sich glücklich an der Seite seiner schönen Gattin und in dem Genusse der schönen Natur. Nicht so waren bei dem Feste die Gemüther seiner Söhne und der Fürsten gestimmt, deren Töchter sich durch die Wahl Guta's zurückgesetzt glaubten. Jene befürchteten, durch einen jüngern Bruder die ihnen schon zugetheilten Länder, diese durch eine neue Gebieterin die Gunst des Kaisers zu verlieren. Bald zeigte sich auch die Gewalt, welche die schöne Kaiserin über das Herz ihres Gemahls erworben hatte. Sie vermochte nämlich Ludwigen, daß er seinen Vetter und ersten Staatsbeamten, den Wala, von sich, nach Corvey, entfernte, und an dessen Stelle Bernarden, den Herzog von Septimanien, ihren Günstling, setzte. Dieser Beamtenwechsel vermehrte schon den Gram der Mißvergnügten, er stieg aber bis zu einer Empörung, als Guta ihrem Gemahl zu Frankfurt einen Sohn, Karl den Kahlen, zur Welt brachte, und der Kaiser diesen auf einem Reichstage zu Worms mit Ländern beschenkte,

welche er ſchon an ſeine andern Söhne vergeben hatte. Die bisher noch zurückgehaltene Verſchwörung brach endlich im Jahre 830 zu Compiegne aus, und der vertriebene Wala ſtellte ſich an ihre Spitze. Dieſer beleidigte Prälat beſchuldigte die ſchöne Kaiſerin eines ſträflichen Umgangs mit Bernard, ihrem Günſtlinge, und erklärte ihren Sohn als einen von dieſem dem Kaiſer zugebrachten Baſtart. Was dieſer Anklage noch mehr Gewicht gab, war, daß Bernard gleich bei dem Ausbruche der Empörung die Flucht ergriffen hatte. Guta und ihr Sohn Karl wurden daher gefangen genommen, und in ein Kloſter geſteckt, die Brüder der Kaiſerin, Bernard und Rudolf geſchoren, der Bruder des entflohenen Bernards geblendet, und die beſchimpfte Kaiſerin ſollte gar noch ſelbſt ihren Gatten bereden, die Krone niederzulegen und in ein Kloſter zu gehen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß Fürſten, welche ſo ſchlechte Söhne waren auch gegen einander ſelbſt ſchlechte Brüder geweſen ſeyen. Kaum war der Kaiſer ſeiner Würde beraubt, als Pipin und Ludwig Lotharn beneideten, welcher jetzt damit prangen wollte. Sie verſöhnten ſich mit dem Vater, und erhoben ihn wieder auf den kaiſerlichen Thron, welchen ſie ihrem Bruder nicht gönnten. Dieſes gute Benehmen dauerte aber nur ſo lange, als der Kaiſer das Werkzeug ihrer Eiferſucht war. Sobald er nur einige Verſuche machen wollte, ſeiner Würde die verlorne Kraft wiederzugeben oder ſeinen jüngſten Sohn zu begünſtigen, kündigten ſie ihm ſogleich den Gehorſam wieder auf, und rückten mit großen Heeren vor, um ihn noch einmal vom Throne zu ſtoßen. Ludwig der teutſche König kam von Baiern hergezogen, und beſetzte mit ſeinen Truppen das rechte Rheinufer von

Lampertheim bis gegen Worms über; der Kaiſer aber befahl den Markgrafen des rheinfränkiſchen Herzogthums, dem Hatto von Worms, dem Poppo vom Grabfeld und dem Gebhard vom Lahngau den Heerbann aufzubieten, um ſeinem Sohne den Uebergang über den Rhein zu verwehren. Er kam endlich ſelbſt nach Mainz, und lagerte ſein Heer dieſer Stadt gegenüber in den Ebenen von Tribur.

Ludwig der Teutſche wagte es vor der Hand nicht, ſich mit dem aufgebrachten und von ſeinen Grafen umgebenen Vater in ein Treffen einzulaſſen. Er wollte erſt den Aufbruch ſeines Bruders Pipin abwarten, welcher von Gallien aus dem kaiſerlichen Heere in den Rücken fallen ſollte. Er zog ſich daher wieder nach Baiern zurück, bis dieſer über die Vogeſen gekommen war, alsdann aber rückte er in ſchnellen Schritten durch Schwaben über den Rhein vor, und vereinigte ſich mit ihm auf der Ebene von Rufach.

Als der Kaiſer hörte, daß auch ſeine andern Söhne gegen ihn die Waffen ergriffen hatten, ließ er ſein Heer nach dem Elſaß marſchieren, um ihre Vereinigung zu verhindern. Zum Unglücke fand er ſie ſchon gegen ſich gerüſtet, und da er ſie mit dem Schwerte in der Hand beſtrafen wollte, verließen ihn ſeine Truppen, und überlieferten ihn den Händen der unnatürlichen Söhne. Der Ort, wo dieſe ſchändliche Verrätherei vorging, wurde noch lange das Lügenfeld genannt.

Bald nach dieſem abſcheulichen Auftritte führte Lothar den unglücklichen Vater nach Soiſſons in das Kloſter von St. Medard, und wollte ihn zum Mönchsleben bereden, indem er ihn weis machte, ſeine geliebte Gattin habe bereits ſchon den Schleier angenommen. Da aber der

Kaiſer in dieſe Schlinge nicht eingehen wollte, ſteckte er ſich hinter die Geiſtlichen, und dieſe mußten ihn zu einer ſchändlichen Kirchenbuße bereiten, wodurch er alle ſein Anſehen verlieren ſollte. Dreißig Biſchöfe und eine große Menge von Mönchen und andern Kirchendienern führten den Sohn und Nachfolger Karls des Großen, wie ein Opferthier, in die Kirche. Von Reue und Kummer zugleich gedrückt, mußte er ſein Schwert und Wehrgehänge ablegen, in einen Bußſack gehüllt ſich vor dem Altar zur Erde legen, und öffentlich in Gegenwart ſeiner Unterthanen bekennen: Daß er ſein Amt ſchlecht verwaltet, der Kirche Aergerniß gegeben, ſeinen Vetter Bernhard ermordet, das Volk zum Meineide verführt, ja ſogar, daß er ſich gegen ſeine unnatürlichen Söhne vertheidigt habe. Während dieſer ſchändlichen Handlung ſangen die Prieſter Pſalmen, und Lothar ſaß auf einem Throne, um triumphirender Zuſchauer der Demüthigung ſeines Vaters zu ſeyn. Hierauf wurde der gedemüthigte Kaiſer in eine Kloſterzelle geſteckt, wo er ohne Weib, ohne Kind, ohne Troſt, und ſogar ohne Bedienung, durch Faſten und Beten darum ſich kaſteien mußte, weil er ſein Leben hindurch Wohlthaten geübt hatte.

Durch dieſe grauſame Handlung glaubte Lothar den Vater als Kaiſer geächtet, und ſich den Kaiſerthron für immer geſichert zu haben, ſie machte aber einen ganz entgegengeſetzten Eindruck auf das Volk und ſeine Brüder. Jenes bewog ſie zum Mitleid und Unwillen, dieſe erfüllte ſie mit Reue und Eiferſucht. Ludwig der Teutſche ſchickte ſogleich Boten an Lothar, um des Vaters Befreiung zu erwirken, da aber ſeine Vorſtellungen nicht erhört wurden, kam er mit ſeinen Teutſchen ſelbſt nach Frankreich, um den grauſamen Bruder zu beſtrafen. Mit Freude

und Wohlgefallen ſahe das Volk dieſen Entſchluß Ludwigs an, und die alten Freunde des Kaiſers traten unter ſein Heer, um ihn zu befördern. Lothar wurde von allen verlaſſen, welche noch Treue und Gerechtigkeit im Herzen trugen, der Kaiſer ſeinen Händen entriſſen und nach Diedenhofen geführt, wo er mit der Freiheit zugleich ſeine geliebte Gemahlin, ſeinen Sohn Karl, und die Krone wieder erhielt.

Indeſſen war Pipin, der König von Aquitanien geſtorben, und der Kaiſer erhielt dadurch eine ſchicklichere Gelegenheit, den Sohn ſeiner Guta auszuſtatten. Er machte daher eine neue Theilung des Reichs, wodurch Lothar und Karl die größten Stücke erhielten, Ludwig aber, der doch den Vater gerettet hatte, ſich nur mit ſeinem alten Erbe in Baiern begnügen ſollte. Dieſer Beſchluß brachte letztern zu einem neuen Aufruhr. Eiferſüchtig über die Vortheile ſeiner Brüder, und im Gefühle, mit Undank belohnt worden zu ſeyn, griff er zu den Waffen und drang bis an den Rhein vor; der Vater aber, von den Sachſen unterſtützt, zog ihm entgegen, und trieb ihn zweimal in ſein Land zurück.

Dieſes war aber auch der letzte Feldzug, den er gegen ſeine Kinder unternehmen mußte. Durch Alter und Kummer zugleich gedrückt, mußte er ſich in einem Schiffe von Frankfurt nach Ingelheim bringen laſſen, wo er die ſchönſten Tage ſeines Lebens verlebt hatte. Hier hoffte er in der guten Luft neue Kräfte zu erhalten, allein den 20. Juni 840 ſtarb er auf einer unter dem Pallaſte liegenden Inſel in den Armen ſeines Halbbruders Drago. Seine letzten Worte waren: Ich verzeihe meinem Sohne von Herzen, doch wiſſen ſoll Ludwig, daß er mein graues Haupt mit Kummer zur Grube gebracht. So

wurde Ingelheim, was Karl der Große zum Sitze der Weltbeherrscher erbauet hatte, der Schauplatz der schändlichen Demüthigung seiner Nachfolger.

Die Söhne, welche unnatürlich ihre Waffen gegen einen Vater ergriffen hatten, rüsteten sich nun gegeneinander selbst, da dieser todt war. Lothar glaubte, als Erstgeborner, die Kaiserwürde geerbt zu haben, und wollte seine Brüder, Ludwig und Karl, nur als Unterkönige anerkennen; diese aber boten ihre Leute auf und widersetzten sich seinen Ansprüchen. Also wurde jetzt der Bruderkrieg am Rheine fortgesetzt, wo der Vaterkrieg kaum aufgehört hatte. Lothar ging sogleich auf Worms los und trieb die dortige Besatzung über den Rhein. Hierauf wollte er auch Frankfurt bestürmen, wohin Ludwig seinen Sitz verlegt hatte; da er aber diese Stadt stark befestigt und seinen Bruder wacker gerüstet fand, schloß er mit ihm einen Waffenstillstand, und zog über den Rhein zurück, um seinen andern Bruder in Westfranken zu bekriegen. Damit er jedoch gegen alle Angriffe Ludwigs gesichert, und sein Rücken gedeckt seyn möge, vertraute er die Rheingrenze seinem Freunde, dem Erzbischof von Mainz, Otgar, und dem Grafen von Metz, Adalbert, an, und ernannte letztern zum Herzog von Ostfranken.

Indessen hatte Ludwig die teutschen Völker gewonnen, und bedrohete das geschwächte Heer, womit Adalbert den Rhein vertheidigen sollte. Lothar mußte daher Westfranken verlassen, um Ostfranken zu schützen. Mit Hülfe Otgars und Adalberts ging er bei Worms über den Rhein und gewann durch List und Versprechungen viele der diesseitigen Völker wieder, welche ihm sein Bruder abtrünnig gemacht hatte. Ludwig war dadurch gezwungen, sich nach

Baiern zurückzuziehen, und Lothar stellte sich mit seinem Heere zwischen die Brüder, um ihre Vereinigung zu verhindern.

Da durch diese Verlegung der Truppen ein großer Theil seines Heeres nach Westfranken gezogen, und die Linie, welche Adalbert an dem Rheine zu vertheidigen hatte, geschwächt war, brach Ludwig wieder aus Baiern hervor und rückte in Schwaben ein. Auf diese Nachricht ging ihm Adalbert sogleich entgegen, um ihn vom Rheine abzuhalten. Bei dem sogenannten Ries kam es zu einem hartnäckigen Treffen, worin dieser geschlagen und erschlagen wurde. Nach dem Siege zog Ludwig ungehindert über den Rhein nach Westfranken, und vereinigte sich mit seinem Bruder Karl. Da aber Lothar von seinen Ansprüchen nicht abstehen wollte, lieferten ihm die Brüder am 25. Tage des Brachmonats im Jahre 814 bei Fontenai jene blutige Schlacht, worin er, wie einige Geschichtschreiber behaupten, 40000 Mann verloren haben soll.

Flüchtig mußte nun der stolze Fürst sich nach Achen zurückziehen, während dem sein Freund der Erzbischof von Mainz die siegenden Brüder zu trennen versuchte. Durch dessen Hülfe kam er auch wieder nach Mainz und Worms zurück, und wollte seinen Anhang in Teutschland verstärken; Karl aber und Ludwig zogen ihre Heere im Elsaß zusammen, und schwuren sich einander zu Straßburg neue Brudertreue und wechselseitige Unterstützung. [1]

1. Ich will davon das Original, als eines der ältesten teutschen Bruchstücke anführen.

Die Franken.

In Godes Minna, in durch tes Christianes Folches in unserer Gebhero Gehaltnißi fon thesemo Dage frammordes so fram so mir Got gewizzen indi Mahd fuegibit so hald ich diesen minan

Nach dieſem geſchloſſenen Bündniſſe zogen beide mit ihrem Heere gen Worms und beluſtigten ſich da, weil der Winter ſehr hart war, mit Ritterſpielen; alsdann rückten ſie im Frühjahr zu Waſſer und zu Lande gegen die Moſel vor, wo Lothar Otgarn, den Erzbiſchof von Mainz, und ſtatt des bei dem Nies gebliebenen Adalbert, den Grafen Hatto zurückgelaſſen hatte, um ihnen den Uebergang zu verwehren. Indeſſen aber war Karl über den Hunderück, Ludwig über den Hayнrich vorgerückt, und beide hatten ſich bei Coblenz vereinigt. Der Erzbiſchof und Hatto konnten ſich gegen eine ſolche überlegene Macht nicht halten; ſie ergriffen die Flucht und zogen nach Sinzig, wo Lothar gelagert war. In dieſen verzweifelten Umſtänden ſuchten ſie ihren Herrn zum Frieden zu bewegen. So kamen endlich im Jahre 843 zuerſt zu Coblenz, dann, als da neue Irrungen entſtanden waren, zu Verdun die Geſandten der drei feindſeligen Brüder zuſammen, und ſchloſſen jenen merkwürdigen Vertrag, wodurch Teutſchland von Gallien oder Frankreich bis auf unſere Zeit getrennt blieb. Lothar erhielt die Kaiſerwürde, Italien, und dieſſeits der Alpen die Länder zwiſchen der Rhone, Saone, der Maas und der Schelde, welche nun von ihm Lothringen genannt wurden. Karl bekam, da Pipin geſtorben war, Gallien, und Ludwig

Bruodher ſo ſo man mit rehtu ſinan Broudher ſcal inti uthaz er mig ſo ſo anduo indi mit Lutherem nino theinen thing an gegango zhe minan Wellon imo — ce Schadden werhen.

Hierauf die Schwaben.

Obo Karl then Eid then er ſinemo Bruodher Ludhuwige geſuor geleiſtit inde Ludhuwig min Herro then er mir geſuor forbrichit ob ih ina we arwendeme mag noh ih noch thero thimhes arwenden mag imo the ſolluſti widhar Karl ne wirdhit.

Teutſchland dieſſeits des Rheins, und jenſeits noch den Speier-, Worms- und Nahegau.

Nach der Theilung des Verdüner Vertrags verlegte Ludwig, welcher jetzt als erſter teutſcher König, der Teutſche genannt wird, ſeinen Sitz nach Frankfurt am Main, und verſchönerte dieſe Stadt mit neuen Gebäuden, einer Domkirche, und ſeinem Hofſtaate. Auch brachte er nach dem Tode Lothars einen großen Theil von Lothringen wieder zum teutſchen Reiche; allein er mußte nur die nämliche Undankbarkeit an ſeinen Söhnen erfahren, welche er gegen ſeinen Vater geübt hatte. Karlmann, Ludwig II. und Karl der Dicke dachten auf eine neue Reichstheilung in Teutſchland und erregten gegen ihn Verſchwörungen, welche ihm und ſeinem Reiche gefährlich werden konnten. Zweimal mußte ſie der Vater nach Tribur beſcheiden, um den Zwiſt beizulegen; allein jedesmal waren die Friedensunterhandlungen fruchtlos geblieben. Mehr verführt von den Großen, als ſelbſt Verführer, kamen ſie endlich nach Frankfurt, um ſich mit dem Vater auszuſöhnen. Die fuldiſchen Jahrbücher ſagen, ſie wären durch Ludwigs Verwürfe und die Beſchwörungen des Erzbiſchofs von Mainz, Lindebert, ſo in Furcht getrieben worden, daß ſie ſich vom Teufel beſeſſen glaubten. Derſelbe wurde ihnen auch in der Hofkapelle ausgetrieben, und als Karl ſich dabei beſonders krampfhaft gebehrdete, und ſechs Männer, welche ihn packen wollten, zurückſchlug, ſagte der Vater: »Siehſt du nun, mein Sohn, mit welchem Fürſten » du dich verbunden haſt, boshafte Anſchläge gegen deinen » Vater zu ſchmieden? Siehſt du nun, wie alle Teufels» künſte zuletzt an Tag kommen? Bekenne dein Verbrechen, » ſo wird dir Gott verzeihen, wie ich dir vergebe.« Bei dieſen Worten bekannte der Prinz, in Gegenwart des

Volke, daß er vom Teufel zum Ungehorsam verführt worden sey und erhielt Verzeihung.

Das Glück oder vielmehr das Unglück wollte es endlich, daß die ganze fränkische Monarchie auf eben diesen Karl den Dicken kam, welchem Geistes- und Körperschwäche die Kraft zu regieren versagten. Er überließ das Reich den Einfällen der Normänner, und die Reichsgeschäfte dem Bischof Leutwart. Jene waren, nachdem sie die rheinischen Städte verwüstet und den Erzbischof von Mainz erschlagen hatten, bis nach Worms vorgedrungen. Dieser machte sich durch seine Verwaltung bei den Großen verhaßt. Er wurde der Untreue, der Verschwendung, und sogar eines unerlaubten Umgangs mit der Kaiserin Richardis beschuldigt, und Karl hatte die Niederträchtigkeit, die Anklage gegen seine Gattin dem versammelten Volke öffentlich vorzutragen.

Man kann sich leicht vorstellen, was für einen Eindruck dieses Betragen, sowohl auf die angeklagte Fürstin als auf das versammelte Volk machen mußte. Jene erklärte mit weiblichem Stolze: daß man Hebammen, oder sonst ehrliche Frauen herbeibringen möge, welche ihre Jungfrauschaft untersuchen sollten, denn mit diesem Manne wollte sie ferner nicht wohnen. Sollte aber dieser ihr Antrag verworfen werden, so sey sie erbötig, ihre Unschuld durch einen Zweikampf oder gar die Feuerprobe zu erweisen. Sie ließ sich hierauf von ihm scheiden, und baute das Kloster zu Andlau, wo sie in Einsamkeit ihr Leben beschloß. Das Volk aber verachtete seinen Kaiser um so mehr, weil er sich selbst geschändet hatte. Der gedemüthigte Fürst mußte seinen Liebling, den Bischof Leutwart vom Hofe entfernen, und dieser entfloh zu Arnulf, dem Herzog in Baiern, und beredete ihn,

die durch Karl den Dicken verächtlich gewordene Kaiserkrone für ſich nachzuſuchen. Arnulf hatte ſich bei den Einfällen der Normänner rühmlich ausgezeichnet und ſie vom Rheine zurückgeſchlagen, Leutwart, und bald hernach Hatto der Erzbiſchof von Mainz, waren ſeine Freunde, die Großen aus dem ſaalfränkiſchen Geſchlecht unterſtützten ihn. Der Kaiſer wollte ſo eben zu Ingelheim ſeinem natürlichen Sohne Bernhard die Krone aufſetzen, aber die Verſchworenen beriefen das Volk und die Fürſten im Jahre 887 nach Tribur. Karl der Dicke wurde auf dieſer Reichsverſammlung des Thrones entſetzt, und Arnulf, als ein Sprößling der Karlinger darauf erhoben.

Zum Unglücke regierte dieſer tapfere Fürſt nicht lange genug, um dem zerrütteten Reiche wieder die gehörige Kraft geben zu können. Nach einer zweijährigen Regierung ſtarb er, und hinterließ einen minderjährigen Sohn, Ludwig das Kind, unter welchem Hatto, der Erzbiſchof von Mainz, und Otto, der Herzog von Sachſen, das Reich verwalteten. Ehe wir aber erzählen was unter dieſen letzten Karlingern am Rheine vorgefallen, und wie nach ſeinem Tode die Krone an andere Geſchlechter gekommen, wird es nöthig ſeyn, zuvor die Veränderungen anzugeben, welche die Zwietracht oder Schwäche der Karlinger in der fränkiſchen Monarchie hervorgebracht haben.

Nachdem Karl der Große die Welt verlaſſen, und ſeine Enkel zu Verdun ſein Erbe getheilt hatten, beſtand das Reich teutſcher Nation aus vier großen Herzogthümern, welche deren Stammvölker umfaßten. Das erſte und Hauptherzogthum war jenes der Franken. Es erſtreckte ſich von der Saar und den Ardennen längſt dem Rheine und Maine hin, und enthielt den wahren fränkiſchen Boden, auf welchem auch der teutſche König

gewählt und gekrönt werden mußte.[1] Es war in das Saalfränkiſche und Uferfränkiſche oder ripuariſche abgetheilt. Jenes lief an dem Maine hinauf bis nach Thüringen, dieſes am Rheine hinunter bis nach den Niederlanden. Nach dem Pabſte waren die rheinfränkiſchen Erzbiſchöfe die erſten Prälaten in der Kirche; nach dem Kaiſer die rheinfränkiſchen Herzoge die erſten Beamten im Reiche. Ihr Geſchlecht wurde deßwegen auch das Saliſche genannt. Das zweite Herzogthum war jenes von Allemanien oder Schwaben. Es lag zwiſchen den Vogeſen, dem Nekar, der Donau und dem Lech, und lief längſt dem Oberrhein von der Schweiz bis ſchier zum Nekkar hin. Seine Herzoge ſtammten ebenfalls von einem der älteſten Geſchlechter der fränkiſchen Monarchie, den Etichonen. Das dritte war das Herzogthum von Baiern, durch welches die Donau ſtrömte, und das vom obern Main bis zu den italieniſchen Alpen ſeine Gränzen hatte. Ehemals wurde es durch eigene Könige und Herzoge aus dem Geſchlechte der Agilolfinger regiert, welche der Franken Herrſchaft mit Stolz ertrugen, bis Karl der Große den letztern derſelben, Taſſilo, ſeines Ungehorſams wegen, nach dem Kloſter Lorch verbannt, und das Herzogthum an Grafen übergeben hatte. Unter dieſen kam es zuerſt an Ludwig den Teutſchen und Karlmann, durch dieſen an ſeinen natürlichen Sohn Arnulf. Das letzte war endlich das Herzogthum von Sachſen. Es erſtreckte ſich von den Niederlanden bis an die Weſer und Elbe. Seine Fürſten und Völker

1. Daher noch die bis auf unſere Zeit übliche Gewohnheit, daß die Stadt Achen zur Krönung den Grund nach Frankfurt bringen mußte.

hatten unter Wittekind über dreißig Jahre gegen Karl den Großen gestritten; bis dieser sie gänzlich bezwungen und dem Reiche einverleibt hatte. Das fränkisch-ottonische Geschlecht erhielt das Herzogthum.

Zu diesen ächtteutschen Herzogthümern zählte man noch jene, welche entweder durch Eroberungen, oder Colonien dazu gekommen waren. Davon lag jenseits das Lothringische, welches unter Arnulf von Frankreich abgelöst wurde, und seine Gaue längst der Mosel herab bis an den Rhein ausdehnte. Jenseits der Elbe und der Donau aber lagen die Mark- oder Grenzländer, welche den Slaven abgenommen wurden.

Diese großen Herzogthümer waren noch jetzt, wie zu den Zeiten Karls des Großen, in Gaue und Hundreden abgetheilt; allein die Reichsverfassung hatte durch die bisherigen Bürgerkriege und schwachen Regierungen schon wichtige Veränderungen erlitten. Die Karlinger hatten nämlich während ihrer Streitigkeiten das Reichsgut an geistliche und weltliche Vasallen verschenkt, um sie für ihre Partei zu gewinnen. Die Herzogthümer und die Grafschaften gaben sie nur solchen Leuten, welche dem bürgerlichen Könige dienten, und diese machten sie in ihrer Familie erblich. Die Bischöfe und Aebte waren ihre Kanzler und Rathgeber geworden, und erhielten von ihnen ähnliche Schenkungen für ihre Kirchen und Klöster. Die gemeinen Freien oder Landwehrigen, der Verwirrung und des Druckes müde, entzogen sich unter irgend einem Vorwande dem Heerbanne, oder trugen ihr Stammgut einer Kirche als Leben auf, um nur Schutz zu finden. Dadurch bekam die ganze Verfassung eine andere Richtung. Die Leben- und Dienstleute erhoben jetzt ihr Ansehen über die Freien und Landwehrigen, und schon im Coblenzer Ver-

trag vom Jahre 850 wurden sie als die vorzüglichsten Stützen und Stände des Reichs angesehen. Der Heerbann kam außer Achtung und Uebung, und die Kriegsgewalt wurde nur im Lehendienste gesucht. Der Grafen Gewalt ging entweder durch Schenkungen an die Kirchen, oder durch Erbschaft an die Familien über; und statt der alten Gaugrafen erschienen allbereits Stammgrafen und Vögte. Auf den März- und Maifeldern wurden die Stimmen des gemeinen Volkes durch das Waffengeklirr der Mächtigen unterdrückt, und die Reichskrone war auf dem Haupte schwacher Fürsten ein Spielwerk der Parteien oder Empörer geworden. In diesen Zeiten der Verwirrung müssen wir den Grund der Landeshoheit der rheinischen Staaten suchen.

Die Bisthümer am Rheine waren schon zu der Römer Zeiten gestiftet, und durch Constantin's Verordnungen nicht ohne weltlichen Einfluß geblieben. Die Merwinger, besonders Dagobert, haben die Kathedralkirchen und Klöster am Rheine mit großen Gütern beschenkt, und selbige von der gemeinen Gerichtsbarkeit der Grafen befreiet. Diese Vorrechte wurden von den Karolingern nicht nur bestätigt, sondern noch vermehrt. In den Stiftungs- und Schenkungsurkunden derselben, wovon man in den Sammlungen des Klosters Lorsch, oder in den Werken eines Schöpflin's, Schannat's, Hontheims, Würdtweins und Gudenus ꝛc. eine Menge findet, heißt es ganz ausdrücklich: daß weder ein Graf, noch ein anderer königlicher Beamter seine Gerichtsbarkeit über dieselben ausüben, oder Gefälle von ihren Gütern heben sollte, indem sie gänzlich davon befreie wären.«

Diese königlichen oder fürstlichen Schenkungen half das von den weltlichen Herren gedrückt Volk vermehren.

Da während der bürgerlichen Kriege kein einzelner Bürger oder Wehre mehr auf seinem Stammgute sicher war, so gab er es um so lieber unter den Schutz einer Kirche, weil er als geistlicher Vasall oder Dienstmann, durch Kirchenbann geschützt, in Gottesfrieden leben konnte. Haufenweise liefen jetzt die Wehren zu den Altären, und trugen ihre Allodien den Heiligen als Leben auf. Nur allein in den Urkunden des Klosters Lorsch finden wir über viertausend freie Wehren, welche sich dieser Kirche ergeben hatten.

Diesem zufolge können wir annehmen, daß schon unter den Karlingern die Erzbisthümer von Mainz, Trier und Cölln; die Bisthümer von Worms, Speier und Straßburg, und die Abteien von Niedermünster, Wiarmünster, Weissenburg, Lorsch, Prüm, Marmün, Murbach ꝛc. königliche Rechte ausgeübt haben. Die Gewalt der Geistlichen wuchs so schnell heran, daß der Erzbischof von Mainz, Hatto, unter dieser Dynastie mit Otto von Sachsen Reichsverwalter wurde.

Von den weltlichen Fürsten und Grafen läßt sich nicht so bestimmt angeben, wann und wie sie die Reichsgewalt in ihren Familien erblich gemacht haben. Die Stifter und Klöster hatten gleich ihre Archive und Urkundenschreiber; aber die weltlichen Herrn verließen sich auf den Besitzstand und die Waffen. Indessen ist es nicht nur wahrscheinlich, sondern auch urkundlich gewiß, daß sie mit den Bischöfen und Aebten fast gleiche Schritte zur Landeshoheit gemacht haben. Der gelehrte Schöpflin zählt in seinem erläuterten Elsaß sieben Grafen und vier und zwanzig Dynastien, welche schon unter den Karlingern dort ansässig waren; und wann die Verzeichnisse der ersten Turniere, welche Heinrich I. im Jahre 938, also gleich nach dieser

Zeit angeordnet haben soll, ihre Richtigkeit hätten, so fänden wir über funfzig Dynasten und Stammgrafen von dem Rhein her, welche ihre Würde und Gewalt nicht mehr als königliche Beamten in irgend einem Gaue, sondern als Besitzer und Erbherren zu behaupten suchten. Die großen Herzogthümer wurden zwar noch, wie zuvor, von den Königen vergeben, allein sie gingen doch meistens von dem Vater auf den Sohn über. Unter den zu der Zeit mächtigen Familien beherrschte jene des Eticho, welche schon im Jahre 650 unter den Merwingern Herzog in Schwaben war, den Oberrhein im Breisgau, und dem Elsaß. Das salische Haus hatte das fränkische Herzogthum und mehrere Gaue desselben am Mittelrheine bereits in seiner Familie erblich gemacht; und die Nachkommen der Grafen von Tenzerband an dem Unterrheine mehrere Fürstenthümer besessen. In den Herzogthümern von Baiern und Sachsen herrschten nach Abgang des Taßilo und Wittekind zuerst das karlingische und babenbergische, dann das welfische und ottonische Geschlecht. Von und aus diesen großen Fürstenhäusern wurden jetzt, da die Karlinger mit Ludwig dem Kinde ausgestorben waren, die teutschen Könige und römischen Kaiser gewählt.

Ich habe in diesem Buche meinen Lesern die Hauptzüge eines großen Reichs- und Kirchengebäudes vorgezeichnet, welches ursprünglich auf die Rechte der Bürger und Völker gegründet war. Ich habe aber auch zugleich die Hauptursachen und Mängel angegeben, wodurch es mit der Zeit untergraben werden mußte. In unsern Zeiten waren zwei Fälle möglich, worin ein Ähnliches,

aber geläuterteres: Gebäude aufgeführt werden konnte; einmal durch die Hände Napoleons bei dem Frieden von Tilsit, das anderemal von den verbundenen Mächten bei dem Kongresse zu Wien. Bei beiden Gelegenheiten habe ich meine Gedanken darüber mitgetheilt, sie sind aber, wie so vieler andern ihre, in dem Geiste der Zeit verschwunden. [1] Ich ziehe mich daher wieder in die Grenzen der so belehrenden Geschichte zurück, eingedenk des alten Sprichworts: Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden.

1. Siehe Staatsrelationen V. Band Seite 51 ꝛc. und VIII. Band Seite 126 ꝛc. Man vergleiche damit de Pradt Congrès de Vienne.

Drittes Buch.

Geſchichte des Rheins

unter dem

ſaliſchen Geſchlechte.

Stammtafel des Salisch-Weiblingischen Geschlechtes.

Werner — Gemahlin Uta, Erbin von Breisach.

Gebhard, Graf im Lahngau, 879.

Udo, oder Otto, Graf im Lahngau, 879 — Berthold, 879 — Berengar, 879 — Waldo, Abt zu Maximin, 879.

Konrad, Graf im obern Lahngau, 906. — Eberhard, Graf im niedern Lahngau, 902. — Gebhard, Graf im obern Rheingau und der Wetterau, 910. — Rudolf, Bischof zu Würzburg, 908.

Konrad I. Kaiser, 918. — Eberhard, Herz. in Franken, 939. — Otto, Graf im Lahngau, 912. — Konrad Kurzbold, Graf im Lahngau, 948. — Udo, Graf in der Wetterau und Lahngau, 949. — Hermann I. Herzog in Schwaben, 949.

Werner, Graf im Wormsgau, 910.

Konrad, Herzog in Franken u. Lothringen, 955. — Gebhard, Graf im Lahngau, 938. — Udo, Graf im obern Rheingau, 982. — Konrad, Herz. in Schwaben und Graf im obern Rheingau, 997. — Heribert, Graf in der Wetterau, 997. — Ida, vermählt mit Ludolf.

Otto, Herzog in Schwaben.

Otto, Herzog in Franken u. Kärnthen, 1004. — Gerlach, Graf im Lahngau, 993. — N. N. Gemahlin Trauwins, Grafen der Königssundera, 992. Stammvater der Laurenburger od. Nassauer. — Hermann II. Herzog in Schwaben und Graf im obern Rheingau, 1004.

Gebhard, Graf in der Wetterau, 1016 — Otto von Hammerstein, 1036.

Konrad, Herz. in Kärnthen, 1012. — Heinrich, Herz. in Franken, 989. — Bruno, Pabst Gregor V. 999. — Wilhelm, Bischof zu Straßburg, 1047.

Hermann III. Herzog in Schwaben. — Gisela, vermählt mit Ernst I. Herzog in Schwaben. — Brigide. — Gerberge. — Hedwig. — Mathilde.

Konrad. — Konrad II. Kaiser, 1024. vermählt mit Gisela. . . . .

Ernst II. — Hermann IV. Herzog in Schwaben.

. . . . vermählt mit Konrad II. Kaiser.

Friedrich von Büren. — Heinrich III. Kaiser, 1039.

Friedrich von Staufen, 1105 vermählt mit . . . . . . — Otto. — Ludwig. — Heinrich IV. Kaiser, 1106. — Agnes, Gemahlin Rudolfs von Rheinfelden, Herzogs von Schwaben.

Agnes. — Heinrich V. Kaiser, 1125.

Friedrich, Herzog in Schwaben. — Konrad III. Herzog in Franken und Kaiser, 1152.

Friedrich I. Kaiser, 1190. — Konrad, Pfalzgraf und Herzog in Franken. — Heinrich, röm. König, 1150. — Friedrich von Rotenburg, Herzog in Schwaben.

Heinrich VI. Kaiser, 1197. — Friedrich, Herz. in Schwaben, 1191. — Otto, Kön. von Burgund, 1200. — Konrad, 1196 Herzog in Franken — Philipp, Kaiser, 1208.

Friedrich II. Kaiser, 1250.

Heinrich, Röm. König 1243 — Konrad IV. Kaiser, 1254. — Margarethe, Gemahlin Alberts von Thüringen. — Manfred, Nebenkind.

Konradin, Herzog in Schwaben, enthauptet zu Neapel, 1269.

Von diesem salisch-weiblingischen Geschlechte rühmen sich herzustammen:

Otto, Graf im Lahngau, 1036. Stammvater der fürstl. Häuser von Hessen, Solms und Wittgenstein.	Ludwig, Landgraf in Thüringen, 1039.	Arnold, Graf von Arnstein, 1034.	Meingot, Graf von Diez, 1034.	Dudo, Graf von Laurenburg, Stammvater der von Nassau, 1093.	Siegfried, Graf von Nürings, 1034.	Werner, Herr von Eppstein, 1075.	Heinrich von Katzenellenbogen, 1102.

Siehe davon die besondern Stammtafeln dieser fürstlichen Häuser.

Beyte chron. Geschichte I. Th.

Geſchichte des Rheins

unter dem

ſaliſchen Geſchlechte.

Nach Abgang der Karlinger erboten ſich zwei Geſchlechter oder Fürſtenhäuſer am Rheine, welche nicht nur die Länder dieſes Fluſſes rühmlich beherrſcht, ſondern die Kaiſerkrone ſelbſt getragen haben; das etichoniſche nämlich und das ſaliſche. Sie werden noch bis auf heute als die Wurzeln der erſten Fürſtenſtämme in Teutſchland angeſehen; denn die Oeſtreicher, die Braunſchweiger, die Baadner, die Heſſen, die Naſſauer, die Zellner, die Solmſer und die Wittgenſteiner rühmen ſich von beiden abzuſtammen.

Das ſaliſche Geſchlecht iſt zuverläſſig eines der älteſten der fränkiſchen Monarchie, und ſcheint, ſelbſt ſeinem Nahmen nach, wie das Karlingiſche und Etichoniſche, mit ihr entſtanden zu ſeyn. Schon unter den Merwingern kommen einige Herzoge und Grafen unter dem Namen Warin, Warnacher oder Werner vor, welche nicht unwahrſcheinlich dazu gehören. Auch wird der Graf

Warin vom Lobdengau, welcher mit dem Grafen Kanker den Leib des heiligen Nazarius feierlich nach Lorsch trug, und der heilige Rupert, welcher ein Herzog von Bingen und Pfalzgraf gewesen seyn soll, darunter gezählt. Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle die gewagten Hypothesen der Geschlechts- und Alterthumsforscher über den Ursprung und die Folge dieses alten fürstlichen Stammes umständlich, oder auch beurkundet, anführen wollte. Ich habe daher das Wahrscheinlichste davon in beiliegender Tabelle zusammengesetzt. Unter den Merwingern erscheint es noch undeutlich, und nur nach einigen Würden und Nahmen errathen; unter den Karlingern schon mächtig und groß; nach ihnen selbst auf dem Kaiserthrone. Ein Zweig davon hat seinen Sitz zu Worms, der damaligen Hauptstadt von Ostfranken aufgeschlagen, der andere sich zu Weilburg an der Lahn festgegründet. Von diesem müssen wir zuerst reden, weil er sich schon unter den Karlingern rühmlich hervorgethan hat.

Während der hartnäckigen und blutigen Kriege, welche Kaiser Karl über dreißig Jahr gegen die Sachsen führte, wurde die Lahn eine vorzügliche Vertheidigungslinie der fränkischen Monarchie. Als er im Jahre 778 gegen die Sarazenen in Spanien gezogen war, brach das unruhige Volk bis an den Rhein und die Lahn verwüstend vor, weil beide Flüsse jetzt ohne Heer und Vertheidigung waren.[1] Die rheinischen Grafen schlugen zwar den wilden Sachsenschwarm wieder zurück; allein er bedrohte doch noch immer diese Grenze des Reichs. Damit also dieselbe künftig nicht mehr den schnellen Einfällen des unruhigen Volkes ausgesetzt seyn mögte, befestigte Karl die Lahn

1. Siehe das vorige Buch.

und ihre Umgebungen mit vielen Schlöſſern und Bollwerken, und vertraut ihre Vertheidigung einem gewiſſen Bero oder Gerhard an, welcher von einigen Geſchlechtsforſchern für einen Salier gehalten wird. Durch dieſe Anſtalten Karls des Groſſen, oder doch bald hernach, ſind wahrſcheinlich die Städte und Schlöſſer von Kaſſel, Marburg, Karlsmund, Wittekindenſtein, Utenſtein, Solms, Weilburg, Limburg, Laurenburg, Oſtlager, Weſtlager, Friedeslager, Heersfeld, Gotteslager[1] und andere angelegt worden, welche ſpäter die Sitze der ſalisch-fürſtlichen Häuſer wurden.

Unter Karls des Groſſen Nachfolger, Ludwig dem Frommen, finden wir einen andern Gerhard oder Gebhard als Grafen vom Lahngaue, welcher von dieſem im Jahre 879 gegen ſeine aufrühriſchen Söhne aufgeboten wurde. Man kann nicht ſagen, ob er bei Colmar auf dem Lügenfelde dem Kaiſer treu geblieben, oder zu den Söhnen übergegangen ſey.[2] So viel iſt aber gewiß, daß deſſen Söhne Uto, Bertholf, Beringer und Waldo die Partei gegen Ludwig den Teutſchen ergriffen haben, und darum nach Frankreich flüchtig gehen mußten. Dafür wurden ſie aber nach deſſen Tode von Ludwig II. oder dem jüngern mit Gütern und Herrlichkeiten belehnt; denn gleich nach ihrer Rückkunft finden wir ſie und ihre Nachkömmlinge nicht nur wieder im Beſitze der beiden Lahngaue, ſondern auch als Grafen mehrerer rheiniſcher Gaue, ſogar als Herzoge von Franken und Schwaben und endlich ſelbſt auf dem Kaiſerthrone.

1. Das heutige Wittgenſtein, Idſtein, Aslar, Wetzlar, Friedlar und Geſtar.

2. Späterhin kommt er als Abgeſandter Ludwigs des Teutſchen an Lothar vor, um die Befreiung des Kaiſers zu erwirken.

Graf Uto hatte vier Söhne, wovon Konrad im obern, Eberhard im niedern Lahngau, Gebhard im obern Rheingaue und der Wetterau Grafen, und Rudolf Bischof von Würzburg wurden. Diese halfen Arnulfen, gegen Karl den Dicken, auf den Kaiserthron erheben, dafür erhielten sie auch seine ganze Gnade. Konrad wurde unter ihm Herzog in Franken, Gebhards Sohn Hermann unter Heinrich I. Herzog in Schwaben, Rudolf Bischof von Würzburg, und Hatto, ihr Freund, Erzbischof von Mainz und Verwalter von zwölf reichen oder fürstlichen Abteien. Eine solche Macht, welche die Salier unter dem Kaiser Arnulf erworben hatten, erregte die Eifersucht vieler Großen in Franken. Kein Fürstenhaus war aber mehr gegen sie aufgebracht, als jenes der Babenberger oder Bamberger, welches zu der Zeit die Markgrafschaft von Thüringen oder Ostfranken verwaltete, und sein in derselben errichtetes Stammschloß von Bawa, der Gemahlin Hugo's I., Bawenberg oder Bamberg nannte. Vermuthlich stammte dieses Haus von dem andern mächtigen Geschlechte der fränkischen Monarchie, den Etichonen oder dem Adelbard her, welcher unter Ludwig dem Frommen so großen Einfluß hatte. Wir werden von dessen Zweigen, den Habsburgern, den Welfen und Zähringern weiter unten reden; hier soll nur der Streit der Babenberger mit den Saliern angeführt werden.

Die Ursache des Hasses beider Familien suchen viele Geschichtschreiber in dem Kriege nach, welchen der Markgraf von Thüringen, Poppo, zu der Zeit gegen die Slaven führte, und zu welchem er den Bischof von Würzburg Arno zu bereden wußte. Während des Feldzuges hatte sich dieser Prälat zu weit vorgewagt. Die Feinde

überfielen ihn, da er gerade Meſſe las, und ermordeten ihn am Altare. Hierüber kam Klage bei dem Kaiſer. Der Markgraf wurde beſchuldigt, daß er den Biſchof nicht genug unterſtützt habe. Er wurde ſeines Amtes entſetzt und ſelbiges an den Grafen Konrad, das erledigte Bisthum von Würzburg aber an deſſen Bruder Rudolf übergeben.

Kurz nach dieſen Vorfällen ſtarb der Kaiſer Arnulf, und Hatto, der Erzbiſchof von Mainz und Freund der Salier, verwaltete ſtatt deſſen Sohn, Ludwig dem Kinde, das Reich. Der bisher zurückgehaltene Haß der babenbergiſchen Brüder, Heinrich, Adelhard und Adelbert brach nun in eine offene Fehde aus. Sie fielen mit verwüſtender Rache in die nahen Länder des Biſchofs von Würzburg ein; die Salier aber zogen mit einem ſtarken Heere ihrem bedrängten Bruder zu Hülfe, und lieferten ihren Feinden eine ſo mörderiſche Schlacht, daß Graf Heinrich von dieſer, Graf Eberhard von jener Seite auf dem Platze blieben; Graf Adelhard aber gefangen, und als Reichsfeind von den Saliern enthauptet wurde.

Durch dieſen blutigen Feldzug wurde die Macht der Babenberger zwar gebrochen; allein Adelbert, welcher von den drei babenbergiſchen Brüdern noch allein übrig geblieben war, dachte auf fernere Rache. Er ſammelte bald wieder ein beträchtliches Heer an dem obern Maine und bedrohete damit die Länder ſeiner Feinde; zugleich brachte er die Grafen vom Viesgau, den Gerhard und Matfried gegen ſie auf, damit ſie denſelben auf der linken Rheinſeite in den Rücken fallen möchten. Um ſeine Angriffe noch mehr zu verlarven, machte er längſt dem Maine herab, bald rechts, bald links, Bewegungen,

wodurch die Salier ihre Truppen vertheilen mußten. Demzufolge schickte der Graf Konrad seinen Sohn, gleiches Nahmens, gegen die Grafen vom Bliesgau, und dieser vertrieb sie von der Mosel und aus Trier, wo sie bereits die Kirchen von St. Maximin und zu unserer lieben Frauen verwüstet hatten. Konrad selbst lagerte sich bei Friedslar in Hessen, Gebhard aber, dessen Bruder, beschützte die Wetterau. Da auf diese Weise die Macht der Salier getheilt war, überfiel Adelbert den Grafen Konrad bei Friedslar, schlug dessen zwei ersten Treffen zurück, weil sie schändlich die Flucht ergriffen, hierauf rückte er mit seinem siegenden Heere gegen seinen Feind selbst vor, welcher den dritten Haufen angeführt hatte. Umsonst führte der tapfere Konrad seine fliehenden Truppen zur Schlacht zurück, umsonst schrie er ihnen zu: daß sie sich für ihre Weiber, Kinder und Länder schlagen sollten. Die Feigen flohen. Wüthend stürzte er sich nun mit seinen wenigen Tapfern dem eindringenden Feinde entgegen. Er wurde von ihrer Anzahl umringt, geschlagen, und mußte mit dem Degen in der Faust auf dem Kampfplatze sein Leben lassen. Nach dem unglücklichen Treffen kam seine Gattin Glismuth mit seinen Kindern selbst auf das Schlachtfeld. Sie zog den blutigen, mit Wunden bedeckten Leichnam unter den Erschlagenen hervor, wusch ihn mit Thränen und anderem Wasser rein ab, und trug ihn nach Weilburg in die Gruft ihrer Väter.

Indeß also Konrads Wittwe mit ihren Kindern ihren Gatten begrube, hatte Adelbert des in der ersten Schlacht gefallenen Grafen Eberhard's Wittwe Wiltrude mit ihren Kindern und dem Bischofe von Würzburg aus Franken gejagt. Diese Gewaltthaten erregten endlich den Zorn des Erzbischofs Hatto, des Freundes der Sa-

lier. Er bot als Reichsverweſer den Heerbann auf, und forderte den babenbergiſchen Grafen, als einen Friedensſtörer vor ein kaiſerliches Gericht nach Tribur. Adelbert ſahe nun ein, daß er gegen die vereinte Macht der Salier und des Reichs im offenen Felde nicht mehr halten konnte. Er zog ſich daher nach ſeiner feſten Burg Theres oder Bamberg zurück, und trotzte der Acht und dem Banne. [1]

Indeß war Hatto mit den Saliern und dem jungen König ihm nachgefolgt, und da er ſahe, daß der entſchloſſene Graf nicht mit Gewalt zu bezwingen ſey, that er es mit Liſt. Er ging nämlich vor Bamberg und ließ dem Belagerten bedeuten: daß er ihn unverletzt wieder in ſeine feſte Burg zurückbringen würde, wenn er ihm nur auf die königliche Vorladung folgen würde. Adelbert, dem erzbiſchöflichen Worte trauend, zog mit Hatto aus der Feſtung, dieſer aber wußte ihn, unter dem Vorwande, daß ſie zuvor noch ein Frühſtück nehmen wollten, wieder zurückzuführen; und als er hierauf mit ihm das zweitemal ausgezogen war, ließ er ihn im Namen des Königs ergreifen, und vor dem geſammten Heerbanne das Haupt abſchlagen.

Durch die Unterdrückung des bambergiſchen Hauſes wurde nun das ſaliſche das mächtigſte in Franken und endlich in dem Reiche ſelbſt. Als nach dem bald erfolgten Tode Ludwigs des Kindes, 911, kein Karlinger mehr vorhanden war, theilten ſich die Großen des Reichs in ihrer Wahl zwiſchen Konrad dem Herzog in Franken,

1. Soweit Regino ein gleichzeitiger, das Folgende wird erſt von ſpätern Geſchichtſchreibern, vielleicht aus Haß gegen Hatto erzählt.

und Otto, den Herzog von Sachſen; dieſer aber trat Alters wegen zurück, und ſo wurde jener auf den Thron Karls des Großen erhoben. Das gute Vernehmen zwiſchen den Franken und den Sachſen dauerte aber nur ſo lange, als der erlauchte Greis Otto lebte. Nach ſeinem Tode wollte Konrad, um die Macht Heinrich's, welcher dem Vater im Herzogthum von Sachſen gefolgt war, zu brechen, jenen Theil von Heſſen wieder mit Franken vereinigen, welchen Otto, der Nähe wegen, bisher verwaltet hatte. Der muthige Heinrich griff aber zu den Waffen, und behauptete ſich darin gegen die Heere des Kaiſers und deſſen Bruders, Eberhards, des Herzogs von Franken. Durch dieſen Zwiſt wurde der alte Haß der Sachſen gegen die Franken wieder aufgeblaſen, welcher ſeit den Siegen Karls des Großen nur unter der Aſche geglimmt hatte.

Da Konrad die Gefahr voraus ſahe, welche daraus dem Reiche erwachſen könnte, weil er keine männlichen Nachkommen hinterließ, berief er kurz vor ſeinem Tode die Großen des Reichs nach Weilburg an ſein Sterbebett und ermahnte ſie, wenn er verſchieden ſeyn würde, Heinrichen von Sachſen zu ſeinem Nachfolger zu wählen. Seinen ältern Bruder Eberhard ließ er heimlich zu ſich kommen, und ſagte ihm folgende, von ächter Vaterlandsliebe beſeelte Worte: »Liebſter Bruder! du ſiehest nun, »daß der liebe Gott mich bald von dieſem irdiſchen Reiche »in das himmliſche abrufen wird, ohne mir einen Sohn »geſchenkt zu haben, der meine Krone erben könnte. Du »hätteſt zwar als mein nächſter Anverwandte die gerechteſten Anſprüche darauf. Wir Franken ſind auch mächtig, »haben Städte Volk und Waffen, und würden wohl »einem Königsthrone Glanz geben; allein an Glück und »Weisheit übertrifft uns Heinrich. Auf ihm beruhet jetzt

»des Reiches Wohl. Ich habe dich daher, um dir keinen »Verdruß zu machen, wie du es wünschtest, heimlich zu »mir rufen laſſen, und ſcheide vertrauend auf dich, du »werdest Teutſchlands Heil nach meinem Rathe befördern. »Nimm dieſe Kleinodien, Lanze und Schwert, Geſchmeide »und die Krone der alten Könige; und bringe ſie Heinrich »dem Sachſen, daß er dein Freund im Frieden herrſche. »Melde ihm, daß Konrad ſterbend allen Fürſten ihn zum »Könige empfohlen habe.«

Dieſes waren die letzten Worte Konrad's. Eberhard verſprach ihm mit weinenden Augen, ſeine Bitte zu erfüllen. Sobald er die Leiche ſeines verewigten Bruders mit gehörigem Trauergepränge in das Grab ihrer Väter zu Weilburg beigeſetzt hatte, ſchickte er die Reichsinſignien ſeinem Nebenbuhler Heinrich, da dieſer eben im Vogelfangen begriffen war.[1] Er berief hierauf ſeine Franken nach Friedslar, und ließ Heinrich in Gegenwart der Sachſen zum Könige ausrufen. Man muß geſtehen, daß dieſes Opfer, was Eberhard dem gefährdeten Vaterlande brachte, mehr Ruhm verdient, als Heinrichs vorige Siege über ihn. Darum ſoll es in dieſer rheiniſchen Geſchichte den teutſchen Fürſten als Beiſpiel daſtehen, wie man ſeinen Ranzen und ſeinen Ehrgeiz dem gemeinen Beſten unterwerfen müſſe. Heinrich wußte auch den Edelmuth Eberhards in ſeiner ganzen Größe zu würdigen. Er wurde deſſen Freund, und durch dieſe Verbindung gelang es ihm, ſeine heimiſchen Feinde, Arnulf den Herzog von Baiern, und Burkard den Herzog von Schwaben, und ſeine äußern, die Slaven und Hun-

1. Daher er auch der Vogler oder Finkler genannt wurde.

garn, zu bändigen. Lothringen wurde wieder mit den rheiniſchen Ländern verbunden und die Ruhe im Reiche hergeſtellt. Für dieſe von den Saliern ihm geleiſteten Dienſte gab er nach dem Tode Burkard's dem ſaliſchen Grafen Hermann das Herzogthum von Schwaben. Allein ſein Sohn und Nachfolger Otto lohnte Eberhards Freundſchaft nicht mit dem Danke, welchen ſie doch gewiß verdient hatte. Stolz auf den feſten Beſitz des Thrones, beſetzte er die in deſſen Herzogthum ledig gewordenen Stellen, ohne auf die fränkiſchen Geſchlechter zu achten, mit ſeinen Kreaturen, den Sachſen, und dieſe, auf ihren König trotzend, wollten die dem Eberhard zuſtändige herzogliche Gewalt nicht anerkennen, unter dem Vorwande, daß ſie unmittelbar unter dem Könige ſtünden.

Unter dieſen eingedrungenen Sachſen zeichnete ſich beſonders ein gewiſſer **Bruning** aus, welchem Otto den Theil von Franken zu verwalten gab, welcher an die ſächſiſche Grenze ſtieß, und daher auch das ſächſiſche Heſſen genannt wurde. Er kündigte dem Eberhard förmlich den Gehorſam auf und erklärte ihm ohne Rückhalt, daß ſeine Grafſchaft nicht zu Franken ſondern zu Sachſen gehöre. Da Otto dieſes ordnungswidrige Betragen nicht ſelbſt rügen wollte, rückte Eberhard, als Herzog von Franken, in Bruning's Grafſchaft mit gewaffneter Hand vor, und beſtrafte den Ungehorſam des ſächſiſchen Herrn mit Zerſtörung ſeiner Burg Elvershauſen. Der Herzog glaubte dadurch die Rechte ſeines Amtes behauptet zu haben, Otto aber ſahe das kühne Unternehmen als einen Friedensbruch, als eine Beleidigung der Majeſtät an. Er verdammte Eberharden zu einer harten Buße an Pferden und Vieh, ſeine Anhänger aber zum Handetragen, einer unter den Teutſchen ſchimpflichen Strafe, vermöge welcher

der Verbrecher einen räudigen Hund von einem Gaue zum andern tragen mußte.

Eine so unnatürliche Härte gegen einen Fürsten, dem das sächsische Haus doch die Krone zu verdanken hatte, erweckte jenen blutigen und gefährlichen Streit zwischen den Franken und Sachsen, welcher die Geschichte des Rheins so merkwürdig macht, und das teutsche Reich bis auf unsere Zeiten in zwei feindliche Parteien getheilt hat. Die Franken glaubten durch die schimpfliche Behandlung ihres Herzogs und seiner Edlen selbst beschimpft zu seyn, und Eberhard wartete nur auf eine Gelegenheit, sich an Otto rächen zu können. Diese gab ihm die Eifersucht und der Zwist des sächsischen Hauses selbst. Heinrich I. hatte nämlich, noch ehe er zum Throne gekommen war, bereits schon zwei Gemahlinnen geehligt, und von beiden Söhne erhalten. Die erste davon war Hatburg, Erwins von Thüringen Tochter, mit welcher er den Grafen Thankmar gezeugt hatte, die andere Mathilde, welche von dem alten Geschlechte Wittekind's abstammte, und die Mutter der Prinzen Heinrich, Otto und Bruno wurde. Man kann nicht mit Gewißheit sagen, ob es Liebe oder Staatsabsicht war, daß er seine erste Gemahlin verließ und letztere ehligte. Er und sein Vater Otto gaben an, die Ehe mit Hatburg könne darum nicht bestehen, weil sie zuvor schon das Gelübde der Keuschheit abgelegt habe. Dieses scheint aber nur ein Vorwand gewesen zu seyn, und schon die Art und Lage, worin Heinrich Mathilden zum ersten Male sahe, gibt deutlich an Tag, daß mehr Liebe und Ehrgeiz ihn zur Trennung von seiner ersten Gattin bewogen habe, als jenes Gelübde. Nachdem nämlich sein Vater Otto Mathilden ihm als künftige Braut bestimmt hatte, zog er nach dem Kloster, worin sie unter

der Aufsicht der Aebtissin zur weiblichen Tugend gebildet wurde. Heinrich wollte sich ihr nicht gleich zu erkennen geben, und schlich sich unter einer schlechten Kleidung heimlich in das Bethaus, wo die Fräulein ihre Psalmen sangen. Mathilde kniete unter ihnen mit allen Reizen jugendlicher Schönheit und Frommheit geschmückt, und doch in schüchterne Sittsamkeit zurückgezogen. Ihr schönes Haar war über der Stirn getheilt, und mit gleichen Streifen hinten zusammengewunden, in einen Schleier gehüllt, welcher bis zur Schulter hing. Ihren weißen Busen deckte züchtig ein Kragen, welchen am schönen Halse goldene Knöpfe zusammenbanden. Unter ihm umschlang ein Mieder den zarten Leib, an dem der lange Schleppruck befestigt war. Ihre Hände hatte sie vor der Brust andächtig zusammengelegt; ihr Kopf neigte sich ehrerbietig zur Erde, und ihr holdes Auge erhob sich nur dann, wenn sie zu Gott betend gegen den Altar blickte.

In dieser Stellung sah Heinrich zum ersten Male Mathilden und ergab sich ihr sogleich von ganzem Herzen. Was ihm die betende Braut versprochen hatte, hielt ihm auch die liebende Gattin und Hausfrau. Sie wurde seine Freundin, seine Rathgeberin, seine Pflegerin. Sie begleitete ihn in das Getümmel der Schlachten, und zu dem Prunke des Hofes. Sie erzog ihre Kinder zu fürstlichen Tugenden, und auf dem Sterbebette dankte er ihr noch für ihre Treue und Liebe. »Empfange unsern Dank, sagte er, »für alle die mir erwiesene Güte, daß du mich »bei den Uebereilungen des Zorns zu besänftigen suchtest, »und mich ermahntest, den Bedrängten Barmherzigkeit »zu erweisen!«

Mathilde hatte eine große Vorliebe für ihre Kinder, besonders für den Prinzen Heinrich. Sie wollte ihn

auch zum Throne erhoben haben; weil er, als ihr Gatte König geworden war, zur Welt kam; er mußte aber dem Otto nachſtehen, der als Erſtgeborner zum Könige gewählt wurde. Dieſe ſonderbaren Verhältniſſe der ſächſiſchen Familie, und die daraus entſtandenen Zwiſtigkeiten unter den Weibern und Brüdern, gaben jetzt dem Herzog Eberhard die ſchicklichſte Gelegenheit zur Ausübung ſeiner Rache.

Durch die Vermählung Heinrichs mit Mathilden waren Hatburg und ihr Sohn Thankmar vorzüglich gekränkt. Sie wurde einem andern und geliebtern Weibe nachgeſetzt, und ihr Sohn verlor die Anſprüche auf Sachſen und den Kaiſerthron. Indeß ſchienen beide ihr Schickſal mit Geduld zu ertragen; Thankmar forderte von ſeinem ſtolzen und glücklichern Halbbruder Otto weiter nichts, als die durch den Tod Siegfried's ledige Grafſchaft von Merſeburg, welche ihm erblich zugefallen war. Otto würde durch die Bewilligung eines ſo billigen Begehrens den gefährlichen Zwiſt in ſeiner Familie verhütet haben; allein er verſagte dem Thankmar die erledigte Grafſchaft, und gab ſie Gero, dem Markgrafen von Oſtſachſen. Thankmar ſahe dieſen Beſchluß ſeines Bruders als den deutlichſten Beweis ſeines unnatürlichen Haſſes, und Eberhard als die ſchicklichſte Gelegenheit zur Beſtrafung ſeines Undanks, an. Beide vereinigten ihre Macht und griffen zu den Waffen. Thankmar nahm die wichtige Feſtung Ehresburg hinweg, indeß Eberhard, welcher ihn unterſtützte, ſich des feſten Ortes Belicke[1] bemächtigte, und darin den Bruder Otto's, Heinrichen, gefangen nahm.

1. Vielleicht das jetzige Belicke im Herzogthum Weſtfalen.

Auf dieſe Nachricht rüſtete der König ſogleich ein großes Heer in Sachſen aus, und rückte damit vor Ehresburg. Die Beſatzung, durch den ſchnellen Ueberfall in Furcht gebracht, übergab die Feſtung, ohne eine lange Belagerung auszuhalten. Der von allen verlaſſene Thankmar mußte in eine Kirche flüchten, und unter dem Schutze des Heiligthums ſeine Sicherheit ſuchen. Allein Otto's Söldner ſchoſſen auf ihn durch die Fenſter mit Pfeilen und Wurfſpießen, und der unglückliche Prinz fiel unter dem Stiche einer auf ihn geſchleuderten Lanze.

Nun waren durch deſſen Tod zwar die ihm angehörigen Sachſen zur Ruhe gebracht; allein Eberhard ſtand noch mit ſeinen treuen Franken unter den Waffen, und drohete den Krieg fortzuſetzen. In dieſen Umſtänden ſahe ſich Otto um einen Vermittler um, welcher ihm den beleidigten Herzog unterwerfen könnte. Er glaubte ihn in dem Erzbiſchof von Mainz, Friedrich, zu finden, welcher im Jahre 937, nach dem Tode Hildeberts, den heiligen Stuhl erhalten hatte. Die Geſchichtſchreiber ſtimmen über den Charakter dieſes Prälaten nicht überein. Jene, welche dem Eberhard zugethan waren, ſchildern ihn als einen frommen, friedliebenden, tugendhaften Geiſtlichen; aber die von der ſächſiſchen Partei, als einen liſtigen, heuchleriſchen Prieſter, der unter der Larve der Andacht und Frömmigkeit Aufruhr und bürgerlichen Krieg angezettelt habe. Wenn man blos die Thatſachen, welche beide erzählen, zu Rathe zieht, ſo ergibt ſich, daß er zwar viele Klugheit und Verſtellungskunſt beſaß, allein dieſelben nur darum gegen Otto angewendet habe, weil dieſer ſich gegen Eberharden undankbar, und gegen ihn ſelbſt wortbrüchich gezeigt hatte. Dem ſey nun, wie ihm wolle, genug Otto ſchickte dieſen Friedrich an den Eber-

hard, um ihn zum Frieden zu bewegen. Der kluge Erzbiſchof entledigte ſich des Auftrags mit dem glücklichſten Erfolg. Er verſprach dem aufgebrachten Herzog in des Königs Nahmen Vergebung und Gnade, wenn er ſeine Waffen niederlegen würde, und dieſer verließ ſich auch auf das gegebene Wort und unterwarf ſich. Otto aber band ſich nicht an den Vertrag, welchen der Erzbiſchof abgeſchloſſen hatte, und ſchickte Eberharden, zur Strafe ſeines Aufruhrs, eine Zeitlang als einen Verwieſenen nach Hildesheim.

Otto glaubte dadurch ſein königliches Anſehn befeſtigt, und ein abſchreckendes Beiſpiel von Strenge gegeben zu haben, allein ſeine Treuloſigkeit war die Urſach einer Empörung am Rhein, welche ihn und ſein ſächſiſches Haus um den Thron hätte bringen können. Der Erzbiſchof Friedrich war aufgebracht, weil Otto ſo wenig ſein Wort geehrt hatte. Eberhard wartete nur auf ſeine Befreiung, um wieder die Waffen zu ergreifen. Schon zuvor hatte er den von ihm zu Belicke gefangenen Bruder des Königs, den Prinzen Heinrich, auf ſeine Seite gebracht, weil er ihm als Prinzen gebornen ſeine Rechte zur Krone zu unterſtützen verſprach, und deſſen Mutter Mathilde war vermuthlich dagegen nicht abgeneigt. Giſelbert, der Herzog von Lothringen, Otto's Schwager und Friedrich's Vetter, wurde durch ähnliche Verſprechungen gewonnen. Mit dem Könige von Frankreich wurden Unterhandlungen angefangen, daß dieſer mit einem Heere in Elſaß einfallen ſollte, um die Bewegungen der Verſchwornen zu unterſtützen. Am untern Rhein hatten die Herzoge von Franken und Lothringen ihre Heeresmacht beiſammen; am obern Rhein gehörte Breiſach dem Herzoge Eberhard [1], und er belegte

1. Durch ſeine Großmutter Uta.

die Reſte mit Truppen. Durch dieſes mächtige Bündniß glaubte dieſer ſeiner Sache ſchon gewiß zu ſeyn. Im Ausbruche ſeiner Freuden nahm er ſeine Gattin auf den Schooß, drückte ſie an ſein Herz, und ſagte: »freue dich nur immer, meine Liebſte, an dem Buſen des Grafen Eberhard! bald wirſt du in ihm einen König umarmen.«

Eine ſo gefährliche Verſchwörung mußte Otto gleich bei ihrem Ausbruche erſticken, wenn ſie nicht das ganze Reich ergreifen ſollte. Er waffnete daher ſogleich ſeine Sachſen, und rückte an den Rhein vor. Bei Xanten ging der Vortrapp über. Dieſer fand aber ſchon die verbundenen Herzoge gegen ſich gerüſtet und ſchlagfertig, ehe noch das Hauptheer über den Fluß geſetzt war. In dieſer gefährlichen Lage dachten die Tapfern: daß es ſchändlich wäre, zu fliehen, oder ſich zu ergeben. Ihnen blieb jetzt keine andere Wahl, als zu ſiegen, oder zu ſterben. So ermuthigt ſtürzten ſie ſich in die zahlreichen Schaaren der Feinde. Als Otto dies kühne Gefecht vom jenſeitigen Ufer ſahe, ſprang er vom Pferde, ſteckte die heilige Lanze, welche ſein Vater zu Worms vom Könige von Burgund erhalten hatte, in die Erde; warf ſich davor nieder, und betete, wie Moſes einſt auf dem Berge für den Sieg der Seinen. Dieſe fochten wie Verzweifelte. Die Herzoge flohen vor den wenigen Tapfern, deren Wahlſpruch: Sieg, oder Tod! war.

Dieſen heldenmüthigen Anfang ließ Otto nicht unbenuzt. Er verfolgte die Herzoge längſt der Moſel hin bis nach Lothringen, und nahm ihre feſten Pläze weg. Indeß aber war der König von Frankreich ins Elſaß eingedrungen, um ſich mit den Verſchwornen in Breiſach zu vereinigen, und die Sachſen vom Rheine abzuſchneiden. Otto verließ daher Lothringen, und zog ſeine Truppen an den

Oberrhein, wo er Breisach belagerte. Durch dieſe Wendung des Krieges erhielten die Herzoge wieder ein offenes Feld an dem untern Rheine. Sie ſammelten bei Andernach ein muthiges Heer, womit ſie Sachſen bedrohten. Friedrich, der Erzbiſchof von Mainz, und Ruthard, der Biſchof von Straßburg, verließen das Heer des Königs vor Breisach. Von ſo vielen Seiten bedroht, von ſo vielen Fürſten verlaſſen, ſchien Otto verloren, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Saalfränkiſche Familie jezt eben ſo zu entzweien, wie Eberhard die ſächſiſche entzweit hatte.

Hermann war, wie wir bereits gemeldet, vom Könige Heinrich, nach dem Tode Burkard's, zum Herzog in Schwaben ernannt worden. Erklärte ſich dieſer jetzt für ſeinen Vetter Eberhard gegen den König; ſo war deſſen Heer am obern Rheine vernichtet, und er der Krone verluſtig. Aber dieſer und ſein Bruder Udo waren ſchon lange gegen den Herzog von Franken aufgebracht, weil deſſen Knechte des letzteren Sohn, den jungen Grafen Gebhard, bei der Belagerung von Belike, ermordet hatten. Beide wußte jetzt Otto zu gewinnen. Sie verließen die Partei ihres Vetters, und gingen zu den Sachſen über.

Unter dieſen, dem Könige folgenden ſaliſchen Grafen, zeichneten ſich beſonders zwei Konrade aus, welche den König gegen die Verſchwörung ihres Vetters retteten. Der eine war Graf vom Lahngau, und wegen ſeiner verwachſenen Geſtalt von ſeinem Vater der Kurzbold genannt. Die Geſchichtſchreiber ſchildern ihn als einen verſchlagenen und tapfern Fürſten, der es ſogar mit Rieſen und Löwen aufgenommen habe. Er haßte ſeine Familie, die Aepfel und die Weiber, weswegen er auch unver-

beraubet blieb, und von seinen Gütern die schöne Kirche zu Limburg an der Lahn gründete, wo man noch sein Horn, seine Waffen, sein Trinkgeschirr und sein Grab findet. Der andere war ein in Staats und Kriegsgeschäften zugleich geübter Herr, darob man ihn auch den Weisen nannte. [1] Er hatte die königliche Armee durch seinen Rath und Anhang unterstützt und vermehrt. Beide waren jetzt die Häupter derselben gegen den Herzog Eberhard, als dieser mit Giselbert bei Andernach über den Rhein gegangen war, um tiefer in Teutschland einzudringen. Da Otto an dem obern Rheine mit den Verbundenen beschäftigt war, schickte er den salischen Grafen Hermann, welcher Herzog in Schwaben war, an den untern, um dort deren Bewegungen zu beobachten. Konrad der Kurzbold und Uto hatten den Vortrapp angeführt, und erfuhren von einem vertriebenen Geistlichen, daß Eberhard und Giselbert bei der Ankunft des königlichen Heeres bereits den größten Theil ihrer Truppen wieder über den Rhein geschickt hätten; mit den noch übrigen aber gutes Muths auf dem rechten Ufer die in Teutschland gemachte Beute verzehrten. Auf diese Kundschaft rückten sie sogleich raschen Schrittes auf die Herzoge an, überfielen sie in ihrem Lager, und drangen so unversehens und gewaltig auf sie ein, daß sie, gänzlich geschlagen, die Flucht ergreifen mußten. Giselbert, der Herzog von Lothringen, ertrank bei diesem Gefechte im Rheine, als er sich in einem Kahne retten wollte, und Eberhard wurde während desselben von seinem eignen Vetter dem Kurzbold erstochen.

1. Viele Geschichtschreiber verwechseln Beide, daher sie oft für einen gehalten werden.

Von nun an erhob ſich der lahngauiſche Zweig der Salier mächtig am Rheine. Der durch ihn gerettete König Otto gab ſeine Tochter Ludgardis Konrad dem Weiſen, und damit die erledigten Herzogthümer von Franken und Lothringen. Hermann war ſchon unter Heinrich I. Herzog in Schwaben geworden. Konrad der Kurzbold herrſchte geehrt und mächtig im Lahngau und in Heſſen, und Uto erhielt die Grafſchaften des obern Rheingaues, der Wetterau und der Königsbundrede für ſich und ſeine Nachkommen erblich. Der Erzbiſchof Friedrich und der Prinz Heinrich wurden nach Sachſen verwieſen, und letzterer bald hierauf durch das Herzogthum in Baiern gewonnen; Otto aber, nun auf ſeinem Throne in Teutſchland befeſtigt, zog nach Italien, um einen neuen zu erwerben.

Während der Zeit nämlich, wo ſich der teutſche König mit dem ſaliſchen Geſchlechte am Rheine herumſchlug, erbte die burgundiſche Prinzeſſin Adelheid, durch ihren erſten Gemahl Lothar, das lombardiſche Reich. Dieſe Fürſtin, mit eben ſo viel Schönheit des Körpers, als des Geiſtes und nun auch noch mit einer Königskrone geſchmükt, wurde bald der Gegenſtand einer allgemeinen Bewerbung der mächtigſten Fürſten. Unter dieſen war Berengar, der Markgraf von Ivrea, der zudringlichſte, weil er ſchon lange nach dem Beſitze von Italien geſtrebt hatte. Er bat um ihre Hand für ſeinen Sohn Adelbert; Adelheid aber verabſcheute dieſen Jüngling wegen ſeiner böſen Gemüthsart, noch mehr aber deſſen Mutter Willa, welche mit allen Laſtern ihres Geſchlechts noch eine ungemeine Herrſchſucht beſaß, und darum im Verdachte ſtand, als habe ſie Lothars vergiftet. Da Berengar durch Bitten und Schmeicheleien bei der jungen Wittwe nichts ausrichten konnte, gebrauchte er Gewalt. Er ließ ſie in ein feſtes

Schloß am Gardenſee einſperren. Sie wurde ihres königlichen Schmuckes beraubt, durch Hunger und Schimpfworte gequält, geſchlagen und endlich mit dem Tode bedroht, wenn ſie nicht in die vorgeſchlagene Ehe willigen würde. Allein alle dieſe Mißhandlungen vermehrten nur ihren Abſcheu gegen den Adelbert. Sie war nicht zu bewegen, ihm ihre Hand zu geben.

In einem ſo verzweifelten Zuſtande lag ſie ſchon mehrere Monate ohne Hülfe, ohne Troſt, ohne Hoffnung; als ihr Freund, der Bruder Martin, die dicke Mauer des Gefängniſſes heimlich durchbrach, und ſie in Mannskleidern verborgen, über den See brachte. Bei Tage in Höhlen, bei Nacht in Wälder verſteckt, führte er ſie, als einen ſchönen Knaben, durch hundertfältige Gefahren und Nachtellungen nach Canoſſa zu Azzo, einem Freund ihres Hauſes. Dort war ſie zwar gerettet und verborgen, allein Azzo zu ſchwach, um den Gewaltthaten Berengar's begegnen zu können. Er rieth ihr daher, den König der Teutſchen um Hülfe anzuflehen; und dieſer, durch eine ſchöne Frau und eine neue Krone zugleich gelockt, kam mit einem tüchtigen Heere herangezogen, befreite ſie, und erhielt von ihr, da er nun auch Wittwer geworden war, zum Lohne ihre Hand, den Thron von Italien, und durch dieſen auch zu Rom die Kaiſerkrone.

So ſehr dieſe Verbindung die Macht und den Glanz Otto's erhoben hatte; ſo mißvergnügt war darüber ſein Sohn Ludolf, welcher durch Ida, die Tochter des ſaliſchen Herzogs Hermann, nun auch deſſen Herzogthum in Schwaben erhalten hatte. Dieſer befürchtete, wenn Adelheid ſeinem Vater einen Sohn gebähren würde, ſeine Anſprüche auf die Krone zu verlieren. Er verließ daher das königliche Heer in Italien, und ging nach Teutſchland, um

ſeine Parthei aufrecht zu halten. Ihm folgten bald der Erzbiſchof von Mainz Friedrich, und Konrad der Weiſe Herzog in Franken und Lothringen. Erſterer konnte nämlich dem Kaiſer nicht vergeſſen, wie treulos er gegen ihn und den Eberhard gehandelt hatte; und letzterer führte jetzt eine ähnliche Klage gegen ihn, weil er dem Berengar nicht vergeben wollte, den er doch durch ſein gegebenes Wort zur Unterwürfigkeit gebracht hatte. So entſtand eine neue Verſchwörung gegen den Kaiſer, und ſie war um ſo gefährlicher, je geheimer ſie gehalten wurde.

Indeß konnte Otto aus den Zurüſtungen, welche an dem Rheine gemacht wurden, wahrnehmen, daß ſie wohl gegen ihn gerichtet ſeyn möchten. Er beſuchte daher, um der Sache mehr auf den Grund zu kommen, die rheiniſchen Städte, und als er in denſelben, beſonders in Mainz, nicht ſo empfangen wurde, wie es ſeiner hohen Würde zuſtändig geweſen wäre, berief er den Erzbiſchof Friedrich aus der Zelle, wo er ſeiner Gewohnheit nach in Geſellſchaft von Einſiedlern unter ſtrengen Bußübungen ſich zu dem Oſterfeſte vorbereitete, zu ſich an den Hof, um ihn näher beobachten zu können, und gebot ihm, die ſeinem Amte zuſtehenden Dienſte zu verrichten.

Friedrich, obwohl er von der Welt abgeſchieden ſchien, war deſſenohngeachtet ein zu feiner Menſchen- und Weltkenner, um nicht aus dem Betragen des Kaiſers zu bemerken, daß dieſer von der Verſchwörung unterrichtet ſey. Er beredete daher Ludolfen und Konraden nach Hofe zu kommen, um den Verdacht des Kaiſers von ſich abzulehnen. Die Herzoge folgten auch dem Rathe ihres Freundes, des klugen Erzbiſchofs. Sie ſuchten ihr bisheriges Betragen und ihre Zurüſtungen zu entſchuldigen; allein Otto ſetzte jetzt ihrer Verſtellung die ſeinige

entgegen. Er ſchenkte ihnen, obwohl ſie ihre Zurüſtungen nicht läugnen konnten, durch einen förmlichen Vertrag den Frieden und ſeine Gnade.

Dieſes gute Vernehmen war aber nur des Scheines wegen hergeſtellt, weil Otto, wie Wittekind ſagt, ſich jetzt nach Ort und Umſtänden richten mußte; als er aber, fährt dieſer Geſchichtſchreiber fort, bei der Ankunft ſeiner Freunde und des ſächſiſchen Heeres ſich zum Widerſtande mächtig genug glaubte, vernichtete er den Vertrag, den er, nach ſeiner Meinung, gezwungen habe eingehen müſſen, und erklärte ſeinem Sohne und Tochtermanne: daß ſie entweder die Urheber der Verſchwörung angeben, oder die Strafe der Acht über ſich ergehen laſſen müßten. Der Erzbiſchof Friedrich berief ſich zwar auf die Verträge, die er bisher in des Königs Nahmen und des Friedens wegen abgeſchloſſen habe; aber Otto ging nach einer fruchtlos zu Friedslar verſuchten Verhandlung nach Sachſen, um dort, wie Wittekind ſagt, den am Rhein verlornen König wieder zu finden.

Von nun an war an einen friedlichen Vergleich nicht mehr zu denken. Die Verſchwornen rüſteten ſich ohne fernere Verſtellung, und Friedrich zog ſich in das feſte Breisach zurück, wo er bei jeder Gefahr ſeine Sicherheit gefunden hatte. Otto aber rückte ſchnell mit einem ſtarken Heere gegen Mainz, welches der Sitz und die Schutzwehre der Verſchwörung war. Die Belagerung der Stadt wurde ſogleich mit aller Thätigkeit unternommen. Entſchloſſene Krieger rückten gegen die Thürme und Mauern vor, die Gräben wurden ausgefüllt, Steine und brennende Pfeile auf die Häuſer geſchleudert, und Sturmleitern angeſtellt, auf welchen die vordern Haufen die Mauern erſtiegen, aber wieder zurück geworfen

wurden. So gingen ſechzig Tage in beſtändigen Anfällen und Ausfällen dahin, als die Herzoge ankamen, und den Kaiſer um Verzeihung baten. Sie entſchuldigten ſich damit, daß ihre Fehde nur gegen Heinrich, den Herzog in Baiern, gerichtet ſey, welcher Ludolf's Länder angefallen habe. Als aber Otto auf der Auslieferung ihrer Rathgeber und Freunde beſtand, zerſchlug ſich die Ausſöhnung aufs neue. Ludolf zog nach Baiern, wo es ihm glückte, Regensburg wegzunehmen; Otto aber und ſein Bruder Heinrich mußten die Belagerung von Mainz aufheben, um Baiern zu retten. Nachdem ſie noch über ein Jahr in dieſem Lande den Krieg fortgeſetzt hatten, unterwarfen ſich Ludolf und Konrad. Auch Friedrich der Erzbiſchof von Mainz wollte ſeine Unſchuld mit einem Eide bekräftigen, allein der Kaiſer nahm den Fürſten ihre Herzogthümer in Schwaben und Lothringen, und gab jenes dem Tochtermanne ſeines Bruders Heinrich, dem Burkard, dieſes ſeinem andern Bruder Brune, dem Erzbiſchof von Cölln; dem Erzbiſchof von Mainz aber ſagte er: »von euch nehme ich »keinen Schwur an, als den, daß ihr mir künftig mit »eurer Weisheit zur Wiederherſtellung der Ruhe und des »gemeinen Weſens beitrebet.«

Durch den Krieg mit den Saliern lernten die Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe, wie gefährlich die Gewalt der großen Herzoge, ſowohl ihnen, als dem Reiche werden könne. Sie versuchten daher, dieſelbe durch Erhebung der Geiſtlichen, der Pfalzgrafen und des Volkes zu brechen. Demzufolge vermochte ſchon Heinrich I., von den noch freien Wehren auf dem flachen Lande den neunten Mann aus jeder Hundrede in die Städte zu ziehen, und beſchenkte dieſe mit beſondern Freiheiten und Vorrechten. Für die Wehren, welche ihre Stammgüter befeſtigt

und lieber als Ritter in dem Heerbanne gedient hatten, ſoll er Turniere oder wenigſtens öffentliche Kampfſpiele eingeführt haben, um ſie wieder an den Reichsdienſt zu gewöhnen. Er und ſein Nachfolger Otto ernannten in einem jeden großen Herzogthume, oder auf den Grenzen, Pfalz- und Markgrafen, wovon erſtere, gleich den alten Sendgrafen die richterliche-, letztere die Kriegsgewalt auf den Marken mit den Herzogen theilen ſollten. Endlich beſchenkten ſie die Kirchen mit großen Gütern und Herrlichkeiten. Die Bisthümer aber beſetzten ſie mit ihren Verwandten und Creaturen,[1] und übergaben denſelben einen großen Theil der Staatsverwaltung, ſowohl in den Grafſchaften, als in den Städten, wo der biſchöfliche Stuhl war.

Dieſe Anſtalten hatten anfänglich den erwünſchten Erfolg. Die widerſpenſtigen Herzoge wurden im Gehorſame erhalten, oder ihrer Würde entſetzt; die Grafen und Ritter wurden unter die Fahnen des Heerbannes verſammelt; die Biſchöfe brachten einen friedlichen Geiſt in die Gaue, und die Städte erhoben wieder die Rechte und die Gewalt des gemeinen Volkes. Indeß konnten ſolche Mittel das Uebel nicht von Grund aus heilen. Das Lehenweſen und die Anarchie waren ſchon unter den Karlingern ſo tief gewurzelt, daß die Erhebung der Biſchöfe, der Pfalzgrafen, der Ritter und Städte mehr dazu beitrug, die Landeshoheit der Stände zu begründen, als zu beſchränken. Die Biſchöfe

1. Der Erzbiſchof von Cölln, Bruno, war ein Bruder, der Erzbiſchoff von Mainz, Wilhelm, ein natürlicher Sohn Otto's I. Willigis von Mainz, Hildebold von Worms, Walterich von Speier und Otto von Straßburg waren Räthe, Kanzler und Freunde der Kaiſer.

und Erzbischöfe am Rheine suchten die Gewalt, welche die Kaiser ihnen anvertraut hatten, zum Vortheile ihrer Kirchen zu benutzen, und letztere befestigten die Kurwürde und das Erzkanzleramt an ihre Stühle. Die Pfalzgrafen am Rheine bemühten sich zwar, das Ansehen der Herzoge zu sammlern, allein sie brachten das, was diesen abgenommen wurde, nun auf ihre Familien, und damit auch die vierte Kurwürde des Reichs. Die Ritter am Rheine machten bald einen eigenen Stand aus, welcher nur unmittelbar unter dem Reiche stehen wollte, und die Städte erschlichen sich durch ihre Ergebenheit an den kaiserlichen Thron solche Vorrechte und Freiheiten, daß sie, wie die Fürsten, nach einer gänzlichen Unabhängigkeit streben konnten.

Nach dem Tode Otto's des Großen vermehrten sich die Fortschritte zur ständischen Landeshoheit um so schneller, weil unter seinen Nachfolgern aus dem sächsischen Hause, Otto II., III. und Heinrich II., das Reich meistens durch deren Weiber und die rheinischen Bischöfe verwaltet wurde. Bruno, ein Bruder Otto's I. war Erzbischof von Cölln und Verwalter von Lothringen geworden; Adelbert, der Bruder der Kaiserin Kunigunde bemächtigte sich des Erzstifts von Trier mit gewaffneter Hand; und Poppo, dessen Nachfolger, erhielt von Heinrich II. Coblenz und den königlichen Pallast. Friedrich, der Erzbischof von Mainz, hatte, wie wir bereits angeführt haben, schon dem großen Otto zu schaffen gemacht. Seine Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle waren Wilhelm, ein natürlicher Sohn dieses Kaisers, und Willigis, der Hofkaplan und Erzkanzler, beide am Rheine und in dem Reiche mächtig. Zu Worms hatte der Bischof Burkhard Gesetze gegeben; zu Speier und zu Straßburg

Balderich und Otto der Kaiser Gnade und Vertrauen. Unter der Leitung dieser rheinischen Bischöfe regierten nach dem Tode Otto's des Großen Mathilde dessen Schwester, Adelheid dessen Gemahlin, Theophania die Gattin Otto's II. und Kunigunde die Gattin Heinrichs II., das Reich. Die Erstere war Aebtissin zu Quedlinburg und von Otto II. bei seiner Abwesenheit als Reichsverwesern ernannt. Sie glaubte durch ihre Milde die Reichsfürsten eben so beherrschen zu können, wie ihre Klosterfrauen. Adelheid hatte schon bei ihres Gemahls Lebzeiten einen wichtigen Einfluß auf die Staatsgeschäfte; nach seinem Tode eiferte sie mit der Theophania um die Herrschaft. Kunigunde, eine geborne Luxenburgerin, war fromm und züchtig, und liebte den geistlichen Stand vorzüglich, weßwegen sie auch von dem weltlichen gehaßt, und des Ehebruchs beschuldigt wurde. Da sie aber ihre Keuschheit selbst durch die Feuerprobe bestätigt hatte, stellten sie die Geistlichen dem Volke als eine Heilige vor.

Unter diesen rheinischen Bischöfen und königlichen Frauen hatten jetzt Willigis, der Erzbischof von Mainz, und Theophania den größten Einfluß auf die Bildung der Sitten und die Verwaltung des Reichs. Jener war durch seine Verdienste von dem niedern Stande eines Handwerkers [1] zum ersten geistlichen Fürstenthum im Reiche emporgestiegen. Was er für sein Erzstift gethan, werden wir in der Geschichte von Mainz besonders anführen, aber als Erzbischof und Erzkanzler war er des sächsischen Hauses Stütze und des Reichs Friedensstifter. Nach dem

1. Er soll eines Rademachers oder Wagners Sohn aus dem Dorfe Stromingen gewesen seyn.

frühen Tode Otto's II. erhielt er deſſen minderjährigem Sohne Otto III. den Thron, obwohl ſich ihm Heinrich, der Herzog in Baiern, und die Erzbiſchöfe von Trier und Cöln entgegen geſetzt hatten. Er ſelbſt führte ihn nach Aachen, um ihn dort von dem Legaten des Pabſtes ſalben und krönen zu laſſen. Er wurde hierauf der erſte Rathgeber und Freund des ſächſiſchen Hauſes, und ließ dem jungen Prinzen in allen, ſeinem hohen Stande zukommenden Wiſſenſchaften Unterricht ertheilen.

Unter dem Beiſtande dieſes klugen Erzbiſchofs von Mainz regierte, während der Minderjährigkeit Otto's III., Theophania das Reich. Sie war die Tochter Romano's, des Kaiſers vom Orient, und die Gattin Otto's II., des Kaiſers vom Occident. Reich an Verſtande und reizend von Angeſicht,[1] zog ſie, mit aller Pracht und Kunſt Griechenlands umgeben, in den rheiniſchen Städten umher, und theilte koſtbare Geſchenke aus. Wenn man die Sitten, welche damals an dem Hofe von Conſtantinopel üblich waren, in Erwägung zieht, ſo muß die Ankunft dieſer Frau an dem Rheine ein eben ſo ſeltenes als reizendes Schauſpiel geweſen ſeyn. Sie ſaß gemeiniglich auf einem ſtolzen Pferde, welches mit köſtlichem Sattelzeuge und Federn geſchmückt wurde. Ihr Haar war um den Hinterkopf nedlich gewunden, und in ein goldnes Netz verſteckt, aus dem einige braune Locken auf die blendend weiße Stirn rollten. Zwiſchen denſelben flimmerten Perlen und Edelſteine, deren Glanz aber von den feurigen Augen verdunkelt wurde, die aus dem langen griechiſchen Geſichte ſtralten. Vom Buſen bis zu den Sandalen ihres

1. Ingenio secunda et vultu elegantissimo, ſagt die ſächſiſche Chronik.

feinen Fußes floß in großen Falten ein langes Kleid. Ueber daſſelbe trug ſie bis zu den Knieen eine Tunika, mit Perlen und Edelſteinen geſtickt und unter der Bruſt mit einem koſtbaren Gürtel gebunden. Die ganze ſchöne Geſtalt war in einen großen Mantel eingehüllt, welcher auf der Schulter mit einem köſtlichen Krappen befeſtigt, und an den Enden mit goldenen Quaſten behängt, Würde und Majeſtät verbreitete. So erſchien Theophania, wie eine Göttin, in den Städten und Pfalzen des Rheins, und brachte unter ſie die griechiſchen Künſte und Gefälligkeiten. Ihr Geiſt beſchränkte ſich nicht allein auf die Zimmer der Frauen; ſie war mit ihrer Schwiegermutter Adelheid Reichsverweſerin und Rathgeberin ihres Gatten geworden. Wenn es die Noth erforderte, zog ſie ſogar in das Feld, und führte mit männlichem Muthe das Heft der Regierung. [1]

Unter der Leitung ſo geiſtreicher Fürſtinnen und ſo kluger Biſchöfe ſchienen die rheiniſchen Länder und Sitten eine andere Geſtalt zu erhalten. Die gebildeteren und geſchmeidigen geiſtlichen Fürſten gewannen ihre Gunſt, und ließen ſich ihre weltliche Gewalt durch Schenkungen vermehren; die weltlichen Fürſten und Ritter ſuchten durch ſie Aemter bei Hofe und in dem Reiche. Die rheiniſchen Städte, ſchon durch Heinrich I. begünſtigt, legten ſich auf neue Künſte und Gewerbe und ſtrebten nach republikaniſcher Unabhängigkeit. Die rheiniſchen Kirchen und Pallaſte wurden entweder verſchönert, oder mit neuer Pracht erbauet. Mönche und Nonnen ſchrieben Geſchichte und Gedichte in lateiniſcher und griechiſcher Sprache, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die byzantiniſchen Kunſtwerke,

1. Regnum filio custodia servabat virili, ſagt Dithmar.

welche wir noch am Rheine finden, auf Betrieb der Kaiserin Theophania verfertigt wurden.

An dem Hofe des Kaisers wurden, nach griechischer Art, neue Aemter und Gesellschaften eingeführt. In letzteren versammelten sich die edelsten Männer und Weiber zu geistreichen Beschäftigungen, und Theophania belebte sie, wie eine andere Aspasia, mit sokratischen Gesprächen. Diese müssen sehr unterhaltend gewesen seyn, indem sogar der ernsthafte Gerbert, nachheriger Pabst Silvester II., dadurch bezaubert wurde. »Da mir diese gemüthlichen »Gesichter«, sagt er, »diese sokratischen Unterhal»tungen entgegen kamen, vergaß ich allen Kummer, »und mich schmerzte nicht mehr der Gedanke meiner Aus»wanderung.« Die königlichen Frauen liebten auch vorzüglich die schönen Rheingegenden, und hielten sich meistens in den rheinischen Städten und Pfalzen auf. Adelheid hatte sich Selz zu ihrem Wittwensitze gewählt; Theophania hielt ihren Hof zu Frankfurt, zu Mainz, zu Worms und zu Cölln, und verschönerte, oder beschenkte diese Städte. Kunigunde war, als eine geborne Luxemburgerin, den Städten Trier und Coblenz zugethan. Die zwei ersteren Kaiserinnen wollten auch noch nach ihrem Tode an dem Rheine ruhen, jene wurde zu Selz, diese zu Cölln begraben; aber der Adelheid Grabmal hat jener Fluß, das der Theophania aber die Zeit vernichtet.

Die geistlichen Geschichtschreiber dieser Zeit loben die Regierung der sächsischen Kaiser und ihrer Frauen ungemein. Sie erheben letztere zu grossen Fürstinnen und Heiligen, und nennen Otto III. gar ein Weltwunder; dagegen sagen die Chroniken der Städte, daß sie die teutschen Sitten durch fremde verdunkelt, und das Reichsgut durch Schenkungen geschmälert hätten. Den

Verlust der Teutschen in Italien unter Otto II. schreiben sie der Vorliebe Theophania's gegen ihre Landsleute, die Griechen, und den Tod Otto's III. seiner Liebe gegen fremde Weiber zu. »Es hatte nämlich, sagt Münster, Kaiser Otto eine Gemahlin, Maria aus Arragonien, ein geiles, unreines und doch unfruchtbares Weib, welche ganz und gar mannsüchtig war. Sie führte mit sich heimlich in ihr Frauen Zimmer einen Jüngling mit Weibskleidern bedeckt. Diesen brauchte sie täglich zu ihrer Geilheit, und jedermann meinte, er wäre ihre Kammerfrau. Es kam aber zuletzt dem Kaiser die Sache seltsam vor; da ließ er den Buhlen vor sich und seine Fürsten bringen, und die weiblichen Kleider abziehen. Als nun jedermann sahe, daß er ein Jüngling und nicht ein Weib war; so wurde er seiner Uebelthat wegen verbrannt. Da auf diese Weise Maria um ihren Buhlen gekommen, und noch für und für die Mannsucht in ihr stack; fing sie ein anderes Spiel an. Es war zu der Zeit in Italien bei Modena ein Graf, gar zierlich und hübsch von Leibe, und daneben ein frommer Mann. Dieser gefiel der Kaiserin so gar wohl, daß sie ihm hold ward, und sich unterstand, ihn durch Schmeichelei zu unziemlicher Lust zu verführen. Als er aber ihres Willens nicht wollte, verklagte sie ihn lästerlich bei ihrem Gemahl, gleichsam als hätte er ihr der Unehre zugemuthet. Da ließ ihn der Kaiser in einem jähen Zorne tödten. Allein der Graf hatte seiner Hausfrau zuvor schon alle Zumuthungen des schamlosen Weibes geklagt, und sie höchlich beschworen, daß sie nach seinem Tode seine Unschuld mit glühendem Eisen beweisen möchte. Als bald darauf der Kaiser zu Gericht saß, kam des Enthaupteten Frau vor ihn, und rief ihn, indem sie ihres Mannes Haupt vorzeigte, um Gerechtigkeit und

Gericht an. Der Kaiser erschrack ob dieses Anblicks, und da er zu gleicher Zeit inne geworden, daß seine Gattin schon wieder mit einem andern ehebrüchig geworden war; ließ er sie salben, in ein Feuer werfen und verbrennen. Des Grafen verlassene Witwe begabte er aber mit vier Schlössern und andern Geschenken. Da nun bald hierauf der Kaiser den römischen Bürgermeister Crescentius, des Aufruhrs wegen, hatte hinrichten lassen; da reizte ihn dessen Gemahlin zu ihrer Liebe, um dafür Rache zu nehmen. Denn sie war ein wunderhübsches und arglistiges Weibsbild, welche wohl wußte, daß sie den Männern, ihrer Schönheit wegen, gefiel. Da sie aber ihre Rache mit gewaltiger Hand nicht vollbringen mochte; so ließ sie zwei Handschuh auf das allerköstlichste machen, und Gift darein nähen, und schenkte sie dem Kaiser zum Abschiede. Als dieser selbige nun brauchte, kam das Gift in seinen Leib. Er wurde krank und starb in dem neunzehnten Jahre seines Kaiserthums ohne Erben.«

Nach seinem Tode war kein männlicher Erbe des sächsischen Hauses mehr da, als Heinrich, der Herzog von Baiern; ihm aber widersetzte sich Hermann, der Herzog von Schwaben, und rückte mit einem mächtigen Heere an den beiden Ufern des Rheins vor, um ihm den Weg nach Worms zu versperren, wo die rheinischen Bischöfe und Fürsten versammelt waren, um ihn auf den erledigten Thron zu erheben. Unter der Leitung des Erzbischofs Willigis und Anführung Heinrich's von Schweinfurt, hatten diese die Völker am Rhein und in Franken aufgeboten, und die Vorschritte Hermanns aufgehalten. Heinrich konnte dadurch mit seinen Baiern über den Fluß setzen. Er wurde zu Worms gewählt, und erhielt zu Mainz von Willigis die Krone, welche dieser schon seinem Vorfahr

erhalten hatte. Hermann übte hierauf eine grauſame Rache an den Ländern der Biſchöfe von Worms und Straßburg, welche Willigiſens Freunde und Schüler waren. Er wurde aber bald von beiden über den Rhein zurückgeſchlagen, und mußte ſich zu Bruchſal dem Kaiſer unterwerfen.

Nach der glücklich vollzogenen Wahl hoffte Heinrich von Schweinfurt das Herzogthum von Baiern zu erhalten, weil er dem Kaiſer bei derſelben ſo wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Dieſer aber gab es dem Bruder ſeiner geliebten Gemahlin Kunigunde, dem Heinrich von Luxemburg. Darob entſtand ein neuer Aufruhr gegen das ſächſiſche Kaiſerhaus. Heinrich von Schweinfurt verband ſich mit Ernſt von Oeſtreich und dem Herzoge von Pohlen gegen Heinrich den Kaiſer. Er wurde aber geſchlagen und gefangen. Das Todesurtheil war ſchon über ihn und den Oeſtreicher ausgeſprochen; da trat der menſchliche Erzbiſchof Willigis bittend vor den Kaiſer, und erhielt beiden deſſen Begnadigung und das Leben. Hierauf zog der Kaiſer nach Italien, um dort ſeine Würde zu behaupten; Willigis aber und ſein Schüler Burkhard, der Biſchof von Worms, erhielten den Frieden im Reiche.

Nach den faſt einſtimmigen Erzählungen der gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, muß man bekennen, daß die rheiniſchen Biſchöfe unter den ſächſiſchen Kaiſern und Kaiſerinnen viele gemeinnützige Anſtalten am Rhein erwirkt haben. Wir werden es noch in der Geſchichte von Mainz, Trier, Cölln, Worms und Straßburg hören, daß ſie es eigentlich waren, welche dieſen Ländern Geſetze gegeben, und deren Kirchen und Städte entweder erweitert, oder verſchönert haben. Indeß vergaßen ſie darüber nicht ihre eigene Vortheile. Da ſie das Vertrauen und die Gnade der

Kaiſer und Kaiſerinnen beſaßen, benutzten ſie deren Freigebigkeit zur Bereicherung ihrer Kirchen und heiligen Stühle. Man findet, wie eine alte Schrift ſagt, keine Fürſten, welche den Domkirchen ſo viele Güter, Vorrechte und Herrlichkeiten gegeben haben, als Otto und ſeine Nachfolger vom ſächſiſchen Hauſe. Durch ſolche Schenkungen der Kaiſer wurde das Reichsgut immer mehr zerſplittert, und die Reichsgewalt in eine förmliche Lehengewalt verwandelt. Wenn wir die Urkunden und Geſchichten dieſer Zeit durchſuchen, ſo ergibt es ſich, daß ſchon unter dieſer ſächſiſchen Dynaſtie die rheiniſchen Erzbiſchöfe Willigis von Mainz, Poppo von Trier, Bruno von Cölln, und die Biſchöfe Werner von Straßburg, Balderich von Speier und Burkhard von Worms landesherrliche Rechte faſt über ganze Gaue ausgeübt haben. [1]

Auch die Laienfürſten hatten ſich ſchon der Grafſchaften und Leuten bemächtigt. Noch ehe die ſächſiſche Dynaſtie mit Heinrich II. ausgegangen war, herrſchten die Habsburger ſchon im Sundgau und Aargau, die Zähringer ſchon im Breisgau; die Salier im Oberrheingau, die Ruringer im Ridgau und der Wetterau, die Laurenburger oder Naſſauer in der Königshundrede, die Spanheimer im Nahegau, die Rauinger im Trachgau; die Arnſteiner im Lahngau, die Iſenburger und Wieder im Engersgau, die von Jülich, Cleve und Altena im Sieggau, Jülichgau, Keldachgau und der weſtphäliſchen Mark. Von dem saliſchen Grafen Uto ſagt der ſächſiſche Geſchichtſchreiber Wittekind ausdrücklich:

1. Siehe die Urkunde davon bei Schöpflin, Schannat, Gudenus, Würdwein, und in den Akten der pfälziſchen Akademie.

daß er alle seine Lehen und Aemter mit Bewilligung des Kaisers Otto gleichsam als eine Erbschaft unter seine Söhne vertheilt habe.

Indeß waren alle diese von den Ständen erworbenen Vorrechte doch mehr erschlichen, als gesetzmäßig anerkannt. So lange noch Kaiser mit Geist und Kraft den Scepter führten, war an keine förmliche Landeshoheit zu denken. Als nach Abgang des sächsischen Königsstammes mit Heinrich II. der fränkische Herzog Konrad II. auf den Thron erhoben wurde, schien das Kaiserthum wieder seinen vorigen Glanz zu erhalten, und wir sehen sowohl bei seiner Wahl, als bei seiner Regierung die letzte Erscheinung der altteutschen Verfassung. Da die Geschichte dieses saalfränkischen Kaiserhauses eigentlich den Zeitlauf enthält, worin die alte Heerbannsverfassung mit Gauen und Herzogthümer verschwindet, und an deren Stelle der Lehenhof mit Landes- und Lehenhoheit tritt; so halte ich es der Mühe werth, selbe umständlicher, und nach gleichzeitigen Geschichtschreibern anzuführen, und dieses um so mehr, weil das salische Geschlecht ein wahrhaft rheinisches ist, und der teutschen Nation so große Fürsten gegeben hat.

Das flüchtige Andenken an die vorübereilenden Begebenheiten, sagt Wippo, durch die Bande der Schrift zu fesseln, und vorzüglich den Ruhm des christlichen Kaiserthums nicht durch träges Verstummen untergehen zu lassen, das habe ich für recht und angemessen gehalten, sowohl weil denen, die demselben im Leben vorstanden, daraus ein länger dauerndes Lob zu Theil wird, als damit die Nachkommen, wenn sie den Aeltern nachahmen wollen, der Spiegel der väterlichen Größe vorgehalten, und des Nachstrebenden Geist durch dargestelltes Beispiel lebhaft entzün-

det und gestärkt werde. Auch geschieht es oft, daß der Ruhm der Väter eine heilsame Scham erzeuget, wenn die Nachkommen inne werden, daß sie ihnen nicht beikommen, während jene der Ruf mit gerechtem Lobe erhebt. Denn so wie die Tugend Viele vom gemeinen Volke adelt, also schändet viele Edle ihr Adel ohne Tugend. Ueberdies scheint es Unrecht zu seyn, die glorreichen Thaten rechtgläubiger Fürsten zu verschweigen, und dagegen die Triumphe heidnischer Tyrannen mit lauter Stimme zu verkünden. Es verräth wenig Nachdenken, vom Tarquinius dem Stolzen, vom Tullus und vom Vater Aeneas, und vom streitbaren Rutulus und andern der Art zu schreiben und zu lesen, und unserer Karle und drei Ottone, unserer Konrade und Heinriche, unserer Friedriche und Rudolphe ganz und gar nicht zu gedenken.

Dies habe ich als Vorwort sagen wollen. Jetzt komme ich zu den Thaten des Kaisers. Zuerst aber werde ich einiges von seiner Wahl sagen, damit, wenn ich zuvor die Prälaten und Fürsten genannt habe, welche zu der Zeit dem Reiche als Schirm dienten, ich hernach mit mehr Grund sagen kann, wie vortrefflich sie geleitet worden sey.

Im Jahr nach der Menschwerdung unsers Herrn 1024 ward Kaiser Heinrich der Andere, nachdem er das Reich in gute Ordnung gebracht, und nach längerer Arbeit endlich die Früchte des Friedens zu ärndten anfing, bei blühender Herrschaft, bei voller Gesundheit des Geistes, von einer Krankheit des Körpers ergriffen, bei deren Wachsthum er am 10. Julius das Leben endete. Nach dem Tode des Kaisers war das Reich wie verwaist durch das Hinscheiden eines Vaters, und wurde bald mächtig erschüttert, welches jeden Besseren mit Besorgniß und Furcht

erfüllte; die Schlechten aber freueten ſich darüber, daß die kaiſerliche Gewalt in Gefahr kam. Aber die göttliche Vorſehung vertrauete den Anker der Kirche ſolchen Prälaten und Herrſchern, wie ſie zu der Zeit nothwendig waren, um das Vaterland auf ſicherer Fahrt in den Hafen des Friedens zu führen. Denn als der Kaiſer kinderlos verſtorben war, ſetzten die mächtigſten Fürſten ihr Vertrauen mehr auf Stärke als weiſes Betragen; jeder ſtrebte demnach der erſte, oder unter jeder Bedingung nach dem erſten der zweite zu ſeyn; woraus denn Zwietracht entſtand, und das ganze Reich erfüllte, ſo daß faſt überall Mord, Brand und Raub entſtanden ſeyn würde, wenn nicht dieſer Sturm durch Eintracht erlauchter Männer gedämpft worden wäre. Unterdeß half die Kaiſerin Kunigunde, obwohl als Wittwe, mit Zuthun und Rath ihrer Brüder Theodorich, des Biſchofs von Metz, und Hetzelo's, des Herzogs von Baiern, nach allen Kräften dem Reiche auf, und richtete auf Wiederherſtellung des Kaiſerthums die ganze Kraft ihres Geiſtes, und ihre innigſte Sorgfalt. Es fordert der Gegenſtand, daß ich einige von den höchſten Prälaten und weltlichen Fürſten nenne, auf deren Rath die Teutſchen ihre Könige zu wählen pflegten, damit, was ich nachher erzählen werde, nicht als zufälliges Ereigniß, ſondern als auf den Rath der weiſeſten und erfahrenſten Männer geſchehen, erſcheinen möge. Zu der Zeit regierte das Erzbisthum Mainz Aribo, ein Baier ſeines Stammes, von edler Geburt, und gewandt, tüchtigen Königen zu rathen. Dem Erzbisthum Cölln ſtand Pelegrin vor, ein Verwandter des Aribo, ein einſichtsvoller, und ſeines Amtes würdiger Mann. Das trieriſche Erzbisthum verwaltete Poppo, der Bruder des Herzogs Ernſt, ein frommer und demüthiger Prälat, der damals ſeinem Ref-

ſen, dem Herzog Ernſt, mit dem ſchwäbiſchen Herzogthume als Vormund vorſtand. Das Metzer Bisthum beſaß Theodorich, von edler Geburt, und von männlicher Tugend. Die Stadt Straßburg beherrſchte der Biſchof Werinher, edlen Stammes, eifrig in geiſtlichen und weltlichen Geſchäften. Auf dem Würzburger Stuhle ſaß Marzelin, ein weiſer Biſchof, und in kirchlichen Würden von unveränderlicher Treue. Das Bambergiſche Bisthum verwaltete Eberhard, der erſte Biſchof jener Kirche, durch Geiſteskraft und Tugend, dem Reiche eine Stütze. Der Conſtanzer Kirche ſtand Heime vor, voll göttlicher Weisheit, und zugleich Mäßigung und Kenntniß auch in weltlichen Dingen. Augsburg beſaß der Biſchof Bruno, der Bruder Heinrichs des Kaiſers, ausgezeichnet durch ſeinen Geiſt voll Tüchtigkeit; nur durch Bruderhaß gegen den Kaiſer wurde ſein Ruhm verdunkelt. Salzburg regierte Gundber, der Bruder des Grafen Eberhard und Hermanns, ſanft und gut, Gott und Menſchen gefällig. Der Regensburger Biſchof war Burkhard, überaus wohlwollend und gütig. Zu Freiſingen ſtand Albert mit Weisheit der Geiſtlichkeit und dem Volke vor. Viele andere Prälaten und Aebte waren zugegen aus jenen Gegenden, welche alle zu nennen zu lang ſeyn würde. Die ſächſiſchen Prälaten habe ich nicht nennen wollen, weil mir nicht genug von ihrem Leben bekannt war, um ihre Sitten mit ihrem Namen zu bezeichnen; obwohl auch ſie jederzeit bei den größten Verhandlungen zugegen waren, und das Reich mit Rath und That unterſtützten. Von Italien ſchweige ich, deſſen Fürſten nicht ſobald zur Königswahl kommen konnten, die aber ſpäterhin in der Stadt Conſtanz dem Kaiſer mit dem Erzbiſchof von Mailand und den übrigen Fürſten entgegen kamen, ihm den Lehenseid leiſteten, und mit frohem

Willen Treue gelobten. Zu gleicher Zeit mit jenen genannten Männern lebten folgende Herzoge: Bruno, Herzog von Sachsen; [1] Adelbert, Herzog von Istrien; Hetzilo, von Baiern; Ernst, von Alemannien (Schwaben); das Herzogthum Lothringen hatte Friedrich; Ripuarien (die Rheinlande) Gozelo; der Franken Herzog war Konrad aus Worms; Udalrich war Herzog von Böhmen; Burgundien und Ungarn gehorchten damals nicht dem römischen Reiche.

Oben erwähnte Bischöfe und Herzoge, und die übrigen Gewaltigen, überzeugt daß kein besseres und schnelleres Mittel für sie sey, der drohenden Gefahr zu entgehen, wendeten auf jenes Ziel ihre höchsten Anstrengungen und einen ausgezeichneten Eifer: daß das Reich nicht länger ohne Oberhaupt hin und her wanke. Die Stimme und die Meinung der Einzelnen zu erfahren, wem allenfalls jemand erwünscht sey, von wem er verworfen werde, und wen ein jeder zum Herrn begehre, darüber verhandelte man durch Sendschreiben und Boten; und das war kein eitles Beginnen, denn es gehört zur Weisheit, daß man im Innern vorbereite, was man von Außen verlangt; das Ueberlegen vor dem Handeln ist der Saame zur künftigen Frucht. Thöricht ist es, von Andern Hülfe zu verlangen, wenn man selbst nicht weiß, was man bezweckt. In großen Dingen wird das einen guten Ausgang bringen: im Verborgenen des Raths pflegen, reiflich erwägen, rasch handeln. Zuletzt setzte man den Tag an, und bestimmte den Ort und das Wahlfeld. Es hatte

1. Das bezeichnet immer in der Sprache jener Zeit das uralte Sachsenland, das heutige Westphalen und Niedersachsen, nicht die später berühmten und mächtigen östlichen Kolonienländer.

eine allgemeine Zusammenkunft statt, eine solche, wie ich vorher in meinem ganzen Leben keine gesehen zu haben mich erinnere. Was auf diesem Reichstage Merkwürdiges geschehen, werde ich sofort erzählen.

Zwischen Mainz und Worms erstreckt sich eine weite Ebene, welche zur Aufnahme einer unermeßlichen Volksmenge wie gemacht, und wegen der vielen sie verbergenden Inseln zu geheimen Verhandlungen vorzüglich geeignet ist. Von des Ortes Benennung und Lage habe ich weitläufig geredet. Ich kehre zur Sache zurück. Dorthin kamen alle Vornehmen und gleichsam das innere Mark und der Kern des Reichs zusammen und schlugen das Lager dies- und jenseits des Rheins. Es versammelten sich aus den diesseitigen Landen[1] die Sachsen mit den ihrem Lande angrenzenden Slaven, die östlichen Franken, die Baiern, die Schwaben. Aus den jenseitigen die überrheinischen Franken, die Ripuarier (Rheinländer), die Lotharinger. Es handelt sich von der größten Angelegenheit; zweifelhaft und unentschieden ist die Wahl. Unter Furcht und Hoffnung erforschen gegenseitig Verwandte und Brüder die getheilten Wünsche eine lange Zeit hindurch. Denn es war keine geringe Sache über die man berathete; sondern eine Angelegenheit, die, wenn sie nicht mit feuriger Brust und mit innigem Ernst ergriffen wurde, zum gänzlichen Verderben des Ganzen sich entwickeln mußte. Um in gemeinen Gleichnissen zu reden: nur die verdauete Speise bekömmt wohl, und jede Arzenei muß ans Licht gehalten und wohl beleuchtet werden. Als auf solche Weise man

1. Cum Rhenus Galliam a Germania dirimat, kommt von den alten römischen Provinzialgrenzen.

sich lange stritt, wer herrschen solle, und als den nun sein zu zartes, oder zu sehr vorgerücktes Alter, einen andern seine noch unbekannte Tapferkeit, einige ihre offenbare Anmaßung zurücksetzte; so wurden von sehr vielen nur wenige erwählt, und von noch wenigeren sonderte man zweie ab, in welchen zuletzt wie in einem Ruhepunkte der schwankende und reiflich geprüfte Entschluß der vornehmsten Männer sich vereinigte. Zwei Konrade lebten, wovon der eine, weil er älter war, der ältere, der andere, der jüngere genannt wurde, beide aus dem Lande der rheinischen Franken vom vornehmsten Stamme. Sie waren von zweien Brüdern geboren, wovon einer Hetzel, und der andere ebenfalls Konrad hieß. Diese waren, wie wir erfahren haben, Kinder Otto's, Herzogs der Franken und hatten noch zwei andere Brüder, Bruno und Wilhelm, von denen jener den apostolischen Stuhl zu Rom besieg und nachher Gregor genannt wurde, und dieser als Bischof von Straßburg seine Kirche wunderbar erhob. Vorgenannte zwei Konrade, von edelster Geburt väterlicher Seits, waren es von der mütterlichen nicht minder. Die Mutter des jüngern war Adelaide, aus dem edlen Volke der Lotharinger, die Schwester der Grafen Gerhards und Adelberts, welche immer im Streit mit Königen und Herzogen verwickelt, kaum zuletzt ihres Verwandten Konrads wegen sich beruhigten. Ihre Aeltern, die sich unter dem heiligen Remigius, dem Bekenner, unter das Joch des Glaubens gebeugt hatten, sollen von dem alten Geschlecht der Könige abstammen.

Zwischen diesen beiden, dem ältern und dem jüngern Konrad, schwebte lange die Wahl des übrigen Volks, und obwohl insgeheim beinahe alle den ältern, wegen seiner Tapferkeit und Rechtschaffenheit, mit Inbrunst erkoren;

so verhüllte doch ein jeder aus List seine Meinung, wegen der Macht des jüngern, damit nicht Zwiespalt unter ihnen aus ehrgeizigem Trachten nach der höchsten Würde entstehe. Zuletzt aber fügte es die göttliche Vorsehung, daß sie selbst in einem Vertrage übereinkamen, der in einer so wichtigen Sache sehr angemessen war: daß wen die Mehrzahl des Volks erköhre, der andere ihm unverzüglich weichen sollte. Ich halte es für erzählenswerth, auf welche Weise der ältere Konrad seinen tiefen Sinn kund that; und nicht etwa weil er selbst König zu werden verzweifelte, da er vielmehr schon wahrnahm, wie Gottes Wink die Herzen der Fürsten ihm zuwandte, sondern um seines Verwandten Gemüth vor unruhigen Entschließungen zu bewahren, folgende vortreffliche Rede an denselben richtete:

»Eine glücklicher Ereignisse würdige Freudigkeit artet »nicht in Uebermaaß aus, noch auch duldet sie Undank»barkeit für empfangene Wohlthaten; und eben so wie »im Unglück eine verdammliche Kleinmüthigkeit tiefer ins »Uebel hinunter zieht, so führt im Glück eine ruhige »Freude zu völligerem Gelingen. Das ist ein schlechter »Genuß des errungenen Glückes, der das Gemüth des »Arbeitenden nicht mit ruhiger Heiterkeit erfüllt. So »fühle ich mich jetzt im Innern durch große Freude wie »neugeboren, weil in einer so großen Versammlung der »einmüthige Beschluß Aller uns beide allein ausersehen »hat, um einen von uns zur königlichen Würde zu erhe»ben. Denn wir müssen nicht wähnen, daß wir, sey es »an Adel des Stammes oder an Reichthümern, unsere »Verwandten übertreffen; noch auch müssen wir mit Wort »und Hand uns selbst erheben, und ein Verdienst uns »zulegen, das uns einer solchen Anerkennung würdig

»mache. Unſere Väter ſetzten ihren Ruhm in Thaten,
»nicht in ruhmredige Worte. Einem jeden muß das
»gewöhnliche Leben unter ſeines Gleichen genügen. Wenn
»wir aber in irgend einem Betracht tüchtiger zu großen
»Dingen als Andere befunden werden, ſo laß uns dafür
»unſerm Schöpfer danken. Wir alſo haben darauf zu
»denken, daß wir nicht, da wir vor Andern einer ſolchen
»Ehre würdig gehalten worden, uns durch eignen Zwiſt
»einer ſolchen Gunſt unwürdig machen. Denn thöricht
»iſt es, ſich etwas anmaßen, was uns nicht gebühret.
»Bei keiner Wahl iſt es dem Einzelnen erlaubt, über
»ſich ſelbſt zu urtheilen; wohl aber über Andere. Wenn
»es jeder über ſich ſelbſt dürfte, welche Zahl von Königs-
»lein, denn Könige wären ſie nicht, würden wir
»ſehen? Von uns hing es nicht ab, unter ſo Vielen dieſe
»Auszeichnung auf zwei zu beſchränken. Die Stimmen,
»die Neigungen, der gleiche Wille von Franken, Lotha-
»ringern, Sachſen, Baiern und Schwaben richtete ſich
»auf uns, als auf Zweige Eines Stammes; auf ein
»Haus, wie von einem unauflöslichen Bande umſchlungen,
»wovon niemand vermuthen wird, daß Feindſchaft daſſelbe
»werde zerreißen können. Vereint ſoll ſeyn, was die
»Natur verknüpfte, von der die Freundſchaft durch ver-
»wandtſchaftliche Bande begründet wurde. Wenn wir
»das uns angebotene Glück durch ſelbſt bereitete Hinder-
»niſſe zurückſtoßen, wenn wir uneins werden, dann wird
»ganz gewiß das Volk uns verlaſſen, und jeden beliebigen
»Dritten wählen; wir aber werden nicht blos des Thro-
»nes verluſtig werden, ſondern, was übler iſt als der
»Tod, die Schande der Feigheit und Schlechtigkeit
»würde uns treffen, als könnten wir nicht ertragen die
»Größe einer ſolchen Herrſchaft, oder als wollte einer

» dem andern aus kleinlicher Eiferſucht den Vorzug nicht geſtat-
» ten. Der Gipfel der Ehre, die höchſte Gewalt umſchwebt
» uns; auf einem von uns, wollen wir es ſelbſt, ſoll ſie
» bleibend ruhen. Daher ſcheint mir, daß, wenn bei einem
» von uns dieſe Ehre bleibet, auch der andere einer ge-
» wiſſen Theilnahme an derſelben nicht entbehre; denn gleich
» wie auf die Aeltern der Könige, obwohl ſie keine Könige
» ſind, ein gewiſſer Ausfluß der Ehre ſich verbreitet, ſo
» werden auch, die zu einer Würde vorbenannt und be-
» ſtimmt werden, einiger daher fließenden Ehre genießen,
» als auf welche die hohe Würde mit Fug und Recht hätte
» kommen können. Werden nicht auch außerdem die Ver-
» wandten des Königs um des Königs willen geehrt? Und
» wenn auf dieſe Weiſe der Vortheil des einen vom andern
» abhängt, wie glücklich können wir uns ſchätzen, daß einer
» von uns herrſchen ſoll, und der andere, gleichſam durch
» Wohlwollen, jenem die Herrſchaft gewährt und ſichert?
» Seyn wir behutſam. Das Eigene wollen wir Fremdem,
» und das Gewiſſe dem Ungewiſſen vorziehen, damit nicht
» der heutige Tag, fröhlich und angenehm bisher für uns,
» für lange Zeit uns in das Unglück ſtürze, wenn wir das
» vereinigte Wohlwollen eines großen Volkes durch unver-
» ſtändigen Zwiſt verſcherzten. Damit das nicht geſchehe,
» will ich dir, Geliebteſter unter allen meinen Blutsfreun-
» den, ſagen, was ich über dich denke. Wenn ich erkenne,
» daß das Volk dich zum Könige und Herrn haben will, ſo
» will ich nicht eiferſüchtig dieſe Gunſt des Volkes von dir
» zu ziehen ſuchen; vielmehr werde ich ſelbſt dich auser-
» wählen, mit um ſo freudigerem Eifer, als ich hoffen
» darf, daß ich dir angenehmer ſeyn werde als ſie. Sieht
» aber Gott mich an, ſo erwarte ich von dir eine gleiche
» billige Geſinnung. «

Der jüngere Konrad erwiederte: »dieſe Denkungsart »ſey auch völlig die ſeinige, und gelobte heilig dem älte»ren Konrad, als ſeinem liebſten Blutsfreunde, wenn er »zur Kaiſerwürde berufen würde, ihm treue Dienſte zu lei»ſten.« Nach dieſen Worten neigte ſich jener herüber, um im Angeſicht des Volkes ſeinen Neffen zu küſſen; welches zuerſt den Umſtehenden ihre einträchtigen Geſinnungen anzeigte. Die Fürſten ſetzten ſich zuſammmen, und zahlreiche Haufen des Volks umringten ſie:

Freudig; denn was in der Tiefe des Herzens verhalten geglommen,
War, im Jubel zu äußern, die ſelige Zeit nun gekommen.

Der Erzbiſchof von Mainz, deſſen Stimme vor andern galt, erkohr, vom Volke feierlich befragt, mit überfließendem Herzen, mit frendiger Stimme, den älteren Konrad zu ſeinem Herrn und König, und zum Lenker und Schirmherrn des Vaterlandes. Dieſem ſtimmten die übrigen Erzbiſchöfe und die andern, den geiſtlichen Innungen angehörenden Männer mit voller Entſchließung bei. Der jüngere Konrad, eine kleine Weile mit den Lotharingern Rath haltend, kehrte bald zurück, und wählte auch ihn mit Beifall zum Herrn und König. Der König ergriff ihn bei der Hand, und hieß ihn ſich ſetzen zu ſeiner Seite. Darauf wiederhallte das nämliche Wort der Wahl einzeln bei den Vertretern der einzelnen Völkerſchaften. » Es erhob ſich das Geſchrei des Volkes. Alle waren einſtimmig mit den Fürſten, alle verlangten den älteren Kon»

1. Regna, jetzt Staaten.

rad und beſtanden auf ſeiner Wahl. Ihn ſetzten ſie ohne Bedenken allen Fürſten vor, und hielten ihn am würdigſten der königlichen Krone. Auch damit die Krönung unverweilt vor ſich gehen könne, bot die erwähnte Kaiſerin Kunigunde die Reichsinſignien, die ſie von Kaiſer Heinrich empfangen, freudig an, und beſtätigte den König, ſo viel ihr Geſchlecht ſie dazu fähig machte. Ich für meinen Theil, ſagt Wippo, halte dafür, daß auch die himmliſchen Mächte dieſer Wahl ihre Gunſt verliehen, da unter ſo vielen Männern von ausgezeichneter Macht, Herzogen und Markgrafen, ohne Neid und Zwieſpalt derjenige gewählt wurde, der, obwohl an Adel des Geſchlechts und Tapferkeit und eignen Gütern unter keinem andern war, dennoch im Vergleich an Lehen und Aemtern nur wenige übertraf.

Der Erzbiſchof von Cölln, und der Herzog Friedrich mit einigen andern Lotharingern, aus Anhänglichkeit an den jüngern Konrad, trennten ſich, wie man ſagt, unfriedig vom Könige. Doch ſchnell zur Gnade deſſelben zurückkehrend, nahmen ſie alles mit Freuden an, was er befahl. Wahrhaft auf den Wink Gottes ward er erwählt, ſagt Wippo. Der Höchſte hatte zuvor beſtimmt, welche Huldigung ihm von der Welt gezollt werden ſollte. Er war ein Mann von großer Demuth, voll klugen Raths, wahrhaft in Worten, und rüſtig zur That, kannte nicht den Geiz, im Geben der großmüthigſte der Könige. Nur ſo viel will ich noch hier bemerken, daß es nicht anders ſeyn konnte; derjenige mußte der Erſte ſeyn, in dem die Kraft der größten Tugenden lebte. Denn ſo wie geſchrieben ſteht: Hochmuth kommt vor dem Falle; alſo iſt billig, daß derjenige den Hohen der Welt vorgehe, bei welchem Dienſtfertigkeit die erſte Regententugend iſt. Es ziemte

ſich nicht, daß derjenige einem Herrn auf Erden diente, den der Allmächtige berufen hatte, über Alle zu herrſchen.

Nach vollendeter Wahl eilten alle in prachtvollem Zuge den König nach Mainz zu begleiten, damit er dort feierlich geſalbet werde. Sie gingen frohlockend einher. Die Geiſtlichen ſangen Hymnen, die Weltlichen Lieder ihrer Art. So viel Lob und Preis war, ſo viel mir bewußt, dem Höchſten an einem Tage, an einem Orte noch niemals dargebracht worden. Wenn Karl der Große mit ſeinem Scepter lebendig erſchienen wäre, ſo hätte das Volk nicht von größerer Freude ergriffen werden können, über das Wiederkehren eines ſo großen Helden, als über das erſte Auftreten dieſes Fürſten. Der König kam nach Mainz. Mit gebührendem Glanz empfangen, erwartete er andachtsvoll ſeine Salbung, den Gegenſtand einſtimmiger Wünſche. Als zu ſeiner Segnung am Tage der Geburt Mariens der Erzbiſchof von Mainz mit der geſammten Geiſtlichkeit feierlich ſich anſchickte, hielt bei der heiligen Handlung der Salbung dieſer an den König folgende Rede:

»Alle Gewalt auf der vergänglichen Welt hat ihren »reinen Urſprung in dem einen lebendigen Quell. So »wie aber, wo viele Bäche aus einem und demſelben »Borne fließen, ſie bald ſich trüben, bald hell und klar »ſind, während der Urquell beſtändig in lauterer Reinheit »bleibet; auf gleiche Weiſe, in wiefern erlaubt iſt den »Schöpfer und das Geſchöpf zu vergleichen, dürfen wir »den höchſten Herrn und König der Unſterblichkeit und »die irdiſchen Könige betrachten. Es heißt in der Schrift: »Alle Gewalt iſt von Gott. Er, der allmächtige König, »der Urheber und Anfang aller Ehre, gießt mit voller »Gnade mancherlei Würden aus, ihrem Urſprunge nach

»lauter und rein. Wenn sie aber auf diejenigen gekom-
»men ist, die unwerth sind, diese Würden zu verwalten,
»und die sie beflecken durch Hoffahrt, Neid, Gelüste,
»Habsucht, Zorn, Unbändigkeit, Grausamkeit; dann
»trinken diese für sich und ihre Untergebenen, wenn sie
»nicht durch Buße sich reinigen, den gefährlichen Trank
»der Sünde. Es bete und flehe zum Herrn die ganze
»Kirche der Heiligen Gottes, daß die Würde, welche
»heute rein und unbefleckt diesem unsern Herrn und
»Könige Konrad von Gott verliehen worden, auch unbe-
»fleckt von ihm, so weit es der Mensch vermag, bewah-
»ret werde. Mit dir, und um deinetwillen reden wir,
»unser König und Herr! der Herr der dich erwählet
»hat, daß du sein Volk beherrschen sollest, wollte dich
»prüfen, ehe er dich erhob; er züchtiget die, die ihm lieb
»sind; er läuterte den, den er hervorziehen wollte; es
»gefiel ihm, den zu erniedrigen, den er zur höchsten
»Würde erhöhren hatte. So versuchte und prüfte Gott
»den Abraham, seinen Diener, bevor er ihn verherrlichte.
»So ließ er zu, daß sein Diener David den Zorn des
»Königs Saul, Verfolgung, Unbild, die Schlupfwinkel
»der Wüste, Flucht und Verbannung erdulden mußte,
»ehe er ihn zum herrlichsten der Könige Israels bestimmt
»hatte. Selig wer die Versuchung besteht, denn er wird
»die Krone des Lebens erringen. Nicht ohne Ursach
»hat Gott dich heimgesucht; eine süße Frucht hat er dir
»daraus erwachsen lassen. Er ließ dich fallen in der
»Gunst deines Vorgängers, des Kaiser Heinrich's, und
»ließ dieselbe dich wieder gewinnen, damit du Erbarmen
»lernen mögest gegen diejenigen, die deine Gunst verlie-
»ren. Du hast Unbilden erlitten, damit du nun Mitlei-
»den haben mögest mit den Unterdrückten. Die göttliche

»Güte wollte nicht, daß du ohne Prüfung bleibeſt; aber »nachdem du die Ruthe des Himmels erfahren, ſollte dir »die Herrſchaft des chriſtlichen Reichs werden. Du haſt »die höchſte Würde erlangt, du biſt der Stellvertreter »Chriſti. Nur wer ihm nachfolgt, iſt wahrhaft Herr. »Auf dieſem gewaltigen Throne mußt du eingedenk ſeyn »der unvergänglichen Ehre. Ein großes Glück iſt, in der »Welt zu herrſchen, das größte aber in dem Himmel zu »triumphiren. Gott verlangt vieles von dir; vor allem »andern aber, daß du das Recht handhabeſt und Gerech»tigkeit ſchaffeſt und den Frieden des Vaterlandes, welches »ſeine Augen ohne Unterlaß auf dich wendet; daß du »ſeyſt der Schirmer der Kirche und ihrer Diener, und »der Schutz der Wittwen und Waiſen. Durch dieſe und »andere Tugenden wird der Thron hienieden und in der »Ewigkeit befeſtigt ſeyn. Nun wohlan denn, großer König »und Herr! es fleht mit uns die ganze heilige Kirche »deine Gnade an für diejenigen, die an dir geſündiget, »und deine Ungnade durch Vergehungen ſich zugezogen »haben. Einer iſt unter dieſen, Otto, ein Mann von »edlem Stamme, der dich beleidigt hat. Für dieſen und »für die übrigen alle bitten wir deine königliche Milde, »daß du ihnen wolleſt verzeihen um der Gnade Gottes »willen, mit der er dich heute in einen andern Menſchen »umgewandelt hat, und dich Theil hat nehmen laſſen an »ſeiner göttlichen Gewalt. Gleich wie er dir eben ſolches »thun möge für alle deine Sünden.«

Bei dieſer Rede ward der König tief bewegt; er ſeufzte, und über die Maßen zerfloß er in Thränen. Dann, wie es die Biſchöfe und die Herzoge mit dem geſammten Volke begehrten, verzieh er öffentlich allen, die gegen ihn ſich vergangen hatten. Das ganze Volk

nahm das mit Frohlocken auf. Bei der Offenbarung einer so großen Gnade des Königs weinten alle vor Freude.

Eisern wäre gewesen der Mann, der Thränen der Wonne
Nicht geweint bei so großem Verzeih'n.

Er hätte sich rächen können, auch ohne König zu seyn, und verschmähte es in der Kraft der königlichen Würde.

Als der Gottesdienst aufs prächtigste begangen, und die Krönung vollendet war, erhob sich der König von dannen, und ging mit hervorragenden Schultern einher vor der übrigen Menge, und wie mit neuer majestätischer Haltung und Würde kehrte er in festlicher Bekleidung und mit heiterer Miene in stattlichem Schritte zum Pallaste zurück. Ihn erwartete der mit königlicher Pracht bereitete Tisch; und dieser Tag, der Erstling seiner Würde, verging so in festlichem Glanze und in Uebung der Gerechtigkeit; denn, noch ehe er gekrönt war, auf dem Wege nach Mainz, hat er schon den ihm Begegnenden Recht verschafft.

Ich werde jetzt nicht viel von der Eidesleistung der Großen, noch von der Bestellung des Hoflagers, und wer dem neuen Kaiser gedient, oder das Fest verherrlicht habe, anführen; denn alle diese übertraf an Klugheit und seinem Sinn des Königs geliebte Gemahlin Gisela, deren Vater Hermann war, der Herzog zu Schwaben. Ihre Mutter war Gerberge, Konrad's des Königs von Burgundien Tochter, der von Karl dem Großen abstammte. Von so vornehmen Geschlechte, und zugleich von der einnehmendsten Schönheit, überhob sie sich gleichwohl nicht ihrer Vorzüge. Sie war unermüdet im Dienste Gottes,

ließ nicht nach in Allmosen geben und Gebet, und that das so sehr als möglich insgeheim, eingedenk der Worte des Evangeliums: Lasset eure Gerechtigkeit nicht offenbar werden vor den Augen der Menschen. Sie war eine Frau vom freimüthigsten Geiste, von einer vorzüglichen Aemsigkeit, nach Ruhm begierig, nicht nach eitlem Lobe, liebte die Scham, war fleißig in weiblicher Arbeit, eine Feindin fruchtloser Verschwendung, in anständigen und nützlichen Dingen bis zum Ueberfluß freigebig; dabei reich an Gütern, und erfahren in der Verwaltung der höchsten Ehrenstellen. Diese Frau wurde durch neidisches Bemühen einiger, welches wie ein niederer Rauch von unten herauf die Throne der Fürsten zu umnebeln pflegt, mehrere Tage an ihrer Krönung verhindert. Uebrigens ist nicht gewiß entschieden, ob diese ungünstige Stimmung Grund hatte oder nicht. Sie war nämlich mit dem Kaiser im zweiten Grade verwandt, und folglich eine eheliche Verbindung unter beiden nach den Kirchengesetzen jener Zeit verboten. Allein Konrad, von den Vortrefflichkeiten ihres Geistes und ihrer Schönheit hingerissen, entführte sie, und wurde darob von dem Kaiser Heinrich II. mit Acht und Ebescheidung bedroht. Diesen Umstand benützten jetzt seine Feinde, und setzten ihn durch ihre Einwendungen in die grausame Verlegenheit: daß er entweder dem Throne oder seiner Gattin entsagen müsse. Aber auch in diesem Punkte siegte jetzt des Gemahls Vortrefflichkeit. Gisela wurde dieser feindlichen Vorwände ohngeachtet, durch einstimmige Bitten und Wünsche der Fürsten gekrönt, und folgte dem Könige als unentbehrliche Begleiterin. Dieses habe ich in kurzem von der Königin erwähnen wollen, übergehend die Thaten des Königs. Jetzt wieder zu diesem.

Wie wir bei Konrad's Wahl die letzten Spuren der Maifelder oder gesetzgebenden Gewalt unter dem teutschen Volke sahen; so finden wir bei dessen Regierung den letzten Glanz des alten Kaiserthums oder der vollstreckenden Macht. Gleich nach seiner Krönung durchreißte er sein teutsches Reich, um darin die Ordnung und den Frieden wieder herzustellen, welcher durch das bisherige Zwischenreich so sehr zerrüttet war. Zuerst ging er den Rhein hinab in das Herzogthum der Rheinfranken, bis nach Achen, wo er einen großen Fürstentag und eine Kirchenversammlung hielt, um die geistlichen und weltlichen Rechte zu handhaben. Von da zog er in das Land der Sachsen, und bestätigte ihnen ihre, obwohl harten, Gesetze. Hierauf durchreißte er das östliche Franken, das Herzogthum der Baiern und der Schwaben. Ueberall befestigte er den Frieden und das Ansehn der königlichen Würde. Seine Tugenden, sagt Wippo, vergrößerten seinen Ruf. Von Tage zu Tage befestigte er mehr sein Ansehn durch strenge Handhabung der Ordnung, seine Liebe beim Volke durch huldvolle Gnade, seine Herrlichkeit durch den Glanz eines auserwählten Gefolges. Obwohl er die Wissenschaften nicht erlernt hatte; so belehrte er doch selbst die Geistlichkeit, öffentlich auf freundliche und freimüthige Weise, mit nöthiger Zucht und Strenge insgeheim. Die Herzen seiner Mannen fesselte er dadurch sehr, daß er nicht gestattete, daß die Lehen der Väter ihren Nachkommen genommen würden. In häufigen Geschenken, wodurch er sie zu muthigen Thaten spornte, bewies er eine Freigebigkeit, die für unübertreffbar galt. Unglaublich ist es, welche Anmuth im Umgange, welche Standhaftigkeit und Beharrlichkeit des Geistes er zeigte; freundlich allen Guten, streng gegen die Schlechten,

gegen seine Landsleute gefällig, seinen Feinden fürchterlich, schritt er unermüdet zur tapfern fruchtbringenden That. Dadurch brachte er es in kurzer Zeit zu der fast unbezweifelten Meinung, daß nach Karl dem Großen keiner geherrscht habe, der des Thrones würdiger gewesen wäre; daher das Sprichwort: der Thron Konrads ruht auf den Stufen Karls.

Hinan zu seinem Thron steigt auf den Stufen Karls
Des König Konrads hehre Majestät.

Nachdem er also die Angelegenheiten des teutschen Reichs geordnet hatte, zog er nach Italien, um auch dort die Huldigung zu empfangen, oder die Rebellen zu bestrafen, wie es einem teutschen Kaiser zukam. Zuerst wurde er zu Mailand von dem Erzbischof Heribert als König der Lombardei, dann zu Rom vom Pabste Johann XIX. als römischer Kaiser gekrönt. Die Könige von England, Dänemark, nebst den teutschen, italienischen und burgundischen Großen waren bei der Feierlichkeit zugegen, und die übrigen erkannten ihn, wie weiland Karl den Großen, als das weltliche Oberhaupt der Christenheit.

Während aber Konrad in Italien die Würde des römischen Kaiserthums wieder befestigt hatte, brachen unter den Teutschen wieder großer Neid, feindselige Rathschläge und Parteiungen gegen ihn aus. Besonders ergriff dieser Geist des Mißvergnügens und der Empörung die Herzoge und Grafen am Rheine, welche doch seine Verwandten und Nachbarn waren. Konrad, der Herzog von Worms, und Vetter des Kaisers nährte schon lange einen verborgenen Groll gegen ihn in seinem Herzen; denn er konnte, trotz seiner Einwilligung, nicht vergessen, daß dieser ihm bei der Königswahl vorgezogen wurde. Friedrich, Herzog von Lothringen, dessen

Schwager, ward durch einen plötzlichen Tod an seinem feindlichen Vorhaben gehindert. Ernst aber, der Herzog von Schwaben, und Stiefsohn des Kaisers, war, obwohl er von ihm durch Geschenke und Lehen bereichert wurde, zum zweiten Male untreu seiner Pflicht, und ging, vom Teufel angetrieben, mit Empörung um. Er verwüstete die Provinz Elsaß auf Anrathen einiger seiner Ritter, und zerstörte die Schlösser des Grafen Hugo, eines Verwandten des Kaisers. Dann sammelte er eine große Schaar tapferer Jünglinge und brach in die Schweiz ein, wo er das Schloß zu Solothurn, eine Insel im Flusse, mit mehrfachen Wällen zu befestigen anfing; aber der König Rudolph von Burgund, sich scheuend, den Feind des Kaisers bei sich aufzunehmen, brachte ihn von seinem Vorhaben ab. Auf dem Rückzuge befestigte er eine Burg oberhalb Zürich, und fügte dem Lande durch Plünderung der Kirche zu Reichenau und des Klosters St. Gallen unermeßlichen Schaden zu. So trat er Recht und Gerechtigkeit mit Füßen, und beharrte bis zur Rückkunft des Kaisers in seinen gottlosen Unternehmungen.

Als in Italien der Friede befestiget war, kehrte Konrad glücklich nach Teutschland zurück. Er hielt in Augsburg einen vertrauten Rath mit seinen Getreuen, und fing an Gericht zu halten über die Verräther. Dann ging er nach Ulm, und ließ dahier einen allgemeinen Reichstag ausschreiben. Dorthin kam auch Herzog Ernst, nicht mit unterthäniger Bitte, sondern im Vertrauen auf die Menge seiner Krieger, die vor andern tüchtig waren, um entweder nach seinem Gutbefinden mit dem Kaiser Frieden zu schließen, oder durch seine Macht gesichert wieder heimzukehren. Er hielt mit den Seinen eine Unterredung, und nachdem er sie an den Eid ihrer Treue er-

mahnt hatte, forderte er sie auf, ihn nicht zu verlassen, und seine Ehre nicht preis zu geben. Er einnerte sie daran: »wie in den Geschichten der Väter allezeit der »Treue und standhaften Anhänglichkeit der Schwaben an »ihre Herrscher ein rühmliches Zeugniß gegeben werde;« dann verhieß er ihnen Belohnungen, wenn sie ihm treu wären, und ihren Nachkommen Ehre und Ruhm. Auf solche Anrede aber antworteten ihm die beiden Grafen Friedrich und Anselm von Zollern im Nahmen der übrigen: »Wir gestehen gern, daß wir Euch feste Treue ver»sprochen gegen alle Eure Feinde; nur nicht gegen den, »der uns Euch angehörig gemacht hat. Wären wir un»sers Königs und Kaisers Knechte, und von ihm Euch »zu eigen gegeben, so dürften wir uns nicht von Euch »trennen. Nun aber sind wir freie Männer, und »haben einen höchsten Vertheidiger unserer Frei»heit in dem, der unser König und Kaiser ist; »wenn wir ihn verlassen, so verlieren wir unsere »Freiheit, deren kein rechtdenkender Mann, als nur »mit dem Leben zugleich verlustig werden kann. Und weil »sich das so verhält, so wollen wir Euch zwar in allem »gehorchen, was Ihr Ehrbares und Gerechtes von uns »fordern werdet; wollet Ihr aber etwas anderes, so tre»ten wir als freie Männer in den Stand zurück, den »wir nur auf Bedingung verlassen haben.« [1] Als der Herzog dieses gehört, und wahrnahm, daß ihn die Seinen verließen, ergab er sich dem Kaiser auf Gnade. Dieser verbannte ihn auf einen steilen Felsen im Sachsenlande,

1. Welche eben so wahren als patriotischen Worte aus dem Munde der Ahnen der künftigen Könige von Preußen!

Bibichenſtein genannt, damit er durch Strafe gebeſſert, künftighin die Empörung unterlaſſe.

Bei ſeinem Durchzuge durch Schwaben unterwarf ſich der Kaiſer von neuem alle jene, die ſich gegen ihn empört hatten, und zerſtörte ihre Veſten. Als er nach Baſel kam, hielt er eine Unterredung mit dem König Rudolph von Burgund, der ihm bis dahin entgegen gekommen war, außerhalb der Stadt bei einem Flecken, der Mittena genannt wird; und nachdem ſie freundlich mit einander gehandelt, führte der Kaiſer den König mit ſich in die Stadt. Nach unter ihnen hergeſtelltem Frieden, da unter Vermittlung der Kaiſerin Giſela das burgundiſche Königreich dem Kaiſer übergeben worden, auf gleiche Art, als es ſeinem Vorgänger, dem Kaiſer Heinrich, gegeben worden war, kehrte der König mit Geſchenken reichlich geehrt ins Burgund zurück; der Kaiſer aber fuhr den Rhein hinab ins Frankenland. Dort unterwarf ſich ſein Neffe, der Herzog Konrad (von Worms), der ſich früher wider ihn aufgelehnt hatte. Der Kaiſer züchtigte ihn durch ritterliche Haft, zerſtörte ſeine feſten Schlöſſer, welche vortrefflich waren. Dann nahm er ihn wieder zu Gnaden auf, und ſetzte ihn abermals in alle Ehren ein. Kurz darauf wurde gegen Adalbert, den Herzog von Kärnthen, der ein Majeſtätsverbrechen begangen hatte, und ſeine Söhne der Bann ausgeſprochen, deſſen Herzogthum jener Konrad empfing, wie es ſein Vater verlängſt auch beſeſſen haben ſoll. Alſo blieb Konrad, ſo lange er lebte, treu und ein tapferer Lehnsmann dem Kaiſer und ſeinem Sohne, dem König Heinrich.

Nachdem Konrad dieſen Sohn zu Achen mit einſtimmigem Beifall der Fürſten und des Volks zu ſeinem Nachfolger ernannt, und von dem Erzbiſchof von Cölln hatte

krönen laſſen, kam er nach Ingelheim, um die Oſtern zu feiern. Dort erhielt auch Ernſt, der Herzog von Schwaben, ſein Herzogthum zurück; doch ſollte er gehalten ſeyn, ſeinen Vaſallen Wehilo, der durch vielfache Parteiungen das Reich verwirret hatte, als einen Feind des Staats mit allen den Seinen zu verfolgen, und ſich dazu eidlich zu verpflichten. Dies wollte er nicht; weshalb er denn als ein öffentlicher Feind verdammt, des Herzogthums auf immer entſetzt, und ſelbes ſeinem Bruder Hermann unter der Vormundſchaft Warmann's, des Biſchofs von Conſtanz übergeben wurde. Hierauf ließ der Kaiſer, auf einſtimmiges Gutheißen aller Fürſten des Reichs, den Herzog Ernſt und alle Feinde der Gerechtigkeit und des Friedens von den Biſchöfen in den Bann der Kirche thun, und ihre Habe verſteigern. Die Kaiſerin Giſela, was ſchmerzlich zu denken iſt, aber großen Ruhm verdient, weil ſie minder achtete eines unbeſonnenen Sohnes, als eines weiſen Gemahls, verpflichtete ſich öffentlich gegen Alle, daß ſie keine Rache oder Groll hegen wolle über etwas Böſes, das jenem widerfahren möchte.

Während dieſes verging, ſtrengte ſich der ſeines Herzogthums entſetzte Ernſt, indem er mit vielen Gedanken und Verſuchen umging, ohne Erfolg an, um dem Kaiſer Widerſtand zu leiſten. Er nahm ſeinen Vaſallen Wehilo und wenige andere zu ſich, und ging ins galliſche Frankreich zum Grafen Otto, ſeinem Verwandten, dem Schweſterſohne der Kaiſerin Giſela. Von dieſem begehrte er Rath und Hülfe; aber, wollte dieſer, oder wagte er es nicht, er erhielt von ihm keinen Beiſtand wider den Kaiſer. Nachdem er von dort zurück wieder nach Schwaben kam, hielt er ſich im Schwarzwalde, in ſicheren Gegenden auf, und lebte dort elendiglich von Beute und

Raub. Als ihn des Kaisers Kriegsheer von allen Seiten eingeengt hatte, griffen einige, die dem Kaiser ergeben waren, aus einem Hinterhalt die Pferde des Herzogs und seiner Begleiter auf, welche vortrefflich waren. Der Herzog sah nach diesem Verluste keinen Rath in einer so gedrängten Lage, und wußte nicht was zu thun sey; doch raffte er schnell von Pferden, was zu haben war, zusammen, und ging mit allen seinen Begleitern zum Walde hinaus; bei sich erwägend, daß es besser sey mit Ehre zu sterben, als mit Schande zu leben. Und als sie im Fortziehen durch die Waldthäler in jene Gegend Schwabens gekommen waren, welche Bara genannt wird, sahen sie ein verlassenes Lager, welches in der vorherigen Nacht die Feinde besetzt hatten; alsbald nahmen sie wahr, daß sie überlistet werden sollten. Mangold, der Graf von Vehringen, ein Lehnsmann des Kaisers, welcher von diesem und dem Bischof von Constanz Warmann, der damals Namens des Herzogs Hermann Schwaben verwaltete, ein großes Lehn von der Abtei Reichenau zu Lehn trug, war nämlich dem Lande zum Schutz geordnet, gegen Raub und Brand des Herzogs Ernst. Der Herzog, als er wahrnahm was vorging, faßte mit seinen Begleitern freudigen Muth, wähnend, sie würden alle Unbilden jetzt sogleich an den Feinden rächen können; und schleunig aufbrechend fingen sie an, ihre Verfolger zu verfolgen. In der nämlichen Absicht zog der Graf Mangold mit seinen Begleitern hierhin und dorthin, und sie beobachteten fleißig den Weg des Herzogs. So geschah es veranlaßt von beiden Seiten, daß sie nahe genug auf einander stießen, um einander sehen und anreden zu können. Mehr Krieger waren auf Seiten Mangold's als des Herzogs.

Und kein Verzug, so entbrannte die Schlacht. Auf Seiten des Herzogs bewegte die Kämpfenden Zorn, Wuth,

ungeſtümme Kühnheit; auf der andern Seite Ruhmbegierde und der Reiz der Belohnung. Die den Herzog umgaben, dachten nicht mehr an das Leben; alle ſtürzten ſich dem Tode entgegen. Der Herzog aber, weil er niemanden in dieſem Gefechte ſchonte, fand auch keinen, der ihn verſchont hätte; verwundet von vielen ſank er zuletzt entſeelt hin. Mit ihm fiel auch der Graf Wehilo, ſein Lehnsmann, um deſſentwillen dieſes alles geſchehen war. Adelbert und Iwarin, edle Männer, und viele andere wurden getödtet; und von der andern Seite fiel der Graf Mangold, der Urheber dieſer Vereinigung, und viele andere mit ihm. Der Leichnam des Herzogs Ernſt wurde nach Konſtanz geführt, und nachdem er aus dem Bann, durch den Spruch des Biſchofs gelöſet war, in der Marienkirche begraben. Der Körper Mangold's ward in Reichenau beerdigt. Dieſes höchſt traurige Gefecht fiel am ſechszehnten Tage des Auguſtmonats vor. Auf die erhaltene Nachricht davon, ſoll der Kaiſer geſagt haben: »Tolle Hunde mehren ihr Geſchlecht nicht.«

Nachdem alſo Konrad durch Beſtrafung ſeines Stiefſohns Ernſt und ſeines Vetters Konrad die Ruhe in den rheiniſchen Herzogthümern von Schwaben und Franken hergeſtellt hatte, ließ er im ganzen Reiche einen allgemeinen Land- und Gottesfrieden gebieten, und machte, wie Karl der Große, die rheiniſchen Gaue zum Sitz ſeiner Regierung und zum Mittelpunkt ſeines Reichs. Zu Straßburg unterſtützte er den Biſchof Werner, und zu Worms, ſeinem alten Grafenſitze, den Biſchof Burkhard, in Verſchönerung der Stadt und der Domkirchen; das Erzbisthum von Mainz, wo er gekrönt wurde, gab er nach dem Tode Aribo's auf Verſprechen ſeiner Gattin, der Kaiſerin Giſela, dem frommen Bardo,

welcher durch seine Freigebigkeit den von Willigis angefangenen Domban vollendete, und in seiner Gegenwart dem heiligen Martin zu Ehren einweihete. Er selbst aber ließ zu Speier, seiner Geburtsstadt, eine vierte Domkirche vom Grunde aus erbauen, und darin eine prächtige Gruft errichten, um in dem Lande, wo er geboren wurde, auch noch nach seinem Tode zu ruhen.

Diese drei letztern Domkirchen sind noch, nach dem von Karl dem Großen eingeführten Geschmack, mit zwei oder drei Chören, und einem Langhaus oder Schiffe angelegt. Ueber dem vordern und hintern Chore erheben sich hohe kühnaufstrebende Gewölbe, und neben einem jeden vorn und hinten an der Kirche zwei hohe Thürme und ein kleiner in der Mitte. Die Säulen, Fenster, Gewölbe und Thüren laufen auch nicht, wie jene der gothischen Gebäude, spitz, sondern eiförmig oben gerundet zu. Die darin angebrachten Verzierungen bestehen in Laubwerk und nach den Sitten dieser Zeit gebildeten Figuren. Unter denselben trift man einige schöne Formen an; die Gesichter sind aber meistentheils platt und einförmig, öfters mit bunten Farben angestrichen. Die Kaisergruft, welche Konrad für sich und seine Nachfolger zu Speier erbauen ließ, war in dem hintern oder sogenannten Königschor des Doms angebracht. In derselben befanden sich vor den französischen Kriegen zwei kostbare Grabmäler, wovon jedes mit vier Steinen und Schranken umgeben war. Unter dem einen lagen die vier salischen Kaiser, nämlich: der Stifter der Gruft, Konrad II., sein Sohn Heinrich III., und seine Enkel Heinrich IV. und V., mit der Kaiserin Bertha. Darauf waren zu den Grabschriften besondere Beiwörter eingehauen, welche zusammen gesetzt folgende zwei Verse ausmachen:

Hier liegen Vater und Sohn, der Groß- und Urvater beisammen,
Dort des Urvaters Weib, und die Gattin Heinrichs des Ältern. *

Unter dem andern Grabmale lagen von den künftigen Kaisern: Philipp der Hohenstaufe, Rudolph, und Albert von Habsburg-Oestreich, und neben diesem ruhete sein Gegner Adolph von Nassau. Wie nach Abgang der herrlichen Kaisergeschlechter, welche uns der Rhein gegeben hat, die Einheit im heiligen römischen Reiche teutscher Nation, geflohen war, und jeder Fürst nur auf die Vergrößerung seines Hauses dachte; so flohen auch die künftigen Kaiser die ehrwürdige Kaisergruft an dem herrlichen königlichen Flusse, und jeder bauete sich eine einseitige, enge Familiengruft in seinen Ländern. Darum kamen strafend fremde Völker über den Rhein, und zerstörten mit den Gräbern unserer großen Kaiser zugleich unser heiliges teutsches Reich.

Konrad hatte mit kräftiger Hand den Scepter und Karls des Großen Schwert erfaßt, und die Krone beinahe schon erblich auf sein Haus gebracht. Unter seinem Sohne und Nachfolger Heinrich III. schien auch die Gewalt Karls des Großen wieder hergestellt. Er setzte Päbste und Bischöfe, Herzoge und Grafen nach seinem Gutdünken ein oder ab. Die weltlichen Großen mußten seinen Fahnen, die Geistlichen seinen Gesetzen folgen. Die Friedensbrüche und Empörungen wurden mit Acht und mit Bann bestraft. Die Kaiserkrone war bei seinem

* Filius hic, Pater hic, Avus hic, Proavus jacet isthic;
Hic Frowi conjunx, hic Heurici senioris.

Hause, so zu sagen, schon erblich, und die Könige der Christenheit seine Lehnsleute geworden. Das rheinfränkische Herzogthum erschien noch ein Mal als der Mittelpunkt, woher Europa Gesetze und Bildung erhalten sollte.

Zum Unglück starb Heinrich III. zu früh, um seine grossen Plane hinausführen zu können, und der schöne Wormsgau wurde nun wieder, statt eines Sitzes der Kraft und der Künste, der Schauplatz der schändlichsten Auftritte. Heinrich III. mußte sein Reich einem minderjährigen Sohne, Heinrich IV., und dessen Regierung seiner Gattin, der Kaiserin Agnes hinterlassen; aber die Bischöfe und Grafen bemächtigten sich der Gewalt. Gleich nach seinem Tode brach der Geist der Empörung um so kühner hervor, als er bisher im Zaume gehalten war. Der Erzbischof von Cölln, Hanno, entführte den jungen Prinzen, unter dem Vorwande einer Wasserfahrt, zu Kaiserswerth, aus den Händen der Königin Mutter, und nun lag, wie Lambert von Aschaffenburg sagt: die Erziehung des Königes und die Verwaltung des Reichs gänzlich in den Händen der Bischöfe, unter welchen der von Mainz und Cölln den vorzüglichsten Einfluß hatten. Da sie den Bischof von Bremen, Adelbert, an ihren Rathschlägen Theil nehmen liessen; so wußte dieser, entweder durch Nachsicht oder durch Schönthuerei den jungen König so einzunehmen, daß er ihm gänzlich ergeben wurde. Zu diesem gesellte sich der Graf Werner, ein sowohl an Sitten als Alter unerbildeter Jüngling, und beide regierten statt des Königes das Reich. Sie verkauften die Bisthümer und Abteien, geistliche und weltliche Würden nach Willkühr. Mit den Bisthümern und Herzogthümern gingen sie zwar glimpflicher um, aber mehr aus Furcht, als aus Großmuth. Desto

wilder verfuhren ſie mit den Abteien, indem ſie vorgaben, daß der König darüber nach Wohlgefallen verfügen könne, wie über ſeine Höfe und Kammergüter. Zuerſt verſchenkten ſie die Güter der Klöſter nach Willkühr an ihre Lieblinge, dann verzehrten ſie, unter dem Vorwande herrſchaftlicher Dienſte, das noch, was übrig war, bis auf den letzten Heller. Endlich ſtieg ihre Frechheit ſo weit, daß ſie die Klöſter ſelbſt überfielen, und unter ſich, wie Beute vertheilten. Zu allem dem gab der König mit bübiſcher Leichtfertigkeit ſeinen Beifall. [1]

Eine ſolche Regierung erregte Mißvergnügen unter allen Ständen und Völkern Teutſchlands, beſonders aber unter den Sachſen, welche ohnehin das Geſchlecht der Franken haßten. Der Erzbiſchof von Mainz, Siegfried I., war ein zweideutiger Mann, der, je nachdem es ſein Vortheil ſchien, bald für, bald gegen den Kaiſer ſich zeigte. Hanno, der Erzbiſchof von Cölln, hatte zwar durch ſein Anſehen und ſeine Würde ein groſſes Gewicht; allein ſein ſtrenger, unbiegſamer Geiſt konnte des jungen Fürſten Herz nicht gewinnen. Heinrich ergab ſich daher ganz dem Erzbiſchof von Bremen, Adelbert, welcher ſeinen Ausſchweifungen durch die Finger ſah, und dieſer, da er, ſelbſt im Sachſenlande herrſchend, die Stimmung des Volks kannte, hetzte ihn gegen die Sachſen auf: als wollten ſie ihm den gehörigen Gehorſam verſagen.

Durch Adelbert's Vorſpiegelungen mißtrauiſch gemacht, verließ der junge Heinrich, nachdem er zu Worms 1065 ſchon im fünfzehnten Jahre wehrhaft gemacht war, ſeine Stammländer am Rhein, und zog nach Goſlar, wo er,

1. Puerili facilitate annuente. Lamb.

den Sachsen näher, feste Schlösser umher anlegte, um die Widerspenstigen im Zaume zu halten. Adelbert aber hatte ihn dadurch ganz in seiner Gewalt, und erregte das Mißvergnügen der sächsischen und anderer Fürsten, welche ihn beneideten. Die Hauptpunkte, worüber sich diese beklagten, waren: das unbegrenzte Zutrauen, welches der junge König dem Erzbischof von Bremen geschenkt hatte, die Verschwendung geistlicher Güter an seine Lieblinge, die Erbauung der Festungen in Sachsen und die Abneigung gegen seine Gattin Bertha. Diese war die Tochter Otto's von Susa, eines mächtigen Markgrafen in Italien. Sie wurde für und mit dem Könige in Teutschland auferzogen und vermählt. Da sie sich aber mehr durch Zucht und Sittsamkeit, als Schönheit und Munterkeit auszeichnete, konnte sie unmöglich neben den reizenden Buhldirnen bestehen, welche ihm seine Lieblinge zugeführt hatten. Er weigerte sich daher auf alle Weise, sie als Gattin anzuerkennen; ja er soll ihr sogar schöne Jünglinge zur Seite gegeben haben, um durch Verführung einen Vorwand zur Scheidung zu haben; allein das edle Weib entfernte alle Nachstellungen auf ihre Tugend, und gewann dadurch um so mehr die Zuneigung der Fürsten. Diese versammelten sich daher 1066 zu Tribur, und drohten dem ausschweifenden Prinzen mit Absetzung, wenn er seine Lieblinge und Buhldirnen nicht entfernen, und Bertha als Kaiserin erklären würde.

Als Heinrich von dieser Verschwörung Nachricht erhielt, verließ er sogleich Goslar und eilte zu dem königlichen Pallaste nach Ingelheim, um ihr durch seine Gegenwart zuvor zu kommen. Allein schon hier zeigte sich das Mißvergnügen des Volkes. Die Einwohner des Ortes erregten einen Aufstand gegen seine Leute, wobei sein

Liebling, der Graf Werner, von einer Tänzerin, vermuthlich aus Rache verschmäheter Liebe, erschlagen wurde. Geschreckt durch diesen blutigen Auftritt, zog er von Ingelheim nach Tribur; hier aber erwarteten schon die aufgebrachten Fürsten seinen Entschluß: »ob er seinen Günstlingen, oder der Krone entsagen wolle?« Er zögerte daher, die verlangte Entscheidung zu geben, und Adelbert rieth ihm: mit den Reichsinsignien nach Sachsen zu fliehen, wo er in irgend einer seiner Festungen bessere Zeiten erwarten könne. Als die Nacht einbrach, ließ der König seine Schätze heimlich einpacken und fortbringen; allein die Fürsten erfuhren diesen Anschlag, umzingelten sogleich den Pallast mit ihren Truppen, und hielten, bis es Tag wurde, sowohl den König, als seine Getreuen in strenger Bewachung. Nun fiel aller Verdacht auf den Erzbischof von Bremen. Unter Schimpf- und Schandworten wurde er mit den andern Lieblingen von Hofe verjagt. Die Erzbischöfe von Mainz und Cölln erhielten die Verwaltung des Reichs, und Heinrich mußte seine verlassene Gattin wieder aufnehmen. Bald hierauf wurde das Brautlager in dem Pallaste zu Tribur mit königlicher Pracht und Herrlichkeit gefeiert. Das Mißverhältniß schien sowohl bei Hofe, als in dem Reiche, gütlich und friedlich beigelegt; allein Heinrich that alles dieses nur zum Scheine. Sobald er Tribur und die Fürsten verlassen hatte, nahm er seine Lieblinge und Bubldirnen wieder zu sich, und gab diesen Reich und Güter preiß.

Ein so schnödes Betragen brachte das Mißvergnügen der Fürsten bis zur Empörung. Sie erinnerten ihn mit Ernst und Nachdruck an das ihnen und seiner Gattin zu Tribur gethane Versprechen; er aber kehrte sich wenig an ihre Vorstellungen. Um ihrer und seiner ihm lästigen

Gemahlin los zu werden, kam er nach Worms zurück, und erklärte dort unverhohlen: daß er Bertha weder lieben, noch mit ihr leben könne. Zuvor aber hatte er schon Siegfried, den Erzbischof von Mainz gewonnen. Diesem versprach er den ergiebigen Zehnten in Thüringen, wenn er ihm zur Ehescheidung behülflich seyn wolle. Gelockt durch solche Zusagen, berief Siegfried 1069 einen Fürstentag nach Mainz, worin er die aufgebrachten Bischöfe und Fürsten für Heinrichen zu gewinnen suchte. Der junge König eilte selbst nach dieser Stadt, in der Hoffnung, seine Wünsche genehmigt zu erhalten; allein mit großem Verdruße fand er dort den eifrigen Verfechter der Kirche, den Petrus Damianus als päbstlichen Legaten, welcher sich denselben im Nahmen des heiligen Vaters entgegensetzte, und den Erzbischof von Mainz wegen seiner Willfährigkeit mit den Strafen des Bannes bedrohete. Voll Verdruß, sich also betrogen zu sehen, wollte Heinrich sogleich zurück nach Sachsen kehren; aber seine Freunde stellten ihm vor, daß er durch eine schnelle Entfernung die versammelten Fürsten noch mehr aufbringen würde. Er ging daher von Mainz nach Frankfurt, um dort mit denselben einzeln und ungehinderter unterhandeln zu können. Der päbstliche Legat aber ließ sich durch diese Abreise nicht außer Fassung bringen. Er zeigte ihm und den Fürsten das päbstliche Mandat vor, worin die Ehescheidung verdammt wurde, mit der ernstlichen Mahnung: »daß, wenn ihn auch weder »des Reichs noch der Kirche Gesetze von seinem Vorha»ben abschrecken könnten, er doch wenigstens auf seine »königliche Ehre, und sein gegebenes Wort bedacht seyn »sollte.« Die versammelten Fürsten stimmten dem warnenden Legaten bei, und gaben ihm noch zu bedenken: »daß er durch eine so schimpfliche Verstoßung seiner Gat-

»tin, ihrem Vater und deſſen Verwandten den ſchicklichſten »Vorwand zur Empörung geben würde.« Heinrich durch ſolche ernſthafte Vorſtellungen mehr erſchüttert, als bewegt, gab endlich nach. »Wohlan denn!« ſagte er mit verhaltener Bitterkeit, »wenn ihr nicht von eurer Meinung ab»gehen könnt, will ich mich ſelbſt überwinden, und die »mir aufgebürdete Laſt, ſo viel ich kann, ertragen.« Mit dieſen Worten gab er zu, daß man ihm die Königin, welche während dieſer Verhandlungen in der Abtei Lorſch harrete, wieder nach Hofe bringen könne; er aber ging mit vierzig ſeiner Vertrauten nach Sachſen zurück, auf ſeine Feſtungen trotzend, und führte da unbekehrt ſein altes luſtiges Leben fort. Dieſe eben ſo unkluge als ungerechte Aufführung brachte die bisher noch zurückgehaltene Empörung der Sachſen zum Ausbruche. Die meiſten ſächſiſchen Biſchöfe und Fürſten rüſteten ſich zum Kriege. Sie luden die rheiniſchen zu einem ähnlichen Bunde ein, und das Mißvergnügen erſtreckte ſich bereits über ganz Teutſchland.

Während dieſer allgemeinen Gährung (1070) war Adelbert, Heinrich's Rathgeber, mit Tode abgegangen, und ſeine übrigen Lieblinge, den fürchterlichen Aufſtand befürchtend, riethen ihm zur Nachgiebigkeit. Der König aber erklärte ihnen entſchloſſen: »nie würde er »einen ungerechten Krieg führen; den gerechten hingegen »ohne ſeiner Feinde Unterwerfung nicht endigen. Den »Erſten, der es wagen würde, ihm offene Fehde anzu»kündigen, wolle er ſo ſchrecklich überfallen, daß die Uebri»gen ein warnendes Beiſpiel daran nehmen ſollten.« Unterdeß das Mißvergnügen zu mäßigen, und ſich mächtige Freunde zu gewinnen, nahm er den Erzbiſchof von Cölln, Hanno, nach dem Tode Adelbert's wieder zu ſeinem Rathgeber, den aber von Mainz, Siegfried zum

Vermittler an. Unter beider Prälaten Leitung schien auch der Friede und die Gesetzlichkeit wieder im Reiche einzutreten; allein da des erstern strenger Ernst dem jungen Könige, und des letztern zweideutige Geschmeidigkeit den aufgebrachten Sachsen nicht gefallen konnte; verließ jener mißvergnügt den Hof, und dieser machte sich beiden Theilen verdächtig. Die Zwietracht wurde also mehr angefeuert, als gelöscht. Die Sachsen drangen auf die Entfernung der kaiserlichen Lieblinge, auf die Schleifung der sächsischen Schlösser, und da Heinrich dieses nicht freiwillig thun wollte; zerstörten sie letztere mit Gewalt, und zwangen ihn, von der festen Hartburg heimlich und mit Lebensgefahr zu entfliehen. Die wechselseitige Erbitterung ging endlich so weit, daß von beiden Seiten Männer aufstanden, welche sich als zum Meuchelmorde der Häupter gedungene Werkzeuge angaben. Zuerst erschien ein gewisser Cuno, welcher vorgab: Otto, der Herzog von Baiern habe ihn zu einem solchen, an dem Kaiser zu begehenden Verbrechen verführen wollen. Man glaubte diese Angabe, weil man sie wünschte. Otto wurde zuerst nach Mainz, dann nach Goslar vorgeladen, um sich zu reinigen; da er es aber unter seiner Würde hielt, gegen diesen schlechten Menschen sich in einen Zweikampf einzulassen, wurde er zum Tode verdammt, und sein Herzogthum in Baiern an Welf übergeben. Er aber flüchtete zu den Sachsen und vermehrte ihren Anhang.

Bald hierauf kam ein gewisser Reginger, ein ehemaliger Liebling des Kaisers, zum Vorschein, und beschuldigte diesen selbst: daß er ihn zur Ermordung der Herzoge von Schwaben und Kärnthen gedungen habe. Heinrich, empört durch eine solche Frechheit, erbot sich zum Zweikampfe mit beiden Herzogen; aber sein treuer Liebling

Ulrich von Rotsheim, welchen Reginger beschuldigt hatte, statt seiner nun zum Morde gedungen zu seyn, trat dazwischen und sagte: »Nicht euch, dem Kaiser, »gebührt der Zweikampf gegen einen Vasallen, sondern »mir, dem vorzüglich Beschuldigten.« Heinrich billigte dieses Wort. Ulrich forderte den Herzog von Schwaben in die Schranken, aber dieser berief sich auf das Urtheil der Fürsten, und erschien nicht.

Durch solche Beschuldigungen wurde der Nahme des Kaisers immer verhaßter im Reiche, und der Anhang der Sachsen darin immer stärker. Diese, ihre Vortheile bemerkend, schickten jetzt öfters Gesandschaften an die rheinischen Fürsten ab, mit der Bitte: »sie möchten ent»weder ihnen die Gewalt gestatten, sich einen andern »König zu wählen; oder, da sie ihnen sowohl an Würde »als Anzahl vorgingen, selbst einen ernennen, dem sie »gern ihre Beistimmung geben würden. Denn es wäre »nicht gut und nicht recht, das gemeine Wesen, durch »eines einzigen Menschen Ungeschicklichkeit, noch ferner »zu Grunde gehen zu lassen.« Durch solche Vorstellungen bewogen, berief der Erzbischof von Mainz, dem als Primas von Teutschland das vorzügliche Wahl- und Krönungsrecht zustand, 1074 die Fürsten des ganzen Reichs nach Mainz, auf daß sie mit gemeinschaftlichem Rathe Rudolph, den Herzog von Schwaben, zu ihrem Könige wählen möchten.

Da bei einer so weitgreifenden Verschwörung die Krone in Gefahr kam, eilte Heinrich von Sachsen nach Worms, wo er, als dem Stammsitze seines Hauses, noch Theilnahme und Unterstützung zu finden hoffte. Und er fand sie da auch wirklich. Denn als der Bischof dieser Stadt ihm die Thore verschließen wollte, verjagten die

Bürger den trotzenden Prälaten aus ihren Mauern, und nahmen den Kaiser mit Freudengeschrei auf: ihm Geld und Truppen versprechend. Diese aufrichtige Anhänglichkeit und Treue des Wormser Volkes ergriff bald die anderen Städte des Rheins. In Straßburg, Speier, Oppenheim, Mainz und Cölln bildete sich für ihn eine zahlreiche Partei von vermögenden und wackern Bürgern, welche sich bewaffneten und Geld verschossen. Durch den Aufstand des rheinischen Volkes wurde der Muth Heinrichs eben so sehr erhoben, als jener der Fürsten niedergeschlagen. Die meisten der letztern blieben von der Versammlung in Mainz weg, die übrigen lud der König zu sich nach Oppenheim, um sich mit ihnen gütlich zu vertragen. Heinrich bat sie beinahe kniefällig: »ihm, ihres Schwures eingedenk, die alte Treue nicht zu versagen, und seine »Jugendfehler zu verzeihen. Nun, durch Unglück gebessert und Alter gereift, werde er, was er als Knabe »gethan, wieder gut machen, und als Mann desto eifriger fürstlicher Tugend und Ehre nachstreben.«

Hierauf antworteten die Fürsten: »Umsonst fordere »er Treue von ihnen, indem er sie bisher weder Gott, »noch den Menschen bezeigt habe. Man wisse gar nicht, »ob man mit ihm im Kriege oder Frieden, als Freund »oder Feind leben solle. Es sei ja noch nicht gar lange, »daß er in Würzburg, statt sich mit ihnen über sein und »des Reiches Wohlfahrt zu berathen, Mörder gegen sie »gedungen habe. Glaube er sich von diesem Verbrechen »rein, so möge er seinen Ulrich von Kostheim mit Reginger kämpfen lassen; siege alsdann seine Sache, so wollten »sie ihm gleichwohl wieder treu und unterthänig seyn.« Der König nahm diesen Antrag willig an, und erbot sich auf alle Fälle sogar selbst zu kämpfen. Es wurde daher

bei Mainz, auf der ſogenannten Marau, Ort und Zeit beſtimmt, um das Gottesurtheil vorzunehmen; aber Reginger ſtarb plötzlich im Wahnſinne, und das rheiniſche Volk ſahe deſſen Tod als eine offenbare Strafe Gottes für ſeine Treuloſigkeit an.

Heinrich lebte hierauf ganz ſparſam und eingezogen von den Beiſteuern der treuen Bürger zu Worms; denn ſeine Schlöſſer und Königshöfe waren entweder von den Sachſen belagert, oder von den Fürſten in Beſitz genommen. Er ſchickte ſogar die Erzbiſchöfe von Mainz und Cölln zu jenen ab, um Friedensvorſchläge zu thun. Da er aber bemerkte, daß ſelbſt ſeine Mäßigung die Feinde nicht beſiegen könne, berief er die Stände nach Worms, um ihnen den Feldzug gegen die aufrühreriſchen Sachſen zu gebieten. Viele der Fürſten erſchienen auch wirklich, aber die meiſten verſagten ihm Hülfe und Truppen. In dieſer Noth blieben ihm noch zwei Stützen: die Hohenſtaufen nämlich, und die Städte am Rheine. Ueberzeugt, daß Teutſchlands Wohl nur von der Erhaltung des Kaiſerthums abhänge, haben jene, ſo lange man ſie in der teutſchen Geſchichte kennt, ſich jederzeit als die tapferſten Vertheidiger des Thrones, dieſe als die eifrigſten Anhänger des Kaiſers bewieſen.[1] Durch deren Beiſpiel beſchämt oder ermuntert, kamen jetzt auch wieder die Herzoge von Schwaben und Baiern und die rheiniſchen Biſchöfe zu dem Heerbanne des Kaiſers. An der Spitze derſelben zog Heinrich gegen die Sachſen, und brachte durch deren Macht und Vermittlung im Jahre 1074 zu Goslar

1. Celebre apud omnes erat nomen Wormatiensium, pro eo quod regi fidem in adversis servassent, ſagt Lambert von Aſchaffenburg.

en Frieden zu Stande, der aber mehr gezwungen, als
frichtig abgeschlossen wurde. Es war darin festge-
zt: daß von beiden Seiten die Bergschlösser geschleift,
dem das Entrissene wiedergegeben, und eine allgemeine
mnestie bewilligt werden sollte. Kaum aber hatten die
serlichen Heere Sachsen verlassen, als das sächsische
olk bei der Zerstörung der Schlösser sich zu neuen Aus-
weifungen verleiten ließ. Ein solcher Friedensbruch brachte
ch die rheinischen Bischöfe und die Herzoge von Schwa-
n und Baiern auf. Sie führten dem Kaiser ihre Leute
, und mit diesen vereinigt, brachte er im Jahre 1075
i Hohenburg an der Unstrut den Sachsen einen so ent-
heidenden Schlag bei, daß sie von ihren übertriebenen
orderungen abstehen, und sich ihm unterwerfen mußten.[1]

Nach diesem Siege glaubte Heinrich des Gehorsams
er Teutschen gewiß zu seyn. Seine Feinde hatte er
edemüthigt, seine Freunde mit Gütern und Freiheiten
elohnt und seinen Sohn Konrad zum Nachfolger ernennen
assen. Er schien, wie sein Vater, zur unumschränkten
Gewalt im Reiche gekommen zu seyn. In diesem Taumel
es Machtgefühls dachte er nicht, daß, während er in
Teutschland seine Gegner bändigte, ihm in Italien der
efährlichste auf jenem heiligen Stuhle heranwachsen könne,
elchen seine Vorfahren selbst so mächtig gemacht und
ber Alle erhoben hatten.

Nach dem Sinne des heiligen Bonifacius und Karls
es Grossen sollte die geistliche und weltliche Gewalt zum
Wohle der Christenheit und des Reiches zwar einander unter-
ützen; aber jede sich in den Schranken ihres ihr eigent

1. Rudolph, der Herzog in Schwaben, hatte sich bei dieser Schlacht am meisten ausgezeichnet.

angewieſenen Wirkungskreiſes und ihrer eigenen Beſtimmung halten. Ihre Nachfolger aber ſowohl auf den biſchöflichen als fürſtlichen Stühlen gingen von dieſer ihnen vorgeſchriebenen Beſtimmung gänzlich ab. Die Päbſte und Biſchöfe griffen nach dem Schwerte und nach Kronen und die Könige und Fürſten nach dem Heiligthume der Kirche. Daraus entſtand zuerſt eine verkehrte Verwirrung der Gewalten, dann der Verfall der Kirche und des Reiches. Die Päbſte glaubten über die Kronen der Erde verfügen zu können. Die teutſchen Biſchöfe maßten ſich zuerſt die Vormundſchaft, dann die Regierung des Reichs an. Sie ſtellten ſich an die Spitze ihrer Lehnsleute, um den König zu bekriegen. Aebte und Mönche hatten einen Hofſtaat, welcher jenen der weltlichen Fürſten verdunkelte. Pfarrer und Chorherrn hielten ſich Beſchläferinnen, oder heimliche Frauen. Die Bisthümer und Abteien wurden, wie Hofämter, verkauft, und die Güter der Kirche für Pferde, Jagdhunde und köſtliche Schmauße verpraßt. Auf der andern Seite vergaben die Könige und Fürſten die Abteien und Bisthümer. Sie miſchten ſich mit Gewalt in die Verhandlungen der Concilien und in die Kirchen-Disciplin. Sie raubten oder verſchenkten die Kirchengüter an ihre Kebsweiber und Lieblinge und verſchonten ſogar nicht des Altars und des Heiligthums. Unter einer ſolchen Verwirrung der Kirche und des Reichs wurde nach dem Tode Alexander's II., 1073, und zwar mit Bewilligung Heinrichs IV., der Kardinal Hildebrand, eines Zimmermanns Sohn, unter dem Nahmen Gregorius VII., zum Pabſte erwählt. Dieſer wollte die zerrüttete Kirchenzucht wieder herſtellen, die Kirche von dem Einfluß weltlicher Regierung und Sitten befreien, und wenn es mög-

lich wäre, ſie ſelbſt über das Reich und Kaiſerthum erheben.[1]

Schon unter ſeinem Vorfahrer ließ er gebieten: daß der Prieſter auch geiſtlich leben, und unverehelicht bleiben ſollte. Auf ſeinen Rath wurde ein Collegium vorzüglicher Prieſter unter dem Nahmen der Kardinäle angeſetzt, welchen allein das Recht zuſtehen ſollte, den Pabſt zu wählen. Ein gleiches Recht forderte er jetzt auch für die Prieſter einer jeden Cathedral-Kirche, welche Domherren genannt wurden. Er verordnete ferner, daß alle Biſchöfe und Aebte, von welchen es erwieſen wäre, daß ſie ihr Amt durch Simonie erkauft hätten, ihrer Würde verluſtig erklärt, und an deren Stelle andere durch die Geiſtlichkeit erwählt werden ſollten. Endlich verbot er ausdrücklich die Inveſtitur der Geiſtlichen durch Ring und Stab, welche bisher dem Kaiſer zuſtand, von weltlichen Händen.

Dieſe Anordnungen des Pabſtes brachten Mißvergnügen an den königlichen Hof und Aufruhr unter die Geiſtlichen in Teutſchland und Italien. Die Höflinge ſtellten dem Kaiſer vor: daß ſolche Forderungen Anmaßungen des päbſtlichen Stuhles und unerhörte Eingriffe in die königlichen Rechte ſeyen. Die Geiſtlichen, wovon ein großer Theil entweder mit einem Weibe lebte, oder ſeine Pfründe erkauft hatte, empörten ſich öffentlich gegen des Pabſtes Verordnung. Sie nannten ſie eine Thorheit, ihn einen Ketzer und Schriftverdreher. »Er habe des Herrn »Wort vergeſſen, der da ſagt: Nicht alle faſſen dies

1. Siehe ausführlich hierüber, Johannes Voigt's Hildebrand, als Pabſt Gregorius VII. und ſein Jahrhundert. Dieſes Werk verdient um ſo eher geleſen zu werden, als es nach Quellen bearbeitet, und von einem Schriftſteller verfaßt iſt, deſſen Religionsbekenntniß dieſen Pabſt verdammt.

»Wort, wer es faſſen kann, faſſe es; er achte nicht,
»was der Apoſtel lehre: Wer ſich nicht halten kann, hei-
»rathe; denn es iſt beſſer heirathen, als Brunſt leiden.
»Es ſcheine beinahe, als wolle der Pabſt die Menſchen
»mit Gewalt zwingen, wie Engel zu leben. Ob er dann
»nicht einſehe, daß, indem er den gewöhnlichen Gang der
»Natur hemme, er der Hurerei und Unkeuſchheit Thür
»und Wege öffne. Wenn er könne, ſo möge er ſich ſtatt
»Menſchen, Engel zur Lehre des Volkes ſchaffen. Sie
»würden lieber ihr Prieſterthum, als ihre Weiber verlaſſen.«

Mitten in dieſem Andrange und Sturme aufbrauſen-
der Leidenſchaften und Widerſprüche ſtand Gregorius un-
erſchütterlich wie ein Fels. Er ſchickte ſeine Legaten an
den Kaiſer und die teutſchen Fürſten, um ſie zur Vollzie-
hung ſeiner Verordnungen zu mahnen, und mit ihnen zog
Agnes die Mutter Heinrich's, um den Ermahnungen Ein-
gang zu verſchaffen. Den Erzbiſchöfen von Mainz und
Cölln, als den Häuptern der teutſchen Kirche, gebot er,
ſeinen Befehlen Gehorſam zu leiſten. Erſterer berief
demnach eine Synode zuerſt nach Mainz, dann nach
Erfurt, wo er ſowohl gegen die Simonie als Prie-
ſterehe Beſchlüſſe abfaſſen wollte. Da er aber zugleich den
ihm vom Könige zugeſagten Zehnten forderte; empörten
ſich ſowohl die Geiſtlichen, als das Volk, und bedrohten
ihn mit Abſetzung und Tod. Er mußte nach Heiligenſtadt
ins Eichsfeld flüchten, um gegen den Aufruhr ſicher zu ſeyn.

Nicht viel beſſer erging es ihm in Bamberg, deſſen
Biſchof Hermann der Pabſt wegen Simonie entſetzen, er
aber auf dem Stuhle erhalten wollte. Sowohl die päbſtli-
chen Legaten, als die Geiſtlichen widerſetzten ſich ſeiner
Vermittlung, und Gregorius beſchuldigte ihn der Nach-
läßigkeit und Schwachheit in ſeinem hohen Amte. Da

indeß der König die Sachsen besiegt, und nach dem Siege des Pabstes Ermahnungen weniger geachtet hatte; neigte sich auch Siegfried wieder auf dessen Seite, um die immer mehr heranwachsende Macht des Oberpriesters zu mäßigen. Unter solchen Umständen zog jener fürchterliche Kampf zwischen dem päbstlichen Stuhle und dem kaiserlichen Throne heran, welcher die ganze Christenheit in Aufruhr und Parteiung brachte.

Zu dieser Zeit starb Hanno, der Erzbischof von Cölln und bisherige Vermittler zwischen dem Pabste und dem Kaiser. Heinrich, im Gefühle seiner Uebermacht, vergab wie zuvor, nicht nur das Erzbisthum, sondern die zugleich ledig gewordenen Abteien von Fuld und Lorsch an seine Günstlinge, und belieh sie sogar in Gegenwart der päbstlichen Legaten mit Ring' und Stab. Diese berichteten den Vorfall sogleich an den Pabst. Mit ihren Anklagen vereinigten sich noch jene der Sachsen, welche den Kaiser des Friedensbruchs, des Kirchenraubes und der drückendsten Tyrannei beschuldigten. Aufgebracht also über diesen Hohn gegen seine Verordnungen, sprach Gregorius im Zorne: »entweder muß dieser Heinrich die Krone, oder ich das Leben verlieren!« Er gab hierauf seinen Legaten den Auftrag, dem Kaiser in seinem Nahmen anzukündigen: »daß er sich am Montage der zweiten Fa»stenwoche 1076 vor einer Synode in Rom stellen »solle, um sich wegen der angeschuldigten Verbrechen »zu rechtfertigen; wo nicht, so solle er wissen, daß »er am nämlichen Tage durch den apostolischen Fluch »aus der Christengemeinschaft verstoßen werde.« Diese unerhörte Drohung des Pabstes brachte den Kaiser auf das äußerste; und selbst Siegfried, der erste Erzbischof des Reichs, hielt nun nicht mehr seinen versteck-

ten Groll gegen den Oberprieſter zurück, welcher alle geiſtliche und weltliche Gewalt an ſich reißen wollte. Auf Befehl des Königs ſagte er ein allgemeines Concilium nach Worms an, um dort das Betragen des Pabſtes zu unterſuchen, und ſonach darüber zu richten. Alle die Biſchöfe und Erzbiſchöfe, welche Gregorius entweder entſetzt oder bedrohet hatte, alle die Aebte und Prälaten, welche im Beſitze einer erkauften Pfründe und eines Weibes waren, nebſt denen, welche des Königs Ungnade, oder des Pabſtes künftige Strafe befürchteten, ſammelten ſich in Worms, um einen Mann zu verdammen, der es wagte, die Kirche über den Staat, die Biſchöfe über die Könige, und das Pabſtthum über das Kaiſerthum zu erheben.

Auf der Verſammlung erſchien ein gewiſſer Hugo Blancus, den Gregorius zuvor gebannt hatte, und brachte eine Klageſchrift gegen ihn vor, worin er ihn der Ketzerei, des Ehebruchs, des Königsmordes, der Simonie, der Verfälſchung der heiligen Schrift, der Schwarzkunſt und falſcher Prophezeihungen beſchuldigte. Heinrich und die teutſchen Biſchöfe wollten jetzt den Gregorius mit ſeinen eigenen Waffen ſchlagen. Da er ſie bisher der Hurerei, der Simonie und der Anmaßung beſchuldigt hatte, ließen ſie ihn wegen ähnlicher Laſter anklagen. Nachdem ſie Hugo's Schmähſchrift angehört, und jeder noch ſeine eignen Klagen vorgebracht hatte; ſprachen ſie das Verdammungsurtheil über ihn aus, und Heinrich ſchickte ihm und den italieniſchen Biſchöfen ein Schreiben, worin die Gründe der Verdammung wiederholt, dem Gregorius geboten wurde, vom päbſtlichen Stuhle zu ſteigen, und einen würdigern, vom Könige ernannten Prälaten darauf anzuerkennen.

Roland, ein Geistlicher von Parma, brachte dieses Verdammungsurtheil des Wormser Conciliums nach Rom, da eben Gregorius eine Synode berufen hatte, und kündigte sowohl dem Pabste, als den Bischöfen die Absetzung desselben im Nahmen des Kaisers und der teutschen Kirche an. Auf dieses Wort sprang Johann, der Bischof von Porto auf, und hieß den Boten ergreifen. Der Stadt-Präfekt, die Senatoren und Bewaffneten, welche zugegen waren, fielen sogleich über ihn her, und wollten ihn vor den Augen des Pabstes niederhauen; aber dieser trat vor sie hin, gebot Ruhe und Schonung, und las selbst das Absetzungsdekret mit wunderbarer Fassung und Festigkeit ab. Es lautete also:

Heinrich, nicht durch Gewalt und Anmaßung, sondern durch Gottes Gnade und heilige Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Pabst, sondern den treulosen Mönch.

»Diesen Gruß hast Du durch Deine Anmaßungen und »Irrthümer verdient, indem Du keinen Stand der Kirche »übergangen, den Du nicht statt der Ehre, mit Erniedrigung; »statt des Segens, mit Fluch beladen. Wir wollen nur von »Wenigem aber besonders Erheblichem sprechen. Um Dir »den Beifall des gemeinen Volkes zu erwerben, hast Du »die Regenten der heiligen Kirche, die Erzbischöfe, Bi»schöfe und Priester, welche doch die Gesalbten des Herrn »sind, nicht nur unrechtmäßig angegriffen; sondern wie »Knechte, die nicht wissen was ihr Herr thut, unter »Deine Füße getreten. Du glaubest, daß sie nichts, Du »aber alles wissest. Deine Wissenschaft aber hast Du »nicht zur Erbauung, sondern zur Zerstörung angewendet. »Also, daß der heilige Gregorius, dessen Nahmen Du

»Dir angemaßt, mit Wahrheit von Dir geweissaget hat,
»wenn er spricht: durch die Unterwürfigkeit der Unter-
»gebenen wird der Stolz des Vorgesetzten erhoben; denn
»er meint, er wisse Alles, wenn er sieht, er vermöge mehr
»als Alle. Wir haben das alles erduldet, um die Ehre
»des römischen Stuhles zu erhalten. Allein Du hast unsere
»Demuth für Furcht gehalten, und Dich gegen die uns
»von Gott verliehene königliche Gewalt empört, sogar zu
»droben Dich erfrecht, sie uns zu nehmen, gleichsam, als
»hätten wir sie von Dir erhalten, oder als sey König- und
»Kaiserthum in Deiner, nicht in Gottes Hand, da doch
»Christus, unser Herr, uns zur Königskrone, wie Dich
»zum Priesterthume berufen hat. Du bist auf den Stu-
»fen der List und des Betrugs emporgestiegen, welche ver-
»flucht werden. Du hast durch Gold Gunst, durch Gunst
»Gewalt, durch diese den Stuhl des Friedens bestiegen,
»und von diesem herab den Frieden gestört, indem Du
»die Unterthanen gegen rechtmäßige Obrigkeit bewaffnest,
»unsere von Gott berufenen Bischöfe verachten lehrst, und
»den Laien die Gewalt, sich ihre Priester selbst zu wäh-
»len, genommen hast. Auch mich, obgleich ich unwürdig
»unter die Gesalbten des Herrn gekommen bin, hast Du
»angegriffen, da doch die Lehre der heiligen Väter sagt:
»daß nur Gott mich richten, und ich wegen keines andern
»Verbrechens abgesetzt werden könne, als wenn ich vom
»Glauben weiche; da die Väter selbst den abtrünnigen
»Julianus allein dem Gerichte Gottes überließen. Der
»heilige Leo, ein wahrer Pabst, sagt daher: fürchtet Gott
»und ehret den König. Weil Du aber Gott nicht fürch-
»test, ehrst Du auch mich nicht, den Gesalbten Gottes.
»Du also, mit Fluch behaftet, und durch unser und aller
»Bischöfe Urtheil verdammt, steige herab von dem ange-

» maßten apostolischen Stuhle. Ihn soll ein anderer be-
» ßen, der nicht mit Religion seine Gewaltthätigkeiten be-
» mäntelt, und die wahre Lehre Petri verkündet. Ich
» Heinrich von Gottes Gnaden König, und alle unsere
» Bischöfe sagen Dir: steig' herab! steig' herab!«

Schon während der Vorlesung des Briefes merkte man einen allgemeinen Unwillen darüber unter den versammelten Bischöfen; nach derselben wurde er laut, und kaum konnte des Königs Gesandter gerettet werden. Aber Gregorius blieb gefaßt und gelassen wie zuvor. Am andern Tage, da alles ruhiger und besonnener war, brach er gleichsam begeistert in folgende Worte aus:

» Heiliger Petrus! du Fürst der Apostel, neige gnä-
» dig, wir bitten dich, dein Ohr zu uns, und höre mich
» deinen Knecht, den du von Kindheit an ernährt, und
» bis zu diesem Tage aus den Händen der Gottlosen erlöset
» hast, welche mich wegen der Treue zu dir gehaßt und
» noch hassen! Du bist mein Zeuge, und die Mutter
» Gottes, und der heilige Paulus, dein Bruder unter den
» Himmelsfürsten, daß deine heilige römische Kirche mich
» wider meinen Willen zu ihrer Regierung gezogen hat,
» daß ich es nicht für Raub gehalten, deinen Stuhl zu
» besteigen, und daß ich mein Leben lieber in dem Elende
» hätte beendigen, als in weltlichem Sinne, oder um zeit-
» lichen Ruhm diese Stelle an mich reißen mögen. Durch
» deine Gunst und nicht um meiner Werke willen, glaube
» ich, gefiel und gefällt es dir, daß das vorzüglich dir anver-
» traute christliche Volk mir gehorche, und daß nur um deinet-
» willen mir von Gott die Gewalt zu lösen und zu binden
» verliehen ist. Auf diesen Glauben gestützt, untersage ich
» demnach, für die Ehre und Vertheidigung deiner Kirche,
» im Nahmen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des

»Sohnes und des heiligen Geiſtes, Kraft deiner Macht »und Würde, Heinrich dem Könige, dem Sohne Heinrich's »des Kaiſers, der gegen deine Kirche mit unerhörtem Stolze »ſich erhoben, die Regierung des ganzen Reichs und »Italiens, und entbinde alle Chriſten des Eides, den ſie »ihm geleiſtet und leiſten werden, und verbiete, daß je»mand ihm ferner als König gehorche. Denn es iſt ge»recht, daß wer die Ehre deiner Kirche anzutaſten ſucht, »die eigne Ehre, die er zu haben ſcheint, verliere. Und »weil er, wie ein Chriſt zu gehorchen, verſchmäht, nicht »zum Herrn zurückkehrt, den er durch Gemeinſchaft mit »Gebannten, und durch viele verkehrte Thaten verlaſſen, »und meine Ermahnungen, die ich ihm zu ſeiner Beſſerung »gegeben, verachtet, und, wovon du Zeuge biſt, ſich von »deiner Kirche, im Vorſatze ſie zu trennen, losgeriſſen: »ſo binde ich ihn, ſtatt deiner, mit den Banden des »Fluches, auf daß alle Völker wiſſen und erfahren mögen, »daß du biſt Petrus, daß der Sohn des lebendigen »Gottes auf dieſen Felſen ſeine Kirche gebauet, und daß »die Pforten der Hölle ſie nicht überwältigen werden.«

Hierauf ſprach Gregorius einen gleichen Bannfluch auch über Siegfried den Erzbiſchof von Mainz, und alle die Biſchöfe aus, welche in der Synode zu Worms den Pabſt beſchuldigt und verdammt hatten. Dieſer Ausſpruch war aber das Loſungswort zu einem allgemeinen bürgerlichen Kriege in Teutſchland und Italien. Die Sachſen freueten ſich darob, weil ſie dadurch ihre Sache gerechtfertigt und geheiligt glaubten. In Schwaben und Baiern verließen jetzt Rudolph und Welf des Königs Partei, und erſterer wurde das Haupt der Mißvergnügten; und am Rheine fürchteten die Biſchöfe des Pabſtes Züchtigung, und traten buſſertig auf ſeine Seite. Um

dieſem gefährlichen Sturme gegen ſeine königliche Würde zu begegnen, ſagte Heinrich zuerſt nach Worms, dann nach Mainz einen Tag an, und rüſtete das rheiniſche Volk gegen die Sachſen; aber keiner der mächtigen Fürſten erſchien weder auf dem Tage, noch bei dem Heerbanne. Sie verſammelten ſich vielmehr am Ende des Jahrs 1076 bei dem Pallaſte zu Tribur, ſtark bewaffnet und zahlreich gerüſtet, in dem feſten Willen, ihn ab- und einen andern aus ihnen auf den Thron zu ſetzen. Zuerſt erſchienen dort die Schwaben und die Baiern mit ihren Herzogen Rudolph und Welf; dann kamen die rheiniſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe, welche der Pabſt wieder aufgenommen hatte, und mit ihnen die päbſtlichen Legaten Sieghard der Patriarch von Aquilea, und Altmann der Biſchof von Padua. Endlich rückten auch die Sachſen heran, an ihrer Spitze Otto der Nordheimer. Als man dieſe kommen ſah, zogen ihnen die Fürſten mit ihren Truppen, die Legaten und Biſchöfe im feſtlichen Ornate entgegen, und empfingen ſie mit Freude und Jubel. Selbſt Otto und Welf fielen ſich einander in die Arme und küßten ſich, obwohl letzterer des erſteren Herzogthum von Heinrich erhalten hatte. Sie verſprachen ſich ſogar wechſelsweiſe, daß, wenn einer von ihnen zum Könige würde gewählt werden, der andere ſich ihm ohne Neid und Widerſpruch unterwerfen wolle.

Bei einem ſo ſchrecklich über ihn heranziehenden Ungewitter, ſelbſt in der Nähe ſeiner Stammländer, mußte Heinrich, der bisher ſeine Krone in Sachſen vertheidigt hatte, noch einmal an den Rhein zurückgehen, um ſie wenigſtens in ſeiner Heimath zu behaupten. Da ſeine Gegner das rechte Rheinufer vom Neckar bis an den Main mit ihren Truppen beſetzt hatten, lagerte er ſich auf dem

linken zwiſchen Worms und Oppenheim, welche Städte ihm treu geblieben waren. Mit Reichs- und Kirchenbann zugleich bedroht, wagte er es vor der Hand nicht, die Sache auf das Glück der Waffen ankommen zu laſſen; denn jetzt war auch Siegfried der Erzbiſchof von Mainz, durch den päbſtlichen Bannfluch geſchreckt, auf die Seite ſeiner Feinde getreten. Er ſchickte daher Geſandte und Unterhändler hinüber nach Tribur, und ließ den Fürſten ſagen: »daß er bereit ſey, allen ſeinen Anſprü»chen auf das Reich zu entſagen, ja ihrem Gutdünken »die Reichsverwaltung zu überlaſſen, nur bäte er ſie, ihm »und dem heiligen teutſchen Reiche nicht den Schimpf an»zuthun, und den königlichen Nahmen an ſeiner Perſon »zu entheiligen. Wenn ſie ſeinen Worten nicht traueten, »wolle er ſie durch Eide und Geißeln über ſein künftiges »Betragen ſicher ſtellen.« Dieſe Vorſtellungen machten keinen Eindruck mehr auf die verſchwornen Fürſten. Er hatte ſich bisher in ſeinen Verſprechungen zu leichtſinnig, in ſeiner Regierung zu ſchwankend gezeigt. Sie ließen ihm ſagen: »daß ſie weder auf ſeine Eidſchwüre noch »auf ſeine Beſſerung bauen könnten. Sein ganzes Leben »hindurch habe er weder göttliche noch menſchliche Geſetze »geachtet. Ja bis zu dieſer Stunde habe er noch nicht »einmal bei dem heiligen Vater um Befreiung aus dem »ſchweren Kirchenbanne nachgeſucht. Wie ſollten ſie noch »länger die Krone einem Menſchen laſſen, den Gott ſelbſt »verworfen habe.« Mit dieſer Antwort entließen ſie die Geſandten, und beider Heere ſtanden ſchon rechts und links am Rheine hinauf gerüſtet, um die Sache mit dem Degen in der Fauſt zu entſcheiden. Da bedachten die Fürſten daß Heinrich, noch immer von dem rheiniſchen Volke unterſtützt, in der Verzweiflung alles wagen würde.

Sie traten daher zusammen, und ließen ihm sagen: »ob-
»wohl er im Kriege und Frieden der Gesetze nie geachtet,
»so wolle man doch mit ihm gesetzlich unterhandeln, und
»obwohl die ihm angeschuldigten Verbrechen klar seyen, so
»wolle man seine Sache doch der Erkenntniß des heiligen
»Vaters vorbehalten. Sie würden diesen bitten, nach
»Augsburg auf einen Fürstentag zu kommen, um dort
»beider Gründe zu vernehmen, und danach zu richten. Wenn
»er sodann von diesem Tage an binnen einem Jahre von
»dem Banne nicht losgesprochen sey, so habe er seine
»Krone verwirkt, und seine Regierung müsse aufhören.«

Heinrich war froh, durch diesen Antrag aus der großen Verlegenheit gekommen zu seyn, worin ihn sein Leichtsinn und seine Unbeständigkeit gebracht hatten. Er beschwur und versprach, alle Bedingnisse einzugehen, welche die Fürsten ihm vorgeschrieben hatten. Diesem gemäß setzte er zu Worms den von den Bürgern vertriebenen Bischof Adelbert wieder ein, und entließ dort seine Treuen, die für ihn gerüstet standen. Von seinem Hofe und Umgange entfernte er seine Freunde, die Bischöfe von Cöllu, Speier und Straßburg, und die Edlen der Gegend, den Ulrich von Kostheim, den Eberhard von Hagen, den Hartmann von Eschborn und andere. Nur von seiner Gattin, die er so sehr mißhandelt hatte, und seinem Sohne begleitet, zog er sich [illegible] nach Speier zurück, und lebte da, wo seine Väter so herrlich geherrscht hatten, vom Reiche und Pabste zugleich gebannt, wie ein gemeiner Sünder. Die Geschichte Heinrichs gibt hier ein warnendes Beispiel, daß man im Glücke alles für sich habe, Freunde, Anhänger, Schmeichler, Dienstboten und Geldleiber; aber im Unglücke sich auf niemanden verlassen

könne, als auf seine alten Jugendfreunde, und auf eine treue, liebende Gattin. [1]

So lag Heinrich in Speier, wie ein Abgestorbener neben der Kaisergruft seiner Väter, und harrte auf die Erlösung von dem Reichs- und Kirchenbanne. Neben ihm kniete seine fromme Gattin und betete für sein Heil. Da kam ihm ein seltsamer Gedanke in den Sinn. Er hatte versprochen, binnen Jahresfrist die Absolution von dem Pabste selbst zu erbitten; da er aber fürchten mußte, daß dieser nach Teutschland kommen, und die Fürsten noch mehr gegen ihn aufbringen würde, entschloß er sich noch vor dem Ablaufe dieser Zeit nach Italien zu gehen, um ihn durch eine zuvorkommende Unterwürfigkeit zu besänftigen. Mitten im Winter also, bei einer stürmischen Witterung verließ er Speier und zog über die hohen burgundischen Alpen, denn seine Feinde hatten die übrigen Päße besetzt. Er, theils mit verbundenen Füßen, theils kriechend, seine treue Gattin auf Rindsfellen geschleppt, klimmten durch Schnee- und Eisschluchten nach Italien hinab und suchten den Pabst auf, um dessen Absolution zu erhalten.

Gregorius hatte sich zu der Zeit der königlichen Partei wegen nach dem festen Schlosse Canossa zu seiner geistlichen Tochter, der Gräfin Mathilde, zurückgezogen. Dort erschien nun der Nachfolger Karls des Großen, der Sohn Heinrichs III., aber ohne Krone, ohne Schwert, ohne fürstliche Begleitung, barfuß, mitten im Winter und in einen Bußsack gehüllt, vor dem stolzen Pabste, und flehete drei Tage lang um Befreiung von dem Bannfluche.

1. Donec eris felix multos numerabis amicos.
Tempora dum fuerint nubila, solus eris.

Heinrich glaubte durch eine so unerhörte Demüthigung den Zorn des Pabstes und der teutschen Fürsten beschwichtigt zu haben. Diese aber erhielten dadurch neuen Stoff zu Klagen und neuen Muth zur Empörung. Kaum hatte er von dem Pabste die Absolution durch unwürdige Erniedrigung erhalten; als sich bei ihm wieder der angeerbte Stolz, und bei seinen Feinden der zurückgehaltene Aufruhr zeigte. Sein Unglück hatte ihm viele Freunde in Italien und Teutschland erworben, und mit diesen wollte er seiner geschändeten Krone neues Ansehen erwerben; aber Gregorius und die teutschen Fürsten erhoben seinen Gegner Rudolph, den Herzog von Schwaben, auf den kaiserlichen Thron. Eben der Erzbischof Siegfried, den Heinrich zuvor durch den Thüringer Zehnten auf seine Seite gezogen, und zu Worms zum Organ seines Hasses gegen den Pabst gemacht hatte, stellte sich nun wieder unter seine Feinde, und krönte den ihm entgegen gewählten Rudolph 1078 zu Mainz als König der Teutschen.

Rudolph war einer der vortrefflichsten Fürsten im Reiche. Edel und tapfer, schön von Gestalt und liebreich von Sitten hatte er Mathilden, Heinrichs Schwester, aus den Händen des Bischofs von Constanz entführt, dem ihre Erziehung anvertrauet war. Um diesen Fehler wieder gut zu machen, ließ ihn Agnes, die Königin Mutter, mit der Tochter trauen und gab ihm das Herzogthum von Schwaben. Auf dieser Stelle war er auch bisher ein wackerer Vertheidiger seines Schwagers, des Königs, und hatte ihm geholfen den Aufruhr der Sachsen zu bändigen. Da aber dieser, statt seine Fehler zu verbessern, immer in die nämlichen oder noch größere zurückfiel; trat er endlich auf die Seite seiner Gegner, und wurde von ihnen als das schicklichste Oberhaupt ihrer Partei ange-

ſehen. Ohnerachtet dieſer vortrefflichen Eigenſchaften, welche nun noch durch die Ausſprüche des Pabſtes und die Wahl der Fürſten geheiligt waren, konnte er nicht die Liebe des rheiniſchen Volkes gewinnen. Dieſes ſahe Heinrichen als ſeinen Landsmann, als ſeinen angeſtammten Oberherrn an, und Rudolph mußte ſchon bei ſeinem Krönungsfeſte in Mainz die erſten und auffallendſten Zeichen ſeiner Abneigung erfahren.

Um die Feierlichkeiten zu verherrlichen, hatten ſich mehrere junge Adeliche zuſammengethan, und ein Ritterſpiel gehalten. Das Volk verſammelte ſich dabei, aber mehr um das Schauſpiel zu verhöhnen, als ihm Beifall zu geben. Während dieſes Getümmels von Freude und Murren ſchnitt ein Bürgersſohn einem aufgeputzten Herrn den Schmuck vom Kleide. Er wurde entdeckt und gefangen geſetzt; allein die Bürger rotteten ſich zuſammen, fielen Rudolph's Kriegsleute an, und da man ſchon zuvor in den Häuſern, wo ſie eingelegt waren, heimlich die Waffen entwendet hatte, wurden viele davon getödtet oder verwundet. Hierauf wandte ſich der aufbrauſende Volkshaufen gegen den Pallaſt und die Domkirche, wo der König ſo eben der Veſper beiwohnte. Geiſtliche, Weltliche, Fürſten, Soldaten und Bürger drängten aufeinander. Man ſchrie, ſchlug, ſtieß und hieb. Der Platz am Thiergarten [1] und Speiſemarkte wurde ein Schlachtfeld, wo alle Arten von Menſchen kämpften oder fielen. Rudolph hatte ſich bei dem erſten Andrange nach dem Pallaſte zurückgezogen; da er aber dort vom Fenſter herab die Noth der Seinigen ſahe, wollte er unter das aufgebrachte Volk treten, und mit dem Degen in der

1. Das jetzige Höfchen oder Guttenbergsplatz.

Faust Gehorsam gebieten, allein die Fürsten hielten ihn zurück, und brachten Waffen herbei. Die Königlichen schlugen damit die Bürgerlichen zurück. Viele wurden niedergehauen, andere zum Thore hinaus in den Rhein gesprengt. Ueber hundert blieben auf dem Platze, mehrere hundert wurden verwundet. Den andern Morgen erschienen der Schultheiß und die Rathsherrn vor dem Könige, baten ihn demüthig um Verzeihung, zu jeder Strafe und Genugthuung erbötig. Er verzieh und ließ sich Treue schwören. Allein dieser Aufruhr, in den ersten Tagen seiner Regierung, zeigte ihm nur zu deutlich, daß er wenigstens vom rheinischen Volke keine Ergebenheit zu erwarten habe.

Indeß rüsteten sich beide Gegenkönige zum blutigen Kampfe um die teutsche Krone. Ganz Teutschland war unter sie getheilt. In jedem Herzogthume, in jedem Gaue, in jeder Stadt ergriffen Bürger gegen Bürger die Waffen, um einen oder den andern auf dem Throne zu erhalten. Sobald Heinrich von Italien zurückgekommen war, fand er auch wieder Freunde fast in allen teutschen Ländern. In Schwaben und Baiern stritt für ihn Friedrich der Hohenstaufe, der alte Vertheidiger der Krone. Zum Lohne gab der König ihm seine Tochter Agnes und das schwäbische Herzogthum, was Rudolph verlassen mußte. Am obern Rheine waren die von Straßburg und ihr Bischof Werner zu ihm getreten. Speier erinnerte sich, daß Heinrich's Väter in seiner Kirche ruheten. Worms und Oppenheim hatten nie von ihm gelassen. In Mainz waren nach dem Tode Siegfrieds die Bürger und der Erzbischof Wezel für ihn, und die von Cölln hatten kurz zuvor ihren Erzbischof Hanno aus der Stadt getrieben und des Kaisers

Schutz erwartet. An der Spitze dieſer rheiniſchen Städte ſtand der Pfalzgraf, ein dem Pabſte und den Geiſtlichen gefährlicher Mann.

Aber auch Rudolph's Partei blieb nicht ohne Macht und ohne bedeutende Nahmen. Sie war von Gregorius geſegnet und geheiligt, und für ſie ſtritt Otto der Nordheimer, Berthold von Zähringen, Welf von Baiern, und die von Freiheit begeiſterten Sachſen. Endlich nach vielen Gefechten und wechſelſeitigen Verwüſtungen kam es 1080 an der Elſter zu einer Hauptſchlacht. Beide Könige, nach Ruhm und Krone dürſtend, führten ſelbſt ihre Leute an; beide Heere ſtritten bald ſiegend, bald beſiegt für ihre Häupter. Das Treffen blieb unentſchieden. Da verlor Rudolph mitten im Schlachtgetümmel zuerſt ſeine Hand, dann ſein Leben. Sterbend bemerkte er ſelbſt, daß er mit dieſer Hand Heinrich die Treue geſchworen habe. Er wurde mit ihr nach Merſeburg begraben, und ſelbige zum ewigen Denkzeichen in der Kirche aufbewahrt. Das Volk aber, beſonders von Heinrichs Partei, ſah ſeinen Tod als ein Gottesurtheil, als Gottes Strafe für ſeinen Meineid an; und dieſe Meinung galt dem Kaiſer ſo gut, wie ein erhaltener Sieg.

Bald nach der Schlacht an der Elſter ließ er zuerſt nach Mainz, dann nach Briren ein Concilium anſagen; dort den Gregorius noch einmal verdammen, und an ſeine Stelle Guibert, den Erzbiſchof von Ravenna, unter dem Nahmen Clemens III. zum Pabſte wählen. Mit teutſchen und italieniſchen Truppen geſtärkt, führte er dieſen nach der Hauptſtadt der Chriſtenheit. Gregorius mußte vor ihm zuerſt aus der Lombardei, dann aus dem Kirchenſtaate, dann ſelbſt aus Rom in die Engelsburg fliehen. Guibert kam alſo bewaffnet auf den Stuhl

Petri, und Heinrich ließ ſich von ihm mit ſeiner Gattin Bertha in Rom als Kaiſer krönen.

Indeß hatte aber Gregorius ſelbſt in der Gefangenſchaft und in der großen Noth, weder ſeinen Muth noch ſeine Standhaftigkeit verloren. Durch ſein noch gewaltiges Wort erweckte er in Süden Robert Guiscar, den Normänner Fürſten; im Norden ließ er dem ſiegenden Heinrich in Hermann von Lützelburg, einen neuen Gegenkönig wählen. Jener befreite ihn wirklich aus der Engelsburg; dieſer zwang Heinrich's Heer wieder nach Teutſchland zurückzukehren. Während dieſer letzten Unternehmungen ſtarb Gregorius 1085, zu Salerno, wo ihn die Normänner ſchützten; aber nicht der von ihm erweckte Geiſt auf dem päbſtlichen Stuhle. Das Beiſpiel dieſes außerordentlichen Mannes, hatte nicht nur bei ſeinen Nachfolgern, ſondern auch bei vielen Biſchöfen, beſonders denen von Mainz, eine ſo hohe Idee von Kirchenfreiheit und Erhebung der geiſtlichen Gewalt über die weltliche hervorgebracht, daß wir, trotz ſo vieler Revolutionen und Gegenbewegungen, die wunderbaren Wirkungen davon noch in unſern Tagen an dem jetzigen Pabſte und dem letzten Erzbiſchof von Mainz geſehen haben. Jener ſprach gegen eben den Napoleon, den er doch ſelbſt gekrönt, der ſchon die chriſtlichen Völker beſiegt, die Könige der Erde zu ſeinen Vaſallen gemacht hatte, und in deſſen Gefangenſchaft er lag, nichts deſtoweniger den Bannfluch aus, als er die Güter ſeiner Kirche hinwegnehmen wollte; und dieſer, obwohl der erſte geiſtliche Kurfürſt im Reiche, und von dem kaiſerlichen Hofe ſelbſt zum Mainzer Stuhle befördert, trat nichtsdeſtoweniger mit Friedrich II., dem Könige von Preußen und den proteſtantiſchen Fürſten gegen Joſeph II. in

einen Bund, weil von diesem die kirchlichen Rechte gefährdet wurden..

Nach dem Tode des Gregorius glaubte Heinrich seine alte Kaisergewalt sowohl in Teutschland als Italien wiederhergestellt. In jenem Lande hatte er allbereits seine Nebenbuhler Hermann und Eckbert besiegt; in diesem die Güter und Herrschaften erobert, welche die Gräfin Mathilde dem Pabste geschenkt hatte. Seine Gegner hatten nun Verschwörung, Aufruhr, Waffen, List, Reichs- und Kirchenbann an ihm fruchtlos versucht. Aus allen Stürmen und Unfällen war er siegreich hervorgegangen. Ein Mittel blieb ihnen noch übrig, ihn zu stürzen, und zwar das schmerzlichste und gefährlichste, die Empörung seiner eigenen Kinder. Sie hetzten zuerst seinen älteren Sohn Konrad, und als dieser bestraft war, seinen jüngern Sohn Heinrich gegen den Vater auf, welcher doch beide schon zu seinen Nachfolgern bestimmt hatte.

Ein jeder unbefangene Mensch, welcher bisher diese Geschichte gelesen hat, wird Unwillen gegen die Feinde Heinrichs und deren Verschwörungen empfunden haben. Allein unparteiisch betrachtet, wird er sie doch größtentheils dessen eigener Unklugheit und Unbesonnenheit zuschreiben müssen. Man kann den Aufruhr der Sachsen entschuldigen, denn Heinrich hatte sie bedrückt und beleidigt. Man kann den Widerstand der Fürsten billigen, denn sie hatten ihn gewarnt und gemahnet. Man kann sogar den Bannfluch des Pabstes rechtfertigen, in so weit er die Eingriffe des Königs in die Kirchenrechte damit bestrafen wollte. Wenn man aber jetzt Heinrich's eigene Söhne die Waffen gegen ihn ergreifen und ihn vom Throne stoßen sieht, so empört sich das Gemüth und man flucht

dieſen Vatermördern, welche durch ihren ſchändlichen Verrath zugleich die Mörder des alten teutſchen Reichs geworden ſind. Die Schranken dieſes Werks erlauben mir nicht, alle die blutigen und ärgerlichen Auftritte zu ſchildern, welche dieſen Streit ſchändeten. Ich werde nur das davon anführen, was auf die rheiniſche Geſchichte beſondern Einfluß hatte, und an den Ufern des Fluſſes vorgefallen iſt.

Im Jahre 1084 ſtarb Wezilo, der Erzbiſchof von Mainz, welcher dem Könige ſehr ergeben war, und für ſeine Sache ſogar den Bannfluch des Pabſtes ertragen hatte. An ſeine Stelle kam Ruthard ſelbſt durch Heinrichs Bewilligung; aber dieſer hatte kaum den Erzſtuhl beſtiegen, als auch in ihm der Geiſt des verſtorbenen Pabſtes Gregorius erwachte, und ſich ſeinem Könige entgegenſtellte. Er wurde darob von ſeinem Stuhle getrieben und mußte, um dem Zorn Heinrich's zu entgehen, nach Sachſen flüchten. Hier lebte er acht Jahr im Elende, als ihn Heinrich, der aufrühriſche Sohn, wieder herbeirief, um ſeinen Vater vom Throne ſtürzen zu helfen. Nach langen Kriegen und wechſelſeitigen Demüthigungen lud jener den Kaiſer nach Coblenz ein, um ſich, wie er vorgab, mit ihm zu verſöhnen. Während er aber eine anſcheinende Reue äußerte, verſammelte er unter der Leitung des Erzbiſchofs Ruthard, die Fürſten in Mainz, um ſeinem Vater die Krone zu rauben. Im Vertrauen auf die Aufrichtigkeit des Sohnes hatte der Kaiſer ſeine Truppen entlaſſen, und zog unbewaffnet nach dem Rheine, um ihm väterlich zu verzeihen. Kaum aber war er gegen Bingen gekommen, als dieſer ihn packen und auf dem Schloſſe zu Böckelheim gefangen ſetzen ließ. Der alte

Herr mußte hier alle Unbilden der unnatürlichſten Undankbarkeit ertragen. »Ich will,« ſo klagte Heinrich ſelbſt dem Könige von Frankreich ſeine Noth, »ich will nicht einmal »der Schmähungen, des Hungers, des Durſtes, der »gegen mein graues Haupt gerichteten Kolben erwähnen; »welches alles um ſo kränkender ſeyn mußte, weil ich »einſt glücklich war. Der Anblick (meines Sohnes) ſelbſt »erfüllte mich mit dem größten Kummer und väterlicher »Liebe zugleich. Ich warf mich ihm zu Füßen, ich bat »ihn auf den Knieen, ich beſchwur ihn bei Gott, bei »ſeinem Eide, bei ſeiner künftigen Seligkeit, daß, wenn »auch Gott mich wegen meiner Sünden ſtrafen wolle, »doch er wenigſtens ſeinen Nahmen und ſeine Ehre nicht »durch einen ſo ſchändlichen Undank beflecken möge, indem »kein göttlich und menſchlich Geſetz einem Sohne erlaub»ten, ſeinen eigenen Vater zu beſtrafen.« Allein alle dieſe Bitten waren fruchtlos. Heinrich der Sohn ließ Heinrichen den Vater von Bökelheim nach Ingelheim ſchleppen, wo ſich ſchon die Biſchöfe von Mainz, Cölln und Worms eingefunden hatten, um von ihm die kaiſerlichen Kleinodien zu fordern.

Es ſchien, als wenn dieſer Pallaſt Karls des Großen dazu beſtimmt geweſen ſey, der Schauplatz des unnatürlichſten Undanks zu werden. Wir ſahen hier ſchon einmal Ludwigen den Frommen unter den Waffen ſeiner Söhne ſterben. Der nämliche Auftritt wurde jetzt an Heinrich IV. wiederholt. Gefangen, verfolgt, von Alter und Kummer gedrückt, ſtand auf der einen Seite der Vater wie ein verklagter Miſſethäter; auf der andern Seite der triumphirende Sohn mit Waffen und Bannſtrahlen umgeben, und zwiſchen beiden Geiſtliche und Biſchöfe als Richter,

welche doch ihre Pfründen dem gedrückten Kaiser zu danken hatten. Als Heinrich, wie ein Staatsgefangener vor sie getreten war, sagten sie: »Weil du schon so viele Jahre »her die Kirche Gottes entzweiet, die Bisthümer und »Abteien verkauft, und sonach die Kirchengesetze und die »freie Wahl der Bischöfe verachtet hast; deswegen hat es »dem heiligen Vater und den Reichsfürsten gefallen, dich »nicht nur von der christlichen Gemeinde, sondern auch »von dem Throne zu verstoßen.« Hierauf antwortete Heinrich mit einer Würde, welche jeden von ihnen, der noch schamfähig gewesen wäre, vor ihm niedergeworfen hätte. Er sagte: »Aber ihr, ihr Erzbischöfe von Mainz »und von Cölln, die ihr mich des Verkaufs geistlicher »Würden beschuldigt, sagt mir doch, welchen Preiß ich »von euch forderte, als ich euch die besten und reichsten »Kirchen meines Reichs übergab? Und da ihr bekennen »müßt, daß ich dafür von euch nichts gefordert habe, »warum stellt ihr euch unter meine Ankläger? Warum »finde ich euch unter jenen, welche die mir geschworne »Treue brechen? Warum finde ich euch selbst an der »Spitze meiner Feinde, die mich zu Grunde richten wol»len? Habt doch nur noch einige Tage Geduld, und »wartet den natürlichen Ablauf meines Lebens ab, dem »Alter und Kummer bald ein Ende machen werden. »Oder wenn ihr mir denn meine Krone rauben wollt, »so setzt wenigstens einen Tag dazu an, wo ich sie selbst »von meinem Haupte nehmen, und auf jenes meines »Sohnes setzen werde.«

Die Bischöfe waren durch diese Worte des unglücklichen Kaisers nicht zu bewegen; sie beharrten auf der Entsagung des Thrones. In diesem gewaltsamen Drange

entfernte ſich Heinrich, und da er ſahe, daß er mit den Truppen ſeines undankbaren Sohnes umgeben war, kam er mit den Reichsinſignien wieder zurück, und redete, nachdem er den Thron beſtiegen hatte, die Biſchöfe alſo an: »Sehet hier die Zeichen der königlichen Würde, »welche mir die Güte des Königes der Könige und der »einſtimmige Wille der Reichsfürſten übergeben hat. Ich »werde keine Gewalt brauchen, um ſie zu behaupten. Ich »habe dieſe häusliche Verrätherei nicht vorhergeſehen, und »war daher auch nicht gegen ſie auf meiner Hut. Ich »habe weder eine ſolche Frechheit bei meinen Feinden, »noch eine ſolche Gottloſigkeit bei meinen Kindern ver»muthet. Vielleicht wird mir eure Scham noch die Krone »erhalten. Wenn ihr aber ſo wenig Ehrliebe, ſo wenig »Furcht gegen den Gott habt, welcher die Könige ſchützt, »ſo will ich die Gewaltthat von euren eigenen Händen »verüben laſſen, da ich kein Mittel mehr übrig habe, ſie »zu verhindern.« Als dieſe Rede die übrigen Biſchöfe zu erſchüttern ſchien, ſchrie Ruthard von Mainz: »Warum »ſollen wir noch lange Anſtand nehmen? Kommt es nicht »auf uns an, die Könige zu krönen, und ihnen den »Purpur zu ertheilen? Warum ſollten wir ſie nicht einem »Prinzen wieder abnehmen, dem ſie unſere übele Wahl »gegeben hat?« Mit dieſen Worten ſtürzte ſich der Erzbiſchof über den Kaiſer her, und riß ihm die Krone von dem Haupte; die übrigen zogen ihm den königlichen Purpurmantel ab, und zwangen ihn, vom Throne zu ſteigen. Unter dieſen Mißhandlungen hob Heinrich die Augen mit Thränen gen Himmel und rief: »Gott ſieht eure Thaten. »Er hat mich für die Sünden, welche ich in meiner Ju»gend begangen habe, hart geſtraft, indem er an mir

»eine Unbild verüben läßt, welche an keinem meiner Vor»fahren gewagt wurde. Aber ihr, die ihr eure Hände »gegen euern Fürsten anlegt, und den Eid, den ihr mir »geleistet habt, so schnöde verletzt, ihr werdet auch seiner »Strafe nicht entgehen. Gott wird euch züchtigen, wie »den Judas, der seinen Meister verleugnet hat.« So stieg Heinrich im Jahre 1105 von dem Kaiserthrone, welchen seine Väter mit so viel Würde und Glanz besessen hatten, und die Bischöfe brachten seinem undankbaren Sohne eine Krone, welche durch Vatermord besudelt war. Denn bald darauf, den 7. August 1106, starb der Kaiser, im Elend herumirrend, vor Kummer und Alter. Auch nach seinem Tode konnte er nicht einmal ein Grab in der Kirche zu Speier finden, welche sein Großvater erbauet, und sein Vater so reichlich beschenkt hatte.

Heinrich hatte von seinem Vater eine fast unumschränkte Gewalt geerbt. Er war tapfer, kühn, gutmüthig, freigebig, nicht ohne Kenntniß und Regierungskunst; allein fast alles übertrieben. Sein ganzes Leben hindurch zeigte er im Glücke einen leichtsinnigen Uebermuth, im Unglücke eine niederträchtige Nachgiebigkeit. So ging unter seiner Regierung das herrliche Gebäude gänzlich zu Grunde, was seine Väter mit eben so viel Klugheit als Kühnheit wieder hergestellt hatten. Da so die kaiserliche Würde selbst durch die Söhne der Regenten geschändet war, wuchs die Macht der Bischöfe und Stände am Rheine zusehends heran. Schon Heinrich V. mußte die Undankbarkeit büßen, welche er an seinem Vater Heinrich IV. verübt hatte. Als im Jahre 1109 seine Stütze Ruthard, der Erzbischof von Mainz, gestorben war, glaubte er keinen treuern Freund an dessen Stelle befördern zu können,

als Adelberten seinen Kanzler. Allein dieser blieb ihm nur so lange ein guter Rathgeber, als er von seiner Gnade abhing. Sobald er aber den ersten Fürstenstuhl von Teutschland erstiegen hatte, schien der Geist Gregor's VII. über ihn gekommen zu seyn. Er forderte von Heinrich die Kirchenfreiheit, und da dieser als Kaiser eben die Einwendungen machte, weswegen er seinen Vater vom Throne gestoßen hatte, ging Adelbert heimlich zu den Sachsen über, welche zu einem neuen Aufruhre schon gerüstet standen.

Als Heinrich diese Treulosigkeit seiner eigenen Creatur vernahm, ergrimmte er; er ließ den Erzbischof sogleich bei Kaltenburg in einem Walde, das Eichholz genannt, aufhangen, und auf dem Schlosse Trifels festsetzen. Drei Jahr lang lag dort Adelbert in ein Verließ eingesperrt, was mehr einem Loche als einem Zimmer glich. Seine Haare waren schon grau geworden, sein Fleisch von den Knochen gezehrt; als ihm die Bürger von Mainz bei dem Kaiser die Freiheit ertrotzten, und ihn auf einen Stab gestützt in ihre Stadt zurückführten. Allein weder Gefangenschaft noch Elend konnten seinen Geist bezähmen. Kaum war er dem Gefängnisse entronnen, als er die Bannstrahlen des Pabstes auf das Haupt seines Verfolgers lockte, und die Sachsen zu einer neuen Empörung aufhetzte.

Heinrich bot demnach die Franken und Schwaben zur Vertheidigung seiner Würde auf, und Friedrich der Hohenstaufe wurde Anführer des kaiserlichen Heeres. Beide Parteien waren auf den Feldern zwischen Mainz und Worms gegen einander gerückt, aber Mangel an Lebensmitteln trieb sie wieder auseinander. Da kehrte

Friedrich ſeine Truppen gen Mainz, und drängte den Erzbiſchof und die Stadt mit einer harten Belagerung. In dieſer Noth ſchickte Adelbert Boten an den Herzog, und verſprach demſelben Frieden und dem Kaiſer Unterwürfigkeit. Kaum aber hatte Friedrich mit ſeinem Heere die Mauern verlaſſen, als Adelbert, nun wieder befreiet, ihm nachfolgte, und ſeine ſchon zerſtreueten Haufen feindſelig angreifen ließ.

Eine ſolche Treuloſigkeit empörte den wackern Hohenſtaufen und alle ſeine Leute. Mit Unwillen und Entſchloſſenheit drang er in die ihn verfolgenden Haufen ein, und focht mit einem ſolchen Muthe, daß er ſie gänzlich in die Flucht jagte. Emicho, der Anführer von Adelbert's Truppen blieb todt auf dem Kampfplatze, die Flüchtigen wurden entweder getödtet oder zerſtreuet, und die Mainzer Bürger, welche ſelbſt einen großen Verluſt erlitten hatten, verfluchten den Starrſinn ihres Biſchofs, den ſie doch zuvor mit ſo großer Theilnahme aus der Gefangenſchaft des Kaiſers befreiet hatten.

Indeß war Heinrich der ſtreitigen Pabſtwahlen wegen nach Italien gegangen, und Adelbert erhob wieder ſein Haupt gegen den gebannten Kaiſer. Dieſer mußte darob nach Teutſchland zurückkehren, um den Ränken des Erzbiſchofs entweder mit Waffen, oder mit Friedensworten zu begegnen. Zuerſt zu Würzburg, dann zu Worms verſammelte er die Fürſten des Reichs, und wollte durch deren Rath und Beifall die Streitigkeiten wegen der Vergebung geiſtlicher Fürſtenthümer mit Ring und Stab beilegen. Aber Adelbert, welcher die Seele des langen Krieges war, zwang Heinrichen, mit dem Pabſte Calixt II. ein Concordat abzuſchließen, vermöge deſſen er ſeinen alten

kaiſerlichen Rechten auf die Ernennung der Biſchöfe entſagen, und die freie Wahl derſelben der Cleriſei überlaſſen mußte. Bald darauf, im Jahre 1125, ſtarb dieſer Kaiſer, und mit ihm erloſch der alte königliche Zweig der Salier, welcher ſo lange und ſo mächtig am Rheine und im Reiche geherrſcht hatte.

Viertes Buch.

Rheinische Geschichte

unter dem

hohenstaufischen Geschlechte.

Rheiniſche Geſchichte

unter dem

hohenſtaufiſchen Geſchlechte.

Nach dem Abgange des rheinfränkiſchen oder ſaliſchen Königſtammes, wollte der rheinſchwäbiſche oder hohenſtaufiſche ſogleich den Thron als erblich beſteigen; weil Friedrich der Hohenſtaufe durch ſeine Mutter Agnes, die Tochter Heinrich's IV., und den letzten Willen Heinrich's V. in alle Länder und Rechte der Salier eingetreten zu ſeyn glaubte. Ihm aber widerſetzte ſich Adelbert der Erzbiſchof von Mainz, und mit ihm der Pabſt und mehrere andere Fürſten, welche das teutſche Reich als ein Wahlreich angeſehen haben wollten. So entſtand jetzt der letzte, aber auch fürchterlichſte Kampf zwiſchen der monarchiſchen Einheit und anarchiſchen Vielheit im heiligen römiſchen Reiche, welche der ſtändiſchen Verfaſſung und Landeshoheit die endliche Feſtigkeit gab. Ehe ich aber dieſe merkwürdige Geſchichte erzähle, will ich zuvor jene der Herzoge von Schwaben kürzlich vorausſchicken; damit der Leſer auch erfahre, welche Veränderungen das alte rheiniſch-

ſchwäbiſche Herzogthum erlitten, und wie es endlich, auf die Hohenſtaufen gekommen, mit ihnen erloſchen ſey.

Das Herzogthum von Schwaben oder Allemannien iſt gleich nach dem Siege Ludwig's über die Allemannen entſtanden, und umfaßte rechts und links am obern Rheine die Länder zwiſchen dem Lech, dem Nekkar und den Vogeſen. Schon unter den Merwingern finden wir einen Leuthart, einen Büzelin und Etticho als Herzoge; letzterer war vermuthlich nur herzoglicher Graf im Elſaß und der Stammvater der Habsburger und Zäringer. Seine Söhne folgten ihm in dieſer Würde bis auf die Karlinger, welche ſelbige aus Furcht vor der Macht ſo anſehnlicher Reichsbeamten ausgaben, und die Geſchäfte in Schwaben durch ihre Kammerboten verwalten ließen. Aber auch dieſe mißbrauchten ihre Gewalt, ſo ſehr ſie beſchränkt war. Bei dem Ausgange des karlingiſchen Stammes fielen Erlinger und Berthold verwüſtend das Hochſtift von Conſtanz an, und wollten ſich der geiſtlichen Güter bemächtigen; aber Salomon, der Biſchof deſſelben, verklagte ſie bei dem kaiſerlichen Hofe. Sie wurden nach Ingelheim abgerufen, gefangen geſetzt, und das Urtheil ſollte ſchon über ſie geſprochen werden, als Salomon für ſie bittend eintrat, und ihnen Gnade und Freiheit erwirkte. Statt dem friedlichen Biſchof dafür zu danken und ihre Fehler zu verbeſſern, fielen ſie abermals deſſen Länder an, und übten darin beinahe noch größere Grauſamkeiten aus, wie zuvor. Allein der Bruder des Biſchofs, Siegfried von Ramswag, überraſchte ſie, da ſie es nicht vermutheten, mit einigen Reiſigen, in einem Walde, und nahm ſie gefangen. Sie wurden hierauf im Jahre 917 auf Befehl des Kaiſers Konrad I. zu Oettingen enthauptet.

Nach der Hinrichtung der ſo gefährlichen Kammerboten ſtellte der Kaiſer das alte Herzogthum wieder her, und gab es an Burkhard I., welcher Markgraf von Rhätien an dem Bodenſee war. Dieſer unterſtützte ihn auch in ſeinen äußern und innern Kriegen, allein er wollte ihm ſeiner Güter wegen nicht den Lehenseid leiſten. Er ſahe das Herzogthum als ein, dem Kaiſer zwar unterworfenes, aber für ſich beſtehendes Land an; denn es war immer noch üblich, daß bei Anſtellung eines Herzogs das Volk ſeine Beiſtimmung geben mußte. Auch hatte faſt jedes Herzogthum ſeinen eigenen Landtag und ſein eigenes Landgericht, dem der Herzog und ein Landesbiſchof vorſaßen, und deſſen Schreiber meiſtens ein Geiſtlicher war.

Als der Kaiſer Konrad auf ſeinem Todtesbette die Krone Heinrich dem Herzoge von Sachſen, zugedacht hatte, und dieſer auch von den Franken und Sachſen zu Friedslar gewählt war, wollte ihn Burkhard mit ſeinen Schwaben nicht anerkennen. Aber der König, von den Franken unterſtützt, überfiel ſein Land, und zwang ihn endlich zum Frieden. Burkhard wendete hierauf ſeine Waffen gegen die Italiener, welche Burgund bedroheten, wurde aber auf dem Zuge ermordet.

Burkhard hatte nur einen minderjährigen Sohn hinterlaſſen, welcher ſeinen Nahmen trug. Dieſer war der Verwaltung des Herzogthums nicht gewachſen, welches jetzt wegen den Einfällen der Ungarn ein tüchtiges Haupt nöthig hatte. Daher verlieh der König, auf einem Reichstage zu Worms, das Herzogthum Hermann I. dem Salier, durch deſſen Haus er ſelbſt auf den Thron gekommen war. Dieſer heirathete hierauf Burkhard's Wittwe Wida oder Regilinde, und trieb die Ungarn zurück.

In dem Streite, welchen Heinrich's Nachfolger Otto der Große, gegen deſſen Vetter Eberhard, den Herzog in Franken, zu kämpfen hatte, rettete Hermann das königliche Haus von ſeinem Untergange. Er und ſein Bruder Uto ſchlugen den Eberhard bei Andernach und erhielten dem Könige die Krone. Dafür belohnte dieſer auch die lahngauiſchen Salier mit vielen Gütern und Herrſchaften; aber Hermann hatte keine männliche Nachkommenſchaft, auf die er ſein Herzogthum bringen konnte. Da trat er vor Otto und ſprach alſo: »Es iſt meinem Herrn dem »Könige, nicht unbekannt, daß ich bei meinen großen »Gütern und Reichthümern ohne männliche Nachkommen»ſchaft bin, denn ich habe nur ein einziges Töchterlein, »welches nach meinem Tode die Erbin aller meiner Gü»ter ſeyn ſoll. Möchte es daher meinem Herrn und »Könige gefallen, ſeinen Sohn Ludolf mir zum Sohne »zu geben, daß er meine Tochter zur Ehe nehme, und »als der Erbe meiner Güter einſt groß werden möge.« Otto hörte dieſen Antrag mit Freuden; ſein Sohn Ludolf wurde mit der ſchönen Salierin Ida vermählt, und nach dem Tode Hermanns I. Herzog in Franken und Erbe aller ſeiner Güter in Schwaben.

Aber auch dieſer empörte ſich gegen Otto, weil er ſeine Stiefmutter, die Kaiſerin Adelheid, befürchtete. Er wurde darob ſeiner Würde entſetzt, und ſelbige an Burkhard II., den Sohn Burkhard's I. übergeben. Dieſer heirathete, um ſich mit dem königlichen Hauſe zu verbinden, Hedwig, die Tochter Heinrich's von Baiern; erzeugte aber mit ihr keine Kinder. Nachdem er unter dem Kaiſer die Ungarn aus Teutſchland zurückgeſchlagen hatte, zog er mit ihm nach Italien. Während ſeiner Abweſenheit verwaltete ſeine Gattin das Herzogthum mit vieler

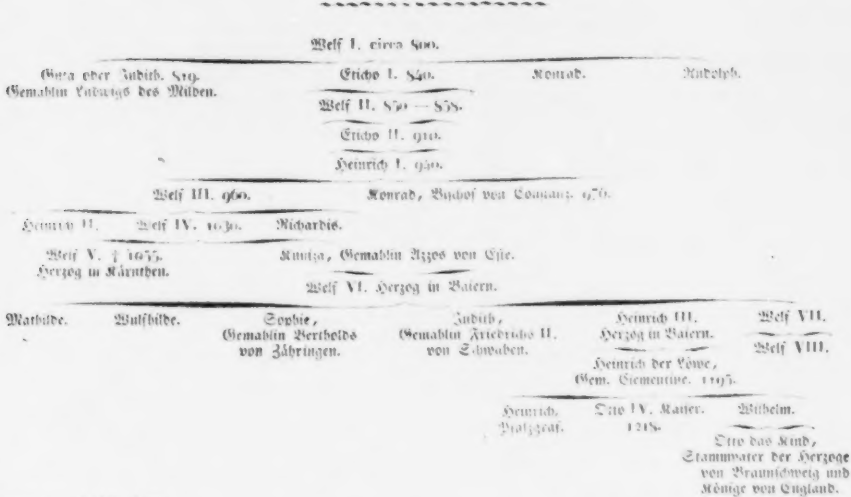
Klugheit. Nach ſeinem Tode erhielt es Otto I., des geächteten Ludolf's Sohn, und damit auch das Herzogthum in Baiern. Er begleitete den Kaiſer nach Italien, und fand dort, wie ſo viele teutſche Fürſten, im Jahre 982 ſeinen Tod. Seine Leiche wurde vom Erzbiſchof Willigis zu Aſchaffenburg in der Kirche begraben, welche er geſtiftet hatte; ſein Herzogthum in Schwaben erhielt Konrad der Salier. Dieſer ſchützte nach dem Tode Otto's II., deſſen Sohn Otto III. gegen die Anmaßungen des Herzogs von Baiern. Sein Neffe Hermann II. wurde ſein Nachfolger in dem Herzogthume, aber nicht in ſeiner Treue gegen das königliche Haus. Nachdem Otto III. ohne männliche Erben dahin gegangen war; wollte er Heinrichen, den Herzog von Baiern, welcher der letzte Zweig des Sächſiſchen Hauſes war, den Weg zum Throne verſperren, und rückte mit ſtarken Haufen bis nach Worms vor, wo jener über den Rhein ſetzen wollte. Willigis aber, der Erzbiſchof von Mainz, von Burkhard, dem Biſchof von Worms und Wizelin, dem Biſchof von Straßburg unterſtützt, hielt ihn mit gewaffneter Hand zurück, und öffnete auf die Art Heinrichen den Uebergang nach Mainz, wo er ihn zum Könige krönte. Hermann verwüſtete hierauf das Gebiet der Biſchöfe von Straßburg und Worms, wurde aber bald zum Gehorſam gebracht; er mußte den König zu Bruchſal kniefällig um Verzeihung bitten, und ſich mit ſeinem Herzogthume begnügen.

Auf ihn folgte ſein minderjähriger Sohn Hermann III., aber der König regierte das Land. Hermann II. hatte nebſt dieſem noch fünf Töchter mit Gerberge von Burgund erzeugt, deren Ahnen ſich zu dem Geſchlechte Karls des Großen erſtreckten. Davon war die erſte Giſela, an Ernſt, den Sohn des Markgrafen von Oeſterreich, ver-

heirathet; die zweite Mathilde, an Konrad von Kärnten; die dritte Brigida, an Adelbert, der auf Konrad folgte; die vierte Gerberge, an den Markgrafen Heinrich von Schweinfurt; die letzte endlich an Eberhard, den Grafen von Nellenburg. Als Hermann III. gestorben war, folgte ihm Ernst I., der Gemahl seiner Schwester Gisela, im Herzogthume. Nicht lange blieb dieser im Besitze seines Amtes. Er wurde in Italien auf einer Jagd tödtlich verwundet. Das Herzogthum erhielt sein Sohn Ernst II., aber seine Gattin entführte Konrad der Salier, welcher bald hierauf nach dem Tode Heinrichs II. Kaiser wurde.

Wir haben bereits angeführt, wie Ernst II. sich gegen Konrad empört, und sein Herzogthum verloren habe. Ihm folgte sein Bruder, Hermann IV., unter der Vormundschaft des Bischofs von Constanz. Mit diesem ist der alte lahngauisch-salische Stamm ausgestorben; und ein neuer blühete jetzt durch Konrad II. und Gisela auf. Nach dem Tode Hermanns III. vergab Kaiser Heinrich III. das Herzogthum fast willkührlich, zuerst an Otto II., den Pfalzgrafen, dann an Otto III. von Schweinfurt, endlich an Berthold von Zähringen. Indeß aber hatte Rudolph von Rheinfelden des Kaisers Tochter Mathilde aus den Händen Rainold's, des Bischofs von Constanz, entführt, dem sie zur Erziehung anvertrauet war. Ihre Mutter Agnes, welche unter Heinrich IV. Reichsverweserin war, wollte den glücklichen Verführer nicht ohne Würde lassen, und gab ihm das durch den Tod Otto's von Schweinfurt erledigte Herzogthum von Schwaben. Da kam Berthold, der Zähringer vor sie, und zeigte ihr den Ring, welchen Heinrich III. ihm als Zeichen des verliehenen Herzogthums gegeben habe. Agnes

Stammtafel des Welfisch-Braunschweigischen Hauses.



Stammtafel des Zähringischen Hauses.

Erchо I. Herzog in Allemannien. 660.

Landbold. 990.

Brichtilo oder Berthold, Graf im Breisgau, 999. — Ratbot, Stammvater der Habsburger. (Siehe Habsburgische Stammtafel.)

Berthold I. Herzog in Zähringen. 1078.

Berthold II. 1111. — Hermann, Stammvater der Markgrafen von Baden. (Siehe Badische Stammtafel.)

Berthold III. 1122. — Konrad. 1152.

Berthold IV. 1186. — Adelbert von Teck. 1215.

Berthold V. 1218. — Agnes, Gräfin von Urach, Stamm-Mutter der Fürsten von Urach-Fürstenberg. — Anna, Gräfin von Kyburg. — Konrad von Teck. 1232. — Berthold, Bischof von Straßburg. 1239.

Ludwig I. 1258.

Ludwig IV. 1283.

befriedigte ihn aber mit dem Herzogthume von Kärnten, und Rudolph blieb im Besitze von Schwaben.

Rudolph war, so lange die Königin Mutter lebte, seinem Schwager Heinrich IV. ein treuer Freund und wackerer Vertheidiger. Als dieser aber nach ihrem Tode weder seines Raths noch seiner Drohung mehr achtete, stellte er sich an die Spitze seiner Feinde, und kämpfte mit ihm um Krone, Ehre und Leben. In dieser betrübten Lage wendete sich Heinrich an den Friedrich von Staufen, der von Friedrich von Büren abstammte und bisher sein eifrigster Vertheidiger war, und sagte also: »Edler Ritter! Du bist mir zeither immer der treueste und »tapferste gewesen; siehe, wie der Aufrührer das ganze »Reich ergriffen, und alle Treue und Glauben zu Boden »getreten hat. Keiner Obrigkeit wird mehr gehorcht, kein »Eid mehr gehalten. Du weißt, meine Gewalt kommt »von Gott, und wer mir widerstrebt, widerstrebt Gottes »Fügung. Auf also, wackrer Held! streite tapfer gegen »meine und des Reichs Feinde. Ich will Deine Dienste »nicht vergessen. Da Rudolph, mein Schwager, seine Ehre »und seine Blutsverwandtschaft verläugnet hat und nach »meiner Krone strebt; so will ich Dir meine einzige Toch»ter Agnes, und mit ihr das Herzogthum von Schwaben »geben, was jener durch seine Treulosigkeit verwirkt hat.«

So erhielt Friedrich der Hohenstaufe mit der Hand der kaiserlichen Tochter das Herzogthum von Schwaben; aber er mußte es erst gegen zwei mächtige Gegner erkämpfen. Der eine davon war Welf, der Herzog in Baiern, der andere Berthold, der Herzog von Zähringen. Beider Fürsten Geschlecht erstreckte sich bis auf die Entstehung der fränkischen Monarchie. Der erste war ein Enkel Welfs, des Schwiegervaters Kaiser Ludwig's des Mil-

den. Er hatte ſich mit Schlöſſern und Gütern in dem ſüdöſtlichen Schwaben feſtgeſetzt, und ſein Sohn Etichos I. pflanzte den Stamm in dieſem Lande fort bis auf Welf V., welcher Herzog in Kärnten wurde. Dieſer blieb ohne männliche Nachkommenſchaft; aber ſeine Schweſter Kuniza war in Italien an Azzo, den Grafen von Eſte, verheirathet, und zeugte mit ihm Welf VI., welcher nach dem Tode ſeines Oheims, als Herzog von Baiern, den Stamm in Teutſchland fortſetzte und der Feind Friedrichs wurde. Berthold ſtammte von Etichos, dem Herzoge von Allemannien, welchen auch die Habsburger ihren Stammvater nennen. Seine Ahnen ſetzten ſich als Grafen in dem Breisgau feſt. Er war, wie wir gehört haben, von Heinrich III. zuerſt zum Herzoge von Schwaben, dann von deſſen Gattin, der Kaiſerin Agnes, zum Herzoge von Kärnten ernannt worden, weswegen er ſich auch einen Herzog von Zähringen nannte.[1] Dieſe beiden Herzoge verwalteten, da Rudolph zuerſt flüchtig, dann an der Elſter geblieben war, ſtatt deſſen Sohn Berthold das Herzogthum von Schwaben; aber Friedrich ſtritt nun für den Kaiſer und ſein Haus zugleich. Er hielt beider Herzoge Angriffe mit einem ſolchen Muthe zurück, daß ſie endlich ſich zum Frieden verſtanden. Auf einem Reichstage zu Mainz im Jahre 1096 wurde der Streit beigelegt. Friedrich erhielt das Herzogthum von Schwaben, Welf jenes von Baiern erblich; Berthold der Zähringer aber wurde mit der Reichsvogtei über den Thurgau und Zürich befriedigt.

Friedrich hinterließ von ſeiner Gattin Agnes zwei Söhne. Friedrich II., welcher ihm als Herzog in

1. Vermuthlich von dem lateiniſchen Worte Carintia Zähringen. Siehe unten die Geſchichte von Zähringen-Baden.

Schwaben nachfolgte, und Konraden, dem die fränkischen Herrschaften zur Verwaltung übergeben wurden. Wie sich der Vater als treuer Freund dem Kaiser Heinrich IV. erwiesen hatte, so dieser seinem Sohne Heinrich V. Dessen, und der nahen Verwandtschaft mit ihm, eingedenk, empfahl der sterbende Kaiser, da er keinen Sohn hatte, dem Herzoge Friedrich seine Gattin, und übergab ihm alle die Güter und Herrschaften, welche seine Väter erworben hatten, und die Krone des Reichs.

So wollte es aber nicht Adelbert der Erzbischof von Mainz. Kaum war Heinrich V., der letzte Kaiser aus dem salischen Hause verschieden, als er die teutschen Fürsten mit ihren Völkern um seine Stadt her versammelte, auf daß sie einen neuen Kaiser wählen möchten. Die Schwaben, Franken und Baiern hatten sich auf dem linken, die Sachsen aber auf dem rechten Rheinufer gelagert. Da durch die kräftige Regierung Konrads II. und Heinrichs III. die Kaiserwahl auf dem Maifelde gewissermaßen außer Acht gekommen war; so zog Adelbert von jedem großen Herzogthume nur zehn Fürsten aus dem Lager bei Mainz an seinen Hof in die Stadt, und vermochte die übrigen, deren Wahl zu bekräftigen. Man sieht hieraus, wie der listige Erzbischof schon bei dieser Gelegenheit das ausschließende Kurrecht auf die vorzüglichsten Reichsfürsten bringen wollte. Die Hauptwählenden waren zu der Zeit noch die drei rheinischen Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cölln, und die vier großen Herzoge von Franken, von Schwaben, von Baiern und von Sachsen, nebst dem Könige von Böhmen; denn, erst nachdem die drei großen Herzogthümer von Franken, Schwaben und Sachsen aufgelöst wurden, traten an die Stelle der alten Herzoge, die Pfalzgrafen bei Rhein, die

Herzoge von Oberſachſen und die Markgrafen von Brandenburg als Kurfürſten auf.

Die von Adelbert an dem Hofe zu Mainz verſammelten Fürſten brachten viere aus ihrer Mitte in Vorſchlag; nämlich: Karl, den Grafen von Flandern, Friedrichen von Schwaben, Lotharen von Sachſen und Leopolden von Oeſtreich. Beide letztern baten, wie ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber ſagt,[1] die Wählenden kniefällig: ſie mit einer ſo gefährlichen Würde, als jetzt ſchon das Kaiſerthum geworden war, zu verſchonen. Friedrich der Hohenſtaufe glaubte daher ſchon in dem Beſitze des Thrones zu ſeyn; allein Adelbert, welcher ihn als einen Verwandten des ſaliſchen Hauſes haßte, und ſeinen großen Geiſt befürchtete, wußte ſeinen Anſprüchen durch eine liſtige Wendung auszuweichen. Er fragte nämlich die in Vorſchlag gebrachten Fürſten: »ob ſie auch bereit wären »einem andern, wenn er gewählt werden ſollte, zu gehor»chen.« Lothar und Leopold bejahten es auf der Stelle; aber Friedrich gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß er alsdann als der nächſte Verwandte und Erbe des ausgeſtorbenen Kaiſerhauſes ſeine Anſprüche geltend machen würde. »Er könne, ſagte er, und wolle ohne den Rath »derjenigen, die er im Lager zurückgelaſſen habe, keine »Antwort ertheilen,« und verließ die Stadt.

Dieſes Benehmen Friedrichs und ſeine Rede ſchienen den Wahlfürſten ein Trutz zu ſeyn, und Adelbert ſchilderte ihnen die Gefahr, welche ihrer Unabhängigkeit bevorſtehen würde, wenn ſie einen Mann wählten, der ſchon als Herzog ſo gebieteriſch ſpräche. Den andern Tag, da weder Friedrich, noch ſein Schwager Heinrich, der Herzog

1. Anonymi narratio de electione Lotharii.

von Baiern bei der Wahl erſchienen war, wiederholte Adelbert ſeine Frage an Lothar und Leopolden; und dieſe ihre Antwort. Er ließ ſie ſonach Abtritt nehmen, und Lothar als Kaiſer ausrufen. Mit großem Freudengeſchreie wurde hierauf der Gewählte herbeigeführt. Die Fürſten nahmen ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn bei allgemeinem Jubel unter dem Volke herum. Alles freuete ſich der neuen Wahl, nur Lothar ſelbſt nicht, welcher ſich aus allen Kräften dagegen ſetzte.

Viele der gegenwärtigen Fürſten, beſonders die baieriſchen Biſchöfe waren mit dem eigenmächtigen Verfahren des Erzbiſchofs von Mainz nicht zufrieden. Letztere gaben vor: daß ſie ohne ihren Herzog nichts beſchließen würden; aber Adelbert ließ die Thüren des Wahlſaales verſchließen, und den päbſtlichen Legaten ſtatt ſeiner Ordnung gebieten. Der Herzog von Baiern wurde herbeigerufen und gab ſeine Einwilligung. Den dritten Tag hernach kam auch, auf Zureden des Biſchofs von Regensburg, Friedrich, und unterwarf ſich ſeinem Nebenbuhler. Lothar wurde alſo einſtimmig als Kaiſer anerkannt.

Die Klugheit Lothars und der Gehorſam Friedrichs erhielten eine Zeitlang dem Reiche die Ruhe. Beides war aber mehr gezwungen, als aufrichtig. Der Kaiſer fürchtete den Herzog als einen mächtigen Nebenbuhler, und der Herzog jenen, weil er den Haß der Sachſen gegen die Franken kannte. Der bisher unterdrückte Groll brach auch bald in einen bürgerlichen Krieg aus, als Lothar auf einem Hoftage zu Regensburg verordnen ließ: »daß »die Güter derjenigen, die in die Acht verfallen, oder »auch die, welche durch Reichsgüter eingetauſcht worden »wären, wieder zur Reichskammer geſchlagen werden »ſollten.« Da die Hohenſtaufen die Erben des Kaiſers

Heinrich's V. waren, so konnten Friedrich und sein Bruder Konrad, der Herzog in Franken, wohl denken, daß diese Erklärung hauptsächlich gegen sie gerichtet sey. Sie suchten daher ihrer Vollziehung durch Rüstungen zuvorzukommen; aber sie wurden darob auf einem Reichstage zu Straßburg als Reichsfeinde in die Acht erklärt, und auf einem Hoflager zu Goslar ein Feldzug gegen sie beschlossen. Die Reichsacht war für die Hohenstaufen um so gefährlicher, weil sie in Schwaben die mächtigen Zähringer, in Baiern die stolzen Welfen gegen sich hatten. Jene hatten schon seinem Vater das Herzogthum Schwaben streitig gemacht. Heinrich, der Welfen Enkel und Herzog in Baiern, war zwar der Hohenstaufen Schwager, und anfänglich ihr Freund; allein der Kaiser Lothar hatte ihm jetzt seine Tochter, und damit auch das Herzogthum von Sachsen gegeben. Er verließ also die Partei seiner Schwäger, und bekämpfte sie unter dem Reichsbanner.

Bedrohet und umgeben von so mächtigen Gegnern mußte sich Friedrich, nachdem die Acht über ihn ergangen war, in seine Festungen zurückziehen, um darin das fernere Glück der Waffen abzuwarten. Seine Lage wurde noch bedenklicher, als der Kaiser Lothar nach dem Tode Wilhelms IV. die erledigte Grafschaft in Burgund an den Konrad von Zähringen übergab, während dessen Bruder Berthold, und Vetter Gebhard, der Bischof von Straßburg, die hohenstaufischen Länder in Schwaben bedroheten. Friedrich war dadurch gezwungen, sich mit seiner noch übrigen Macht in Nürnberg zu befestigen, und Lothar belagerte diese Stadt mit dem gesammten Reichsheere.

Indeß war Konrad, der andere Hohenstaufe, aus Palästina von dem Kreuzzuge zurückgekommen, und

unterſtützte ſeinen geängſtigten Bruder. Sobald dieſer aus der mißlichen Lage befreit war, verlegte er eine zahlreiche Beſatzung nach Speier, welche Stadt, als die Ruheſtätte der ſalischen Kaiſer, ihm beſonders ergeben blieb; Konrad aber ging mit ſeinem Heere gerade nach Italien, um ſich dort als Kaiſer krönen zu laſſen. Durch dieſes kühne Unternehmen mußte Lothar Speier verlaſſen, um ſeinen Gegner von Italien abzuhalten; Friedrich aber hatte nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin, die Schweſter des Erzbiſchofs von Mainz, eine geborne Saarbrückerin geheirathet, wodurch er dieſen mächtigen Prälaten aus einem gefährlichen Feinde in einen thätigen Freund verwandelte.

Das folgende Jahr 1129 kam Lothar mit einem großen Heere von Italien nach Speier zurück, und umgab damit dieſe wichtige Stadt. Friedrich hatte indeß, um die Bürger zu beleben, ſeine eigene Gattin, Adelbert's Schweſter, unter ihnen gelaſſen. Dieſe wußte die Beſatzung ſo gewaltig zu begeiſtern, daß Bürger und Soldaten mit gleicher Tapferkeit die Angriffe der Kaiſerlichen zurückwarfen. Die Entſchloſſenheit der Fürſtin war nicht von gleichem Glücke begünſtigt. Friedrich wurde, als er zum Entſatze der Stadt heranzog, von ſeinem Schwager, dem Herzoge von Baiern, zurückgeſchlagen, und Speier mußte ſich an den Kaiſer ergeben. Dieſer, den hohen Muth der belagerten Fürſtin bewundernd, ſchickte ſie mit Geſchenken an ihren Gatten zurück, und rückte vor Nürnberg, um auch dieſe Stadt den Hohenſtaufen wegzunehmen. Friedrich konnte der Beſatzung und den Bürgern nicht zu Hülfe kommen, denn Gebhard, der Biſchof von Straßburg, hatte ihn bei Gingenheim geſchlagen. Lothar zog nachher ſelbſt in Straßburg ein und hielt einen Reichstag, um den Frieden zu vermitteln.

Da ihm aber dieser nicht gelungen konnte, ging er mit einem großen Heere nach Italien, und überließ seinem Schwiegersohne Heinrich die Fehde mit den Hohenstaufen in Teutschland. Die Gewalt, welche dieser Herzog zugleich in Schwaben, Sachsen und Baiern erworben hatte, erregte die Furcht der schwäbischen Fürsten und Städte, welche bisher dem alten Königshause treu geblieben waren, und selbst die Zähringer traten jetzt auf der Hohenstaufen Seite. Der Krieg wurde daher mehr durch wechselseitige List, als kühne Angriffe geführt. Indeß waren der Kaiser Lothar und sein Gegner Konrad wieder aus Italien zurückgekommen, um die Fehde in Teutschland auszufechten. Verstärkt durch des Kaisers Truppen, nahm Heinrich Ulm weg, und legte es in die Asche. Lothar und der Bischof von Straßburg hatten sich der andern festen Plätze der Hohenstaufen bemächtigt. Ihre Macht schien gebrochen, aber noch nicht ihr Muth. Während dieses bürgerlichen Krieges erschien der Abt Bernard am Rhein, um die teutschen Fürsten unter der Kreuzfahne zu vereinigen, und dieser erwirkte endlich durch sein Predigen den Frieden, welchen man bisher durch Waffen vergebens zu erkämpfen versucht hatte. Ehe ich aber die Geschichte seiner Vermittlung weiter erzähle, muß ich zuvor die Urheber und Ursachen kürzlich angeben, welche die Kreuzzüge veranlaßt haben.

Es lag schon in dem Plane des mächtigen Pabstes Gregorius des VII., die christlichen Völker gegen die Ungläubigen anzuführen, weil er dadurch seine Herrschaft in einem heiligen Kriege befestigen wollte. Er war aber noch zu viel in den Streit mit Heinrich IV. verwickelt, als daß er diese Unternehmung vollführen konnte. Indeß bewirkte er wenigstens so viel, daß einige teutsche Bischöfe

und Ritter, unter Anführung des Erzbiſchofs von Mainz, Siegfried's I., nach dem gelobten Lande zogen, um ihr Glück gegen die Ungläubigen zu verſuchen. Sie wurden aber ihrer Schätze und Koſtbarkeiten beraubt, und mußten ſich, in einem Hofe bei Ramla belagert, drei Täge mit den Räubern herumſchlagen. Kaum daß ein Theil davon lebendig oder geſund wieder zurückkehren konnte. [1] Deſſen ohngeachtet konnte weder die Noth noch die Gefahr, welcher ſo eben die Biſchöfe entronnen waren, die frommen Pilger und Ritter von ihren Wallfahrten nach Paläſtina abhalten. Die Begierde, das Grab Chriſti zu beſuchen, und die Ungläubigen aus dem Beſitze deſſelben zu vertreiben, war einmal eine herrſchende Idee unter den chriſtlichen Völkern geworden. So glückte das ungeheure Unternehmen der Kreuzzüge, was dem kühnen Gregorius noch nicht gelingen wollte, ſeinem Nachfolger Urban II. Auf das dringende Flehen Peters, des Eremiten, verſammelte er zuerſt auf den Feldern von Piacenza, dann zu Clermont den chriſtlichen Heerbann, und dieſer war bald ſo glücklich, unter Anführung Gottfried's von Bouillon, Jeruſalem einzunehmen. Die ſiegreichen Waffen der Chriſten hatten aber in der Folge nicht mehr den glücklichen Fortgang, welchen man ſich davon verſprach. Sowohl die Anführer, als die Kreuzritter verfielen in Zwietracht und Ausſchweifungen, welche den Muth der Ungläubigen belebten. Die einzelnen Chriſtenhaufen wurden geſchlagen, viele der eroberten Plätze gin-

1. Lambert von Aſchaffenburg hat bei dem Jahre 1096 dieſen erſten Zug der teutſchen Ritter ſo ſchön beſchrieben, daß ich meinen Leſern rathe, dort dieſe Stelle im Originale zu leſen.

gen verloren, und das heilige Grab ſtand in Gefahr, wieder in die Hände der Muſelmänner zu fallen.

Die Nachricht von dieſen Unglücksfällen verſetze die ganze Chriſtenheit in Furcht und Traurigkeit. Ein neues Aufgebot des chriſtlichen Heerbannes ward als nothwendig befunden, und der Pabſt Eugen III. ſchickte ſeinen ehemaligen Lehrer und Freund, den Abt Bernard, nach dem Rheine, um die Fürſten und Ritter zu dieſem neuen Zuge gegen die Ungläubigen zu bereden. Mit eben dem Eifer, welcher einſt Petern den Einſiedler begeiſterte, übernahm Bernard den Auftrag des Pabſtes, und zog nach dem Rheine; dort aber fand er ſtatt chriſtlicher Einigkeit bürgerlichen Krieg, und ſtatt eines Kreuzheeres die gegen einander ſtreitenden Haufen der Schwaben und Sachſen.

Betrübt über dieſen verwirrten Zuſtand in Teutſchland, aber vertrauend auf die Gewalt ſeiner Beredſamkeit, trat er zwiſchen den Kaiſer und die ſtaufiſchen Brüder, und ſtellte ihnen vor: »wie es chriſtlichen Fürſten nicht »zuſtände, das heilige römiſche Reich jetzt durch unnütze »Fehden zu entzweien, da die Chriſtenheit der Einigkeit »bedürfe. Sie ſollten vielmehr ihre Waffen gegen die »Ungläubigen wenden, welche ihre Brüder in Paläſtina »mit Schmach und Schande bedroheten.« Zu gleicher Zeit ſuchte er des Kaiſers Gattin, Richenza, zu gewinnen, und dieſe, welche bisher den Muth der ſtaufiſchen Helden bewundert hatte, vermittelte ihnen Gnade und Ausſöhnung. So wurde im Jahre 1135 zu Bamberg mit Konrad, zu Mühlhauſen mit Friedrich, der Frieden wieder hergeſtellt. Die ſtaufiſchen Brüder zogen hierauf mit dem Kaiſer nach Italien, um dort jene Krone zu vertheidigen, welche künftig ihr eignes Haus zieren ſollte.

Die von Bernard geſtiftete Einigkeit zwiſchen den Hohenſtaufen und Sachſen dauerte aber nur ſo lange, als der Kaiſer Lothar lebte. Nach deſſen bald hierauf (1137) erfolgten Tode mußten jene befürchten, daß Heinrich der Stolze, ſchon als Herzog von Baiern und Sachſen mächtig, ihnen den Thron rauben würde, welcher bisher das Ziel aller ihrer Beſtrebungen war. Dazu kam noch, daß gerade um dieſe Zeit ihr Schwager und Freund, Adelbert, der Erzbiſchof von Mainz, geſtorben war, und folglich die Wahlgeſchäfte von dem Erzbiſchofe von Trier geleitet werden mußten. Sie ſuchten daher den letztern durch Verſprechungen und Gefälligkeiten auf ihre Seite zu ziehen, und dieſer verlegte die Wahlverſammlung von Mainz nach ſeiner Stadt Coblenz, und ließ dort, unter dem Vorſitze des päbſtlichen Cardinal-Legaten, Konraden als Kaiſer ausrufen. Mit dieſer Wahl war aber Heinrich der Stolze nichts weniger, als zufrieden. Er und andere ihm zugethane Fürſten gaben vor: ſie ſey unrechtmäßig vollzogen worden, weil ſie nicht zugegen geweſen. So begann der Vermittelungen des heiligen Bernards ohngeachtet, jene fürchterliche Fehde zwiſchen den beiden Fürſtenhäuſern, den Hohenſtaufen nämlich, und den Welfen, welche Teutſchland und Italien abermals in zwei Parteien getheilt, und die Länder am Rheine verwüſtet hat.

Konrad forderte bald nach dem Antritte ſeiner Regierung einige dem Heinrich von Lothar anvertraute Reichsländer zurück, und da dieſer ſich weigerte, ſelbige herauszugeben, entſetzte er ihn ſeiner Herzogthümer, und gab Sachſen an Albert den Bären, Baiern an ſeinen Stiefbruder Leopold von Oeſtreich. Während des darob entſtandenen Krieges ſtarb Heinrich der Stolze, als er eben

aus Sachsen nach Baiern ziehen wollte. Aber sein Bruder Welf führte für dessen minderjährigen Sohn, Heinrich den Löwen, die Fehde fort, und lieferte dem Kaiser Konrad bei Weinsberg jenes blutige Treffen, wobei das wechselseitige Feldgeschrei: für Weiblingen oder Welf, [1] den streitenden Parteien den Nahmen gab. Die Welfen wurden geschlagen, und Weinsberg selbst sollte den Weiblingern preis gegeben werden, als die Weiber dieser Stadt vor dem Kaiser erschienen, und ihn kniefällig baten, wenigstens sich und ihren Schmuck retten zu dürfen. Konrad, als ein wackerer Ritter, der gegen Weiber keine Waffen führen wollte, gestattete ihnen die Bitte, sie aber kamen, ihre Gatten auf dem Rücken tragend, aus dem Thore gezogen, und fanden durch diese List, weil der Kaiser sein Wort nicht brechen wollte, Schonung für sich und ihre Eheschätze.

Nach diesem Siege gab der Kaiser zu Frankfurt das Herzogthum Sachsen großmüthig an Heinrichen den Löwen zurück; Baiern an dessen Stiefmutter Sohn, Heinrich von Oestreich; aber der ergrimmte Welf wollte von diesem Vergleiche nichts wissen, und blieb unter Waffen. Da trat abermals der heilige Bernard unter beide feindliche Parteien, um sie zu besänftigen und zum Kreuzzuge zu vereinigen; da er aber jetzt seine gewöhnliche Beredsamkeit nicht wirksam genug glaubte, nahm er seine Zuflucht zu außerordentlichen Mitteln.

Zu der Zeit lebte bei Bingen, auf dem schauerlichen Rupertsberge, Hildegarde, jene berühmte Jungfrau,

1. Weiblingen war das Witthum, das die Kaiserin Gisela zuerst an die Salier, dann an die Hohenstaufen brachte. In Italien hießen die Parteien Guelfen und Gibellinen.

welche durch ihre Schriften und Weissagungen das Orakel der Bischöfe und Fürsten geworden war.[1] Ohne gelehrten Unterricht erhalten zu haben, widmete sie sich von Jugend auf den Wissenschaften; und ohne sich mit weltlichen Dingen zu befangen, hatte sie doch einen wichtigen Einfluß auf die Begebenheiten ihrer Zeit. Ihr reiner jungfräulicher Geist wurde schon früh durch die Laster der Geistlichen und die Gewaltthaten der Fürsten in eine so traurige Stimmung versetzt, daß sie sowohl von dem Verfalle der Kirche, als des Reichs die ahnungsvollsten Gesichte hatte. Sie selbst schrieb darüber an Wibert von Gembloch: »Gott wirkt nach seinem unerforschlichen »Willen zur Ehre seines, nicht aber des irdischen Men»schen Nahmens. Ich fühle eine beständige und zurück»schlagende Furcht; denn ich finde in mir nicht die gering»ste Gewißheit von irgend einer Möglichkeit. Ich strecke »meine Hände zu Gott aus, und werde von ihm, wie »eine Feder, der es an Schwerkraft fehlt, und welche »vom Winde getrieben wird, getragen, so weit es ihm »gefällig ist. Auch weiß ich nicht vollkommen was ich sehe, »so lange ich in körperlichen Verrichtungen bin, und in mei»ner Seele unsichtbar; denn in beiden Dingen hat der »Mensch große Mängel und Gebrechen. Schon von mei»ner Kindheit an, da meine Knochen und Nerven noch »nicht gestärkt waren, bis jetzt, da ich schon siebenzig »Jahr alt bin, sah ich in meiner Seele diese Erscheinung. »Mein Geist wird, wie Gott will, zur Höhe des »Firmamens, oder in verschiedene Regionen der Luft, »oder unter verschiedene Völker getragen, obwohl sie durch

1. Ich werde ihre besonderen Lebensumstände in der Geschichte von Bingen und Spanheim angeben.

»weite Länder von mir entfernt ſind. Da ich nun auf »dieſe Weiſe in meine Seele ſehe, erhalte ich auch ver»ſchiedene Geſichte nach der Verſchiedenheit der Welten »und Creaturen. Dieſe Dinge ſehe ich aber nicht durch »meine äußeren Augen, noch vernehme ich ſie durch meine »äußeren Sinne, oder durch meine gewöhnlichen Gedanken; »ſondern durch meinen Geiſt und bei offnen Augen; ſo »zwar, daß ich dabei niemals eine Verrückung gefühlt, »ſondern dieſe Geſichte wachend bei Tag und Nacht er»halten habe.«

Mit dieſer Hildegard verband ſich jetzt Bernard, um ſie zu ſeinen Unternehmungen zu gewinnen. Er beſuchte ſie in ihrer einſamen Zelle auf dem Rupertsberge. Er pries ihre Schriften und Weiſſagungen, und ließ dieſelben auf einer Synode zu Trier von dem Pabſte und den Biſchöfen ſogar als göttliche Eingebung[1] erklären. Er ſchenkte ihr ein Gebetbuch, ein Meſſer und einen Ring, worin die Worte: Ich leide gerne, eingelöthet waren.[2] Endlich beredete er ſie, mit ihm den Kreuzzug in Teutſchland zu predigen.

Hildegard empfing den begeiſterten Abt wie einen Propheten und Abgeſandten Gottes. Sie willigte in alle die Vorſchläge, welche er ihr machte. Durch ſeine ſüßen, honigtriefenden Worte ſelbſt begeiſtert,[3] und ergriffen vom Geiſte der Weiſſagung, ſchrieb ſie an den Pabſt, den Kaiſer, die Biſchöfe und Fürſten, und ſchilderte ihnen

1. Inspiratio.

2. Sie waren ehemals in dem Kloſter zu Eubingen aufbewahrt, nun iſt ein Theil davon in die Bibliothek zu Wiesbaden gekommen.

3. Er wurde Mellifluus genannt.

den künftigen Verfall der Kirche und des Reichs, welcher durch ihre Laster und Uneinigkeit hervorgebracht würde. Da wir in unſern aufgeklärten Tagen wieder die Weiber und Bauern prophezeihen hören, ſo wird uns eine ähnliche Erſcheinung um ſo weniger in einem Zeitalter befremden, welches wir die Zeit der Schwärmerei und des Aberglaubens nennen. Noch auffallender wird es aber meinen Leſern ſeyn, wenn ſie in den Geſichten, welche Hildegard ſchon vor ſechshundert und funfzig Jahren hatte, die Geſchichte unſerer Zeit finden. * Die Weiſſagung lautet alſo: »Der war, iſt, und ſeyn wird, ſpricht »zu den Hirten ſeiner Kirche: der war, wollte das »Geſchöpf bilden, auf daß er Zeugniß gebe von ſich »ſelbſt, indem er alles machen könne, wie er wolle; der »iſt, hat jedes Geſchöpf gebildet, auf daß er Beweiſe »gebe, daß er alles nach ſeinem Willen geſchaffen habe. »Der kommen wird, wird aber alles läutern und neu »machen, auf daß er das Verborgene an den Tag bringe. »O meine Söhne, ſagt der Herr, die ihr die Schaafe »meiner Kirche weidet, warum werdet ihr nicht ſchamroth »ob der lehrreichen Stimme eures Meiſters. Die unver»nünftigen Thiere erfüllen die Gebote, welche ſie von ih»rem Schöpfer erhalten haben, warum nicht ihr? Ich »habe euch wie die Sonne und die Sterne angeſetzt, auf »daß ihr die Menſchen erleuchten möchtet, und ihr gleicht »der Nacht, welche Finſterniß anshaucht. Wehe! Wehe »euch! Ihr ſolltet ſeyn, wie der Berg Zion, worauf

*. Ich habe mir bisher Mühe gegeben, von folgenden Weiſſagungen der Hildegard das Original zu finden. Ein Auszug davon ſteht in Alberti Stadensis Chronicon.

»Gott wohnet; aber ihr laufet euren Lüſten nach, wie »böſe Buben, welche über das, was ihnen frommt, nicht »reden können, und nur thun, was ihren Begierden »ſchmeicheln. Ihr ſolltet jenen Apoſteln gleichen, von de»nen geſchrieben ſteht: der Schall ihrer Worte geht in »alle Welt aus; aber ihr ſeyd in weltlicher Eitelkeit ſo »lau geworden, daß ihr euch nicht ſchämet, bald als Krie»ger, bald als Höflinge, bald als Bänkelſänger aufzutre»ten, um in eitlem Amte die Fliegen zu verjagen.[1] Ihr »ſolltet durch die Lehre jener Schriften, welche voll göttlichen Geiſtes ſind, die Stützen der Kirche ſeyn; allein »aus Geiz und Wollust vergeßt ihr, eure Untergebenen »zu unterrichten, und laſſet die Kirche verfallen. Daher »wird das Volk aufſtehen, ſich zu den weltlichen Fürſten »wenden und ſagen: warum duldet ihr noch dieſe Men»ſchen unter euch, welche die ganze Erde mit ihren Laſtern »beſudeln; denn ſie ſind Trunkenbolde und Wollüſtlinge, »und wenn ihr ſie nicht aus euerm Kreiſe ſtoßt, werden »ſie die ganze Kirche zu Grunde richten. Nachdem nun »ſolche Klagen zum höchſten Richter im Himmel gekommen, »und er ſie gehört haben wird, wird er ſeine Rache über »dieſe Verächter der Gerechtigkeit kommen laſſen, und ſie »der Tyrannei ihrer Feinde übergeben. Dieſe werden »alſo ſprechen: wie lange werden wir die reißenden Wölfe »noch über uns dulden. Sie ſollen unſerer Seele Aerzte »ſeyn, und ſind es nicht. Dieweil ſie aber Macht haben

1. Vos autem in una quaque seculari volante fama jam lassati estis; ita interdum milites, interdum servi, interdum ludificantes cantores existitis, et per fabulosa officia vestra — muscas abigitis.

u predigen, zu binden und zu lösen, fangen sie uns wie wilde Thiere. Ihre Sünden kommen über uns, und die ganze Kirche verdörret unter ihnen. Sie predigen nicht, wie sie sollen, verdrehen das Gesetz; sie verschlingen ihre Schafe wie reißende Wölfe. Selbst Trunkenbolde, Hurer und Ehebrecher, wollen sie uns ob dergleichen Laster ohne alle Barmherzigkeit richten und strafen. [1] Wir wollen ihnen daher sagen: daß sie entweder ihr Amt erfüllen, wie es die alten heiligen Väter verordnet haben, oder ihre Stifte und Güter verlassen sollen. Dieses und dergleichen werden die weltlichen Fürsten, durch Gottes Gericht erweckt, den Geistlichen vorhalten, und über sie herfallen und sagen: Wir wollen diese Menschen nicht mehr über uns mit so vielen Gütern und Herrlichkeiten herrschen lassen, darüber wir von Gott zu Fürsten und Herren gesetzt sind; [2] denn wie vereint es sich, daß dieser bepfarne Haufe, mit Stola und Meßgewand angethan, mehr Kriegsvolk und bessere Kriegsrüstung habe, als wir, die als Fürsten zu den Waffen erzogen sind. Es ziemt sich eben so wenig, daß ein Geistlicher ein Kriegsmann, als daß ein Kriegsmann ein Geistlicher sey. Deswegen wollen wir ihnen das wieder abnehmen, was sie gegen Recht und Billigkeit besitzen; und ihnen nur das lassen, was ihnen zu unsrer

1. Et per talia peccata absque misericordia nos judicant.

2. Nolumus hos regnare super nos cum praediis et agris et reliquis secularibus rebus, super quae principes constituti sumus; et quomodo decet, ut tonsi cum stolis suis et casulis plures milites et plura arma quam nos habeant.

»Seelen Heil geſchenkt worden iſt.« Gegen dieſe Anſin-
»nungen der weltlichen Fürſten werden ſich die Geiſtlichen
»ſetzen, und ihnen mit Kirchenbann drohen. Wenn ſie aber
»endlich ſehen, daß ſie weder durch Bannflüche oder
»Waffen, noch durch Schmeicheleien oder Drohungen
»ihnen widerſtehen können; werden ſie, vom Gottesgericht
»geſchreckt, ihre eitle und ſtolze Zuverſicht ablegen, in ſich
»gehen, ſich vor ihren Feinden demüthigen, und alſo gen
»Himmel ſchreien: Weil wir des allmächtigen Gottes in
»unſerm Amte nicht geachtet, und daſſelbe nicht recht
»geführt haben; darum hat er ſolche Verwirrung über
»uns kommen laſſen, daß wir von jenen jetzt gedemüthigt
»und unterdrückt werden, über die wir zuvor geherrſcht
»haben. Dabei müſſen wir noch bekennen, daß uns
»recht geſchehen; denn wir haben uns unterſtanden, die
»Reiche der Welt an uns zu bringen, da wir vielmehr
»unter dem Joche Gottes hätten leben ſollen.

»Zu derſelben Zeit werden auch die römiſchen Kaiſer
»an ihrer Ehre, Gewalt und Macht, womit ſie das
»heilige römiſche Reich geſchützt, ſehr verringert werden;
»alſo, daß das römiſche Reich unter ihrer Regierung
»immer mehr verfallen wird. Dazu werden ſie aber ſelbſt
»Urſach geben, indem ſie in den Angelegenheiten, welche
»daſſelbe betreffen, ſich feig und nachläſſig zeigen; auch
»ihr Gebet und Leben nicht mehr, wie ſonſt, führen.
»Von den Unterthanen werden ſie wohl noch immer die

1. Unde abstrahemus illis, quod non recte sed injuste habent; diligenter enim consideremus, quid cum magna discretione pro animabus defunctorum oblatum sit et illud eis relinquamus.

»ihnen gebührende Ehre und den Gehorſam fordern; aber »nicht dahin gedenken, daß auch die Unterthanen von »ihnen Friede und Gerechtigkeit erwarten. Dieſes wird »nun Urſache geben, daß viele Könige, Fürſten und »Völker, welche zuvor dem römiſchen Reiche unterworfen »waren, ſich von ihm abziehen, und fortan nicht mehr »ihm zugethan ſeyn wollen. Denn eine jede Provinz, jedes »Volk wird ſich ſelbſt einen König und Herrn wählen, »und ſagen: was geht uns das römiſche Reich an, von »dem wir mehr Beſchwerniß, dann Ehre gehabt.« »Wenn aber das römiſche Reich alſo getrennt ſeyn wird, »daß es nicht mehr zuſammen hält; wird auch die Würde »und Gewalt des apoſtoliſchen Stuhls geſchmälert werden. »Denn wenn die Fürſten und Völker dort keine Religion »mehr finden werden, werden ſie die päbſtliche Würde »beſchränken, ſich andere Lehrer und Biſchöfe unter andern »Nahmen anſetzen, ſo daß dem Papſte zuletzt keine andere »Macht mehr, als in Rom und in einigen darum liegen»den Orten bleiben wird.« Dieſes wird theils durch »Krieg, theils durch Zuthun derjenigen geſchehen, welche

1. Nam unaquaque provincia et quisquis populus Regem sibi tunc instituet, cui obediat, dicens quod latitudo Imperii magis sibi oneri fuerit, quam honori.

2. Postquam imperiale sceptrum hoc modo divisum fuerit, nec reparari potuerit, tunc etiam insula apostolici honoris dividetur. Quia enim nec principes nec reliqui homines tam spiritualis quam secularis ordinis in apostolico nomine ullam religionem tunc invenient: dignitatem nominis illius imminuent, alium quoque ministrum et Archiepiscopos sub alio nomine in diversis regionibus sibi praeferent, ita ut etiam Apostolicus eo tempore Romam et pauca illi adjacentia loca vix tunc sub insula sua obtineat.

»den weltlichen Fürſten rathen, ihre Völker ſelbſt zu regie»ren, und den Biſchöffn, ihre Untergebenen in Zucht zu »halten. Alsdann werden die Ungläubigen ein wildes »und ſchmutziges Volk[1] von den weiteſten Ländern her»beirühren, ſich mit ihm in Unzucht und allen Laſtern »vereinigen, über das chriſtliche Volk mit Mord und Raub »herfallen, mehrere Städte und Länder zerſtören, und »die heiligen Gebräuche ſchänden und entehren. Dieſe »Jammerzeit wird nur noch jammervollere und die Ank»unft des verlornen Menſchen anzeigen. Unter deſſen »Schutz werden aber die Kinder Gottes über ſie her»fallen, dieſelben beſiegen, und der größte Theil der Un»gläubigen wieder zu dem wahren Glauben gebracht »werden.«

Nachdem Hildegard durch dieſe ſchauerlichen Geſichte die teutſchen Fürſten und Völker zu einem heiligen Unternehmen vorbereitet hatte; ging Bernard zuerſt nach Mainz, dann nach Speier, wo der Kaiſer Konrad einen Reichstag hielt. Dort in dem Dome neigte ſich der fromme Abt drei Mal vor einem Marienbilde mit den Worten: ſey mir gegrüßt, o Himmelskönigin! Hierauf ſoll das Bild geantwortet haben: ſey mir gegrüßt, o Bernard![2] Auf dieſe Art als ein Wundermann geprieſen, und von einer Menge von Menſchen begleitet, verfügte er ſich zu dem Kaiſer; und dieſer nahm, obwohl die Verwirrung des Reichs ſeine Gegenwart erforderte, obwohl ſein alter Vater ſich darob zu Tode grämte, das Kreuz

1. Pessimam atque immundissimam gentem.

2. Noch ſieht man in dem Dom zu Speier dieſes Marienbild und drei metallene Platten auf den Orten, wo Bernard ſich vor ihm gebeugt hatte.

aus den Händen des begeisterten Abtes, und der Kreuzzug ward beschlossen. Von Baiern und Schwaben, von Sachsen und von dem ganzen Rheinstrome her kamen die Fürsten und die Kreuzfahrer zuerst nach Speier, dann nach Frankfurt, um die Worte des wundervollen Propheten zu hören. Der Andrang des Volkes war so häufig und ungestüm, daß der Kaiser den Kreuzprediger auf die Schultern nehmen mußte, damit er nur von der Menge gesehen und gehört werden konnte.[1]

Während Bernard in Frankfurt predigte, und Wunder wirkte, war Hildegard auf den Feldberg gestiegen,[2] um dort, wie Moses einst auf dem Berge Horeb, den Sieg für das neue Volk Gottes zu erflehen. Sie hob so lange die Hände gen Himmel, bis sie ermattet auf den Brunehildenstein niedersank. Noch lange hernach wollte man darauf den Eindruck ihres Falles bemerkt haben. Die Ritter aber wurden von der Rede Bernard's begeistert. Sie vergaßen ihre heimischen Fehden, das Kreuzheer brach auf, und der Kaiser trug ihm selbst die Fahne vor.

Man kann den Enthusiasmus, welcher die Kreuzritter belebte, nicht besser schildern, als mit den Worten der gleichzeitigen Geschichtschreiber. »Die Väter,« sagt Baldeorich, frohlockten bei dem Abschiede ihrer Söhne; die »Weiber entließen ihre geliebtesten Männer mit Freuden »aus den Armen, und wenn man einige Betrübniß an »ihnen bemerkte, so war es darum, daß sie zurückbleiben »mußten. O wie schön und herrlich war es, so rust

1. In dem Haynerhofe zu Frankfurt, wo er wohnte, ist ihm zu Ehren später eine Kapelle geweihet worden.

2. Der höchste Berg des Taunus.

»Fulgerius aus, als wir die vielen Kreuze ſahen, welche »die Ritter, nachdem ſie das Gelübde abgelegt hatten, »entweder in Seide oder Gold auf die verſchiedenen Mäntel »geſtickt, über ihren Schultern trugen. Billig mußten »dieſe wahren Streiter Gottes, welche ſich zu ſeiner Ehre »zum Kampfe rüſteten, mit dem verdienten Siegeszeichen »geſchmückt und geſtärkt werden. Es war das reizendſte »Schauſpiel und eine wahre Seelenluſt, wenn man »betrachtete, mit welcher Andacht, mit welcher frommen »Begierde das Volk der Gläubigen zu den heiligen Orten »wallfahrte; mit welchem Frohlocken, mit welcher Genuß»freude es die Denkmäler des göttlichen Leidens küßte. »Ueberall Thränen, überall Seufzer; aber nicht ſolche, »welche Schmerz und Angſt hervor trieben, ſondern ſolche, »welche die glühendſte Andacht und das vollendete Ver»gnügen des innern Menſchen Gott als ein Opfer anzu»zünden pflegt.« Unter einer ſolchen Begeiſterung rückte der Kaiſer Konrad mit dem Kreuzheere nach Paläſtina vor; aber auch er kam, wie ſo viele andere Fürſten, ohne viel ausgerichtet zu haben, krank zurück und ſtarb bald hierauf im Jahre 1152.

Konrad's Sohn, Heinrich, war ſchon auf einem Reichstage zu Frankfurt 1147 als römiſcher König erwählt; aber bald darauf im Jahre 1150 geſtorben. Die Fürſten, welche jezt ſchon das Kurrecht an ſich gezogen hatten, warfen demnach ihre Augen auf Friedrich ſeinen Neffen, der von ſeiner Mutter her auch von den Welfen abſtammte. Erwägend, daß durch dieſen viel»verſprechenden Prinzen der Streit zwiſchen den mächtig»ſten Fürſtenhäuſern Teutſchlands beigelegt werden könne; verſammelten ſie ſich zu Frankfurt, einer im geiſtlichen Gebiete des Erzbiſchofs von Mainz gelegenen Reichsſtadt,

und wählten ihn 1152 einſtimmig zu ihrem Herrn und Kaiſer.

Wenn je ein Fürſt dem teutſchen Throne Würde und Glanz, dem Reiche Ruhe und Eintracht zu geben, Muth und Fähigkeit hatte, ſo war es dieſer Hohenſtaufe, welchen man den Rothbart genannt hat. Wenn aber je ein Reich durch Anmaßungen geſchwächt, durch Parteigeiſt zerriſſen, und durch äußere Feinde bedrohet ſchien, ſo war es das teutſche, als dieſer deſſen Krone erhielt. Die kaiſerliche Würde war unter ſeinen Vorfahren ſchon geſchändet, und ein Preiß der Parteiwuth geworden. In Teutſchland empörten ſich muthige Fürſten, in Italien bezten gefährliche Päbſte. Die Biſchöfe gingen nicht mehr von der Wahl des Kaiſers, ſondern [illegible] Chorherren ab, und waren ſelbſt mächtige Fürſten geworden. Vom Reichsgute war nichts mehr übrig, als einige große und kleine Länder, aber auch dieſe in Aufruhr, oder verpfändet. Ueber alle dieſe Hinderniſſe ſetzte er ſich mit kühnem Schritte weg, und wußte ſie zu überſpringen. Hier bändigte er mächtige Herzoge, welche ihm den Gehorſam verſagen wollten; dort zerſtörte er Städte von Grund aus, welche ſich empört hatten. Die Biſchöfe, obwohl ſie Fürſten geworden waren, beſtrafte er, wenn ſie ihre Schuldigkeit nicht thaten, und den Päbſten trotzte er, wenn ſie nach der weltlichen Gewalt ſtrebten. Kühn, tapfer, verſtändig, mit einer edlen hohen Geſtalt und der Kaiſerkrone geſchmückt, wollte er das heilige römiſche Reich Karl's des Großen wieder herſtellen; allein es war unter ſeinen Vorfahren ſchon von innen und von außen zerrüttet. Sechs Mal mußte er mit ſeinem Heere über die Alpen, und eben ſo oft an den Rhein zurückkehren, um die Aufrührer zu züchtigen, und doch konnte es ihm nicht

einmal gelingen, bei seinen eigenen Söhnen Gehorsam zu finden. Es würde gegen die Schranken dieses Werkes geben, wenn ich alle die großen Thaten und Begebenheiten anführen wollte, wodurch dieses Kaisers Geschichte merkwürdig geworden ist; ich werde mich daher nur an dem halten, was davon auf die rheinische Geschichte Bezug hat.

Friedrich vereinigte mit der Kaiserwürde zugleich die zwei großen rheinischen Herzogthümer von Schwaben und Franken in seinem Hause. Nachdem er Heinrichen den Löwen, des Ungehorsames wegen, in die Acht erklärt hatte; gab er den größten Theil des Herzogthums von Sachsen seinem Freunde Philipp, dem Erzbischof von Cölln; Baiern aber seinem andern Freunde Ludwig von Wittelsbach. Der Erzbischof von Mainz, Arnold, war sein Kanzler, und die Bischöfe von Worms, Speier und Straßburg seine Creaturen. Sein Bruder Konrad war Pfalzgraf am Rhein, und Konrad von Zähringen half ihm Burgund bekriegen. Er aber heirathete die schöne Erbin des Königreichs, Bearricen, und brachte so auch dieses oberrheinische Land an sein Haus. Auf diese Weise beherrschte er die rheinischen Länder zugleich als Kaiser und als Hohenstaufe. Da die rheinischen Gaue größtentheils schon in Kirchen- oder Stammgüter aufgelöst waren, so setzte er jetzt, um selbige in dem Reichsverbande zu erhalten, über sie Landvögte, welche unmittelbar unter ihm standen; und da die alten Königspaläste von Ingelheim und Tribur verfallen waren, baute er deren drei neue zu Kaiserslautern, zu Hagenau und zu Gelnhausen. Den rheinischen Städten Straßburg, Speier und Worms gab er neue Freiheiten, und die Dörfer Gelnhausen, Kaiserslautern, Weissenburg, Hagenau, Colmar und andere, erhob er zu Reichsstädten.

Dagegen ließ er Mainz zerſtören, weil deſſen Bürger den Erzbiſchof Arnold, ſeinen Kanzler und ihren Fürſten ermordet hatten. Den Landfrieden ſchützte er durch Geſetze, und als die Pfalzgrafen Hugo von Tübingen und Hermann bei Rhein, nebſt andern rheiniſchen Grafen denſelben gebrochen hatten; verdammte er jenen zu Ulm zur Gefangenſchaft, dieſen zu Worms zu der ſchimpflichen Strafe des Hundetragens.

Nachdem er alſo in Teutſchland die Fürſten gebändigt, in Italien die Städte durch einen Vertrag zu Conſtanz beruhigt hatte; kam er, von allen geehrt oder gefürchtet, 1184 nach Mainz, wohin er einen Reichstag berufen hatte, um die Angelegenheiten des Reichs und ſeiner Familie zu ordnen. Da die Mauern dieſer Stadt erſt kürzlich wegen der Ermordung ihres Erzbiſchofs auf ſeinen Befehl niedergeriſſen, und auch ohne das nicht weit genug waren, die Menge der Fürſten und Völker zu faſſen, welche jetzt nach ihr ſtrömten, ſo wurde auf der breiten Ebene des heilig-Kreuzerfeldes vor dem Gauthore ein Lager aufgeſchlagen, das an Größe, Umfang und Pracht, wie Otto von Freiſingen ſagt, ſelbſt einer herrlichen Stadt glich. Mitten in demſelben wurde in Geſchwindigkeit der königliche Pallaſt und deſſen Kapelle erbauet. Rings um dieſen glänzten die Wohnungen der Fürſten. Zelter von aller Art und Farbe, mit Wappen und Schildern geziert, bildeten die Gaſſen. Speiſe und Trank war in Ueberfluß. Flimmernde Kleider ſchmückten die Fürſten und Fürſtinnen, prächtiges Sattelzeug ihre Pferde. Auf den freigelaſſenen Plätzen wurden Schauſpiele aufgeführt, und Ritterſpiele gehalten. Bei der Tafel erſchallten entweder die kriegeriſchen Trompeten, oder die ſüßen Minnelieder. Die Anhöhen von

Weissenau, Hechtsheim und Zinthen, schienen Wälle zu seyn, welche, mit Fahnen und Wagen bestellt, diese ungeheure, auf Friedrichs Wort hervorgegangene Stadt umgeben sollten.

Im königlichen Pallaste wohnten nebst dem Kaiser, die Kaiserin und seine fünf Söhne. Erstere war zwar nicht gar hoch von Gestalt, aber niedlich und schlank gebauet. Sie hatte helle durchdringende Augen, ein liebliches Angesicht, einen kleinen Mund und schöngereihete Zähne. Hände und Füße waren zart und rund gebildet. An Pracht und Anstand überraf sie alle Fürstinnen. Um den Kaiser selbst versammelten sich die Fürsten und Bischöfe von ganz Teutschland, Italien und Burgund, die Gesandten der christlichen Völker; alle erkannten Friedrich als ihr Oberhaupt, als den Kaiser vom Occident. Er aber gebot noch ein Mal, und streng den Landfrieden, und erneuerte die Gesetze, welche er schon zuvor auf den roncalischen Feldern in Italien hatte untersuchen lassen. [1] Hierauf schlug er Heinrichen, den erwählten römischen König und Friedrichen seinen zweiten Sohn zu Rittern, und umgürdete sie mit dem Schwerte. Endlich vertheilte er seine Länder und Gewalt unter seine Söhne. Heinrichen ernannte er zu seinem Nachfolger im Kaiserthume und zum Könige von Sicilien; Friedrichen zum Herzoge in Schwaben; Konraden zu dem in Franken; Otto erhielt Burgund und das Arelat; Philippen aber, den jüngsten, übergab er, mit den Mathildischen Gütern in Italien bereichert, seinem Freunde Philipp, dem Erzbischof

1. Von den berühmten Rechtsgelehrten Obertus ab Orto und Gebardus Niger.

von Cölln, in die Domschule, wahrscheinlich um ihn dort zu einem künftigen geistlichen Fürsten mehrerer rheinischen Hochstifte erziehen zu lassen.

Man muß gestehen, daß seit dem Testamente Karls des Großen, bis auf die Verschenkungsbriefe Napoleons von 1806, die Kaisergewalt am Rheine nicht mächtiger geübt wurde, als hier zu Mainz durch diesen Hohenstaufen, dessen Großvater noch Ritter zu Büren war. Friedrich's Werk scheint beinahe noch kühner als jenes Karls und Napoleons; denn diese hatten über einen tapfern Heerbann und immer schlagfertige Fürsten zu gebieten, welche ihnen willig folgten; dagegen hatte der Hohenstaufe hier aufrührerische Vasallen und Städte, dort bannende Päbste und Erzbischöfe zu bekämpfen, und wurde doch ihr Meister. Nichtsdestoweniger mußte dieser starke Löwe, wie ihn selbst ein Franzose nennt, [1] dessen majestätisches Gesicht und mächtiger Arm die wilden Thiere von Verwüstungen abgeschreckt, die Rebellen unterjocht, die Abenteurer zur Ruhe gebracht hatte, dem Zeitgeiste unterliegen. Obwohl er Teutschland und Italien gebändigt, die nordischen und slavischen Fürsten in Schrecken gesetzt, und seinen Ruhm bis nach dem Orient verbreitet hatte, mußte er am Ende doch dem Pabste die Füße küssen und von ihm das Kreuz annehmen. Bald nach der so eben beschriebenen Reichsversammlung in Mainz, berief er dahin eine andere, welche er den Reichstag Christi nannte, und wo er nicht als Herr der christlichen Völker, sondern als ihr Anführer, als ein demüthiger Streiter Gottes erschien, und mit der Kreuzfahne in der Hand, den christlichen Heerbann nach dem Orient führte, um dort

1. Heinrich von Blois.

ſein Leben für das heilige Grab zu laſſen. Dies geſchah denn auch wirklich am zehnten Juni 1190. Nicht in ſeinem Vaterlande, ſondern im fernen Orient zu Seleucia ſtarb der große Kaiſer, als er ſich durch ein Bad im Fluſſe Seleph erkältete.

Friedrich hatte ſchon auf dem Reichstage zu Mainz ſeinen älteſten Sohn Heinrich zu ſeinem Nachfolger im Reiche ernannt. Dieſem war vorzüglich daran gelegen, das durch ſeine Gattin Conſtantia erworbene Königreich von Sicilien gegen die Bewegungen der Päbſte, und ſeine Erblande am Rhein gegen jene der Welfen zu erhalten. Da Konrad, ſein Oheim, welchem die Pfalzgrafſchaft bei Rhein gegeben war, nur eine einzige Tochter hatte; ſo bewarben ſich um ſie heimlich und öffentlich, der König von Frankreich, Ludwig von Baiern und Heinrich von Braunſchweig; von dieſen gewann letzterer die Liebe der jungen Pfalzgräfin, denn er war zugleich ſchön und tapfer, und wurde von der Mutter unterſtützt. Der Kaiſer aber wollte dieſes wichtige Amt mit ſeinen Gütern am Rheine nicht an die alten Feinde ſeines Hauſes kommen laſſen, und Konrad, der Pfalzgraf, ſchien mit ihm darüber gleiche Geſinnungen zu haben. Um gegen die Nachſtellungen des begünſtigten Braunſchweigers ſicher zu ſeyn, bewachte der Pfalzgraf ſeine Tochter auf dem Schloſſe Stubleck, oder wie andere wollen, auf dem ſogenannten Pfalzgrafenſtein. [1] Die Liebe aber, von der Mutter geleitet, war liſtiger als die Achtſamkeit des Vaters. Die alte Pfalzgräfin führte den ſchönen Bräutigam unter Pilgerkleidern verſteckt, in das befeſtigte Schloß, und ließ ihn mit der geliebten Tochter trauen. Konrad ſelbſt mußte hierauf den

1. Siehe unten die Geſchichte der Pfalz.

Trauakt dem Kaiſer nach Speier bringen, und dieſer die Pfalz an Heinrichen übergeben. Die Hohenſtaufen betrachteten dieſe Verbindung als ein Verſöhnungsmittel zwiſchen ihnen und dem Welfiſchen Hauſe; aber wir werden bald ſehen, daß ſelbſt ein Liebesband nicht fähig war, den alten Haß zu tilgen, welchen Staatsvortheil beſtändig in Feuer erhielt.

Nicht viel glücklicher war der Kaiſer in Behauptung ſeiner Gewalt am Oberrheine. Da herrſchten noch mächtig die alten Zähringer in Schwaben und Burgund Dieſe wollte er ſchwächen, und der Vorwand dazu war leicht gefunden. Konrad der Zähringer, bisher wie ſeine Väter, nur mit Friedenskünſten und Erbauung von Städten beſchäftigt, haßte die beſtändigen Kriege, welche die Hohenſtaufen bald in Teutſchland, bald in Italien, bald in Paläſtina anzettelten, und verſagte dem Kaiſer die Heeresfolge außer dem Vaterlande. Darob mußte ihn Konrad, der Bruder des Kaiſers, in ſeinem eigenen Lande befehden. Mit einem zahlreichen Heere überfiel dieſer die friedlichen Städte und Dörfer der Zähringer, und war bis Durlach vorgedrungen, was er belagerte. Die Macht der Zähringer ſchien zu wanken. Wie aber ein Weib am untern Rheine die Pfalzgrafſchaft den Hohenſtaufen entriß, ſo hier ein anderes ihre Siege am obern. Konrad liebte die Gattin eines ſchwäbiſchen Ritters; und da er bei ihr durch Gefälligkeit nichts erlangen konnte, brauchte er Gewalt. Das Weib, aufgebracht über eine ſolche Schande, ergriff ein Meſſer, und durchſtach den lüſternen Herzog in den Umarmungen. Der Kaiſer mußte hierauf dem Zähringer den Frieden, und damit ſeine Länder wiedergeben, und ſtarb darauf 1197 in Italien, wo er faſt beſtändig lebte.

Heinrich hatte weder den hohen Geiſt, noch die offene Kühnheit ſeines Vaters. Er verſuchte zwar auf einem Reichstage zu Worms, 1196, das Kaiſerthum in ſeinem Hauſe erblich zu machen; allein die Stände verſprachen ihm nur eine zweideutige Thronfolge für ſeinen Sohn Friedrich, den König von Sicilien; dieſer aber war kaum einige Jahre alt, als der Vater ſtarb. Sein Oheim Philipp, ließ ſich daher zuerſt zum Reichsverweſer, dann zum Könige ernennen. Allein ihm widerſetzten ſich die Erzbiſchöfe von Trier und Cölln und Heinrich von Braunſchweig, der kurz zuvor, wie wir gehört haben, durch ſeine Baſe Pfalzgraf bei Rhein geworden war. Während alſo Philipp ſich zu Mühlhauſen als König ausrufen ließ, wählten dieſe zuerſt zu Andernach, dann zu Cölln Bertholden von Zähringen, und als dieſer durch Geld zurückgehalten war, Heinrich's Bruder den Otto von Braunſchweig. So entbrannte der kurz zuvor durch die Vermählung der Pfalzgräfin Agnes gedämpfte Bürgerkrieg zwiſchen den Weiblingern und Welfen wieder, und die ſchönen Rheinländer wurden abermals der Schauplatz neuer Verwüſtungen.

Philipp rückte zuerſt in dem Elſaße vor, nahm Straßburg und andere Städte in Beſitz, und unterwarf ſich die obere Rheingegend; ſofort zog er vor Speier, welches er nach einer harten Belagerung eroberte; in Worms und Mainz befeſtigte er mit gewaffneter Hand ſeinen Freund Ludolf, welchen die Domherrn beider Hochſtifter zu ihrem Biſchofe erwählt hatten. Endlich breitete er auch ſeine ſiegreichen Waffen am untern Rheine aus. Er ſetzte ſich in Beſitz von Coblenz, und ſchlug ſeinen Gegner Otto bei Cölln. Mitten unter dieſem glücklichen Unternehmen wurde er zu Bamberg von Otto von Wittelsbach ermor-

det, weil er ihm zuerſt ſeine Tochter verſprochen, und dann ihn mit einem Uriasbriefe nach Polen geſchickt hatte.

Nach dem Tode Philipps erſchien Beatrix, deſſen jüngſte Tochter, in Trauerkleidern, auf dem Reichstage in Mainz, und forderte, unter Leitung des Biſchofs von Speier, von Otto Rache gegen den Mörder ihres Vaters. Die Fürſten verdammten dieſen auch zur Acht und Oberacht; aber Otto warf ſeine Augen auf die junge Prinzeſſin, welche Klagen und Jugend doppelt reizend machten. Der Pabſt und die Fürſten, welche Frieden wünſchten, riethen ihm zu einer Verbindung mit ihr, wodurch die Fehde zwiſchen dem Hohenſtaufiſchen und Welfiſchen Hauſe zu beiderſeitiger Beruhigung gütlich könne beigelegt werden. Alſo wurde Beatrix zu Würzburg von den Herzogen von Oeſtreich und Baiern dem Otto vorgeführt und gefragt: ob ſie den Kaiſer zum Gemahle nehmen wolle? Die junge Fürſtin erröthete, aber ein leiſes jungfräuliches Ja entſchwebte ihren Lippen. Otto gab ihr die Hand und einen Ring. Die Vermählung geſchah hierauf mit Beifall aller Fürſten, welche gegenwärtig waren, und der Welf wurde nun einſtimmig als Kaiſer anerkannt.

Dieſe Eintracht des welfiſchen und hohenſtaufiſchen Hauſes dauerte aber nicht gar lange. Bald nach der Vermählung ſtarb die junge Kaiſerin, und zwar, wie man behauptete, von den Beiſchläferinnen des Königs vergiftet. Otto aber war nach Italien gezogen, um ſich als Kaiſer krönen zu laſſen. Der Pabſt Innocenz III., welcher ihm die Verbindung mit Beatricen gerathen hatte, ſetzte ihm auch die Krone auf das Haupt; da er aber, um ſeine Gewalt zu befeſtigen, die Güter an ſich zog, welche die Gräfin Mathilde der Kirche geſchenkt hatte, that der Pabſt ihn in den Bann, und Siegfried II., der Erzbiſchof von Mainz, wie-

derholte den päbſtlichen Fluch in Teutſchland. Um dieſen Meineid zu beſtrafen, ließ Otto ſeinen Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich in die mainziſchen Länder einrücken, und dieſer übte darin eine ſolche Rache, daß auch nicht ein einziges Schloß unzerſtört blieb. Da Siegfried durch den Einfall des Pfalzgrafen ſeine weltliche Macht verloren hatte, übte er deſto gefährlicher ſeine geiſtliche. Aus ſeinen Ländern vom Rheine getrieben, verſammelte er die Fürſten zu Bamberg, und erinnerte ſie an den Eid, welchen ſie dem Kaiſer Heinrich für ſeinen Sohn Friedrich geleiſtet hatten. Er ſchrieb ſodann in ihrem Nahmen an dieſen nach Italien und bat ihn ſchmeichelnd: »daß er, obwohl an Jahren noch ein »Jüngling, aber an Weisheit ein Greis, nach Teutſch»land kommen, und die Krone, welche ihm die »Reichsfürſten anböten, und für welche ſeine Väter Gut »und Leben geopfert hätten, annehmen möge.«

Ein ſo lockender Antrag war dem jungen ehrgeizigen Fürſten zu erwünſcht, als daß er ihm hätte widerſtehen können. Gegen den Willen ſeiner ſicilianiſchen Stände verließ er ſeine Gattin, ſein Söhnlein und ſein italieniſches Königreich, um jenes, wo ſein Stammſchloß blühete, und welches ſeine Väter ſo herrlich regiert hatten, zu übernehmen. Kaum war er nach Teutſchland gekommen, als ihm die Fürſten, von Siegfried geleitet, entgegen zogen. Die ſchwäbiſchen und rheiniſchen Städte, welche ſeinem Hauſe zugethan waren, öffneten ihm die Thore. Otto mußte aus Breiſach entfliehen, aus Furcht ſeinem Gegner von den Bürgern ausgeliefert zu werden. Nach der Einnahme dieſer Feſtung ging Friedrich auf Mainz los, um ſeinen Freund Siegfried gegen die Anfälle Heinrichs des Pfalzgrafen zu ſchützen. Er vertrieb dieſen aus dem mainzi-

schen Ländern und erklärte ihn in die Acht; dessen Bruder aber, den Kaiser Otto, jagte er nach der Harzburg. Hierauf führte er den Erzbischof siegreich nach Mainz zurück; und dieser salbte und krönte ihn dafür zum römischen Kaiser.

Friedrich II. hatte, wie sein Großvater, sowohl in Teutschland als in Italien große und nützliche Dinge unternommen. Auf dem Reichstage zu Mainz suchte er den Landfrieden mit Kraft zu befördern, und damit jedermann die Reichsgesetze verstehen möge, ließ er selbige in teutscher Sprache verkünden. Er setzte ein eigenes Reichsgericht an, wohin alle Streitsachen gebracht werden konnten. Er beförderte die Künste und die Wissenschaften, und gestattete, um ferneren Zwist zu verhüten, den Ständen im Jahre 1220 sogar die Landeshoheit in ihren bereits erworbenen Ländern; aber alles ohne Frucht. Der Geist der Gesetzlosigkeit hatte im Reiche schon so tiefe Wurzeln gefaßt, daß auch die weisesten und kräftigsten Maaßregeln der Regenten nicht mehr helfen konnten.

Es schien, so zu sagen, schon zur Sitte geworden zu seyn, daß die teutschen Kaiser-Dynastien durch ihre eigenen Kinder geschändet werden sollten. Auch Friedrich's II. Sohn, der römische König Heinrich, empörte sich gegen ihn. Der Vater mußte von Italien nach dem Rheine ziehen, um denselben für seinen Aufruhr zu bestrafen. Heinrich hatte sich vorzüglich in Breisach befestigt, von wo aus er die rheinischen Städte und Bischöfe bekriegte, welche seinem Vater treu geblieben waren. Friedrich aber kam diesen schnell zu Hülfe und jagte den aufrührerischen Sohn vor sich her bis nach Worms, wo er ihn gefangen nahm, und zuerst in Heidelberg, dann in Italien festsetzen ließ. Hierauf zog er nach Mainz und entsetzte ihn der königlichen Würde, welche er bald hernach auf seinen

zweiten Sohn Konrad brachte. Als dieſer aber mit dem Vater nach Italien gegangen war, um dort die kaiſerlichen Rechte gegen den heiligen Stuhl zu vertheidigen, entwiſchte der Pabſt Innocenz IV. nach Frankfurt, und brachte die rheiniſchen Biſchöfe gegen den Kaiſer auf. Unter der Leitung des Erzbiſchofs von Mainz, Siegfried's III.,[1] erwählten ſie zu Würzburg Heinrichen, den Landgrafen von Thüringen, Friedrichen entgegen. Dieſe neue Verſchwörung gegen das hohenſtaufiſche Kaiſerhaus zwang Konraden nach Teutſchland zurückzukehren, um einen Gegner zu bekämpfen, welchen man, als von den Biſchöfen gewählt, ſpottweiſe den Pfaffenkönig nannte.

Als Konrad den Rhein herabzog, kamen ihm die Städte, die Ritter und was ſonſt noch ſeinem Hauſe ergeben war, mit Waffen und Freude entgegen; aber der Pfaffenkönig hatte die Macht der Biſchöfe, die Bannſtrahlen des Pabſtes und deſſen Geld auf ſeiner Seite.[2] Indeß gelang es ihm doch, durch Hülfe des dem Kaiſerhauſe immer treuen Wormſer Volkes bis in die Gegend von Frankfurt vorzudringen, wo ſein Gegner, von den Erzbiſchöfen von Mainz und Cölln unterſtützt, an der Nid gelagert war. Konrad beſann ſich nicht lange, ſeine Feinde anzugreifen. Mit gewöhnlicher Tapferkeit drang er über die Nid in ihre vorderſten Reihen und durchbrach ſie. Der Sieg ſchien ſchon in ſeiner Hand zu ſeyn; als zwei Verräther, ſie werden Citberg und Kroblig[3] genannt, mit 2000 Helmen zu dem Pfaffenkönig übergingen, und das Treffen wendeten. Konrad's

1. Des Nachfolgers Siegfrieds II.
2. Es ſollen bei 30000 Mark geweſen ſeyn.
3. Citebergo et Croheligo.

Truppen, von ihren eigenen Leuten angegriffen, zwischen den Main und die Nid gedrängt, ergriffen die Flucht. Ihnen fiel der Pöbel und Troß, welcher in Frankfurt lag, in den Rücken. Bei Konrad blieben nur noch 3000 Ritter, aber auch diese mußten weichen, als 200 davon geblieben, die andern verwundet waren. [1]

Nach dieser Schlacht verfolgte Heinrich den römischen König bis nach Schwaben, wo heraus schon der Bischof von Straßburg über den Rhein gesetzt war, und die staufischen Länder in Besitz genommen hatte. Von allen Seiten gedrängt, mußte Konrad sich nach Regensburg zurückziehen; aber auch hier kam er in neue Gefahr. Da man ihm im offenen Felde nicht beikommen konnte, sollte er in seinem Bette ermordet werden. Dieses hörte der großmüthige Graf von Eberstein, und legte sich, um den König zu retten, an seine Stelle. Er erduldete auch wirklich den Heldentod für seinen König; und ihm gebührt darob in dieser rheinischen Geschichte ein so großes Lob, als wenn er auf dem Bette der Ehre gestorben wäre.

Während aber Heinrich mit den bischöflichen Truppen seinen Gegner bis nach Baiern verfolgte, empörten sich die rheinischen Städte, welche dem Kaiser treu waren, gegen ihre Bischöfe. Straßburg machte einen Aufstand gegen seinen Bischof Heinrich III., der die hohenstaufischen Länder angefallen hatte. In Speier erhielt das Volk seinen Bischof Heinrich II. auf des Kaisers Seite. In Worms entstand darob eine zwiespaltige Wahl und der Bischof Reichard wurde nicht in die Stadt gelassen;

1. Wahrscheinlich fiel die Schlacht an dem Orte vor, wo die Mainzer Truppen im Jahre 1793 so tapfer gegen die Franzosen gefochten haben.

in Mainz mußte der Erzbiſchof Siegfried III. einen harten Kampf gegen die Bürger fechten und ihnen neue Freiheiten zuſagen. In Cölln war der Erzbiſchof Konrad aus der Stadt getrieben, und zu Waſſer und zu Lande von den Bürgern beſiegt worden. Frankfurt verſagte den geiſtlichen Kurfürſten die Wahl der Gegenkönige und Achen die Krönung derſelben. [1]

Durch den faſt allgemeinen Aufſtand der rheiniſchen Städte gegen ihre Biſchöfe wurde die Partei Heinrichs ungemein geſchwächt. Er mußte ſich aus Baiern und Schwaben an den Rhein zurückziehen, und Konrad verfolgte ihn bis nach Cölln, wo er ihn ſchlug und in die Wartburg trieb. Hier endete der alte gedemüthigte Fürſt im Jahre 1247 ſein Leben und ſeine kurze Regierung; aber der Pabſt und die rheiniſchen Erzbiſchöfe waren weder durch den Verluſt ihres Königs, noch den Aufſtand der Städte zur Nachgiebigkeit gebracht. Da ihnen Konrad den Weg nach Frankfurt verlegt hatte, kamen ſie zu Woringen, einem kölluiſchen Städtchen, zuſammen, und boten die Krone feil; keiner aber wollte ſie annehmen, denn ſie hatten ſie verächtlich gemacht. Nachdem ſie bei den niederrheiniſchen und auch auswärtigen Fürſten vergebens ihre Vorſchläge angebracht hatten; fanden ſie endlich an dem jungen Grafen Wilhelm von Holland die Puppe, welche ſich von ihnen zu Woringen wählen, und dann zu Achen gewaltſam die Krone aufſetzen ließ.

Wilhelm konnte, ſo lange Friedrich lebte und Konrad in Teutſchland blieb, keine Gewalt im Reiche erhalten; aber bald nach ſeiner Wahl ſtarb der alte Kaiſer, und

1. Ich werde die Geſchichte dieſer Aufſtände bei der Geſchichte der rheiniſchen Fürſtbisthümer umſtändlicher erzählen.

Konrad mußte nach Italien ziehen, um ſeine Erbkrone in Sicilien gegen die Bewegungen der Päbſte und der Welfen zu ſchützen. Während ſeiner Abweſenheit übertrug er die Reichsverwaltung ſeinem Schwiegervater Otto dem Pfalzgrafen bei Rhein, und wollte, nachdem er die päbſtlichen und welfiſchen Heere geſchlagen hatte, wieder nach Teutſchland kommen, um auch da ſeine Feinde zu demüthigen. Er ſtarb aber 1254 mitten in ſeiner glücklichen Laufbahn, und mit ihm die Würde des teutſchen Kaiſerthums.

Nach dem Tode Konrads IV. beruhete die Erhaltung des alten ruhmwürdigen Stammes der Hohenſtaufen nur noch auf einem einzigen blühenden Zweige, dem jungen Konradin, Herzog in Schwaben; aber auch dieſer ſollte in der Blüthe ſeiner Jahre abgehauen werden. Schön und freundlich, wie ſeine Mutter, aber kühn und tapfer, wie ſeine Väter, wollte er in Teutſchland ſeine Rechte, in Italien ſeine Krone verfechten. Es gebrach ihm aber an Ländern, an Geld und an Macht; denn der größte Theil davon war während der Bürgerkriege verſchleudert worden. Auf das Uebrige machten ſeine Feinde Anſpruch. In dieſer Noth war ihm nur ein herzlicher Freund übrig geblieben, der junge Friedrich von Badenhochberg, deſſen Vater Berthold des Prinzen Vormund war. Mit dieſem zog er, von den Gibellinen gerufen, nach Italien, um ſein Erbreich in Sicilien wieder zu erobern, welches der Pabſt an Karl von Anjou übergeben hatte. In dieſem den Teutſchen ſo gefährlichen Lande fand er gegen ſich die zahlreiche Partei der Welfen, die Macht der Franzoſen, und die Bannſtrahlen des Pabſtes; deſſen ohngeachtet gewannen ihm Jugend und Heldenmuth die Herzen der Männer und Weiber. Unter letztern befand ſich die Frau eines italieniſchen Edelmanns,

welche ihm ihre Liebe nicht versagen konnte. Sie verschafte ihm Schutz und Anhang, aber dies war eben die Ursach seines Falles. Nachdem er die Freunde seines Hauses unter seine Fahnen gesammelt, und dadurch einige Vortheile erhalten hatte, kam es zu einer Hauptschlacht bei dem See Celano. Konradin, obwohl noch nicht siebzehn Jahr alt, ordnete wie ein alter Feldherr seine Truppen, und focht an ihrer Spitze, wie ein geprüfter Held. Im ersten muthigen Angriffe warf er die Haufen Karls von Anjou zurück; aber dieser hatte einen Theil davon im Hinterhalt gelegt, womit er jetzt dem siegenden Hohenstaufen in die Flanke kam. Durch diesen unerwarteten Angriff wurden Konradin's Schaaren erst erschüttert, dann zerstreuet. Er und sein Freund Friedrich mußten nach langem Kampfe selbst die Flucht ergreifen, und sich in einem Lande, wo es überall Verräther gab, in schlechten Kleidern zu retten suchen. Sie waren auch so glücklich, daß sie unentdeckt nach Astura kamen, wo Francipani einige Truppen befehligte. Unter dessen Schutze hofften sie nach Pisa zu schiffen; allein die ausserordentliche Sorge, welche dessen oder eines andern Gattin für die Rettung des geliebten Jünglings äußerte, erregte die Eifersucht des mistrauischen Mannes. Seine vorige Ergebenheit an ihn verwandelte sich in Haß. Rache dürstend ging er zu den Feinden des Prinzen über, und überlieferte ihn seinem Gegner, dem Karl von Anjou.[1] Konradin wurde sogleich mit seinem Freunde Friedrich gefangen genommen, nach Neapel geführt, und beide als Rebellen und Hochverräther zum Tode verdammt. Sie waren so eben im Schachspiele begriffen, als man ihnen das widerrechtliche Todesurtheil

1. Diese Verrätherei wird auch einem andern zugeschrieben, und soll bei Francipani durch einen Ring geschehen seyn.

vorlas. Sie hörten es ruhig und gelassen an, und spielten fort. Sie gingen sodann, wie im Leben, so im Tode vereint, auf das Blutgerüste, und starben als ewige Muster des Heldenmuths und der Freundschaft. Ich habe diese Geschichte, obwohl sie nicht am Rheine vorfiel, darum hier umständlich angeführt, weil beide Helden rheinische Fürsten waren, und ihr Beispiel also auch unter denen ihrer Ahnen zu glänzen verdient.

Nach dem traurigen Ende des hohenstaufischen Hauses zerfiel das alte Kaiserreich Karls des Großen, schnell und unwiederbringlich in Stücke. Heinrich V. hatte schon durch das Concordat den Kirchen die freie Wahl ihrer Bischöfe, und Friedrich II. den Ständen die Landeshoheit zugestehen müssen. Durch den Tod Konradins wurden die zwei mächtigsten Herzogthümer am Rheine, Franken und Schwaben erledigt, und eine Beute geistlicher und weltlicher Herren. Die kaiserliche Gewalt und der Reichsapfel waren ein Spielball in den Händen der rheinischen Kurfürsten geworden. Sie schacherten über die Gesetze, die Reichstage und die Krone; sie verkauften letztere dem, der ihnen am meisten dafür bezahlte. So wurden nach und gegen einander Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland, Richard von Cornwall und Alphons von Kastilien, Adolph von Nassau und Albert von Oestreich, Ludwig der Baier und Friedrich von Oestreich, Günther von Schwarzburg und Karl von Luxemburg, Wenzel von Böhmen und Rupert von der Pfalz gewählt, und wieder vom Throne gestoßen. Jede Kaiserwahl war mit bürgerlichem Blute befleckt.

In einer so schauerlichen Gestalt tritt das große Interregnum ein, welches alle Verfassung umzukehren schien.

Man ließ zwar dem Nahmen nach noch Kaiser und Reichstag, Gerichte und Gaue wie zu den Zeiten Karls des Großen bestehen; aber der Wirklichkeit nach war das rheinische Gebiet in mehrere hundert kleine Herrschaften zerstückelt, welche unter sich kein anderes Gesetz erkannten, als was ihnen List oder Kraft vorschrieb. Die mittlere Geschichte des Rheins wird darum jetzt so merkwürdig, weil man, was sonst in der ganzen Weltgeschichte nicht angetroffen wird, geistliche und weltliche Regierung, Fürsten- und Republikengeist, Reichsstandschaft und Kaiserthum im seltsamsten Kontraste findet. Gemeine Zünfte stritten gegen ihre Magistrate, diese gegen ihre Bischöfe, welche zugleich ihre Fürsten waren, und diese wieder gegen Kaiser und Pabst. Das teutsche Reich enthielt das Fürstenthum, dieses die Rittersitze und bürgerlichen Gemeinden, diese die Zünfte, diese wieder die Bürger- und Bauerschaft. Dabei war alles so bunt gemischt, so sonderbar nebeneinander gesetzt, daß jedes gegen das andere kämpfend seine Selbstständigkeit behaupten wollte, und auch konnte.

Mitten in dieser allgemeinen Verwirrung entstehen Republiken, welche an Weisheit und Bürgersinn jenen der alten Griechen und Römer an die Seite gesetzt zu werden verdienen; und mächtige Fürstenthümer, welche Königreiche verdunkelten. Unter den listigen Ränken der Pfaffen und Demagogen muß man die großen Thaten der Helden bewundern, welche sich ihrem Vaterlande opfern. An die freien Republiken der Städte, reiheten sich die eisernen Schlösser der Ritter; an das Gebiet eines Klosters die Herrschaft eines Grafen; und wo der geistliche Staat eines Bischofs aufhörte, fing jener eines weltlichen Fürsten an. Hier sieht man flammende Scheiterhaufen

für Ketzer und Hexen, dort liebevolle Hospitäler für Arme und Kranke errichten. Indeß wilde Krieger die Felder und Dörfer verwüsten, treiben arbeitsame Bürger Gewerbe und Handel, und während ein Theil der Mönche den finstern Aberglauben predigt, klärt der andere das Volk durch Wissenschaften auf. Das kriegerische Schwert des Fürsten glänzt neben dem Hirtenstabe des Bischofs; zwischen den blutigen Reihen der Geißelmänner schlingen sich frohe schöne Gestalten zum Tanze, und unter dem dumpfen Chorgesange der Klöster erschallen die lieblichen Lieder der Minnesänger.

Das häusliche Leben war nicht minder mannigfaltig, als das öffentliche. Treue eheliche Liebe wechselte mit Buhlerei und Galanterie, kluge Wirthschaft mit Müßiggang und Räuberwerk, ritterliche Turniere mit buntem Possenspiele, und schöne romantische Sage mit groben Zoten und Trinkgelagen. Alles im Kampfe, alles im Ringen, alles im Streben; Ränke an Ränke, Fehden an Fehden, Aufruhr an Aufruhr; und das Ganze doch zusammen gehalten durch Kaiserthum und christliche Religion. Der Geist dieser Zeit spricht sich nicht deutlicher, als in seinen Gebäuden aus. Da steht der hohe Münster, mit tausend und tausend Säulen, Fratzen, Gesimsen, Bögen, geistlichen und weltlichen Bildern in den mannigfaltigsten Verschlingungen ausgeführt, und streckt sein Haupt über die Wolken. Dieses Zeitalter erscheint wie eine große Werkstätte eines neuen Heldengeistes, der nach hohem Ziele strebte; oder wollte man ihm seinen Aberglauben, seine Anarchie und seinen Fehdegeist zu hoch anrechnen, so lese man die Heldengeschichte der Griechen. Wo findet man in der mittleren Geschichte des Rheins so viele Schand- und Gräuelthaten, als in jener des griechischen

Agamemnons? Die Geſchichte dieſes einzigen Heldenhauſes iſt eine ekelhafte Reihe von Ehebruch, Blutſchande, Vater-, Gatten- und Geſchwiſtermord. Doch zur Sache.

Wenn man den kriegeriſchen Geiſt betrachtet, welchen die teutſchen Völker ſchon aus ihren Wäldern mitgebracht, und durch den Kampf mit den Römern genährt hatten, ſo wird man es ſich leicht erklären können, warum die Lehensverfaſſung bald über die Landwehr- oder Gauverfaſſung unter ihnen die Oberhand erhielt. Schon nach der kräftigen Regierung Karls des Großen findet man den Heerbann und die Maifelder allbereits verſchwinden, und den Heerſchild oder den Lehenhof an deren Stelle treten. Die Geſchichte der ſächſiſchen, ſaalfränkiſchen und ſchwäbiſchen Dynaſtie iſt ein anhaltender Kampf zwiſchen Reichs- und Lehensverband, zwiſchen Kaiſer- und Fürſtengewalt

Anfänglich wollten die klügern Kaiſer die Macht der Herzoge und Grafen durch jene der Biſchöfe und Aebte beſchränken. Sie beſchenkten die Kirchen und Klöſter mit Gütern und Vorrechten, und entzogen ſelbige der Grafengerichtsbarkeit. Die friedlichen Geiſtlichen waren auch unter dem Schutze ihrer Dienſtmannen und Kirchenvögte mit ihrer blos geiſtlichen Gewalt begnügt, und predigten Land- und Gottesfrieden. Als aber die Laienfürſten Grafſchaft und Herzogthum in ihrem Hauſe erblich gemacht und die geiſtlichen Gebiete feindſelig angefallen hatten; ergriffen auch die Kirchenfürſten ſtatt Bannſtrahlen das Schwert, und trotzten in Waffen und Schlöſſern dem doppelt geächteten und doppelt gebannten Kaiſer.

Nach dem unglücklichen Abgange der Hohenſtaufen, finden wir kaum noch eine Spur der alten Gau- und Heerbannsverfaſſung mehr. Statt der Gaugrafſchaften nach Flüſſen oder Gebirgen, erſchienen jetzt Stammgraf-

ſchaften und Fürſtenthümer nach Burgen und Schlöſſern benannt; ſtatt des Heerbanns das Heerſchild, ſtatt der Maifelder Hoftage, ſtatt Pfalzgrafen-Hofrichter, ſtatt Wehrmänner-Vaſallen und Landesknechte, ſtatt Herzoge Kurfürſten, ſtatt Reichsgut und Königshöfe Lehengut und Lehenhöfe. Dem zufolge hatte, wie der Sachſenſpiegel ſagt, der König oder Kaiſer den erſten Heerſchild, oder oberſten Lehenhof; die Biſchöfe, die Aebte und Aebtiſſinnen, welche gefürſtet ſind, hatten den zweiten; die Laienfürſten, ſeit ſie der Biſchöfe Mannen geworden, den dritten. Die Lehen ſelbſt waren in Scepter- oder Fahnen-, und Unter- oder Afterleben abgetheilt. Jene wurden vermittelſt einer Fahne unmittelbar von dem Kaiſer oder dem Fürſten, dieſe wieder von den Lehensträgern gegeben. Die Lehensleute waren entweder Lehensmannen, oder Burgmannen, oder Dienſtmannen genannt, je nachdem ſie auf Reiſe und Fahrt, oder durch Burghut, oder bei Hofe Dienſte thun mußten. Durch dieſes allgemein eingeführte Lehensrecht ging faſt alles Hoheitsrecht, (regale) unter dem Nahmen von Cent-, Blutbann-, Münz-, Bete-, Gült-, Rent-, Frohn-, Dienſt-, Reiß-, Fahrt-, Zug-, Forſt-, Zoll-, Stapel-, Berg-, Salz-, Hammer- und Hüttenwerk-, Fiſcherei und Viehtrift ꝛc. zugleich in Privatrecht (domaniale) über, welches jeder Lehensmann vererben, verheirathen, vermachen, vertauſchen und verunterſchiren ꝛc. konnte. Um dieſer ſonderbaren Verwirrung nur einigermaßen Rechtmäßigkeit zu geben, war Kaiſer Friedrich gezwungen, den Fürſten und Ständen die bereits erworbene Landeshoheit durch feierliche Urkunden zu beſtätigen. Damit aber die kaiſerliche Gewalt doch ferner behauptet werden könnte, ſetzte er auf dem Reichstage zu Mainz ein oberſtes Hofgericht und einen oberſten Hof-

richter an, »der alle Tage, außer Sonntags, alle Leute richten ſollte, ohne von Fürſten und andern hohen Leuten; wo es geht an ihren Leib, an ihre Ehre, an ihr Recht, ihr Erbe und Leben, das wollte er ſelber richten.« Zugleich ſetzten er und ſein Großvater, da es jetzt überall Stadt-, Burg- und Kirchenvögte gab, welche die Stände ernannt hatten, Landvögte an, welche ſtatt der alten Gaugrafen Recht und Frieden in den Gauen und Landen wahren und ſchirmen ſollten. Allein dieſe Heilmittel hatten ſelbſt unter dem Scheine der Geſetzlichkeit ihre Kraft verloren. Der Reichsverband erſchlaffte allmählig unter dem Lehensverband, und das Reich ſchien über mehrere Jahrhunderte ohne Kraft und Geſetz. Fauſtrecht trat an die Stelle von Lehens- und Bürgerrecht.

Wenn wir nun nach ſo vielen Schenkungen und Freibriefen der Kaiſer, und nach ſo vielen Anmaßungen der Stände, die großen Herzogthümer von Schwaben, von Franken, von Ripuarien und von Lothringen, mit ihren Grafſchaften und Gauen längs dem Rheine hinab betrachten; ſo finden wir davon nichts mehr, als Bruchſtücke und Trümmer. Die Landgrafen vom Elſaß hatten mit den Biſchöfen von Straßburg und den Abteien, den Nord- und Sundgau getheilt. Das übrige davon erhielten die Grafen von Lichtenberg, von Pfird, von Egisheim, von Harburg, von Werd, von Dachsburg, von Lützelſtein, nebſt zwei und zwanzig Dynaſten. Die Hauptſtädte des Elſaſſes, als Straßburg, Hagenau, Weiſſenburg, Colmar, Schlettſtadt, Ebenheim, Rosheim, Mühlhauſen, Kaiſerberg, Türkheim, Münſter, Landau und Selz hatten ſich dem Reiche unmittelbar unterworfen. Den Breisgau und den Ortenau nahmen die Grafen von Habsburg, die Markgrafen von Baden, die Grafen

von Würtemberg, von Calw, von Tübingen, von Fürſtenberg, von Eberſtein, und die Biſchöfe von Baſel und Straßburg in Beſitz. Von den Gauen des rheinfränkiſchen Herzogthums theilten die Markgrafen von Baden, und die Grafen von Würtemberg den Uffgau, den Wirmgau, den Glemsgau, Murachgau, Enzgau, Pfunzinggau, den Zabernachgau, und ein Stück des Anglachgaues und Kraichgaues unter ſich. Den ganzen Gardensgau, Elzensgau, den untern Neckargau und den Lobdengau erhielten die Pfalzgrafen bei Rhein; nebſtdem theilten ſie mit den Biſchöfen von Speier und Worms, und den Grafen von Leiningen, den Speier- und Wormsgau. Den bei weitem größern Theil des obern Rheingaues nahmen die Grafen von Katzenellnbogen; das übrige, die Abtei von Lorſch, hernach Mainz, die Grafen von Erbach, Iſenburg, Münzenberg und die Biſchöfe von Worms. Von dem Maingaue erwarb ſich der Erzbiſchof von Mainz das größte Stück; das übrige die Grafen von Hanau, von Erbach und die Pfalzgrafen. Die Wetterau und den Nidgau theilten die Grafen von Ruringen, von Falkenſtein, von Hanau, Münzenberg, Königſtein, Solms und die Stadt Frankfurt. Die Königsbundrede erhielten die Grafen von Naſſau, die Herren von Epſtein, das Uebrige mit dem ganzen untern Rheingaue, die Erzbiſchöfe von Mainz. Der Rahegau wurde eben den letztern, und dem Pfalzgrafen, dann mit dem Trachgau und Hundsrück den Grafen von Sponheim, von Veldenz, von Zweibrücken, von Saarbrücken, von Stableck, von Simmern, den Rheingrafen und denen von Falkenſtein zu Theil; den Haynrich, Lahngau und Engersgau nahmen die Grafen von Naſſau, von Katzenellenbogen, von Arnſtein, von Diez, von Iſenburg, von Sayn, von Solms und von Wied in Beſitz.

Von den lothringiſchen und ripuariſchen Herzogthümern erhielten die Erzbiſchöfe von Trier einen Theil des Bließgaues und Saargaues, den Moſelgau, das Maienfeld, große Stücke vom Hundsrück, vom Karesgau und Bedgau; nach der Hand auch diesſeits des Rheins ein Stück von dem Lahngau, vom Haynrich und Engersgau. Die Erzbiſchöfe von Cölln erwarben ſich den größten Theil des ripuariſchen Herzogthums nebſt Engern und Weſtphalen. Die übrigen Gaue theilten die Grafen von Berg, von Jülich, von Cleve, von Moers, von Limburg, von Geldern und Hennegau. Schafhauſen, Baſel, Freiburg, Speier, Worms, Oppenheim, Frankfurt, Mainz, Boppart, Andernach, Cölln und Weſel wurden Reichsſtädte mit einem kleinen Gebiete in ihren Gauen, und mehrere hundert Ritterfamilien gründeten ihre Gerichtsbarkeit rechts und links auf ihren Stammſchlöſſern feſt. So bildete ſich längs dem Rheine hin ein politiſch-geiſtlich-demokratiſch-monarchiſches Gemiſch von Kurfürſtenthümern, Markgrafſchaften, Herzogthümern, Grafſchaften, Reichsſtädten, Abteien, Stiftern, Ritterſitzen und Bauerbſchaften, wovon ein jedes ſeine Rechte mit dem Degen in der Fauſt vertheidigte, und ſeine Herrſchaft ſo weit ausdehnte, als es ihm Liſt und Kriegsglück erlaubten.

Es würde dieſes Buch zu einer ungeheuren Sammlung von Urkunden und Chroniken machen, wenn ich alle die Verfaſſungen, Fehden, Ränke und Verwüſtungen anführen wollte, welche die Geſchichte des Rheins in dieſem Zeitraume ſo merkwürdig und ſchauerlich machen. Es iſt genug, wenn ich ſage, daß zu der Zeit kein Fürſtenthum, keine Stadt, ja kein Ritterſitz am Rheine zu finden war, welcher nicht über hundert Fehden ausgefochten, mehrere Belagerungen ausgehalten, und nicht eine Menge Urkun-

den von Erwerbungen, Erbſchaften, Schenkungen, Verträgen, Fehdebriefen und Friedensſchlüſſen aufzuweiſen hatte. Ehe ich aber die beſondere Geſchichte dieſes Staatengemenges erzähle, wird es nöthig ſeyn, zuvor erſt ein allgemeines Bild ihrer Verfaſſungen, Geſetze, Gebräuche und Sitten zu entwerfen, damit ich nicht zu unnöthigen Wiederholungen gezwungen, und der Leſer zur gehörigen Beurtheilung der Thatſachen vorbereitet werde. Wir wollen zuerſt die geiſtliche, dann die weltliche Verfaſſung vornehmen.

Nach der urſprünglichen Gewohnheit der Kirche war einem Biſchofe die Seelſorge über ſeine Gemeinde und die Oberaufſicht über ſeinen Kirchſprengel übertragen.[1] Es ſchien daher der Billigkeit gemäß, daß die Glieder einer jeden Chriſtenverſammlung ſich auch ihren Vorſteher ſelbſt wählten. Indeß verließ ſich das gemeine Volk bei Anſetzung der Biſchöfe vorzüglich auf die Vorſprache der Cleriſei, und dieſe erhielt nach und nach allein das Recht, die Biſchöfe zu wählen. Die Könige und Kaiſer der fränkiſchen Monarchie hatten die Kirchen und Klöſter mit großen Gütern und Freiheiten beſchenkt; es war ihnen alſo daran gelegen, ſolche geiſtliche Vorſteher in ihrem Reiche zu haben, auf deren Eifer und Treue ſie ſich verlaſſen konnten. Daher ſchlugen ſie öfters der Geiſtlichkeit einen ihnen gefälligen Mann vor, und dieſe durfte es nicht wagen, ihn zu verwerfen, weil der bei weitem größte Reichthum ihrer Kirchen von dem Throne her erworben war. Endlich vergaben die Könige auch wohl die Biſthümer und Abteien aus eigener Macht.

1. Siehe das zweite Buch.

Unter ſolchen Umſtänden wurde bei einer jeden Haupt-Kirche zugleich eine Verſammlung von Chorherren geſtiftet, welche den Biſchof ſowohl im Gottesdienſte, als anderen geiſtlichen Verrichtungen unterſtützen ſollten. Dieſe lebten urſprünglich mit ihren Oberhirten nach Art der Mönche in einem gemeinſchaftlichen, bei der Kirche erbaueten Hauſe beiſammen, und der Biſchof von Metz, Crodogang, hatte ihnen unter der Regierung Ludwigs des Frommen eine beſondere Regel vorgeſchrieben, welche von jener, die der heilige Benedikt für ſeine Mönche abgefaßt hatte, nicht viel verſchieden war. Der Vorſteher oder Probſt[1] des Domſtiftes hatte den Rang vor allen Chorherren, und wurde als das Haupt derſelben angeſehen. Der Dechant[2] war Aufſeher im Chore, Direktor der Verſammlung oder des Kapitels, und Handhaber der Kirchenzucht. Der Scolaſter[3] ſollte die jungen Chorherren in den einem Geiſtlichen zuſtändigen Pflichten und Wiſſenſchaften unterrichten, und die Domſchulen in Ordnung halten. Der Sänger[4] war mit den Unterſängern Vorſtand des Chores oder Geſanges; und der Cuſtos[5] mit den Sacriſtanen ſorgte für die Reinlichkeit und Zierde der Kirchen und des Gottesdienſtes. Die Chorherren[6] machten die Rathsverſammlung der Biſchöfe aus, welche man das Kapitel, von den darin vorgetragenen

1. Praepositus.
2. Decanus.
3. Scolasticus.
4. Cantor, Succentores.
5. Custos.
6. Canonici capitulares.

Kapitelu, nannte, und hatten Sitz und Stimme in allen ihre Kirche betreffenden Angelegenheiten. Die unmündigen Geistlichen des Stiftes standen unter der Aufsicht und Leitung des Scolasters, und wurden, weil sie ohne dessen Erlaubniß das Haus nicht verlassen durften, Hausherren oder Domicellaren [1] genannt.

Von dieser Stiftsverfassung findet man noch Ueberbleibsel bei allen Domkirchen und Klöstern am Rheine. Es wurde nämlich dicht neben dieselben ein Gebäude von vier Flügeln erbauet, in welchen sich die Schlafzimmer und Wohnungen der Domherren, die Speise- und Kapitelstuben, die Bibliotheken und die Küche befanden. Unter diesen vier Flügeln lief ein bedeckter Gang hin, welchen man den Kreuzgang nannte, worin bei schlechtem Wetter die Processionen gehalten wurden. In der Mitte desselben lag ein Garten, der anfänglich der Küche oder dem Spaziergange, nach der Hand aber als Kirchhof oder Begräbniß diente. An den vier Ecken des Kreuzganges waren Leuchten angebracht, um den Eingang in den Chor bei Nachtzeit zu erhellen. Die Wände desselben schmückte man mit Bildern aus der biblischen Geschichte, oder auch mit Grabmählern berühmter Geistlichen und Wohlthäter aus. Die Beschäftigungen der Chorherren waren der Gottesdienst, die Studien und die Stiftsangelegenheiten. Die Chorstunden wurden nach Maaßgabe der Zeit in den Morgen, Mittag und Abend abgetheilt. [2] Nebst den Haupt- oder Domkirchen wurden auch Nebenkirchen gestiftet, welche man entweder Ritter- oder Collegiatstifter nannte, je

1. Canonici domicellares.

2. Man nannte sie von den lateinischen Wörtern Metten, Landes, Prim, Terz, Non, Vesper und Complet.

nachdem ſie aus adelichen oder bürgerlichen Geiſtlichen beſtanden. Die Klöſter und Abteien hatten anfänglich faſt eine ähnliche Verfaſſung, nur mit mehr Strenge. Ihre Obrigkeiten waren bei männlichen die Aebte, Prioren und Subprioren; bei weiblichen die Aebtiſſinnen und Priorinnen.

Da die Mönche und Chorherren in ihren Münſtern- und Kloſter-Bibliotheken Muße genug hatten, dieſer oder jener Wiſſenſchaft nach Neigung und Fähigkeit obzuliegen; ſo verdanken wir ihnen auch manche ſchöne Entdeckungen und Werke in den verſchiedenen Zweigen derſelben. Erhaltung der klaſſiſchen Schriften durch Abſchreiben, Annalen und Chroniken ihrer Zeit; phyſikaliſche Verſuche; Sammlungen und Verbeſſerungen der Geſetze; und nachdem der Ariſtoteles durch die ſcholaſtiſche Philoſophie mit der Theologie verbunden wurde, feine, originelle Ideen im Gebiete der Religion und Idealität. Albertus Magnus, Duns Scotus, Bernard und Hildegard waren rheiniſche Theolog-Philoſophen, oder lehrten wenigſtens am Rheine. Willigis und Burkhard waren rheiniſche Geſetzgeber. Wippo, Lambert von Aſchaffenburg und der von Königshofen ſchrieben die rheiniſche Geſchichte. Der Domherr Heinrich von Mainz verfertigte für den Prinzen Heinrich die erſte Weltcharte; Frauenlob, Alberich und Konrad waren rheiniſche Dichter. Die zwei größten noch beſtehenden Kunſtwerke am Rheine, der Münſter von Straßburg und der Dom zu Cölln, ſind aus dem Kopfe der Biſchöfe Werner und Engelbert hervorgegangen.

Die Klöſter, welche unter der fränkiſchen Monarchie geſtiftet wurden, hatten faſt durchgängig die Regel des heiligen Benedikts, dieſes Patriarchen des occidentaliſchen

Mönchthums. Gegen das zwölfte Jahrhundert zeichneten sich aber mehrere Ordensstifter aus, unter denen Dominikus und Franz von Assisi die Oberhand behaupteten. Auch am Rheine fanden sich zu den Zeiten der Kreuzzüge der heilige Bernard, welcher die Cistercienser; der heilige Bruno von Cölln, welcher die Karthäuser, und der heilige Norbert, welcher die Prämonstratenser gründete.

Da die Oberherren und Mönche eine vorzüglich geistliche Erziehung erhielten, und in den Kirchengeschäften erfahren waren, so nahm man auch meistentheils aus ihnen die Bischöfe. In Schannat's Geschichte von Worms befindet sich eine Urkunde, wodurch Ludwig der Fromme den Oberherren des Hochstiftes die Wahl ihres Bischofes zugestehet, und durch das Concordat, welches Heinrich V. mit dem Pabste Calixt schliessen mußte, erhielten hernach alle Domkapitel am Rheine ein gleiches Recht. So wurde jetzt eine jede Hauptkirche ein eigener Staat im Staate. Um also die geistlichen Geschäfte desto besser leiten zu können, stellten die Bischöfe neben sich noch einen eigenen geistlichen Rath an, welcher aus den vorzüglichsten Prälaten des Domstiftes, aus den Archidiakonen der Collegiat- oder Nebenstifter und aus ihren Hofkaplänen zusammengesetzt war. Dieser Rath wurde bald ein geistliches Gericht für die nach dem canonischen Rechte der Kirche zuständigen Rechtsfälle. Anfänglich unterzogen sich die Bischöfe selbst der Leitung dieser Stelle. Nach der Hand aber, da sie sowohl an geistlicher als weltlicher Macht größer geworden waren, übertrugen sie dieselbe einem Stellvertreter oder General-Vicarius, so wie sie die gottesdienstlichen Handlungen in ihrem Nahmen von einem Bischofe verrichten liessen, dessen Bisthum von

den Ungläubigen besetzt war, und welchen das gemeine Volk Weihbischof nannte.

Unter den rheinischen Bisthümern gab es, wie wir bereits gehört haben, dreie, welche zugleich Erzbisthümer oder Metropolitankirchen waren, und ihr geistliches Gebiet weit nach Frankreich und Teutschland erstreckten. Durch die hierarchische Verfassung wurde sonach das geistliche Gericht oder General-Vicariat auch ein Oberappellationsgericht für alle demselben unterworfene Bisthümer oder Suffraganeaten. Dem zufolge liefen die hauptgeistlichen Angelegenheiten von halb Teutschland und Lothringen bei den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Cölln zusammen, und ersterer wurde schon seit des heiligen Bonifacius Regierung nach dem Pabste als der vorzüglichste Prälat der ganzen Christenheit angesehen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß solche Vorzüge und Vortheile, welche die geistlichen Stellen schon zu der Karlinger Zeiten erworben hatten, unter allen Klassen des Volks Leute erweckt haben, welche selbige zu erhalten suchten. Die Lehrer in den Schulen, die Günstlinge und Räthe der Kaiser, und selbst die Söhne der Fürsten und Adelichen bestrebten sich um die Wette, geistliche Würden und Pfründen zu erhalten, welche ein so großes Gewicht im Reiche, und ein so bequemes Leben im Hause gewährten. So geschahe es, daß die meisten Chorstellen der Hochstifter am Rheine, ja die bischöflichen Stühle selbst mit adelichen und fürstlichen Personen besetzt wurden.

Indeß hatten die Kaiser bei Vergebung derselben noch zu großen Einfluß, als daß es dem Adel sogleich gelingen konnte, die Hochstifter zu einem eigenen Besitzthume seines Standes zu machen. Wir treffen sowohl unter den sächsischen als salischen Kaisern zwischen einem

Adelichen immer auch einen Gelehrten auf den bischöflichen Stühlen am Rheine. Ja die Kaiser pflegten sogar letztere vorzuziehen, weil sie an denselben geschicktere Staatsleute und folgsamere Unterthanen zu haben glaubten, als an den blos kriegerisch gewordenen Adelichen. Erst nachdem das Concordat den Domkapiteln das freie Wahlrecht seiner Bischöfe gerettet hatte, führten die Adelichen nach und nach das allgemeine Kapitelstatut ein: daß kein Geistlicher eine Domherrenpfründe erhalten, vielweniger zu einem Bischofe gewählt werden könne, welcher nicht eine gewisse Zahl von Ahnen erprobet habe. Von nun an fanden es die Domherren weder ihrem Stande noch ihrer Neigung gemäß, sich, wie Mönche, in ein finsteres Chorhaus einsperren, und von ihren Scolastern hofmeistern zu lassen. Sie theilten daher die jährlichen Stiftseinkünfte unter sich, und wiesen einem jeden seine eigene Präbende und Wohnung an. So getrennt und eines freien Lebens gewöhnt, suchten sie sich endlich auch die Pflicht, täglich in den Chor zu gehen, zu erleichtern, und stellten aus der niedern Geistlichkeit Vicarien an, welche in ihrem Nahmen die Chorgesänge und den täglichen Gottesdienst halten mußten. Sie entzogen sich endlich so weit ihrer ursprünglichen Bestimmung, daß sie nur einige hohe Feste ausnahmen, wo sie im Chore erscheinen, und nach demselben Kapitel halten mußten. [1]

Die Bischöfe waren indeß auch weltliche Fürsten geworden, und gaben daher ihrer Kirche ein weltliches Ansehen, und ihren Herrschaften eine weltliche Verfassung. Die ersten Erwerbungen, welche sie durch die Schenkungen der Kaiser oder anderer frommen Leute erhalten

1. Man nannte sie festa suspendentia.

hatten, waren, den Urkunden gemäß, nur von der gemeinen Gerichtsbarkeit der Grafen und der Steuerpflichtigkeit befreiet. Sie mußten ſich deswegen wackere Beſchirmer wählen, welche ſie Kirchenvögte nannten, die ihre Stelle in weltlichen Dingen vertraten. Zu dieſen geſellten ſich ſpäterhin ihre Dienſt- und Lehnsleute[1] oder Burgmänner, die ſich ihrer Kirche entweder durch Sold und Lohn pflichtmäßig, oder aus Frommheit freiwillig unterworfen hatten. Dieſe waren in Freie und Unfreie, Eigenhörige und Edle, Bauern und Bürgerliche abgetheilt. Jene verſahen alsdann die höhern Stellen ihres Hofes oder Gebietes, als eines Obervogtes, Hofmeiſters, Kämmerers, Stallmeiſters, Truchſeſſen, Marſchalks ꝛc.; dieſe eines Schultheiſen, Untervogtes, und wenn ſie Haushörige waren, eines Kochs, Kellers, Bäckers ꝛc. Man nannte dieſe Verwaltung die Familie[2] des Stiftes oder Kloſters; und ſie verband, wie Dahl nicht unrichtig ſagt, Land und Leute, Herren und Unterthanen freundlich und menſchlich untereinander.[3] Als ſich die Stifter getrennt, die weltlichen Beſitzthümer der Biſchöfe und Aebte vergrößert, und überhaupt die Stände die Landeshoheit erworben hatten, wurde auch eine genauere Staatsverfaſſung nothwendig. Sowohl die geiſtlichen als weltlichen Fürſten hatten ihre Herrſchaften durch Städte und Schlöſſer erworben; ihre Länder wurden ſonach auch nach Städten und Schlöſſern eingetheilt, und durch

1. Ministeriales.

2. Familia.

3. Hiſtoriſch-topographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung des Fürſtenthums Corvey.

adt- und Burggrafen oder auch Vögte verwaltet. ...tere hatten ihre Sitze auf den Burgen, und mußten mit den Burgmännern im Falle einer Fehde vertheigen; letztere in den Städten, wo meistens auch ein Schloßhof oder Amtshaus errichtet wurde.

Bei den Fehden oder Kriegen bildeten die Lehens- und Burgmänner das Heerschild, unter welchem sie auszogen. Die ersteren hatten Hauptleute an ihrer Spitze, welche aber auch öffentlich mit einer Fahne beliehen, und Fahnen-Lehensträger genannt wurden. Die letzteren leuten in den Schlössern und Burgen als Besatzung. Sie urden von den Burggrafen oder Burgvögten geleitet. ie einzelnen Ortschaften und dazu gehörigen Höfe oder Höhlen machten besondere Gemeinden aus, wovon eine de ihre eigene Feldmark, ihr Lagerbuch, ihr eigees Gericht, und ihre eigenen Schultheißen oder Bürgermeister hatte. Von diesen Ortsobrigkeiten urden die geringen Rechtsfälle gerichtet, unter ihrer Leitung die Gemeindesachen abgethan, und die herrschaftlichen Gefälle gehoben. Ueber mehrere solche Gemeinden war in Vogt oder Centgraf gesetzt, welcher hernach den Nahmen eines Amtmannes, Amtsvogtes oder Amtellers erhielt, und die fürstlichen Gefälle und Gerichtsbarkeit verwaltete. Die Landstädte und Flecken wurden in Zünfte oder Kirchspiele abgetheilt; sie hatten ihren Stadtrath, Bürgermeister und Stadtschultheißen. In denselben war meistentheils der Sitz der gemeinschaftlichen Amtsregierungen. Mehrere Unterämter machten endlich Oberämter oder Vizthumämter aus. Sie wurden durch einen Vicedom oder Statthalter des Fürsten verwaltet. Als der Heerbann allbereits aufhörte, trat an dessen Stelle die Cent- oder Dienstmannschaft

der Fürſten, und die Lehensmänner und Burgvögte wurden die Hauptleute derſelben. Die Regierung des ganzen Landes war an dem Hofe der Fürſten; die geiſtlichen hatten um ſich ihr Kapitel und ihre Miniſterialen zu Räthen, die weltlichen ihre Vaſallen.

Wenn ein Fürſtenthum oder eine Grafſchaft nicht groß genug war, um ſie in Oberämter abzutheilen, ſo regierte ſie der Graf unmittelbar mit einem Rathe und Gerichte. Abgelegene Aemter und Ortſchaften wurden auch wohl durch beſondere Beamten; Gemeinherrſchaften oder Bauerbſchaften, durch eine gemeinſchaftliche Regierung verwaltet.

Die größeren Städte am Rheine hatten ſich zu der Zeit unmittelbar gemacht, und eine eigene Verfaſſung gegeben. Sie waren in Zünfte, Kirchſpiele oder Quartiere abgetheilt, nach welchen die Bürger Geſetze gaben, ihre Obrigkeiten wählten, und ins Feld zogen. Sie hatten einen Magiſtrat, welcher die Regierungsgeſchäfte beſorgte; ein Schöffengericht, um Recht zu ſprechen; einen Stadtſchultheißen oder zwei Bürgermeiſter, um der Bürgerſchaft vorzuſtehen. Die Zünfte machten wieder beſondere Körper in der Gemeinde aus, wovon eine jede ſich durch beſondere Satzungen auszeichnete. Sie hatten ihre Zunft- und Trinkſtuben, ihre Zunftladen, ihre Zunftgeſetze, ihre Herbergen und ihre Geſchwornen und Zunftmeiſter.

Zwiſchen und in dieſen großen Fürſtenthümern, oder Republiken, lagen die Schlöſſer und Höfe der rheiniſchen Ritter, welche das von den landesherrlichen Rechten auflaſen, was die Fürſten und Städte übrig gelaſſen hatten. Nach Aufhebung der großen Herzogthümer in Franken und Schwaben machten ſie eine eigene, unmittelbar unter dem

Reiche ſtehende Verſammlung aus, welche man die ſchwäbiſchen und rheiniſchen Ritter-Kantone nannte. Sie verwalteten ihre kleinen Länder und Güter durch Amtleute und Vögte, welche zugleich Recht ſprachen, und ihre Gefälle einzogen; ſie ſelbſt aber dienten entweder einem Biſchofe oder Fürſten als Vitzthume, Minnterialen, Burgmänner oder Hauptleute.

Zuweilen führten ſie auch wohl ſelbſt wichtige Fehden, je nachdem ſie Muth und Anhang hatten. Wir finden in der rheiniſchen Geſchichte eine Menge Beiſpiele, daß einzelne Ritter, wie die von Sickingen, Rosenberg und Dahlberg es mit mächtigen Städten und Kurfürſten unternommen, und ihnen Schrecken eingejagt haben. Von den kleineren Herrſchaften und Abteien will ich nicht reden, ſie gleichen in ihrer Verfaſſung mehr oder weniger den großen.

So waren alſo die alten Gaue und Herzogthümer am Rheine in eine Menge kleiner Fürſtenthümer und Republiken zerriſſen, welche kein anderes Band mehr unter ſich anerkannten, als ein veraltetes Kaiſerthum, und einen, in leeren Formalitäten bewegenden Reichstag. Deſto ſtärker aber wirkte unter ihnen die Religion. Unter dem wilden Geraſſel der Waffen, oder den innern Zeiten der Klöſter darf man freilich jenen ſanften Geiſt der Liebe und reinen Sinn der Gottesverehrung nicht mehr ſuchen, welcher die erſten Chriſten belebte. Eitle Herrſchſucht und blutige Kriegsgewalt entheiligte die Stühle der Biſchöfe; grober Aberglaube und lächerliche Gebräuche ſchändeten die Andacht des Volkes; allein alle dieſe Mißbräuche, welche im Mittelalter der chriſtlichen Religion angehängt wurden, waren nicht fähig, den Geiſt der Allgemeinheit

und Brüderlichkeit in ihr zu verdrängen, den ſich der Stifter derſelben zum Zwecke gemacht hatte. Der kriegeriſche Teutſche, welcher ſeine Gottheit nur in heiligen ſchauerlichen Hainen zu verehren gewohnt war, und ſich einen Himmel von Helden dachte, verſinnlichte bald die überirrdiſche Chriſtusreligion in ſeinen Vorſtellungen, und ſo wog zwiſchen Gott und ihm ſtatt eines Pantheons oder eines Walhallas von Göttern, ein gothiſcher Dom mit Heiligen auf, die ihnen als Mittler und Vorbild dienten.

Die Religionsübung dieſer Zeit beſtand gröſtentheils darin, daß man den äußern Gottesdienſt zu verherrlichen, und jene Heiligen nachzuahmen ſuchte, welche man beſonders lieb gewonnen hatte. Schon unter der fränkiſchen Herrſchaft hatte jede Kirche, jedes Land, jede Stadt, jede Zunft, jedes Handwerk, ſogar jede Krankheit ihren Patron erhalten, deſſen Feſttage beſonders gefeiert wurden.[1] Ihre Bilder wurden entweder in Holz, oder Stein, oder Gold geſchnitzt, in den Kirchen oder Kapellen aufgeſtellt; und zu ihnen wallfahrten ganze Schaaren des Volkes, um ihre Hülfe und Vorbitte bei Gott anzurufen. Noch gröſer wurde das Vertrauen, wenn bei den Bildern zugleich die Reliquien der Schutzpatronen oder die Zeichen ihrer Wunder zu ſehen waren. Dieſe Heiligthümer wurden in koſtbaren, mit Gold und Edelſteinen gezierten Gefäßen und von ſchimmernden Lampen umgeben, dem Volke gezeigt, und es küßte ſie, ihre Wunderkraft hoffend, mit Thränen und Andacht. Es war keine Domkirche, kein reiches Kloſter, ja faſt keine Kapelle am Rheine, welche nicht einen ſolchen Schatz in ihren Sacri-

1. Siehe das zweite Buch.

ſeien verwahrt hätte. In den Staatskammern von Mainz, Trier und Cöllu befanden ſich vortreffliche Kunſtwerke dieſer Art, und ihr Werth wurde auf Millionen geſchätzt.

Wie nun die heiligen und frommen Menſchen vorzüglich verehrt und zur Nachfolge aufgeſtellt wurden, ſo ſchrecklich wurde das Schickſal derjenigen geglaubt, welche mit Sünden befleckt aus dieſem Leben gegangen waren. Die heidniſchen Dichter haben die Martern der Verdammten nicht ſo gräßlich und fürchterlich geſchildert, als ſelbige der Geiſt des Mittelalters, der ſich in Dante's und Martin's von Cochem Worten ausſpricht, erdacht hatte. Nach der heiligen Schrift beſteht die Glückſeligkeit des Himmels im reinen Anſchauen und Genuſſe der göttlichen Schönheit; die Qual der Hölle in Beraubung derſelben und Erkenntniß eigener Ruchloſigkeit. Höchſtens wird von einem ewigen Feuer geredet. Mit dieſer göttlichen und geiſtigen Vorſtellung war aber ein ſo ſinnliches Zeitalter nicht zufrieden. Der Verdammte mußte zerriſſen, gefoltert und gebraten werden, oder als ein abſchreckendes Scheuſal in fürchterlichen Geſtalten und Stellungen umhergehen, um ſeine Strafe zu beurkunden. Daher kam es, daß man zu der Zeit in allen Städten, Wäldern, Gaſſen und Winkeln am Rheine Kobolde und Geiſterſter fand, welche entweder als Ungeheuer oder als Todtengerippe, oder in Leichentücher gehüllt, ächzend und ſeufzend die Vorübergehenden ſchreckten, oder in langſamen Schritten daherſchleichend ihre Hölle erſehnten. Tyrannen, welche das Volk bedrückt, Biſchöfe und Pfaffen, welche unzüchtig gelebt, Geizhälſe, welche ihre Schätze vergraben, Feldmeſſer, welche falſch gemeſſen, und Richter, welche unrecht gerichtet hatten, mußten des Nachts umgehen. Dergleichen Erſcheinungen blieben nicht auf einzelne Geſtalten be-

ſchränkt. Zu Mainz zog die feurige Kutſche, zu Trier der Riesus Varus, in der Bergſtraße Rotbenſtein und das wilde Heer, und im Odenwalde der wilde Jäger in ganzen Schaaren mit Pferden und Hunden aus, und ſchreckte brüllend und raſſelnd das zitternde Volk.

Die Kraft des Aberglaubens dehnte ſich ſogar über die Lebendigen aus. Wenn irgend ein Menſch ſich durch außerordentliche Erfindungen oder geheime Wiſſenſchaften, oder Taſchenſpielereien ausgezeichnet hatte, ſo hielt man ihn für einen Zauberer oder Hexenmeiſter. Unter dieſem Vorwande wurden eine Menge unſchuldiger Weiber verbrannt, die man der Hexerei beſchuldigte, oder die ſich auch wohl ſelbſt als Hexen angegeben hatten. Der Haß gegen alles, was man teufliſch glaubte, verbreitete ſich endlich auch über Ketzer und Juden. Man beſchuldigte ſie der Irrlehre, der Zauberei, des Betrugs und der Brunnenvergiftung. Eine unzählige Menge dieſer Unglücklichen wurden entweder verbrannt oder des Landes verwieſen.

Wenn irgend ein Unglück, war es Ungewitter oder Seuche, die Menſchen traf; hielt man es für Strafe Gottes, und glaubte deſſen Vorbedeutung in Kometen, Nordſcheinen oder anderen Himmelszeichen zu ſehen. Bei dem Ausbruche eines Krieges fand man in den verſchiedenen Geſtalten der Wolken ſtreitende Heere, blutige Schlachtfelder und kreuzende Schwerter. Oft erſchienen auch ganz eigene Arten von Krankheiten. So ſammelte ſich im Jahre 1374 am Rheine und an der Moſel eine Menge von Menſchen, welche man die St. Veitstänzer nannte. Sie ſtellten ſich geneinander über, hüpften hin und her, und drehten ſich ſo lange herum, bis ſie taumelnd zur Erde fielen. Nach dem Tanze ſaßen ſie an den Kirchen,

um Allmosen zu erbetteln. Zu Cöln am Rheine zählte man deren dreihundert. Diese angegebenen Krankheiten waren Mittel, Geld zu erhalten, oder ungestraft Unzucht zu treiben. Denn man fand, wie die Limburger Chronik sagt, darunter hundert Frauen und Dienstmägde, die keine ehrlichen Männer hatten, und in dieser Deuserei schwanger wurden.

Um solche Unglücksfälle und Krankheiten abzuwenden, stellte man Wallfahrten und Bußgänge an. Da sammelten sich öfters ganze Reihen von sich geißelnden Menschen, welche mit einem Kreuze an ihrer Spitze von Stadt zu Stadt zogen, und, indem sie ihren Rücken blutig schlugen, das Lied sangen:

Nun schlaget euch so sehr,
Um Jesu Christi Ehr, ꝛc.

Im Trierischen gab es noch eine andere Art von Wallfahrern, welche man die hüpfenden Heiligen nannte, und die in ihren Bittgängen immer zwei Schritte vor, und einen wieder zurück machten.

So wechselte der Aberglaube am Rheine in den mannigfaltigsten Gestalten, und beschäftigte die Phantasie oder auch die Frommheit des Volkes. Man muß aber nicht glauben, daß alle diese Gebräuche und Schauspiele, welche der Geist des Mittelalters erfunden hat, allein der Kasteiung und Schwärmerei gedient hätten. Die Feste, Processionen und Wallfahrten waren öfters reizende Schauspiele für Kinder und Volk, oder Lustpartien, welche man unter Musik und Gesang anstellte. Ein jeder Festtag zog zugleich das prächtige Schauspiel einer Procession, eine jede Wallfahrt einen Jahrmarkt, oder einen Tanz nach sich. Auf eine hehre Adventszeit mit Geißlern und Gesponsiern, folgte eine muntere Fastnacht mit Hanswur-

ſten und Maskeraden, und wenn dieſe rauſchende Freude auch durch die ſtrenge Faſtenzeit unterbrochen wurde, ſo traten die Oſtern wieder mit dem holden Frühlinge und einem fröhlichen Alleluja hervor.

Sogar die Kleidung der Männer und Weiber wechſelte mit den Feſten und Jahrszeiten; und derjenige, welcher, wie die Limburger Chronik ſagt, heuer noch ein guter Schneider war, taugte bald nicht mehr eine Fliege, ſo hatte ſich in kurzer Zeit der Schnitt verwandelt in dieſen Landen. Nicht nur die Edelleute kleideten ſich in Seide, Pelz und Geld, ſondern auch die gemeinen Bürger. Wir finden in den Chroniken dieſer Zeiten noch eine Menge Namen der Kleidungsſtücke, wovon ſich ſowohl im Anzuge als in der Sprache die Uebung verloren hat; z. B. Verſchen, Heuken, Kugeln, Glocken, Beelen ꝛc. Die Frauen, ſagt die Limburger Chronik, waren, wenn ſie zu Hofe oder Tanze gingen, mit Perlenkleidern geſchmückt, darunter hatten ſie Röcke mit engen Aermeln, und das oberſte Kleid hieß Sorket. Es war auf beiden Seiten aufgeſchlitzt, geſäumt mit bunter Seide, oder am Saume mit Zendel. Oben war es gerunzelt und gekränzelt, und ſo weit ausgeſchnitten, daß man ihre Brüſte beinahe zur Hälfte ſehen konnte.

Die Teutſchen haben auch in den wildeſten Zeiten die Gewohnheit nicht vergeſſen, ihre Feſte durch Imſe und Tanze zu erheitern. Dieſer Gebrauch blieb um ſo mehr am Rheine, wo eine ſchöne Gegend und der köſtliche Wein die Gemüther erfreuete. Längſt ſeinen Ufern war keine Stadt, kein Kloſter, kein Dorf, wo nicht jährlich ſolche Feſte, als Kirchweihen, Jahrmärkte, Maigänge, Freiſchießen ꝛc. der Frommheit des Volkes einen freundlichen Anſtrich gaben. Die Gedichte und romantiſchen Sagen

des Rheins, welche wir theils ſchon angeführt, theils als Nachtrag mit Bildern liefern, ſind ein ſprechender Beweis ſeiner glücklichen Phantaſie.

Zu dieſen religiöſen Anſtalten kamen noch die Turniere und der Geiſt der Ritterſchaft, welche den Volksfeſten einen beſonderen Glanz gaben. Bei einer jeden fürſtlichen Vermählung oder ſonſtigen außerordentlichen Vorfällen wurde der Adel des Rheins zu einem ſolchen Wettkampfe eingeladen, wo Frommheit, Tapferkeit, Ehre und Galanterie, als die Haupttugenden der Ritterſchaft miteinander eiferten, und durch die ſchönen Hände der Fräuleins belohnt wurden. Nach dem Verzeichniſſe dieſer Ritterſpiele zu urtheilen, verging faſt kein Jahr, wo nicht eins oder mehrere derſelben gefeiert wurden. Wenn man nun noch bedenkt, wie viele Schauſpiele und Feſte die Kaiſerkrönungen, die Reichstage und Fürſtenwahlen am Rheine hervorbrachten, ſo wird man ſich ein Bild von dem tragikomiſchen Leben der Rheinbewohner entwerfen können.

Ein ſolcher Geiſt belebte das Volk und den Adel am Rheine, als ſie zuerſt von Peter dem Einſiedler dann von dem Abt Bernard aufgerufen wurden, das gelobte Land, wo Chriſtus ſtarb, gegen die Ungläubigen zu vertheidigen. Wir haben bereits die Begeiſterung und Aufreitze geſchildert, welche letzterer am Rheine hervorbrachte. Indeß aber die frommen Ritter nach dem gelobten Lande gezogen waren, hatten ſich ſowohl geiſtliche als weltliche Fürſten ihrer Länder und Schlöſſer bemeiſtert. Mancher kam fruchtlos mit Wunden bedeckt zurück, und fand, wie weiland Agamemnon, bei dem trojaniſchen Zuge, ſein Weib und ſein Gut in den Händen eines andern. Der heilige Enthuſiasmus, welcher zu Anfange

des Zuges Aller Herzen vereinigt hatte, wurde sonach ein Zunder neuer Zwietracht und Raubsucht; und die Fehden fingen um so verderblicher wieder an, als die Ritter im Streite mit den Ungläubigen, Raub und Grausamkeit als verdienstliche Werke angesehen hatten. Die Kreuzzüge haben zwar die Vortheile über Europa gebracht, daß sie zugleich den Handel beförderten, und unter den Rittern die feinern Sitten des Orients verbreiteten; allein jene Ordnung der Dinge, welche Gesetze, und einen ruhigen Verkehr unter den Bürgern herstellen sollte, konnte nur durch solche Leute befördert werden, welche den Frieden von Herzen wünschten. Nicht aus den kriegerischen Ritterschlössern, sondern aus den friedlichen Städten ist der Geist der Ruhe und Gesetzlichkeit über die Länder des Rheins, und durch sie über Europa verbreitet worden.

Die Verfassung, welche das teutsche Reich durch die Gestattung der Landeshoheit an seine Stände erhalten hatte, war nicht fähig, dem Fehdewesen und Faustrechte Einhalt zu thun. Wenn auch Kaiser Friedrich II., auf dem zu Mainz gehaltenen Reichstage im Jahre 1235, zur Beförderung des Landfriedens ein Reichsgericht anordnete, und die Gesetze zu jedermanns Erkenntniß in teutscher Sprache ausfertigen ließ; wenn auch die mächtigen Kurfürsten am Rheine ihre Staaten von innen durch Vögte und Gerichte, nach außen durch beträchtliche Mannschaft schirmen ließen; wenn auch selbst die Kirche eingetreten war, und die Friedensstörer mit Bann und Flüchen bedrohte: so blieben alle diese Versuche doch fruchtlos, ja die Territorial-Abtheilung mit Landeshoheit versehen trug eher dazu bei, den Geist der Fehde und der Barbarei zu unterhalten, als einzuschränken. Die schönen Felder und Weinberge am Rheine wurden, wie

zuvor, verwüſtet; die Schlöſſer und Burgen zerſtört oder ſelbſt Rauberhöhlen; die Kauffahrtheiſchiffe auf den Flüſſen geplündert oder hinweggenommen; das arme Landvolk von ſeinem Pfluge und der fleißige Bürger von ſeiner Werkſtätte getrieben; ja ſogar der ruhige Geiſtliche, welcher zuvor die Wiſſenſchaften trieb, oder das Feld beſtellte, gezwungen, die Waffen zu ergreifen, um ſeine Kirche oder ſein Kloſter zu vertheidigen. [1]

Durch dieſen traurigen Zuſtand der Anarchie wurde der gemeine Mann gerade am meiſten bedrückt. Die Fürſten und Ritter liebten und lebten von dem Kriege; den Geiſtlichen ſchützte ſein Stand und die Religion; aber der Bürger und Bauer mußte entweder durch ſein Blut oder ſein Geld als Werkzeug der Fehden dienen. Den Fürſten und Adelichen war es um Ehre und Eroberungen zu thun; aber der gemeine Mann liebte Ruhe und Frieden. Es war daher natürlich, daß auch die kräftigſte Stütze des Landfriedens aus den Städten hervorgehen mußte.

Mainz, Cölln, Frankfurt, Speier, Worms, Straßburg, Baſel und andere Reichs- und Gewerbsſtädte am Rhein und Main mußten ſchon lange gewünſcht haben, vom Drucke und den Räubereien der Fehdleute befreiet zu ſeyn; allein einzeln hatte jede weder Kraft noch Mittel genug, um mächtigen und kriegeriſchen Fürſten oder Rittern zu widerſtehen. Es fehlte ihnen zwar weder an

1. Quo nimirum tempore universae provinciae adeo devastationis continuae importunitate inquietantur, ut ne ipsa, pro observatione divinae pacis professa sacramenta custodiantur.

Abbas Ursperg.

Geld noch Mannschaft; aber ersteres diente mehr dazu, die Raubbegierde zu reizen, als abzuhalten, und letzterer fehlte es an kriegerischer Uebung und Gewandtheit. Nichts war also fähig, dem friedlichen Bürger Sicherheit und dem Reiche Frieden zu geben, als eine Vereinigung der mächtigsten Städte. Ein Bürger von Mainz, Arnold von Thurn, brachte sie zu Stande, durch die Stiftung des rheinischen Städte-Bundes, welcher im Jahre 1254, unter Kaiser Wilhelm, von siebenzig Städten geschlossen wurde.

Den ersten Anlaß dazu gab die Fehde mit Diether I., Grafen von Katzenelnbogen, welcher das Schloß Rheinfels anlegte, und von da aus die auf dem Rheine fahrenden Kaufahrtheischiffe zwang, einen neuen Zoll zu bezahlen. Einige Städte wollten die dem Handel so beschwerliche Feste zerstören, belagerten dieselbe, mußten aber ohne etwas ausgerichtet zu haben, ihr Lager aufheben und nach Hause kehren.[1] In dieser bedrängten Lage kam Arnold von Thurn,[2] ein wackerer Bürger von Mainz,[3] auf den glücklichen und ruhmvollen Gedanken, das durch ein größeres Bündniß mehrerer Städte zu bewirken, was einzelne Gemeinden, und selbst Kaiser und Gesetze dem Reiche bisher nicht zu geben vermochten.[4] Von einem Muthe und Geiste beseelt, welchen nur lange

1. Siehe unten die Geschichte von Hessen-Rheinfels.

2. Sein Grab kann man noch in einer Kapelle des Doms zu Mainz sehen.

3. Quidam validus Civis in Moguntia, sagt Albertus Stadensis.

4. Civitates Rheni quasi destitutae regia defensione. Chron. August. Neque enim publico aliter consuli poterat. Adelsreuter. Ann. Boj.

erduldetes Unrecht und Gefühl einer guten Sache einflößen können, ſtellte er ſeinen Mitbürgern das groſſe Elend vor, das ſie und andere Städte durch ſolche Bedrückungen und Räubereien ferner zu erdulden hätten. Er zeigte ihnen, daß es kein anderes Mittel gäbe, dieſem Unruge entgegen zu kommen, als ein allgemeines Bündniß aller rheiniſchen Städte. Einzeln würden ſie immer geſchlagen und ohnmächtig ſeyn; aber verbunden könnten ſie durch ihre Reichthümer und Mannſchaft den Landfrieden auf allen Flüſſen und Wegen mächtig gebieten.

Durch ſolche Vorſtellungen, vermuthlich mit einer herzlichen Beredſamkeit vorgetragen, brachte er endlich ſeine Mitbürger dahin, daß ſie ſich durch einen Eid verbanden, mit Gut und Blut die Sicherheit des Reiches und den Landfrieden zu erkämpfen. [1] Dieſem der Ruhe Teutſchlands und Europens ſo heilſamen Bunde traten bald Cölln, Worms, Frankfurt, Speier, Straßburg und Baſel bei; andere Städte vermehrten ihn täglich, ſo daß er als ein mächtiges und fürchterliches Gemeinweſen angeſehen wurde. [2] Sie wählten ſich ihre Anführer und Bundesrichter, ſtellten Kriegsvolk auf die Beine, zerſtörten die in der Gegend umher liegenden Raubſchlöſſer, und hoben die neu angelegten Zölle auf. [3] Die Kaiſer und die klügſten Fürſten unterſtützten dieſe Unternehmungen. Die Erzbiſchöfe und Kurfürſten Gerhard von

1. Coepit hortari cives suos, ut pro pace restauranda juramento se invicem constringerent. Albert. Stad.

2. Consenserunt ei et aliae civitates plurimae. ibidem.

3. Eligentes sibi capitaneos, destruentes castra nociva, et injusta telonea removentes. Chron. August. Bei Gudenus Urkunde 278 kommt ein gewiſſer Adolf von Waldeck als Bundesrichter vor. Er wird ſchon justitiarius rei publicae genannt.

Mainz, Konrad von Cölln, Arnold von Trier und Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, nebſt anderen Fürſten und Grafen, hielten es nicht unter ihrer reichsfürſtlichen Würde, einen Bürgerbund zu beſchwören, welcher die ſo lange gehoffte, aber fruchtlos verordnete Sicherheit des teutſchen Reichs begründen ſollte. Die meiſten erklärten ſogar, daß ihre Zölle ungerecht, dem Verkehr und gemeinen Weſen hinderlich wären, und daß ſie ſelbige entweder gänzlich aufheben, oder doch auf eine billige Abgabe vermindern wollten. [1]

Nach dieſen ſo wichtigen Verſtärkungen und Zutritten ſetzten die Verbundenen einen Tag nach Straßburg auf St. Michaelis an, um dem Ganzen eine feſtere Geſtalt zu geben, und ſich über die Mittel den Landfrieden zu bewirken, zu berathſchlagen. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß die Verabredung eines ſo fürchterlich werdenden Bündniſſes denjenigen Grafen, Rittern und Fehdleuten gehäſſig war, welche bisher nur vom Raube lebten, und den ruhigen Bürger auf Koſten des Reichs und der Geſetze bedrücken wollten. Sie ſuchten daher unter den Fürſten und dem Adel Eiferſucht und Neid auszuſtreuen; ſie gaben zu verſtehen: daß es für Fürſten und Edelleute ſchändlich, ja gefährlich wäre, ſich mit Bürgern und Handwerkern in Bündniſſe einzulaſſen, und auf ſolche Weiſe Krämern und Spießbürgern die Herrſchaft über Edle und Ritter einzuräumen. [2]

1. Iuraverunt sua telonea injusta esse, eademque tam in terris, quam in aquis relaxantes. ibidem.

2. Non placuit res militibus, sed neque praedonibus, et maxime his, qui habebant assidue manus pendulas ad rapinam, dicentes esse sordidum mercatores habere super homines honoratos et nobiles dominatum. Alb. Stad.

Solche Vorspiegelungen wollten weder bei den klugen und patriotischen Fürsten, noch bei andern dem Bunde beigetretenen Adelichen einen großen Eindruck machen. Die Erstern wünschten schon lange dem Faustrechte und den Räubereien ein Ende zu machen, und die Letztern fürchteten die Macht und Züchtigung des Bundes.[1] Da also die Raubgrafen und Fehdleute ihre Absicht durch Einlispelungen nicht erreichen konnten, so versuchten sie es durch Kriegeslist und Gewalt der Waffen. Ein gewisser Graf Emicho nebst andern Gehülfen seines saubern Handwerks überfielen bei Nacht die Geschäftsträger, welche die Bundesverwandten nach Straßburg abgeschickt hatten. Arnold, Kammerrichter, und Friedrich, Stadtschultheiß von Mainz, Ritter Wolfram, Heinrich und Richard von Worms und andere Gesandte der Städte wurden von diesen Räubern, den Tag vor Michaelis, zu Herde niedergeworfen, und gefänglich auf das Schloß Landek geführt.

Durch eine so offenbare Verletzung des Land- und Bundesfriedens konnte dieser Raubgraf zwar die Städte und Fürsten mit neuem Hasse gegen die Räuber erfüllen; allein er verhinderte selbige nicht, andere Zusammenkünfte zur Begründung gemeiner Ruhe und Freiheit anzusagen. Zu Cölln, zu Worms, zu Straßburg wurden mehrere Bundestage angesagt, und endlich erhielt dieser merkwürdige rheinische Bund zu Mainz, wo er seinen Anfang hatte, auch den 29. Juni 1255 seine völlige Gestaltung und Verfassungsmäßigkeit.

Unter Leitung des kaiserlichen Hofkanzlers Grafen von Waldek traten demselben bei, von den Kurfürsten:

1. Vicinos comites suae societati adhaerere compellunt. ibid.

Gerhard von Mainz, Arnold von Trier, Konrad von Cölln, Ludwig von der Pfalz; von den Fürsten und Grafen: Jakob von Metz, Richard von Worms, Heinrich von Straßburg, Berchtold von Basel, der Abt von Fuld, der Rheingraf Konrad, Reicher von Katzenelnbogen, Friedrich von Leiningen, Bertold von Ziegenhayn, Emmiche der Raugraf, Poppo von Thüringen, und Sophie Landgräfin von Thüringen, nebst andern Grafen und Herren; von den Städten: Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Zürich, Freiburg, Breisach, Rheinfelden, Colmar, Schlettstadt, Hagenau, Weissenburg, Umstadt, Wimpfen, Heidelberg, Lauternburg, Oppenheim, Frankfurt, Friedberg, Wetzlar, Gelnhausen, Marburg, Hirschfeld, Fuld, Mühlhausen, Aschaffenburg, Seligenstadt, Bingen, Bacharach, Wesel, Boppart, Andernach, Bonn, Coblenz, Neuß, Cölln, Achen, Münster, Bremen, Grumberg ꝛc. so daß die Anzahl auf mehr als siebenzig angegeben wird.

Nachdem nun diese sowohl an Würde als Macht so ansehnlichen Verbündeten über die Hauptstücke ihres Vertrags übereingekommen waren, schickten sie eine feierliche Gesandtschaft an Kaiser Wilhelm, um von ihm, als dem Oberhaupte des Reichs eine förmliche und rechtskräftige Bestätigung desselben zu erhalten. Der Brief, welchen sie an den Kaiser ausfertigten, lautet also:

»Die Bürgermeister und Schulzen von mehr als siebenzig Städten des obern Teutschlands ihrem ruhmwürdigen Herrn, dem römischen Kaiser Wilhelm, alle Ehrfurcht und ewige Treue zuvor.

»Euer Hoheit erklären wir durch den Inhalt dieses Briefes, daß wir zu Mainz versammelte Bürger den 29. Junii durch Vermittelung des Edlen von Waldeck, kaiser-

lichen Hofrichters, zu Begründung des Landfriedens und Abstellung aller Fehde und Zwietracht über feste und unverbrüchliche Punkte übereinkommen sind. Wir bitten daher Euer königliche Majestät, uns weiset hierin mit Rath und That beizustehen, und diesen von uns angefangenen Landfrieden, in so weit es die Reichsgesetze erlauben, mit Höchstdero Handvest und Brief zu bestätigen und zu besiegeln. Wir hoffen dies um so mehr von Euer Majestät Gnade, da dieses Bündniß zu Dero Vortheil, Nutzen und Ruhm ersprießlich ist, und da wir wissen, daß Euer Durchlaucht huldreiche Ankunft bei uns, demselben die erwünschte Kraft geben wird.

»Gegeben zu Mainz am letzten Junii 1255.«

Dem kaiserlichen Hofe konnte wohl nichts erwünschter seyn, als so ein Bündniß, was wohl am meisten fähig war, den Landfrieden zu befördern, und besonders das durch das Fehdesystem herabgekommene kaiserliche Ansehen wieder herzustellen. Wilhelm bestätigte dasselbe nicht nur, sondern er kam auch dieses Jahr noch nach Mainz und dann nach Oppenheim, um ihm durch seine Gegenwart eine feierliche Sanktion zu geben.

Die Hauptpunkte und Absichten dieses so merkwürdigen rheinischen Bundes waren:

Fürs erste durch wechselseitigen Beistand und Unterstützung so vieler und mächtiger Fürsten, Grafen und Städte den so lange gewünschten Landfrieden zu begründen.

Zweitens. Eine hinlängliche Anzahl Truppen auf die Beine zu bringen, welche alle Räuber und Friedensbrüchigen im Zaume und Ehrfurcht zu halten fähig wäre.

Drittens versprachen die Städte noch insbesondere, bei streitiger Kaiserwahl keiner Parthei beizustehen oder ihr

Schutz zu geben, sondern nur demjenigen Kaiser zu huldigen und gehörige Unterwürfigkeit zu erzeigen, welcher einhellig von den Kurfürsten gewählt worden sey.

Die übrigen Absichten des Bündnisses erhellen aus folgendem Manifeste des Kaisers.

Wilhelm von Gottes Gnaden, römischer König, allzeit Mehrer des Reichs, entbieten allen unsern lieben Getreuen, welche diesen Brief zu Gesicht bekommen, unsre Gnad und alles Gut.

»Wir sagen Gott unserm Herrn, dem Geber alles Guten Dank dafür, daß er das Geschrei der Armen, welche bisher durch so viele Kriege, Zwiespalt und die abscheuliche Tyrannei der Uebelgesinnten bedrückt waren, erhört, und endlich den so lange gewünschten, aber bisher gänzlich verbannten Landfrieden durch die Arbeit und Hülfe der Gemeinen und Einfältigen zur Ehre seines göttlichen Nahmens und zum Heile der ganzen Welt und Christenheit besonders unter unsrer Regierung mildest, väterlich und gleichsam durch ein Wunder eingeführt hat. Wir bestätigen demnach im Nahmen unsers Herrn Jesu Christi, diesen nun festgesetzten und rathsam beschlossenen Frieden aus ganzem Herzen, und durch unsre königliche Autorität, und wollen und wünschen, daß sowohl Geistliche, Mönche, Nonnen, und was Standes und Ordens sie seyen, als weltliche, sogar auch Juden der Vortheile dieses Friedens sich freuen, und zu ewigen Zeiten genießen mögen. Damit aber zwischen dem Adel und den Städten des Landes fernerhin kein Anlaß zu Strittigkeiten vorhanden seye, wodurch dieses heilige Friedensgeschäft aufgehalten oder gestört werden könnte, so haben wir mit einstimmigem Willen der Adelichen und Städte und mit reifer Ueberlegung unsers Raths festgesetzt und beschlossen, daß die Adelichen

nd Landesherren ihre Gerichtsbarkeit nach Recht ausüben,
nd alle ihre Gerechtsame behalten ſollen. Sie ſollen
rner von jenen Leuten, welche ihrem Gerichtszwange
nterworfen ſind, alle die Dienſte und Rechte empfangen
nd fordern können, welche ſie oder ihre Vorfahren vor
reißig, vierzig oder fünfzig Jahren rechtmäßiger Weiſe
rworben haben; und ſowohl Herren als Unterthanen ſollen
nfrieden leben. Auch ſollen alle Kirchen, Städte und
lecken, und was zu ihnen gehört, alle ihre Freiheiten,
llgemeine und beſondere Gerechtſame und Privilegien,
elche ſie von alten Zeiten beſitzen, ruhig und friedlich
enießen. Wenn aber vorerwähnte Adeliche und Landes-
erren über Unbilden von den ihnen zuſtändigen Städten zu
lagen haben, ſollen ſie keinen Bürger derſelben deswegen
efangen oder als Geißel nehmen, oder auch eigenmächtig gegen
e rechten; ſondern ſie ſollen die Sache vor uns oder den
Grafen von Waldeck, unſern Hofrichter, oder den Schult-
eiß zu Boppard, oder zu Frankfurt, Oppenheim, Hage-
nau, Weiſſenburg oder Colmar bringen, und da ihre
Sache durch ein rechtlich Gericht und durch ein billig Ur-
heil verfolgen. Die Städte und Flecken aber ſollen ihre
echſelſeitige Unbilden, welche ihnen angethan worden,
ach vorgeſagtem Eide vor uns oder andern austragen
aſſen, und zwar ſo, daß jeder Adeliche und jede Stadt
oder Flecken ihre Klage demjenigen von obgenannten Rich-
tern vorbringe, welcher ihr am nächſten iſt. Wenn aber
die Stadt oder Flecken aus Nachläßigkeit eines ſolchen
Richters kein Recht und keinen Spruch erhalten; alsdenn
mögen ſowohl Adeliche als Städte wegen Haltung des ge-
ſchwornen Friedens ſich zuſammen thun, und den Ruhe-
ſtörer feindlich angehen, und ſoll dies nicht als ein Frie-
densbruch angeſehen ſeyn. Wenn alſo einige Städte,

Flecken, Adeliche, oder wer es auch seyn möge, den Frieden in einem der oben angeführten Punkte verletzt, so soll bei Verlust unsrer Gnade, gegen diese Ruhestörer von allen, welche den Bund beschworen haben, mit vereinten Kräften feindselig verfahren werden, auf daß der Friede von nun an auf immer aufrecht und unverletzt erhalten werde. Damit nun diese unsere heilsamen und von allen beschwornen Satzungen fest und dauerhaft bleiben mögen, und von allen unverwerflich gehalten werden, so haben wir diesen Brief mit unsrer königlichen Majestät Insiegel unterzeichnet und bekräftigt. So geschehen zu Oppenheim im Jahre MCCLV in vigilia St. Martini indict. XIV.«

Dieser Bund gab dem ganzen teutschen Staatskörper und Handel eine andere Richtung. Die fleißigen Städte schafften bald Geld, und ihre Zünfte eine Truppenzahl auf die Beine, welche selbst mächtigen Fürsten fürchterlich war. Sie kündigten allen Räubern und Friedensbrüchigen den Krieg an, zerstörten ihre Raubnester, und brachten auch als Stände des Reichs auf allen Reichstagen den allgemeinen Landfrieden und eine bessere Justizverwaltung zur Sprache.[1] Der Bund erstreckte sich bald über ganz Teutschland. Die Bauerngemeinden, durch dies große Beispiel bürgerlicher Freiheit gereizt, suchten sich der Herrschaft ihrer Herren zu entziehen; und wenn es ihnen nicht gelingen konnte, freie Reichsdörfer zu werden, oder sich, wie die Schweizer, in Kantone zu versammeln, so setzten sich doch einzelne Familien, unter dem Namen der Pfalbürger, unter den Schutz der Städte; und die Kaiser, welche durch das Lehensystem und große Interregnum ihr Ansehen verloren hatten, sahen dies Bestreben der gemei-

1. Siehe die Reichsabschiede dieser Zeit.

nen Bürger als das schicklichste und kräftigste Mittel an, um dem Reiche Einheit und ihrer Krone eine neue Würde zu geben.[1] Kaiser Rudolph von Habsburg wollte dadurch die Macht der Großen beschränken, und eine Art von Unterhaus in Teutschland bilden. Ludwig der Baier beschenkte die Städte mit Freibriefen und Privilegien, und unter Wenzels Regierung kam, sogar mit Zuthun dieses Kaisers, ein neuer Bund der rheinischen und schwäbischen Städte zu Stande, welcher fähig war, mit Heeren von zehn- bis zwölftausend Mann die mächtigen Herzoge in Baiern und Schwaben zu bekämpfen.[2]

Diese anwachsende Bundes-Republik, mächtig durch Reichthum, Mannschaft und das Recht, fürchterlich im Kriege und Bunde, erregte endlich die Eifersucht und Furcht selbst jener Fürsten, welche sie anfänglich unterstützt hatten.[3] Die Anführer der städtischen Truppen, an Fehde gewöhnt, gingen bald aus dem Zustande der Vertheidigung in jenen des Angriffs über, und einzelne ihrer Haufen übten Gewaltthaten aus, welche dem Zwecke des Bundes ganz entgegen waren.[4] Durch diese Ausschweifungen und

1. Fovebat hasce societates, ut potentiam suam magis firmaret. Trithem. chron. Hirsaug.

2. Wenzeslaum regem occultum hujus ligae civium fuisse autorem, utpote qui potestatem theutonicorum principum semper habebat suspectam, quam tali modo speraverit infirmandam. ibid.

3. Displicuit haec civium colligatio principibus multis, qui multitudinem indomitae plebis de facili causa in furorem posse converti scientes, sibi non immerito metuebant ibid.

4. Naturam luporum coepisse induere canes, et qui latrones debuerant persequi, didicisse immitari. ibid.

Friedensbrüche aufgebracht, entzogen ihnen die Kaiſer ihren Schutz, und der Adel errichtete unter ſich Bündniſſe, welche den ſtädtiſchen das Gleichgewicht halten ſollten. Eines ſchloſſen die rheiniſche und ſchwäbiſche Ritterſchaft unter St. Georgen und Wilhelmen Schild. Ein anderes entſtand in der Wetterau unter dem Namen der Löwengeſellſchaft. Auf dieſe folgte das Bündniß der Gehörnten. Das gemeinſchaftliche Intereſſe des Adels vereinigte ſie endlich alle im Jahre 1382 zu einem gemeinſchaftlichen Vereine, welchen ſie dem ſtädtiſchen entgegen ſetzen wollten. Die Kaiſer und der Reichstag mußten endlich ins Mittel treten, und ſo kam das erſte vollſtändige Reichsgeſetz, die goldne Bulle, und im Jahr 1383 eine neue Reichsabtheilung zu Stande, welche aber mehr dazu beitrugen, die Macht der Fürſten zu bekräftigen, als die Nation zu erheben.

Durch dieſe Begebenheiten und Verfügungen verlor der rheiniſche Städte-Bund gänzlich ſeinen urſprünglichen Zweck. Der Fehdegeiſt verdrängte unter den Bundestruppen den Bürgergeiſt. Die Söldner verachteten die Befehle der Bürgermeiſter, und die gedungenen Anführer bedrückten den ruhigen Landmann und Bürger. Das große Bündniß trennte ſich endlich in mehrere einzelne, wovon ein jedes ſeine beſonderen Fehden führte. Die ſchwäbiſchen Städte bekriegten die Herzoge von Würtemberg, die rheiniſchen, die Pfalzgrafen bei Rhein. Nach vielen Verwüſtungen und einzelnen Gefechten kam es bei Worms zu einem entſcheidenden Treffen, worin die Bürger von Mainz, Speier und Worms geſchlagen, und kurz darauf, wie der gelehrte Abt von Trithem ſo richtig ſagt, ihre Bündniſſe, welche anfänglich einen ſo heilſamen Zweck und guten

Fortgang hatten, durch eigne Friedensbrüche getrennt wurden. [1]

Indeß gingen die Absichten derselben nicht ganz verloren, ja sie waren, wie Pütter sagt, bis zur Errichtung der hohen Reichsgerichte noch eine kräftige Stütze gemeiner Freiheit. Wenn durch sie auch in Teutschland nicht, wie in andern Reichen, eine allgemeine Repräsentation des Volkes zu Stande gekommen ist; so bildeten doch die Städte ein eigenes Collegium auf dem Reichstage, und verbreiteten in allen Gegenden umher Gesetzlichkeit, Industrie, Künste, Handel und Cultur. Wir wollen zuerst eine allgemeine Schilderung ihrer wichtigen Unternehmungen in Gesetzgebung, Kunstfleiß und Handel entwerfen, dann das besonders anführen, wodurch sich eine jede derselben ausgezeichnet hat.

Schon vor der Errichtung des rheinischen Städte-Bundes war fast in einer jeden beträchtlichen Stadt ein Regiment unter der Bürgerschaft festgesetzt worden, was durch lange Erfahrungen und öftere Zusätze verbessert und erprobt, alles das, was sonst in der Lebensverfassung geschehen war, an Regelmäßigkeit und gesetzlicher Ordnung übertraf. Die Bürger waren in Zünfte oder Quartiere eingetheilt, um sowohl ihre Magistratspersonen zu wählen, als auch ihre Mannschaft zum Kriege zu bilden. Zur Gesetzgebung und Regierung setzten sie einen Stadtmagistrat an, welcher aus den alten Geschlechtern und den Zünftigen ge-

1. Felix quidem et satis fortunatum confoederationis suae habuerunt exordium, et omnibus in circuitu raptoribus magnum incussere timorem; verum postquam eorum milites conductitii aequitatis legem violare coepissent, confoederatio eorum diutius permanere non potuit. ibid.

wählt wurde. An der Spitze des Ganzen ſtanden ein oder zwei Bürgermeiſter als Vorſitzer des Rathes und Anführer der Truppen. Bei einigen Städten, als Bern, Worms, Speier, war mehr die ariſtokratiſche, bei andern, als Cölln, Straßburg, Frankfurt, die demokratiſche Form vorherrſchend, alle aber galten für Republiken, und glaubten durch ihre Senats- und Volksbeſchlüſſe [1] den alten Griechen und Römern zu gleichen.

Eben dieſe republikaniſchen Verfaſſungen beförderten auch eine regelmäßige Juſtizverwaltung und die Einführung deutlicher Geſetze. Bisher war die Gerechtigkeit von geiſtlichen und weltlichen Vaſallen nur nach Willkühr verwaltet worden. Dem Bürger der Städte war daran gelegen, gleiche Rechte und Sicherheit zu haben, und bei den Seinigen durch Geſetze geſchützt zu ſeyn. Da aber durch Lehens- und Fauſtrecht mit den Capitularien zugleich die römiſchen und teutſchen Geſetze außer Acht gekommen waren, ſammelten einige weiſe Biſchöfe oder Rechtsgelehrte das, was davon noch im Herkommen war, und verbeſſerten es durch einige Zuſätze, welche aus der veränderten Verfaſſung nothwendig wurden. Eine der älteſten Geſetzſammlungen dieſer Art iſt jene, welche der Biſchof von Worms, Burkhard I., für ſein Hochſtift und ſeine Stadt abfaſſen ließ. Ich werde den Inhalt dieſer merkwürdigen Urkunde in der Geſchichte von Worms anführen. Nach ihr oder in ihrem Geiſte abgefaßt, erſchien ſpäterhin der Schwabenſpiegel als Geſetz für die oberrheiniſchen Länder. Die Verordnungen dieſer Geſetzbücher gründen ſich noch ganz auf den Geiſt der alten teutſchen Geſetze, vermöge welcher die peinlichen Fälle durch Zweikampf und

1. Senatus populusque.

Gottesurtheil bewiesen, die Verbrechen durch Geldstrafe oder das Friedgeld gebüßt werden konnten. Dergleichen Gesetze mochten wohl bis in das dreizehnte Jahrhundert am Rheine ihre Rechtskraft behalten haben. Als aber die Gewerbe und der Zusammendrang in den rheinischen Städten die Geschäfte und Rechtshändel vervielfältigt hatten, und gegen Räuber und Mörder ein stärkerer Schutz nothwendig war; mußten auch, da man das römische Recht noch nicht kannte, neue und umfassendere Gesetze über Kauf und Verkauf, Zinsen und Schulden, Lug und Betrug, Raub und Mord gegeben werden. Man sammelte daher die alten Weisthümmer der Schöffenstühle über dergleichen Vorfälle, und nannte sie Stadtrechte oder Stadt-Reformationen.

Bei dieser erneuerten Gesetzgebung ging der Geist der teutschen Gesetzgeber, besonders in peinlichen Sachen, von einem Extreme zum andern über. Nach den Verordnungen des Bischofs Burkhard und des Schwabenspiegels, konnte man noch Diebstal und Mord durch Geld abbüßen; aber nach den neuen Statuten-Büchern, ist auf das geringste Verbrechen Nasen- und Ohrenabschneiden, Hängen und Köpfen gesetzt. Daher heißen noch die peinlichen Gerichte entweder zu Haut und Haar, oder zu Hals und Kopf. Ein gemeiner Diebstal wurde mit dem Strange, öffentlicher Raub mit dem Rade bestraft. Zauberei und Ketzerei, oder auch fleischliche Vergehungen zwischen Juden und Christen, fanden auf dem Scheiterhaufen ihre Strafe; und wo man des Verbrechens Gewißheit durch Zeichen nicht erfahren konnte, brachte man den Angeklagten durch Foltern zum Geständniß. Den Kirchendieben, Heren und Ketzern war der Feuertod ohnedies gewiß. Bei den Grafen- und Herrengerichten ging die Grausamkeit in

Bestrafung so weit, daß man auf Wilddieberei oder Waldbeschädigung die härteste Todesstrafe setzte. Nach den Forstrechten im Spessart und der Eppsteiner Gemarkung wurden Wild- und Krebsdiebe enthauptet, oder an einen Baum aufgehängt. Nach den Waldgesetzen im dreieichner Hain verlor ein Forstfrevler die Hand; und nach jenen der hohen Mark wurde einem Baumschäler der Nabel aus dem Bauche geschnitten, dieser an einen Baum genagelt, und der Verbrecher so lange um denselben geführt, bis ihm die Därme aus dem Leibe gewunden waren und er todt darnieder sank.

Von dieser Zeit an vermehrten sich auch die Gefängnisse und Hochgerichte in den Städten und Ländern an dem Rheine. Erstere waren meistentheils bei den Stadtthürmen oder Rathhäusern angebracht und so dunkel und vergittert, daß sie eher einem Loche als einem Verwahrungsorte gleich sahen. Viele wurden auch, wie zu Zürich, und Miltenberg, mitten in dem Wasser errichtet, damit der Verbrecher nicht entwischen konnte. Noch vor einigen Jahren konnte man längs dem Rheine hin keine Stunde fahren, ohne einen oder ein Paar Rabensteine und Galgen an dem Ufer zu erblicken. Diese waren, wie bei Ingelheim und Lorch, so nahe beisammen, daß zwei an beiden verschiedenen Orten hinzurichtende Armesünder noch vor ihrem Ende mit einander sprechen konnten.

Um dieser finstern, schrecklichen Gerechtigkeitspflege den höchsten Anstrich von Schauerlichkeit zu geben; setzte man neben die öffentlichen Gerichte noch heimliche oder die sogenannten Vehmgerichte. Da sie selbst verborgen gehalten waren, ist auch ihr Ursprung verborgen geblieben. Einige Alterthumsforscher schreiben ihre Entstehung Karl dem Großen zu, welcher sie während seiner Kriege

gegen die Sachsen eingeführt haben soll. Wahrscheinlicher verdanken sie ihre Pflege dem Erzbischof von Cölln, Engelbert,[1] welcher als Großinquisitor und Reichsverwalter, geistlich- und weltliches Gericht, Beichtstuhl und Richterstuhl bei demselben vereinigte. Da jetzt mit dem Faustrechte und den unzugänglichen Räuberhöhlen der Bergschlösser, auch die heimlichen Verbrechen zugenommen hatten, glaubte dieser merkwürdige Fürst-Bischof, daß dieselbe auch nur durch heimliche Untersuchungen und Gerichte verfolgt und bestraft werden könnten. Diesem zufolge wurden zuerst in Westphalen,[2] dann an andern Orten Teutschlands heimliche Gerichte angelegt, mit Meister- und Schöppenstühlen und Vollstreckern der Urtheile. Diejenigen Personen, welche in diesen heimlichen Gerichtsorden aufgenommen wurden, mußten schwören, die heimliche Gerichtsbarkeit zu handhaben, den Verbrechen nachzuspüren, die Verbrecher anzuklagen, und selbige nach Wissen und Gewissen zu richten. Der Angeklagte wurde durch öffentliche oder heimliche Anklagezettel vor das Gericht gefordert, und wenn er nicht erschien, entweder aufgefangen oder das Urtheil der Schöffen auch auf offenen Wegen und Straßen an ihm vollzogen.

Dieser fürchterlichen Gesetze und Anstalten ohngeachtet, waren weder Flüsse noch Landstraßen vor Räubern und Mördern sicher. Ja die heimlichen Gerichte beförderten eher die Verbrechen, als daß sie dieselben aufgehalten hätten. Wie sollten sich dadurch gemeine Diebe haben schrecken lassen, da es Vornehme und Mächtige nicht

1. Davon mehr in der Geschichte von Cölln.

2. Weil Engelbert als Kurfürst zugleich Herzog in Westphalen war.

thaten; und die Freischöppen selbst die gefährlichsten Justizmörder geworden sind. Nur der Beichtstuhl oder das Gottesgericht im Gewissen war das einzige Mittel, den heimlichen Verbrechen zuvorzukommen; aber auch dieser wurde öfters mißbraucht, obwohl er keine weltliche Gewalt zur Seite hatte. Indeß brachte die verbesserte Gerechtigkeitspflege wenigstens in den Städten größere Ordnung und Ruhe hervor. Um diese zu vermehren, wählten sich die Gemeinden, nebst den Schöffen und Richtern, noch andere Beamten, welche nach Maaßgabe der verschiedenen Verwaltungszweige entweder Seckelmeister, oder Rechenmeister, oder Münzmeister, oder Baumeister, oder Zunftmeister genannt wurden. Die Bürgermiliz war Zunft- oder Quartierweise abgetheilt und von den Hauptleuten angeführt. Die Städte wurden mit Mauern, Gräben und Thürmen befestigt, mit Warten umgeben, und die Zeug- und Fruchthäuser mit allem angefüllt, was zum Unterhalte und zur Bewaffnung ihrer Heerhaufen diente.

Nachdem auf diese Weise die Bürger in den Städten von innen durch Gesetze, nach außen durch Bollwerke und Mannschaft gesichert waren, fingen alle Arten von Künste und Gewerbe schnell unter ihnen an zu blühen. Die Bürgerschaft der Städte war selbst schon in Zünfte nach den verschiedenen Gewerben getheilt, und nicht nur die gröbern Handwerker als Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Schuster, Wagner, Bäcker, Metzger ꝛc. hatten darin ihre Werkstätten errichtet; es zeichneten sich unter ihnen auch solche Künstler und Arbeiter aus, welche in Seide, Wolle, Hanf, Leder, Holz, Glas, Elfenbein, Stein, Gold und Silber alles das hervorbrachten, was die menschliche Gesellschaft nur schönes, künstliches, bequemes und wunderbares wünschen kann. Ich selbst habe in

den alten Kirchenſchatzkammern oder fürſtlichen Kunſtſammlungen Werke und Fabrikate von dieſen Zeiten her geſehen, welche ſogar neue Kunſtwerke ſowohl an Schönheit als Tüchtigkeit übertrafen. Fein gewebte Tücher, ſeidene Gewänder mit ſeltener Pracht, Farbenſpiel und Stickerei, Spitzen fein wie Spinnengewebe und zierlich wie Blumen gebildet, Schränke und Stühle von der niedlichſten Schreinerarbeit, Gefäße theils aus Holz und Elfenbein geſchnitzt, theils aus Erde geformt oder aus Gold und Silber gegoſſen, mit den ſchönſten Zierrathen, Edelſteinen und Figuren beſetzt, konnte man noch vor einigen Jahren in den Kirchen von Straßburg und Cölln, oder in den Schatzkammern von Mannheim und Mainz finden.

Von dieſen handwerkerlichen Beſtrebungen ſtiegen die ſinnreichen Städtebewohner endlich zu den höhern Regionen der Kunſt: zur Malerei, Bildhauerei, Uhrmacherei, Muſik, Poeſie und Architektur. Es iſt wohl keine Kirche, kein altes Schloß, kein Rathhaus längs dem Rheinſtrome hinab, was nicht mehrere Beiſpiele und Muſter großer Kunſtwerke aufweiſen könnte. In den Sammlungen der Herren Boiſſerée und Wallraf zu Cölln, und dem Muſeum zu Frankfurt findet man Schätze von altteutſchen Bildern. Die Kirchen von Freiburg, Straßburg und Cölln ſind Wunder der Baukunſt und Bildhauerei. Ihre Fenſter ſchimmern mit tauſenderlei Farben und Geſtalten der Glasmalerei. In dem ehemaligen Domſchatze zu Mainz und Cölln waren Gefäße und Statüen von ſeltener Pracht Schönheit und Vollendung. Die Kaſten, worin die Gebeine der heiligen Eliſabeth zu Marburg, und die Köpfe der drei Könige zu Cölln liegen, gelten für Meiſterſtücke von Gold- und Schmelzarbeit. Die alten Choral- und Geſangbücher ſind eben ſo merkwürdige Urkunden der bei-

ligen Muſik als der Miniatur-Mahlerei.[1] Wenn aber auch von allen dieſen Urkunden und Denkmälern des rheiniſchen Kunſtfleißes nichts übrig geblieben wäre, als der Dom zu Cölln, ſo würde dieſer uns noch Beweiſe davon im Ueberfluſſe geben können.

Dieſe Schönheiten der lebloſen Kunſtwerke wurden durch den Geiſt des Geſanges und der Poeſie noch mehr belebt. »Ich wunderte mich, ſagt Petrarca, am Rheine »ſo viele Bildung, ſo biedere Männer und ſchöne Weiber »gefunden zu haben. Das ganze Ufer war mit liebens»würdigen Mädchen beſetzt; und Gott! welche ſchöne Geſtal»ten, welche einnehmende Geſichter, welch niedlicher Anzug. »Jeder Mann müßte ſogleich Liebe fühlen, deſſen Herz nicht »anderswo ſchon gefeſſelt wäre.«[2] Unter dieſen ſangen die berühmten Minneſänger Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg, Heinrich von Mainz und andere, deren Lieder Rüdger von Maneſſe ſammelte; und ich ſelbſt habe in dem Kreuzgange des Mainzer Domes das Denkmal des berühmten Frauenlob wiederhergeſtellt, welchen die Frauen aus Dankbarkeit ſelbſt zum Grabe getragen haben.[3]

Von den Werkſtätten der Handwerker und Künſtler innerhalb der Städte erſtreckte ſich auch die Induſtrie auf

1. Noch iſt zu Aſchaffenburg das Brevier und Kirchenbuch Kurfürſt Alberts II. ein wahres Denkmal altteutſcher Kunſt.

2. Mirum in terra barbarica, quanta civilitas, quae urbis species, quae virorum gravitas, quae munditiae matronarum. Omnis ripa praeclaro et ingenti mulierum agmine tegebatur. Obstupui, Dii boni, quae forma, quae facies, quis habitus! amare potuisset, quisquis eo non praeoccupatum animum attulisset. Ep. ad Colonnam.

3. Davon umſtändlicher weiter unten.

das flache Land umher. Wir ſind zwar den Geiſtlichen und Mönchen vielen Dank für den Anbau der Fruchtfelder und Weinberge am Rheine ſchuldig, aber die blühendſte Landwirthſchaft bildete ſich erſt in der Nachbarſchaft der Städte. Die reichen Bürger und Patricier gingen in allen Arten von Pflanzungen den Bauern auf ihren Landgütern als Muſter voran. Einige darunter, z. B. Migilo von Wambach in Frankfurt, die zum Jungen von Mainz, die Lieskirchen in Cölln, hatten ſich ſo beträchtliche Ländereien erworben, daß ſie damit reiche Stiftungen für Kirche, Kranken und Arme machen konnten. Die Frucht- und Speiſemärkte in Mainz, Cölln, Straßburg, Frankfurt und Worms gaben dem Landmann einen ſichern Abſatz ſeiner Früchte, ſeiner Küchenkräuter, ſeines Obſtes, ſeiner Eier, ſeiner Milch und ſeiner Butter; und die Gärten, welche die reichen und wohlhabenden Bürger zu ihrem Vergnügen um die Städte anlegten, waren eine Pflanzſchule ſeltener Gewächſe und Blumen. Eine jede Stadt hatte dabei noch eine eigene Gärtnerzunft, welche den Burgbaum anbauete. Dieſe fleißigen Leute arbeiteten wohl vier Mal des Jahres ihren Boden um; und noch ſind das Gartenfeld bei Mainz, Sachſenhauſen bei Frankfurt und die Kappesbauern zu Cölln Beweiſe davon.

Der Kunſtfleiß führte endlich die Bewohner der Städte auf ganz neue und unerhörte Entdekungen. In Freiburg und Straßburg wurden eine Menge Verbeſſerungen bei den Miſchungen der Farben, in der Verarbeitung der Metalle, an den Spinnrädern, Uhren, Weberſtühlen gemacht. In Baſel verfertigte man aus Lumpen Papier, und in Mainz erfanden Guttenberg und Fauſt die Buchdruckerei, welche ſowohl in Sitten als Wiſſenſchaften eine neue Epoche ſtiftete. Der gelehrte Schunk

hat uns in ſeinen Beiträgen zur Mainzer Geſchichte ein Bruchſtück mitgetheilt, woraus man ſchließen könnte, daß ſogar die Erfindung des Schießpulvers Mainz zugehöre. [1]

Von allen dieſen einzelnen Beſtrebungen der Städte, von dieſem mannigfaltigen Wetteifer in Künſten, Handwerken, Anbau und Erfindungen, war der Handel und die rheiniſche Schiffahrt die Seele. Wenn man den Lauf und die Größe des Rheins betrachtet, ſo ergibt es ſich von ſelbſt, daß deſſen Bewohner zu beiden wichtigen Beſchäftigungen angetrieben werden mußten. Dieſer herrliche Fluß durchſchneidet Europa, ſo zu ſagen, in der Mitte. Er verbindet den fruchtbaren Süden mit dem fleißigen Norden; und die ihm zugehenden Gewäſſer führen ihm die Reichthümer des Oſten und Weſten zu.

Als der rheiniſche Städte-Bund errichtet wurde, hatten ſich bereits ſchon drei Hauptſtädte zu Meiſterinnen der Schiffahrt und des Handels gemacht, welche auf ihm getrieben wurde: Straßburg nämlich am Obern, Mainz am Mittel- und Cölln am Unterrheine. Ihre günſtige Lage und ſelbſt die allmählige Vergrößerung des Fluſſes brachten es mit ſich, daß bei denſelben ein Ueberſchlag und Stapel der Waaren ſtatt finden mußte.

Von Baſel bis nach Straßburg iſt der Rhein zwar ſchon zu einem beträchtlichen Strome angewachſen, allein ſowohl die Seichtigkeit ſeines Waſſers als die vielen Auen vertragen noch kein ſchweres, tiefgehendes Schiff. Man bediente ſich daher kleiner, flacher und aus einigen Tannenbretern zuſammengeſetzter Fahrzeuge, welche man die

1. Einen Brief vom Jahre 1365, worin Kurfürſt Heinrich III. einen Feuerſchützen, welcher ſich im Schloſſe Ehrenfels unter Mainz aufhielt, begehrt.

Lauertannen nannte. Erst von Straßburg konnten größere Schiffe den Fluß hinabgesendet werden. Aber auch diese waren nicht beträchtlich, indem sie unter dieser Stadt bis nach Speier noch manchen Gefahren ausgesetzt waren. Ihre Fracht durfte nicht viel über 2500 Centner betragen. Es wurde daher ein Schiffahrtsgesetz gemacht, vermöge welchem jeder Schiffer, der zu Thal fahren wollte, zuerst sein Fahrzeug von Sachverständigen besehen, dann das Wasser von Straßburg bis Germersheim untersuchen, und endlich nach Maasgabe der Größe des Schiffes sich sowohl die Zahl der Steuerleute als Ruderknechte bestimmen lassen mußte. Fand man die Fracht alsdann noch zu schwer, so wurde sie in kleinere Fahrzeuge oder Nachzüge vertheilt, und erst zu Neuburg in das Hauptschiff übergeladen. Demzufolge sahe man Speier als den Ort an, wo größere Schiffe ruhig den Rhein befahren konnten. Diese Stadt erhielt dadurch einen natürlichen Stapel.

Nachdem der Rhein den Neckar und den Main aufgenommen hat, gewinnt er bei Mainz jene Breite und Tiefe, welche ihn den größten Flüssen Europens gleich setzt. Bei dieser Stadt erhält also die Schiffahrt auch neues Leben und Gewicht. Von ihrem Ufer gehen bis nach Cölln Schiffe ab, welche bei 2000 Centner enthalten können. Diese Vermehrung der Fracht brachte in Mainz einen neuen Ueberschlag und ein neues Stapelrecht hervor, vermöge dessen die dort landenden Schiffe die Waaren ausladen und zum Verkauf anbieten mußten. Sowohl die Bürger als Kurfürsten von Mainz behaupteten und beförderten dieses Recht aus allen Kräften. Erstere errichteten an dem Ufer des Rheins Kranen und Dämme; die Kurfürsten Hatto und Siegfried I.

ließen die Felsen am Binger Loche sprengen, um die Schiffahrt zu erleichtern, und unter dem Kurfürsten Peter wurde ein Kaufhaus erbauet, was dem Ueberschlage und Lager der Waaren Raum und Schutz gab. Endlich verschaffte der Kurfürst Diether unter der Martinsburg den Schiffen einen Hinterhalt, wohin sie sich bei schnell eintretender Winterkälte gegen Frost und Eisgang retten konnten. Durch diese nützlichen Anstalten wurde die Schiffahrt von Mainz bis Cölln erleichtert, und der Handel auf dem Flusse ungemein befördert.

In letzterer Stadt erhielt beides endlich seine höchste Wichtigkeit. Nachdem nämlich der Rhein noch die Nahe, die Lahn und Mosel in sich aufgenommen hat, bildet er längs dem Ufer von Cölln hin einen natürlichen Hafen im Halbkreise von einer Stunde, von welchem jetzt Schiffe aus- und eingehen konnten, welche an Größe und Gewicht den Seefahrzeugen gleich kamen. Durch einen so zahlreichen Verkehr sahen die Ufer dieser Stadt einem Walde von Mastbäumen, oder einer Gasse von schwimmenden Häusern gleich, von außen mit allen Schiffgeräthen und Tauwerke, von innen mit allen Bequemlichkeiten einer Wohnung versehen, und mit den Reichthümern aller Weltgegenden belastet. Es war daher natürlich, daß auch hier das Stapelrecht eingeführt, und die Stadt mit Kranen, Dämmen und einem Kaufhause versehen wurde.

Dem Beispiele dieser drei Haupt-Handelsstädte am Rheine folgten bald die übrigen. Freiburg, Speier, Worms, Frankfurt am Main, Bingen, Coblenz, Wesel und Cleve. Eine jede Stadt oder jedes Städtchen, was entweder an der Mündung eines in den Rhein gehenden Flusses und Wildbaches lag, oder wo Felsen, Sandbänke, Strudel und andere Oertlichkeiten

er Schiffahrt Hinderniße in den Weg legten, wurde eine eine Niederlage, von wo aus die aus allen Gegenden ommenden Waaren und Landeserzeugniße entweder nach em Hauptſtrome, oder von dieſem in die weitern Län- er rechts und links ihre Verſendung erhielten. So urden schon gegen das zwölfte Jahrhundert hin alle Arten von einheimiſchen und fremden Erzeugniſſen, Ge- raide und Früchte, Wein und Oehl, Bau- und Brenn- holz, Gewürz und Metalle, Bau- und Mühlſteine, Thier- häute und Leder, Leinen-, Wollen- und Seidentuch, Werk- zeuge und Geſäße, Geſchmeide und andere Koſtbarkeiten auf dem Rheine zu Thal und zu Berg gefahren, und in die entfernteſten Gegenden damit Handel getrieben.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſowohl die rheiniſchen Städte, als die rheiniſchen Fürſten ſich wechſelsei- tig beſtrebten, aus dieſem wichtigen Verkehre den möglich- ſten Nutzen zu ziehen. Jene verſuchten alle Mittel, wo- durch ſie die Schiffahrt auf dem Rheine gegen die Gefah- ren ſichern konnten, welche ihnen die Natur, oder Raub- ſucht der Fehderitter entgegen ſtellte. Sie befeſtigten die Ufer gegen den Andrang oder die Wildheit des Waſſers, durch Dämme und Grupen. Sie zerſprengten die Felſen und Klippen, welche über oder unter der Rheinfläche den Schiffen drobeten, und befeſtigten durch Gebüſche und Stämme den Leinpfad. Am Niederrheine waren eigene Rheinbaumeiſter angeſtellt, welche man Teiggrafen nannte, und am Ober- und Mittelrheine bewaffnete Flotten auf dem Fluße erhalten, welche die Kauffahrtei- ſchiffe decken, und gegen alle Anfälle der Räuber und Friedensſtörer ſchützen ſollten.

Die rheiniſchen Fürſten beförderten wohl auch die Schiffahrt durch große, koſtſpielige Unternehmungen. Auch

ſie errichteten Dämme, ließen Felſen ſprengen, und legten Kaufhäuſer und Kranen an; allein ihre Abſicht ging doch mehr auf die Bereicherung ihrer Kammern, als auf das gemeine Wohl. Da die Wahl der Kaiſer gegen das zwölfte Jahrhundert größtentheils von den rheiniſchen Kurfürſten abhing; ſo ließen dieſe ſich von dem zu erwählenden Reichsoberhaupte neue Rheinzölle oder ſonſt ein die Rheinſchiffahrt betreffendes Recht ertheilen. So geſchah es, daß ein jeder derſelben drei oder vier Hauptzölle am Rheine, und mehrere Nebenzölle auf den ihn zufließenden Flüſſen erhielt. So wichtige Vortheile, welche dadurch die Kurfürſten erworben hatten, reizten auch die anderen Mächtigen am Rheine. Jeder Fürſt, deſſen Land ſich an den Fluß erſtreckte, verſchaffte ſich entweder durch die Gnade des Kaiſers, oder durch Gewalt einen Rheinzoll; und wenn er ſeine Anmaßungen auch nicht über alle vorbeifahrende Schiffe als Waaren ausdehnen konnte, ſo verſuchte er ſie doch wenigſtens auf einige Artikel, als Wein, Pfeffer und Getraide.

Die Zölle wurden beſonders bei ſolchen Orten angelegt, wo entweder der Stapel, wie zu Speier, Mainz und Cölln, oder die Natur, wie bei dem Binger Loche, bei der Pfalz, bei der Bank[1] die Schiffahrt aufhielt. Hier wurden entweder Zollhäuſer, oder feſte Schlöſſer und Mautthürme erbauet, aus welchen man die Schiffe mit gewaffneter Hand anhalten und zwingen konnte. Auf dieſe Weiſe hatten ſich die rheiniſchen Fürſten ſchon über dreißig Zölle von Straßburg bis zu den Niederlanden erworben; wovon die vier rheiniſchen Kurfürſten allein über achtzehn beſaßen. Um daher dem Zollweſen mehr Ordnung und

1. zu St. Goar.

Gleichförmigkeit zu geben, hielten letztere mehrere Zusammenkünfte zu Mainz, zu Lahnstein, oder auch bei dem Königstuhle, und setzten gewisse Zollverordnungen oder Zollartikel fest, nach welchen sich sowohl die Zollbeamten, als Schiffer richten sollten. Diesen gemäß, wurde bei einer jeden Zollstätte ein Beseher, um die Fracht zu schätzen; ein Zöllner oder Zollschreiber, um die Einnahme einzutragen; ein Nachgänger, um beide zu kontrolliren; endlich ein Frachtbestätter, welcher den Schiffern Vorschuß leistet, angestellt. Diesen waren mehrere Zollknechte zugegeben, welche ihnen in den Amtsverrichtungen behülflich seyn mußten. Sie wurden meistens aus der Schifferzunft genommen, auf daß sie sowohl über die Schiffsladungen als Frachtbriefe desto sicherer urtheilen könnten. Der Zolltarif war nach Maaßgabe des innern Werthes oder auch des Gewichtes eingerichtet, allein die Zollbeamten verbesserten sich meistens auf ihre Kenntnisse und Erfahrungen, auch wohl auf ihr Augenmaaß; und so mußten sich die Schiffer mit ihnen öfters durch Geschenke abfinden. Dieser Willkühr der Schätzung suchte man hernach durch Maaß und Wagen abzuhelfen. Man maß nämlich die Schiffe nach ihrer Länge, Breite und Tiefe, oder wog die Waaren, und forderte sonach den Zoll. Aber auch diese Untersuchung blieb noch vielen Schwierigkeiten unterworfen, und so kehrte man wieder mehr oder weniger zu der alten Schätzung über Bausch und Bogen zurück. Die Zollgesetze der rheinischen Kurfürsten kamen endlich theils durch die Willkühr der Zollbeamten, theils durch die Eigenmacht der übrigen Fürsten wieder außer Acht; und es bestand blos unter Zöllnern und Schiffern ein Geschäft auf Treue und Glauben.

Die Menge und faſt unnatürliche Vervielfältigung der Rheinzölle machte endlich ſelbſt dieſe Art von Zollerhebung nothwendig. Wenn man bedenkt, daß von Mainz bis Cölln allein über vierzehn Zölle, und dieſe öfters ſo nahe bei einander angelegt waren, daß der Schiffer, wie bei Bacharach und Andernach, von einem Ufer gleich auf das andere überfahren mußte; ſo wird man leicht die Beſchwerlichkeit und den Aufenthalt begreifen, welcher der Schiffahrt durch eine ſtrenge Unterſuchung nach Maaß und Gewicht in den Weg gelegt worden wäre. Uebrigens wurde der Zoll in Tournoſen erhoben, welches Geld man für das ſchicklichſte hielt, um den Preiß der Waaren zu beſtimmen.

Der wechſelſeitige Verkehr und der wechſelſeitige Schutz, welchen zuerſt die Städte am Rheine durch den rheiniſchen Städte-Bund unter ſich feſtgeſetzt hatten, erſtreckte ſich in kurzer Zeit durch den großen Hanſee-Bund über ganz Europa. Noch kann man in dem Rathhauſe zu Cölln die Sitze der Bundesrichter und in dem Kaufhauſe[1] zu Mainz die Schildhalter der Städte ſehen, welche dieſes große Gemeinweſen entweder geleitet oder repräſentirt hatten.' »Innerhalb der Mauer einer »Stadt, ſagt Herder, war auf einen kleinen Raum alles »zuſammengedrängt, was nach damaliger Zeit Erfindung, »Arbeitſamkeit, Bürgerfreiheit, Haushaltung, Polizei und »Ordnung wecken und geſtalten konnte: die Geſetze manscher Städte ſind Muſter bürgerlicher Weisheit. Edle »ſowohl als Gemeine genoſſen durch ſie des erſten Rechtsmens gemeinſchaftlicher Freiheit, des Bürgerrechtes.

1. Jetzt iſt das Kaufhaus niedergeriſſen. Den Umriß davon findet man in den rheiniſchen Alterthümern.

»In Italien entstanden Republiken, die durch ihren Han-
»del weiter langten, als Athen und Sparta je gelangt
»hatten; diesseits der Alpen gingen nicht nur einzelne
»Städte durch Fleiß und Handel hervor, sondern es
»knüpften sich auch Bündnisse derselben, ja zuletzt ein
»Handelsstaat zusammen, der über das schwarze, mittel-
»ländische, atlantische Meer, über die Nord- und Ostsee
»reichte. In Teutschland und den Niederlanden, in den
»nordischen Reichen, Polen, Preußen, Ruß- und Liefland
»lagen diese Städte, deren Fürstin Lübek war, und die
»größten Handelsörter in England, Frankreich, Portu-
»gall, Spanien und Italien gesellten sich zu ihnen; viel-
»leicht der wirksamste Bund, der je in der Welt
»gewesen. Er hat Europa mehr zu einem Gemein-
»wesen gemacht, als alle Kreuzfahrten und römische Ge-
»bräuche: denn über Religions- und Nationalunterschiede
»ging er hinaus, und gründete die Verbindung der Staa-
»ten auf gegenseitigen Nutz, auf wetteifernden Fleiß, auf
»Redlichkeit und Ordnung. Städte haben vollführt, was
»Regenten, Priester und Edle nicht vollführen konnten und
»mochten: sie schufen ein gemeinschaftlich wirkendes Europa.«

Ich glaube dieses Buch nicht besser schließen zu kön-
nen, als mit einer Stelle aus Münsters Kosmographey,
welche die Gesetze und Sitten der Zeit so deutlich
schildert. »Gleichwie von Anfang der Beschöpfung bis auf
unsere Zeit sich verloffen haben sieben Welt, und wir
jezund sind in der siebten Welt, die besteht also lang als
Gott will, derselben weil sind auch sieben Heerschildt auf-
gelegt. Der König hebt den ersten; der Bischof Abt und
Abtissin, die da gefürstet sind, heben den andern; die
Layenfürsten den dritten; die Freyherrn den vierten, die
Mittelfreien den fünften; die Dienstmannen den sechsten;

und den ſiebenten Heerſchild hebt jeglicher Mann, der nicht eigen oder ein Kind iſt.

Siebenzahl wird auch angenommen von dem menſchlichen Leib. Dann bey dem Haupt wird beſcheiden Mann und Weib, die ehelich zuſammen gekommen ſind, und die Kind von ihnen beyden geboren, werden bezeichnet nach dem erſten Glied von beyden Haupt; nämlich da die Arme ſtoßen an die Schultern. Geſchwiſter Kind die andere Sippe, die ſtehn an dem andern Glied von dem Haupt herab gezählt, das Glied heißt der Ellenbog. Die dritte Sipp ſteht an dem dritten Glied, da die Hand an den Arm ſtößt, und die vierte an dem vierten Glied, da der Mittelfinger an die Hand ſtoßt. Die fünfte Sipp ſteht am fünften Glied, nämlich an dem andern Glied des Mittelfingers. Die ſechſte am dritten Glied des Mittelfingers, und die ſiebende vor dem Nagel des Mittelfingers. Nun welche Kinder nach dieſen ſieben Gliedern ſich vergleichen, die nehmen auch zu gleicher Weiſe das Erb. Hat ein Pfaff eine Kirche oder Pfründe, davon er ſich betragen mag, ſo theilen ſeine Geſchwiſter nicht mit ihm das fahrende Gut. Wer Erb nimmt, der ſoll auch die gelten, die der todte Mann gelten ſollte. Diebſtal, Spiel und Raub iſt niemand ſchuldig zu gelten für den andern.

Es mögen nicht zeugen Kinder die unter vierzehn Jahren ſind, noch Weiber, dann in etlichen Sachen, auch nicht Buben, Dumme und Thörigte, Blinde, Taube, Unſinnige, Ketzer, Verbannte und meineidige Leute.

Es mag ein Kind ſeines Vaters und ſeiner Mutter Erb verwirken in vierzehen Dingen. Nämlich ſo der Sohn bey der Mutter liegt; oder ſo er ſeinen Vater

faber und einschleußt wider Recht; oder so der Sohn seinen Vater anspricht und solche Dinge von dem Vater anzeigt oder rüget, die dem Vater an den Leib gehen; oder so der Sohn einen Vater schlägt an die Wangen; oder merklichen beschelten hat; oder auf ihn klagt, das den Vater in Schaden bringt, an Ehre oder Gut; oder so der Sohn ein Dieb oder Böswicht wird; oder den Vater irret und verwundert an seiner Seelenheil am Todtbett; oder so der Sohn ein Spielmann wird wider des Vaters Willen; oder wollt nicht Bürge werden für den Vater; oder wollt ihn nicht lösen von dem Gefängniß; oder so der Vater von Sinnen kömmt, und der Sohn verwahret ihn nicht; oder so der Sohn dem Vater sein Gut verthat mit Unsug.

So ein Mann stirbt ohne Kinder, und hinterläßt eine Frau, soll diese unbekümmert seyn bis zum dreißigsten Tag. Von dem Erb soll man zum ersten dem Gesind ihren Lohn geben, und soll sie nicht ausstoßen bis zum dreißigsten Tag, bis sie sich anderswo versehen mögen. Darnach muß die Frau theilen mit den Erben. Sie soll auch ihres Mannes Roß und Sattel, Harnisch und das best Schwert geben seinem Herrn, ob er ein Dienstmann war. Die Frau soll geben den Erben ein Beth, ein Pfülwen, ein Küssen und zwey Verlachen Tischlachen und ein Badkappen, zwo Zwehelen und zwei Becken. Das ist die gemeine Hunfahrd, da jeben die Recht mancher hand Dieng zu, so dazu gehört. Wo aber die Frau der Dingen nicht hat, der soll sie nicht geben.

Wenn zwey oder mehr gebohren sind zu einer Todleib, soll der Aelter das Schwert nehmen vorhin, demnach theilen sie gleich und der Jünger der Wehler. Es soll auch der Älteste Bruder des jüngeren Vogt seyn, bis sie

aufgewachsen und, darnach soll er ihnen gute Rechnung geben.

Wünschet man einen Knaben unter vierzehn, oder eine Jungfrau unter zwölf Jahren, denen soll nichts abgehen an Land und Lehnrechten im Erben. Kommen sie über dies Ziel, so sieben ihre nächsten Freunde an ihr Erb. Weis man das Alter eigentlich nicht, soll man Zeichen suchen am Leib, das erst so man kleine Härlein findet unter der Nasen, das andere so man solches findet unter der Achsen; das dritte ob den Gemächt, damit wird bewerbt, daß der Knab vierzehn Jahr alt ist oder drüber. Aber die Jungfrau mag mit diesen Zeichen nicht überwunden werden.

Man soll allen Raub und Diebheit zweifaltig gelten, so sie mit Gericht genöthigt werden. Gebe sie aber wieder unbenöthigt, so soll man sie einfältig gelten. Straßenraub begeht man sunderlich an drever hand Leut, an Pfaffen oder Pfaffengesind, an Pilgern und an Kaufleuten, die von Land zu Land fahren. Man soll die Straßenräuber hängen an einen Galgen, der aufgericht werde an einer öffentlichen Straß. Hat man wider einen solchen Räuber keine Gezeu[illegible], soll man ihm vorlegen drey Wahl, die Wasserurtheil, oder das heiß Eysen auf der Hand zu tragen, oder in ein heißwallenden Kessel mit Wasser zuzugreifen bis an die Ellenbogen. Gerichtet er damit, so ist er der andern Urtheilen ledig. Die ihr Recht mit Diebstal oder Straßenraub verwirken, ob man sie desselben Raubs oder Diebstals anders zeihet, die mögen mit ihrem Eid nicht ledig werden, man soll ihnen drey Chur vortragen, das heiß Eysen zu tragen, oder in wallenden Kessel zu greifen, oder mit Kampf sich zu wehren.

Alldieweil sich ein Mann mit seinem Schwert begürten mag, und auf ein Roß mit einem Schild und mit einem Schaft gesitzen mag, und man setzt ihm ein Stock zu dem Roß, der einen Daumellen hoch ist, und man soll ihm den Steigreif halten, und ein Meilwegs gereuten mag, der mag Haus halten und mit seinem Gut umgehen, als ob er vierzehn Jahr alt wär. Wenn der Jüngling zu vierzehn Jahren kommt, mag er ein ehlich Weib nehmen, ohne seines Vater Willen: also auch eine Tochter, die zu zwölf Jahren kommen ist, mag einen Ehemann nehmen.

Es mag niemand Pfleger sein, er sei dann fünf und zwanzig Jahr alt. Den Pfleger nennt man etwan Vormünder, etwan Vogt, etwan Behalter, etwan Sallate. Die alle sollen getreue Leute sein. Es mag kein Kind unter vierzehn Jahren ohne seinen Pfleger etwas thun, das nät sei. Verspielt ein Kind seines Vaters Gut, dieweil es nicht ausgewachsen ist, und ist unter 25 Jahren, muß man es dem Vater wiedergeben. Ein jeglicher Jüngling soll Pfleger haben, bis er 25 Jahr alt wird. Dieweil soll er nichts thun ohne seinen Pfleger mit seinem Gut. Ein Weib mag ohne ihres Mannes Erlaubniß ihres Guts nichts hinwegageben, weder eigne noch ledig Ding, noch Zinsgut, noch Leibensgut. Dann er ist ihr Vogt.

Der Kaiser mag in allen Landen nicht gegenwärtig sein; und mag alle Untergericht nicht verrichten, davon so leihet er andern Fürsten, Grafen und anderen Herren weltlich Gericht. In teutschen Landen hat jedes Land seine Pfalzgrafen. Sachsen hat einen, Baiern einen, Schwaben einen und Franken einen. Der römisch König soll mit Recht dieser Herrschaft, Markgrafschaft, Pfalzgrafschaft oder Grafschaft, keine in seiner Gewalt haben

Jahre und Tage. Er ſoll ſie hinleihen, thut er das nicht, des klagen die Fürſten und andere, das ihnen gebreſt, dem Pfalzgrafen am Rhein, wann der iſt zu Recht Richter über den König und davon hat die Pfalz viel Ehre. Alß man den Kayſer kieſet, ſoll er dem Reich hulden, und ſoll in Eid nehmen vier Ding, nämlich daß er das Recht ſtärke, das Unrecht bekränke, das Reich alle Zeit mehre, und nicht ärmer mache.

Andere viel Rechte ſo in teutſcher Nation gemacht ſind, von Erben, Bürgſchaften, Gezeugen, Morgengaben, Leibgeding, Heimſteuer, Todleib, rechtloſen Leuten, Acht, unehelichen Kindern, Pflegern, Eigenleuten und Nothwehr ꝛc. will ich dahin fahren laſſen.

Es weißt auch faſt jedermann, was und welche Kleider vnd ſpeiß im Teutſchen Land jezt im brauch ſeind, darumb nicht vom nöthen, etwaß davon zu ſchreiben. Es haben die Teutſchen viel Unterſchied vnd mannigfältige grad od' ſtand Vnder inen. Den erſten ſtand haben die Geiſtlichen, den andern die Edlen, vnd der hat vil grad, dann es ſeind Fürſten, Grauen, Freyherren vnd andere Edlen. Die Fürſten Vebertreffen die andern nit allein in der Würdigkeit vnd hohem geſchlecht, ſunder auch in dem gewalt, dann ſie haben weite Länder vnd herrſchaften. Aber die Grauen, Freyherren, vnd andere edlen, ſitzen hin vnd her hinder den Landesfürſten, beſünder die ſchlechten edelleut. Hie iſt gar ein ſeltzamer brauch vnder den edlen. Dann wann die Keyſer des Keyſerthums halb not angehet, vnd er Vermanet ſeine Fürſten, grauen vnnd edlen, ſo ſprechen ſie, das ſie gefreyet ſeind, vnd niemand dienen dann der inen ſold giebt, darzů laſſen ſie auch jre vnderthanen nit dienen, vnd ſagen doch das der Keyſer jr Oberherr ſey. Dieſe leut meinen, das jr adel

nit wenig geſchwecht wurd, wann ſie ſolten kaufmanſchaft treiben, oder ein Handwerk fuhren, oder ſo einer ein wuedle hausfrauwen neme, oder ſolt einer wonen wie ein ander Bürger in einer frembden ſtatt. Sie haben kein Gemeinſchaft vnd bewonungen auf den bergen, in den wäldern, oder auf dem feld, do ſie mit irem Hausgesind frey wonen. Die fürſten vnd edlen hangen an gemeinlich dem jagen, vnd meinen es gebör inen allein zů auß langwärigem brauch, vnd begebner freiheit, aber den andern Verbieten ſie zu faben Hirtzen, Reh, hinner vnd haſen bei Verlierung der Augen, ja an etlichen örtern iſt es verbotten bei kopfabhauwen. Doch was ſchedliche thier ſeind, mag jederman faben. Es eſſen auch die edlen gar luſtbarlich, vnd kleiden ſich köſtlich, zieren ſich mit gold, ſylber vnnd ſeiden, ſunderlichen die weiber, im hauß vnd auſſerhalb dem hauß. Vnd wann ſie ausgahn, volgt inen nach ein hauffen gesinds, vnd gban ſo langſam vnd ſittlich vnd machen ſo wohlbedachte Schritt in irem gang, daß das gemein Volk ſie einswegs an iren geberden erkennt. So aber ein ferner weg vorhanden iſt, gond ſie nit zů fuß, dann ſie meinen es were inen Vnerlich, vnd ein vrkund der dürftigkeit, aber rauben wann ſie not angat, ſchemen ſie iren theil nit, beſunder nachdem der thurnier in ein abgang komen iſt. Wann inen ein ſchmach von jemand begegnet, tragen ſie es ſelten mit dem recht auß, ſunder ſie verſamlen jre reiſige geſpanen, vnd rechen ſich mit dem ſchwerdt, feuer vnd raub, vnd zwingen alſo die inen wiederdruß haben gethan, zů der genügthůung.

Der ander ſtandt iſt der Burger die in den ſtetten wonen, deren ein theil dem Keyſer, die andern den Fürſten oder den geiſtlichen prelaten vnterworffen ſeind. Die dem Keyſer gehorſam ſeind haben vil freyheuen, bruch vnd

ſatzungen, deren ſie ſich in gemein gebrauchen. Aller zar machen ſie auß den burgern ein ſtett oder burgermeiſter, an dem der höcht gewalt ſtebt. In den maleſitzen oder übeltaten vrtheilen ſie nach vernunft vnd gewohnheit, das ſie jnnn auch pflegten zů thun in andern burgerlichen hendlen vnd zancken; doch mach man zu dem Keyſer appellieren. Es ſind gar noch in allen Reichsſtetten zweierlei burger. Etlich ſeind junkern, vnd von den groſen geſchlechten geboren, die andern ſeind ſchlechte Burger. Die ſchlechten Burger treiben kauffmanſchatz, oder bekümmern ſich mit Handwerken, aber die andere, die man Patricios nent, vnd von den alten geſchlechten herkommen ſeind, betragen ſich mit jrem Väterlichen erb vnd von zinß vnd gülten. Vnd wann einer aus den gemeinen burgern zu groſen reichthum komet, vnd will ſich zu jnen ſchlahen oder gemeinſchaft mit jnen machen, nemmen ſie jn nit in jr gemein. Doch was der ſtattregiment antrift, wird do vnder den burgern kein Vnderſcheid gemachet, ſunder werden beide zů den ämptern genommen beſunder die einheimiſche. Die ſtett im teutſchen land ſeind gemeinlichen, wol bewart von natur oder kunſt, dann ſie ſeind faſt zu den tiefen wäſſern geſetzt, oder an die berg gegrundfeſtet, vnnd die auf der freyen ebne liegen, ſeind mit ſtarken Mauren, mitt gräben, bolwerken, thürmen, ſchütten vnd andern gewehr umpfaſſet, das man jnen nit bald kan zukommen.

Der dritt ſtand iſt der menſchen auff dem feld, ſitzen in den dörfern, höfen, vnd wylern, vnd werden genennt Bauwren, darumb dz ſie das Feld bauwen, vnd das zu der Frucht bereiten. Die füren gar ein ſchlecht vnnd niderträchtig leben. Es iſt ein jeder von dem andern abgeſchnitten, vnd lebt für ſich ſelb mit ſeinem geſind vnd vieh. Jre heuſer ſeind ſchlechte heuſer von kot

vnd holtz gemacht, auf das erdtrich geſezt, vnnd mit ſtroh gedekt. Ire ſpeiß iſt ſchwarz rocken brodt, haberbrey, oder gekocht erbſen mit linſen. Waſſer vnd molken iſt faſt jr trank. Ein zwilch giwpen zwen hundſchüch vnd ein filzhut iſt jr kleidung. Diſe lent haben nimmer Ruh. Früh vnd ſpat hangen ſie der Arbeit an. Sie tragen in die nechſten ſtett zuuerkauffen was ſie nutzung überkommen auff dem feld vnd von dem viech, vnd kaufen ein dargegen was ſie bedörfen. Dan ſie haben keine, oder gar wenig handwerkslent bei jnen ſitzen. Jren Herren müſen ſie offt durch das jar dinen, das feld bauwen, ſäen, die frucht abſchneiden, vnd in die ſcheuwer führen, holz hauwen vnd gräben machen. Do iſt nichts, daß das arm Volk nit thun muß, vnd an verluſt nit auffſchieben darf. Was ſolche harte Dienſtbarkeit in dem armen Volk gegen jren obern bringe, iſt man in kurz verruckten jaren wol innen worden. Es iſt kein ſtähel bogen ſo gut, wan man jn zu hoch ſpannen will, ſo bricht er. Alſo iſt es mit der rühe der oberkeit gegen den Vnterthanen, wo die zu groß iſt. Es wolt ſich der kunig Roboam zu viel-tiranniſch gegen ſeinen vnterthanen halten, aber wie wohl es ihm ausſchlug, weis ich wohl. Solches weis ich auch wol, das Gott oft hierten vnd regenten über ein volk ſezt, nachdem ſichs gegen jm verſchuldet.«

Nachdem wir nun die groſſen Unternehmungen des rheiniſchen Städte-Bundes im Allgemeinen vorgenommen haben, wollen wir auch die Geſchichte der einzelnen Städte und Staaten, und was darin vorzüglich merkwürdig iſt, anführen.

Druckfehler.

Seite	20,	Zeile	15,	ſtatt	vor lies von.
—	64.	—	21.	—	Seſiſtat l. Seſiſtek.
—	73.	—	11.	—	Seſiſtat l. Seſiſtek.
—	104.	—	24.	—	den grauſamſten l. der grauſamſte
—	153.	—	4.	—	hergeſtellt l. dargeſtellt.
—	234.	—	16.	—	814 l. 841.
—	240.	—	22.	—	Könige l. Kriege.
—	304.	—	31.	—	Verſprechen l. Vorſprache.
—	304.	—	32	—	Gardo l. Bardo.
—	356.	—	14.	—	Ludwig l. Otto.
—	389.	—	22.	—	Berthold l. Hermann.
—	415.	—	19.	—	vollführen l. vollführt.

Rheiniſche Geſchichten und Sagen

von

Niklas Vogt.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main
Verlag der Hermannſchen Buchhandlung
1817.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Vorrede.

Ich habe den erſten Theil dieſer rheiniſchen Geſchichte mit Luſt und Leichtigkeit bearbeitet. Denn darin fand ich noch das heilige römiſche Reich teutſcher Nation in ſeiner Blüte und Vereinigung, und es fehlte mir nicht an Quellen und zuſammenhängenden Jahrbüchern, woraus ich ſchöpfen konnte. In dieſem und den folgenden Theilen aber iſt es in mehrere hundert Stücke und Stückchen zerſplittert, deren Geſchichte man entweder gar nicht, oder nur theilweiſe berührt findet. Sismondi und

Müller mogten wohl weniger Schwierigkeiten bei der Verfertigung ihrer Geschichten zu überwinden haben, als ich; denn die italienischen und schweizer Republiken hatten seit ihrer Entstehung fortlaufende Chroniken und Jahrbücher, worin sowohl die Begebenheiten als die Ursachen und Personen angegeben sind, welche sie veranlaßt oder geleitet haben. Ich aber fand, nachdem ich mehrere Foliobände durchlesen, und viele Urkunden durchsucht hatte, kaum eine Ausbeute für einen Bogen. Die weltlichen Fürstenthümer am Rhein hatten vor dem zwölften Jahrhundert gar keine Geschichte, und die geistlichen mehr eine Geschichte ihrer Kirchen und Klöster, als ihrer Völker.

Dazu kommt noch, daß in den Bruchstücken, welche man hie und da vorfindet, meistens nur die Resultate der Begebenheiten, selten die handelnden Personen angegeben sind. Dies alles macht eine zusammenhängende und dramatisch dargestellte Geschichte der rheinischen

Staaten sehr schwer; denn welcher Geschichtschreiber wollte jetzt noch, da Recht und Besitz eine gänzliche Umwälzung erlitten haben, seine Leser durch eine dürre Reihefolge von unbedeutenden Nahmen, oder eine langweilige Aufzählung von Gütererwerbungen ermüden. Bei meinen gehäuften Amtsgeschäften, welche mir kaum Zeit zur Korrektur lassen, muß ich daher meine Leser abermals bitten, die Druck- oder andere Fehler, welche sich bei den vielen Nahmen, Jahrzahlen, Orten und Staaten in diesem Werke einschleichen sollten, gütigst nachzusehen. Ich werde sie, wenn ich mehr Zeit zur Vergleichung meiner Excerpte finden sollte, am Ende berichtigt angeben. Da mir jetzt Alter und Amt nicht mehr die Muße gestatten, welche mich bei dem Beginnen dieses Werkes anlachte, so wünsche ich von ganzem Herzen, daß die noch lebenden rheinischen Geschichtforscher, Pfister, Batton, Kirchner, Fichard, Dahl, Lehne, Günther, Wirz, Kindlinger,

Stumpf, Bodmann und Wallraf recht viele, bisher noch unbekannte Quellen, entdecken mögten, welche ich in dem Coder der Beweisstellen mit Dank benutzen werde.

Uebrigens bitte ich meine Leser, die hinten beigedruckten Verbesserungen zu vergleichen.

Frankfurt am Main,
den 24. November 1816.

Niklas Vogt.

Fünftes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Habsburg-Oestreich.

Rheinische Geschichte

von

Habsburg-Oestreich.

Der Rhein kommt von einem Lande her, welches durch die Natur und Geschichte so reich mit schönen, großen und herrlichen Bildern geschmückt ist. Es kann in der That für ein gefühlvolles Herz nichts anziehender seyn, als der Kampf einfältiger Bauern um Freiheit im friedlichen Hirtenthale gegen mächtige Herren und Fürsten auf stolzen Felsenhöhen und glänzenden Schlössern um Herrschaft. Zu Sarnen sieht man noch das ländliche Haus mit blanken Brettern, Sprüchen und Weinreben umgeben, was der alte ehrliche Staufacher sich erbauet hatte, und weswegen er von den Landvögten beneidet wurde. Nicht weit davon steht das andere Haus, worin die keusche Gattin dem mächtigen Wollüstlinge zuerst ein Bad bereiten, und dann ehebrechen sollte. Aus den Gebüschen der lieblichen Schwanau im Lowerzer See ragen die Trümmer jener Burg hervor, welche die Jünglinge von Art zerstörten

als der Vogt einem von ihnen die Geliebte dorthin geraubt hatte. Auf der jetzt wüsten und zerbrochenen Burg des Rozbergs haußte Landenberg, welcher die Braut des Arnold von der Halden schändete, und seinem Vater die Augen ausstechen ließ, weil er den flüchtigen Sohn nicht verrathen wollte. Auf einem Brunnen zu Stanz steht das Bild des biedern Arnold von Winkelried, viele Lanzen im Arme fassend, zum ewigen Andenken jener Heldenthat, wodurch er in der Schlacht bei Sempach seinen Landsleuten die feindlichen Reihen öffnete, indem er, sich selbst opfernd, die feindlichen Spieße zusammen packte, und auf seine Brust kehrte. Einsam erhebt sich zwischen den senkrechten Felsen am Vierwaldstädter-See das Rütli, wo der Schweizerbund zur Erhaltung alter Freiheit beschworen wurde. Gegenüber schimmert aus wilden Gebüschen und Steinmassen die Kapelle, und unter ihr die Platte, auf welche sich Wilhelm Tell aus dem Sturme und den feindlichen Ketten rettete, als er den Apfel von dem Haupte seines Sohnes geschossen hatte. An den zwei Enden des Sees stehen noch zwei andere Kapellen, dem Andenken großer Thaten geweihet. Bei der einen erschoß Wilhelm Tell den Tyrannen Geßler. Die andere deckt die Einsiedelei des Niklas von der Flühe, welcher zweimal durch klugen Rath und sein Schwert das Vaterland gerettet hatte. Um diese eben so einfachen als rührenden Denkmäler alter Sitten und Heldenthaten thürmen sich ungeheuere Felsen und Berge, und über ihnen glänzt der ewige Schnee der Alpen oder die ehrwürdigen Trümmer von Habsburg, Kyburg und Toggenburg. In ihre Thäler stürzen sich Bäche und Flüsse tosend herab, indeß auf grü-

nen lieblichen Matten friedliche Hirten ihr Vieh weiden und auf den Landpfeifen den Kuhrein blasen.

Dieses Land war den Römern unter dem Namen Helvetien bekannt, und Julius Cäsar hatte harte Kriege gegen dessen tapfere Völker führen müssen, ehe er sie seinem Reiche unterwerfen konnte. Die Römer nahmen den größten Theil davon zu der Provinz Maxima Sequanorum, legten darin Heerwege und Städte an, wovon noch Lucern, Augst, Windisch, und Basel Beweise sind.[1]

Unter der fränkischen Monarchie wurde es, wie die übrigen teutschen Länder, in Gaue vertheilt; davon tragen noch der Thurgau, der Aargau und der Gletgau ꝛc. ihre alten Namen. Nach Ausgang der Karlinger war die Schweiz eine Zeitlang ein Stück des burgundischen Reichs; dann wurde sie in viele Stammgrafschaften und Herrschaften vertheilt, welche entweder Grafen und Rittern, als denen von Toggenburg, Werdenberg, Kyburg, Habsburg ꝛc. oder Bischöfen und Aebten von Chur, Basel, St. Gallen, Einsiedlen ꝛc; unterthänig waren. Zwischen ihnen erhoben sich die alten und neuen Städte, Solothurn, Lucern, Zug, Zürch, Bern, Freiburg, Schafhausen und Basel als freie gemeine Wesen. In den rauhen Alpenthälern lebten mit alten Rechten und Freiheiten die Hirtenvölker in patriarchalischer Einfalt.

Unter diesen mancherlei Herrschaften und Gemeinden der Schweiz finden wir gegen das zehnte Jahrhundert die Stammväter jenes durchlauchtigsten Hauses hervorragen, welches in alten Zeiten seine Wurzeln bis zu der merwingischen Dynastie erstreckte, und in neuern seine

1. Lucerna, Augusta rauracorum, Vindonissa, civitas Basiliensium.

kaiſerlich-königliche Gewalt über die alte und neue Welt ausgedehnt hat.

Die Genealogie des habsburgiſch-öſtreichiſchen Hauſes iſt bis auf Guntram den Reichen ziemlich undeutlich. Die Geſchlechtsforſcher laſſen die alten Habsburger von Etticho I. herſtammen, welcher im Jahre 690 unter den Merwingern Herzog von Schwaben oder Allemannien war. Dieſer gründete ſeine Burg auf den Anhöhen der Vogeſen, wovon man noch die alten Mauern des Schloſſes ſieht, welches Obernburg oder Hohenburg genannt wurde. Er hatte drei Söhne, wovon der ältere Etticho II. der Stammvater der lothringiſchen Herzoge, Adelbert jener der Habsburger und Zähringer wurde. Der dritte Leodegar war Biſchof. Von ſeinen zwei Töchtern Odilia und Roſemunde iſt erſtere durch die Legenden berühmt geworden. Blind und faſt unförmlich geboren wollte ſie der Vater nicht vor ſeinen Augen haben. Sie wurde hinweggeſchaft und in einem Kloſter erzogen. Aber Gott, auf deſſen Güte ſie ihr Vertrauen geſetzt, gab ihr Geſicht und Schönheit. So wurde ſie durch Vermittlung ihres Bruders dem Vater vorgeſtellt. und dieſer empfing ſie wieder mit Liebe und Wohlgefallen. Sie aber entſagte der Welt und aller irdiſchen Liebe und ſtiftete ein Kloſter.

Adelbert, welcher dem Vater in dem Herzogthume gefolgt war, zeugte mit ſeiner erſten Gemahlin Gertrude ſechs Kinder, drei Söhne nämlich und drei Töchter. Erſtere hießen Leutfried, Eberhard und Maſo, letztere Eugenie, Attala und Gundelinde. Von ſeiner zweiten Gattin Batilde hatte er nur zwei Töchter, die Savine und Lutgarde. Der Vater und die Söhne waren die Stifter der vorzüglichſten und reichſten

Stammtafel des Habsburgiſchen Hauſes.

Etticho I., Herzog in Allemanien oder Schwaben, 690.

Etticho II. Herzog in Schwaben. — Adelbert, Herzog im Elſaß. Vermählt mit Gerlinden . . . . . — Lebegar, Biſchof. — Odilia. — Reſewina. Mit ſeiner zweiten Gemahl

Leutfried. — Eberhard I. Vermählt mit Hiltegarde. — Maſo. — Attala. — Gundelinde. — Savine. — Lutga

Eberhard II. Stammvater der Herzoge von Lothringen. — Hugo II. Stammvater der Landgrafen vom untern Elſaß. — Guntram, 950. Landgraf vom obern Elſaß.

Landbold, 990. Graf von Altenburg.

Berthold I. 909. Graf im Breisgau. — Werner, Biſchof von Straßburg. — Radbot oder Rudolph I. Graf von Klettgau, 1027

Berthold II. 1078. Herzog von Zähringen. — Otho I. 1046. Graf von Sundgau. — Werner I. 1095. Graf von Habsburg.

Berthold III. 1111. Herzog von Schwaben. — Herrmann I. 1074. Markgraf von Baden. — Otho II. 1111 — Albert

Werner II.

Albert III., der Reiche, 1199. Graf von Habsburg und Landgraf von Elſaß. Vermählt mit der Erbgräfin Ida von Bregenz.

Rudolph I. 1221.

Albert IV., Graf von Habsburg, 1240. Vermählt mit Hedwig, Gräfin von Kyburg. — Rudolph II., 1249, Graf von Laufenburg.

Rudolph III. Kaiſer. (Siehe die folgende Stammtafel.) — Albert. — Werner. — Gottfried, 1278. — Rudolph, Biſchof von Conſtanz. — Eb von Kybu

Statute.

I. 1032.

1141.

rd,
ufenburg.

Habsburgisch-Oestrei

(Siehe die vorhergegang

Rudolph I.
Anna, Gräfi

Albert I. Kaiser, † 1308. | Hartmann, † 1281. | Mathilde — Ludwig von Baiern. | Agnes — Albert von Sachsen. | Hedwig — O
† 1304. von Bran

Rudolph, König in Böhmen, † 1335. | Friedrich I., der Schöne, † 1330. | Leopold I. † 1326. | Albert II. † 1358. | Heinrich. | Otho, der Kühne.

Rudolph, † 1365. | Albert III. von Oestreich, † 1395. | Friedrich II. † 1362. | Leopold II. Rhei
† 1386.

Albertinisch-Oestreichische Linie. Leopoldinisch-Rheini

Albert IV., † 1404. | Wilhelm. † 1406. | Friedrich IV., in T
† 1439.

Albert V. — Elisabeth. König in Ungarn und Böhmen, und Kaiser, † 1439. | Sigismund, † 14

Ladislaus Posthumus, † 1457.

Karl I. König in
und Kaiser V.,

Karl II., † 1

ſche Stammtafel.

Stammtafel.

er, † 1291.
n Hohenberg.

urg. | Katharina — Otto, † 1303. v. Baiern. | Guta — Wenzel, † 1313. v. Böhmen. | Clementine — Karl † 1305. v. Hungarn. | Euphemie. | Rudolph — Agnes von Böhmen, 1290.

Johann 1333.

Linie.

| Leopold III. † 1411. | Ernſt in Steiermark, 1424.

Friedrich V. Kaiſer, † 1493. | Albert VI. † 1463.

Maximilian I. Kaiſer, † 1519.

amien 58.

Ferdinand I. Kaiſer, † 1564.

Maximilian, in Oeſtreich Kaiſer, † 1576. | Ferdinand.

Maria Thereſia, † 1780. | Franz I., Herzog von Lothringen und Kaiſer, † 1765.

Joſeph II. Kaiſer. 1790. | Leopold II. Kaiſer, † 1792. Franz II. Kaiſer.

Klöſter im Elſaß. Adelbert gründete die reiche Abtei von St. Stephan in Straßburg; Eberhard und Maſo die beiden Klöſter Ebermünſter und Masmünſter. Dem nämlichen Geſchlechte wird auch die Gründung der Abteien von Murbach, Etenmünſter und Schwarzach zugeſchrieben. Fromm und großmüthig zeichneten ſich alſo ſchon im ſiebenten Jahrhunderte die Ahnen des habsburgiſch-öſtreichiſchen Hauſes aus.

Eberhard I. zeugte mit Adelinden einen Sohn Hugo I. Von dieſem und ſeiner Gattin Hildegarde gingen die vier Zweige der Fürſten von Lothringen, Egisheim, Zähringen und Habsburg aus. Eberhard II. wurde nämlich der Stammvater der Herzoge von Lothringen, Hugo II. jener der Landgrafen vom untern- und Guntram der vom obern Elſaß. Guntram ſelbſt war zugleich Graf vom Sundgau und Breisgau, und hatte ſchon in der Schweiz beträchtliche Beſitzungen, darum er der Reiche genannt wurde. Sein Sohn Landbold oder Lancelin nannte ſich Graf von Altenburg, und hatte ſeinen Sitz bei Windiſch, der alten römiſchen Vindoniſſa. Radbot, deſſen Sohn, lebte zu Anfange des eilften Jahrhunderts, war Graf im Sledgau, und heirathete Ida, die Tochter Gerhards III., Grafen von Elſaß und Herzogs von Lothringen. Sein Bruder Werner wurde Biſchof von Straßburg. Durch geiſtliche und weltliche Gewalt mächtig bauete dieſer den Münſter als ſeine Kirche, und das Schloß Habsburg für ſeine Familie. Seit dieſer Zeit nannten ſich die Nachkömmlinge ſeines Stammes Grafen von Habsburg.

Es geht eine alte Sage, das der Biſchof Werner anfänglich mit dem Baue ſeiner Stammburg nicht zufrieden geweſen ſey, als er ihn das erſtemal erblickte. Da

er ihn aber bald mit mehreren hundert Vasallen und Rittern erfüllt fand, welche auf jeden Wink bereit standen, die Feinde seines Hauses von ihren Mauern zurückzuschlagen, soll er sehr zufrieden ausgerufen haben: «so steht freilich Habsburg gegen alle Anfälle fest.» In diesen Worten liegt im Kleinen die ganze Geschichte des habsburg-östreichischen Hauses. Nicht durch Bollwerke und kriegerische Eroberungen ist es groß und mächtig geworden, sondern durch die Liebe und Treue seiner Unterthanen.

Es ist wahrscheinlich, daß sich die Macht dieses Hauses schon im zehnten Jahrhunderte sehr erweitert habe. Albert III., ein Urenkel Radbots, besaß nicht nur beträchtliche Güter und Rechte im Elsaß, Breisgau und Aargau; sondern er nannte sich auch Landgraf von Ober-Elsaß, und, wie sein Urvater Guntram, den Reichen. Rudolph, sein Sohn, erhielt vom Kaiser Friedrich II. die Reichsstadt Lauffenburg, und wurde Landvogt der kleinen Kantone in der Schweiz, welche Stellen seinen Einfluß in diesem Lande vermehrten. Er hatte sich dabei schon so viele Rechte erworben, daß der Kaiser ihm für diese Vogtei die Grafschaft Rheinfelden geben mußte.

Rudolph I. starb im Jahre 1232, und hinterließ zwei Söhne, Albert IV. und Rudolph, welche seine Länder unter sich theilten. Ersterer erhielt mit dem Schlosse Habsburg die Besitzungen im Aargau und Elsaß, letzterer die Grafschaften Gletgau, Rheinfelden, Lauffenburg, und was seine Familie im Breisgaue besaß. Beide nannten sich Landgrafen vom Elsaß. Albert vermählte sich mit Hedewig, der Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, welcher von den Herzogen von Zähringen abstammte. Dadurch erhielt das Haus Habsburg

neue Stärke und Ansprüche auf neue Erwerbungen. Von dieser glücklichen Ehe zeugte Albert drei Söhne, nämlich Rudolph II., Albert, welcher Domherr zu Basel war, und Hartmann.

Nachdem er viele Fehden mit seinen Nachbarn männlich und ehrlich ausgefochten hatte, zog er des weltlichen Krieges müde, nach Palästina in den heiligen, und hinterließ seinen Söhnen seine Länder, und eine Ermahnung, deren Befolgung das Haus Oestreich groß gemacht hat: »Gedenkt immer,« sagte er bei seinem Abschiede, »daß »die Grafen von Habsburg nicht durch Betrug und Eigen»nutz, sondern durch ihre Tapferkeit und Eifer für das »gemeine Beste so einen hohen Grad von Macht und Ruhm »sich erworben haben. So lange ihr den Schritten eurer »Väter folgt, werdet ihr die Würden und Besitzungen, »welche sie euch hinterlassen haben, nicht nur erhalten, »sondern auch noch vermehren.«

Es scheint, daß Rudolph, sein ältester Sohn, diese väterliche Ermahnung vorzüglich beherzigt habe; denn er wurde der wahre Stifter der habsburgisch-östreichischen Größe und Macht. Schon zu allen ritterlichen Tugenden an dem Hofe des Kaisers Friedrich II. gebildet, brauchte er seine Waffen zum Schutze friedfertiger Bürger gegen die Räubereien und Anfälle mächtiger Unterdrücker. Er beschützte die Stadt Straßburg gegen ihren Bischof, welcher sie unterwältigen wollte, und die Stadt Zürich gegen die Ritter, die von ihren Burgen herab den Handel und die Schiffahrt auf dem See unsicher machten. Er wurde Vogt der kleinen Kantone und Städte in der Schweiz, denn sie hatten einen tapfern Beschirmer nöthig.

So großmüthig er sich aber in Hülfe gegen die Bedürftigen zeigte, so klug dachte er auch auf die Erhaltung und

Vergrößerung seines Hauses. Darum waren zweie seiner erste Fehden gegen seine Oheime Rudolph, den Grafen von Laufenburg, und Hartmann, den Grafen von Kyburg, gerichtet. Jenen beschuldigte er: daß er whrend seiner Vormundschaft ihm einige Erbgüter entzogen habe. Von diesem forderte er, von seiner Mutter Hedwig, einer gebornen Kyburgerin, her, einen Theil der Kyburgischen Länder. Beide mußten der Gewalt seiner Waffen weichen, und ihm Genugthuung leisten; aber Hartmann rächte sich bald an ihm, indem er die Kyburgischen Länder dem Bischofe Walther von Straßburg als Lehen übergab. Sey es, daß Rudolph von diesem Lehensvertrage nichts erfahren, oder eine gelegene Zeit abgewartet hatte, um ihn zu hintertreiben, genug, er schwieg bei dem Vorgange; ja er diente sogar noch dem Bischofe in der Fehde gegen die Stadt Straßburg. Sobald er sich aber die Gunst seines Oheims wieder erworben hatte, forderte er die gemachte Schenkung von dem Bischofe zurück, und da dieser sie ihm verweigerte, sagte er: »Ist das der Dank für die Dienste, »welche ich euch bisher geleistet habe? Da ihr also gar keine »Rücksicht auf den Beistand und die Liebe eurer Freunde »nehmen wollt, so wißt, daß Rudolph von Habsburg »von dieser Stunde an euer Feind ist.« Er endigte, indem er an sein Schwert griff, mit den Worten: »so lange »ich diese Waffen führen kann, werdet weder ihr, noch »ein anderer mir die Güter entziehen können, welche mir »als Erbtheil meiner Mutter zugehören. Da ihr mir »selbige nun gegen alles Recht und Gerechtigkeit rauben »wollt, so wißt, daß ihr mit nächstem eure eigenen verlieren »werdet.«

Nach diesen Worten verließ er des Bischofs Partei, und ging zu den geängstigten Straßburgern über, welche

ſeine Hülfe mit offenen Armen aufnahmen. Verbunden mit dieſen fiel er ſogleich in des Biſchofs Länder ein, nahm Colmar mit Liſt, Mühlhauſen mit Sturm weg, und wurde Meiſter des ganzen obern Elſaſſes. Walther, von Rudolph's Waffen entblößt, wurde von den Straßburger Bürgern bei Dorolsheim geſchlagen, und ſtarb für Verdruß während der Fehde. Sein Bruder und Nachfolger auf dem biſchöflichen Stuhle, Heinrich, bot dem Sieger die Friedenshand; und dieſer war ſo großmüthig, daß er die eroberten Plätze an das Hochſtift wieder heraus gab, und ſich allein mit dem Verzichte des Biſchofs auf die Kyburgiſchen Länder begnügte. Die Straßburger Bürger aber errichteten ihm zur Dankbarkeit für die ihnen geleiſteten Dienſte, an dem herrlichen Münſter, den ſein Ahnherr Werner erbaut hatte, auch ein herrliches Denkmal. *

Dieſe glücklich geendigte Fehde zog ihm aber bald eine neue mit dem Abte von St. Gallen und dem Biſchofe vom Baſel herbei, indem erſterer auf einen Theil der Kyburgiſchen, der andere auf Breiſach und mehrere Habsburgiſche Plätze Anſprüche machte. Die Fehde wurde um ſo gefährlicher, weil der Biſchof auch noch die Bürger von Baſel darein zu verwickeln wußte. Es herrſchten nämlich zu der Zeit zwei mächtige Parteien in dieſer Stadt, wovon ſich die Glieder der einen, von dem Bilde ihrer Fahnen, die Pfittigträger, die andern die Sternträger nannten. Jene hielten es mit der Gemeinde und dem Biſchofe,

* Rudolph war darauf zu Pferde gebildet. Die Bildſäule ſelbſt war ein vortreffliches Kunſtwerk jener Zeit. Sie iſt aber während des Vandalismus der franzöſiſchen Revolution, wie alles, was groß und königlich war, zerſtümmert worden.

dieſe mit dem Adel und Rudolph. Sie bekämpften einander in und außer der Stadt. Viele Adliche wurden bei einem Turniere ermordet und vertrieben, und die Habsburgiſchen Schlöſſer zu Blodesheim, Ottmarshauſen und Rheinfelden weggenommen oder verwüſtet.

Als Rudolph bedachte, daß ihm der doppelte Krieg mit denen zu Baſel und St. Gallen zu ſchwer fallen könnte; verfügte er ſich ohne alles Geleit nach Wyl in's Thurgau, und verlangte vor den Abt von St. Gallen gelaſſen zu werden. Dieſer ſaß ſo eben mit ſeinen Vaſallen und andern Rittern beim Imbiß, um ſich über die Fehde zu berathſchlagen, und wollte faſt nicht glauben, daß ſein Feind ohne alle Bedeckung zu ihm kommen würde. Da trat Rudolph ſchon in den Saal, und redete ihn alſo an: »Herr Abt von St. Gallen! wiewohl ich mit »euch in Fehde liege, ſo bekenne ich nichtsdeſtoweniger, »daß ich euer Lehensmann ſeyn will. Und obwohl wir »beide einander faſt gleich beſchädigten, wenn wir die »Fehde fortſetzten; ſo würden der Biſchof von Baſel und »die Städte, welche ſich mit ihm verbunden haben, deſſel»ben wohl mögen lachen. Ich begehre mich mit euch und »eurem Gotteshauſe zu vertragen, damit ich mich gegen »den Biſchof und die Stadt Baſel deſto mehr erwehren »könne, welche meine Schlöſſer zerſtört, und viele Ritter »und Bürger verjagt haben, die mir zugethan ſind.« Dieſe eben ſo offene als kluge Rede gewann dem Grafen die Bewunderung und das Zutrauen des Abtes von St. Gallen und ſeiner Freunde. Der Span wurde ſogleich gütlich beigelegt, und als bald hierauf der Biſchof von Baſel dem Abte einige Weinfäſſer wegnehmen ließ, gab dieſer Rudolphen 300 Ritter, um die Fehde gegen die Baſeler deſto kräftiger fortſetzen zu können.

Als nun beide Heere gegen einander angerückt, und die Fürsten in dem Kloster Bruk zusammen gekommen waren, sprach der Bischof von Basel: »Was hat unsere »liebe Frau gegen St. Gallen verschuldet, daß ihr der»selben so großen Schaden zufügen wollt?« Hierauf antwortete der Abt: »Und was hat St. Gall verschuldet »gegen unsere liebe Frau, daß ihr ihm seinen Wein weg»genommen?« So zogen beide wieder feindlich von einander, und die Fehde wurde mit neuer Erbitterung fortgesetzt.

Der Krieg wurde damals, wie unter den Trojanischen Helden, zugleich durch Kampf und List geführt, und Rudolph erscheint, wie ein anderer Ulysses, als Meister in beiden Künsten. Schon bei der Straßburgischen Fehde nahm er im Einverständnisse mit dem Stadtschultheiß Meisemann, Gessler, wie einst Ulysses Troja ein; nur mit dem Unterschiede, daß er seine Leute, statt in einem hölzernen Pferde, hier in einem Weinfasse heimlich in die Stadt brachte. Bei der Zürcher Fehde gab er noch glänzendere Beweise kluger Besonnenheit und Entschlossenheit. Die Ritter und Grafen, welche ihre Burgen und Schlösser nur darum an dem See her erbauet zu haben schienen, um die friedlichen Schiffer und Handelsleute zu berauben, lagen in beständiger Fehde mit den Bürgern von Zürch. Diese wandten sich daher an ihren nächsten Nachbar, den Leutbold von Regensberg, welcher vom Uetliberge herab die Stadt am meisten beängstigen oder beschirmen konnte, und flehten denen Schutz an. Leutbold aber war zu viel an Raub gewöhnt, als daß er dieses friedliche Anerbieten angenommen hätte, er wies die Zürcher mit Verachtung ab, und sagte: »Ihr müßt wissen, daß ich eure Stadt durch »meine Schlösser und Länder so umstrickt habe, wie einen »Fisch in dem Netze; ergebt euch also unter meine Herr-

»ſchaft, und ich will euch gütlich regieren, und wacker be»ſchirmen.« Nach einer ſo ſchnöden Abweiſung ſetzten die beängſtigten Burger ihre einzige Hoffnung auf Rudolph von Habsburg, welcher bisher die Kantone und die Straßburger ſo wacker vertheidigt hatte; und dieſer beſchirmte ſie auch jetzt gegen die ganze Räuberbande der Ritter, welche ſich um den See gelagert hatten. Nachdem er ſeine und der Kantone Truppen unter ſeine Fahnen geſammelt hatte, rückte er mit den Zürchern aus der Stadt den Feinden entgegen; allein ſein kühner Muth brachte ihn ſchon in dem erſten Treffen in Gefahr. Immer in den Schlachten der Vorderſte, wurde er von den Seinigen abgeſchnitten, von den Feinden umringt, und in dem Gefechte verwundet vom Pferde geworfen. Aus dieſer Noth, worin ihn ſeine Kühnheit gebracht hatte, half er ſich durch ſeine Liſt. Er ſtellte ſich, zu Boden geſtreckt, ſo lange als todt an, bis ſein Freund, der Bürger Jakob Müller, mit den ihm folgenden Zürchern herbeigekommen war, und ihn mit ſeinem Schilde decken konnte. Da erhob er ſich wieder mit neuem Muthe. Er durchbrach die feindlichen Reihen, und trieb ſie ſiegreich in die Flucht.

Nach dieſer Schlacht zogen ſich die Ritter in ihre feſten Burgen zurück, und glaubten ſich darin gegen alle Angriffe des Habsburgers ſicher; allein Rudolph, welcher ſie in offenen Fehden durch Muth beſiegt hatte, bezwang jetzt ihre Feſtungen durch Liſt. Seine erſte Unternehmung ging auf Glanzenberg, welches Schloß an dem Ufer der Limmat feſtgegründet war. Er ließ eine ausgeſuchte Schaar ſeiner Leute in einem Schiffe den Fluß hinabfahren, mit der Weiſung: »daß wenn ſie gegen Glanzen»berg gekommen wären, die Schiffer ihre Kleider in das »Waſſer werfen, und ſich ſchreiend anſtellen ſollten, als

»haben ſie Schiffbruch gelitten; zuvor aber ſollten die »Reiſigen ſich in einem Hinterhalte verſtecken, und wenn »die Beſatzung durch das Geſchrei zum Schiffe herabge»lockt würde, um es hinwegzunehmen, ſollten ſie deren »Abweſenheit benutzen, um ſich des Schloſſes zu bemei»ſtern.« Dieſer liſtige Anſchlag gelang. Die Beſatzung lief auf das Geſchrei der Schiffer raubſüchtig von der Burg herab, und Rudolph's Leute beſetzten Glanzenberg.

Bald hierauf nahm er auf eine ähnliche Art das Schloß Baldern auf dem Albis weg. Er ließ nämlich einen geringen Haufen von ohngefähr dreißig Reitern gegen daſſelbe anrücken; dieſe aber hatten eben ſo viel entſchloſſene Fußgänger hinter ſich auf die Pferde gepackt, welche ſich wie Tornißer zuſammen krümmten, bis ſie an einen der Feſtung nahen Hof gekommen waren, worin ſie ſich ſodann verſteckten. Als nun die Reuter allein unter die Mauern gekommen waren, und die Beſatzung höhnten, rückte dieſe aus den Thoren hervor, und trieb den kleinen Haufen mit Verachtung ab; kaum aber hatten ſie ſelbige bis über den Hof verfolgt, als die Fußgänger raſchen Schrittes hervordrangen, und ſich des Schloſſes bemeiſterten. Burg und Beſatzung waren des liſtigen Siegers Beute.

Zwei mächtige Raubneſter waren nun in Rudolph's Händen; das gefährlichſte und der Stadt nächſte auf dem Uetliberge, mußte nun noch erobert werden. Auch dieſes gewann der ſinnreiche Graf mit Liſt. Er hatte nämlich bemerkt, daß der Regensberger meiſtens mit weißen Pferden von da herab auf Jagd und Raub auszugehen pflegte. Als er daher ausgekundſchaftet hatte, daß dieſer Ritter in ähnlicher Abſicht ausgeritten war, ließ er auf einem andern Wege ſeine Reuter auf Schimmeln ſich der Burg

nähern, und da die Beſatzung glaubte, es ſeyen ihres Herren Pferde, in ſelbige eindringen. So befreiete Rudolph die Zürcher von ihren Räubern und Zwingſchlöſſern. Eine gleiche Abwechſelung von Liſt und Tapferkeit zeigte er auch jetzt vor Baſel.

Um ſeinen Feinden alle Hülfe und Zufuhr abzuſchneiden, ließ er Seckingen und die Vorſtädte verbrennen, und verbarg unter deren Trümmer ſeine beherzteſten Krieger. Als nun der Bürgermeiſter Hugo von Marſchalk einen Ausfall gegen die Belagerer wagte, ließ ihn Rudolph faſt ungeneckt vorrücken, indeß ihm ſeine verſteckten Haufen den Rückzug abſchneiden mußten. Als es endlich zum Gefechte kam, war Hugo von allen Seiten umringt, und konnte mit ſeinen Bürgern nicht mehr die Thore gewinnen. Er blieb fechtend auf dem Platze; die Baſeler wurden theils gefangen, theils getödtet. Nur wenige kamen zurück, um die traurigen Boten ihrer Niederlage zu ſeyn.

Indeß alſo Rudolph die Bürger von Baſel ängſtigte, glaubte der Biſchof jenſeits des Rheins gegen deſſen Anfälle ſicher zu ſeyn; allein der erfinderiſche Graf ließ heimlich Schiffe zuſammen bringen, bildete daraus eine Brücke, und war den Biſchöflichen auf dem Rücken, ehe ſie ſich's verſahen.

So mit Muth und Liſt wechſelnd lag Graf Rudolph bis zum Jahre 1274 vor Baſel, als ſein Vetter der Graf von Zollern in ſein Zelt kam, und ihm die Nachricht brachte: daß ihn die zu Frankfurt verſammelten Kurfürſten zum Kaiſer gewählt hätten. Dieſe glänzende Erhebung hatte er Werner, dem Kurfürſten von Mainz, zu verdanken. Er hatte nämlich den Erzbiſchof auf einer Reiſe, welche dieſer des Palliums wegen nach Rom

machen mußte, gegen die Anfälle der Räuber geleitet und dessen Liebe gewonnen. Werner, dieses Dienstes und seiner Tapferkeit eingedenk, schlug ihn demnach im Jahre 1278 den Kurfürsten als einen wackern und verständigen Mann zur Wahl vor. Diese, Rudolphs Verdienste erkennend und seine Macht nicht fürchtend, gaben der Stimme des Erzbischofs Beifall und wählten ihn zum Kaiser. Die künftige Regierung des neu erhobenen Grafen beweißt, daß der Kurfürst von Mainz sie nicht übel berathen habe, denn wenn man die Geschichte der teutschen Könige mit Besonnenheit durchgeht, so wird man darin keinen finden, welcher das wahre Interesse der Krone und des Volks richtiger beurtheilt und erkannt, und zweckmäßigere Mittel es zu befördern, angewendet habe, als dieser Rudolph von Habsburg. Die verwüstende Anarchie, welche Teutschland von innen, und die anhaltende Schwäche, welche es nach aussen schändete, hatte hauptsächlich in den Verhältnissen des Reichs zu Italien und in der Zerstückelung der öffentlichen Gewalt ihren Grund. Rudolph hatte diese Nachtheile selbst erfahren, da er noch Graf war, jetzt, da er Kaiser wurde, wußte er ihnen auch zu begegnen. Schon bei seinem Krönungsfeste zu Achen gab er Beweise von seiner königlichen Klugheit. Als das Reichsscepter nicht sogleich bei der Hand war, womit er die Fürsten belehnen mußte, ergriff er mit vieler Gegenwart des Geistes das auf dem Altar stehende Crucifix, und sagte: »mit diesem Scepter will ich künftig regieren.« Durch einen so öffentlichen Beweis seiner Frömmigkeit heiligte er den Anfang seiner Regierung bei dem frommen Volke und den geistlichen Fürsten. Als Vater einer zahlreichen Familie brachte er seine schönen Töchter sowohl bei der Wahl als dem Feste, in Anschlag. Damit fesselte er auch

die weltlichen Fürſten an ſein Haus. Davon vermählte er ſogleich dreie, nämlich Mathilden an Ludwig, den Herzog in Baiern, Agneſen an Albert, den Herzog von Sachſen und Hedwigen an Otto, den Markgrafen von Brandenburg. Die übrigen, nämlich Katharinen, die Guta und Clementia gab er ſpäter an Otto von Niederbaiern, Wenzel von Böhmen und Karl Martell von Provence. Die Erzbiſchöfe und Kurfürſten von Mainz, Werner, und nach dieſem Heinrich, waren ſeine Freunde, und ſeine jüngſte Tochter Euphemia blieb Gott geweihet. So wurde er ſchon bei ſeiner Krönung, ſowohl im natürlichen als politiſchen Sinne der Vater des Vaterlandes und von allen Fürſten geachtet und geliebt.

Nur Ottokar, der mächtige König und Kurfürſt von Böhmen wollte ihn nicht als Kaiſer erkennen. Aufgebracht über den Trutz dieſes ſtolzen Fürſten forderte ihn Rudolph vor den Richterſtuhl, und erklärte ihn als einen unrechtmäßigen Beſitzer von Oeſtreich Steuermark, Kärnten und Krain. Ottokar hatte dieſe Länder während der Anarchie des Interregnums durch ſeine erſte Gemahlin Margaretha an ſich gebracht; da er aber ſelbige unrechtmäßiger Weiſe wieder von ſich ſtieß und Kunigunden geehlicht hatte, ſo wurden ſie jetzt als dem Kaiſer und dem Reiche heimgefallene Lehen erklärt. Allein der König von Böhmen behauptete ſich darin mit ſeiner ganzen Macht, und der Streit beider Fürſten mußte mit dem Degen in der Fauſt entſchieden werden. Rudolph rückte als Kaiſer und unterſtützt von den geiſtlichen und weltlichen Fürſten, welche ſeine Freunde waren, in Oeſtreich vor und nahm nach manchen Gefechten die Hauptſtadt des Landes, Wien, mit Sturm ein. Nach dieſem Siege mußte ſich Ottokar zum Gehorſam bequemen, und von demjenigen Geſetze vor-

ſchreiben laſſen, den er zuvor als ſeinen ehemaligen Knappen verachtete. [1] Großmüthig ließ ihm Rudolph ſeine Erbländer, und Ottokar unterſchrieb auch den darob abgeſchloſſenen Vertrag. Da er ſie aber kniefällig von dem Kaiſer als Lehen empfangen ſollte, erwachte ſein alter Stolz, und er ſoll Rudolphen gebeten haben, dieſe Ceremonie wenigſtens ins Geheim und bei verſchloſſenem Zelte mit ihm vorzunehmen. Der Kaiſer ſchien ſeiner Bitte zu willfahren. Mit einem ſchlechten grauen Rocke angethan beſtieg er ſeinen Thron, ließ aber die Vorhänge an dem Zelte ſo nachläſſig befeſtigen, daß ſie auf ſeinen Wink ſogleich herabfallen konnten. Als nun Ottokar vor ihm auf den Knieen lag, und den Huldigungseid in ſeine Hände ſchwur; fielen die Vorhänge, wie von ohngefähr, von dem Zelte herab, und das ganze Heer konnte den gedemüthigten Fürſten in der niedrigen Stellung eines Vaſallen erblicken. Dieſe Sage mag nun gegründet ſeyn oder nicht, ſo bleibt wenigſtens ſo viel gewiß, daß Ottokar die dem Kaiſer ſchuldige Unterwürfigkeit und Lehnspflicht mit Widerwillen geſchworen habe. Der ſtolze König mußte zwar jetzt die Gefühle der Schaam und der Rache unterdrücken, denn er war von einem ſiegreichen Heere umgeben; als er aber zu ſeinem Weibe zurück nach Böhmen gekommen war, empfing ihn dieſe ſtatt mit Küſſen, mit Verachtung. »Pfui,« ſagte die ſtolze Königin und glühete vor Zorn, »du biſt ein ſo mächtiger »König und fällſt vor dem nieder auf die Knie, der dir »zuvor bei der Tafel dienen mußte. Du beteſt den als »einen Gott und Herrn an, der vor kurzem noch Kr-

1. Rudolph diente nämlich in ſeiner Jugend eine Zeitlang an Ottokar's Hofe.

»mern und Spießbürgern als Söldner gedient hat. Du »ſollteſt dich vielmehr männlich gewehrt, als ſo ein ver»ächtlich Bündniß angenommen haben.« Durch dieſe Reden des ſtolzen Weibes noch mehr erbittert, dachte er darauf, wie er den Vertrag brechen und Rache an Rudolph nehmen möge. Und es gelang ihm zum Theil ſelbſt durch teutſche Fürſten.

Rudolph's Erhebung auf den kaiſerlichen Thron, noch mehr aber ſeine glänzenden Siege über den König von Böhmen, hatten die Eiferſucht jener Fürſten erweckt, welche am Rheine und in Schwaben ſeine Nachbarn und zuvor ihm an Macht und Würde gleich waren. Während ſich alſo Ottokar zu einem neuen Kriege rüſtete, wollten die Grafen von Wirtemberg, Freiburg und Neuburg, der Abt von St. Gallen, der Markgraf von Baden und andere Herren ſich der noch übrigen Reichsländer in Schwaben bemächtigen und die habsburgiſchen Herrſchaften ſelbſt ſchmälern. Rudolph aber kam wie ein Hagelwetter über ſie her, ſchlug den Grafen Eberhard von Wirtenberg bei Vahingen, belagerte Freiburg und zwang die aufrühreriſchen Fürſten zum Landfrieden.

Bei dieſem Kriege bediente er ſich beſonders des berühmten Heinrichs Knoderer, eines Bäckers Sohn von Zürich. Er hatte ihn aus der Zelle eines Barfüßer»Kloſters zuerſt zu einem Biſchofe von Baſel, dann zum Erzbiſchof und Kurfürſten von Mainz erhoben. Dieſer, zuvor der Freund und Rathgeber ſeines Hauſes, wurde jetzt der Freund und Rathgeber des Kaiſers. Was Rudolph durch Gewalt unter den ſchwäbiſchen Grafen nicht erwirken konnte, vollendete Heinrich durch Klugheit und Friedenskünſte. Während alſo dieſer barfüßer Mönch den Span in Schwaben beigelegt hatte, war Ottokar

mit einem mächtigen Heere aus Böhmen in den öſtreichiſchen Ländern vorgedrungen, und Rudolph mußte noch einmal ſeine ſiegreichen Waffen gegen ihn verſuchen. Er bot ſeine Leute und Vaſallen in der Schweiz und in Schwaben auf, allein mit dieſem geringen Haufen konnte er ſich nicht mit dem mächtigen Könige von Böhmen meſſen. Die Reichsfürſten leiſteten ihm nicht die Hülfe, welche ſie ihm verſprochen hatten; ſein Sohn Albert war noch mit ſeinen Leuten im Elſaſſe zurück und ſelbſt die Bürger von Wien, an gutem Erfolge verzweifelnd, dachten mit Ottokar zu capituliren. »Ach Gott!« rief jetzt der Kaiſer aus, »iſt denn niemand auf den ich mich verlaſſen könnte.« Da kam ſein Freund, Heinrich Knoderer, und brachte ihm ſein Volk von Baſel und die Haufen der ſchwäbiſchen Städte. Auch ſein Schwiegerſohn, Otto von Baiern rüſtete ſeine Leute. Mit dieſen und einem ungariſchen Hülfshaufen vereinigt, rückte Rudolph gegen Ottokar vor, um ſeine kaiſerlichen- und Hausrechte durch einen neuen Sieg zu befeſtigen. Nahe bei Wien auf dem nämlichen Marſchfelde, wo in unſern Tagen mit Napoleon ſo glücklich und unglücklich gefochten wurde, kam es im Jahre 1278 den 26. Auguſt zu einer Schlacht, worin ſowohl die kämpfenden Heere als Anführer alles geleiſtet haben, was man von wackern Kriegern verlangen kann. Dem Kaiſer Rudolph wurde das Pferd unter dem Leibe erſtochen. »Sorget nicht für mich!« rief er den Herbeieilenden zu, und focht ſo lange zu Fuße, bis ihm ein anderes herbeigebracht werden konnte. Ein kühner Steiermärker wagte ſich in dieſem Gewühle der Schlacht an Ottokar ſelbſt, und erſchlug ihn in einem Zweikampfe. 24000 Böhmen blieben auf dem Platze und Rudolph zog als Sieger in Wien ein.

Da der König von Böhmen selbst in dem Treffen geblieben war, so konnte nun der Kaiser auch die ganze Frucht dieses Sieges erndten. Unter der Vermittlung des Bischofs von Ollmütz wurde der junge König von Böhmen, Wenzel, mit Rudolph's Tochter Guta, Albert sein ältester Sohn aber mit des Grafen Mainhards von Tirol Tochter vermählt, und zuerst zum Statthalter, dann im Jahre 1283 durch einen förmlichen Reichsschluß zu Augsburg zum Herzog von Oestreich ernannt. Bald hierauf beförderte auch der glückliche Kaiser seinen Freund Heinrich Knoderer zum Erzbischof und Kurfürsten von Mainz. Obwohl er aber jetzt, auf den ersten Thron der Christenheit erhoben, sein Haus groß und mächtig und sich die ersten Fürsten des Reichs entweder durch Liebe oder Sieg unterwürfig gemacht hatte; so konnte ihn diese Würde doch nie zu der gefährlichen Herrschaft über Rom und Italien verführen. Er sahe vielmehr das Oberhaupt der Kirche als die Stütze des Oberhaupts des Reichs an, und entfernte sich, so viel er konnte, von den welschen Angelegenheiten. Durch dieses kluge Benehmen erwarb er sich sogleich die Bestätigung des Pabstes Gregorius X. in seiner Würde. Seine Regierung und das teutsche Volk blieben von den Ränken der Italiener befreiet, und er konnte, wie es einem Könige der Teutschen geziemt, auch sein ganzes Bestreben auf das Wohl der teutschen Nation verwenden.

Da das Reich durch die lange Anarchie des Interregnums in die größte Verwirrung und die Fehden oder Räubereien gleichsam schon zu einem Rechte gekommen waren, so berief er im Jahre 1281 die Stände nach Mainz und ermahnte sie, an den Landfrieden und eine gerichtliche Verfassung zu denken. Damit die Verfügungen,

welche durch dieſe Reichsverſammlung gegeben wurden, auch zu jedermanns Kunde und Verſtand kommen möchten, ließ er ſelbige in teutſcher Sprache abfaſſen. »So jeman»den, »heißt es darin, « Schaden geſchieht, ſoll er ihn nicht »rächen, ſondern erſt ſeinem Richter klagen. Wenn er »aber klagt und wird nicht gerichtet, ſo daß er aus Noth »ſeinen Feinden widerſagen muß, das ſoll er bei Tag »thun, und an dem vierten Tage ihm keinen Schaden »weder an Leib noch Gut zufügen.«

Dieſe jetzt im Namen des ganzen Reichs erlaſſenen Verordnungen wußte er auch als Kaiſer mit kräftiger Hand zu vollziehen; ja er wurde, wie ihn einige Geſchichtſchreiber nennen, das lebendige Geſetz.* Wir haben ſchon gehört, mit welcher Strenge und Beharrlichkeit er die ſchwäbiſchen Fürſten zu bändigen wußte, welche während ſeiner Kriege mit Ottokar den Landfrieden gebrochen hatten. Mit den Städten und den niedern Adelichen, die durch Fehden und Raub ihren Stand ſchändeten, wußte er ſchneller fertig zu werden. Er zog in den teutſchen Gauen herum und ſchlichtete ſelbſt die Händel und Fehden. Raub und Gewaltthat beſtrafte er ſchrecklich. Die colmariſchen Jahrbücher erzählen, daß er in kurzer Zeit über ſiebzig Raubſchlöſſer zerſtören ließ, welche die öffentliche Sicherheit gefährdet hatten.

Um das Gleichgewicht zwiſchen dem Adel und dem Volke zu erhalten, begünſtigte er vorzüglich die Bündniſſe der rheiniſchen Städte, welchen der Landfriede Bedürfniß und Beſtreben war. Er hielt ſich öfters unter ihnen auf, und vermittelte manche Zwiſtigkeit durch ſeine Gegenwart. Wenn unter den Fürſten eine Fehde ausgebrochen war,

* Lex animata.

ſchickte er ſeinen Freund, den Heinrich Knoderer unter ſie, und dieſer vollendete durch ſeine Geſchmeidigkeit, was des Kaiſers Strenge nicht bewirken konnte. In öffentlichen Geſchäften zeigte der weiſe Fürſt Adel und Würde, in häuslichen Herablaſſung und Freundlichkeit. Den ſtolzen Ottokar demüthigte er mit kaiſerlichem Anſehen, dagegen hielt er es nicht unter ſeiner Würde, ſeinen alten Freund, den Jakob Müller von Zürch, zu Mainz neben ſich an die Tafel zu ſetzen. In der nämlichen Stadt bedrohete er die Räuber und Friedensſtörer mit unerbittlicher Strafgewalt. »Bekümmert euch nicht,« ſagte er den Fürſten, »um »dieſe Räuber. Das ſind keine Adelichen, welche das »arme Volk bedrücken, und den Landfrieden ſtören. Der »wahre Adel iſt ritterlich und bieder. Er ſchützt gegen »Unbilden, verübt aber deren nicht ſelbſt.« Dagegen hörte er die Scheltworte einer Bäckersfrau ſcherzend an, welche ſich gegen ihn und ſeine Einquartierung heftig beklagte. Ich will dieſe Züge aus ſeinem Leben beſonders anführen, weil ſie ſowohl ſeinen Geiſt, als ſeine Regierung charakteriſiren.

Durch die ſtrengen Maasregeln, welche Rudolph nach dem Reichstage in Mainz gegen die Räuber und Friedensſtörer genommen hatte, brach er ihre offenen Gewaltthaten in Fehden; ſie dachten daher, das Fauſtrecht durch Liſt wieder in Gang bringen zu können. Dieſem zufolge erweckten oder unterſtützten ſie einen hergelaufenen Landſtreicher, **Tilekolup, mit Nahmen**, welcher ſich für den ſchon vor fünf und zwanzig Jahren in Italien verſtorbenen Kaiſer Friedrich II. ausgab. Von ſo vielen Rittern und Grafen unterſtützt, und von dem leichtgläubigen Volke der rheiniſchen Städte aufgenommen, wagte dieſer es, im Jahr 1284 einen Reichstag zu berufen, und von dem

Könige die Abdankung zu fordern. Er brachte auch bald ſo viel Truppen zuſammen, daß er damit Colmar belagern konnte, welches an ſeine Wiederanerkennung nicht glauben wollte.

Rudolph ſahe anfänglich dieſe Betrügereien mit Verachtung an; als er aber merkte, daß ſie gefährlich werden konnten, zog er dem Afterkaiſer mit gewaffneter Macht entgegen, und trieb ihn flüchtig vor ſich her über den Rhein, bis nach Wezlar, welche Stadt ihn aufnahm, und von des Kaiſers Heere belagert wurde. Die Noth brachte endlich ihn und die Bürger dahin, daß ſie ſich ergeben mußten. Rudolph verzieh der Stadt ihre Leichtgläubigkeit, allein den Betrüger ließ er nahe bei derſelben öffentlich verbrennen.

So ſtreng verfuhr er nicht gegen die Bäckerin von Mainz. Als er im Winter des Jahres 1288, ſagt die colmariſche Chronik, ſich mit ſeinem Gefolge in dieſer Stadt aufhielt, war er eines Morgens in ſeiner gewöhnlich-einfachen Kleidung ausgegangen, und da es gerade dieſen Tag ſehr kalt war, gerieth er in eines Bäckers Haus, um ſich da zu wärmen. Die Frau Bäckerin, welche ihn nicht kannte, ſagte ihm, als er ſich zum Feuer ſetzen wollte, ganz ungehalten: »Die Herren Soldaten »mögen wohl von armen Leuten wegbleiben.« Hierauf erwiederte der Kaiſer: »O liebe Frau, gönnt mir im»merhin dies Bischen Feuer. Ich bin ein alter Krieger, »der all ſein Vermögen im Dienſte des geizigen Rudolphs »verzehrt hat, ohne daß er mir ſeinem Verſprechen ge»mäß nur den nöthigen Unterhalt gibt.« »Das geſchieht »euch ganz recht,« fiel ihm hier die Bäckerin ein, »wa»rum dient ihr dem Menſchen, der alles verheert und verſtört, und uns armen Bäcker in Mainz ganz zu Grunde

gerichtet hat. Rudolph wollte ſich hierauf noch ferner unterhalten, allein die Bäckerin ſchüttete Waſſer über das Feuer, und machte damit einen ſo dicken Rauch in dem Backhauſe, daß der König froh war, als er die Thüre erreicht hatte.

Bei der Mittagstafel erzählte er die luſtige Geſchichte ſeinen Gäſten, und befahl dem geſprächigen Weibe einen Schweinskopf und eine Flaſche Wein zu ſchicken. Dieſe aber, als ſie hörte, daß der vermeinte Soldat der Kaiſer ſelbſt war, kam in Furcht und Schrecken, und lief was ſie konnte, nach Hofe, um den beleidigten Monarchen kniefällig um Verzeihung zu bitten. Rudolph geſtattete ſie dem beängſtigten Weibe aber mit der unnachläßlichen Bedingung: daß ſie, in Gegenwart ſeiner hohen Gäſte, die Schmähungen von Wort zu Wort widerholen müſſe, mit welchen ſie ihn überhäuft hatte. Dieſer ſcherzhafte Auftritt beluſtigte ihn und alle, die gegenwärtig waren. So wußte der menſchliche Fürſt Strenge mit Güte zu paaren.

Der glücklichen Regierung dieſes wahrhaft teutſchen Kaiſers fehlte nichts, als daß er die Krone nicht für ſein Haus erblich machen konnte. Ohnerachtet der großen Verdienſte, welche er ſich um das Reich teutſcher Nation erworben hatte, konnte er es am Ende ſeines Lebens nicht einmal dahin bringen, daß die Fürſten ſeinen Sohn ihm zum Nachfolger gegeben hätten. Verdrüßlich über dieſe Undankbarkeit und unedle Eiferſucht, wollte er wenigſtens die letzten Tage ſeiner ruhmvollen Regierung in ruhiger Einſamkeit und häuslicher Liebe zubringen. Er bauete ſich daher zu Germersheim an dem Rheine einen königlichen Pallaſt, und führte dahin, da ſeine erſte Gemahlin geſtorben war, die ſchöne Agnes von Burgund als Gattin

ein, welche ſowohl durch die Reize ihrer Geſtalt, als die Anmuth ihres Geiſtes ſein Alter verjüngen konnte. Das Brautlager wurde aber zu Speier mit kaiſerlicher Pracht gefeiert, und Friedrich, der Biſchof dieſer Stadt, erhielt von ihm den Auftrag, die königliche Braut an dem Wagen zu empfangen. Dieſer Prälat, welcher ein feiner Hofmann war, bot alle ſeine Pracht und Artigkeit auf, um ſeinem Amte Ehre zu machen; als er aber die ſchöne Agnes aus ihrem Wagen hob, wurde er plötzlich von ihren Reizen ſo hingeriſſen, daß er ſich nicht enthalten konnte, einen feurigen Kuß auf ihre roſigen Wangen zu drücken. Dieſes freche Benehmen des Biſchofs beleidigte die fromme Fürſtin doppelt; zuerſt weil er dadurch die Majeſtät geſchändet hatte, und dann, weil er ein geiſtlicher Fürſt war. Sie beklagte ſich darob bei ihrem königlichen Gatten, und dieſer verwies ſogleich den lüſternen Prälaten von ſeinem Hofe, mit den Worten: »Ich habe euch ein »Agnus Dei am Altar zu Küſſen gegeben, aber nicht eine »kaiſerliche Braut.« Nach vollbrachtem Beilager zog Rudolph von Speier nach Germersheim, wo er mit dieſer eben ſo ſchönen als frommen Fürſtin bis zu ſeinem Tode glücklich lebte.

Nachdem er im Jahr 1291 in dieſer alten Königsburg geſtorben war, wurde ſein Leichnam zu ſeinen Vorfahren in die Kaiſergruft zu Speier beigeſetzt, und Germersheim blieb ein Reichsgut bis zum Jahre 1330, wo es ſchon an die Pfalzgrafen verpfändet, endlich ihnen von dem Kaiſer Ludwig dem Baier gänzlich überlaſſen wurde.

Durch die glänzende Regierung Rudolphs bekam die Politik des Hauſes Habsburg eine ganz andere Richtung. Er hatte ſeinem Sohne Albert an der öſtlichen Grenze des

Reichs ein groſſes Herzogthum erworben, und ſelbiges bereits durch Heirathen und Verträge mit Ungarn und Böhmen in Verbindung gebracht. Durch die Vermählung dieſes Alberts mit Johanna, erhielt ſein Haus nun auch Anſprüche auf Kärnten und Tyrol. Seinen Enkeln hatte er durch ſein Beiſpiel die Vortheile der teutſchen Kaiſerkrone gezeigt, und ihnen von ſeinen Vätern her beträchtliche Länder im Elſaß, in Schwaben und der Schweiz hinterlaſſen. Er konnte zwar die Kaiſerkrone nicht auf ſeinen Sohn Albert vererben, dieſer aber ſchlug nach ſeinem Tode ſeinen Nebenbuhler Adolph von Naſſau bei Gelheim, und erwarb ſich ſelbige mit dem Degen in der Faust.[1]

Sobald Albert I. ſelbſt Kaiſer geworden war, warf er ſeine Blicke auf eine Länderkette, welche ſich von dem Raab in Ungarn bis nach dem Elſaß an den Rhein erſtreckte. Die Vereinigung der drei Kronen von Teutſchland, Ungarn und Böhmen, welche nach der Hand ſeine Enkel ſchmückten, ſchwebte ſchon damals ſeinem Geiſte vor; allein er wollte das Glück zwingen. Die Hinderniße, welche ſich ſeinen Abſichten entgegenſtellten, waren das Bündniß der rheiniſchen Kurfürſten, deſſen Haupt Gerhard von Mainz war, und der Freiheitsgeiſt der rheiniſchen Städte, welche Arnold, ein Bürger von Mainz verbunden hatte. Statt, wie ſein Vater, dieſe kurfürſtliche Ariſtokratie durch Willebriefe, und dieſe ſtädtiſche Demokratie durch Freibriefe zu gewinnen, glaubte er beide durch Gewalt der Waffen bezähmen zu können. Wir werden es noch in der Geſchichte von Mainz hören, wie

1. Siehe umſtändlich hierüber die Geſchichte von Naſſau.

glücklich er die erſten bekriegte; aber an der Freiheitsliebe der letztern ſcheiterte ſein und ſeiner Enkel Unternehmen.

Die Hirtenkantone der Schweiz und die Städte am Rheine erkannten zwar die Oberherrſchaft des Kaiſers und des Reichs; allein jene hatten alte Freiheiten und Vorrechte, und dieſe waren durch den rheiniſchen Städtebund ein mächtiges Gemeinweſen geworden, was nach Unabhängigkeit ſtrebte. Als nun die Schweizerkantone Albrechten um die Beſtätigung ihrer Freiheiten baten, erklärte er ihnen mit einem gewiſſen Stolze: »Er würde mit »nächſtem eine andere Ordnung der Dinge in ihrem Lande einführen,« und ſchickte bald Vögte unter ſie, um ſeine Geſetze zu vollziehen. Dieſe aber brachten durch ihre Härte und Grauſamkeit das Volk zur Verzweiflung. Dem wohlhabenden Bürger Stauffacher drohten ſie, wie wir bereits angeführt haben, ſein Haus niederreißen zu laſſen, weil es ein niedliches Anſehen hatte. Dem liebenden Jüngling Arnold von der Halden nahmen ſie die Braut hinweg; und als er darob Rache ſuchte, und flüchtig werden mußte, ließ man ſeinem Vater die Augen ausſtechen, weil er ſeinen Sohn nicht verrathen wollte. Die keuſche Gattin ſollte dem wollüſtigen Vogte zuerſt ein Bad bereiten, und dann die Ehe brechen. Wilhelm Tell mußte einen Apfel von dem Kopfe ſeines Söhnleins ſchießen, weil er dem aufgeſteckten Herzogshute nicht huldigen wollte. Eine ſolche Tyrannei würde auch ein zahmeres Volk aufgebracht haben; ein freies führte ſie zur Wehre und zum Siege. In kurzer Zeit ſtanden die Einwohner von Uri, Schwiz und Unterwalden auf; ſie verjagten die ihnen verhaßten Landvögte, zerſtörten ihre Burgen und

Zwingschlösser, und schlossen im Jahr 1308 einen ewigen Bund zur Vertheidigung ihrer Freiheit.

Albert sahe diesen Aufstand als die günstigste Gelegenheit an, wodurch er sich ihre Länder unterwerfen könnte. Er verachtete das Unternehmen der Schweizer als eine pöbelhafte Freveltat, und rüstete ein mächtiges Heer von Rittern und Vasallen, um sie zu züchtigen. Seine übertriebene Zuversicht wurde aber eben sein Fall. Nicht genug, daß er durch seine stolze Herrschsucht diese einfältigen Hirten, und zuvor schon die rheinischen Kurfürsten gegen sich aufgebracht hatte, erweckte er sich jetzt noch Feinde in seinem eigenen Hause, und diese waren gerade die Gefährlichsten, weil er sie am wenigsten zu befürchten glaubte.

Johann, sein Neffe, hatte durch seinen Vater Rudolph, den Bruder Alberts, einen Theil der habsburgischen Länder in Schwaben und der Schweiz geerbt, und forderte selbige nun, da er das achtzehnte Jahr erreichte, von seinem Oheime zurück, welcher sie bisher verwaltet hatte. Die Herausgabe so beträchtlicher Länder würde die Macht Alberts gerade in dem Augenblicke sehr geschwächt haben, wo er im Begriffe war, die Schweizer zu züchtigen. Er wies daher die Forderung des Prinzen ab unter dem Vorwande: »daß jetzt, da die Macht Habsburgs »vergrößert werden müsse, nicht der Zeitpunkt sey, wo man »dessen Länder durch verschiedene Verwaltungen theilen dürfe.« Diese abschlägige Antwort kränkte das stolze Herz des jungen Prinzen. Er dachte auf Rache, oder wurde vielmehr durch seine Freunde und Rathgeber dazu gereizt. Walter von Eschenbach, der Hofmeister des jungen Fürsten, Rudolph von Wart, Rudolph von Palm, Konrad

von Tegelfeld, nebſt andern Adelichen der Gegend, wünſchten ſchon lange ihren jungen Freund Johann im Beſitze der rheiniſchen Länder, um ſie, in deſſen Nahmen beherrſchen zu können. Sie benutzten daher dieſe Gelegenheit, welche ihnen Alberts Herrſchſucht ſelbſt dargeboten hatte, zu ihrem Zwecke, und verführten den jungen Prinzen zu einer Verſchwörung gegen ſeinen Oheim, den Kaiſer. »Man »ſiehet nun deutlich,« ſo liſpelten ſie ihm, »wohin »eures Oheims Abſichten mit euren Gütern gehen. Nicht »verwalten, rauben will er ſie euch. Tapfer, verſtändig »und mit allen fürſtlichen Tugenden ausgeſchmückt, ſeyd »ihr nun zu dem Alter herangewachſen, wo man nach »allen Rechten, keine Vormünder mehr nöthig hat; und »Albert behandelt euch noch wie einen Knaben, dem man »die Ruthe geben muß. Nein, nicht die Ueberzeugung »von einer Schwäche oder Unmündigkeit iſt es, was ihn »zu dieſer unedlen Behandlung verleitet. Er fürchtet ſich »vielmehr vor euren Tugenden und der Liebe des Volkes »gegen euch. Der argliſtige Mann ſieht wohl ein, daß, »wenn er euch zur Regierung eurer Länder ließ, ihr ſeine »Macht und ſeinen Glanz im Reiche verdunkeln würdet. »Durch eure Mutter habt ihr Anſprüche auf die Krone »von Böhmen; die Schwaben und die Schweizer, welche »der liſtige Tyrann gegen ſich aufgebracht hat, würden »euch als ihren Retter, als ihren Abgott verehren; die »vier rheiniſchen Kurfürſten ſind euch von Herzen zuge»than, weil er ſie, ſtatt für die ihm gegebene Kur»ſtimme zu belohnen, undankbar bekriegt hat. Auf alſo, »edler Prinz! beſtraft dieſen Anmaßer, der euch beſtrafen »will. Reißt ihm, wie er es ſeinem Verfahren Adolph »gemacht hat, eine unrechtmäßige Krone von dem Haupte, »da er euch euern rechtmäßigen Fürſtenhut verſagen will.«

Dieſes waren ohngefähr die ſcheinbaren Vorſpiegelungen, womit die unruhigen, ſelbſt herrſchſüchtigen Edelleute den jungen Fürſten zu einer der ſchrecklichſten Verſchwörungen verführten. Um ihrer Sache deſto ſicherer zu ſeyn, wählten ſie gerade den Zeitpunkt, wo Albert die Schweizer bändigen wollte. Sie hofften von dieſem aufgebrachten Volke Unterſtützung und Schutz. Sie blieben daher jetzt dem Kaiſer beſtändig zur Seite, oder unter ſeinem Gefolge, und warteten nur auf die erſte, beſte Gelegenheit, wo ſie ihr ſchändliches Unternehmen vollführen konnten. Dieſe ergab ſich auch bald, als Albert von Zürch nach Baden gekommen war, und dort mit den Seinigen ein Mittagmahl einnahm.

Die hohen Gäſte hatten ſich kaum zur Tafel geſetzt, als Johann abermal und dringend die Einſetzung in ſeine Länder forderte. Allein Albert, ſtatt darauf Rückſicht zu nehmen, ergriff einen Blumenkranz von der Tafel, und ſagte ſpöttiſch zu dem Prinzen: da nimm dies Spielwerk »hin. Ein ſolcher Kopfſchmuck ſchickt ſich beſſer für dein »Alter, als ein Fürſtenhut.« Ein ſo öffentlicher Hohn brachte den Jüngling zur Verzweiflung. Er brach in Thränen aus, warf mit verbiſſener Wuth den Blumenkranz dem Kaiſer vor die Füße, und ging gleich nach der Tafel mit den Verſchwornen bei Windiſch über die Reuß, um auf dem jenſeitigen Ufer ſein ſcheußliches Vorhaben deſto leichter ausführen zu können.

Albert war indeß, nur von einem einzigen Hauptmann begleitet, den Verſchwornen gefolgt, denn ſein Sohn Leopold war mit den übrigen Hofleuten noch dieſſeits des Fluſſes geblieben. Der Kaiſer ritt, ohne Arges zu denken, mit ſeinem Hauptmann an dem Gebirge her, worauf ſein Stammſchloß lag, und unterhielt ſich mit demſelben

in freundschaftlichen Gesprächen. Auf einmal fiel einer der Verschwornen seinem Pferde in den Zügel, und Johann faßte ihn bei dem Kragen, mit den Worten: »Halt »Tyrann! und gieb mir auf der Stelle meine Erbschaft »heraus!« Diese Worte waren das Zeichen zum schrecklichen Kaisermord. Palm rannte dem Kaiser sein Schwert durch den Leib, Eschenbach spaltete ihm das Haupt, und Warto Hiebe blieben nicht ohne Wunden. Blutriesend und erblassend sank Albert von dem Pferde; der Hauptmann und die Verschwornen entflohen; nur eine arme Frau war auf das Geschrei herbeigekommen, und nahm den Erschlagenen in ihren Schoos, um ihm zu helfen. So fand Leopold mit dem kaiserlichen Gefolge den Vater, gerade in dem Augenblicke, als er seinen Geist aufgab.

Ein so frevelhafter Mord erfüllte Alberts Kinder zuerst mit Schrecken, dann mit dem bittersten Rachgefühl gegen die Verschwornen. Diese waren nach der That in die Gebirge der Schweizer geflohen; weil sie dort Schutz zu finden hofften; allein die biedern Hirtenvölker verabscheuten den Meuchelmord, obgleich er an ihrem Feinde und Unterdrücker verübt war. Johann mußte, in Pilgerkleider versteckt, seine Flucht zum Pabste nehmen, von dem er, sein Verbrechen bekennend, in ein Kloster geschickt worden seyn soll. Palm starb verborgen zu Basel in einem Beguinen-Hause, Eschenbach bei einem Hirten im wirtenberger Lande. Nur Wart fiel in die Hände der rächenden Habsburger. Er wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden, zu dem Orte, wo der Mord geschehen war, geschleift und lebendig gerädert. In diesem verzweiflungsvollen Zustande haben ihn seine Freunde, seine Verwandte, ja selbst die Geistlichen verlassen, nur seine Gattin nicht. Diese edle Frau blieb auch unter

dem Rade bei ihm, und brachte ihm bis zum letzten Augenblicke seines Lebens Trost und Hülfe.

Nach Warts Hinrichtung wurden die Güter der Verschwornen eingezogen, ihre Schlösser von Grund aus zerstört und selbst die Besatzung derselben enthauptet. Dieses schreckliche Blutbad hat Alberts Tochter die Königin von Ungarn, mit heitern Augen angesehen; ja ihre Rachbegierde ging so weit, daß sie sogar das Söhnlein Eschenbachs mit eigenen Händen erdrosselt haben würde, wenn es ihr nicht von den Soldaten entrissen worden wäre, welche durch das Flehen des unschuldigen Knaben zum Mitleid bewogen wurden. Die Königin von Ungarn und die verwittwete Kaiserin, baueten hierauf von den eingezogenen Gütern der Verschwornen, auf dem Grunde wo der Mord vollzogen wurde, die reiche Abtei Königsfelden, und beschlossen darin ihr Leben; aber ein frommer Einsiedler sagte darob der Königin von Ungarn: »Ge»strenge Fürstin! nicht durch Blutvergießen der Unschul»digen, oder durch Klosterstiftungen von fremdem Gute »dient man Gott, sondern durch Mitleid und Verzeihung »der Unbilden.«

Alberts fünf hinterlassene Söhne folgten ihm in seinen Ländern; davon führte, weil die drei jüngsten noch minderjährig waren, Friedrich, sein ältester, die Regierung in Oestreich; Leopold der Zweite, jene am Rheine. Diese zwei Brüder waren sowohl an Geist als Körper auffallende Gegenstücke. Friedrich war schön von Angesicht und Gestalt, freundlich und einnehmend von Sprache und Mienen, offen, bieder, treu, und obwohl öfters bis zur Verwegenheit tapfer, doch gutmüthig und voller Mitleid; Leopold hatte eine kleine verwachsene Gestalt, und einen finstern Blick. Er war klug, mißtrauisch, ver-

ſchwiegen und bis zur Leidenſchaft kriegeriſch. Jenen nannte man die Blume der Schönheit, dieſen den Stolz der Ritterſchaft. Ueberhaupt iſt die Zeit von Rudolph I. bis auf Maximilian I. das wahre Heldenalter des öſtreichiſchen Hauſes geweſen. Frömmheit, Ehre, Galanterie, Ruhmbegierde und Tapferkeit leuchten aus allen Zügen der öſtreichiſchen Prinzen hervor. Rudolph ließ einen Pfarrer, welcher einem Kranken das Abendmahl bringen ſollte, auf ſein Pferd ſteigen, und begleitete ihn zu Fuß, indem er andächtig ſelbſt den Zaum hielt. Friedrich der Schöne gieng in ſein Gefängniß zurück, weil er ſeinem Gegner, Ludwig dem Baiern, das Wort gegeben hatte, ſich wieder einzuſtellen. Ernſt wurde von dem Rufe der ſchönen Eimburg ſo bezaubert, daß er nach Polen an den Hof ihres Vaters zog, um ihr Herz und ihre Hand zu erhalten. Alberts Reiſe nach Paläſtina iſt ſo merkwürdig durch romantiſche Auftritte geworden, daß man ihn das Wunder der Welt nannte, und die beiden Leopolde zeigten ſich in Schlachten und Turnieren als die Muſter der teutſchen Ritterſchaft. So findet man eine ununterbrochene Reihe von öſtreichiſchen Heroen in dieſem Zeitalter, und groſſe Thaten in ihrem Leben; denn es koſtete mehr Kraftaufwand, eine kleine noch unbedeutende Grafſchaft zu einem mächtigen Herzogthume zu erheben, als nach glücklichen Erbſchaften ganze Königreiche zu regieren.

Friedrich der Schöne, dem jetzt die habsburgiſchen Länder in Oeſtreich zugefallen waren, konnte nach dem traurigen Tode ſeines Vaters die Kaiſerkrone nicht erhalten, denn dieſer hatte ſich durch ſeine Herrſchaft bei den rheiniſchen Kurfürſten verhaßt gemacht; als aber Kaiſer Heinrich VII. aus dem Hauſe Lurenburg in Italien geſtorben war, ſtellte er ſich mit einem mächtigen Heere

zu Frankfurt als Kronbewerber auf, und schlug sich mit seinem Nebenbuhler Ludwig von Baiern am Rheine und in Baiern um die Krone. Leopold I. brachte den größten Theil seines Lebens auf dem Schlachtfelde zu. Er focht gegen seine Nachbarn, um sich selbige zu unterwerfen; für den Kaiser Heinrich in Italien, und gegen den Kaiser Ludwig in Teutschland, um die Kaiserkrone bei seinem Hause zu erhalten. Aber der merkwürdigste Krieg, den er zu bestehen hatte, war jener gegen die Hirtenvölker der Schweiz. Wir wollen diese eben so merkwürdige als traurige Geschichte nur in soweit berühren, als sie Einfluß auf die rheinischen Länder überhaupt hatte. Johann von Müller, der Geschichtschreiber der Schweiz, hat sie meisterhaft genug beschrieben.

Nachdem Albert I. den Kaisertron erhalten hatte, war seine vorzüglichste Sorge, seinem Hause eine Ausdehnung von Ländern zu geben, welche sich von Ungarn bis an den Rhein erstrecken sollten. Das Herzogthum Oestreich war ihm schon unterworfen; auf Kärnten und Tyrol hatte er die sichersten Ansprüche; mit Ungarn und Böhmen war die Verbindung angeknüpft; die Länder im Elsaß, der Schweiz und in Schwaben waren der Habsburger ursprüngliches Eigenthum. Es fehlte nun nichts mehr, als die einzelnen Kantone und Reichsstädte in der Schweiz noch unter sich zu bringen, und der östreichische Staat machte schon damals ein kleines Königreich aus. Albert wollte diese Vereinigung durch Gewalt bewirken, allein er brachte beide zum Aufruhr.

In einem solchen Zustande fand Leopold I. die Schweizer, als er nach dem Tode seines Vaters einen neuen Angriff auf ihre Unabhängigkeit versuchte. Unter dem Vorwande seiner Vogteirechte von Einsiedlen sam-

melte er drei groſse Heerhaufen zu Roß und zu Fuß um die verbündeten Kantone her; davon ſollte einer in Schwyz, der andere in Unterwalden, und der dritte in Uri einfallen. Die Schweizer hatten dagegen nichts zu ſetzen, als ihren Muth und ihre Felſenthäler. Da ſie weder an Anzahl noch an Waffen ſich mit den Oeſtreichern meſſen konnten, rieth ihnen der alte Reding von Schwyz, einen Theil ihres Heeres auf den Anhöhen von Morgarten in den Hinterhalt zu legen, und ſo die Feinde bei ihrem Anmarſche unvermuthet zu überfallen.

Dieſer Krieg war einer der ſeltenſten, welchen man in der ganzen mittlern Geſchichte findet. Auf der einen Seite zogen kampfgerüſtete Ritter heran mit glänzenden Waffen und Rüſtungen, und mit allen Arten von Gewehren verſehen; auf der andern ein zuſammengelaufener Haufen von Bauern und Hirten, ohne Helme, ohne Pferde, ohne Harniſche, blos im Vertrauen auf Gott und ihre Felſenthäler. Hier fecht alles geordnet und geübt in Reihen und Gliedern, dort einzelne Haufen in der Höhe, in der Tiefe, rechts und links, wie es Muth und Umſtände erlaubten. An der Spitze der Oeſtreicher ſtand ein tapferer und erfahrner Feldherr, der Herzog ſelbſt; die Schweizer wurden von Dorfſchulzen und Gemsjägern angeführt.

Leopold war mit ſeinen Heerſchaaren ſchon weit in die Schluchten bis zum Egeriſee vorgerückt, und dachte an keinen Widerſtand mehr. Auf einmal wird er von vornen, von hinten, von den Felſen und aus den Gründen angefallen, und ganze Baumſtämme und Felſenſtücke rollen von den Bergen herab, und zerſchmettern ſeine Krieger. Die Reiterei, welche den Kern ſeiner Armee ausmachte, konnte ſich in der Enge weder wenden noch

ausdehnen. Die Linien brachen, die Pferde bäumten sich, Roß und Reiter wurden auf allen Seiten angegriffen, durchstochen und zerhauen. Das Fußvolk, welches die Ritter unterstützen sollte, wurde selbst durch die auf dasselbe zurückgeworfenen Pferde getrennt, und die Ritter, welche ihre Lanzen nicht gebrauchen konnten, in den See gesprengt. Die Schweizer drangen überall ein, und die Verwirrung war allgemein. Ueber fünfzehnhundert Mann, meistens Adliche, blieben im Gefechte; die Uebrigen mußten sich zurückziehen, und Leopold, erschöpft vom Kampfe, in Winterthur neue Kräfte sammeln.

Die Schweizer, durch diesen Sieg aufgemuntert, zogen nun auch noch an dem nämlichen Tage gegen die übrigen Haufen, welche von Luzern und Buochs auf sie eindringen sollten, und drängten sie zurück. Nach so vielen Vortheilen, die sie errungen hatten, hielten sie in ihren Kirchen ein Dankfest, und es wurde beschlossen: »daß »der Tag, wo der Herr der Heerschaaren seinem Volke »Schutz und Sieg verliehen habe, jährlich ein Festtag »seyn, und die Namen der fürs Vaterland Gefallenen »öffentlich dabei abgelesen und angerühmt werden sollten.« Sie beschwuren hierauf noch einmal ihren Bund, und der Kaiser Ludwig bestätigte ihn, weil er noch ein Feind der Oestreicher war.

Leopold, welcher durch seine Macht und seinen Heldenmuth nichts gegen arme Bauern ausgerichtet hatte, wandte nun seine Waffen gegen den Kaiser, um seinem Bruder Friedrich die teutsche Krone zu verschaffen. Dieser aber hatte, ohne seine Hülfe abzuwarten, das Treffen bei Mühldorf gewagt, wo er geschlagen und gefangen wurde. Nach diesem neuen Unglücke, das die östreichischen Fürsten betraf, wandte Leopold alle Mittel der

Klugheit und Tapferkeit an, um ſeinen Bruder zu befreien. Er wußte den Pabſt und den König von Frankreich für ſich zu gewinnen, und erſterer that den Kaiſer in den Bann. Er bemeiſterte ſich der Städte und Feſtungen am Rheine, in Schwaben und Baiern; er ſchlug Ludwigen ſelbſt bei Burgau; allein was Leopolds Tapferkeit nicht vermogte, bewirkte Friedrichs Redlichkeit.

Der Kaiſer Ludwig hatte an dem hartnäckigen Widerſtande Leopolds erfahren, daß mit dieſem, ohne der Krone zu entſagen, kein Friede zu ſchließen ſey. Er ging daher zu Friedrich nach der Feſtung Trausnitz, wo er ihn gefangen hielt, und ſtellte ihm gütlich vor: »wie »durch ihre wechſelſeitigen Fehden das Reich in Zwie»ſpalt erhalten, ihre eignen Länder verwüſtet, und ſeine »Bande ſchwerlich gelöſet würden.« Durch ſolche vertrauliche Worte ließ ſich Friedrich bereden. Sey es, daß er der Gefangenſchaft müde war, oder auch an dem Siege verzweifelte, er verſprach Ludwigen auf die Krone zu verzichten, ſeine Erbländer von ihm als Reichslehen zu empfangen, ſeine Brüder und Bundesgenoſſen ihm unterwürfig zu machen, und jeden als Reichsfeind anzuſehen, der ſich dieſem Vertrag widerſetzen würde.

Es ſcheint, daß bei dieſer Unterredung mehr teutſche Redlichkeit, als Staatsklugheit beide Fürſten geleitet habe; denn nach Abſchluß dieſes Vertrags ließ Ludwig Friedrichen auf ſein gegebenes Ehrenwort in Freiheit, und dieſer hielt es auch mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit. Er ging ſogleich zu ſeinem Bruder Leopold, beredete, mahnte, warnte, gebot ihm den Frieden; da aber dieſer dazu nicht zu bewegen war, ſtellte er ſich wieder bei Ludwig als Gefangener ein, und ehrte ſo Wort und teutſche Treue.

Ludwig, der eine solche That zu schätzen wußte, denn er selbst hatte schon bei der Wahl versprochen, daß er nicht Friedrichs Nebenbuhler seyn wolle, erwiederte sie mit gleicher Biederherzigkeit. Die zwei Fürsten, welche in dem Schlachtgewühl bei Mühldorf die erbittertsten Feinde waren, und um die Krone herrlich gefochten hatten, theilten jetzt selbige, und wurden die herzlichsten Freunde. Sie aßen zusammen an einer Tafel, schliefen neben einander in einem Bette; und regierten unter gemeinschaftlichen Nahmen und Siegel das Reich.

Eine so brüderliche Regierung hätten der Pabst und die geistlichen Kurfürsten segnen und bekräftigen sollen; allein diese glaubten nicht an eine solche Aufrichtigkeit, und wollten ihre Wahlrechte aufrecht erhalten. »Wohlan,« sagte Ludwig, »so will ich über Italien, und Friedrich »soll über Teutschland herrschen; die Fürsten mögen wol»len oder nicht.« Aber auch dieser Vorschlag wurde verworfen. Unter solchen Verhältnissen starben die beiden östreichischen Heldenbrüder in der Blüthe ihrer Jahre, ohne daß der Friede durch ihren Tod hergestellt worden wäre. Die Ruhmbegierde Friedrichs und die Tapferkeit Leopolds, hatten dem Hause Oestreich mehr geschadet als genutzt. Jener verschwendete seine Kräfte durch die Behauptung der teutschen Krone, dieser in den Kriegen mit den Schweizern. Beide erweckten sich dadurch Feinde unter den Fürsten und dem Volke. Ihre Nachfolger waren mäßiger und klüger in ihrer Regierung.

Nach dem Tode Leopolds setzte sich Otto in Besitz der östreichischen Länder am Rheine. Er und sein Bruder Albert dachten mehr darauf, das Gebiet ihres Hauses zu vermehren, als nach der so gefährlich gewordenen

Krone des teutschen Reiches zu streben. Sie ließen dieselbe Ludwigen von Baiern, und dieser bekräftigte ihnen dafür nicht nur ihre alten Rechte und Besitzungen, sondern er gab ihnen noch überdies für die aufgewandten Kriegskosten die freien Reichsstädte Breisach, Schaffhausen, Rheinfelden und Neuburg.[1] Fast zur nämlichen Zeit kamen sie zum Besitze von Tyrol und Rapperswyl, und Otto wurde bei Abwesenheit des Kaisers zu dessen Statthalter in Teutschland ernannt. Diese Vortheile würden die Wunden wieder geheilt haben, welche Oestreich durch die Niederlage mit dem Kaiser und den Schweizern erhalten hatte, wenn letztere nicht durch den rheinischen Städtebund von neuem zum Kampfe wären aufgereizt worden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bundesrepublik, welche Arnold von Thurn zu Mainz gestiftet hatte, selbst den Muth der ersten Eidgenossen geweckt habe; denn durch sie verbreitete sich in allen Städten und Ländern längs dem Rheine hin ein Geist der Freiheit, und des Republicanism, welcher späterhin den mächtigsten Fürsten gefährlich ward.

Nach der Schlacht bei Morgarten befestigte sich die Freiheit der Schweizer immer mehr, und sie haben sich durch ihre kühnen Thaten so viel Ruhm und Vortheile bei ihren Nachbarn erworben, daß fast alle Reichsstädte des Schweizerlandes an ihrem Bunde Theil zu nehmen wünschten. Luzern, Zug, Solothurn, Bern und Zürich warfen allbereits die Bande ab, wodurch sie noch an die Herrschaft von Oestreich und anderer Herren gefesselt waren; und da in letzterer Stadt der kühne Bürgermeister Rudolph Brunn eine demokratische Revolution bewirkt, und

[1] Siehe den Vertrag von Hagenau.

die ansehnlichsten Patriziergeschlechter entweder verbannt oder hingerichtet hatte, so traten endlich alle diese Städte mit den drei alten Schweizerkantonen in ein öffentliches Bündniß zur gemeinschaftlichen Vertheidigung.

Albert, welcher nach dem Tode Otto's die Regierung allein führte, konnte die Verwehrung eines so mächtigen Gemeinwesens mitten in seinen Staaten nicht mit gleichgültigen Augen ansehen. Er sammelte ein großes Heer, zu welchem der Adel des Landes, aus Furcht fernerer Empörung, gestoßen war, und belagerte Zürich. Die Bürger und Bauern hatten durch die bisherigen Kriege schon so geschickt fechten gelernt, und der Geist der Freiheit ihren Muth so hoch belebt, daß sogar die Weiber der Stadt die Waffen ergriffen, und die Bewohner der vier Waldstädte in ganzen Schaaren über den Albis gezogen kamen, um ihre neue Bundesgenossen zu retten.

Albert, dessen Armee durch Gefechte, Uneinigkeit und Mangel an Lebensmitteln geschwächt war, hob die Belagerung bald wieder auf, und suchte durch Versprechungen einen Theil der Verbündeten zu gewinnen, um die andern desto leichter besiegen zu können. Er wandte sich hauptsächlich an Rudolph Brunn, welcher die demokratische Revolution in Zürich bewirkt hatte; durch dessen mächtigen Einfluß gelang es ihm, den fürchterlichen Bund vor der Hand zu trennen. Zürich, Luzern, Uri und Unterwalden waren bereit, seine Vorschläge anzunehmen. Die von Schwyz allein widersetzten sich mit Standhaftigkeit. Nachdem ihre junge Mannschaft die östreichischen Bevollmächtigten aus den beiden letzten Kantonen vertrieben hatte, ging Albrecht, von Alter und Verdruß zugleich geschwächt, nach Wien, und überließ seinem Sohne Rudolph die Verwaltung der Länder am Rheine; dieser brachte denn auch

durch seine Mäßigung einen Waffenstillstand auf eilf Jahre zu Stande.

Nach dem Tode Alberts führte Rudolph die Regierung der östreichischen Staaten mit eben so viel Klugheit als Billigkeit. Schon in seinem sechszehnten Jahre wurde er zu den Regierungsgeschäften gezogen. Er brachte Ordnung in seine Ausgaben, beschützte die Künste und den Handel, unterdrückte die Straßenräuber, und baute, um die Verbindung seiner Staaten in der Schweiz zu erleichtern, die berühmte Brücke bei Rapperswyl über den Zürchersee. Der Kaiser Karl IV. übergab ihm die Vogtei von Elsaß und Schwaben; in beiden Ländern wußte er den Landfrieden mit Klugheit und Kraft zugleich zu behaupten. Nicht so friedlich dachte Leopold II., welcher nach seinem Tode sich mit Gewalt die Regierung aller vorderösterreichischen Länder verschaffte, und seinem Bruder Albert nur Oestreich überließ. Dieser mächtige Fürst glich an Ruhmsucht und Tapferkeit Leopold I.; er hatte auch, wie dieser, das nämliche Schicksal.

Nach dem Tode der Margaretha Maultasche, der letzten Gräfin von Tyrol, zwang er den Herzog Stephan von Baiern, ihm gegen eine Summe von 116,000 Gulden diese Grafschaft zu überlassen. Von den Grafen von Montfort kaufte er Feldkirch; denen von Werdenberg nahm er Sargans und das Rheinthal hinweg. Von dem Bischof von Basel erhielt er Klein-Basel, weil er ihm half seine rebellischen Unterthanen zu bändigen; und von dem Kaiser Wenzel, der seine Macht fürchtete, Freiburg und viele Länder in Schwaben. Er vertrieb, selbst mit Hülfe der Schweitzer, den Engelrand de Conci, welcher mit 40,000 Mann in Elsaß eingefallen war, und Ansprüche auf seine Länder machte; und trachtete endlich

nach der Kaiserkrone, die Wenzel verächtlich gemacht hatte.

Während Leopold II. auf diese eben so kühne als glückliche Art seine Länder erweiterte, vermehrte sich auch der Freiheitsgeist der Schweizer und rheinischen Städte, und damit ihr Bündniß. Bern, Zürich, Zug und Solothurn hatten sich schon mit den alten Kantonen vereinigt, und die andern Städte der Schweiz und des Schwabenlandes standen auf dem Punkte, eine gleiche Unabhängigkeit zu behaupten. Bei diesem kühnen Aufstreben des gemeinen Volkes versammelten sich die Fürsten, die Grafen, die Ritter und der Adel um den tapfern Leopold, und baten ihn, die täglich mehr um sich greifende Empörung mit kräftiger Hand zu unterdrücken. Er fand ihre Klagen eben so gegründet, als seinen eigenen Absichten angemessen. Da er aber das Beispiel seiner Vorfahren noch lebhaft vor Augen hatte, suchte er zuerst die verbundenen Städte durch Zulassung einiger Freiheiten zu beruhigen und zu trennen. Diese Nachgiebigkeit hielt zwar einige Zeitlang den Ausbruch des Krieges zurück; allein bald ergriff die Liebe der Freiheit nicht nur die Städte der Schweiz, sondern Leopolds eigene Unterthanen kündigten ihm den Gehorsam auf, und begaben sich unter den Schutz der Republiken. Nach diesen für seine Gewalt so gefährlichen Schritten sammelte der Herzog ein fürchterliches Heer von Reisigen und Edlen zu Baden, und rückte damit in die Gebirge der Schweiz. Um seine wahren Absichten zu verbergen, schickte er den Johann von Bonstetten gegen Bruck vor, als wenn er Zürich angreifen wollte; mit seiner Hauptmacht zog er aber gegen Rotenberg und Sempach, um Luzern zu überfallen. Durch diese Bewegungen wurden die vier Waldstädte wirklich

ünscht. Sie ließen vierzehnhundert Mann nach Zürich
rschieren; als sie aber merkten, daß Leopold mit dem
ßten Theile seiner Truppen bei Sempach herangezogen
n, überließen sie diese Stadt ihrer eignen Vertheidi-
ng, und setzten über die Reuß, um seine weitern Fort-
ne zu hemmen. Bei der Nähe der Gefahr wurden
durch einzelne Haufen von Glarus, Entlibuch und
dern benachbarten Orten verstärkt. Ungefähr dreizehn-
ndert Mann stark langten sie bei Sempach an, und
ßten den Wald, welcher sich von dem See auf die
birge zieht, und das enge Thal beherrscht.

Leopold war indessen mit vierzehnhundert Fußgängern
d viertausend Reitern herangezogen, meistens von Adel
d bewaffnet von Kopf bis zu Fuße. Er glaubte nicht,
ß er viel Widerstand finden würde; desto mehr erstaunte
, als er die Schweizer vor sich fand, um ihm eine
hlacht zu liefern. Bei diesem unerwarteten Anblicke
ß er seine Truppen Halt machen, um sich über die Lage
r Dinge zu berathschlagen. Der Herr von Hasenbach
th ihm, den Angriff noch so lange aufzuschieben, bis
onstetten mit seinen Truppen angekommen sey; der junge
del aber erwiederte mit Stolz: »Gott selbst habe ihnen
diese Bauern in die Hände geliefert. Es wäre schänd-
ich, wenn Edelleute, in ihren stählernen Rüstungen, erst
noch Verstärkung abwarten sollten, um diesen schlecht-
bewaffneten und halbnackten Pöbel zu schlagen. Nur
ein Hase könne einen so feigen Rath geben.«[1] Hierauf
andte sich einer von den Rittern zu Leopold, und sagte:
Bis diesen Abend wollen wir euch diese Hand voll
Bauern in die Hände geliefert haben.« Allgemeiner

1. Eine Anspielung auf den Namen Hasenbach.

Beifall begleitete diese Rede, und der Angriff wurde sogleich beschlossen.

Da der östreichische Prinz von der Schlacht bei Morgarten her wußte, daß die Pferde in einer engen Schlucht sich nicht gehörig drehen und entwickeln könnten, ließ er die Ritter absteigen, und mit ihren langen Spießen die ersten Glieder bilden. Die Fußknechte machten den Rückhalt und das zweite Treffen aus. Während aber Leopold seine rohen Heerhaufen in Schlachtordnung stellte, fielen die Schweizer andächtig auf die Knie nieder, um den Beistand Gottes zu erbitten. Die Ritter, welche dieses sahen, riefen triumphirend: »Seht! sie bitten kniefällig »um Gnade!« Bald aber wurden sie vom Gegentheile überzeugt, als die Eidgenossen aus dem Walde hervorstürzten, um sie selbst anzugreifen. Sie bildeten einen spitzen Keil, und trugen die Fahnen und Waffen, womit sie bei Morgarten gesiegt hatten. Die Oestreicher rückten in geschlossenen Reihen zusammen, legten ihre lange Spieße vor, und empfingen ihren Anfall mit Muth und Verachtung. Bei diesem ersten Gefechte wurde der schweizerische Keil zurückgeworfen, und die Fahne von Luzern schier erbeutet. Die östreichische Linie dehnte nun ihre beiden Flügel wie zwei stählerne Arme aus. Die Schweizer waren rechts und links umfaßt, gedrängt, umschlossen; sie schienen gänzlich aufgerieben zu werden.

In diesem gefährlichen Zeitpunkte trat Arnold von Winkelried, ein Edler von Unterwalden, vor den Haufen der Schweizer, und sagte: »Ich will diese eiserne Linie »der Feinde durchbrechen, sorgt nur für meine Frau und »meine Kinder.« Mit diesen Worten stürzte er sich in die Spieße der Oestreicher, richtete davon so viele auf seine eigene Brust, als er mit beiden Armen fassen konnte,

und öffnete so, indem er erstochen niederfiel, seinen Landsleuten eine Lücke, wodurch sie in den östreichischen Haufen eindringen konnten. Diese Heldenthat entschied über den Gewinn der Schlacht. Die Schweizer sprangen über die Leiche Winkelrieds und der Erschlagenen in die Linien; sie verbreiteten sich rechts und links in der feindlichen Schlachtordnung; und da die Ritter ihre Lanzen jetzt nicht mehr gebrauchen konnten, wurden sie durch ihre eigne Waffen in Unordnung gebracht. Der Kampf war hartnäckig, blutig und schrecklich. Man rieth Leopold, der die Unordnung wieder herstellen wollte, sich aus der Gefahr zu begeben; er aber sagte: »Ich will mit meinen »Leuten entweder siegen oder sterben.« Hierauf wurde das Gewirre immer stärker; Feind war mit dem Freunde vermischt; ein jeder focht nur für seine eigene Erhaltung. In diesem Gedränge wurde Heinrich von Eschelbach, welcher die östreichische Fahne trug, übern Haufen geworfen. Ulrich von Arberg erhob sie wieder; aber auch er fiel bald tödtlich verwundet nieder. Als dies Leopold sahe, nahm er die Fahne selbst in die Hand, und schwang sie in die Höhe, rufend: »Für Oestreich! »für Oestreich!« Auf dieses Wort sammelten sich seine Ritter von neuem um ihn her, und drangen in die Schweizer. Sie wurden meistens an seiner Seite niedergehauen. Bei einer so großen Verwirrung versuchte er den letzten Angriff und stürzte sich in das blutigste Schlachtgewühl. Er that hier Wunder der Tapferkeit. Er focht mit Lanz und Schwert so lange, bis er von Wunden bedeckt zur Erde fiel. Ueber zweitausend Mann, meistens Ritter und Grafen, blieben in dieser entscheidenden Schlacht. Leopold und seine vornehmsten Offiziere wurden im Kloster Königsfelden begraben, wo schon

seine Vorfahren lagen. Die Schweizer aber hielten zu Luzern ein neues Dankfest für den errungenen Sieg.

Der große Verlust, welchen die Oesterreicher bei Sempach erlitten hatten, kannte weder ihre Macht noch ihren Willen brechen. Kaum waren sechs Tage nach der Schlacht verflossen, als Leopold, der Sohn des gebliebenen Herzogs, ein Jüngling von funfzehn Jahren, sich wieder rüstete, um den Tod seines Vaters und die Ehre seines Hauses zu rächen. Unterstützt von dem Kurfürsten von Mainz und mehreren rheinischen Fürsten, welche den Aufstand des siegenden Volkes befürchteten, rückte er mit einem neuen Heere in die Schweiz ein, allein da jetzt auch das mächtige Bern zu den Eidgenossen getreten war, und die österreichischen Unterthanen von Gaster und Sargans seine Fahnen verließen, mußte er sich zurückziehen und einen Waffenstillstand auf achtzehn Monate eingehen.

Die kurze Zeit des Friedens war nur darum eingetreten, um sich zu einem neuen Kriege rüsten zu können. Leopold sammelte seine Truppen gegen Zürich und Bern, der Graf von Tockenburg aber, dessen Bundesgenosse, gegen Glarus, welches sich der Vogtei der Habsburger entzogen hatte. Sobald der Waffenstillstand zu Ende war, zogen die Tockenburger gegen den letztern Kanton und überfielen Weesen, dessen Besatzung sie niedermachten. Hierauf durchbrachen sie, schon an der Zahl, die Vertheidigungslinie der Glarner und drangen, alles umher verwüstend, bis nach Näfels vor. In dieser verzweifelten Lage ergriffen die Eidgenossen wieder die Kriegsart, welche sie bei Morgarten siegen machte. Dreihundert Glarner, von kaum funfzig Schweizern unterstützt, lagerten sich auf dem Näfelserberge, und warfen so ungeheuere Steine

und Felsenstücke auf die eindringenden Feinde, daß ihre Reiterei in Unordnung kam. Diesen Augenblick des Schreckens benutzend, rannten sie nun mit Ungestüm von ihren Bergen herab; ein frohes Siegsgeschrei hallte in den Thälern wieder, von allen Seiten kamen ihre Freunde und Brüder herbei gelaufen und trieben die zerstreuten Heerhaufen in die Flucht. Viele Oestreicher und Toggenburger fielen unter den Streichen ihrer Kolben und Schlachtschwerter, die anderen fanden ihren Tod in dem Wallenstädter See, wo der Andrang der Flüchtigen die Brücke bei Wesen gesprengt hatte.

Während die von Glarus und Schwyz die fürstlichen Heerhaufen aus ihren Thälern trieben, brachen die von Zürich und Bern gegen jene vor, welche von Rapperswyl und Nidau eingedrungen waren. Sie nahmen mit schnellen Angriffen sogleich diese Festen nebst Büren und Underwen ein, und verbreiteten ihre siegreichen Waffen durch das Frickthal bis an den Rhein. Da die verbundenen Fürsten befürchten mußten, daß der Aufstand auch ihre noch übrigen Länder ergreifen würde, schlossen sie im Jahre 1388 mit den Eidgenossen einen Frieden zuerst auf sieben, dann im Jahre 1394 auf zwanzig Jahre. Darin wurde festgesetzt, daß diese das Recht ihrer Bündnisse, wie auch die gemachten Eroberungen, außer Wesen, erhalten sollten, jedoch mußten sie angelobet, keinem östreichischen Unterthan ferner mehr das Bürgerrecht zu gestatten. Also wurde die Unabhängigkeit der Schweizer selbst durch jene Fürsten anerkannt, welche dieselbe am heftigsten bestritten und verachtet hatten.

Man kann die rheinische Geschichte dieser Zeit nicht lesen, ohne an die schönsten Tage Griechenlands erinnert zu werden. Auf der einen Seite findet man Bürger und

Bürgermeiſter, welche, wie die Helden von Athen und Sparta bei Marathon und Thermopylä fochten; auf der andern Helden und Feldherren, welche die Thaten eines Achilles und Ulyſſes verdunkeln; hier kluge Geſetzgeber und neue Republiken, auf Freiheit und Gleichheit gegründet; dort glänzende Fürſten, nach Ehre und Kronen ſtrebend; hier bürgerliche Gewerbe und Feſte, dort ritterliche Turniere und einen prächtigen Hofſtaat.

Indeß hatte die Tapferkeit der Schweizer dem Hauſe Habsburg weniger geſchadet, als die Uneinigkeit ſeiner Prinzen. In den bisher mit den Eidgenoſſen geführten Kriegen hatte es zwar viel an Mannſchaft und Geld verloren; aber wenig an eigenen Ländern. Luzern, Bern, Zürich, Zug und Glarus, waren mehr Reichs- als habsburgiſches Gebet. Es blieb immer noch im Beſitze von Kyburg, vom Aargau, von Lenzburg, von Baden, vom Breisgau und den elſäſſiſchen Herrſchaften. Nach dem Tode Alberts IV. theilte ſich aber der alte Stamm in die **Albertiniſchen** und **Leopoldiniſchen**, und beide weder in mehrere Nebenzweige. Dieſe ſtritten untereinander um Vormundſchaften, Verwaltungen und Länder, und verwüſteten ſich wechſelsweiſe ihr eignes Gebiet. Da ihnen ihr Uneinigkeit nicht geſtattete, die Kaiſerkrone ſelbſt nachzuſuchen, ſo ergriff Albert die Partei des luxemburgſchen Hauſes, dagegen unterſtützte Leopold III. den Gegenkaiſer Rupert von der Pfalz, und ſtritt für ihn in Teutſchland und Italien.

Nach dem Tode des letztern, 1411, ging dem Hauſe Oeſtreich eine neue Sonne auf in Albert V. Dieſer eben ſo kluge als tapfere Fürſt ſchien die ſchönen Tage Rudolphs I. wieder hervorzurufen. Durch ſeine Gemahlin Eliſabeth, der Tochter des Kaiſers Sigismund, erhielt

er zugleich die Königreiche Ungarn und Böhmen, und, nach deſſen Tode, auch die Kaiſerkrone des teutſchen Reichs. Oeſtreich glänzte alſo jetzt zum erſtenmale mit den drei vereinigten Kronen, welche es bis auf unſere Zeiten ſo rühmlich getragen hat. Albert, welcher in der teutſchen Kaiſerreihe den Beinahmen des Zweiten erhielt, wußte ſeine drei Reiche auch mit Kraft und Würde zu regieren. In Böhmen unterdrückte er den Aufruhr der Huſſiten, Ungarn vertheidigte er gegen die Anfälle der Türken und Mißvergnügten, und in Teutſchland brachte er zuerſt die Eintheilung des Reiches in Kreiſe in Vorſchlag, welche nach der Hand Maximilian I. eingeführt hat.

Zum Unglücke Teutſchlands und Oeſtreichs lebte Albert nicht lange genug, um ſeine großen Abſichten durchſetzen zu können. Nach einer kurzen zweijährigen Regierung wurde er von einer tödlichen Krankheit ergriffen, als er die Türken von den Grenzen ſeines und des teutſchen Reichs zurückſchlagen wollte. Schon äußerſt geſchwächt, mußte er ſich in einer Sänfte nach Wien bringen laſſen, um dort neue Anſtalten gegen den gemeinſchaftlichen Feind der Chriſtenheit zu treffen. Er ſtarb aber unterwegs auf einer Inſel der Donau im Jahre 1437. Er hinterließ von ſeiner noch ſchwangern Gemahlin einen nachgebornen Sohn, Ladislaus, und mit dieſem einen bürgerlichen Krieg in Ungarn und Böhmen.

Während alſo die Albertiniſche Linie in Oſten für den königlichen Mündel zu ſtreiten hatte, überwarf ſich Friedrich IV. von der Leopoldiniſchen mit den Schweizern und dem Kaiſer Sigismund. Der Schweizerbund hatte durch ſeine bisherigen Siege über mächtige Fürſten, faſt alle benachbarten Gaue und Kantone mit ähnlicher

Freiheitsliebe beseelt. Am meisten wurden davon die Nachbarn von Schwyz und Glarus, die Appenzeller, ergriffen. Kuno der Fürst-Abt von St. Gallen hatte sich über dieses Land viele Vorrechte erworben, und wollte sie um so mehr geltend machen, als die Einwohner desselben, von den Schweizern heimlich unterstützt, nach Unabhängigkeit strebten. Wie ehemals der Kaiser Albert, so setzte er ihnen Landvögte vor, welche sie mit Härte und Grausamkeit behandelten, aber diese wurden eben so wie jene aus den Schweizer Kantonen vertrieben. Die Appenzeller zerstörten hierauf die Zwingschlösser ihres Landes, und zogen sogar die Hauptstadt des Abts, St. Gallen, in ihren Bund.

Durch diesen Aufstand seiner eigenen Unterthanen gezwungen, mußte sich Kuno mit seinen Mönchen nach Wyl in den Thurgau zurückziehen und seine Streitigkeiten dem Ausspruche des schwäbischen Städte-Bundes überlassen. Die Bürger von St. Gallen unterwarfen sich demselben, allein die Appenzeller waren damit nicht zufrieden, und ergriffen von neuem die Waffen. Diese Widerspenstigkeit verschaffte dem Abte von den benachbarten schwäbischen Städten einen Haufen von fünftausend Mann. Nachdem er diese bei Wyl zusammengebracht, und selbige in der Abtei herrlich bewirthet hatte, ließ er sie nach Appenzell vorrücken. Kaum aber waren sie in die Schluchten bei Speicher eingedrungen, als die Appenzeller, von fünfhundert Schweizern unterstützt, über sie herfielen und sie entweder zerstreuten oder in Stücke hieben. Dieser Sieg verbreitete Schrecken in die ganze Gegend umher. Die Bürger von St. Gallen traten wieder mit den Siegern in ein Bündniß, die schwäbischen Städte schlossen mit ihnen Frieden, und dem von allen verlassenen Abte

blieb keine andere Hoffnung von Hülfe übrig, als bei Friedrich von Oestreich. Dieser hoffte durch diesen Span den bisher seinem Hause zugefügten Schaden an den Eidgenossen zu rächen. Er sammelte sogleich ein grosses Heer bei Arbon an dem Bodensee. Mit einem Theile desselben rückte er gen St. Gallen vor, den andern ließ er gegen die Appenzeller marschieren. Diese waren aber jetzt von dem tapfern Grafen von Wartenberg angeführt, welchem Friedrich sein Schloß weggenommen hatte. Als daher die Oestreicher durch den Stoß oder den Grenzwall dringen wollten, wurden sie mit so gewaltigen Schlägen empfangen, daß sie die Flucht ergreifen mußten, und auf ihrem Rückzuge von denen von St. Gallen bis Arbon vertrieben wurden.

Nach diesem unglücklichen Gefechte suchte der Herzog von Oestreich auf einer anderen Seite durch Wolfshalden in das appenzeller Land einzudringen, er wurde aber mit gleicher Entschlossenheit empfangen. Müde also, seine Haufen ferner gegen so herzhafte Menschen anzuführen, überließ er seine Leute dem Grafen von Toggenburg und zog sich nach Inspruck zurück. Seine Entfernung wurde das Zeichen eines allgemeinen Angriffs auf seine Länder. Die muthigen Appenzeller drangen in dem Rheinthale vor, nahmen das Schloß Wartenberg weg, und gaben es ihrem wackern Anführer, dem Grafen Rudolph, wieder. Sie erstiegen hierauf die Festen Feldkirch, Pludenz, und Ryburg: sie bemeisterten sich von Rapperswyl und Winterthur. Mitten im Winter erkletterten sie den Arlberg und verbreiteten die Fahnen der Freiheit bis nach Tyrol und über den Bodensee. Von ihrem Glücke berauscht, machten sie jetzt kein Geheimniß mehr daraus: »daß sie

»Schwaben und ganz Teutschland durchziehen würden, »um die Freiheit der Völker gegen die Bedrückungen des »Adels in Schutz zu nehmen.«

Bei einer so offenbaren Ankündigung einer allgemeinen Empörung rüsteten sich die Fürsten und der Adel in Schwaben und am Rhein; allein das aufrührische Volk war heimlich vom Kaiser Wenzel unterstützt, welcher sich dadurch eine Stütze gegen die mit seiner Regierung misvergnügten rheinischen Kurfürsten verschaffen wollte. Daher entsetzten sie ihn seiner Würde, und gaben sie an Rupert den Pfalzgrafen, welcher Friedrichs von Oestreich Schwiegervater war. Dieser sammelte ein Heer von achttausend Mann an dem Constanzer See, welchen die Appenzeller so eben überschritten hatten, um Bregenz zu belagern. Ein dicker Nebel hatte sich zu dieser kalten Winterzeit vom Wasser herauf über die Gegend gezogen, als die verbündeten Truppen unter Anführung des Grafen von Montfort, unbemerkt heran kamen. Ein so unerwarteter Ueberfall setzte die Appenzeller in Schrecken. Ihre Horden wurden getrennt, zerstreut. Sie verließen Bregenz und waren froh, in einzelnen Häuflein ihre Heimath wieder zu finden.

Bald nach diesem glücklichen Schlage rückte auch Friedrich wieder in seine Länder vor. Die Appenzeller mußten sowohl mit ihm als dem Abte von St. Gallen Frieden schließen, und ihre Eroberungen herausgeben. Friedrich bekämpfte hierauf den Heinrich von Rotenburg, welcher den Schweizeraufstand benutzt hatte, um sich in Tyrol mächtig zu machen. Nach dessen Tode hatte er sich wieder den ganzen Theil der Leopoldinisch-östreichischen Länder unterworfen; allein seine unkluge Einmischung in

die Händel der Kirche brachten ihn um alle diese Vortheile.

Zu der Zeit hatte sich, auf Betrieb des Kaisers Sigismund, das Concilium zu Constanz versammelt, und forderte um dem ärgerlichen Schisma, das die Christenheit theilte, ein Ende zu machen, daß der Pabst Johann XXIII. seiner Würde entsagen sollte. Er war dem Kaiser selbst zur Verwahrung übergeben, und dieser bewachte ihn mit eben so viel Eifer als Vorsicht. In dieser zwangvollen Lage wandte er sich an Friedrich IV., welcher jetzt die Rheinländer Oestreichs beherrschte, und versprach ihm sechstausend Dukaten und die Gonfalonierwürde in dem Kirchenstaate, wenn er ihn aus der Gefangenschaft befreien würde. Der östreichische Prinz, welcher den Kaiser wegen alter Beleidigungen haßte, ließ sich von dem Pabste zum Beistande verleiten, und stellte in der Nähe von Constanz ein stattliches Turnier an, während dem Johann XXIII. Gelegenheit fand, unter der Kleidung eines Stallknechts zu entwischen.

Friedrich nahm ihn mit Freuden in seine Schlösser auf; aber das Concilium und der Kaiser sprachen Kirchen- und Reichsbann zugleich über ihn aus, und letzterer ließ bald darauf eine Armee von 30,000 Mann Reichstruppen in seine Staaten einrücken, um ihn für seine Unbesonnenheit zu bestrafen. Bei Annäherung eines so großen Heerhaufens zog sich der Prinz nach Lauffenburg zurück; aber nun brachen seine Feinde von allen Seiten auf, um seine Staaten zu besetzen und unter sich zu theilen. Schafhausen erhob der Kaiser zu einer freien Reichsstadt; Frauenfeld und der Thurgau wurden als Reichsgut erklärt; der Graf von Toggenburg nahm Sargans hinweg, und belagerte mit dem Bischofe von Chur Feldkirch. Bald hier-

auf hoben auch die Schweizer den Frieden auf, und fielen in seine Länder ein. Basel nahm Sekingen, Zürich Kyonau, Luzern Sursee und Reichensee, und Bern bemächtigte sich, in Gemeinschaft mit Solothurn, der Festen Zofingen, Aarau, Lenzburg, und sogar des Stammschlosses der Oestreicher, Habsburg. Zu gleicher Zeit war der Kurfürst von der Pfalz in Elsaß eingedrungen, und besetzte alle Herrschaften, welche Friedrich längs dem Rheine hin besaß.

In dieser Noth und auf allen Seiten von habsüchtigen Feinden gedrängt, zog Friedrich von Lauffenburg nach Breisach, um sich hier bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Seine Schlösser zu Baden, Sekingen und Feldkirch wurden mit Muth vertheidigt; seine Vasallen sammelten sich wieder unter seine Fahnen; die Herzoge von Lothringen und Burgund versprachen ihm Truppen, und der Pabst Geld; aber seine Hauptstütze waren die treuen Tyroler und Schwarzwälder, welche ihn auch in dem größten Unglück nicht verlassen hatten. Er hoffte, daß ihn jetzt wenigstens sein Bruder Ernst und sein Vetter Albert unterstützen würden; allein es blieb ihm kein thätiger Freund, als Ludwig von Baiern, und dieser rieth ihm, sich dem Kaiser zu unterwerfen.

So muthig und wacker Friedrich noch kurz vorher seinen Feinden getrotzt hatte, so nachgiebig wurde er jetzt, da er auf Frieden dachte. Er lieferte dem Kaiser Sigismund den Pabst aus, und ergab sich ihm auf Gnade und Ungnade. Der Verlust seiner Länder und eine tiefe Erniedrigung waren die Folge dieser Wankelmüthigkeit. Er mußte in demüthiger Stellung den Kaiser um Vergebung bitten, und dieser verkaufte, statt ihm seine Länder wieder zu geben, dieselben vielmehr seinen Feinden. Auf

einer Tagsatzung zu Zürich theilten die Eidgenossen seine Länder in der Schweiz, und machten unter sich einen Vertrag, welchem gemäß sie solche gemeinschaftlich mit den Waffen behaupten wollten. Bern erhielt den Aargau und Lenzburg, Zürich Kyonau, Luzern Sursee; Baden Bremgarten und Mellingen wurden gemeinschaftlich von den sechs Kantonen genommen. Jene von Glarus, Zug, Unterwalden und Uri wurden vom Kaiser als freie Republiken; Schafhausen, Pfissenhofen, Neuburg, Breisach und Rapoltszell als Reichsstädte erklärt. Die Landgrafschaft vom Elsaß verkaufte Sigismund an Johann von Lausen, und die Aemter in Schwaben an die Herren von Waldburg. Um den unglücklichen Prinzen noch ganz berauben zu können, streute man die hämische Verläumdung aus, als strebe er dem Kaiser nach dem Leben.

Alle diese Unbilden ertrug Friedrich bisher mit einer seltenen Gelassenheit, was ihn aber endlich aus aller Fassung brachte, war der Einfall seines eignen Bruders Ernst in Tyrol, dem letzten Ueberbleibsel seiner ehemaligen Größe. Auf diese Nachricht zerriß er, wie ein gefangener Löwe, seine Ketten, entwischte mit vier seiner Leute aus Constanz, sammelte um sich her seine treuen Tyroler, und zwang den feindlichen Bruder, ihm sein rechtmäßiges Erbe zu überlassen. Dieses kühne Unternehmen, welches die Bewunderung und den Beifall der Reichsfürsten hätte erwecken sollen, wurde von dem Kaiser und Reiche als ein neuer Beweis seines Ungehorsams und seines unruhigen Geistes angesehen. Sigismund brachte abermals eine Reichsarmee auf die Beine, um dem unglücklichen Prinzen auch noch die letzten Stücke seiner Länder wegzunehmen, und sie schändlich wieder an seine Feinde zu verkaufen. Alles was Friedrich zwischen Bregenz und Pretigau besaß, gab

er als Reichslehen verschiedenen Herren. Die Grafschaft Kyburg wurde an Zürich überlassen, und die Gerichtsbarkeit über den Thurgau an Constanz. Basel bekam die vier Waldstädte am Rhein, und Winterthur wurde zu einer Reichsstadt erhoben. Sigismund trieb seinen Haß und seine Habsucht so weit, daß er sogar seine eigenen kaiserlichen Rechte über diese Länder veräußerte.

Jetzt erst, nachdem Friedrich aller seiner Staaten beraubt war, wurde Ernst durch Hausinteresse oder Bruderliebe geweckt, sich der Härte des Kaisers entgegenzustellen. Schnell und unerwartet, wie ein Hagelwetter, erschien er mit einer beträchtlichen Anzahl Truppen vor den Thoren von Constanz. Wie ein Sieger drang er, von tausend Mann begleitet, in die Stadt zu dem Kaiser, und forderte Mäßigung und Gerechtigkeit. »Wenn,« sagte er, »Herzog Friedrich schuldig ist, so bestrafe man ihn; aber »warum soll seine Züchtigung auch Fürsten treffen, »die nicht das geringste verbrochen haben? Seyd ihr »nicht zufrieden, dem Hause Oestreich den Aar- und »Thurgau, Baden und Lenzburg entrissen zu haben, um »sie schmuzigen Kuhhirten zu verkaufen? Ihr habt da»durch dem gemeinen Volke ein gefährliches Beispiel ge»geben. In Zukunft werden die Fürsten ihren Vasallen die»nen müssen, und der Kaiser wird nicht mehr anders, »als von Bauern umgeben, zu Felde ziehen. Das Haus »Oestreich ist euch und dem Reiche getreu geblieben, »zwingt es nicht, sich über Sigismund beklagen zu müs»sen. Ihr dürft die Verwaltung der Gerechtigkeit nicht »einem Concilium überlassen, noch zugeben, daß Pfaffen, »wie jetzt, über Reichsfürsten gebieten. Sie mögen ihr »Kreuz tragen, das Schwert gebührt dem Kaiser zu füh»ren.« Diese kräftigen Worte, unterstützt von einer noch

kräftigern Armee, brachten ſowohl Sigismund als das Concilium zur Nachgiebigkeit. Der Pabſt Martin V., welchen letzteres erſt kürzlich zu ſeinem Oberhaupte gewählt hatte, ſtellte ſich den Parteien als Vermittler dar, und ſo wurde zwiſchen ihnen ein Vertrag abgeſchloſſen, vermöge deſſen Friedrich dem geizigen Kaiſer eine Summe von 70,000 Gulden zu bezahlen verſprach, welche hernach auf 50,000 Gulden herabgeſetzt wurde; dagegen erhielt er alle ſeine Länder am Rheine, außer jenen, welche ihm die Schweizer abgenommen hatten, und ſeine Rechte als Reichsfürſt zurück. Dieſer Vertrag iſt ein Beweis, daß Friedrich nicht ſo unglücklich geworden wäre, wenn ſein Bruder Ernſt ihm früher beigeſtanden, und nicht ſelbſt ſeine Feinde vermehrt hätte. Das Haus Oeſtreich erhielt dadurch zwar den größten Theil ſeiner rheiniſchen Länder wieder; aber die Schweizer-Republiken waren dabei ſo kühn und ſtark geworden, daß ſie jetzt ſchon dem Kaiſer und mächtigen Fürſten trotzen konnten. Auch wurde dadurch auf der einen Seite der Hang zur Freiheit, auf der andern der Haß wegen des Verluſtes genährt.

Nach den glänzenden Siegen, welche die Schweizer bisher über die mächtigſten Fürſten erfochten hatten, wagte es keiner ſo leicht mehr, ſie mit Waffen zu bezwingen. Allein ſie fingen nun einen innern Krieg unter ſich ſelbſt an, da ſie keinen äußern mehr fürchteten. Die Häupter deſſelben waren der Landammann Reding von Schwyz, und der Bürgermeiſter Stüßi von Zürich. Jener war ein eifriger Republikaner, ſich allein auf ſeinen Muth verlaſſend; dieſer ein kluger Volksführer, mit den Ränken der Höfe bekannt; der erſte war ſtolz auf die Thaten ſeiner Altvordern, welche die Freiheit gegründet hatten;

dieſer liebte den Glanz und den Ruhm einer erſten Magiſtratsperſon; Reding wollte die Sache der Freiheit verbreiten, Stüßi ſeine Stadt zum Haupte des Bundes machen. Auf des Landammanns Seite fochten die Kantone und Republiken; der Bürgermeiſter ſuchte die Bündniſſe der Fürſten. Beide waren klug, beide tapfer, beide geehrt; aber ihr Ehrgeiz brachte das gemeine Weſen in Gefahr und Zwietracht.

Der Krieg wurde durch den Tod des Grafen von Toggenburg verurſacht, welcher ohne männliche Erben geſtorben war, und deſſen Länder Schwyz und Zürich theilen wollten. Es gehört nicht hierher, die häufigen Erörterungen und Zwiſtigkeiten anzuführen, welche dadurch zwiſchen beiden Kantonen vorgefallen ſind; wir wollen davon nur das bemerken, was auf die Geſchichte der rheiniſchen Länder Bezug hatte. Während dieſes Krieges haben Schwyz und Glarus die Wittwe des verſtorbenen Grafen zu gewinnen gewußt, und die meiſten der übrigen Kantone waren auf ihre Seite getreten. Zürich mußte ſich ihren Geſetzen unterwerfen, und ihnen den größten Theil der toggenburgiſchen Güter überlaſſen.

Der Bürgermeiſter Stüßi, deſſen Ehrgeiz und Gewalt durch dieſen Vertrag zugleich gekränkt war, dachte auf Rache, und da er keine Unterſtützung mehr bei den Kantonen fand, bewog er ſeine Bürger, daß ſie eine Geſandtſchaft zu Friedrich V. von Oeſtreich ſchickten, und ihm für ſeinen Beiſtand die Grafſchaft Kyburg antrugen. Dieſer, welcher eben zum Kaiſer erwählt war, nahm dies Anerbieten mit Freuden an. Noch an dem Tage ſeiner Krönung ſchloß er, als Haupt des öſtreichiſchen Hauſes, zu Frankfurt einen Bundesvertrag mit den Zürichern, und verſprach ihnen heimlich einen Theil der toggenburgiſchen

Verlassenschaft. Er hoffte durch den bürgerlichen Krieg die Eidgenossenschaft zu sprengen, und die bisher verlorenen Länder wieder erhalten zu können. Er kam bald hierauf selbst nach Zürich, um seine Absichten desto glücklicher zu vollführen.

Diese Erscheinung des Kaisers erweckte das Mißtrauen der Eidgenossen; sie forderten von Zürich, daß es aller Verbindung mit Oestreich entsagen sollte; und als sie von ihm eine abschlägige Antwort erhielten, griffen sie zu den Waffen, brachen die Brücke von Rapperswyl ab, und besetzten die Ufer des Sees. Nun wurde zu Wasser und zu Lande, auf den Gebirgen und im Thale gefochten. Die von Schwyz nahmen viele Ortschaften ein, und die andern Kantone unterstützten sie. Die Züricher mußten sich an ihre Stadt zurückziehen, und der Bürgermeister Stüßi hatte seine Bürger jenseits der Sil aufgestellt, um eine förmliche Schlacht zu liefern. Schon standen die Zünfte der Stadt in Reihen und Gliedern. Jung und Alt waren bewaffnet; der Angriff sollte sogleich geschehen, als ein panischer Schrecken die Züricher ergriff; sie flohen haufenweis über die Sil nach ihrer Stadt zurück; Stüßi wandte Beredsamkeit und Gewalt zugleich an, um sie zurückzuhalten. Sie flohen. Die Schweizer verfolgten sie, und waren schon mit ihnen über die Brücke gedrungen, als der entschlossene Bürgermeister ganz allein sich den feindlichen Haufen entgegenstellte, um sie vom Eindringen zurückzuhalten. Nur mit einem Schilde bedeckt, stand er auf der Silbrücke, und die Schweizer umgaben ihn haufenweis, auf allen Seiten. Unter einem Hagel von schwirrenden Pfeilen und Spießen hieb er mit seinem Schwerte rechts und links auf sie ein; hier schlug er einen zu seinen Füßen nieder, dort stürzte er einen andern

ins Waſſer hinab. Aber die Zahl drang immer ſtärker auf ihn zu. Ermüdet, erſchöpft, verwundet, fiel er unter den Hieben ſeiner Feinde, wie eine ſchöne, hohe Eiche, welche noch kurz zuvor über den ganzen Wald hervorgeragt hatte.

Nach dem Tode des Bürgermeiſters zog ein Theil der Schweizer ungehindert in die Stadt, und nahm den Zürichern ihre Fahne mitten in ihren Mauern weg. Durch dieſen Schimpf aus ihrem Taumel geweckt, ergriffen die Bürger von neuem die Waffen, und ſchlugen die Eingedrungenen zu den Thoren hinaus. Dieſe plünderten aber Häuſer und Dörfer, und trugen die Schreckniſſe des bürgerlichen Krieges auf das wehrloſe Land.

In ſolcher Noth forderten die Bürger von Zürich die verſprochene Hülfe von Oeſtreich; allein Friedrich war zu der Zeit zu viel beſchäftigt mit ſeinen Angelegenheiten in Ungarn und Böhmen, als daß er ſie gehörig unterſtützen konnte. Er hatte die Verwaltung der rheiniſchen Länder ſeinem Bruder Albert und dem Markgrafen von Baden überlaſſen; und da er die Beihülfe des teutſchen Reichs umſonſt geſucht hatte, bat er den König von Frankreich, Karl VIII., ihm einen Haufen von 5000 Mann zur Führung des Krieges zu überlaſſen.

Karl hatte ſo eben einen Waffenſtillſtand mit dem Könige von England abgeſchloſſen; und da er gern einen großen Theil ſeiner Truppen außer Sold bringen wollte, ſchickte er, unter Anführung des Dauphins, eine Armee von 30,000 Mann Söldnern gegen die Schweiz, welche man von ihrem vorigen Hauptmanne die Armagnaks, das gemeine Volk aber, wegen ihres lumpigen Aufzugs die armen Gecken nannte. Dieſe drangen über Mömpelgard nach Baſel vor, und glaubten ſchon Meiſter der

Stadt zu ſeyn, als ſie von den Schweizern angegriffen, und bis Muttern zurückgeſchlagen wurden.

Indeß hatten die Franzoſen eine Verſtärkung erhalten, und rückten wieder gegen die Eidgenoſſen vor. Dieſe aber ließen ſich durch die Anzahl ihrer Feinde nicht ſchrecken. Sie jagten ſolche über die Birs zurück; und da ſie über die abgeworfene Brücke nicht verfolgt werden konnten, ſchwammen ſie durch das Waſſer, und ſchlugen ſich auf einer kleinen Inſel und einem Kirchhofe ſo lange mit ihnen herum, bis ſie faſt gänzlich aufgerieben waren. Nur ſechszehn von ihnen hatten ſich durch die Flucht gerettet, und dieſe wurden von ihren Landsleuten für Flüchtlinge und feige Memmen erklärt. [1]

Durch einen ſo muthigen Widerſtand ermüdet, ſchloß der Dauphin einen Frieden mit den Schweizern, und kehrte nun verwüſtend ſeine Waffen gegen den Elſaß und den Breisgau, welches doch Länder ſeines Bundesgenoſſen waren. Mord, Raub, Nothzucht und Brand bezeichneten die Einfälle der Armagnaken, längs dem Rheine hin, von Baſel bis ſchier zur Pfalz. Friedrich, aufgebracht durch die ſchändliche Behandlung ſeiner eigenen Staaten, ließ einen Reichstag nach Nürnberg anſagen, worauf beſchloſſen wurde, die Reichsarmee gegen die Franzoſen aufzubieten, und der Pfalzgraf Ludwig wurde zu ihrem Anführer ernannt. Während der Zeit hatten die Erzbiſchöfe von Trier und Cölln einen Waffenſtillſtand mit Frankreich bewirkt, und die Armagnaks zogen ſich auf ihr Gebiet zurück; aber der Krieg war noch nicht geendigt. Der Pfalzgraf Ludwig fiel nun ſelbſt in die Länder der Städte und Herren ein, welche die Franzoſen begünſtigt hatten.

1. Siehe die Erzählung davon bei Müller.

Auf der andern Seite verwüſteten die Bürger von Baſel Elſaß und den Breisgau, und Albert mußte ein Heer gegen ſeine eigenen Freunde zuſammenziehen. Um dieſen verwüſtenden Krieg zu enden, wurden ſchon öfter zu Conſtanz durch den Pfalzgrafen Ludwig, zu Lindau durch den Bürgermeiſter von Augsburg, Peter von Aargau, und zu Einſiedlen Friedensvorſchläge verſucht, aber ohne Erfolg. Endlich unterwarfen ſich die Schweizer dem Ausſpruche Heinrichs von Bubenberg, welcher Schultheiß zu Bern war, im Jahre 1450. Sie theilten ſich in die Toggenburger Länder, und Zürich verſprach dem Bunde treu zu bleiben. Oeſtreich hatte ſeinen Frieden ſchon zuvor im Jahre 1449 unter nachtheiligen Bedingniſſen abgeſchloſſen.

Als nach dem Tode Friedrichs der Herzog Sigismund zur Regierung der rheiniſchen Länder kam, beſaß er in der Schweiz gar nichts als Sargans, Kyburg, Winterthur und Rapperswyl; aber die Einwohner des letztern Orts hatten ſich bereits unter den Schutz der Kantone begeben; dazu kam noch, daß er wegen Gefangennehmung des Erzbiſchofs von Briren von dem Pabſte in den Bann gethan war. Die Schweizer fielen daher in ſeine Länder ein, belagerten Winterthur, und nahmen Frauenfeld weg. Der Herzog war gezwungen, alle ſeine Schweizer-Staaten an die Republiken zu überlaſſen.

Bald hierauf ſtellten ſich auch Schafhauſen und Mühlhauſen unter ſeine Feinde. Die Oeſtreicher hatten den Bürgermeiſter erſterer Stadt gefangen, und den Handel der letztern gehemmt. Beide ſuchten Hülfe bei den Schweizern, und dieſe kamen mit ſiebentauſend Mann herangezogen, und verwüſteten die habsburgiſchen Länder im Elſaß und Breisgau. Sigismund mußte den Frieden um 10,000 Gulden erkaufen, und dieſe konnte er, durch

die Kriege erſchöpft, und von ſeinen Verwandten verlaſſen, nicht bezahlen.

In dieſer Noth wandte er ſich zuerſt an ſeinen Vetter, den Kaiſer Friedrich III., dann an Ludwig XI., König von Frankreich. Aber beide wollten es mit den muthigen Republiken nicht aufnehmen, welche bisher glänzende Siege erfochten hatten. Nur ein Fürſt blieb ihm noch übrig, welcher ihn rächen konnte und auch wollte, aber auf Unkoſten ſeiner eignen Macht am Rheine. Zu dieſer Zeit herrſchte nämlich Karl von Burgund, welchen man den Kühnen nannte, zwiſchen Teutſchland und Frankreich. Prächtig und freigebig an ſeinem Hofe, ehrgeizig und unternehmend im Felde, wollte er längs dem Rheine hin ein neues burgundiſches Königreich ſtiften, was ſich von den Gebirgen der Schweiz bis zu den Seen in Holland erſtrecken ſollte. Dieſer gab dem bedrängten Sigismund die an die Schweizer ſchuldigen 10,000 Gulden; dagegen mußte er ihm ſeine Länder im Elſaß und Breisgau noch um eine andere Summe von 80,000 Gulden verpfänden.

Sobald Karl in dem Beſitze von Sigismunds Städten war, ſetzte er einen ſtrengen Landvogt, den Peter von Hagenbach, über dieſelben, und dieſer bedrückte ſie mit der Härte eines Tyrannen. Gegen alle Uebereinkunft mußten die Einwohner der Städte ihm große Summen einliefern; er belegte ihre Häuſer mit fremden Söldnern; nahm den einzelnen Bürgern Gut und Weib hinweg, und wer ſich ihm widerſetzte, oder murrete, wurde des Todes ſchuldig erklärt und hingerichtet. Karl der Kühne machte bald kein Geheimniß mehr daraus, daß er ſein Reich bis an den Rhein ausdehnen wolle. Seine

Regierung wurde aber dadurch sowohl von den Fürsten als dem Volke gehaßt und gefürchtet.

Unter solchen Umständen näherten sich die Schweizer-Republiken dem bedrängten Sigismund, und versprachen ihm und seinen Unterthanen Hülfe. Die alten Bundesschlüsse wurden erneuert; die 80,000 Gulden, für welche der Herzog seine Länder an Karl verpfändet hatte, schossen, unter Gewährleistung des Königs von Frankreich, die Städte Basel und Straßburg vor, und die Einwohner von Breisach und anderen östreichischen Orten wurden von ihnen zum Aufstande gegen den Landvogt des Herzogs gereizt.

Indessen der König von Frankreich und die Schweizer also die burgundische Herrschaft am Rheine untergruben, brachte Peter von Hagenbach durch seine Gewaltthaten die östreichischen Unterthanen zur Verzweiflung. Da er nach dem zwischen Sigismund und den Eidgenossen abgeschlossenen Vertrage von der Schweiz her am meisten zu befürchten hatte, setzte er sich mit einem tüchtigen Haufen in Breisach, und befestigte diese Stadt. In der heiligen Charwoche, da das fromme Volk mit Andacht und Gebet sich der Leiden seines Heilandes erinnerte, kam der leichtsinnige Landvogt mit Truppen und Fähnlein, mit Trommeln und Pfeiffen dahergezogen, und wollte da Tafel und Spiel halten, wo alles in trauriger Feierlichkeit zur Kirche ging. Kaum war er in die Stadt gekommen, als er sogleich den Stadtrath mit Leuten seines Sinnes besetzte, und den Bürgern, welche Gott um Befreiung anflehten, gebot, ihre Waffen abzulegen und an dem Festungsbaue zu arbeiten. Unter diesen Bedrückungen wurde sein Wohlleben keinen Augenblick unter-

brochen. Seine Hauptleute und Soldaten zechten und ſchmauſten wie an feſtlichen Tagen auf Koſten der Stadt. Er ſelbſt aber hielt köſtliche Tafel, und nachdem er durch berauſchende Speiſen und Getränke, wie es am burgundiſchen Hofe üblich war, ſeine Sinnenluſt gereizt hatte, verführte er eines ehrbaren Bürgers ſchöne Tochter, und nothzüchtigte ſie mit Gewalt.

Nun war die Verzweiflung der Bürger auf den höchſten Grad geſtiegen. Der Vater der Geſchändeten ging mit gepreßtem Herzen, denn er fürchtete des Landvogts Tyrannei, zu Heinrich Vögelin, einem muthigen wackern Bürger, und klagte ihm ſeine Noth. Dieſer, aufgebracht über eine ſolche Schandthat, und da er noch hörte, daß auch ſein Bruder gefangen wäre, weil er die Waffen nicht ablegen wollte, verabredete ſogleich eine Empörung mit den Bürgern, welche mit ihrem Banner auf dem Platze ſtanden, und entweder des Landvogts Befehl oder das Zeichen zum Aufruhr erwarteten. Hierauf ging er mit einigen ſeiner Freunde zu dem Tyrannen ſelbſt, und forderte die Loslaſſung ſeines Bruders. Peter von Hagenbach war erſtaunt, eine ſo kräftige Sprache von Leuten zu hören, welche er bisher nur als ſeine Sklaven betrachtet hatte. Mit Verachtung ſchlug er die Befreiung des Gefangenen ab, weil er keine Reue zeige; aber der muthige Vögelin drang ergrimmt auf ihn ein und im Getümmel, wo Wehr und Angriff wechſelten, wurde der Landvogt zur Treppe hinunter geworfen. Er, kaum auf der freien Straße, lief ſogleich nach dem Hauptplatze, um Hülfe und ſeine Soldaten zu ſuchen; allein die Bürger, nur auf dieſen Vorfall harrend, umringten, entwaffneten ihn, und führten ihn gefangen erſt zum Bürgermeiſter, dann in Ketten und Banden auf den Thurm.

Kaum war der Sturz und die Haft des Tyrannen in der Stadt und dem Lande bekannt, als allgemeiner Aufstand und Jubel das Volk ergriff. Die burgundischen Soldaten, ohne Oberhaupt und der Sprache unkundig, retteten sich durch Flucht. Oestreicher, Schweizer und Teutsche sammelten sich um Freiburg, um Basel, im Elsaß und in Schwaben. Der Herzog Sigismund kam mit 3000 Pferden gleichsam im Triumphe in seine Länder angezogen, und da die Geschichte der Befreiung gerade am Osterfeste vorgefallen war, strömte das Volk aus allen Städten und Dörfern ihm entgegen und sang, das Osterlied auf seine Erlösung anwendend:

Christ ist erstanden, der Landvogt ist gefangen.
Des sollen wir froh seyn.
Sigmund soll unser Trost seyn. Kyrie eleison!
Wär er nicht gefangen, so wärs übel gangen;
Seit er nun gefangen ist, hilft ihm nit sein böse List.
Kyrie eleison!

Unter so allgemeinem Frohlocken zog zuerst Hermann von Eptingen, dann Sigismund selbst, begleitet von den Gesandten der freien Städte am Rhein, in seine Erbländer ein. Nachdem er hierauf dem Herzoge von Burgund die schuldigen Summen angeboten hatte, nahm er Besitz und Huldigung von seinen Städten und Schlössern, und setzte in Breisach, wo die Tyrannei und Befreiung angefangen hatte, ein Gericht von Rittern und Städtebevollmächtigten nieder, um über Peter von Hagenbach das Urtheil zu sprechen. Die Klagpunkte waren: »daß er gegen den Vertrag das Volk mit Abgaben und »fremden Soldaten bedrückt, redliche Leute zum Tode »verurtheilt, ehrbare Frauen geschändet, und Neuerungen »in den Städten angestellt habe.« Hierauf antwortete

ſein Fürſprecher: »daß er einigen Aufrührern die Köpfe »habe abſchlagen laſſen, dazu habe ihn Recht und Noth »gezwungen; daß er die Freiheiten der Städte aufgeho»ben, dazu habe er Befehl von ſeinem Herrn gehabt, »welchem ſie gehuldigt hätten; und wenn er Frauen und »Jungfrauen geſchändet, ſo wäre wohl keiner unter ſeinen »Richtern, den man nicht eines gleichen Verbrechens »bezüchtigen könnte.« Dieſe Vertheidigung konnte weder die Fürſten noch das Volk für ihn gewinnen. Er hatte ſich durch ſeine Härte zu verhaßt gemacht. Die Ritter erkannten ihn einſtimmig des Todes ſchuldig. Bald nach dem Urtheile wurde er vor das Käferthor geführt, wo man einen Kreis geſchloſſen hatte. Er ging mit vieler Entſchloſſenheit ſeiner Hinrichtung entgegen. Nicht meinen, « ſagte er, »ſondern den Tod ſo vieler Unſchuldigen beklage »ich, an denen mein Herr ſchreckliche Rache nehmen wird.« Mit dieſen Worten, und nachdem er ſeine Seele Gott empfohlen, empfing er den Streich; ſein Haupt fiel zu Boden. Unbedauert wurde ſein Körper zu Hagenbach, ſeinem Stammſchloſſe, begraben.

Als Karl die Nachricht von dem Bunde zwiſchen Sigismund und den Schweizern und der Hinrichtung ſeines Landvogts erhalten hatte, dachte er auf Genugthuung und Rache. Zuerſt machte er dem Herzoge und den Eidgenoſſen Vorwürfe über Friedensbruch und Treuloſigkeit, dann rüſtete er ein Heer aus, was ſowohl an Anzahl, als Schönheit alle übertraf, welche bisher in den Kriegen aufgetreten waren. Mit dieſem rückte er gegen die Schweiz vor, um ſich zu rächen. Pracht, Waffen, Zierde und Ritterſchaft glänzten in dem burgundiſchen Lager; Einfalt, Muth, und Vertrauen auf Gott war in jenem der Schweizer. Nach vielen einzelnen Ge-

fechten kam es zuerſt bei Granſon, dann bei Murten, zu zwei fürchterlichen Schlachten. Karl hatte das Schickſal Leopolds. Er wurde in beiden geſchlagen und mußte Sieg und eine unermeßliche Beute den armen Bauern und Bürgern hinterlaſſen. Des Herzogs Zelt mit Sammt, Stickereien und Perlen geziert; Eß- und Trinkgeſchirre von Gold und künſtlicher Arbeit; Reliquien-Käſtchen mit den koſtbarſten Dingen prangend; Edelſteine an Werth und Gehalt ſo groß, daß ſie nach der Hand königliche Kronen ſchmückten; nebſt einer Menge von Vorrath, Wein, Früchten und Geld war die Beute von Menſchen, welche bisher nur an Käſe, ſchlechte Hütten und Zwilchgippen gewöhnt, und der Spott jener mächtigen Fürſten waren, die ſie jetzt beſiegt hatten.

Bald hierauf blieb Karl in einem Treffen bei Nancy. Die Schweizer hatten nun ihre zwei mächtigſten Feinde beſiegt; aber durch dieſe Siege blieb der gefährlichſte ſelbſt in ihren Herzen zurück. Die nach den Schlachten erbeuteten Schätze erregten bei den Gemeinen eine Liebe zum Reichthum, bei den Volksführern zur Herrſchſucht; beides vertrug ſich nicht wohl mit der republikaniſchen Gleichheit. Die einfältigen Hirten der demokratiſchen Kantone lernten jetzt Gegenſtände des Luxus kennen, wovon ſie bisher in ihren Gebirgen keinen Begriff hatten, und die Magiſtrate der ariſtokratiſchen wollten es ſowohl in Aufwand als in äußerem Anſehen den Fürſten nachmachen, welche ſie beſiegt hatten. Titel, Ehrenzeichen, Feſte, Hofart und Kleiderpracht wurde jetzt in Städten üblich, wo zuvor nur Amt und Verdienſte Anſehen und Würde gaben.

Von dieſer Veränderung der alten Sinnesart wollen wir zwei Beiſpiele anführen; eines von demokratiſcher, das andere von ariſtokratiſcher Ausſchweifung; welche um

ſo mehr hier bemerkt zu werden verdienen, weil die öſtreichiſchen Prinzen ſelbige entweder nicht benutzen wollten, oder nicht konnten.

Nachdem die demokratiſchen Hirten-Kantone zuerſt die mächtigen Oeſtreicher bekämpft, den Hauptort des Bundes, Zürich, gedemüthigt, und aus der Schlacht bei Murten mit Ruhm und Beute zurückgekommen waren, artete ihre Freiheitsliebe in Uebermuth, ihre Genügſamkeit in Eroberungsſucht aus. Zwar wurden die Appenzeller dafür am Conſtanzer, die andern am Comerſee blutig geſtraft;[1] allein da ihr Stolz gegen äußere Feinde gebrochen war, richtete er ſich gegen ihre eigenen Bundesgenoſſen und Kampfgeſellen. Hiedurch entſtand ein Span zwiſchen den Waldſtädten und den zugetretenen Kantonen, welcher die ganze Eidgenoſſenſchaft aufzulöſen ſchien. Jene wollten Freiburg und Solothurn nicht in den Bund aufnehmen, dieſe eigne Bündniſſe der Städte unter ſich ſchließen. Der wechſelſeitige Neid wurde noch durch den Eigennutz bei der Theilung der Beute, von dem Siege bei Murten her, genährt, und der bürgerliche Krieg flammte ſchon in Städten und Thälern unter einzelnen Bundesgenoſſen.

In dieſer allgemeinen Noth trat Niklas von der Flühe, Bürger von Stanz auf, und ſtillte durch ſein Anſehen und Wort den allgemeinen Aufruhr. Von Jugend auf hatte dieſer eben ſo würdige Bürger als ſeltſame Menſch ſeinem Vaterlande entweder in der Landesgemeine durch klugen Rath, oder im Felde durch ſein Schwert gedient. Müde der weltlichen Dinge und Unbeſtändigkeit menſchlicher Beſtrebungen zog er ſich endlich, nachdem er Weib und Kinder verſorgt hatte, bei

1. Siehe von Müllers Schweizergeſchichte.

Altdorf in eine Einöde zurück, um ſich blos mit göttlichen und ewigen Dingen zu beſchäftigen. Mehrere Jahre hindurch lebte er da von aller Welt und ſo zu ſagen vom eignen Körper geſchieden, nur Gott in ſich, und ſich in Gott ſuchend, als ihm ſein Freund, der Pfarrer von Stanz, die Nachricht von dem Aufruhr und der Zwietracht in ſeine einſame Zelle brachte. Eingedenk daß man den Willen Gottes nicht beſſer erfüllen könne, als wenn man ſeinen Brüdern und Mitbürgern nützlich wird, kam er baarfuß, mit grauen Haaren an Kopf und Bart, in einem Bußkleide auf einen Stock geſtützt, in die Verſammlung der Tagherren nach Stanz. Die plötzliche Ankunft eines Mannes, den ſie dieſer Welt abgeſtorben glaubten, mitten in ihren ſtürmiſchen Verhandlungen, kam ihnen wie eine Erſcheinung aus jener Welt vor. Nachdem er die Tagherren freundlich und treuherzig gegrüßt hatte, und ſie, ſeinem heiligen Alter huldigend, ehrerbietig von ihren Stühlen aufgeſtanden waren, ſprach er alſo zu ihnen: »Liebe Herren, treue Eidgenoſſen! Hier komme ich alter »ſchwacher Mann, von meinem beſten Vater und Freunde »aus der Einöde gerufen, zu euch zu reden vom Vater»lande. Kunſt und Wiſſenſchaft habe ich nicht; ich bin ein »ungelehrter Mann; was ich habe, das gebe ich euch. »Von dem Gott, welcher eure Väter gerettet in Landes»nöthen, und Sieg euch gegeben hat an den Tagen der »Schlacht, von dem habe, von dem gebe ich's euch. Eid»genoſſen, warum habt ihr Krieg geführt? Weil es »anders nicht hat ſeyn können. Durch die Kraft vereins»ter Arme und Herzen. Jetzt wollt ihr euch trennen um »der Beute willen? Ein ſolches, o Eidgenoſſen, laßt »nicht von euch geſagt werden in den umliegenden Landen. »In Gutem, Treuen rath ich, bitt ich dringendſt; euch

»von Städten, daß ihr Bürgerrechte löſet, welche einem »alten Eidgenoſſen ſchmerzlich ſind; euch von den Ländern, »daß ihr bedenkt, wie Solothurn und Freiburg neben »euch geſtritten haben, und ſie in den Bund nehmt; allen »Eidgenoſſen, daß ihr in Mißverſtändniſſen, welche wohl »unter Brüdern kommen mögen, gemäß der Billigkeit bei »der alten Art gleicher Sätze von jeder Partei bleibet. »In Kriegen werde Erobertes nach den Orten, Erbeute»tes nach den Leuten vertheilt. Ferner rathe ich euch, »nicht zu ſehr den euch umſchließenden Zaun zu erweitern. »Meidet fremde Händel. Seyd friedſame Nachbarn, und »wer euch unterdrücken wollte, der finde ſeine Männer. »Fern von euch, daß einer um das Vaterland Geld neh»me; vor Parteiung hütet euch, ſie würde euern Bund »zerſtören. Liebt euch unter einander als Eidgenoſſen, »als Chriſten, und der Allmächtige walte über euch gütig »wie bisher.«

»Und,« ſpricht die Chronik, »Gott gab Gnade zu den »Worten des heiligen Einſiedlers, daß in einer Stunde »alles verglichen ward. Alſo nahmen die Tagherren von »einander Abſchied, und jeder der erſt wußte herein zu »bringen die Treue, Mühe und Arbeit, ſo der fromme »Mann, Bruder Claus, in dieſen Dingen gethan hat, und »ihm das treulich zu danken.« »Aber aus dem Hauptflecken »Stanz,« ſetzt Müller hinzu, »hinauf in den Gotthard, »hinunter bis Zürich und bis nach Rhätien und in den Jura »ein allgemeines Freudengeläute, wie nach der Schlacht »bei Murten; mit Recht, es hatten die Eidgenoſſen ſich »ſelbſt überwunden.«

Nachdem alſo der Bruder Claus ſein Vaterland nicht durch Waffen oder Staatskunſt, ſondern durch Treuherzigkeit und Friedensworte wieder vereinigt und erweitert

hatte, zog er in seine Einöde zurück, und verwendete die Geschenke, welche er von den dankbaren Eidgenossen erhalten hatte, nicht für sich, sondern zum Dienste Gottes, zur Ausstattung seiner Kapelle. Auch noch später mahnte er sie schriftlich, wie zuvor mündlich, zur Einheit. »Ihr »sollt sehen« sind seine Worte, »daß ihr gehorsam seyd, »und einander lieb habet. Friede ist allerwegen in Gott, »und Gott ist der Friede. Darum sollt ihr eure Sache »auf Frieden stellen, und daß Glück sich auf Erden meh»ret, deß sollt ihr dankbar seyn, und der Gerechtigkeit »beistehen. Im Glauben sollt ihr nicht zweifelhaft seyn; »und das schreib ich euch, daß, wenn der böse Geist je»mand darum anfechtet, er ritterlich widerstehe.«

Also gesinnt und handelnd starb er im Jahr 1487 an dem Tage, wo er vor siebenzig Jahren geboren ward, in den Armen seiner Freunde, seiner Pflegtochter Cäcilia, seines Weibes und seiner Kinder. Seine Leiche ward, von ganz Unterwalden begleitet und verehrt, auf dem Kirchhofe von Sarein begraben; sein Andenken aber in den Jahrbüchern der Eidgenossen und in den Martyrologien der Kirche geheiligt.

Diesem Beispiele demokratischer Bewegungen in Stanz, will ich ein Beispiel aristokratischer entgegenstellen, Hans Waldmann, den Ritter, und Bürgermeister in Zürich. Zu Blikesdorf im Zuger Lande von armen Eltern geboren, kam er als Gerberjunge nach Zürich, und suchte sich da niederzulassen. Die Männer gewann er durch frohen Muth, die Weiber durch schöne Gestalt und süße Worte. Zuerst verführte, dann heirathete er des Amtmann Edlibachs Wittwe. Er ward Bürger, Zunftmeister, Obristmeister, und endlich Bürgermeister. Als kluger Verwalter der Geschäfte im Innern, als Held und gewandter Ge-

sandter im Auslande, hat er während des burgundischen Krieges glänzende, und dem gemeinen Wesen nützliche Thaten verrichtet. Er führte der Bundesgenossen Truppen bei Murten und Nancy an, und hat nicht wenig zum Siege beigetragen. Mit Oestreich, mit Frankreich, mit Savoyen und andern Mächten schloß er vortheilhafte Verträge. Das gemeine Wesen verwaltete er mit eben so viel Klugheit als Strenge. Dabei war er gesprächig, artig, und schön von Körper. Er war der Liebling junger Männer und Weiber.

Solche Vorzüge, unterstützt von äußerm und innerm Glück, führten ihn aber zu seinem Falle. Gewöhnt im Felde Sieg, und bei Königen Gunstbezeugungen zu erhalten, glaubte er auch in seiner Vaterstadt über alle hervorragen zu müssen. In seinem Hause zeichnete er sich durch Pracht, in seiner Kleidung durch Zierde aus. Niedlicher Hausrath, glänzende Gewehrkammern, schöne Pferde, und köstliche Gastmähler schmückten seine Wohnung. Sein Umgang mit Weibern war höflich, galant, und nicht gar gewissenhaft. Alte Schmeichler oder junge Wollüstlinge waren seine Gesellschafter, und wenn er auf der Rathsstube sprach, sollte sein Wort als Gesetz gelten.

Bei solchen Umständen konnte es ihm nicht an Feinden fehlen, und das um so mehr in einem Staate, der nach republikanischen Formen regiert wurde. Ein großer Theil der Rathsherrn, welche seine Größe beneideten; Männer, welchen seine Galanterie Eifersucht eingeflößt hatte; Bürger welchen er mit Stolz begegnet war, und selbst viele seiner Scheinfreunde wurden seine Ankläger. An ihrer Spitze stand Göldli, sein bitterster Nebenbuhler in Würden und Fähigkeiten. Was ihn besonders verhaßt machte, oder wenigstens zum Vorwande einer Anklage

diente, war seine Anhänglichkeit an Oestreich und seine Strenge gegen die Züricher Landleute. Als Haupt einer aristokratischen Regierung wollte er diese Unterthanen der Stadt in Zucht und Gehorsam erhalten; sie aber, vom Geiste der Freiheit ergriffen, und von des Bürgermeisters Feinden heimlich unterstützt, rotteten sich bewaffnet zusammen, und forderten mit Ungestüm Herstellung ihrer alten Gewohnheiten und die Bestrafung des Bürgermeisters. »Herunter mit ihm,« riefen sie mit dem aufgebrachten Pöbel in Zürich unter dem Rathhause, wo Waldmann sich vertheidigen wollte, »herunter mit ihm! sein »freundlich Gesicht hilft ihm nicht mehr; seine Hoffahrt und »Regiment hat ein Ende.«

Zu sicher seiner bisherigen Gewalt, hatte Waldmann seinen Fall nicht vorgesehen. Er wurde überrascht, auf den Wellenberg [1] gefangen geführt; vor ein Gericht gestellt, und als Anmaßer und Staatsverräther zum Tode verurtheilt. Zierlich gekleidet, wie er gewohnt war, und mit festem Schritte trat er aus dem Thurme, als dumpf die große Glocke im Münster erklang. Auf dem Wege zum Richtplatze grüßte er seine Bekannten und Freunde, oder unterhielt sich mit den Priestern, die ihn begleiteten. Als er sich zur Enthauptung mit großer Ergebenheit niederließ, warf er noch einen Blick auf seine Bürgerstadt und betete zu Gott für ihr Wohl. So fiel unter dem Schwerte des Scharfrichters das Haupt Waldmanns, vor dessen Schwert noch kurz zuvor die mächtigen Burgunder gezittert hatten.

Die Nachwelt hat hier zwei eben so merkwürdige als lehrreiche Bilder bürgerlicher und menschlicher Größe und

1. Ein Thurm, mitten in der Limmat erbaut, wohin die Staatsverbrecher gesetzt werden.

Hinfälligkeit; hier einen obersten Staatsverwalter oder Bürgermeister, kurz zuvor noch mit Ruhm, Ehrenzeichen, Pracht und schönen Weibern glänzend, auf dem Blutgerüste; und dort einen im Bußkleide auftretenden Einsiedler, Friede und Gerechtigkeit gebietend. Man mag die Weltgeschichte von Anfang bis zu unsern Zeiten durchlesen, so wird immer wahr bleiben, daß aufrichtige Religion, sey es in dem glänzenden Kirchengepränge des Ambrosius, oder unter dem zerlumpten Kleide des Niklas von der Flühe, die größten Tugenden und Werke hervorgebracht habe. Doch wir kommen auf die Habsburger zurück.

Diese Verschlimmerung der alten Schweizersitten und die dadurch entstandene Zwietracht der Kantone konnten den östreichischen Prinzen zum Vortheile dienen. Aber statt ihre Kräfte vereint gegen diese zu benutzen, bekämpften sie vielmehr einander selbst. Indeß der Kaiser Friedrich sich wegen seines Mündels, des Ladislaus Posthumus, kaum der Ungarn und Böhmen erwehren konnte, fiel sein Bruder Albert dessen Länder an, und brachte den bürgerlichen Krieg in die Hauptstadt der östreichischen Monarchie. Während dieses bürgerlichen Krieges konnten die rheinisch-östreichischen Länder nicht erweitert werden; Albert dachte daher nur auf ihre innere Verbesserung. Eingeschränkt auf die Landgrafschaft von Elsaß und den Breisgau schützte er die Verwaltung der Gerechtigkeit und den Landfrieden. Er führte wohlgeordnete Gerichte ein, und stiftete die Universität zu Freiburg. Die Verwaltung seiner Länder wurde durch mäßige Abgaben unterhalten, und den Ueberschuß davon verwendete er auf die Verschönerung seiner Städte. Dadurch

wurde seine Regierung am Rheine eben so glänzend, als durch die Schlachten, welche er und seine Ahnen da gefochten hatten.

Nach seinem Tode, 1463, wurden die Blicke der östreichischen Fürsten auf größere Gegenstände gerichtet, als ihnen bisher die kleinlichen Fehden mit den Hirtenkantonen und Reichsstädten der Schweiz gaben. Nachdem Karl der Kühne in der Schlacht bei Nancy geblieben war, erbte seine einzige Tochter Maria die reichen und weiten Länder von Burgund, und sie wurde der Gegenstand der Bewerbung der mächtigsten Fürsten in und außer Teutschland. Friedrich III. der Kaiser suchte ihre Hand für seinen Sohn Maximilian; der schlaue König Ludwig XI. für den Dauphin; Eduard der König von England für seinen Schwager, den Grafen von Rivers; der Herzog von Cleve und andere Fürsten für sich selbst. Dazu kamen noch die Abgeordneten der burgundischen Stände, welche entweder von Fremden bestochen, oder die Gestattung neuer Freiheiten ertrotzend, der jungen Fürstin mit Anträgen zusetzten; allein Maria trug tief das Bild in ihrem Herzen, das ihr einstens ihr Vater von den vortrefflichen Eigenschaften des jungen Erzherzogs Maximilian entworfen hatte. Als daher die Abgesandten des Kaisers, die Kurfürsten von Mainz und Trier, für diesen ihre Hand nachsuchten, gab sie selbige und ihre reiche Erbschaft an den östreichischen Prinzen.

Maximilian entsprach auch den Vorstellungen, welche sich Maria von ihm gemacht hatte. Ein blühender Jüngling, schön von Gestalt und lebhaft von Geist, verständig, gutmüthig und tapfer, geschmückt mit der Pracht seines Standes und dem Ruhme seiner ritterlichen Thaten,

zog er unter dem Zurufen des Volks in Gent ein, und wurde mit ihr im Jahre 1477 feierlich getraut. Bald hierauf legte er auch Proben seines Muthes und seiner Geistesgegenwart ab. Auf der einen Seite drängten ihn die Truppen, welche der eifersüchtige König von Frankreich in die burgundischen Länder vorrücken ließ, auf der andern die brabändischen Stände, welche ihm nach dem frühen Tode seiner Gattin die Vormundschaft über seine Kinder streitig machten. Allein jene schlug er bei Guinegatte; diesen trat er, obwohl im Aufruhr, kühn entgegen, und behauptete seine Länder und seine Rechte.

Als er nach dem Tode seines Vaters, Friedrichs III., Kaiser geworden war, wollte er die Schweiz, wo nicht an sein Haus, doch an das Reich wieder zurück bringen. Auf Anrathen des Kurfürsten von Mainz, Berthold von Henneberg, hatte er den schwäbischen Bund bekräftigt. Mit diesem dachte er die Schweizer zu bändigen; allein dies war der letzte fruchtlose Versuch, welchen die Oestreicher gegen dieses unbändige Volk unternahmen. Die Bundestruppen wurden in acht blutigen Gefechten [1] aus den Thälern der Schweiz getrieben, und als es endlich bei Constanz zu einer entscheidenden Schlacht kommen sollte, verließen die meisten Bundesgenossen das kaiserliche Heer. Maximilian mußte im Jahre 1499 zu Basel einen Frieden schließen, worin die Unabhängigkeit der Schweizer bestätigt wurde.

1. Bei Luciensteig, bei Treisen, zu Hard, auf dem Bruderholz, im Schwaderloch, bei Frastenz, auf der Malserheide, und bei Dornach.

Im Jahr 1496 wurde Maximilian's Sohn, Philipp der Schöne, mit der Erbfürstin der spanischen Monarchie Johanna vermählt. Seine Enkel, Karl und Ferdinand erhielten dadurch die Kronen von Spanien, von Peru, von Merico, von Neapel, von Ungarn und von Böhmen mit der Krone des teutschen Reichs. Sie wurden Herren der alten und neuen Welt. Von nun an hört ihre Geschichte auf, blos rheinisch zu seyn, sie wird universal historisch.

Sechstes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Zähringen-Baden und Würtemberg.

Rheinische Geschichte

von

Zähringen-Baden, Freiburg und Wurtemberg.

Von Basel längs dem rechten Rheinufer hinab bis schier an den Neckar hatte sich gegen das zehnte Jahrhundert nach Christi Geburt ein anderer Zweig des alten Erichonischen Stammes, zuerst unter dem Titel der Grafen von Breisgau, dann unter jenem der Herzoge von Zähringen, und endlich unter dem der Markgrafen von Baden, die Herrschaft erworben. Die Genealogen lassen ihn, wie jenen der Habsburg-Oestreicher, von Lancelin oder Landbold abstammen, dessen zweiter Sohn Berthold gegen das Jahr 939 Graf im Breisgau war; wie dann die Grafen dieses Gaues im neunten und zehnten Jahrhundert meistentheils diesen Nahmen führen.

Der Breisgau hat seinen Nahmen von dem alten Mons Brisiacus erhalten, welchen schon die Römer befestigt hatten. Unter den fränkischen und sächsischen Kaisern ist er eine feste Burg, und vermuthlich der Grafen-

ſitz geworben. Gegen Süden und Weſten wird er in Geſtalt einer Landſpitze von dem Rheine; gegen Oſten vom hohen Schwarzwalde begrenzt; gegen Norden ſcheidet er ſich von dem Mortenau. Längs dem Rheine hin bildet er ein ſchönes, fruchtbares Thal. Dieſes wird aber immer wilder und ſteiler, jemehr es ſich zum Schwarzwalde erhebt. In ſeiner höchſten Wildniß nennt man es das Höllenthal.

Die alten Zähringer haben vermuthlich ihren Grafenſitz nach Breiſach, dem Hauptorte des Gaues, verlegt, und von da aus ihre Güter und Herrſchaft verbreitet. Ihr Anſehen und Waffenruhm wurde gegen das eilfte Jahrhundert im Lande ſo wichtig, daß der Kaiſer Heinrich III. Bertholden I., dem Sohne des vorigen, das Herzogthum Schwaben verſprach. Indeß aber hatte Rudolph von Rheinfelden des Kaiſers Tochter Mathilde aus den Händen des Biſchofs von Conſtanz entführt, dem ihre Erziehung anvertraut war. Nach dem Tode Heinrichs wollte Agnes, die Kaiſerin-Mutter, den Fehltritt ihrer Tochter durch eine hohe Würde decken; ſie gab daher als Regentin während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. ihrem Schwiegerſohne Rudolph das Herzogthum von Schwaben; dem Berthold aber, als Entſchädigung, das Herzogthum von Kärnten und die Markgrafſchaft von Verona. [a] Von dieſer Zeit an führten die Zähringer den herzoglichen und markgräflichen Titel. Berthold I. bauete hierauf auf ſeinem Stammgute im Breisgau das feſte Schloß Zähringen als ſeinen Stammſitz, und befeſtigte darauf ſeinen herzoglichen und markgräflichen Titel.

a. Daher der Name Zähringen. Siehe das vierte Buch.

Sein Sohn Berthold II. ergriff die Partei Rudolphs von Rheinfelden, des Herzogs in Schwaben, deſſen Tochter er geheirathet hatte, gegen den Kaiſer Heinrich IV. Als ſein Schwiegervater im Jahre 1080 in dem Treffen an der Elster geblieben war, erwählten ihn die ſchwäbiſchen Stände zu ihrem Herzoge und er verwaltete dieſes Amt mit eben ſo viel Billigkeit als Klugheit. Im Jahr 1094 ließ er einen Landtag nach Ulm anſagen, um den ſo lange gefährdeten Landfrieden herzuſtellen, und ſowohl die ſchwäbiſche Kirche als das ſchwäbiſche Land zu ordnen. Sein Bruder Gerhard, der Biſchof von Conſtanz, übernahm die geiſtlichen, er aber die weltlichen Angelegenheiten. Beide gingen in ihren Anordnungen auf die urſprünglichen Verfaſſungen zurück, und der Landtag endete mit allgemeiner Zufriedenheit aller ſchwäbiſchen Kirchen und Gauen. Indeß aber hatte der Kaiſer durch Hülfe Friedrichs von Hohenſtaufen ſeine Feinde geſchlagen, und gab dieſem zum Lohne für die ihm geleiſteten Dienſte ſeine Tochter Agnes und damit das Herzogthum in Schwaben. Nach der erhaltenen Würde rückte Friedrich ſogleich gegen Bertholden vor. Sie lieferten ſich bei Hochſtädt ein blutiges Treffen, deſſen Folge aber mehr Raub und wechſelſeitige Verwüſtung, als Sieg war. Nachdem ſich beide Gegner lange herumgeſchlagen hatten, verglichen ſie ſich endlich 1098 dahin, daß Friedrich Herzog von Schwaben blieb, Berthold aber, und ſein Bruder Konrad, ſich mit dem Titel eines Herzogs von Zähringen und der Reichsvogtei in Zürich begnügten.

Nach Abgang der ſaliſchen Dynaſtie mit Heinrich V. wollte der Graf Rheinhold von Chalons das alte burgundiſche Königreich wieder herſtellen; der Kaiſer Lothar erklärte ihn aber in die Acht und übertrug dem Herzoge

Konrad die Vollſtreckung des Urtheils. Dieſer ſchlug den übermüthigen Grafen, und nahm ihn gefangen, wofür er zum Lohne als Verweſer der burgundiſchen Länder ernannt wurde. Durch dieſe Gewalt geſtärkt, konnten die Zähringer nun Rache an Friedrich nehmen, gegen welchen der Kaiſer den Reichskrieg erkannt hatte. Die Hohenſtaufen waren aus ihren Ländern vertrieben, und die Zähringer auf dem Punkte, das Herzogthum von Schwaben wieder zu erhalten, als Friedrich, und Konrad ſein Bruder, ſich im Jahre 1135 zu Mühlhauſen mit dem Kaiſer ausſöhnten, und in ihre vorigen Rechte wieder eingeſetzt wurden.

Bald hierauf kam das hohenſtaufiſche Haus ſelbſt zu dem Kaiſerthrone, und Friedrich der Rothbart bekämpfte zuerſt die Zähringer, dann, als er ſelbſt Kaiſer wurde, beſtätigte er ihnen alle ihre Herrſchaften im Breisgau; aber das Schloß Baden und die Herrſchaft von Hochberg erhielt Berthold's II. Bruder, Hermann I., welcher ſich nun, von der Markgrafſchaft von Verona her, einen Markgrafen von Baden nannte, und deſſen Geſchlecht ſich bis auf unſere Zeiten rühmlichſt fortgepflanzt hat.

Konrad's Söhne theilten die väterlichen Länder. Der älteſte, Berthold IV., nannte ſich einen Herzog von Zähringen; der jüngere, Albert, einen von Teck. Da ihr kriegeriſcher Wirkungskreis durch die Herrſchaft der Hohenſtaufen ſehr beſchränkt wurde, ſo verwandten ſie ihre Kräfte und Reichthümer auf wohlthätigere Unternehmungen, als den Krieg. Und wenn die Griechen das Andenken eines Kadmos, Cekrops, Lykurg und Solon mit Ruhm und Dankbarkeit in ihrer Geſchichte ehren, ſo verdienen die Zähringer gewiß ein ähnliches Lob in der Geſchichte der Teutſchen. Während andere Grafen und Fürſten Raubneſter erbaut, und friedliche Wohnungen

durch ihre Fehden zerstört haben, sind drei mächtige Städte und Republiken unter den Händen der Zähringer hervorgegangen. Berthold III. bauete Freiburg in Schwaben, Berthold IV. Freiburg in der Schweiz, und endlich Berthold V., zum Andenken ihrer alten Größe, in eben diesem Lande, ein neues Verona, welches man nach der Hand Bern nannte. Nicht zufrieden, Häuser gebaut und Mauern aufgeführt zu haben; gaben sie zu gleicher Zeit den neuen Bürgern dieser Städte Freiheit und solche Gesetze, wodurch sie auch dieses kostbare Geschenk behaupten konnten. Durch solche Unternehmungen machte sich der Stamm der Zähringer schon in den ältesten Zeiten berühmt. Er scheint bis auf unsre Zeiten diesen ruhmwürdigen Geist erhalten zu haben. Wie schon in dem zwölften Jahrhundert die Bertholde Freiburg und Bern erbaut haben, so erweiterten und erbaueten in neuern Zeiten die Karle und Friedriche Durlach und Karlsruhe.

Berthold V. hatte zwei Schwestern, Agnes und Anna, wovon die erste an den Grafen Egon von Urach-Fürstenberg, die zweite an Ulrich von Kyburg verheirathet wurde. Berthold V. wird von einigen Geschichtschreibern als ein harter und geitziger Fürst beschrieben, welcher seinen Adel und seine Unterthanen gegen sich aufgebracht habe. Man sagt sogar, daß diese aus Haß gegen seine Regierung seine zwei Söhne vergiftet hätten. Einige Chroniken schreiben diesen Meuchelmord auch seiner zweiten Gemahlin zu, welcher er hernach das Haupt mit eigner Hand abgeschlagen habe. Diese Sage wurde vermuthlich durch einen in der Ursuskirche zu Solothurn gefundenen Sarg veranlaßt, worin man die Körper der zwei vergifteten Kinder, und der Gattin mit getrenntem Haupte, gesehen haben wollte. Allein ein Fürst, welcher auf seine

Kosten eine ganze Stadt erbaut, und vielen Bürgern neue Rechte und Freiheiten gestattet, kann nicht wohl zugleich geitzig und tyrannisch seyn. Vielleicht waren es nur die Raubritter, welche gegen die Zähringer aufgebracht waren, weil sie den Bürgerstand erhoben und Städte gründeten, die deren Anmaßungen und Räubereien beschränken sollten.

Noch kurz vor seinem Tode bewies er, wie sehr ihm an der Erhaltung der Freiheit und der Städte gelegen gewesen sey, welche er und seine Väter in Schwaben gegründet hatten. Als er sah, daß er ohne männliche Erben bleiben würde, ging er zum Kaiser Friedrich, und sprach zu diesem also: »Deine Väter haben meinem Hause die Ver»waltung von Burgund als ein erbliches Leben übergeben; »aber die Stände dieses Landes sind wider mich. Ich »selbst bin ohne Leibeserben; darum will ich nun die »Städte Bern und Freiburg, die ich und meine Väter er»bauet, dir und dem Reiche übergeben, daß sie forthin »von keinem andern Fürsten beherrscht und unterjocht »werden, und daß sie dem Adel des Landes ein beständi»ger Dorn in den Augen seyn mögen.« Bald nach dieser Erklärung im Jahr 1218 starb Berthold, und wurde zu seinen Vätern nach Freiburg in die Kirche begraben, welche sie gegründet hatten. Seine Allodialgüter fielen auf seine zwei Schwestern Agnes und Anna. Davon erhielt die Gräfin von Urach das, was er in Schwaben, die Gräfin von Kyburg, jenes, was er in der Schweiz besaß. Seine Lehen fielen seinen Vettern Adelbert von Teck, und Hermann IV. von Baden zu. Jener nahm den herzoglichen Titel an, und diesem gab der Kaiser für die Güter, welche er durch Irmengard seine Gattin, die Tochter des Pfalzgrafen Heinrich von Braunschweig, geerbt hatte, Durlach, Ittlingen und Pforzheim;

von den andern Städten des zähringiſchen Gebietes, Laufen, Sinzheim und Eppingen; das übrige nahm der Kaiſer im Nahmen des Reichs in Beſitz. Hierauf erklärte er, nach Berthold's letztem Willen, Freiburg, Bern, Solothurn, Zürich und Rheinfelden als Reichsſtädte, und da dieſe nun allgemein nach Freiheit ſtrebten, wurde er in dieſer Erklärung von den Gemeinden unterſtützt.

Der Herzog Berthold hatte den Bürgern von Freiburg bei Erbauung ihrer Stadt ſchon große Freiheiten geſchenkt, und ihre Verfaſſung nach jener von Cölln gebildet, welche Stadt zu der Zeit die mächtigſte Republik am Rheine war. Dieſe Freiheiten ſuchten die Bürger nach dem Abſterben des Herzogs nicht nur zu erhalten, ſondern auch noch zu vermehren; denn kaum waren die Grafen von Urach durch die Zähringiſche Agnes ihre Herren geworden, als ſie ſich auch ſchon gegen ſie empörten. Im Jahr 1293 mußte Graf Egon den Bürgern einen Freibrief ausſtellen, kraft deſſen er ihnen die Rechte zuſagte, welche ſie von den Herzogen von Zähringen erhalten zu haben vorgaben. Der Eingang des Briefes lautet alſo:

»Wir Grafe Egen von Freyburg und Cuno ſein »Sohn thun kund allen denen, die dieſen Brief anſehen »oder hören leſen, nun oder hiernach, daß wir ein ge»treulich ganz und lauter Süne mit unſern Bürgern und »mit der Stadt Freyburg und mit allen ihren Helfern, »für uns und alle unſere Helfer um alle dieſe Sachen »und Mishelle, die wir uns an dem Tag, daß die Süne »geſchehen, wider einander hatten vor Gericht und Un»gericht haben, beſchwören ſtät zu halten.« Der Inhalt der Geſetze iſt aber folgender: die Bürger ſollen ihre Obrigkeit, ihren Rath und Schultheißen ſelbſt wählen.

Kein Bürger wird zu klagen gezwungen, es ſoll der Richter auch nichts darinnen fragen, wenn die miteinander hadern, wer aber ſeine Klage angebracht hat, iſt gehalten, ſolche zu verfolgen. Wer des Ausſpruchs von dem Rathe nicht zufrieden iſt, kann nach Cölln appelliren. Ohne Urtheil mag man keinen in der Stadt fahen, man findet dann bei ihm Diebſtahl und falſche Münz. Wer in die Stadt kommt, ſoll frei ſeyn, er ſey dann eines Herrn eigen. Wer ein Jahr und Tag in Freiburg ohnangeſprochen verharret, mag ſich dann freier Sicherheit freuen. Im Kriegsdienſt ſollen die Bürger nicht über eine Tagreiſe ausziehen, damit ſie des Nachts wieder herein kommen. Es ſoll kein Zweikampf gehalten werden, dann um Blutvergießen, Todtſchlag und Raub. Wenn einer blutrünſtig geſchlagen wird, ſoll er die Glocke ziehen, darauf erſcheinen die 24 Richter, waſchen und beſchauen die Wunde. Wer aber den andern verwundet hat, dem wird die Hand abgehauen. Todtſchlag wird mit dem Leben gebüßt. Die Erbrechte gehen nach feſtgeſetzter Stufe der Verwandtſchaft. Das Haus- und Gaſtrecht ſoll heilig gehalten werden. Die übrigen Geſetze betreffen die Stadtwache, Maas, Gewicht und Zoll.

Nach Maasgabe dieſer erhaltenen Freiheiten und Rechte theilten ſie ihre Gemeinde in Zünfte und einen Rath von vierundzwanzig Gliedern ab, welcher die Geſchäfte führte. Sie errichteten ein Stadtgericht. An ihre Spitze wählten ſie ſich einen Stadtſchultheißen und zwei Bürgermeiſter, und dieſe führten ſie rottenweis ins Feld. Die Freiheit und regelmäßige Verfaſſung, welche ſie jetzt erhalten hatten, vermehrten ihren Wohlſtand und die Zahl ihrer Bürgerſchaft. Eine Menge von Handwerkern und Künſtlern zogen, durch ihre Geſetze und feſte Ring-

mauern geſchützt, in die Stadt, und verfertigten Werke, womit ein beträchtlicher Handel getrieben wurde. Der Kunſtfleiß führte ſie auf die Bearbeitung der rohen Ausbeute der nahen Silbergruben und auf die Glättung von Kriſtallen, Granaten, Korallen, Jaſpis und andern Edelgeſteinen. Unter ihren Händen wurde endlich das herrliche Münſter mit ausnehmender Zierde und Größe vollendet, das Konrad der Zähringer im Jahre 1152 angefangen hatte.

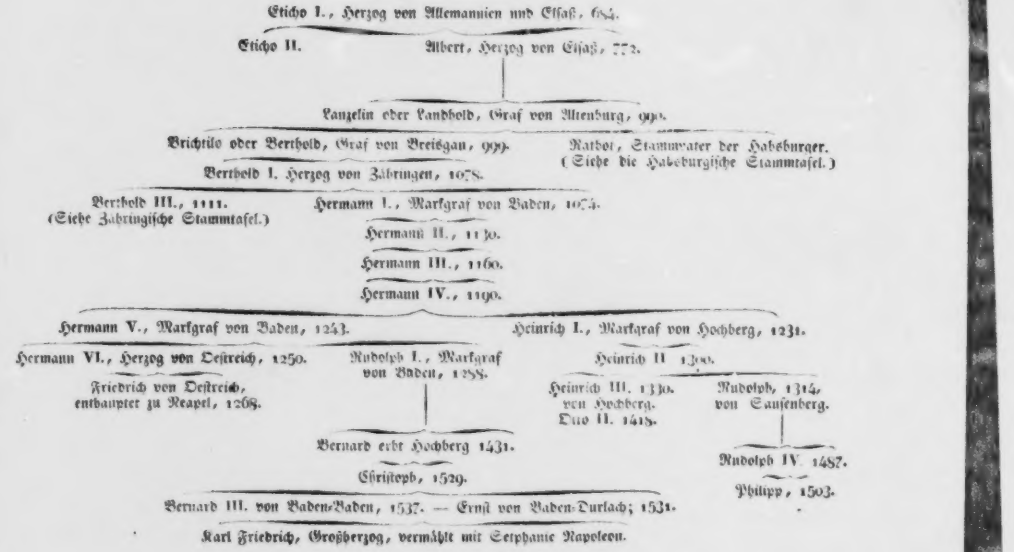
Ein ſo mächtiges Gemeinweſen fühlte jetzt auch ſeine Kraft und ſein Vermögen. Im Jahr 1366 unter dem Grafen Friedrich empörten ſich die Freiburger aufs neue. Sie trieben ihn aus der Stadt und ſetzten ſeine Tochter Clara zu ihrer Regentin ein. Egon IV. erbte mit dem Titel eines Grafen von Freiburg den bürgerlichen Krieg. Er ſammelte ein großes Heer von Rittern und Grafen und gedachte die Stadt bei Nachtzeit zu überfallen. Allein die Bürger wurden ſogleich durch die Wächter und das Sturmhorn, der Greuſel genannt, zu dem Kampfe geweckt. Sie ergriffen die Waffen, jagten die Feinde von ihren Mauern; ſie zogen alsdann ſelbſt zu ihren Thoren hinaus, verwüſteten des Grafen Länder und belagerten endlich das Schloß Freiburg, welches Egon der jüngere erbaut hatte, um ſie im Zaume zu halten. Da der Graf ſein Heer mit den Truppen der benachbarten Fürſten vermehrt hatte, ſo riefen die Bürger jene von Baſel, Neuenburg, Breiſach und Kinzingen zu Hülfe. Sie nahmen zuſammen das Zwingſchloß ein, zerbrachen es und zogen nun jubelnd vor Endingen, welches dem Grafen von Uiſenberg gehörte, der ein Freund Egons war.

Dieſe kriegeriſchen Unternehmungen der Bürger erregten die Aufmerkſamkeit der Fürſten und Edelleute. Die belagerten Grafen ſchickten darob einen Ritter an ſie ab, und forderten ihre Unterſtützung in einer Fehde, worin die Gemeinen über den Adel zu ſiegen ſchienen. Auf dieſe Einladung rückten von allen Seiten die Knechte und Reiſigen der Grafen heran, um dem Schloſſe zu Hülfe zu kommen. Als die Bürger ſahen, daß ſie ſich gegen einen ſo mächtigen und rüſtigen Haufen nicht halten konnten, zogen ſie ſich nach Breiſach zurück, in Hoffnung hinter den Mauern der Städte ſicher zu ſeyn. Allein ſie wurden von den Grafen, welche viel Pferde unter ihren Heeren hatten, bei dieſer Stadt eingeholt und ſo gänzlich in Unordnung gebracht und geſchlagen, daß von ihnen bei tauſend Mann auf dem Platze blieben, und über dreihundert gefangen wurden.

Nach dieſer Schlacht mußten ſich die Bürger in ihre Städte zurückziehen, und die Grafen umgaben ſie mit Knechten und Rittern, und verwüſteten ihre Aecker und Landhäuſer. Dieſer Krieg, ſagt ein alter Geſchichtſchreiber, war ſo ſchwer, und währte ſo lange, daß auch in ſieben Jahren um die Stadt kein Pflug in die Erde kam; demohngeachtet hielten die Freiburger die Fehde und Noth mit einer Standhaftigkeit aus, welche ſelbſt ihre Feinde in Erſtaunen ſetzte. Sie ſchlugen dieſelben mehrmalen von den Thoren und Mauern ab, machten öftere blutige Ausfälle, und ihre Kühnheit war ſo groß, daß bei einem derſelben ein junger Metzger den Biſchof Konrad von Straßburg durchſtach, welcher ſelbſt die Truppen angeführt hatte.

Bei einer ſo hartnäckigen Vertheidigung wurde der Graf Egon zuletzt der Fehde und Widerſpenſtigkeit frei-

Stammtafel der Markgrafen von Baden.



heitliebender Bürger müde. Er überlieferte daher sein Recht über die Stadt der Gemeinde um 15,000 Mark Silber und noch 25,000 Gulden, wofür sie ihm die Herrschaft von Badenweiler kauften. Seine Vogteirechte über die Stadt übertrug er an die Herzoge von Oestreich. Als im Jahre 1441 Graf Johann ohne männliche Erben verstorben war, fiel dieser Theil der Freiburgischen Güter an Markgraf Rudolph von Hochberg, welcher Hansens Tante geheirathet hatte.

Die Markgrafen stammen aber von Hermann, Berthold's zweitem Sohne, ab, welcher der bürgerlichen Kriege gegen die Hohenstaufen müde, die Welt verließ, und in der Einsamkeit sein Leben endete. Die Länder der Markgrafen waren anfänglich nicht beträchtlich. Unter Hermann II. begriffen sie nur das Gebiet um das Schloß Hochberg oder Hachberg in dem Mortenau und einige Güter im Uffgau und Kraichgau. Hermann III. erhielt, vermuthlich durch seine Gattin Judith, einer Gräfin von Calw, Baden, und bauete darneben auf seine Allodialgüter sein Stammschloß gleichen Nahmens, womit er von seinen Vätern her, den Nahmen eines Markgrafen von Baden verband. [1]

Wahrscheinlich hat Hermann darum sein Stammschloß nach den Bädern genannt, weil diese schon unter den Römern berühmt waren. Der Kaiser Hadrianus, der mehr den friedlichen Anstalten als dem Kriege zugethan

1. Das Bad wurde schon im siebenten Jahrhundert von Dagobert der Abtei von Weissenburg geschenkt.. Der Ort Baden kam durch Heinrich III. an das Hochstift von Speier. Vermuthlich kam es durch Vogteirechte an die Grafen vom Kraichgau oder Calw, von diesen an Hermann; denn es lag in comitatu Adelberti von Calw.

war, hat den Ort verschönert, und seine Nachfolger Marcus Aurelius und Septimus Severus haben, wie Steinschriften dort beweisen, diese Verschönerung fortgesetzt. Auf diese römischen Trümmer gründete sonach Hermann sein Stammschloß. Es liegt am Ausgange jenes romantischen Thales, dessen Felsenwände die Murg durchschlängelt. Während der fränkischen Monarchie schied dieser Fluß den Mortenau von dem Uffgau, folglich das schwäbische Herzogthum von dem fränkischen. Es scheint, daß die vielen kleinen Gaue, welche das badische Gebiet umfassen,[1] zu jener Zeit nur einen oder zwei größere gebildet haben, aus welchen die übrigen als Centgaue hervorgegangen sind. Das Land selbst ist gegen den Rhein zu ein fruchtbar-liebliches Thal, gegen die Gebirge aber eine schauerlich-schöne Wildniß. Auf der Ebene pflanzt man alle Arten von Getreide und Obst, aus den Schachten der Gebirge gräbt man Eisen und Schwefel, die Höhen geben Bau- und Brennholz.

Unter den sächsischen und fränkischen Kaisern haben mehrere Grafenhäuser diese Gaue unter sich getheilt; als das von Eberstein, von Vahingen, von Calw, von Lauffen und von Henneberg. Das erstere hat sein Stammschloß auf die Felsen des Murgthals gegründet, wo seine Trümmer noch glänzen. Von der Entstehung und Erhöhung dieses gräflichen Hauses erzählen die rheinischen Chroniken wunderliche Geschichten. In dem Kriege, welchen Otto der Große gegen den Herzog Eberhard führte, soll der Graf von Eberstein des letztern Partei ergriffen, und sein Schloß so tapfer vertheidigt haben, daß der Kaiser es nur durch List zu erobern

1. Der Uffgau, Pfunzigau, Albgau ꝛc.

hoffte. Er lud ihn daher, unter freiem Geleit, zu einem Turnier nach Speier ein, in der Absicht, während seiner Abwesenheit das Schloß zu erstürmen. Der Graf, dem kaiserlichen Worte trauend, erschien auch wirklich bei dem Feste, eroberte aber durch seinen Muth und seine Artigkeit das Herz der kaiserlichen Tochter, und diese entdeckte ihm während des Tanzes den Anschlag, der auf sein Schloß gemacht werden sollte. Auf diese so liebevolle Warnung verließ er sogleich den Tanz und den schönen Arm der Prinzessin, und Otto fand ihn am andern Morgen, wo der Sturm gewagt werden sollte, auf den Mauern von Eberstein, mit dem Degen in der Faust. Diese Gewandtheit und Tapferkeit bewundernd, gab der Kaiser dem Helden seine Tochter, und damit viele Güter in Sachsen. Das aus dieser Liebe entsprungene Kind soll den Nahmen Otto erhalten, und den Ebersteinischen Stamm am Rhein und in Sachsen fortgepflanzt haben. [1]

Auf eine ähnliche Art und Verwandtschaft mit dem sächsischen Hause sollen auch die Henneberger zugleich in beiden Ländern begütert worden seyn. Die meisten Genealogen lassen diese von Otto, dem Bruder des von Kaiser Heinrich II. gebannten Heinrich von Schweinfurt abstammen. Sein Sohn oder Enkel Otto wurde, wie wir angeführt haben, von Kaiser Heinrich III. zum Herzoge in Schwaben ernannt. Die mächtigen Schweinfurter hatten daher Gelegenheit genug, sich auch am Rheine Güter und Herrschaften zu erwerben. Wenk hält die Grafen Boppo, Heinrich und Berthold, welche zu jener Zeit als Grafen vom Lobden- und Rheingau

1. Viele Genealogen behaupten aber, daß die rheinischen und sächsischen Ebersteiner, ganz verschiedene Stämme gewesen seyen.

erschienen, für Henneberger. Im Jahr 1110 stiftete Graf Berthold I. mit Einwilligung seiner Verwandten das Kloster Gottesau im Albgaue. Berthold's II. Tochter Irmengard brachte nach ihres Vaters Tode 1190 sowohl dessen Vogteirechte in Lorsch, als auch jenen Theil der hennebergischen Herrschaften, welche in dem Uffgau und Albgau lagen, an ihren Gemahl den Pfalzgrafen Konrad von Stauffen, den Bruder Friedrichs I. Dieser Konrad hinterließ nur eine Tochter, Agnes, welche ihm von Heinrich von Braunschweig entführt wurde, und sowohl die Pfalzgrafschaft als die damit verbundenen Länder am Rheine auf ihre Erben brachte. Aber auch sie blieb ohne männliche Nachkommenschaft. Von ihren zwei Töchtern wurde die eine, Agnes, an Otto von Wittelsbach, die andere, Irmengard, an Hermann IV. von Baden, vermählt. Erstere erhielt sonach die Pfalzgrafschaft am Rhein, die andere die übrigen Allodialgüter ihres Vaters am Rhein und in Sachsen. Demnach fielen durch Vermittelung des Kaisers Friedrich, dem badischen Hause, Durlach, Pforzheim, Ittlingen und mehrere Güter im Uffgau und Albgau zu. Der markgräfliche Stamm theilte sich hierauf in zwei Zweige, nämlich den Badischen und Hochbergischen. Herman V. wurde das Haupt des erstern, Heinrich I. des letztern.

Im Jahr 1248 blühte dem markgräflichen Hause ein noch größeres Glück in Hermann VI. auf. Dieser war an Gertruden, die Erbin von Oestreich, vermählt, und die Stände dieses Herzogthums erkannten ihn allbereits als ihren Fürsten. Desto unglücklicher aber war dessen Sohn Friedrich. Durch seine heldenmüthige Freundschaft gegen den jungen Konradin verlor er

nicht nur das von seiner Mutter geerbte Herzogthum von Oestreich, sondern auch sein Leben auf dem Blutgerüste zu Neapel. [1]

Durch den Tod Friedrichs wurden die Markgrafen wieder auf ihre Länder am Rhein eingeschränkt. Diese aber vertheidigten oder erweiterten sie durch Tapferkeit und glückliche Verträge. Nach Abgang der zwei mächtigen Grafengeschlechter von Eberstein und Spanheim erbte der badische Zweig einen Theil der Grafschaft von Eberstein auf dem rechten, und die Hälfte der Grafschaft von Spanheim auf dem linken Rheinufer, [2] während auf gleiche Weise dem hochbergischen Zweige Badenweiler, Rötteln, Kuppenheim und Sausenberg zufielen. Es fehlte den Markgrafen jetzt nur noch die Ortenau und Freiburg, um Herren vom ganzen rechten Rheinufer in Schwaben zu seyn.

Die Ortenau oder der Mortenau ist einer von jenen Gauen des schwäbischen Herzogthums, welche mit der fränkischen Monarchie hervorgegangen sind. Er lag zwischen dem Breisgau und dem Ufgau, und wurde gen Osten vom Schwarzwald, gen Westen vom Rheine begrenzt. Er ist daher beiden Gauen sowohl an Lage als Fruchtbarkeit gleich. Unter der sächsischen Kaiserdynastie finden wir darin einen Gaugrafen mit Nahmen Konrad oder Kuno, welcher vermuthlich der salische Graf war, der hernach auch Herzog in Schwaben wurde. Nach dessen Tode mögen auch wohl die Zähringer mit dem

1. Siehe oben das vierte Buch.

2. Siehe die Geschichte von Spanheim. Von der Grafschaft Eberstein hatten die Markgrafen Rudolph I. und III. schon den größten Theil gekauft.

Breisgaue zugleich diesen Gau verwaltet haben; aber die Grafschaft selbst war schon in Stücke zerfallen. Unter den hohenstaufischen Kaisern wurde sie in eine Landvogtei verwandelt und in vier Gerichte eingetheilt, welche zu Ortenberg, Achern, Appenweiler und Grusenheim ihre Sitze hatten. Von den Jahren 1260 bis 1326 kommen darin die Grafen von Geroldseck, Katzenellnbogen und Ochsenstein als Landvögte vor, aber die Markgrafen blieben mächtige Fürsten im Gaue. Kaiser Ludwig der Baier gab endlich die Landvogtei dem Markgrafen Rudolph III. zum Lohne für die ihm geleisteten Dienste. Dieser Gewalt widersetzten sich die schwäbischen Städte und die Bischöfe von Straßburg, welche einen so mächtigen Nachbar nicht neben sich aufkommen lassen wollten. Rudolph III. mußte vier eben so blutige als verwüstende Fehden gegen sie führen.[1] In der letzten wurde er von dem Bischofe Berthold II. und den Straßburger Bürgern bis nach Stollhofen und Baden zurückgetrieben. Sein Nachfolger Rudolph IV. mußte diesem die Ortenau überlassen.[2]

Noch gefahrvoller war die Fehde, welche Rudolphs wackerer Enkel, der Markgraf Bernard, gegen die von Freiburg begann. Durch das Beispiel so vieler Städte am Rheine und in Schwaben ermuthigt, waren die Bürger dieser Stadt jetzt nicht mehr zufrieden, ihre eigene Freiheit gegründet zu haben; sie nahmen auch noch die Unterthanen der benachbarten Fürsten in ihre Ringmauern auf, und ertheilten ihnen bürgerliche Rechte. Der Markgraf Bernard beschwerte sich darüber bei der Stadt, als

1. Von 1313 bis 1324.
2. Siehe die Geschichte von Straßburg im folgenden Buche.

er aber auf seine Klagen kein Gehör fand, griff er im Jahr 1424 zu den Waffen, um sich mit Gewalt Genugthuung zu verschaffen. Auf die Nachricht eines zu befürchtenden Angriffs verbanden sich die Freiburger mit den Städten Straßburg, Basel, Colmar, Kinzingen, Engen, Mühlhausen und Schlettstadt. Sie wurden von dem Pfalzgrafen Ludwig, von dem Bischofe von Speier, und dem Grafen von Würtemberg unterstützt, welche des Markgrafen Herrschaft schmälern wollten. Mit großen Haufen fielen sie von allen Seiten in dessen Länder ein, und belagerten das Schloß Mühlberg über drei Wochen lang. Aber Bernard hielt fest auf seiner Burg, und wehrte sich mit List und Tapferkeit gegen die überall auf ihn zudringenden Feinde. Um diesen landverderblichen Span zu enden, schickte der Kaiser Sigismund den Bischof von Würzburg unter sie. Die Sache wurde so geschlichtet, daß die Freiburger mit ihren Bundesgenossen wieder nach Hause ziehen, der Markgraf aber den Zoll aufheben mußte, den er bei Mühlberg anlegen wollte.

Nachdem Bernard diese eben so gefährliche als verwüstende Fehde gegen so viele Feinde glücklich und mit Ruhm überstanden hatte; dachte er darauf, wie er die Wunden, die sie seinen Ländern geschlagen, heilen und diesen eine bessere Verfassung geben möge. Die Herrschaften, welche seine Vorfahren erworben hatten, wurden nach Maasgabe der besondern Schlösser und Städte in Aemter und Vogteien abgetheilt, welche durch Vögte und Amtleute verwaltet wurden. Baden, Hochberg, Durlach, Röteln, Pforzheim, Sausenberg und Spanheim waren zwar besondere Herrschaften; aber Bernard suchte wenigstens die Seinigen unter eine gemeinschaftliche Regierung zu bringen. Mit Rath und Hülfe

ſeines Kanzlers Johann von Brüſſel beſchränkte er die zerſtückelte, oft drückende Lehengerichtsbarkeit, und unterwarf ſie ordentlichen Gerichtshöfen. Die verſchiedenen Zweige der Verwaltung liefen bei ſeinem Hofe zuſammen und er gab ſeinen Ländern Einheit und Kraft. Seinem Beiſpiele folgten im Jahr 1503 Chriſtoph von Baden und Philipp von Hochberg. Sie machten einen Erbvertrag mit einander, vermöge deſſen die Länder, nach Abſterben einer Linie des markgräflichen Hauſes, der andern zufallen ſollten. Bald hierauf ereignete ſich dieſer Fall auch mit dem Tode Philipps; aber Chriſtoph's Söhne theilten noch einmal die Markgrafſchaft. Bernard III. erhielt Baden, Ernſt Hochberg. Beide Linien haben ſich bis in das verfloſſene Jahrhundert unter den Nahmen Baden-Baden und Baden-Durlach erhalten.

Während ſich die Markgrafen alſo mit den Städten und Fürſten am Rheine herumſchlagen mußten, war durch den rheiniſchen auch der ſchwäbiſche Städte-Bund entſtanden, welcher das ganze Land ergriff und alle Stände von Schwaben mit ſich fortriß. Die ſchwäbiſchen Städte ſind um dieſe Zeit, wie die rheiniſchen, reiche und kräftige Republiken geworden, und trotzten den mächtigſten Fürſten im Lande. Unter ihnen glänzten vorzüglich Ulm, Augsburg, Rotweil, Lindau, Eslingen, Reutlingen, Freiburg und Breiſach. Sie hatten zwar kein großes Gebiet, aber deſto größere Reichthümer. Ihre Bürger brachten in Holz, Stein, Metall, Elfenbein, Gold, Silber, Leinen, Wolle, Seide u. ſ. w. Erzeugniſſe und Kunſtwerke hervor, welche jenen der italieniſchen Städte gleich kamen. Sie trieben damit einen beträchtlichen Handel in und außer Teutſchland. Durch die Schweiz und Tyrol brachten ſie die Güter des Orients

nach dem Occident. Ihre bürgerliche Verfassung glich, entweder in aristokratischer oder demokratischer Form, jener der rheinischen Städte. Mehrere tausend Mann, zu Fuß und zu Pferd, konnten sie gerüstet in das Feld stellen. Ihre Werkstätten waren zugleich die Zeughäuser aller Arten von Gewehr und Kriegsmaschinen. Die Kaiser schützten sie, weil sie ihren Beistand und Geld nöthig hatten, und die Fürsten haßten sie, weil sie deren Macht verdunkelten. Es ist mir leid, daß mir die Schranken dieses Werkes nicht erlauben, die Anstalten und Thaten dieser Städte, wie jene der rheinischen, umständlicher anzuführen. Ihren Bund aber fürchteten alle Fürsten in Schwaben und am Oberrhein, und diese rüsteten sich jetzt, um selbige zu unterdrücken.

Die Anführer und Häupter der schwäbischen Fürsten gegen die Städte, waren die Grafen von Würtemberg. Denn wie die Zähringer-Badner Städte erbauet und mit Freiheiten beschenkt hatten, so wurden diese deren Feinde und wollten sie unterwerfen. Durch Waffen und Geld haben die Würtemberger ihr ursprünglich kleines Gebiet von Beutelsbach zuerst zu einer Grafschaft, dann zu einem Herzogthume, in unsern Zeiten zu einem Königreiche erweitert. So lange man dieses Fürstenhaus in der Geschichte kennt, hat es sich durch drei besondere Eigenschaften ausgezeichnet, nämlich durch Klugheit in Benutzung günstiger Augenblicke, durch Beharrlichkeit und Muth im Unglück, und durch eine besondere Prachtliebe bei Hofe und bei öffentlichen Auftritten. Nach alten Sagen sollen die Würtemberger von einem gewissen Emmerich abstammen, welcher unter den Merowingern Beutelsbach erhalten habe. Im Jahr 989 kommt ein Würtemberger, mit baierischen Rittern kämpfend, in den Chroniken vor; aber erst unter

der salischen Dynastie erscheinen Konrad, Ludwig, Emicho, Hartmann und andere als Grafen; Konrad's Bruder Bruno war Abt zu Hirschau, und Hartmann wird Graf von Gröningen genannt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Herren während des Streites Kaiser Heinrichs IV. und Rudolphs von Schwaben, ihre Länder und Güter vermehrt haben; allein der Hauptzeitpunkt, wo ihre zuvor noch unbedeutende Macht schnell heranwachsen konnte, war das sogenannte große Interregnum. Nachdem nämlich das herrliche Haus der Hohenstaufen nicht mehr auf dem Throne saß, die Kaiserkrone ein Spielwerk der Parteien geworden, und endlich durch die Hinrichtung des jungen Konradins sogar das schwäbische Herzogthum zerfallen war, glich Schwaben einem zusammengestürzten Pallast, wovon jeder, der List oder Waffen zu gebrauchen wußte, sich ein Stück nahm. Bischöfe, Aebte, Grafen, Ritter und Städte, stritten um die Beute. Das schöne fruchtbare Land wurde, wie man noch auf den alten Landcharten des schwäbischen Kreises sehen kann, in mehrere hundert Stücke und Stückchen zerrissen.

In dieser Zeit einer allgemeinen Verwirrung, sagt der Abt Trithemius, glänzte unter den Schwaben Graf Ulrich von Würtemberg, genannt mit dem breiten Daumen, durch Geist und Gewalt den Fürsten und Städten fürchterlich. Sowohl die Kaiser als die Herzoge suchten ihn durch Schmeichelworte und Gunstbezeugungen zu gewinnen, da sie ihn durch Waffen nicht bezwingen konnten. Acht schwere Fehden hat er gegen die mächtigsten Fürsten gefochten; aus allen ist er, niemals besiegt, öfter als Sieger nach Hause gezogen. Dieser Ulrich war der erste Stifter der würtembergischen Größe. Von dem

Univ.-Bibl.
München

Stammtafel der Grafen von Würtemberg.

Emmerich oder Emicho, Herr von Beutelsbach.

N. N. Herr von Würtemberg, 989.

Konrad I., Graf von Würtemberg, 1100. — Brune, Abt zu Hirschau.

Eberhard I., 1227.

Ulrich I., mit dem Daumen, 1240 — 1265. — Hartmann von Grüningen, 1280.

Eberhard II., der Erlauchte, 1265 — 1325. — Ulrich II., † 1279.

Ulrich III., 1313. — Ulrich IV. 1325, ermordet 1344.

Ulrich, Probst zu Speier, † 1348. — Ulrich V. 1366. — Eberhard III., der Greiner, 1344 — 1392.

Ulrich, bleibt bei Wyl, 1388. — Eberhard IV., der Milde, 1392 — 1417.

Eberhard V., vermählt mit Henriette von Mömpelgard; 1397. 1417 — 1419.

Uracher Linie. — Neuffener Linie.

Ludwig I. der Aeltere, 1419 — 1450. — Ulrich VII. oder Vielgeliebte, † 1480.

Ludwig II. oder Jüngere, † 1457. — Eberhard I. mit dem Bart, erster Herzog, starb 1496 ohne Erben. — Eberhard II., der zweite Herzog, † 1504 ohne Erben. — Heinrich von Mömpelgard, † 1516.

Ulrich, Herzog, 1550. — Georg von Mömpelgard, † 1558.

Christoph, † 1568.

Eberhard. — Ludwig, Herzog, † 1593. Ohnbeerbt. — Ulrich. — Friedrich, Herzog, 1593 — 1608.

Friedrich, König, † 1816.

Friedrich Wilhelm Karl. Verm. mit Katharina v. Rußland.

bedrängten Konradin ließ er ſich das Marſchallamt in Schwaben, die Vogtei über Ulm und das Landgericht in der Fürt; von ſeinem Bruder Hartmann aber Gröningen abtreten. Die Hälfte der Grafſchaft von Urach erkaufte er durch Geld, die andere gab ihm Kaiſer Richard, der ſeinen rüſtigen Arm brauchte, als Lehen, und dazu noch ein Geſchenk von tauſend Mark Silbers. So geſtärkt und bereichert, übte er ſchon eine reichsvogteiliche Gewalt über die Städte und Klöſter in Schwaben. Spittler glaubt die Urſachen, wodurch die Grafen von Würtemberg in einem ſonſt bedürftigen Zeitalter zu ſo vielen Reichthümern gekommen ſeyen, in dem Mangel ihrer Freigebigkeit gegen die Klöſter, und in den Beiträgen der Juden gefunden zu haben. Allein die Stiftungen zu Beutelsbach und Stuttgard zeigen, daß die Grafen nicht ſo karg gegen die Kirche waren, als dieſer Geſchichtſchreiber meint; auch wurde durch die Vorſchüſſe der Juden ihr Schatz gewiß nicht ſo reichlich gemehrt, daß ſie damit ganze Grafſchaften erkaufen konnten. Ich halte demnach dafür, daß die Quelle ihrer Reichthümer mehr in ihrer Vogteigewalt über die ſchwäbiſchen Städte, und in ihren Fehden zu ſuchen ſey', als in ihrer unfrommen Sparſamkeit. Es iſt bekannt genug, wie theuer dieſe fleißigen und reichen Gemeinden zu der Zeit den Schutz oder auch nur den Frieden ihren kriegeriſchen Nachbarn bezahlen mußten; und wenn die Ritter von Kronenberg und Falkenſtein ſich durch Fehden und Brandſchatzung bereichern konnten, wie viel mehr die mächtigern Grafen von Würtemberg. Ein an Fehde und Sieg gewöhntes Schwert und die von den Städten eingetriebenen Gelder

waren also das Geheimniß, das er seinen Nachfolgern zu ihrer künftigen Vergrößerung hinterließ.

Auf Ulrich I. mit dem breiten Daumen, folgten dessen Söhne, Eberhard II. der Erlauchte, und Ulrich II. Jener erbte des Vaters Ehrgeiz und Kühnheit, dieser seine Klugheit und Besonnenheit. Beide setzten die Unternehmungen fort, welche der Vater begonnen hatte; Eberhard aber war die Seele der Regierung. Während des großen Interregnums waren nebst ihnen die Pfalzgrafen von Tübingen, die Welfen, die Habsburger, die von Zollern, die Markgrafen von Baden und Hochberg, nebst den Grafen von Kyburg, Nellenburg, Vabingen, Helfenstein, Eberstein und Calw besonders mächtig in Schwaben geworden. Neben diesen erhoben die Städte, durch den rheinischen Bund gestärkt, ihr Haupt. Diese bekriegte oder vereinigte Eberhard, so wie es sein Vortheil erforderte.

Sobald Rudolph von Habsburg Kaiser geworden war, traten die Würtemberger sogleich mit andern Grafen von Schwaben zusammen, um zu verhüten, daß er seine Macht in ihrem Lande nicht vergrößern möge. Der Kaiser überzog sie mit Krieg, und belagerte Freiburg; da er aber bald gegen Ottokar von Böhmen ziehen mußte, dachte er an den Frieden. Er bediente sich dazu des Barfüßermönchs, Heinrichs von Isny, welcher in Staatsgeschäften gewandt, sich einen großen Einfluß bei den Fürsten erworben hatte, und nach der Hand durch seine Verdienste zuerst Bischof von Basel, dann Kurfürst von Mainz geworden war. Dieser brachte auch wirklich den Frieden zu Stande; aber er wurde nur so lange gehalten, als Rudolphs Truppen in Schwaben waren. So bald diese nach Oestreich ziehen mußten, brach Eberhard

mit seinen verbündeten Grafen wieder hervor, bemächtigte sich vieler Reichsgüter und einiger Städte, und schlug die Bürger von Eslingen, welche seiner Herrschaft am nächsten wohnten, und folglich des Kaisers Freunde blieben.

Bald darauf entstanden zwei mächtige Bündnisse in Schwaben, deren Häupter auf der einen Seite Eberhard und der Abt von St. Gallen, auf der andern der Graf Albert von Hohenberg und der Pfalzgraf von Tübingen waren. Der Span wurde zwar vom Kaiser zu Eslingen und Ulm versöhnt, allein nicht lange nach diesem Frieden überfiel Eberhard den Pfalzgrafen, und nahm ihm seine Länder weg. Rudolph mußte noch einmal mit gewaffneter Hand nach Schwaben kommen, um die Ruhe herzustellen. Er schlug den Grafen bei Nabingen, trieb ihn bis Stuttgart zurück, und belagerte diese Burg. In dieser Noth ließ Eberhard sich den Frieden gefallen, welchen Heinrich von Isny abermals im Namen des Kaisers ihm antrug.

Nach dem Tode des Kaisers Rudolph verfiel das Reich in neuen Zwist, durch die Wahl Adolphs von Nassau. Da die Kurfürsten keinen mächtigen Herrn, als Oberhaupt über sich, mehr dulden wollten, so gaben sie die Krone meistens nur solchen Fürsten, deren Hausmacht sie nicht zu fürchten hatten. So wurden die Grafen von Nassau, Thüringen, Luxemburg und Schwarzenburg nach einander gewählt. Jeder von ihnen suchte sein Haus zu vergrößern, darum fiel auch jeder von ihnen.

Diese Ansicht der Dinge entging nicht dem Grafen Eberhard. Da er, so gut wie die Habsburger und Nassauer, Ansprüche auf die Kaiserkrone machen zu dürfen glaubte, begegnete er den Kaisern aus den gräflichen Häusern mit Stolz, und da diese ihn fürchteten, so gaben

sie ihm die Reichsvogtei in Schwaben, welche er auch zu seinem Vortheile zu benutzen wußte. Er trug seine Waffen gegen die von Zollern, und nahm ihnen viele Ortschaften weg; andere erkaufte er durch das Geld, das ihm Kaiser Albert des Friedens wegen entrichten mußte. Seine Hauptabsicht ging aber gegen die schwäbischen Städte, welche nun täglich mächtiger wurden. Unter dem Vorwande seiner reichsvogteilichen Gewalt, breitete er seine Herrschaft in denselben aus, und dachte, wie die Oestreicher die Schweizer, so auch selbige seinem Hause zu unterwerfen.

Während dieser Unternehmungen wurde der Kaiser Albert I. von seinem Vetter Johann ermordet, und die Reichskrone durch die Erzbischöfe von Mainz und Trier, Heinrichen von Luxemburg übergeben. Der Graf Eberhard hatte sich wohl auch unter die Kronbewerber gestellt; als daher der neue Kaiser seinen ersten Reichstag zu Speier hielt, erschien auch er, aber mit einem so prächtigen und zahlreichen Gefolge, daß er den Glanz des Thrones zu verdunkeln schien. Den Kaiser beleidigte dieser stolze Aufzug des Grafen um so mehr, weil er von allen Seiten, besonders von den schwäbischen Städten, Klagen gegen ihn hören mußte. Da er aber den Anfang seiner Regierung nicht gleich durch Fehden und Strafgerichte beflecken wollte, empfing er Eberharden mit herablassender Güte, und mahnte ihn mit sanften Worten zum Frieden und zur Verträglichkeit mit seinen Nachbarn. »Ich bin gar nicht gesonnen,« sagte er, »diejenigen mit »Gewalt zu bezwingen, von welchen ich noch Hoffnung »habe, sie gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu ge»brauchen. Mir ist nichts mehr zuwider, als gleich zu »den Waffen zu greifen, weil mir die Erfahrung nicht

» unverborgen gelaſſen, wie viel Unheil ein bürgerlicher
» Krieg mit ſich zu führen pflegt. Durch ſolche Fehden
» werden die gemeinſchaftlichen Feinde des Reichs nur
» noch ſtärker gemacht; und ſie freuen ſich im Herzen,
» wenn die Reichsfürſten, deren geſammte Macht und
» Tapferkeit ſie fürchten müßten, ſich einander ſelbſt die
» Hälſe brechen. Auch wird dadurch die Erbitterung den
» Gemüthern ſo eingewurzelt, daß es die Zeit von vielen
» Jahren koſtet, ſie wieder zu beſänftigen. Die Grafen
» von Würtemberg ſind tapfer und kühn, ihre Unterthä-
» nen treue und in Waffen geübte Leute. Wenn ſie dieſe
» mit Weisheit und Klugheit regieren, und ihre Macht
» gegen den gemeinſchaftlichen Feind der Chriſtenheit, ge-
» gen die Türken, wenden wollten, würden ſie den höchſten
» Gipfel des Ruhmes, und die Dankbarkeit des ganzen
» Reiches erwerben. Ich kann euch daher nicht verhehlen,
» daß es mir ernſtlich angelegen iſt, die Reichsſtädte, wel-
» che täglich von euch bedrängt werden, in Schutz zu neh-
» men. Ich würde als ein ſeine Pflicht vergeſſender Kaiſer
» erſcheinen, wenn ich dieſes unterließe. Denn der, wel-
» cher Etwas ihm Anvertrautes zu verwalten übernimmt,
» und doch hernach ſeine Schuldigkeit nicht thut, iſt mehr
» einem Verräther, als einem Fürſten gleich zu ſchätzen.
» Wenn ihr alſo Luſt habt, euern Muth im Felde zu zei-
» gen, ſo lade ich euch ein, mit mir nach Italien zu zie-
» hen, wo ich euch wie meinen Bruder behandeln werde.
» Dort habe ich tapfere Leute nöthig, und werde auch
» mich dankbar gegen ſie erweiſen. In Italien werdet
» ihr Gelegenheit genug haben, um Thaten des Ruhms
» zu verrichten, aber auch ich, um ſolche Thaten zu be-
» lohnen. «

Diese Rede, so weise und sanft sie war, konnte den stolzen Eberhard nicht demüthigen; denn er fühlte in ihr mehr Vorwürfe über seine bisherigen Friedensbrüche, als Aufmunterung und Gunst des Kaisers. Er antwortete daher mit einem kaum verborgenen Stolze: »Er würde »seine Waffen nie gegen kaiserliche Majestät führen, oder »den Landfrieden frevelhaft brechen; aber seine Kriege »gegen die Stände habe er mit allem Fuge und Rechte »gefochten. Er sey Keines Vasall oder Dienstmann, und »habe folglich auch Niemand darüber Rechenschaft zu ge»ben.« Durch eine so kühne Antwort gab Eberhard dem Kaiser deutlich zu verstehen, daß mit ihm in Güte und durch gnädige Worte nichts auszurichten sey. Heinrich lud daher ihn und seine Ankläger vor einen Fürstenrath, wo beide ihre Klagen und Verantwortung vorbringen sollten. Die Abgeordneten der Städte traten demnach zuerst auf und beschuldigten den Grafen: »daß seine Diener ihre »Mitbürger ermordet, ihre Heerden angefallen und das »Vieh fortgetrieben hätten; daß er sie, ohne nur die ge»ringste Ursache zu haben, beständig neckte, mit Krieg be»drohe, und ihre alten Freiheiten und Gerechtigkeiten auf »alle nur mögliche Weise schmälere und kränke.« Eberhard hörte die Vorwürfe der Abgeordneten mit unerschütterlicher Ruhe und mit Verachtung an, und als sie ihre Anklagen geendigt hatten, sagte er mit trotzender Miene: »Alle die Vorwürfe, welche ihr gegen mich angebracht »habt, will ich nicht in Abrede stellen; allein ich glaube, »daß ich darum nicht Unrecht gethan habe; und wenn die »Städte hinführo nicht gutwillig ihre Schuldigkeit gegen »mich beobachten, werde ich sie mit doppelter Kriegs»macht dazu zwingen; denn ich bin nicht gesonnen, das

»geringſte von meinen Befugniſſen nachzulaſſen. Ich ſage »es euch alſo vor kaiſerlicher Majeſtät und den Fürſten »gerade ins Geſicht: euch wohl vor mir in Acht zu neh»men, damit ich nicht das zu vollführen gezwungen »werde, was ich euch hiermit unverhohlen angedrohet »habe.«

Nach dieſen Worten nahm er Abſchied, und verließ ohne Urlaub, ohne die Entſcheidung abzuwarten, den Reichstag und Speier. Der Kaiſer aber und die anweſenden Fürſten ſahen ſein Betragen als eine Beleidigung der Majeſtät, als eine Verachtung ihres Standes an. Jener erklärte ihn daher als einen Friedensſtörer in die Acht, und gab ſeine Landvogtei in Schwaben an die Brüder Konrad und Eberhard von Weinsberg. Um aber dieſer Acht die gehörige Kraft zu geben, wurden die Grafen und Städte in Schwaben aufgeboten, und letztere ernannten den Grafen Götz von Tübingen, den alten Feind der Würtemberger, zu ihrem Hauptmanne.

Die Anzahl der Truppen, welche die Städte aufgebracht hatten, überſtieg bei weitem jene des Grafen von Würtemberg. Er trat daher mit einigen benachbarten Grafen in ein Schutzbündniß, und zog ſich mit ſeiner ganzen Macht auf Würtemberg zurück, wohin ihm die Bundestruppen nachfolgten. Selbige im offenen Felde oder bei hellem Tage anzugreifen, hielt er nicht für räthlich. Er wartete vielmehr eine ſchickliche Gelegenheit ab, wo ſie ſich ſeiner nicht verſahen, und ſtürmte auf ſie von ſeiner Burg herab mit ſo gewaltigen Angriffen, daß ſie ſich trennen und ihm das Schlachtfeld überlaſſen mußten.

Des Sieges ſchon gewiß, vertheilten ſich jetzt ſeine Soldaten in das feindliche Lager, und dachten mehr darauf, ſich durch Beute zu bereichern, als ihren Vortheil

zu verfolgen. Die ſtädtiſchen Hauptleute, welche dieſe Unordnung bemerkten, ließen ihre Leute umkehren, und den Angriff erneuern. Eberhard aber verſchwendete Worte und Zucht, um die ſeinigen wieder in die Reihen zu bringen. Sie waren zerſtreut, betäubt, überraſcht, und wurden gänzlich geſchlagen.

Dieſe Niederlage hatte die traurigſten Folgen für ihn und ſeine Länder. Die Herzoge von Teck, Graf Götz von Tübingen, die Grafen von Vahingen und Aichelberg, welche ihn bisher gefürchtet hatten, überfielen ſeine Städte und Schlöſſer; die Bürger von Eslingen aber, ſeine nächſten und gefährlichſten Feinde, zogen ſogleich auf Würtemberg, untergruben und zerſtörten dieſe alte Feſte. Hierauf nahmen ſie auch Beutelsbach, den Stammſitz des Grafen ein. Ihr Haß gegen ihn und ſein Haus ging ſo weit, daß ſie ſogar die Gräber ſeiner Ahnen plünderten, und die ehrwürdigen Gebeine umherſtreueten. Eberhard verlor alle ſeine Länder, bis auf drei Schlöſſer. Er mußte ſich zu ſeinem Schwager Rudolph von Baden flüchten, und verſteckt halten, um nur der Rache der aufgebrachten Städte zu entgehen.

Indeß verlor er mitten in dieſer Noth weder ſeinen Muth, noch ſeinen Stolz. Als Kaiſer Heinrich VII. geſtorben war, gab ihm die zwieſpaltige Wahl zwiſchen Friedrich von Oeſtreich und Ludwig von Baiern Gelegenheit, ſich wieder zu erheben. Er trat erſt auf Ludwig's Seite gegen Friedrich, als aber jener die Städte zu unterſtützen ſchien, ging er zu Friedrichen über, und machte ſich dadurch mächtig in Schwaben. Die bürgerlichen Kriege, welche zwiſchen beiden Nebenbuhlern geführt wurden, verſchafften ihm Mittel, ſeine Herrſchaft zu erweitern. Er griff die Städte an, und nahm ihnen ſeine Länder

wieder ab. Was er mit Waffen nicht erringen konnte, erwarb er sich durch Geld. Bei dreißig Ortschaften hat er um 20,000 Pfund Heller erkauft. Seine Nachbarn beneideten ihn, die Städte fürchteten ihn, und selbst sein alter Freund und Schwager Rudolph von Baden mußte noch sein Schwert fühlen, weil er sich mit ihm wegen der von seiner Gattin herkommenden Ansprüche auf Reichenberg entzweite.

Eberhard zählte bereits zweiundsiebenzig Jahre, als er diese Fehde gegen seinen Schwager unternahm. Da er durch Altersschwäche mürbe, und unter den Waffen grau geworden war, überließ er die Anführung seiner Truppen seinem Sohne Ulrich, und unterstützte ihn mit Rath und Erfahrung. Rudolph aber schlug dessen Angriffe auf Reichenberg standhaft ab, und als noch der Kurfürst von Mainz eine kräftige Unterstützung zum Entsatze geschickt hatte, mußte Ulrich die Belagerung aufheben, und sich mit Verlust zurückziehen. Dieser Unfall schmerzte den alten Grafen so sehr, daß er darob erkrankte, und im Jahr 1356, wie er gelebt hatte, unter den Waffen, dahinstarb.

Eberhard der Erlauchte, oder wie er sich genannt haben soll, der Gottesfreund und Menschenfeind, war ein Fürst von seltenen Geistesgaben, und der zweite Stifter der würtembergischen Macht. Tapfer, kühn, stolz, unternehmend, und selbst im Unglücke noch aufrecht, schickte er sich für ein Zeitalter der Unruhe und Anarchie. Er verachtete die Kaiser, weil er sie für nicht mächtiger als sich selbst hielt; er haßte die Städte, weil sie den Adel demüthigen wollten. Als Reichsstand und dem Reiche unterthan, sind seine Fehden und Handlungen nicht zu entschuldigen; aber als unabhängiger Fürst unter unabhängigen

Fürsten, erscheint er wie ein großer Held. Seiner kostspieligen und verwüstenden Fehden ohngeachtet, hatte er immer Geld, und damit viele Länder erkauft. Wo dieses nicht hinreichte, ergriff er sein Schwert. Auch für seine und seiner Nachfolger Sicherheit nach dem Tode, hat er gesorgt. Da während der Kriege die Gruft seines Hauses zerstört, und die Gebeine seiner Väter entheiligt wurden, verlegte er die Kirche und Begräbniße von Beutelsbach nach Stuttgart, und umgab diese Stadt mit so festen Mauern und Bollwerken, daß darin künftig sowohl die lebendigen als die todten Grafen seines Geschlechts gegen alle feindlichen Anfälle sicher seyn konnten. Daraus, und aus seinen Verordnungen, aus den prächtigen Schlössern und Gebäuden, welche er mitten unter Fehden errichten ließ, kann man schließen, daß er sich auch in friedlichen Künsten würde groß gezeigt haben, wenn er, um dieses zu seyn, nicht erst sein Land durch Eroberungen hätte mächtig machen wollen.

Auf ihn folgte Ulrich III. oder IV. Dieser benutzte den Ruhm der väterlichen Waffen, und den Reichthum des väterlichen Schatzes, um sein Gebiet zu vergrößern. Drei große Herrschaften wurden zu der Zeit in Schwaben erledigt, Teck, Tübingen und Calw. Die Kaiser, die Markgrafen von Baden, die von Zollern und Eberstein machten darauf Ansprüche; allein die Grafen von Würtemberg hatten Waffen und Geld, und wußten beides zu gehöriger Zeit anzuwenden. Graf Ulrich hatte zwar nicht die Kühnheit, aber die Sparsamkeit seines Vaters geerbt. Er allein kaufte für 81,000 Gulden Güter; eine Summe, welche zu der Zeit oft kein Herzog oder Kurfürst aufbringen konnte. Viel glücklicher noch waren seine Söhne Ulrich und Eberhard III., welche auf ihn folgten.

ide regierten anfänglich gemeinschaftlich das Land; sie
ten sowohl in Fehden als Verhandlungen die Geschäfte
derlich mit einander getheilt, bis des erstern Gattin,
f Eberhards Geist und Nachkommenschaft eifersüchtig,
nn sie konnte keine Fürsten gebähren, ihren Gatten
einer Theilung der Länder beredete. Eberhard schien
fänglich den Antrag mit Nachsicht anzuhören, da er
er während der Unterhandlungen den weiblichen Ein-
uß seiner stolzen Schwägerin bemerkte, zwang er seinen
ruder zu einem Vergleiche, worin dieser sich mit einer
eldsumme begnügen, und ihm die Regierung allein über-
ssen mußte. Zu diesem Eberhard nun, welchen man
ines auffahrenden Gemüthes wegen den Greiner oder
Rauschebart nannte, erwachte wieder Eberhards des
rlauchten Geist und Waffenruhm.

Zu dieser Zeit wollte Kaiser Karl IV. sich und seinen
Sohn Wenzel gegen die mächtigen Baiern und Oestreicher
uf dem Throne erhalten. Er suchte daher Eberhards kräfti-
gen Beistand, und gab ihm dafür grose Summen Geldes
nd die Reichsvogtei über die schwäbischen Städte. Aber
ieser benutzte beides zur Vergrößerung seiner Gewalt
nd fiel über seine Schützlinge her, um selbige sich unter-
würfig zu machen. Der Kaiser, dem an der Erhaltung
der Städte gelegen war, weil er davon sichere Steuern
zog, durfte nun den Angriffen Eberhards nicht länger
zusehen. Er bot in seinen und den Reichslanden das
Reichsheer auf und ließ es unter Anführung des Pfalz-
grafen Ruprecht in Schwaben vorrücken. Von drei ver-
schiedenen Seiten und Haufen zugleich angegriffen, glaubte
Eberhard dennoch der Uebermacht trotzen zu können; allein
so wacker er sich auch mit seinen Leuten wehrte, er wurde

bei Schondorf geſchlagen und mußte, wollte er ſich und ſeine Länder retten, Karl's Lehensmann werden.

Alſo gedemüthigt und entkräftet lebte er eine Zeitlang in Ruhe; aber die Städte und der Adel umher wurden durch ſeine Niederlage deſto kühner. Da jene ſich durch Vereinigung geſtärkt und mächtig gemacht hatten, ſuchte auch dieſer ähnliche Mittel nach, um ſich in ſeinem Anſehen zu behaupten. So entſtanden mehrere Bündniſſe, entweder unter den Städten oder dem Adel, wovon jedes die Erhaltung des Landfriedens zum Vorwande nahm, aber Fehde und Raub zum Zwecke hatte. Beſonders machte jezt der Bund der Schlägeler großes Aufſehen. Sie wurden alſo von einem ſilbernen Kolben, den ſie trugen, oder auch Martinsvögel genannt, weil ſie am St. Martinstage ſich verbunden hatten. Man hätte ſie aber füglicher Raubvögel nennen können, obwohl ſie ſich für Adler hielten. Der Anführer derſelben in Schwaben war Graf Wolf von Eberſtein, ein alter Feind Eberhards von Würtemberg. Er hatte bisher ſeine Waffen im offenen Felde umſonſt gegen den tapfern Grafen verſucht; er hoffte daher durch Liſt deſto glücklicher zu ſeyn.

Zu dieſer Zeit nämlich war Eberhard mit ſeiner Familie nach dem Wildbade gegangen, um die Heilquelle zu gebrauchen. Wolf hatte kaum dieſes erfahren, als er mit ſeinen Leuten das Bad umſtellte, in Hoffnung, darin den Alten mit den Jungen zu fangen. Allein ein Hirt, welcher vor dem Orte ſeine Kühe weidete, erforſchte den Anſchlag, welcher auf die würtembergiſche Familie gemacht werden ſollte, und ſchlich ſich in das Bad zu dem alten Grafen, um ihn zu warnen. »Edler Herr Graf,« ſagte er, »ich komme ſo eben von der Weide, um euch

»auf einen Streich aufmerksam zu machen, der auf eure »Freiheit gezielt zu seyn scheint. Als ich mein Vieh wei»dete, sahe ich durch den Wald und die Hohlwege viele »bewaffnete Leute heranrücken und den Ort umstellen. »Bald hörte ich auch, daß man gedacht sey, euch zu »fangen. Ich wollte euch deswegen gewarnt haben, und »wenn ihr mir folgen wollt, so denke ich euch wohl durch »Nebenwege aus der Falle zu bringen.« Eberhard dankte dem Kuhhirten mit Worten und Geld, und dieser brachte ihn auch mit seiner Familie durch verborgene Wege glücklich in Freiheit.

Kaum war der Graf wieder nach Haus gekommen, als er sich, sowohl bei dem Kaiser als den schwäbischen Ständen, über diesen heimtückischen Friedensbruch und Ueberfall beklagte. Karl IV. bewilligte ihm auch das Aufgebot der Reichstruppen, allein die Schlägeler hatten schon den grösten Theil des würtemberger Adels verführt und in Rotten getheilt, wovon sich die Anführer Bundeskönige nannten. In dieser verzweifelten Lage mußte sich Graf Eberhard allein auf den Beistand der Bürger und Bauern verlassen, welche die Bedrückungen des Adels haßten. Mit diesen zog er gen Heimsheim, wo die Hauptrotte der Schlägeler sich verschanzt hatte, und umgab die Feste auf allen Seiten. Wie er aber einen ernsten Angriff darauf machen wollte, empfingen ihn die Feinde mit einem so schrecklichen Pfeil- und Steinhagel, daß die Bauern davon liefen und die Mauern verließen. Da dachte er seine Feinde durch ein anderes Mittel zu zwingen. Er ließ in den benachbarten Wäldern eine große Menge Holz fällen, selbiges rings um den belagerten Ort legen, mit Schwefel, Pech, Stroh und

anderen brennbaren Stoffen vermischen und anstecken. Kaum waren einige Brände in die Scheiterhaufen geworfen, als sogleich von allen Seiten die Flammen hoch aufschlugen. Dicke Rauchwolken wirbelten über die belagerte Feste, und prasselnde Kohlen flogen dazwischen auf Häuser und Gassen. Ein schreckliches Höllenfeuer entzündete sich rings um den Haufen der Schlägeler und drohte ihn in Asche zu verwandeln. Die Glut wurde bald so stark, der Gestank und Dampf so drückend, daß sie den Grafen um Rettung und Frieden baten. Er gestattete ihnen denselben unter der Bedingung, daß sie sich ihm als Kriegsgefangene ergeben mußten. Als sie nun gar kläglich, und gequälten Gespenstern gleich, aus einem Thore durch die Reihen der Bauern daherzogen, sagte einer derselben spottweise: »drei dieser Kartenkönige haben wir »nun gestochen. Es fehlt nur noch der vierte, und wir »hätten das ganze Spiel gewonnen.« Die Würtemberger lachten herzlich über diesen Spott. Graf Eberhard aber rückte sogleich vor Höfingen, und nachdem er auch diese Burg erobert und gebrochen hatte, verschaffte er sich im Jahre 1367 Genugthuung gegen die Schlägeler und Frieden in seinem Lande.

Unterdeß hatten die Städte und Kantone der Schweiz die mächtigen Heere der Oestreicher geschlagen, und die rheinischen Städte errichteten nun auch im Jahre 1381 einen Bund mit den schwäbischen. Beide verbreiteten die Macht der gemeinen Bürger von der Schweiz aus, durch Elsaß, Franken und Schwaben bis zum untern Rheine. Die Herzoge von Baiern und von Oestreich, die Markgrafen von Baden, die Pfalzgrafen am Rheine und andere Fürsten mußten sich gegen sie verbinden. Die

von Würtemberg blieben die Hauptleute gegen jene von Schwaben.

Dieser Krieg, welcher zwischen den Würtembergern und den schwäbischen Städten schon bei hundert Jahre dauerte, brach im Jahre 1372 um so fürchterlicher hervor, als die Reutlinger und Eslinger, welche im würtembergischen Gebiete lagen, sich rächen wollten. Die Wuth beider Theile ging, wie die Chroniken der Zeit sagen, so weit, daß sie sich einander die Reben und Bäume abhieben, die Wiesen und Matten mit Senf bestreuten, das Vieh abtrieben, und an die zwölfhundert Dörfer abbrannten.

Graf Eberhard III. sammelte hierauf einen großen Haufen seiner Leute und Bundesgenossen, und rückte vor Reutlingen, um es entweder durch Sturm oder List zu erobern. Die Bürger hatten ihre Thore verschlossen und sich anfänglich stille gehalten. Da aber die Lebensmittel in der Stadt abnahmen, machten sie einen Ausfall, um sich in den benachbarten Dörfern damit zu versehen. Kaum hatte der junge Graf Ulrich den städtischen Haufen im freien Felde erblickt, als er sogleich auf ihn zustürmte, in Hoffnung, ihn entweder niederzuwerfen oder zu vernichten. Die Reutlinger suchten dem kühnen Angriffe auszuweichen und zogen sich nach ihren Thoren zurück. Jene aber, welche in der Stadt geblieben waren, und das Gefecht beobachtet hatten, hielten sich so lange ruhig, bis die Würtemberger ganz nahe an ihre Mauern gekommen waren, und sich schon Herren der Stadt glaubten. Auf einmal brachen sie aus einer verborgenen Pforte hervor, und fielen ihre Feinde mit so gewaltigen Stößen an, daß der junge Graf Ulrich, welcher das erste Treffen

anführte, zurückweichen, und ihnen das Schlachtfeld überlassen mußte.

Als der alte Graf diese Niederlage sahe, ergrimmte er, und machte seinem Sohne die bittersten Vorwürfe über seine Flucht.[1] Er wollte das Treffen herstellen, und drang mit dem Ueberreste seiner Truppen von neuem in die Haufen der Bürger ein; allein diese waren nun schon durch ihren ersten Sieg muthig gemacht, und empfingen seinen Angriff mit einer solchen Herzhaftigkeit, daß auch er verwundet zurückweichen mußte, und kaum sich noch auf seinem Pferde retten konnte. In dieser Schlacht sind drei Grafen, an die hundert Ritter, und mehrere Knechte geblieben; der Verlust der Bürger war nicht halb so groß, aber ihr Muth desto größer geworden.

Als die Städte von Schwaben durch den Bund, welchen sie 1381 mit jenen am Rheine schlossen, noch mächtiger geworden waren, brach der Krieg im Jahre 1388 zwischen ihnen, und den Grafen von Würtemberg mit neuer Wuth aus; fast alle Fürsten und Städte in Schwaben haben daran Theil genommen. Graf Eberhard konnte den Verlust nicht verschmerzen, welchen er bei Reutlingen erlitten hatte, und sein Sohn, der junge Graf Ulrich, wollte den Schimpf, welchen er dort von seinem Vater erdulden mußte, mit dem Blute der Bürger abwaschen. Bei Wyl oder Taffingen kam es zwischen beiden Parteien zu einer großen Schlacht, worin die Ehre der Würtemberger gerächt werden sollte. Das blutige Gefecht ging bei letzterem Orte an, die bürgerlichen

1. Er hat sich sogar von ihm am Tische geschieden.

Haufen wollten da einen Kirchhof erſtürmen, wohin die Würtemberger ihre Geräthe und Habſeligkeiten geflüchtet hatten. Als dies der junge Graf Ulrich bemerkte, rückte er ſchnell mit dem Vortrab auf den Haufen der Städte heran, und ſtürzte ſich mit einer ſolchen Kühnheit in ihre Reihen, daß er mit den Grafen von Löwenſtein, von Zollern und Werdenberg, nebſt ſechzig Rittern auf dem Platze blieb.

Dieſes außerordentliche Gemetzel unter den Edlen des Landes ſetzte die Würtemberger in Schrecken. Sie zogen den erſchlagenen Sohn unter den Verwundeten hervor, und wollten das Mitleid des Vaters erregen; aber der alte Eberhard blickte kaum die Leiche an, Unerſchüttert ſtand er mitten unter den Schlagenden und Erſchlagenen: »Was bekümmert euch der Tod meines Sohnes,« ſagte er, »er gilt nicht viel mehr, als der eines andern Soldaten. Seht ihr denn nicht, daß die Feinde ſchon die Flucht ergreifen? Auf laßt uns den Sieg verfolgen.« Dieſe Worte verwandelten das Mitleid und die Furcht der Würtemberger in Wuth und Rachgefühl; ſie ſtürzten ſich, durch das Beiſpiel des Alten ermuntert, in die Haufen der Bürger; dieſe ſahen ſich um, und glaubten wirklich, daß unter ſie die Flucht gekommen ſey. In dieſem entſcheidenden Augenblicke erſchien Wolf von Wunnenberg hinter ihnen und fiel ihren Rücken an. Er war zwar ein erbitterter Feind Everhards und einer von denen, welche ihn im Wildbade fangen wollten; allein ſein Haß gegen die Bürger war ſtärker, als der gegen den Grafen. Jetzt kam er den Würtembergern zu Hülfe und entſchied den Sieg. Die Bürger, ſo unverhofft und im Rücken angegriffen, trennten ihre Haufen und ſuchten Rettung in der Flucht.

Nach der Schlacht wollte Eberhard dem helfenden Ritter seine Dankbarkeit bezeigen, und ihn mit sich nach Hof nehmen, um sich bei dem Pokale des Sieges zu freuen; allein Wolf begleitete ihn nur eine Strecke Weges weit, dann gab er seinem Pferde die Sporn, und sagte: »Gute Nacht, Herr Graf! Morgen wollen wir es wie»der anfangen, wo wir es gelassen hatten.« So ritt er davon, und plünderte auch gleich wieder ein würtembergisches Dorf. »Nun,« sagte Eberhard, »das alte »Wölflein hat Wort gehalten. Es hat sich wieder Koch»fleisch geholt.«

Der Sieg, welchen Eberhard über die Städte erfochten hatte, war vollkommen. Die städtischen Hauptleute Heinrich von Asberg, Ritter, und Hanns Radauer, Bürger von Augsburg, nebst 600 Feinden wurden gefangen, über tausend blieben auf dem Platze. Die übrigen flohen im Lande herum, und suchten ihre Heimath. Die Beute an Fahnen, Waffen, Geräthschaften und Geld war nicht minder groß; und obwohl der alte Graf diesen Gewinn durch den Verlust seines tapfern Sohnes Ulrich erkauft hatte, so bekam er doch noch auf dem Schlachtfelde die Nachricht, daß ihm wieder ein Enkel geboren sey, welcher seinen Nahmen erhielte. »Gott sey »gelobt,« sagte er hierüber freudig, »nun hat Finck wie»der Samen!«

Eberhard hatte nun freilich in einem Tage ruhmvollen Sieg und hoffnungsvolle Nachkommenschaft erhalten; allein die Gattin seines gebliebenen Sohnes Ulrich, Elisabeth, saß einsam und beweinte den Tod ihres eben so schönen als tapfern Gemahls. Sie war Kaiser Ludwig's des Baiern Tochter, und hatte dem Hause Würtemberg eine beträchtliche Aussteuer an Gütern und Schätzen ge-

bracht. Jetzt aber war ihr der Kirchhof zu Taffingen der liebste Ort, weil dort ihr Geliebter gefallen war. Sie kaufte das Dorf Kunzen dem Kirchherrn von Symozheim ab, und ehrte noch lange dort den rühmlichen Tod ihres Gatten durch Thränen und Gebet.

Vier Jahre nach der Schlacht bei Wyl starb auch Graf Eberhard III., welchen man seiner Streitlust wegen den Greiner nannte. Er war so kühn und tapfer, wie sein Ahnherr gleichen Nahmens, aber auch eben so durchgreifend. Viele seiner Fehden sind daher eben so wenig zu entschuldigen, wie jene Eberhard's II. Indeß ist er als der dritte Stifter der würtembergischen Größe anzusehen. Er brachte die halbe Grafschaft von Calw, den größten Theil des Herzogthums von Teck, und die Herrschaften von Böblingen, Sindelfingen, Waltenberg, Herrenberg, Laufen, Vahingen und Brackenheim, nebst vielen andern Städten und Ortschaften an sein Haus. Er bestätigte den Städten und Ländern, welche er erobert oder gekauft hatte, ihre Freiheiten und Verfassungen. Seine alten und neuen Unterthanen würden unter seiner Herrschaft glücklich geworden seyn, wenn ihnen seine Ruhm- und Fehdesucht Ruhe und Frieden gelassen hätte.

Auf Graf Eberhard den Greiner oder Zanksüchtigen folgte sein Enkel Graf Eberhard IV., welcher im Gegensatz seines Großvaters der Milde genannt wurde. In einer Urkunde vom Jahre 1391 heißt er auch wohl der Jüngere. Sattler hält ihn für einen Sohn des bei Wyl gebliebenen Grafen Ulrichs; vielleicht war er auch dessen Neffe, denn Eberhard's Sohn wurde ebenfalls der Jüngere genannt. Eberhard IV. verdiente wohl den Beinahmen des Milden; denn er und seine Nachkommen wollten das

in ihren Ländern durch Friedenskünste erreichen, was ihre Vorfahren durch Krieg bezweckten. Er vermählte seinen Sohn Eberhard den Jüngern mit der Erbgräfin Henriette von Mömpelgard im Jahre 1397, und brachte damit die Grafschaft an sein Haus. Allein diese auf ihre Reichthümer und Schönheit zugleich stolze Frau vergiftete das Leben ihres Gatten. Sie wollte ihn, und nach seinem frühen Tode, auch seine Söhne Ludwig und Ulrich beherrschen; da aber diese der Vormundschaft entwachsen waren, widersetzten sie sich ihren Anmaßungen und ergriffen das Heft der Regierung selbst. Aufgebracht über deren Widersprüche bedrohte sie selbige mit Enterbung. »Wenn ihr,« sagte sie im Zorne, »das Trockene »nicht haben wollt, mögt ihr mit dem Nassen vorlieb »nehmen.« Sie dachte nämlich ihre Erbgüter ihrer eben so stolzen Tochter Anna zuzuwenden, welche, wie die Mutter, ihren Gatten den Grafen Philipp von Katzenellnbogen, quälte.[1] Als die Söhne diese Absicht bemerkten, ließen sie die aufgebrachte Frau gefangen setzen, und zwangen sie zur Erklärung, daß sie ihr Erbgut nicht veräußern wolle. Bald hierauf starb sie, und die Grafen von Würtemberg hatten von ihrer Verbindung wenigstens den Vortheil, daß sie nicht, wie ihre Vorfahren, durch land- und leutverderbende Feldkriege, sondern durch unblutige Hauskriege die wichtige Grafschaft von Mömpelgard eroberten.

Man kann die Regierung Eberhard's des Milden als den Zeitpunkt ansehen, wo die von seinen kriegerischen Ahnen erworbenen Länder der Grafschaft von Würtemberg, einen festen Zusammenhang und eine gesetzliche Ver-

1. Siehe die Geschichte von Katzenellnbogen.

faſſung erhalten haben. Sie beſtanden aus mehreren Städten, Schlöſſern und Aemtern, welche den Grafen theils urſprünglich zugehörten, theils durch Kauf oder Krieg von fremden Fürſten und Herren erworben waren. Die Städte hatten bereits von den Kaiſern, auch wohl von den Grafen ſelbſt, ſtädtiſche Freiheiten und Verfaſſungen erhalten. An die Schlöſſer und Aemter waren die Lehensleute und Landesadlichen verpflichtet. Das Landvolk wurde durch Vögte oder Amtleute regiert. Die Aebte und Prälaten des Landes waren gefreiet und verwalteten ſelbſt die Güter ihrer Kirchen. Aus dieſen verſchiedenen Theilen der Grafſchaft erwuchs die ſtändiſche Verfaſſung. Die Aebte, die Prälaten, die Ritter und die Boten der Städte wurden Landesſtände, ohne deren Einwilligung keine neue Steuern ausgeſchrieben, und nichts in der Grundverfaſſung verordnet oder abgeändert werden konnte.

Die Verfaſſung und Bildung der würtembergiſchen Länder erhielt noch eine größere Vollkommenheit, als nach dem Tode der Gräfin Henriette von Mömpelgard Mathilde, die Gattin des Grafen Ludwigs, Einfluß auf die Regierung erhielt. Sie war die Tochter des Pfalzgrafen Ludwigs und ſowohl an Geiſt als Körper das Gegenſtück von jener. Henriette hatte in Geſicht und Geſtalt hervorſtechende Reize, allein ihr ſtolzer Blick entfernte von ihr alle Herzen der Männer; Mathildens Schönheit war weniger auffallend, aber ihre Freundlichkeit zog beide Geſchlechter an. Jene wollte ihren Gatten und ihre Söhne mit Ungeſtüm beherrſchen, und fand überall Widerſtand, dieſe leitete dieſelben, ohne daß ſie die Herrſchaft fühlten. Jene brachte ihren Gatten durch Zänkereien frühe in das Grab; dieſe ſuchte des

übrigen Grab auch noch nach seinem Tode. Beide waren Vormünderinn der Prinzen und des Landes, allein jene brachte durch ihre Herrschsucht Familie und Staat in Verwirrung und Kriege,[1] diese aber söhnte durch ihre Güte Fürsten und Völker aus.

Mathilde hatte zu Heidelberg, wo sie erzogen wurde, die größten Gelehrten Teutschlands und damit die Vortheile kennen gelernt, welche die dort gegründete Universität den pfälzischen Ländern verschaffte. Diese Wichtigkeit gründlicher Wissenschaften schätzend, und von den zwei berühmten würtemberger Gelehrten Reuchlin und Räukler[2] unterstützt, wollte sie schon ihren Gatten, den Grafen Ludwig, bereden, auch in den würtembergischen Landen eine hohe Schule anzulegen. Dieser starb zu früh, um den dazu bereits entworfenen Plan ausführen zu können; sie setzte daher ihr Anliegen bei ihrem Sohne Eberhard dem Bärtigen fort, und dieser gründete im Jahre 1477 zu Tübingen jene Universität, aus welcher so viele würdige Geistliche, Rechtsgelehrte und Aerzte hervorgegangen sind. Eberhard verlieh derselben, mit Bewilligung des Pabstes, mehrere geistliche Pfründen, Güter und Vorrechte. Ihre Vorsteher erhielten später das Recht der Landstände, und brachten sowohl auf die Landtage, als in die Gerichtsstuben einen eigenen Geist der Gesetzlichkeit.

Einen nicht minder großen Vortheil, als die Stiftung der Universität war, brachte Mathilde durch einen andern Rath für Würtemberg hervor, welchen sie ihrem Sohne über die künftige Erbfolge und Erbeinigung der sämmtlichen würtembergischen Länder gab. Nach der Ge-

1. Mit Baden, Zollern und andern Nachbarn.
2. Vergenhans.

wohnheit jener Zeiten nämlich und vielleicht mit Einwirkung der Henriette von Mömpelgard hatten Ludwig und Ulrich, deren Söhne, im Jahre 1441 die würtembergischen Länder unter sich getheilt und zwei Linien gegründet, wovon erstere die Uracher, letztere die von Neusen genannt wurde. Diese Theilung schwächte nicht nur die Gesammtkraft der Grafschaft, sondern sie hatte sowohl auf die Verwaltung als Erziehung der Prinzen die nachtheiligsten Folgen. Die Sprößlinge beider Linien befolgten nun nicht mehr einerlei Zweck des Staatsnutzens. Sie beneideten oder bevortheilten einander vielmehr, als daß sie sich unterstützt hätten. Dieses Uebel wurde noch größer, als nach dem Tode Ludwigs sein Bruder Ulrich die Vormundschaft über dessen Kinder erhielt. Ulrich war ein rechtschaffener gutmüthiger Fürst, der sowohl die Prinzen als die Unterthanen liebte, weßwegen er auch der Vielgeliebte genannt wurde, allein er hatte weder die Einsicht noch die Festigkeit des Charakters, welche zur Regierung angefochtener Länder und zur Erziehung wilder kräftiger Prinzen erfordert wurde. Er ließ das Land durch seine Räthe regieren, und sowohl seine Söhne als seine Mündel ohne gehörige Aufsicht und Leitung heranwachsen. Die alte würtembergische Stammkraft, welche sich zuvor bei den Eberharden und Ulrichen in Fehden und Schlachten ausgetobt hatte, artete jetzt, in einem schon üppigeren Zeitalter, bei diesen Prinzen in Unzucht und Völlerei aus. Sie hielten sich Sänger und Sängerinnen, Pferde und Jagdhunde, Falken und Falkenmeister, zogen auf Schmausen und Trinkgelagen herum, und wo sie keine gefällige Dirne in offenen Häusern fanden, suchten sie selbige hinter den Mauern der

Nonnenklöſter. »Wo iſt der Herr auf dem Erdreich,« ſchrieb Ulrich an ſeinen liederlichen Sohn Eberhard, »der »ſeine Söhne ehrlicher und löblicher gehalten hat in allen »ihren Weſen, als ich; aber das kommt mir jetzt zu großem »Schaden und Verachtung. Du haſt mir zugeſagt, du »wollteſt keine Jäger noch Jagdhunde haben, nun haſt du »deren zwölf, und vier oder ſechs Hunde der Falkner, und »zween Leithunde und zwanzig Windhunde, und dazu »einen Jägerknecht, einen Jägerknaben und einen Wind»knecht ꝛc. Wäreſt du dein eigener Herr, ſo weis ich »nicht, wie du einen größern Hofſtaat haben wollteſt. »Hab ich doch je nicht mehr, denn meinen Landhofmeiſter »und fünf Edelknaben gehabt; du aber haſt deinen eigenen »Hofmeiſter, deine Räthe, deine Tiſchdiener und ſechs »edle Knaben, zween Schneider, einen Scheerer, Mar»ſtaller, Wappenmeiſter und Knechte, deren Nahmen ich »nicht weis und die ich nicht kenne. Was guter That »haſt du und die Deinen am Sonntag zu Nacht gethan; »als mein Herr Herzog Ludwig (von Baiern), hier geweſen »iſt? Wärſt billiger bei deinem biderbem Weib gelegen, »dann deiner Büberei zu warten. Als wir hinweggeſah»ren zu unſerm Oheim dem Pfalzgrafen, haſt du mehr, »dann ſiebenhundert Pferde im Marſtall gehabt, die man »dir füttern mußte. Wann hat einmal das Freſſen und »verderblich Leben ein Ende? Vor kurzem noch biſt du »gen Kirchheim gekommen, und haſt einen Tanz ange»fangen in dem Kloſter zwei Stund nach Mitternacht, »das denn gen Gott und große Sünd, und dazu im »hohen Bann iſt. Als ich ſelbſt dahin gekommen, hat »dir dein ſchändlich Weſen, das du und die Deinen »darin getrieben, noch nicht genügt. Du haſt auch deinen

»Bruder mit dir genommen, und ihr habt darin ein »solches Tanzen und Schreien gehabt, daß, wenn es im »offenen Frauenhaus geschehen, noch zu viel wäre. Das »hat auch gewährt lang nach Mitternacht. Lasset Gott »ergebene Leute doch die Metten und ihre Zeit mit An»dacht singen; denn wenn einer eine Klosterfrau umhalst, »ists eine Sünde, als umhalste er seine Schwester. »Frauenfleisch ist ja näher zu überkommen, als Kalbfleisch. »Gott erbarms!«

Diese Nachtheile, welche aus einer Ländertheilung und Vormundschaft entspringen, vorhersehend, und selbige an ihrem eigenen Sohne Eberhard erfahrend, denn er war in seiner Jugend ein eben so lockerer Wildfang, wie seine Vetter, rieth sie demselben, mit diesen einen Haus- und Erbvertrag abzuschließen, wodurch nach dem Ausgange einer Linie, deren Länder wieder auf die andere zurückfallen sollten. Eberhard befolgte diesen klugen Rath der Mutter, und schloß mit seinen Vettern zuerst im Jahr 1473 zu Urach, dann im Jahr 1492 zu Eßlingen jenen wichtigen Familienvertrag, in welchem die Rechte der Erstgeburt in männlicher Nachfolge, und die Untheilbarkeit der würtembergischen Länder festgesetzt wurde. Sein Vetter Heinrich, der nicht zum geistlichen Stande zu bringen war, obwohl man ihm die Coadjutorie von Mainz zu verschaffen wußte, erhielt zwar Mömpelgard, allein unter der Bedingung, daß auch diese Grafschaft wieder zum Ganzen zurückfallen mußte.

Wie Eberhard, unter Leitung seiner Mutter, das würtembergische Land in seiner Integrität erhalten hatte, so regierte er es auch an der Hand seiner geliebten Gattin mit Milde und Klugheit. In seinen Jugendjahren

ſich, ſo zu ſagen, ſelbſt überlaſſen, verſprach er keine glückliche Regierung; allein durch eben die Kraft, welche zu der Zeit ſeine Leidenſchaften zügellos gemacht hatte, wußte er ſelbige auch wieder zu bändigen, als er Gatte und Regent geworden war. Von ſeiner Gattin ſanft geleitet, und von klugen Leuten treu berathen, erhielt er im Innern des Landes Ordnung und Gerechtigkeit, gen außen Anſehen und Würde. Dieſer vorzügliche Fürſtenruhm bewog endlich den Kaiſer Maximilian I., daß er die nun ungetheilte Grafſchaft von Würtemberg im Jahr 1495 zu einem Herzogthume erhob. Eberhard der Bärtige ging nun den viel ältern Häuſern von Heſſen und Baden als Herzog vor. Er trug die Reichsſturmfahne in der Hand und im Wappen, und der Kaiſer nannte ihn noch auf ſeinem Grabe, einen klugen und tugendhaften Fürſten und ſeinen treueſten Rathgeber. Wie alſo Graf Eberhard der Erlauchte, als der Stifter der würtembergiſchen Grafſchaft anzuſehen iſt, ſo wurde Eberhard der Bärtige, der Stifter des Herzogthums. Einen ſo wichtigen Einfluß auf das Wehe und Wohl der Staaten können Weiber haben, wenn ſie die Fürſten, entweder wie Henriette zum Böſen, oder wie Mathilde zum Guten, zu verleiten wiſſen.

Mathilde hatte ſich durch die Vorzüge ihres weiblichen Charakters ſowohl bei dem Volke als den Fürſten beliebt gemacht. Daher wurde auch noch nach dem Tode ihres erſten Gemahls, ihr Herz und ihre Hand nachgeſucht. Sie gab dieſelbe Albrechten von Oeſtreich. Sie wurde deſſen treue, redliche Gattin, ohne aufzuhören, Eberhards treue Mutter zu ſeyn. Beiden Fürſten war ſie als Freundin und Rathgeberin zur Seite; und wie ſie

ihren ersten Gemahl zur Stiftung der Universität in Tübingen beredet hatte, so jetzt ihren zweiten zu der von Freiburg. Beide hohe Schulen verdanken ihr Entstehung und Fortgang. Nachdem auch ihr zweiter Gemahl gestorben war, sehnte sie sich nach ihrem Stammorte Heidelberg zurück, und verordnete da, daß nach ihrem Tode ihr Körper zu jenem ihres ersten Gemahls getragen werden sollte. Sie starb im Jahr 1482. Noch sieht man ihr Grabmal neben jenem ihres Gatten Ludwig.

Dem Hausvertrage gemäß, welcher durch Mathildens Rath unter den Grafen von Würtemberg abgeschlossen wurde, folgte auf ihren Sohn, Eberhard den Bärtigen, der keine Erben hinterlassen hatte, dessen Vetter gleichen Nahmens in dem erst errichteten Herzogthume. Dieser und sein Bruder Heinrich hatten weder Lust noch Geist zum regieren. Durch die Nachsicht ihres Vaters, Ulrichs des Vielgeliebten, verzogen, hatten sie sich mehr auf Waidwerk und Buhlerkünste, als Staats- und Regierungskünste gelegt. Sie wurden von den Fürsten und ihrem Volke zugleich verachtet. Nach zwei Jahren zwangen die Stände Eberharden das Herzogthum seinem Vetter Ulrich zu überlassen. Er flob mit seinen Schätzen und Silbergeschirren zu dem Kurfürsten von der Pfalz und dieser setzte ihn, nachdem er ihm die Kleinodien abgenommen hatte, auf den Ozberg; Heinrich aber starb als Blödsinniger in der Gefangenschaft seines Vetters.

Von nun an hatten die Stände oder vielmehr die von ihnen angesetzten Vormünder alle Gewalt. Der junge Graf Ulrich, Heinrichs Sohn, war erst zehn Jahr alt, als ihm sein Oheim das Herzogthum überlassen

mußte; seine Vormünder aber versäumten keine Gelegenheit, wodurch sie ihn recht lange in der Minderjährigkeit erhalten konnten. Statt ihm, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, eine seinem künftigen Berufe gemäße Erziehung zu geben, oder ihn durch frühe Theilnahme an den Regierungsgeschäften zu einem guten Fürsten zu bilden, ließen sie ihn bei Jagden und Wohlleben aufwachsen, und sein junges Herz unter brausenden Leidenschaften gleichsam verwildern. Dem ohngeachtet würde dieses wilde Feuer des kräftigen Prinzen, wie bei Eberhard dem Bärtigen, an der Seite einer geliebten Gattin oder durch den Rath rechtschaffener Freunde gemäßigt worden seyn, allein die Vormünder vermählten ihn, um des Kaisers Gunst zu erhalten, mit dessen Schwester Tochter, der Prinzessin Sabine von Baiern; und diese wußte des jungen Fürsten Liebe nie zu gewinnen. Abgeneigt also allen Regierungsgeschäften und in seinem eigenen Hause nicht glücklich, überließ er jene gänzlich seinen Räthen dem Lamparter und Thum; für sein Vergnügen und Hofgeschäfte aber suchte er sich lustige Brüder, die Späte und Hutten. Jagden, Wettrennen, Schmäuse, Turniere und prächtige Gastgelage waren nun seine Beschäftigung. Besonders gefiel ihm seines Erbmarschalls Hutten Frau, und diese machte ihm seiner Gattin Sabine Umgang so lästig, daß es zwischen beiden Eheleuten oft zu Zank und Schlägereien kam. Ein so lustiges Leben erschöpfte bald die Summen der jährlichen Einkünfte. Wo die alten Grafen mit dem Ertrag ihrer Domänen auskamen, weil ihr Aufwand fast nur in einheimischen Erzeugnissen als Früchten, Hafer, Holz, Wildpret,

Honig und Wein bestand, konnte Ulrich ohne neue Auflagen nicht bestehen. Er belastete sein Land mit einer Schuld von einer Million Gulden, welches zu der Zeit eine ungeheuere Summe war.

Um die dadurch nothwendig gewordenen Zinsen bestreiten zu können, riethen ihm seine lustigen Räthe, das Maas und Gewicht zu verringern, und was dadurch die Weinschenke, die Metzger und Bäcker gewinnen würden, an seine Hofkammer einzufordern. Diese Veränderung brachte ein allgemeines Mißvergnügen bei den Bürgern und dem gemeinen Volke hervor. Die Bauern rotteten sich zuerst in den Wirthshäusern, dann auf öffentlichen Plätzen zusammen. Sie beklagten sich unter einander über das schlechte Maas und Gewicht, und vermehrten täglich ihre Haufen. Der Aufruhr fing zuerst mit Spott an. Einer nannte den andern Herr von Nirgends, oder Herr von Hungerberg. Sie erwählten unter sich einen Obmann und einen Ausschuß, welchem sie den Nahmen Kein-Rath oder armen Konrad gaben. Sie warfen das neue Gewicht in das Wasser, und wollten daran, wenn es entweder oben schwimme oder unterginge, spottweis die Wasserprobe versuchen. Da nun natürlicher Weise der letztere Fall eintrat, verdammten sie das Gewicht und den Herzog mit seinen Räthen und fingen einen Aufruhr fast im ganzen Lande an.

Dieses Mißvergnügen des Volkes wurde noch durch jenes des Adels vermehrt, als Ulrich seinen Marschall und bisherigen Liebling Hans von Hutten ermordete. Da er sich erlaubt hatte, dessen Gattin zu seiner Geliebten zu machen, so glaubte sich auch dieser berechtigt, die

Frau Herzogin für den Verluſt der Liebe deſſelben zu tröſten.[1] Ulrich mogte wohl das Verſtändniß beider Liebenden anfänglich mit Gleichgültigkeit betrachtet haben, weil er ſich dafür an des Marſchalls Frau entſchädigen konnte; als aber daſſelbe ein Hofmährchen wurde, und der Herzog den Ring, welchen er ſeiner Gattin gegeben hatte, an dem Finger ſeines Nebenbuhlers erblickte, entbrannte Eiferſucht und Rache in ſeinem Herzen und er beſchloß, ihn ſchrecklich dafür zu beſtrafen. Er ſtellte nämlich in dem ſogenannten Schönbuch eine Jagd an, wobei Hutten zugegen ſeyn mußte. Als ſie nun zuſammen tiefer in das Gehölz geritten waren, ließ der Herzog die übrigen Ritter und Hofleute voran ziehen, er aber blieb mit ſeinem Nebenbuhler zurück, und forderte von ihm Genugthuung für den ihm angethanen Schimpf. Kaum konnte dieſer die Schimpfworte des Herzogs erwiedern, oder vom Leder ziehen, als er ſchon von deſſen Jagdmeſſer durchbohrt darnieder ſank. Ulrich's Rache ging ſo weit, daß er dem Entſeelten den Gürtel vom Leibe löſte und ſelbigen damit an eine Eiche aufhing. Ja er rühmte ſich noch dieſes ſchändlichen Mordes, als er zu ſeinen Leuten zurückgekehrt war.

Hanſens Ermordung war die Loſung eines allgemeinen Aufruhrs gegen den Herzog in und außer den würtembergiſchen Landen; und deſſen Vetter der berühmte **Ulrich von Hutten** wurde davon die weitklingende

1. In der Zeitſchrift für Baiern ꝛc. IV. Heft wird Sabine vertheidigt: allein Urkunden ſind öfters nicht die einzigen Quellen der Hofgeſchichten, obwohl des Herzogs Betragen die Urſache aller Mißverhältniße war.

Trompete. Dieſer ſchilderte in mehreren Klagſchriften die That als den ſchändlichſten Meuchelmord, als die unerhörteſte Tyrannei, und brachte ſie durch den Druck an die Höfe und unter das Volk. Die Bauern waren im Aufſtand, die Bürger murrten, der Adel forderte Genugthuung. Sabine die Gattin des Herzogs entfloh zu ihren Verwandten, und der Kaiſer war aufgebracht über die ſchnöde Behandlung ſeiner Schweſter Tochter.

Unter ſolchen Umſtänden und von allen Seiten gedrängt, konnte ſich Ulrich nur durch zwei ſchimpfliche Verträge retten, er mußte, um das Mißvergnügen des Volkes zu beſänftigen, und die Bezahlung ſeiner Schulden zu erhalten, den Landſtänden neue Vorrechte zugeſtehen, und um der Rache des Kaiſers zu entgehen, ſeinen Feinden Genugthuung geben. Dieſem zufolge berief er im Jahr 1514 einen Landtag nach Tübingen, worauf für die Zukunft zwiſchen ihm und den Ständen ein förmlicher Vertrag über beider Theile Rechte und Befugniſſe abgeſchloſſen wurde. Die Stände übernahmen 900,100 Gulden herzoglicher Schulden zu bezahlen, dagegen mußte ihnen der Herzog feierlich verſprechen, ohne ihren Willen und Beirath keinen Krieg anzufangen, kein Stück vom Lande zu verpfänden, keine Schatzung auszuſchreiben, jedem freien Abzug zu geſtatten, und keinen ohne Urtheil und Recht beſtrafen zu laſſen.

Zwei Jahre nach dieſem Tübinger Vertrage im Jahr 1516 wurde er auch durch einen andern zu Blaubeuren von der ihm angedrohten Acht befreit. Unter der Vermittelung des Cardinals Matthäus Lang, Biſchofs von Gurck, verſprach er dem Kaiſer, ſeiner Gattin Sabine und der Familie von Hutten Genugthuung zu leiſten, ſich

sechs Jahre lang der Regierung zu begeben, und eine Statthalterschaft von Landhofmeister, Kanzler und Räthen zu bestellen, welche statt seiner regieren, und seine Schulden bezahlen sollten.

Durch diese zwei schimpflichen Verträge von Tübingen und Blaubeuern war Ulrich zwar für diesmal der Acht entgangen, allein er hielt sich nur so lange daran, als ihm Gefahr zu drohen schien; denn schon den Rückweg von Blaubeuern zeichnete er durch neuen Brand und Verwüstung einiger Dörfer aus. Es liegt im Charakter kräftiger Naturen, daß, wenn sie von Jugend auf an Befriedigung ihrer Leidenschaften gewöhnt, später einen schimpflichen Widerstand erdulden müssen, sie hernach desto wilder aufbrausen, und wenn sie Fürsten sind, in Tyrannen ausarten. Kaum glaubte Ulrich wieder sicher in seinen Ländern zu seyn, als er an allen denen Rache nahm, welche er als die Urheber beider Verträge ansah. An die Versprechungen, welche er den Landständen gethan, kehrte er sich nicht; den aufrührischen Bauern ließ er die Köpfe abschlagen, und die Wilddiebe an beiden Augen blenden; den ältesten seiner angesetzten Räthe, einen Greis von achtzig Jahren, ließ er rädern; einen andern bei einem Kohlenfeuer an Armen und Beinen braten, den Leib mit Brandwein begießen, und so entzündet verbrennen; selbst sein Kanzler Lamparter mußte heimlich die Flucht ergreifen, um nur der Grausamkeit des ergrimmten Fürsten zu entgehen.

Nicht zufrieden, seine wilde Rache an seinen eigenen Unterthanen versucht zu haben, wollte er auch den alten Zwist mit den schwäbischen Städten erneuern, welcher über dreihundert Jahre hindurch seine und seiner Nach-

darn Länder verwüſtet und entvölkert hatte. Er ſaß eben mit den Prälaten, welche des Kaiſers Maximilian Leichenbegängniß gefeiert hatten, an der Tafel, als die Nachricht kam, die Bürger von Reutlingen hätten ſeinen Burgvogt von Achalm erſchlagen, um an ihm den Tod eines ihrer Mitbürger zu rächen. Ergrimmt über dieſe kühne Beleidigung ſprang er ſogleich von der Tafel auf, rüſtete ſeine Vaſallen und Landesknechte, und rückte vor Reutlingen, um volle Rache an dieſen alten Feinden ſeines Hauſes zu nehmen. In Zeit von acht Tagen war die Stadt eingenommen und geplündert; aber nun brach auch die bisher zurückgehaltene Strafe über ihn aus. Die Zeiten waren vorbei, wo ein Ulrich oder Eberhard von Würtemberg dem Kaiſer und Reiche trotzen konnten. Die Kaiſer aus dem Hauſe Oeſtreich waren mächtiger geworden, als Rudolph von Habsburg, und die Städte hatten in Schwaben einen Bund geſtiftet, welcher auch Herzoge bändigen konnte. Ein großes Reichsheer kam gegen den übermüthigen Ulrich herangezogen, ſeine mißvergnügten Unterthanen und Vaſallen verließen ſeine Fahnen, und Wilhelm, der Herzog in Baiern, der Hauptmann des bündiſchen Heeres, hatte ſeine Schweſter Sabine an dem treuloſen Gatten zu rächen. In Zeit von einigen Monaten waren Ulrichs Truppen zerſtreut oder gefangen, ſeine Städte und Schlöſſer weggenommen. Er mußte als ein Geächteter flüchtig werden, und ſein Haus verlor eine Zeitlang die ſchönen Länder, welche ſeine Vorfahren mit eben ſo viel Muth als Klugheit erworben hatten. Ohne den Ausbruch der Religionskriege und die Hülfe Philipp's von Heſſen wäre ſein Herzogthum eine Beute der Oeſtreicher geworden. Durch Beitritt zu dem proteſtantiſchen

Bunde ist er wieder zu seinen Ländern gekommen, und selbst dem Kaiser Karl V. ein gefährlicher Feind geworden. Sein warnendes Beispiel lehrte seinen Sohn Christoph jene Klugheit und Mäßigkeit, wodurch das Herzogthum Würtemberg seine endliche Rundung und Verfassung erhielt. Er und sein Vater beförderten die Reformation in ihren Ländern; ehe wir aber davon weiter reden, wollen wir uns auf das linke Rheinufer wenden, und erzählen, was da die Zeit hindurch vorgefallen ist.

Siebentes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Straßburg, Speier und Worms.

Reihefolge der Bischöfe von Straßburg.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe Jahr.
I.	In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt kann weder die Reihefolge, noch das Sterbejahr der Bischöfe von Straßburg genau angegeben werden: denn erst	
II.	auf dem Concilium von Cölln und Sardica	
III.	im vierten Jahrhundert erscheint Amandus als Bischof von Straßburg; wir wollen sie also nach der gemeinen Angabe der Alterthumskundigen bis auf des heiligen Bonifacius kirchliche Einrichtung	
IV.	folgen lassen.	
V.	1. Amandus predigte gegen die Arrianer.	334. bis 646.
VII.	2. Arbogast gründete die geistliche und weltliche Gewalt des Fürstbisthums, am Galgen begraben	678.
	3. Rothar, ein Sohn Hildrichs . . .	663.
	4. Florentius liebte die Einsiedelei und den Ackerbau	675.
	5. Answald	680.
	6. Justus schrieb einen Commentar zum hohen Lied. Das Mscpt. in Tritenhausen	681.
	7. Maximus	686.
	8. Valentinus	689.
	9. Solarius	694.
	10. Wulfus	700.
VIII.	11. Magnus	706.
	12. Aldus	714.
	13. Warin, unter ihm stiftete Arnolf das Kloster Schwarzach	721.
	14. Landbert	727.

Reihefolge der Bischöfe von Straßburg.

Jahrhundert n. Chr. geb.		
VIII.	15. Rothbald.	730.
	16. Magnebert.	735.
	17. Ubilin.	742.
	18. Gundwald	746.
	19. Gaudo	748.
	20. Utho oder Otto I.	756.
	21. Wiger, unter ihm stiftete Eberhard das Kloster Murbach	761.
	22. Wandelfried	765.
	23. Otto oder Etho II. theilte seine Diöces in sieben Archidiakonate	773.
	24. Rulidulf	785.
IX.	25. Remigius stiftete das Kloster Eschau.	805.
	26. Ratho	812.
	27. Utho II. oder III., ein geborner Straßburger; von ihm erhielt die Uthengau ihren Nahmen	811.
	28. Ortenhard	828.
	29. Andeloch, unter ihm stiftete die Kaiserin Himmelgard das Kloster Ehrenstein	840.
	30. Bernhold, Schwarzach auf die rechte Rheinseite verlegt	857.
	31. Rathbold.	875.
	32. Grimoald	883.
	33. Regenhard, unter ihm stiftete die Kaiserin Richardis Andlau	895.
X.	34. Baldram	906.
	35. Obobert wurde von den Straßburger Bürgern ermordet	913.
	36. Gottfried war nur zwei Monate Bischof	913.

Reihefolge der Fürſt-Biſchöfe von Straßburg.

Jahrhundert n. Chr Geb		Sterbe-Jahr.
X.	37. Richwin, ein Herzog von Lothringen	918.
	38. Ruthhard wurde entſetzt von Otto I. weil er es mit Eberhard hielt	941.
	39. Udo III. oder IV., ein groſer Gelehrter. Seine Werke in der Straßburger Bibliothek	963.
	40. Erkenbold ſchrieb das Leben ſeiner Vorfahren in Verſen	968.
	41. Baldus	979.
	42. Wilderolf ſoll von den Mäuſen gefreſſen worden ſeyn	997.
XI.	43. Alwich, zuvor Abt von Reichenau. .	1006.
	44. Werner I., ein Graf von Habsburg, bauete den Münſter und das Schloß Habsburg: ein weiſer Fürſt	1028.
	45. Wilhelm, Herzog in Franken, und Kaiſer Otto des Großen, Onkel . .	1047.
	46. Hezil . , ein Graf von Dachsburg . .	1065.
	47. Werner II., ein Graf von Heſſen, will Hirſchau zerſtören, geſtraft	1078.
	48. Theobald.	1084.
XII.	49. Otto II. oder IV., ein Graf von Hohenſtaufen, zieht mit Gottfried nach Jeruſalem	1100.
	50. Waldwin war nur zwei Monate Biſchof	1100.
	51. Kuno wurde abgeſetzt	1123.
	52. Bruno dankte ab	1131.
	53. Oberhard.	1133.

Reihefolge der Fürſt-Biſchöfe von Straßburg.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XII.	54. Gebhard vertheidigte das Hochſtift gegen die Hohenſtaufen	1141.
	55. Burkhard ſtellte die abgebrannte Kirche von St. Thomas wieder her . . .	1161.
	56. Rudolph wurde abgeſetzt	11[illegible]9.
	57. Konrad I. von Geroldseck	1180.
	58. Heinrich I. von Haſenburg	1190.
XIII.	59. Konrad II. von Henneberg; von Kaiſer Philip gefangen	1202.
	60. Heinrich II. von Veringen	1223.
	61. Berthold I., ein Herzog von Tek, gewann die Schlacht bei Bladesheim . .	1239.
	62. Heinrich III., Graf von Stahleck ordnete das weltliche Fürſtenthum	1260.
	63. Walther von Geroldseck, wurde von den Straßburgern geſchlagen	1263.
	64. Heinrich IV. von Geroldseck, ein friedlicher Fürſt	1273.
	65. Konrad III. von Lichtenberg, vor Freiburg erſchlagen	1299.
XIV.	66. Friedrich I. von Lichtenberg, ein ſtrenger Geiſtlicher	1306.
	67. Johann I. von Dierpheim, erhob zwölf Dörfer zu Städten	1328.
	68. Berthold II. Graf von Buchegk, Jahrerfolger	1353.
	69. Johann II. von Lichtenberg, kaufte die untere Landgrafſchaft	1365.
	70. Johann III., ein Graf von Luxemburg, war auch Erzbiſchof zu Mainz . .	1373.

Reihefolge der Fürſt-Biſchöfe von Straßburg.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XIV.	71. Lambert von Büren übergab das Bisthum gegen Bamberg	1375.
	72. Friedrich II. von Blankenſtein belagerte Straßburg, wurde Biſchof zu Utrecht	1392.
	73. Burkhard von Lüzelſtein gab das Bisthum für eine Frau	1394.
XV.	74. Wilhelm II. von Dieſt, wurde gefangen und entſetzt	1439.
	75. Konrad IV. von Buſnang, ein guter Fürſt, wurde entſetzt	1440.
	76. Rupert, Pfalzgraf	1478.
XVI.	77. Albert, Pfalzgraf	1506.
	78. Wilhelm III. Graf von Honſtein, ein kluger Fürſt.	1541.
	79. Erasmus, Erbſchenk von Limburg, unter ihm trennten ſich die Proteſtanten .	1568.
	80. Johann IV., Graf von Manderſcheid	1592.
XVII.	81. Karl, Herzog von Lothringen, ihm entgegen wählten die proteſtantiſchen Domherren Johann Georg von Brandenburg	1607.
	82. Leopold, Erzherzog von Oeſtreich, dankte ab	1626.
	83. Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oeſtreich. Unter ihm kam Elſaß an Frankreich.	1662.
	84. Franz Egon von Fürſtenberg, eine franzöſiſche Creatur	1681.

Reihefolge der Fürſt-Biſchöfe von Straßburg.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe Jahr.
XVIII.	85. Wilhelm Egon von Fürſtenberg, Cardinal und Coadjutor zu Cöln, ſtarb in Frankreich	1704.
	86. Armand Gaſton, Prinz von Rohan .	1749.
	87. Armand, Prinz von Rohan	1756.
	88. Ludwig Armand Conſtantin von Rohan, Cardinal	1779.
	89. Ludwig Renard, Cardinal . . .	1803.
	90. Saurine	

Rheinische Geschichte

von

Elsaß und Straßburg.

Mit der Geschichte der Habsburger und Zähringer hätte ich füglich die Geschichte von Elsaß und Straßburg verbinden können; denn deren Ahnen waren die mächtigsten Herren dieses Landes, und die Stifter seiner reichsten Abteien. Die Habsburger selbst beherrschten einen großen Theil davon unter dem Nahmen von Landgrafen; allein ich habe mir vorgenommen, die Begebenheiten eines jeden Landes oder Staates, welcher aus den alten rheinischen Herzogthümern hervorgegangen ist, besonders zu erzählen, damit dessen Einwohner auch die Anstalten und Thaten ihrer Väter in einem gehörigen Zusammenhange lesen mögten.

Das Land, welches man von der Ill oder Ell, die es durchströmt, das Elsaß nannte, ist ein schönes fruchtbares Thal, von den es umgebenden Vogesen gebildet. Schon unter den Römern wurde es angebaut, und mit vielen Städten und Festungen bevölkert. Unter der fränk-

kischen Monarchie haben die Bewohner der Klöster und Städte, durch das Beispiel des Bischofs Florentinus ermuntert, den Landbau in allen seinen Theilen unternommen, und aus den Schachten der Vogesen Eisen und andere Erze gegraben; so wurde das Elsaß allbereits eines der reichsten und schönsten Länder am Rheine, mit Obst- und Weingärten, Getraide und Flachsfeldern, Wiesen und Auen prangend.

Nach der Zersplitterung des großen Herzogthums von Schwaben machte das Elsaß ein eigenes Land aus, dessen beide Gauen, der Sund- und Nordgau, jetzt in zwei Landgrafschaften vertheilt wurden. Die obere fiel dem Hause Habsburg, die niedere dem von Egisheim zu, welche beide von den alten Herzogen ihren Ursprung herleiten. Die übrigen Länder theilten die Kirchen, die Klöster, die Grafen, die Ritter und die Städte unter sich. Erstere waren entweder von den Königen, wie Weissenburg und St. Georgienthal, oder von Herzogen und Grafen, wie Niedermünster, Masmünster, Ebermünster und Ettenheim, oder von frommen Fürstinnen, wie der Ottilienberg und Andlau gestiftet und mit vielen Gütern und Gerechtsamen begabt. Die Grafen zogen sich meistens in die Vogesen zurück, und errichteten da ihre Stammschlösser, wie die von Dachsburg, Lützelstein, Lichtenberg, Thann, Geroldseck, Pfird, Saarwerden und Bitsch. Die Städte waren entweder von den Römern schon angelegt, wie Schlettstadt, Straßburg, Selz und Zabern[1] oder durch Gewerbe entstanden, wie Mühlhausen, Roßheim, Colmar, Kaisersberg, Türkheim, Mün-

1. z. B. Alcebo, Argentoratus, Saletio, Trestabernae.

ſter, Hagenau, Weiſſenburg, Landau ꝛc. Sie errichteten unter ſich gemeine Weſen mit Zünften und Rath, und wurden unmittelbare Reichsſtädte. Die Ritter und die niedern Adelichen theilten ſich zwiſchen die Grafen und Städte. Sie ſetzten ſich entweder mit ihren Stammſchlöſſern neben die Erſtern in die Vogeſen, oder ließen ſich als Patricier unter die Gemeinden der Städte nieder. Unter dieſen vielen Kirchen, Grafen, Rittern und Städten des Elſaßes wurden das Fürſt-Bisthum und die Stadt Straßburg die mächtigſten. Ihre Geſchichte muß daher beſonders vorgenommen werden, denn ſie begreift auch meiſtens jene der Uebrigen.

Das geiſtliche Gebiet der Biſchöfe von Straßburg erſtreckte ſich in der römiſchen Periode nur über die Feſtungen und Poſtſtationen, welche Druſus und ſeine Nachfolger längs dem Rheine hin im Elſaß erbaut hatten; denn wer wollte behaupten, daß auch ſchon dieſſeits des Rheins bei den decumatiſchen Aeckern Chriſtenkirchen entſtanden ſeyen? Unter den erſten fränkiſchen Königen begriff das Bisthum den Sund- und Nordgau. Erſt nachdem der heilige Bonifacius die Kirche in Teutſchland geordnet hatte, dehnte ſich ſein Sprengel auch auf dem rechten Rheinufer in den Breisgau und Mortenau aus; der Biſchof Erbo theilte ihn in ſieben Archidiakonate, welche an die Hauptkirchen der Diöces gebunden waren.

Der Biſchof Arbogaſt wird gemeiniglich für den Stifter der geiſtlichen und weltlichen Macht des Hochſtiftes angeſehen. Er ſoll von Irrland nach dem Elſaß gewandert ſeyn, und ſich in dem heiligen Haine oder der Hagenau eine Zelle erbaut haben, um von da aus die Heiden zu bekehren. Durch ſeinen Eifer und ſeine Kenntniſſe erwarb er ſich die Gnade des Königs Dagobert,

und dieser ernannte ihn zum Bischofe zu Straßburg. Nachdem dieser eben so kluge als unterrichtete Prälat, den durch ein wildes Schwein auf der Jagd verwundeten einzigen Sohn des Königs geheilt hatte, schenkte der Vater aus Dankbarkeit seiner Kirche Ruffach, mit zwei und dreißig Dörfern, Eisenberg, das Land Bitenschein und das Land Sperries in der Herrschaft Baar. Man nannte die Schenkung das Mundat, welche Benennung entweder von dem Worte Immunität oder Mundetum hergeleitet wird. Bald hernach stiftete der elsäßische Herzog Adalbert die Abtei zu St. Stephan in Straßburg mit funfzehn Ortschaften. Die Nachfolger der elsäßischen Herzoge und Grafen setzten die Stiftungen von Kirchen und Klöstern fort, und die Kaiser begabten diese mit Freiheiten und Vorrechten. So erweiterten schon unter der fränkischen Monarchie die Bischöfe von Straßburg mit der geistlichen auch ihre weltliche Gewalt.

Unter der sächsischen Dynastie übten sie sowohl in Straßburg als den andern ihrem Hochstifte übergebenen Städten und Ortschaften gräfliche Rechte aus. Sie setzten die Vögte und Stadtrichter an, und es scheint, daß sich die Bürger schon frühe ihrer Gewalt entgegen gesetzt haben. Im Jahr 913 mußte Bischof Odobert in das feste Schloß Rekenburg fliehen, um der Wuth des Pöbels zu entgehen. Aber auch hier war er nicht sicher. Da das aufgebrachte Volk ihn nicht mit offenbarer Gewalt anfallen konnte, schlichen sich einige Meuchelmörder heimlich in die Burg, und tödteten ihn auf eine grausame Art.

Dieser wechselseitige Streit zwischen den Bischöfen und Bürgern ließ eine Zeitlang nach, als beide durch mächtige Nachbarn und Feinde bedroht wurden; denn während der Kriege, welche die Bischöfe mit den Herzogen von

Schwaben und den Gegenkaisern führten, finden wir die Bürger unter ihren Fahnen. In den Schlachten stritten sie mit einer Tapferkeit, welche jederzeit einen glänzenden Sieg zuwege brachte. Aber wie das Glück, so theilten sie auch das Unglück zusammen. Als Heinrich II. 1002 zum Kaiser erwählt wurde, ergriffen der Bischof Werner I. und die Bürger von Straßburg seine Partei gegen Herrmann, den Herzog von Schwaben, seinen Nebenbuhler, und dieser ließ sie darob seine ganze Rache fühlen. Er zog mit einem mächtigen Heere über den Rhein, und verwüstete die Länder des Bisthums; er drang selbst in Straßburg ein, plünderte die Häuser und Kirchen, und zerstörte alle öffentlichen Gebäude von Grund aus. Dazu kam noch, daß fast zur nämlichen Zeit die Hauptkirche durch den Blitz getroffen, in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. Die Stadt schien zu dem Zustande eines Dorfes herabgesunken zu seyn; allein eben die Noth, wohin Herrmanns Verwüstungen die Bürger gebracht hatten, gab ihrem Muthe neue Schnellkraft. Der Bischof stellte sich an ihre Spitze, schlug den Herzog über den Rhein zurück, und befreite Stadt und Land von den feindlichen Ueberfällen. Aus Dankbarkeit für die erzeigte Anhänglichkeit gab ihm der Kaiser Heinrich II. die reiche Abtei zu St. Stephan, den Bürgern aber große Freiheiten und Vorrechte. Der Bischof selbst erließ der Stadt die Steuern, welche sie ihm bisher entrichten mußte. Von nun an beginnt die weltliche Größe des Hochstiftes und der bürgerlichen Gemeinde.

Man kann die Regierung Werners I. von Habsburg als den Anfang des Wohlstandes von Straßburg ansehen. Bei der Wiederherstellung der verwüsteten Stadt wurde ihr Umkreis über die Breusch und die Ill erweitert, mit

neuen Häusern verschönert, und mit neuen Mauern, Thürmen, und Gräben befestigt. Beide Flüsse wurden durch Kanäle zwischen den Gassen in den Rhein geleitet, und Brücken darüber aufgeführt; die Kirchen von St. Thomas, Peter und Aurelien hinter den Schutz der Stadtmauern und in einen bessern Zustand gesetzt. Viele Ritter und selbst die adelichen Geschlechter von Andlau, Landsberg, Bock, Mühlheim, Zorn, Wormser, Berkheim, Berstadt, Kageneck, und andere zogen in die Stadt, verschönerten sie durch ihre Edelhöfe, und nahmen Theil an ihrer Bürgerschaft und Regierung. Eine Menge Handwerker und Künstler arbeiteten in ihren Zünften, und ihr Handel war einer der stärksten am Rhein. Im Jahr 1267 war die Bevölkerung der Stadt so angewachsen, daß über fünfhundert Pilgrimme aus ihr nach dem heiligen Grabe ziehen konnten, ohne die Gewerbe zu verringern.

Aber das sprechendste Denkmal von Werners glänzender Regierung, wie auch der rheinischen Baukunst, ist unstreitig der Münster oder die Cathedralkirche zu Straßburg. Da dieser mächtige Prälat schon seiner Familie das Stammschloß von Habsburg erbaut hatte, wovon sie auch den Nahmen annahm, war er nun auch darauf bedacht eine Kirche zu errichten, zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau denen er seine Macht und seinen Reichthum zu verdanken hatte. Im Jahr 1015 legte er den Grund zu dem großen, herrlichen Gebäude, aber der Plan dazu war so ungeheuer, daß es nur nach drei Jahrhunderten, und dennoch nicht ganz vollendet werden konnte. Wer den ersten Riß dazu entworfen habe, ist in den Jahrbüchern von Straßburg nicht wohl zu finden, aber die wunderbar schöne Form des Portals und

Thurms ist aus dem schöpferischen Geiste der Meister Erwin von Steinbach und Johann Hilz von Cölln hervorgegangen.

Die Kirche selbst wird wohl an Größe von jenen zu Freiburg und Cölln übertroffen; aber das Portal mit seinem bis zum Himmel aufstrebenden Thurme ist jederzeit für das erste Meisterstück im gothischen Style angesehen worden. Mit unzähligen Säulen, Gesimsen, Schnörkeln, Thürmchen, Fratzen- und Heiligen-Bildern erhebt sich das Ganze, wie ein steinernes altes und neues Testament, oder wie eine Jacobsleiter, zu den Wolken, und führt so das Auge und Herz durch die ganze biblische- und Kirchengeschichte hindurch zu dem Vater, der in dem Himmel thronet und seinen Sohn in der irrdischen Hülle herabgesandt hat.

Der Boden, worauf die Kirche steht, ist mit erlenen Pfählen und einem mit zerstoßenen Kohlen zubereiteten Letten festgeschlagen worden; auf diesem ruhen die Grundmauern siebenundzwanzig Schuh tief in der Erde. Die Seitenwände und Gewölbe streben mit ihren verrankten Fenstern kühn auf zum Dache. Fünf Thüren führen zum Eingange, drei an der vordern, zwei an den Nebenseiten. Unter jenen ist die Hauptthüre die herrlichste und kunstreichste sowohl an Form als Bildung. Auf der Spitze ihres Dreiangels erscheint Gott der Vater, unter ihm die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde, und unter dieser der König Salomo auf seinem Löwenthrone sitzend und mit andern Figuren umgeben. Das Thürgestelle hat fünf sich nach innen verjüngende Bilderordnungen. Die äußerste Reihe enthält die Schöpfungsgeschichte, die zweite in sechszehn Abtheilungen jene des alten Testaments, die dritte in vierzehn Bildern die Apostel- und erste Kirchengeschichte;

die vierte in zwölf Bildern die Evangelisten und Kirchenlehrer, die fünfte endlich in zehen Vorstellungen die Wunder Christi. Das Ganze ist von vielen Engeln umgeben, welche mit verschiedenen musikalischen Instrumenten die Herrlichkeit Gottes besingen. Die Thüre selbst hat doppelte Flügel, hölzerne von aussen, metallene von innen. Letztere sind mit vielen Bildern und Schnitzwerk geziert und künstlich gearbeitet. Zwischen derselben erhebt sich ein Tragpfeiler mit dem Bilde der Maria. Ueber der Thüre ist in vier Abtheilungen die Lebensgeschichte Jesu vorgestellt. An beiden Seiten stehen zwölf Bildnisse von Schriftgelehrten und Propheten.

Hinter dem obern Gestelle der Hauptthüre leuchtet in der Kirche die große Fensterrose, mannichfaltig verschlungen und durch die schönste Glasmahlerei glänzend. Sie hat im Umkreise hundertundzwanzig, im Durchschnitte dreiundvierzig Schuhe. Zwischen den äußern Stellungen der Thüren werden die Könige Klodwig, Dagobert und Kaiser Rudolph von Habsburg zu Pferd abgebildet, sie sind aber während der französischen Revolution, wie noch viele andere Bildnisse, zerschlagen worden.

Das größte Meisterstück des Münsters ist der Thurm. Wie eine pyramidalische Pappel schwingt er sich in mehreren Aesten und Blättern über den heiligen steinernen Hain zum Himmel empor. Von dem Grunde aus beträgt seine Höhe vierhundertundneunzig Werkschuhe und einen Zoll; als eigenes Gebäude aber erhebt er sich von dem Platze, welcher sich hoch über dem großen Portale breitet, und der Grund von zwei Thürmen gleicher Art werden sollte. Zwischen den Säulen steigt man an den vier Ecken auf doppelten Schneckenstiegen bis zu seinem Kranze auf und ab; über demselben bis zum Knopfe auf freien Trep-

pen. Er ist durchaus durchsichtig und von seiner Spitze an bis zum Fußboden der Kirche kann man ihn durchschauen. Vierhundert und einundsechzig Jahre gingen vorüber, ehe das große Kunstwerk vollendet war, und zwanzigtausend Menschen wurden erfordert, um daran zu bauen. Selbst die Tochter Meister Erwins hat mit eigener Hand zu seiner Verschönerung beigetragen. Auf einem Bilde der Seitenthüre, den heiligen Johannes vorstellend, liest man folgende Verse als Beweise ihrer Arbeit und Kunst:

Schenke o Herr deine göttliche Gnade der frommen Sabine.
Durch ihre Hand bin ich rauher Stein zum Bilde geworden. [1]

Es war ganz natürlich, daß eine Stadt, welche ein so kühnes Werk hervorbringen konnte, auch selbst im freien bürgerlichen Leben nach Unabhängigkeit strebte. Da aber die Bürger ihre Freiheiten von den Bischöfen selbst erhalten, und mit denselben gegen ihre Nachbarn zu der Zeit einerlei Interesse hatten, so finden wir sie fast zwei Jahrhunderte hindurch in ihrem Bunde und unter ihren Fahnen. Zu der Zeit waren die Herzoge von Schwaben, die Landgrafen vom Elsaß, die Markgrafen von Baden, und die Grafen von Pfird und von Thann, nebst andern Dynasten der Gegend, Feinde der Städte geworden, weil deren Reichthum und Freiheitsliebe die ihrige zu verdunkeln schien. Bei so mächtigen Gegnern mußte es Straßburg mit seinen Bischöfen halten, weil es sich durch deren Macht leichter schützen konnte. Als daher im Jahre

1. Gratia divina pietatis adesto Sabinae,
De petra dura per quam sum facta figura.

1130 der kriegerische Herzog von Schwaben, Friedrich, die Stadt und das Hochstift feindlich überfallen wollte, gingen die Straßburger unter Anführung ihres Bischofs Gebhard über den Rhein, und schlugen ihn bei Gingenheim so tapfer aus dem Felde, daß er sich zurückziehen, und beide in Ruhe lassen mußte.

Bald hierauf hatten sie und ihr Bischof Berthold I. von Teck eine noch gefährlichere Fehde gegen die elsäßischen Grafen und mehrere Städte auszufechten. Kaiser Friedrich I. hatte Hagenau, Colmar und andere Orte des Elsaßes zu Städten erhoben, und sein Enkel Friedrich II. mit neuen Stadtrechten beschenkt. Sie wollten nun nicht mehr die Herrschaft der Bischöfe von Straßburg erkennen. Dazu kam noch, daß im Jahre 1225 das mächtige Haus von Egisheim oder Dachsburg mit Gertruden der letzten Gräfin ausgestorben war. Auf seine wichtigen Lehen und Besitzungen machten die Bischöfe von Metz und Lüttich und die Grafen von Leiningen, von Brabant und Baden Ansprüche. Letztere traten aber ihre Rechte darauf an die Kirche von Straßburg ab, und sie wurden auch auf einem Fürstentage zu Worms im Jahre 1226 den Bischöfen zugesprochen. Ein so wichtiger Erwerb erregte den Neid und die Eifersucht fast aller ihrer Nachbarn. Darunter waren die von Leiningen und Pfird die erbittertsten. Sie wurden von dem römischen Könige Heinrich unterstützt, welcher sich gegen seinen abwesenden Vater Friedrich II. empört hatte, und an dem Bischofe und der Stadt Straßburg Rache nehmen wollte, weil sie dem Kaiser treu geblieben waren. Heinrich hatte seinen Sitz vorzüglich zu Breisach, welches er erweitern und befestigen ließ. Von da aus hetzte er die eifersüchtigen Grafen gegen den Bischof auf, und jener von Pfird wurde Anführer

der königlichen und gräflichen Haufen. Aber Berthold, sich auf seine Rechte und seine wackern Straßburger stützend, zog dem vereinigten Heere muthig entgegen. Bei Blodesheim kam es im Jahre 1228 zu einer Schlacht, worin er den vollkommensten Sieg über seine und seiner Stadt Feinde davon trug. Berthold nahm hierauf die festen Schlösser Thann, Prestein und Geirbaden weg; und Heinrich mußte ihm durch einen Vertrag vom Jahre 1229 nicht nur den Besitz seiner alten Länder bestätigen, sondern auch einen Theil seiner Eroberungen zugestehen.

Hierauf wandte er seine siegreichen Waffen gegen den Markgrafen von Baden, welcher die Fehde benutzen wollte, und in die bischöflichen Länder eingefallen war. Er trieb ihn zurück und sicherte so rechts und links die Grenzen seines Hochstiftes. Aus Dankbarkeit für die ihm von den Straßburgern geleisteten Dienste, stellte er ihnen im Jahr 1243 einen großen Freiheitsbrief aus, wodurch er sie von allen Steuern und Lasten lossagte, welche sie den Bischöfen in den funfzehn ihrer Herrschaft unterworfenen Ortschaften zu entrichten hatten.

Während dieses Krieges war Theobald der Herzog von Lothringen durch die Vogesen in Elsaß eingedrungen, um sich des Steinthales bis über die Breusch zu bemächtigen. Die festen Schlösser nahm er entweder weg oder belagerte sie, und selbst die Stadt Rosheim mußte seinen Truppen die Thore öffnen. Von Sieg und Wein berauscht, dachte aber die Besatzung nicht, daß die Bürger ihrer Ausschweifungen müde wären. Diese griffen zu den Waffen, überfielen die Betrunkenen, und was nicht nieder gemacht wurde, entfloh nach Mich, wo der Herzog sein Lager hatte. Bald hierauf kam der Kaiser Friedrich aus Italien zurück, um seinen aufrührerischen Sohn und dessen

Anhänger zu bestrafen. Er trieb den fehdelustigen Herzog nach Lothringen zurück, und bestätigte den Bischof und die Bürger von Straßburg in ihren Rechten und Freiheiten.

Nach dem Tode Bertholds I. verwüstete der bürgerliche Krieg, welcher zwischen Friedrich's II. Sohn Konrad, und Heinrich von Thüringen ausgebrochen war, das Reich und das Elsaß. Heinrich III. von Stahleck, Berthold's I. Nachfolger, ergriff die Partei des letztern, und Konrad fiel darob in die Länder seines Hochstiftes ein und nahm sie im Nahmen des Kaisers in Besitz. Als aber dieser an der Rid bei Frankfurt geschlagen wurde, ergriff Heinrich die Waffen, vertrieb seine Truppen aus dem Elsaß, ging sodann über den Rhein, nahm Wickersheim, Gengenbach, Ortenburg, Offenburg und Illkirch weg, und setzte sich nicht nur wieder in den Besitz jener Länder, welche er bisher verloren hatte, sondern gewann auch noch andere. Er zerstörte hierauf die Raubschlösser, welche das Hochstift unsicher machten und theilte es, der bessern Verwaltung wegen, in Aemter und Vogteien. Da man die Regierung der Bischöfe Berthold und Heinrich als den Zeitpunkt in der Straßburger Geschichte ansehen kann, wo sowohl die Stadt als das Hochstift ihre künftige Verfassung und Stärke erhielten, so werde ich erst die Veränderungen angeben, welche in ihren äußeren Verhältnissen vorgingen, dann auf die inneren Einrichtungen und bürgerlichen Kriege zurückkommen.

Nachdem die Kaiserdynastie der Hohenstaufen oder schwäbischen Herzoge mit Konradin ausgegangen war, gab das auf sie folgende lange Interregnum den Bischöfen von Straßburg Gelegenheit, ihr weltliches Gebiet zu erweitern. Konrad III. und Friedrich I., beide aus dem Geschlechte derer von Lichtenberg, benutzten die Zerrüttun-

gen, welche jetzt die Willkühr hervorbrachte, zur Vergrößerung ihrer Gewalt. Johann I. von Dierpheim bekriegte Rudolph III. Markgrafen von Baden, der sich der Ortenau bemächtigen wollte. Während der bürgerlichen Kriege zwischen Ludwig dem Baiern und Friedrich von Oestreich setzte Bischof Berthold II. von Bucheck, die Fehde mit den Markgrafen von Baden fort, welche sein Vorfahrer begonnen hatte. Mit bewaffneter Hand drang er über den Rhein und nahm ihnen Offenburg, Gengenbach, Ortenburg nebst der Landvogtei über die Ortenau weg, welche bisher von den Gegenkaisern an sie verpfändet waren. Diese wichtigen Eroberungen wurden hernach von den Kurfürsten dem Hochstifte zugesichert. Johann II., wieder ein Lichtenberger, kaufte endlich im Jahre 1359 die untere Landgrafschaft den Grafen von Werd um 20,000 Gulden ab. Nach so wichtigen Erwerbungen konnten die Bischöfe von Straßburg nun auch auf die Verbesserung der innern Gestaltung ihres Hochstiftes denken.

Schon zuvor hatte Johann I. von Dierpheim die zwölf Hauptorte seines Hochstiftes mit Mauern umgeben und zu Städten erhoben. Nach diesen und den erworbenen Schlössern wurde das weltliche Gebiet in acht Aemter, nämlich Zabern, Kochersberg, Dagstein, Schirmeck, Benfeld, Markolsheim, Wanzenau und Ortenau mit Oberkirch und Ettenheim abgetheilt. Ueber dieselben wurden bischöfliche Amtleute oder Vögte gesetzt, welche unter einem Obervogte oder Vicedom standen. Nach dieser weltlichen Eintheilung erhielt wahrscheinlich auch jetzt das geistliche Gebiet eine neue Form mit Archidiakonaten und Dekanaten. Unter dem Archi-

diakonate des Domprobstes standen die vier Dekanate von Schlettstadt, Benfeld, Andlau und Ehenheim; unter jenem des Domdechants die zwei Dekanate von Ober- und Niederhagenau; unter dem Domkustos die von Molsheim und Kochersberg, unter dem Scolaster die von Wilstadt, Ettenheim und Ottweiler in der Ortenau, und unter dem Kämmerer die zwei Dekanate von Markolsheim und Rheinau.

Auf die Art war das Hochstift von Straßburg das mächtigste Fürstenthum, und die Stadt die mächtigste Gemeinde im ganzen Elsaße geworden; allein während dem die klugen Bischöfe Berthold I. und II, Heinrich III. und Johann I. und II., beide gegen äußere Feinde sicherten und stärkten, verwüstete der bürgerliche Krieg dasselbe von innen. Da die Bischöfe und Bürger von Straßburg bisher ihre Rechte gemeinschaftlich behauptet hatten, und jene von diesen treulich unterstützt wurden, forderte auch Bischof Walther von Geroldseck, Heinrichs III. Nachfolger, eine ähnliche Bereitwilligkeit in seinen Fehden. Er war ein Fürst, der mehr die Waffen als den Hirtenstab zu führen wußte, und seine Herrschaft zu erweitern suchte, wie und wo er konnte. So einstimmig seine Wahl von den Domherren und Bürgern gebilligt, so glänzend sein Einzug in Straßburg gefeiert wurde, so bald machte er sich bei beiden verhaßt, weil er gegen jene einen unerträglichen Stolz, gegen diese eine drückende Herrschsucht zeigte. Seine Anmaßungen gingen so weit, daß selbst sein eigener Bruder, Heinrich von Geroldseck, der Domkustos, sich auf die Seite seiner Feinde stellte.

Nach dem Tode des Bischofs von Metz wollte Walther die Sedisvacanz benutzen. Er fiel mit einem be-

trächtlichen Haufen Volkes in die Länder dieſes Bisthums ein, und eroberte einige Plätze deſſelben mit gewaffneter Hand. Der Herzog von Lothringen, in deſſen Gebiet Metz gelegen war, konnte bei dieſem Friedensbruche nicht gleichgültig bleiben; er zog dem kriegeriſchen Biſchofe entgegen, verjagte ihn aus den Ländern des Hochſtiftes, und trieb ihn ſo in die Enge, daß er bei den Bürgern von Straßburg Hülfe ſuchen mußte, oder vielmehr ſelbige von ihnen, als ſeinen Unterthanen, forderte. Dieſe aber ſahen das Unglück ihres Biſchofs als die beſte Gelegenheit an, wodurch ſie ſich gegen ſeine künftigen Zumuthungen ſicheren könnten. Sie ſchlugen ihm daher den geforderten Beiſtand nicht nur ab, ſondern rüſteten ſich ſelbſt gegen ihn, und zerſtörten ſeine Feſtung Haldenburg, eine Meile von der Stadt gelegen.

Dieſen unerwarteten Trotz der Straßburger betrachtete der Biſchof nicht nur als einen Friedensbruch, ſondern auch als eine offenbare Empörung gegen ſeine landesherrliche Gewalt. Er ſuchte bei den benachbarten Biſchöfen, Grafen und Rittern, Hülfe nach, und erhielt ſie auch auf ſeine dringenden Vorſtellungen. Der Erzbiſchof von Trier, die Aebte von St. Gallen und Murbach, die Grafen von Louiſenburg, Kyburg, Freiburg und Neuburg, ſchickten ihm anſehnliche Truppen, und der tapfere Graf Rudolph von Habsburg wurde ihr Anführer. Die Bürger von Straßburg hatten nur die Herren von Ochſenſtein, Gerboten, und die Rheingrafen auf ihrer Seite. Bei ſo ungleichen Kräften mußten ſie ſich nach einigen kleinen Gefechten hinter ihre Mauern zurückziehen, und Walther umgab ſie mit ſeinem und dem Heere ſeiner Bundesgenoſſen.

In einer ſo mißlichen Lage war Straßburg, als der Streit zwiſchen dem Biſchof und Rudolphen, wegen

Kyburg sich erhob, und letzterer sich mit mehreren Grafen von dem bischöflichen Heere weg der Stadt zuwendete. Dieser Vorfall änderte plötzlich die Lage der Dinge. Der Bischof mußte sich mit seinen Truppen in das Thal der Breusch zurückziehen. Rudolph rückte mit seinen Leuten in das bischöfliche Gebiet, nahm Colmar durch das Einverständniß mit dem Stadtschultheißen Rösselmann, Mühlhausen und Kaisersberg durch Sturm ein. Die Bürger von Straßburg aber, von neuem Muthe belebt, brachen nun aus ihren Thoren hervor, und verfolgten die Bischöflichen bis nach Molsheim, wo diese sich ihnen entgegenstellten.

Als Reinbold Liebenzeller, welcher die Bürger anführte, merkte, daß sich der Bischof zu einer entscheidenden Schlacht rüstete, rief er die, welche in der Stadt geblieben waren, zu Hülfe, und diese eilten auch sogleich, von dem tapfern Stadtschultheißen Niklas von Zorn angeführt, ihre Mitbürger zu unterstützen. Liebenzeller freute sich ungemein über deren Ankunft und Muth. »Seyd willkommen« sagte er zu dem von Zorn, »noch »nie habe ich euch so gerne gesehen, als heute. Laßt »uns starken Gemüthes seyn, und unerschrocken für un»sere Ehre, unsere Freiheit, Weib und Kinder fechten.«

Indeß hatte der Bischof seine Leute hinter einem Graben aufgestellt, welcher durch Wasser und Verhack gedeckt war. Er selbst führte seine Haufen an; die Bürger aber fochten unter ihrem Stadtschultheißen und ihren Hauptleuten. Niklas von Zorn und Reinbold Liebenzeller standen an der Spitze der bürgerlichen Reuter, Hugo Kuchenbäcker und Heinrich von Eich befehligten das Fußvolk und die Schützen. Da diese Häupter der Bürgerschaft befürchteten, daß der verschanzte Graben

ihrem Angriffe nachtheilig werden könnte, so umgingen sie ihn, des Landes kundig, an einem seichten Orte, und fielen mit ihrer Reuterei die Bischöflichen auf der Seite an.

Bei diesem unerwarteten Angriffe riethen einige Ritter dem Bischofe, nun nicht mehr seine ganze Macht an diesem Tage zu wagen, indem Rudolph von Habsburg bereits seine übrigen Städte eingenommen habe. Allein Walther achtete diese Mahnung nicht: »Wer nicht mit »ihm streiten wolle,« sagte er, »möge nach Hause ziehen.« Mit diesen Worten begann die Schlacht. Der Bischof und sein Bruder thaten alles, was von tapfern Fürsten erfordert werden konnte, um so wohl durch Klugheit als Beispiel ihre Krieger zum Kampfe aufzumuntern. Mehrmalen waren sie in die Reihen der Bürger und ihrer Helfer eingedrungen, und hatten selbige in Unordnung gebracht; aber endlich entschied die muthige Thätigkeit des Straßburger Schultheißen und seiner Hauptleute. Die Bürger, welche jetzt für Haus und Hof stritten, folgten ihnen, wohin sie sie führten. Sie unterstützten die Angriffe ihrer Bundesgenossen. Sie fochten wie die geübtesten Ritter. In der Wuth des Kampfes wurden dem Bischofe zwei Pferde unter dem Leibe erstochen, und sein Heer gänzlich geschlagen; kaum war ihm ein drittes Pferd übrig geblieben, worauf er entfliehen konnte. Sein Bruder nebst vielen andern Rittern blieben auf dem Platze; noch mehrere wurden gefangen, und mit Fahnen und Geschütz von den Bürgern triumphirend nach der Stadt gebracht. Die dankbare Bürgerschaft ließ des bezeigten Muthes wegen, sowohl dem tapfern Rudolph als ihren vier Hauptleuten Bildsäulen und Denkmäler errichten, welche man noch in späten Zeiten sehen konnte.

Diese Schlacht kann man als den Zeitpunkt ansehen, wo Straßburg seine Selbstständigkeit erhalten hat. Die Bürger sagten sich nunmehr gänzlich von der Herrschaft des Bischofs los; und der friedliche Bischof Heinrich IV. von Geroldseck, welcher auf seinen Vetter Walther gefolgt war, bestätigte ihnen ihre Freiheiten. Der Senat regierte die Stadt mit Klugheit und Strenge. Schon im Jahre 1270 wurde ein Gesetzbuch abgefaßt, welches hernach im Jahre 1322, von zwölf Edeln unter Vorsitz Götzens von Großstein und Reinold Hüpfels verbessert, das gemeine Stadtbuch ward. Es wurde der Bürgerschaft anbefohlen, auf jeden Fall zwei tausend Pferde zum Kampfe bereit zu halten. Ueber zwanzig tausend Mann konnten die Waffen ergreiffen, und die Stadt wurde mit neuen Mauern und Bollwerken umgeben.

Der Muth und Wohlstand der Straßburger reitzte auch die übrigen Hauptstädte des Elsaßes zu ähnlichen Unternehmungen. Die meisten dieser Städte waren ursprünglich nur Dörfer und entweder dem Bischofe oder den Landgrafen unterworfen. Ihre Kirchen waren aber von Königen und Fürstinnen gestiftet, ihre Gemeinden mit vielen Vorrechten begabt. Kaiser Friedrich I. hatte sie durch seinen öftern Aufenthalt in Hagenau liebgewonnen, mit Thürmen und Mauern umgeben, und zu freien Gemeinden erhoben. Ueber sie setzte dessen Enkel Friedrich II. einen gewissen Wölfelin zum Landvogt ein, und dieser begünstigte nicht nur ihre Freiheiten, sondern erbauete auch Neuburg an dem obern Rheine.

Durch solche Begnadigungen ermuntert, entzogen sich diese Städte allbereits der Herrschaft der Bischöfe oder Aebte, und errichteten unter sich, wie die von Straßburg, gemeine Wesen mit Stadtschultheißen, Bürgermeistern,

einem Rathe und Zünften. Ihre Verfassung wurde nach der Verschiedenheit ihrer Größe, Bevölkerung und Lage auch verschieden in der Einrichtung. Einige derselben waren nur in vier, andere in sechs, andere in zehn Zünfte eingetheilt. Nach diesem Verhältnisse war auch der Rath aus wenigern oder mehreren Gliedern und Bürgermeistern zusammengesetzt. Die Schöffengerichte verwalteten die Gerechtigkeit. Gegen das dreizehnte Jahrhundert hatten Colmar, Schlettstadt, Mühlheim, Weissenburg, Hagenau und Landau schon so beträchtliche Vorrechte errungen, daß sie als unmittelbare Städte nur unter dem Reiche stehen wollten, und jedem Fürsten oder Grafen Fehde ankündigten, der eine Herrschaft über sie ausüben wollte. Sie erkannten zwar die Gewalt der kaiserlichen Landvögte an, welche meistens zu Hagenau ihren Sitz hatten; als aber Kaiser Adolph im Jahr 1292 nach dem Elsaße kam, um das Land den Gesetzen des Landfriedens zu unterwerfen, fand er unter diesen Städten schon einen so widerspenstigen Geist, daß er Ruffach und Colmar belagern, und mit Gewalt zum Gehorsam zwingen mußte.

Indeß aber ihre Macht nach aussen zunahm, störte der bürgerliche Krieg das gemeine Wesen von innen. Man wird dieß wohl in der Geschichte aller Republiken gesehen haben. Wenn sie von keinem äußern Feinde bedrohet sind, werden Unruhen den Geist der Freiheit von innen bewegen. In der Geschichte von Freiburg finden wir dergleichen Auftritte weniger. Sie hatte beständig mit ihren Nachbarn zu streiten. Dagegen sind die Jahrbücher von Straßburg und Colmar mit anhaltenden Bürgerkriegen angefüllt. Die gemeinen Bürger waren bisher ihren Hauptleuten und Edlen mit aller Anhänglichkeit in

die Schlachten gefolgt. Da sie aber mit eben so viel Muth für ihre Vaterstadt gestritten hatten als dieselben, so wollten sie auch eben so viel Theil an der Regierung haben. Sie wagten es zwar nicht, die Vorrechte der edlen Geschlechter unmittelbar anzugreifen, denn diese hatten ihre Gewalt sowohl im Felde als in dem Rathe ehrwürdig gemacht. Die Alten gaben ihnen selbst die Mittel dazu an die Hand. Von den Geschlechtern herrschten zu der Zeit hauptsächlich zwei in Straßburg, nämlich die von Zorn und die von Mühlheim. Unter beide hatten sich die Edlen und Gemeinen getheilt. Seitdem Niklas Zorn die Schlacht bei Dorolsheim gewonnen hatte, wuchs das Ansehen und folglich auch der Stolz der erstern täglich mehr. Sie machten sich sowohl bei den Mühlheimern als den Gemeinen verhaßt.

Diesen Zwiespalt benutzte Burkhard Zwinger, und hetzte die Gemeinen gegen die Alten auf, obwohl er selbst zu ihren Geschlechtern gehörte. Er hoffte durch die Gewalt des Volkes sich zu erheben, und opferte die Vorurtheile seiner Geburt den Vortheilen einer sichern Herrschaft. Er wählte zum Ausbruche seiner Verschwörung einen Tag (20. Juli 1308), wo sowohl die Handwerker in ihren Trinkstuben, als die Adelichen in ihren Höfen zusammen kamen, und sich mit Imbiß, Wein und Tanz belustigten. Er glaubte bei solcher Gelegenheit die berauschten Gemeinen eher zum Kampfe, und die unbesorgten Patrizier desto leichter zum Ueberfalle geschickt. Die Gemeinen, vom Wein und seinen Reden zugleich erhitzt, griffen zu den Waffen, bestürmten die Häuser der Alten, und verlangten drohend Antheil an der Regierung. Bei diesem unvermutheten Ueberfalle suchten die Edlen nur Zeit zu gewinnen, um sich gehörig zum Kampfe

rüsten zu können; und da sie gewohnt waren, nie ohne Waffen auszugehen, auch das Kriegshandwerk von Jugend auf getrieben hatten, so rückten sie, obwohl weit geringer an Zahl, aufgemuntert und angeführt durch den tapfern Niklas Zorn, gegen die Gemeinen an, und schlugen selbige gänzlich in ihre Häuser zurück. Sechszehn Bürger blieben auf dem Platze, dreißig wurden tödtlich verwundet, und über achtzig gefangen und der Stadt verwiesen.

Nach diesem Siege suchten die Patrizier mehr als jemals auf ihre Vorrechte zu halten, und ihre Gewalt zu vergrößern. Sie würde ihnen auch noch lange geblieben seyn, wenn nicht die alte Eifersucht und Zwietracht dieselbe geschwächt hätte. Der Streit, welchen zu der Zeit Friedrich von Oestreich und Ludwig der Baier um die Kaiserkone mit einander führten, theilte auch die beiden Parteien in Straßburg. Die von Zorn waren auf östreichischer, und die von Mühlheim auf bairischer Seite. Nachdem Ludwig über Friedrichen gesiegt hatte, stieg beider Haß und Zwietracht aufs höchste. Die Mühlheimer huldigten dem bairischen Kaiser mit lautem Beifalle, und die von Zorn wandten alle Mühe an, um es zu verhindern. Die Sache blieb endlich nicht mehr bei bloßen Worten und Ränken. Im Jahr 1333 ergriffen sie gegen einander die Waffen, und lieferten sich in dem Hofe derer von Sturm, und in der Brandgasse eine förmliche Schlacht.

Diese Feindseligkeiten der Geschlechter schienen dem Burkard Zwinger die erwünschte Gelegenheit zu seyn, wodurch er die Gewalt der Gemeinen oder vielmehr seine eigene über jene der Patrizier erheben könnte. Seines Vortheiles schon gewiß trat er unter die Zünfte und in

die Trinkstuben, und redete die dort versammelten Bürger also an: »Wie lange, edle Mitbürger, sollen wir noch »diesen Schlägereien der Geschlechter zusehen, ohne die »unserer Stadt nöthige Ruhe zu erhalten? Haben wir »ihnen nur darum die Oberherrschaft über uns gelassen, »daß sie das gemeine Wesen in Gefahr und sich selbst »ums Leben bringen können? Bald werden wir auch noch »Fremde, durch ihren Streit angelockt, in unserer Stadt »sehen, welche sich einander Schlachten liefern und unsere »friedlichen Marktplätze und Rathsstuben in Schlachtfelder »verwandeln. Diese stolzen Geschlechter werden uns end»lich selbst in ihre Händel ziehen, und unsere Weiber und »Kinder gegen ihre Anfälle in den Häusern nicht mehr »sicher seyn. Raub wird dann dem Morde folgen, und »Straßburg der Schauplatz eines bürgerlichen und äußern »Krieges zugleich werden.«

Auf die Art entflammte Zwinger von neuem den Haß der Gemeinen gegen die Patrizier. Während also diese sich einander verfolgten und bekriegten, bemeisterten jene sich der Stadtschlüssel, der Fahnen, der Siegel, der Thürme und Wachen, und endlich der ganzen Stadtgewalt. Sie wählten aus einer jeden Zunft einen zum Rathe, ließen den Alten nur das Münzrecht und ein Drittel an der Regierung. Sie setzten Zunftmeister und Städtemeister an, und gaben der ganzen Stadt eine andere Verfassung.

Die Bürgerschaft blieb zwar noch wie zuvor in Patrizier oder Edle, und Gemeine oder Zünftige getheilt; allein die Zünfte machten doch die Form der ganzen Regierung aus. Die Zeelichen theilten sich in acht solcher Zünfte oder Geschlechter, welche man die Constaffel nannte. Sie waren die zu St. Peter, vor dem

Münſter, in der Kalbsgaſſe, zu St. Niklas, in der Spettergaſſe, zu St. Thomas, in der Oſtergaſſe und am Hohlweg. Die gemeinen Zünfte waren nach den Handwerkern abgetheilt, und deren zwanzig, als die Schiffer, Krämer, Metzger, Wirthsleute, Weber, Müller, Salzmitter, Goldſchmiede, Bäcker, Kirſchner, Faßbinder, Tiſchler, Löher, Schneider, Schuſter, Weinſtecher, Fiſcher, Zimmerleute, Gärtner und Maurer.

Die oberſte und vornehmſte Regierungsverwaltung wurde einer Verſammlung von dreizehn Männern übergeben, welche man darum die Dreizehner nannte. Sie beſtand aus vier Städtmeiſtern vom Adel, vier Ammeiſtern, und vier aus der gemeinen Bürgerſchaft. Der Vorſitz davon hatte alle Vierteljahre ein regierender Städtmeiſter, und alle Halbjahre der regierende Ammeiſter; jener ſammelte die Stimmen, dieſer hatte den Vortrag. Alle wichtige und geheime Sachen wurden durch dieſe Dreizehner verhandelt. Die zweite Verſammlung war jene der Fünfzehner, worin fünf vom Adel, und zehn aus der Bürgerſchaft Sitz und Stimme hatten. Ihnen war die Aufſicht über die Geſetze, das Gericht über wichtige Verbrechen, und die Verwaltung des öffentlichen Schatzes übertragen. Alle Jahre wurden zwei von ihnen zu Vorſitzern gewählt, welche die Geſchäfte leiteten. Die dritte Verſammlung machten die Einundzwanziger aus. Dieſe beſtanden ſchon lange. Die Dreizehner und Funfzehner mußten ihnen ſolche Sachen vortragen, welche nicht vor den großen Rath kommen ſollten. Man nannte ſie daher die drei geheimen Stuben. Unter ſie war die ganze Vollſtreckungsgewalt, und auch zum Theil die

richterliche vertheilt. Sie wurden nach der Hand nicht alle Jahre verändert. Ging einer oder der andere ab, so wurden die Dreizehner aus den Fünfzehnern oder Einundzwanzigern, die Fünfzehner aus den Einundzwanzigern oder aus dem großen Rathe, ersetzt.

Die gesetzgebende Gewalt übergab man dem großen Rathe von dreißig Bürgern, wozu zehn vom Adel, und zwanzig Zünftige oder Gemeine gewählt wurden. In demselben hatte ein Städtmeister und ein Ammeister den Vorsitz, welcher letztere nur von dem gemeinen Rathe immer gewählt wurde. Der kleine Rath bestand aus achtzehn Personen, wozu die Adelichen sechs, die Gemeinen zwölf Glieder gaben. Der große Schöffenrath, der eigentlich die richterliche Gewalt ausübte, und auch selbst Gesetze gab, wurde von den zwanzig Zünften gewählt, wozu eine jede zehn Männer zu geben hatte, und folglich eine Versammlung von zweihundert Personen ausmachte.

Dieses war ungefähr die Verfassung, welche die Gemeinen jetzt in Straßburg einführten, und den Adelichen zur Genehmigung vorlegten. Man kann nicht bestimmt sagen, daß sie gleich zu der Vollkommenheit gekommen sey, worin wir sie in spätern Zeiten im Gange finden. Es war den Zünften vor der Hand genug, daß sie einen so wichtigen Antheil an der Regierung erhielten, und die Aristokratie der Alten gemäßigt hatten. Burkhard Zwinger, welcher zeither das Haupt der Gemeinen war, und im Streite gegen die Patrizier an ihrer Spitze stand, wurde auch sogleich mit der Ammeisterstelle zuerst auf ein Jahr, dann auf Lebenslang belohnt. Nach dreizehn Jahren legte er dieselbe freiwillig nieder, und das Volk ertheilte sie dem Peter Schwärber, welcher wie Zwinger ein Patrizier war. Die Straßburger Plebejer folgten

dem Beiſpiele der Römer, welche, obwohl ſie durch ihre Tribunen dem Senate gleichen Antheil an der Regierung abgetrotzt hatten, doch immer noch ihre Konſuln aus den edlen Geſchlechtern wählten. Schwärber verlor aber bald die Volksgunſt, indem er ſich einem Aufſtande des Pöbels widerſetzte, welcher, ohne Unterſuchung und Urtheilsſpruch, die Juden verbrannt haben wollte. Die Gemeinde entſetzte ihn 1349 ſeines Amtes, und gab es dem Johann Betſcholt, einem Metzger, welcher es mehr nach den Launen des Volks zu verwalten wußte. Da die Zünfte nun beinahe alle Gewalt in Händen hatten, ſo achteten ſie nicht mehr auf Adel und Geſchlecht, und beſetzten die wichtigſten Stellen der Stadt mit ihren Lieblingen oder Gemeinen.

In einem ſolchen Streite ſagte Kunz von Geispoltsheim den Wählenden gerade ins Geſicht: »Wenn »die Ammeiſterſtelle noch einmal an eine ihrer Creaturen »kommt, ſo will ich lieber mit dem Stadtbanner vor den »Münſter ziehen, und einen andern wählen laſſen.« Alle dieſe Demüthigungen konnten aber die Patrizier noch nicht zur Einigkeit bringen. Wie noch kurz zuvor die von Zorn und Mühlheim ihre Zünfte getheilt hatten, ſo jetzt die von Rosheim und Rebſtock. Drei der erſten wurden erſchlagen, und zwölf der letztern der Stadt verwieſen, um dieſen Mord zu büßen. Statt daß dadurch der bürgerliche Krieg gedämpft werden ſollte, zog er ſich vielmehr nach Molsheim, wo beide feindlichen Parteien einander verfolgten und vertilgten. Die Patrizier, welche in der Stadt geblieben waren, ſetzten nicht weniger ihre Beleidigungen gegen die Geſetze und Gemeinde fort. In der Klagſchrift, welche die Zünftigen gegen ſie ausgeſtellt haben, werden ihre Junker des nächtlichen Einbruchs, der Nothzucht ehrlicher Weiber und Jungfrauen, der Mißſ-

handlung der Nachtwächter, und anderer muthwilliger Handlungen beschuldigt. Ein großer Theil von ihnen war gezwungen, die Stadt zu räumen, und die Staatsgewalt fast gänzlich den Gemeinen zu überlassen.

Nach so vielen Widerwärtigkeiten sahen die Patrizier endlich selbst ein, wohin sie ihre Zwietracht und Eifersucht gebracht hatte. Da sie nicht hoffen konnten, durch die Gemeinde wieder zu ihren alten Rechten zu kommen, machten sie nun gemeine Sache mit den Bischöfen, gegen welche sie so lange gestritten hatten. Zu der Zeit hatten nämlich die Bündnisse der Städte und des Adels fast ganz Teutschland in zwei feindliche Parteien verwandelt. Die Schlachten, welche jene gegen diese in der Schweiz und in Schwaben gewonnen hatten, machten sie kühn, und ein gewisser Johann von Erbe brachte auch das Volk im Elsaße auf. Die Zünfte in den Städten und die Bauern auf dem Lande rotteten sich in Haufen zusammen, bewaffneten sich mit Schwertern, Kolben, Sensen, Flegeln und anderem Gewehr. Sie übten sowohl an Geistlichen als den Adelichen so großen Unfug aus, daß der hohe und niedere Adel des Elsaßes sich gegen sie rüstete, um den Aufruhr zu bändigen. Die Straßburger Patrizier sahen diesen Adelsbund als das schicklichste Werkzeug an, wodurch sie die übermüthigen Gemeinen wieder unter ihre Herrschaft bringen könnten. Im Jahre 1400 brachten sie ein großes Heer von allen den Rittern zusammen, welche der Stadt Reichthümer und Macht beneideten, und Bischof Friedrich von Blankenstein wurde ihr Haupt und Führer. Dabei war die Stadt durch Parteien geschwächt, und man suchte einer jeden zu schmeicheln, um alle zu überwältigen. Die Truppen der Ritter und alten Geschlechter waren schon gerüstet, der Bischof drohte mit

seiner geistlichen und weltlichen Gewalt; Straßburg stand auf dem Punkte, eine neue Belagerung aushalten zu müssen, als Kaiser Ruprecht angezogen kam, und den Handel so schlichtete, daß die Stadt jene Verfassung bekam, deren Grundzüge wir oben geschildert haben, und welche mit einigen Abänderungen und Verbesserungen bis in unsere Zeiten bestanden hat.

Durch die Beilegung dieses Streites, noch mehr aber durch die Vertreibung der sogenannten Armagnals[1] und fremder Völker, welche zu der Zeit den Elsaß bedrängten, haben sich die Pfalzgrafen einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten dieses Landes erworben. Sie hatten schon am untern Theil desselben, das Amt Germersheim und das Schloß Bitsch erhalten, jetzt strebten sie auch nach der bischöflichen Würde in Straßburg. Nachdem nämlich Walther von Geroldseck von den Bürgern besiegt war, verminderten sich die Streitigkeiten der Bischöfe mit der Stadt, aber jene der Domherren unter sich und mit den Bischöfen äußerten sich desto mehr. Besonders war die Partei der Freiherren von Lichtenberg mächtig in dem Kapitel geworden. Vom Jahre 1273 bis 1367 brachte sie drei Prälaten aus ihrem Stamme, nämlich Konrad III., Friedrich I. und Johann II. auf den bischöflichen Stuhl. Diese vermehrten sowohl ihre als die Gewalt des Hochstiftes, und gaben ihrer Partei ein solches Gewicht, daß ihre Nachfolger entweder bei der Wahl oder auch während ihrer Regierung dieselbe fürchten mußten. Friedrich II. von Blankenheim verwechselte, nachdem er Straßburg vergebens belagert hatte, das Bisthum mit jenem von Utrecht; Burkard II. von Lützelstein aber,

1. Das gemeine Volk nannte sie die armen Gecken.

um seinen Stamm fortzusetzen, gegen ein schönes Weib. Nach dessen Abdankung wurde Wilhelm II. von Diest dem Kapitel und der Bürgerschaft von dem Pabste aufgedrungen, beide widersetzten sich daher seiner Regierung und trieben ihn mit Gewalt aus der Stadt. Um sich gegen eine so gefährliche Partei wehren zu können, und sich mächtige Freunde zu verschaffen, verpfändete er die Ortenau an den Kaiser Rupert von der Pfalz, und Zabern an den Herzog von Lothringen; aber die Bürger von Straßburg, angeführt von dem Domdechant Hugelmann von Vinstringen und dem Domkämmerer Friedrich von Hohenzollern, überfielen ihn zu Molsheim, und führten ihn gefangen nach Straßburg. Die Sache wurde hierauf zuerst an den Kurfürsten von Mainz, dann an das Concilium von Constanz zur Entscheidung gebracht. Friedrich wurde durch dessen Ausspruch wieder in seine Rechte eingesetzt, da er aber durch seinen Geitz und seine Kriege das Hochstift entnervt hatte, starb er, von der Stadt, dem Kapitel und der Geistlichkeit zugleich gehaßt, zu Molsheim, wo er auch begraben wurde.

Nach seinem Tode 1439, wählte ein Theil des Kapitels Konraden von Busnang, einen verständigen gerechten Fürsten. Kaum aber hatten ihn seine Anhanger nach gewöhnlicher Art auf den Altar gesetzt, und das Herr Gott dich loben wir, abgesungen, als der andere Theil der Domherren in die Kirche drang, und mit ihrem Erwählten, dem Johann von Ochsenstein eine gleiche Ceremonie vornahmen. Durch diese zwiespaltige Wahl würde die Stadt und das Hochstift in einen neuen bürgerlichen Krieg verwickelt worden seyn, wenn nicht der großmüthige Konrad über sich und den Parteigeist gesiegt hätte. Da Johann schon alt, taub und schwächlich war,

so machte er dem Kapitel den Vorschlag, daß er, sich mit Russach begnügend, von seinen Ansprüchen auf das Bisthum abstehen wolle, wenn sie statt seiner den mächtigen Pfalzgrafen Rupert annehmen würden, dessen Einfluß allein fähig wäre, Gehorsam zu gebieten, und den bürgerlichen Krieg vom Lande abzuhalten. Das Kapitel nahm diesen Vorschlag an. Der Pfalzgraf wurde zum Bischofe ernannt, und sowohl mit der Stadt als dem Lande ein neuer Vertrag abgeschlossen, wodurch künftige Streitigkeiten beseitigt werden sollten.

Rupert, von Haus aus an einen fürstlichen Aufwand gewöhnt, verschwendete beim Anfange seiner Regierung die Einkünfte seines Hochstiftes. Da er aber eine neue Partei befürchten mußte, welche ihn, wie seinen Vorfahrer, stürzen könnte, wurde er sowohl in seinen Ausgaben, als seinem Hofstaate mäßiger. Durch diese Selbstbeschränkung brachte er das Bisthum nach seinem Tode auf seinen Vetter Albert. Dieser und sein Nachfolger Wilhelm III., ein Graf von Honstein, stellten die Ruhe und Ordnung in dem Hochstifte wieder her, welches zeither durch Zwiespalt und Verschwendung gelitten hatte. Die kluge Regierung beider Prälaten würde auch für die Zukunft auf Stadt und Land wohlthätig gewirkt haben, wenn nicht unter ihrem Nachfolger Erasmus von Limburg der Religionskrieg ausgebrochen wäre, der das Elsaß und ganz Teutschland verwüstete.

Reihefolge der Biſchöfe von Speier.

Jahrhund. n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
I.	Von den zwei erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt kennt man die Biſchöfe von	
II.	Speier nicht, erſt im vierten Jahrhun-	
III.	dert erſcheint auf der Kirchenverſamm-	
	lung zu Cölln	
IV.	1. Jeſſe.	346.
V.	2. Athanaſius, König Dagoberts Hofkaplan; unter ihm ward die erſte Dom-	
VI.	kirche zu Speier erbaut	652.
VII.	3. Principius, ihm ſchenkte König Siegbert II. den Zehnten im Speiergau	678.
	4. Dragobod erhält von Hilbrich II. die Freiheit ſeines Kirchenguts	686.
	5. Baſinus ſoll 69 Jahre Biſchof geweſen ſeyn	
VIII.	6. Hatto	757.
	7. David, von Karl dem Großen geliebt und beſchenkt	775.
IX.	8. Siegwin	802.
	9. Otto, ein vortrefflicher Prediger . .	810.
	10. Freydo erhält von Karl d. G. viele Vorrechte	814.
	11. Benediktus.	822.
	12. Hertin, unter ihm iſt das Kloſter Hirſchau, von Erlenfried, Grafen von Calw, geſtiftet	841.
	13. Gebhard, war auf der Kirchenverſammlung zu Mainz; ward gefangen, geblendet und ermordet	849.

Reihefolge der Bischöfe von Speier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
IX.	14. Gobegano wurde auf den über 32 Jahre leeren Stuhl erhoben	884.
	15. Einhard I.	890.
	16. Amalrich I.	891.
X.	17. Bernhard wird von den Grafen Werner und Konrad geblendet und ermordet	913.
	18. Amalrich II.	943.
	19. Reginbald I., vom Herzoge Konrad beschenkt	958.
	20. Gottfried	959.
	21. Ottogar geht mit Otto I. nach Italien; erhält von ihm die Gerichtsbarkeit über Speier	969.
	22. Waldrich war Freund und Rath der drei Ottonen	987.
XI.	23. Rupert.	1005.
	24. Walther, unter ihm bauete Kaiser Konrad II. die Domkirche	1031.
	25. Reginher	1032.
	26. Reginbald II., ein berühmter Prediger	1039.
	27. Siegbod I. erhält von Heinrich III. Rothenfels	1044.
	28. Arnold.	1055.
	29. Konrad I., ihm schenkte Heinrich IV. Spingen und Herrheim	1058.
	30. Einhard II. erhält von Heinrich IV. Kreuznach	1067.
	31. Heinrich I., ein Verschwender, wurde abgesetzt	1073.

Reihefolge der Fürſt-Biſchöfe von Speier.

Jahrhundert n. chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XI.	32. Rüdger Huſmann, ein geborner Weiblinger (Speirer); vereinigte die Vorſtadt mit Speier.	1090.
XII.	33. Johann I., Graf von Kraichgau, ſchenkte ſeine Güter dem Hochſtift . .	1104.
	34. Gebhard II. Graf von Aurach; verliert viele Rechte	1109.
	35. Bruno, unter ihm erhält die Stadt von Heinrich V. ihre Freiheit. . . .	1110.
	36. Xenolf.	1127.
	37. Siegfried, Graf von Leiningen; unter ihm Speier belagert.	1142.
	38. Günther, Graf von Leiningen, erhält Werbſtadt	1156.
	39. Ulrich I. von Dürmenz, ſtirbt in Italien an der Peſt	1168.
	40. Gottfried II.	1178.
	41. Konrad II.	1184.
	42. Raboth	1188.
	43. Ulrich II. von Rechberg, bauete das Schloß zu Bruchſal	1192.
XIII.	44. Otto II., Graf von Henneberg. . .	1202.
	45. Konrad III. von Scharfeneck, beerbte den Grafen von Sulzfeld	1224.
	46. Beringer von Entringen	1232.
	47. Konrad IV. Graf von Druchberg oder Thann	1237.
	48. Konrad V., Graf von Eberſtein, verkaufte Kreutnach	1245.
	49. Heinrich II., Graf von Leiningen .	1272.

Reihefolge der Fürſt-Biſchöfe von Speier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XIV.	50. Friedrich von Bolanden beſchwur der Stadt Freiheiten	1302.
	51. Siboth II. von Lichtenberg, kriegte mit der Stadt	1314.
	52. Emicho von Leiningen, kaufte Udenheim	1328.
	53. Bertholb von Bucheck	1329.
	54. Walram, Graf von Veldenz . . .	1336.
	55. Balduin, Graf von Luxemburg, dankte ab	1338.
	56. Gerhard, Graf von Ehrenberg machte Udenheim zur Stadt	1363.
	57. Lambert von Buren dankte ab . .	1372.
	58. Adolph, Graf von Naſſau, wurde Erzbiſchof zu Mainz, bezahmte die Stadt	1390.
	59. Nikolas, zu Wiesbaden von geringen Eltern geboren	1396.
XV.	60. Raban von Helmſtädt, belagerte die Stadt; wurde Erzbiſchof von Trier . .	1430.
	61. Reinhard von Helmſtädt	1456.
	62. Siegfried von Venningen, ein guter Fürſt	1459.
	63. Johann II., Rix von Hohenecк, dankte ab	1462.
	64. Matthias von Ramingen, bauete das Schloß Marientraut	1478.
XVI.	65. Ludwig von Helmſtädt, beſtrafte eine Verſchwörung	1503.
	66. Philipp I. von Roſenberg	1513.
	67. Georg, Pfalzgraf	1529

Reihefolge der Fürſt-Biſchöfe von Speier.

Jahrhundert n. Chr. G.		Sterbe-Jahr.
XVI.	68. Philipp II. von Flörsheim, unter ihm wird die Stadt reformirt. Er erhielt die Probſtei von Weiſſenburg	1534.
	69. Rudolph von Frankenſtein	1560.
	70. Marquard von Hattſtein	1581.
XVII.	71. Eberhard von Dienheim	1610.
	72. Philipp II. von Sötern, auch Kurfürſt von Trier, baute Philippsburg . . .	1652.
	73. Lothar Friedrich von Metternich, auch Kurfürſt von Mainz und Biſchof von Worms	1676.
XVIII.	74. Johann Hugo von Urbeck; unter ihm ward Speier verbrannt	1711.
	75. Heinrich Hatart von Kollingen, hat Streit mit der Stadt	1719.
	76. Damian Hugo Philipp, Graf von Schönborn, Cardinal	1743.
	77. Franz Chriſtoph von Hutten, Cardinal	1770.
	78. Philipp Karl von Limburg Stirum	1797.
XIX.	79. Wilderich, Graf von Walderndorf .	1808.

Geschichte von Speier.

dem sogenannten Elsaße folgten längs dem linken
er hinab der Speier- und Wormsgau unter
nkischen Monarchie. Das Land, welches beide
n, hat die Natur sowohl mit Fruchtbarkeit als
eit begabt. Es ist eigentlich nur ein fortgesetztes
er Vogesen, welche hier den Nahmen der Hart-
ge erhalten. Die Häupter derselben sind mit Wal-
bedeckt und bilden aus der Ferne her ein sanft
endes Amphitheater um das Thal. Die Abdachun-
Berge sind mit Weinreben besetzt, welche zu
eim und Deidesheim vortrefflichen Wein, so-
ethen als weißen, geben. Die Fläche aber scheint
iges großes Saatfeld zu seyn, mit Obst und Ge-
aller Art bepflanzt, und durch Wiesen und kleine
verschönert.

wohl Speier als Worms waren lange der Sitz
nige und rhein-fränkischen Herzoge. Letztere nannten
l auch Grafen von Worms, und Kaiser Kon-
aus diesem Geschlechte, fand in Speier seine
und sein Grab. Diese Stadt und der sie um-
Gau bekamen ihren Nahmen von der sie durch-
n Speierbach, denn zuvor hießen sie das Land
umätter oder Nemeter. Beide wurden in der
schen Verfassung von Gaugrafen regiert, und da
arunter den Nahmen Emichonen führen, glauben
Genealogen, daß die Grafen von Leiningen,
welchen dieser Nahme gebräuchlich war, von den
hervorgegangen seyen.

s alte Gaumal oder Gauding wurde in einem
gehalten, welchen man den Lautraunsforst

nannte;[1] der Grafensitz aber später nach Winzingen oder Neustadt verlegt. Als die fränkischen Könige viele Grafenrechte an die Bischöfe von Speier verschenkt hatten, gründeten die Grafen von Leiningen ihr Stammschloß an dem Hartgebirge zwischen dem Speier- und Wormsgau. Von da aus übten sie noch nachher als Landvögte kaiserliche Gewalt in den Gauen.

Der erste Graf von Leiningen, welchen wir mit Gewißheit angeben können, ist Emicho, der im Jahr 1140 das Kloster Hänringen stiftete. Kremer behauptet, daß der altleiningische Mannsstamm im Jahre 1197 ausgegangen, und die Grafschaft durch Lutgarde, die Erbgräfin, an Saarbrücken gekommen sey. Ihr Sohn oder Enkel Friedrich I. gründete aber im Jahre 1239 einen neuen, und erbauete wahrscheinlich Neuleiningen nicht weit von dem alten. Seine Nachkömmlinge dehnten ihr Gebiet bis nach Gunteröblum an dem Rheine aus, und waren entweder die Beschützer oder die gefährlichsten Feinde der Hochstifter von Speier und Worms. Der Abt Trithemius zählt in seinen Jahrbüchern über zwanzig Fehden, welche die Grafen von Leiningen mit oder gegen die Bischöfe gefochten haben. Vom Jahre 1127 bis 1320 besaßen vier Herren aus ihrem Geschlechte selbst den bischöflichen Stuhl.[2]

Von so vieler Macht umgeben, erweiterten sie theils durch Waffen, theils durch Heirathen und Verträge ihr Gebiet in und außer dem Speiergau. Diesen Erwerbungen gemäß theilten sie sich in drei Linien, wovon die erstere sich von Leiningen-Westerburg, die andere

1. Vermuthlich das nachherige Harxheim, wo noch später Gericht gehalten wurde.

2. Siegfried, Günther, Heinrich II. und Emich.

Univ. Bl.
München

Kremerische Stammtaf

der Grafen von Lei

Friedrich I. 1234.

Simon
starb ohnbeerbt.

Friedrich II., 1272.

Friedrich III.
starb ohnbeerbt.

Friedrich IV
1300.

Friedrich V.

Emicho, Bischof von
1316.

Friedrich VI.

Friedrich, Dompropst
zu Worms.

Friedrich VII.

Friedrich VIII., 1337.

Gottfried, Dompropst — Hesso. — Friedrich IX. — Margare
zu Worms.

n g e n.

Emicho I.

Emicho II.
starb
ohnbeerbt.

eier,

Gottfried.

Emicho IV.

, Gemahlin
ó von
burg,

von Leiningen-Hartenberg, Dachsburg und Asprémont, und die dritte von Leiningen-Forbach und Rixingen nannte. Unter oder doch gleich nach der Regierung der Bischöfe aus ihrem Geschlechte erhielt sowohl die Stadt als das Hochstift von Speier jene Verfassung, unter der wir beide noch in unsern Tagen gesessen haben.

Während der Herrschaft der Römer an dem Rheine mogte sich der Speierische Kirchsprengel nicht weit über die Stadt erstreckt haben. Aus dieser Zeit kennt man nur den Bischof Jesse, welcher im Jahre 346 auf der Synode zu Cölln erschien. Durch die Einfälle der Wenden und Hunnen scheint die Reihe der Bischöfe sogar eine Zeitlang unterbrochen zu seyn. Erst unter dem Könige Dagobert finden wir wieder einen Athanasius, welcher von diesem die bischöfliche Würde erhielt, und die so lange zerstörte Kirche wiederherstellte. Die Könige Siegbert und Hilderich gestatteten dem Bischofe Principius den Zehnten auch wohl gräfliche Rechte, im Speiergau. Pipin und Karl der Große beschenkten dessen Nachfolger mit Gütern und neuen Rechten.

Als der heilige Bonifacius die Kirchenverfassung in Teutschland gründete, erstreckte sich das geistliche Gebiet der Bischöfe von Speier auch auf das rechte Rheinufer. Dasselbe wurde später hin in vier Archidiakonate und mehrere Dekanate vertheilt, welche an die vier Hauptkirchen zu unserer lieben Frau im Dom, zu St. Johann und Guido, zu St. German und zu den Allerheiligen gebunden waren. Ersteres umfaßte die Dekanate im Speiergaue; das zweite jene von Weil, Grüningen und Vahingen im Wirmgau, Glemsgau und untern Enzgau; das dritte die Dekanate von Pforzheim,

Bruchsal, Bretheim, Brunigheim und Marbach im obern Enzgau, Kraichgau, Zabernachgau und Murrachgau; das letzte endlich die Dekanate in Koppenheim, Durlach und Graben im Uffgau, Pfunzinggau und Anglachgau.

So wurde der geistliche Staat in dem Hochstifte von Speier allbereits eingerichtet; der weltliche aber wollte nicht so schnell gedeihen. Die Kirche von Speier ist zwar schon von den merwingischen und karlingischen Königen mit vielen Gütern und Vorrechten begabt worden, allein die mächtigen Grafen und Herzoge von Franken, besonders aus dem salischen Hause, hinderten ihre künftige Vergrößerung. Man findet zu dieser Zeit einen auffallenden Widerspruch in den Handlungen dieser weltlichen Herren. Während sie auf der einen Seite Kirchen stiften oder beschenken, berauben und beschränken sie selbige auf der andern auf eine oft grausame Weise; so sehr kämpfte Andacht und Eigennutz in ihrem Gemüthe. Der Bischof Gebhard wurde von den Grafen des Landes zuerst geblendet, dann ermordet, weil er seinen Bruder und den Grafen Theobald beredet hatte, ihre Güter seiner Kirche zu schenken. Das Bisthum blieb hierauf über zweiunddreißig Jahre erledigt; kaum aber war es wieder durch die folgenden Bischöfe Gedegang, Einhard I. und Amalrich I. besetzt, als die Grafen Werner und Konrad den Bischof Bernhard blendeten und ermordeten, weil sie sich der speierischen Herrschaft bemeistern wollten.

Erst unter der den Geistlichen so holden Dynastie der sächsischen Kaiser ist das Hochstift zu einem weltlichen Fürstenthume heran gewachsen. Auf Anrathen Ottos I. hat der fränkische Herzog Konrad der Weise dem Bischofe Reginbald I. den Zehnten und die Rechte wieder zuge-

nden, welche der König Siegbert seiner Kirche geschenkt
te. Der Bischof Ottokar erhielt von eben diesem
iser für die ihm in Italien geleisteten Dienste die Ge-
sbarkeit über die Stadt. Der Bischof Balderich
r Freund und Rath der drei Ottonen. Er ließ seinen
fluß am kaiserlichen Hofe nicht unbenutzt für seine
che. Durch die Schenkungen, welche zu der Zeit theils
den Kaisern, theils von Grafen und Herren an das
hstift gemacht, und mit der weltlichen Gerichtsbarkeit
leitet wurden, waren die Bischöfe Herren von vielen
tschaften und Höfen im Speier- und Wormsgau gewor-
. Als nach Ausgang der sächsischen Dynastie die
infränkischen Herzoge auf den Kaiserthron erhoben
rden, gaben sie den Städten und Kirchen ihres Stamm-
ietes einen vorzüglichen Glanz. Konrad II. erwei-
te und verschönerte die Stadt herrlich. Er bauete den
inster in Speier mit einer königlichen Pracht, von
und aus, und verlegte dahin sein und seiner Nachfolger
ab. [1] Nebst diesem errichtete er dem heiligen Johannes
Ehren auf dem Guiden- oder Weidenberge eine
che, welche unter seinem Sohne Heinrich III. dem hei-
n Guido geweiht wurde. Als sein anderer Sohn
dem Schlosse Limburg herabgestürzt war, verwan-
te er auch dieses in eine Kirche. Das Kloster zu St.
rman, welches schon Dagobert gestiftet hatte, erneuerte
Sowohl die Stadt als die Kirchen beschenkte er mit
ten Freiheiten und Gütern. Seine Nachfolger Hein-
III. und IV. setzten diese großmüthigen Schenkungen
t. Ersterer gab dem Bischofe Siegbod I. Bruchsal,
s Schloß Rothenfels mit den Dörfern Rußdorf,

1. Siehe das dritte Buch.

Sempach und Scheid; letzterer dem Bischofe Konrad Eppingen, Herrheim und das Dorf Spingen, dem Bischofe Einhard II. Kreuznach, und dem Bischofe Rüdger die Stadt Weiblingen und das Dorf Otterstad. Dieser, ein geborner Speierer aus dem Geschlechte derer von Husmann, erweiterte hierauf Speier und verband damit die Vorstadt. Sein Nachfolger Johann I., ein Graf vom Kraichgau, übergab, nachdem sein Bruder der Graf Zeyself gestorben, und der Gatte seiner Nichte Adelheid, der Pfalzgraf von Tübingen, ertrunken war, alle Güter und Rechte, welche sein Haus besaß seiner Kirche. Der Bischof Günther erhielt von Kaiser Friedrich I. das Schloß Werbstadt. Unter dem Bischofe Konrad III. vermachte der letzte Graf von Sulzfeld seine Güter dem Hochstifte im Jahre 1212.

Deidesheim verwirkte dessen Graf Heinrich im Jahre 1226 an das Hochstift; und Udenheim, das nachmalige Philippsburg, erkaufte im Jahre 1316 der Bischof Emicho mit Rheinhausen von einem mächtigen Patrizier der Stadt Speier, Heinrich, aus dem Geschlechte derer von Cölln. Diese Ortschaften machten schon in dem vierzehnten Jahrhundert mehrere Vogteien oder Aemter aus, die unter dem Obervogte oder Vizthume des Bischofs standen. Sie hießen in spätern Zeiten, diesseits des Rheins, Bruchsal, Lißlau, Grombach, Rothenburg, Udenheim und Gersberg; jenseits Kirweiler, Deidesheim und Marientraut. Dazu erhielt das Hochstift noch im Jahr 1369 Odenheim und die fürstliche Abtei Weissenburg.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bischöfe von Speier schon unter den fränkischen Königen eine Art von gräflicher Gewalt in der Stadt erworben hatten. Diese

wurde dem Bischofe Ottokar vom Kaiser Otto bestätigt; denn selbst in spätern Zeiten finden wir sie dort im Besitze beträchtlicher Rechte. Indeß hatten auch sie, wie mehrere andere Bischöfe am Rheine, das Kaiserhaus verlassen, als es von den Päbsten gebannt war. Heinrich IV., dessen Vorfahren die Domkirche erbaut, und mit vielen Gütern beschenkt hatten, konnte bei dem Bischofe von Speier nicht einmal Hülfe in seinem Leben, und ein Begräbniß nach seinem Tode finden. Nur die Bürger der Stadt sind seine Freunde geblieben. Heinrich V., sein Sohn, wollte diese Treue, welche die Bürgerschaft seinem Hause bewiesen hatte, nicht unbelohnt lassen, und ertheilte, als er im Jahre 1111 das Grab seiner Väter besuchte, der Stadt zwei Freibriefe, welche noch bis auf unsere Zeiten auf großen metallenen Tafeln über den Thüren des Münsters prangten. Durch den ersten machte er die Einwohner von Speier, welche das Bürgerrecht erlangt hatten, von jenen Abgaben frei, welche man das Budtheil nannte.[1] Durch den zweiten entzog er die Stadt selbst der Gerichtsbarkeit seiner Reichsbeamten, und übertrug ihr ihre eigene Verwaltung. Er verordnete ferner, daß die Bürger aus ihrer Mitte sich einen Rath von zwölf Personen mit zwei Bürgermeistern an der Spitze wählen, und diese der Stadt Angelegenheiten verwalten sollten. Diese Freiheiten wurden von seinen Thronfolgern nicht nur bestätigt, sondern von einigen, als Philipp, Adolph und Ludwig V. sogar vermehrt. Von dieser Zeit an konnte man Speier schon als eine unmittelbare Reichsstadt ansehen.

1. Vermöge welcher der Herr zwei Theile vom hinterlassenen Vermögen einziehen konnte.

Bald nach dieſer Verordnung Heinrichs V. hat ſich die Verfaſſung der Stadt ohngefähr folgendermaßen gebildet. Die ganze Bürgerſchaft beſtand aus Edlen oder Patriziern, und aus Zünftigen oder Gemeinen. Jene wurden wie in andern rheiniſchen Städten, die Haus- und Münzgenoſſen genannt. Unter ſie kann man füglich folgende Geſchlechter zählen: Bernhoch, von Brettheim, Bruſſe, von Cölln, Cnape, Ebelin, Engelmann, zum Eck, Geizhorn, Erpen, Füſchel, Fuchs, Hun, zu der Krone, Knoblauch, Hunſtube, Klüpfel, Knolz, zum Kranich, Lamesbuch, von Landau, von Lauterburg, von Mömpelgart, von Münſter, von Reberau, von Pforzheim, Prumbaum, Retſchein, Röteler, Rorhaus, Seidenſchwanz, Stern, von Schaf, Scheffeln, zum Salzhof, zur Tauben, Berlin, zum Widder und Zoller ꝛc. Die Zünfte waren nach den Handwerkern abgetheilt. Derſelben werden verſchiedene genannt, als die Tüncher, Gewändler, Schneider, Rhein-Kaufleute, Metzger, Bäcker, Fiſcher, Kirſchner, Kohlhänger, Gürtler, Ackerleute, Zimmerleute, Steinmetzler, Schiffleute, Schuſter, Loher, Weber, Schmiede, Krämer, Leinweber, Altgewändler, Müller, Sackträger ꝛc.; aber mehrere davon bildeten nur eine, und ſie zuſammen bald zwölf, bald vierzehn Zünfte.

Die Gemeinen hatten vor der Hand weiter keinen Antheil an der Regierung, als durch die Wahl der Rathsglieder, denn über zweihundert Jahre findet man keine anderen Bürger im Rathe und an der Spitze der Regierung, als die Alten oder die Haus- und Münzgenoſſen. Dieſe vertheilten unter ſich die bürgerliche Gewalt alſo,

daß der ganze Rath, aus zwölf Rathsherren bestehend, die gesetzgebende; vier aus ihnen gewählte Richter, die richterliche; und die gleichfalls von ihnen gewählten Bürgermeister die vollstreckende Gewalt ausübten. Das Richteramt war aber unter drei oder vier Stellen vertheilt; zuerst war das Monats- oder Mondsgericht, welches vier von dem Rathe gewählte Richter monatlich und abwechselnd verwalteten, und größtentheils über Kriminalsachen urtheilte; das zweite war das Kammergericht, welches zuerst mit dem Vogte, dann mit dem Stadtschultheißen bürgerliche Händel zu schlichten hatte, oder den Rechtsstreit einleitete; und endlich das geistliche Gericht, welches in des Bischofs Nahmen gehalten wurde. Die Gesetze, wornach gerichtet wurde, waren eine Sammlung alter Statuten und Herkommen. Lehmann hat einen großen Theil davon in dem sechszehnten Kapitel des vierten Buches seiner speierischen Chronik gesammelt. Die Bürger wurden alle bewaffnet, und die Bürgermeister führten sie an.

So ohngefähr bildete sich die Verfassung der Stadt nach Heinrich's V. Verordnung. Da die Bischöfe selbst zu diesen Vorrechten ihre Einwilligung gegeben hatten, so findet man auch anfänglich weniger Streitigkeiten zwischen ihnen und den Bürgern. Indeß aber waren gegen das zwölfte Jahrhundert die Grafen von Leiningen im Speiergau mächtig geworden, und vier Prälaten aus ihrem Hause, Siegfried, Günther, Heinrich II. und Emicho, bestiegen den bischöflichen Stuhl. Auf ihre nahe Hausmacht trotzend, sahen sie die Freiheiten der Bürger mit eifersüchtigen Augen an, und wollten sie schmälern. Diese aber behaupteten sich wacker in dem Besitze ihrer kaiserlichen Vorrechte. Unter dem Bischofe

Ulrich II. kam es zu einem heftigen Streit mit Worten und Waffen. Die Bürger trieben ihn aus seinem Hofe und der Stadt. Um gegen solche schimpfliche Anfälle künftig sicher zu seyn, bauete er sich zu Bruchsal ein Schloß, wohin er seine Residenz verlegte. Seitdem ist diese Stadt der weltliche Sitz seiner Nachfolger geblieben.

Der Streit zwischen den Bischöfen und Bürgern dauerte nach Ulrich II. fort bis auf Friedrich II., aus dem Hause Bohlanden. Dieser bestätigte der Bürgerschaft von Speier ihre bereits erworbenen Rechte und Freiheiten, und beschwor sie ihr feierlich. Von nun an wurde es üblich, daß jeder Bischof bei dem Antritte seiner Regierung diesen Schwur wiederholen mußte. Die Art aber, wie ein gewählter Bischof von Speier seinen Einzug hielt, und den Bürgern die Erhaltung ihrer Freiheiten gelobte, war folgende: Ehe er in die Stadt gelassen werden konnte, mußte er zuvor durch einen offenen Brief der Bürgerschaft ihre Freiheiten und Gerechtsame bekräftigen. Nachdem nun die Stadtobrigkeit denselben der alten Gewohnheit gemäß und gleichlautend befunden hatte, wurden dem Bischofe mit einem Gefolge von nicht mehr als fünfzig bewaffneten Männern die Thore geöffnet, aber sobald er durchgekommen war, wieder verschlossen. Die Bürgerschaft empfing ihn in den Straßen, durch welche der Zug ging, die Bürgermeister und der Rath aber an dem Rathhause, feierlich. Er stieg hierauf von dem Pferde, und ging, begleitet von ihnen, in den Saal. Nachdem ihn hierauf der Bürgermeister gebeten hatte, der Stadt gewogen zu seyn, zog er seinen Chorrock an, und verfügte sich mit seinem Hofstaate nach dem Dom, wo ihn das Kapitel und die Clerisei erwarteten, und unter einem Himmel in die Kirche führten, um ihn zu introniſiren. Nach

dieſer Ceremonie ließ der Biſchof einen vor dem Dom ſtehenden Napf mit Wein füllen, und jeder Bürger ſchöpfte daraus, und trank auf ſein Wohlſeyn.

Dieſen Napf nannte man die Schwabenſchüſſel; er war mit einem meſſingenen Reif umgeben, worauf die Verſe eingegraben waren:

Quid velit, haec relegas, ut tuae cavus iste cathinus
Dum novus Antistes procerum comitante caterva,
Urbem hanc intrat eques, huc Bacchi munera fundit.
Virginis a templo, cleri simul ecclesiarum,
Terminus et limes, stat libertate asylum.
Et fit confugium, portus et ara reis. 1490.

Die letzten Verſe ſollen andeuten, daß dieſer Napf zugleich als Gränze des geiſtlichen Gebietes und als Aſyl für flüchtende Verbrecher gedient habe.

So verwalteten die von Kaiſer Heinrich V. angeſtellten zwölf Rathsherren aus den alten Geſchlechtern über zweihundert Jahre friedlich die Stadt, als der Geiſt der Demokratie, welcher gleich nach dem Städtebund in andern Reichsſtädten erwachte, auch die Zünftigen von Speier ergriff. Es iſt zwar von den Geſchichtſchreibern und in Urkunden nicht deutlich angegeben, wann die Beſchwerden der Zünfte gegen die Patrizier oder Alten in Speier ihren Anfang genommen haben; indeß wird es aus der freiwilligen und friedlichen Aufnahme der Zünftigen in den Rath, welche im Jahre 1204 geſchahe, deutlich, daß die alten Geſchlechter, um einen förmlichen Ausbruch zu verhüten, es für nöthig erachtet hatten, den Gemeinen Theil an der Regierung zu geben.

Nach der Uebereinkunft, welche zu der Zeit zwischen den Alten und den Zünftigen verabredet wurde, hat eine jede der Zünfte sechs ansehnliche kluge Bürger aus ihrer Mitte gewählt, welche sodann mit den alten Rathsherren über folgende Veränderungen in der Verfassung übereingekommen sind:

1) Wurden statt der vorigen zwölf Rathsherren aus den alten Geschlechtern nun nur noch eilf von denselben, und dreizehn von den Zünften gewählt, welche zusammen einen Rath von vierundzwanzig Personen ausmachten.

2) Von diesen beiden Abtheilungen der Alten und der Zünftigen wählte eine jede einen Bürgermeister aus ihrer Mitte, so daß ein Adelicher und ein Gemeiner an der Spitze des Rathes standen.

3) Wenn ein Rathsherr aus den Zünftigen durch Tod oder andere Fälle abging, wählte der Zunftausschuß, wozu er gehörte, einen andern aus ihrer Mitte zum Rathe; war aber einer aus den Patriziergeschlechtern abgegangen, so wählte der ganze Rath das zu ersetzende Glied aus den Alten.

4) Die Unterämter der Stadt wurden unter beide Theile vertheilt. Im übrigen blieb es bei den alten Formen.

Durch diese Veränderung der Regierung erhielten die Zünftigen das Uebergewicht, indem sie sowohl im Rathe, dreizehn gegen eilf, als in der Gemeinde die zahlreichsten waren. Die alten Geschlechter aber behaupteten ihren Einfluß durch Ansehen und Geschicklichkeit, und entfernten die bürgerlichen von der Regierung. Da sie als Ritter die Kriegskunst, als gebildete Leute die Regierungskunst, und als Reiche die Bestechungskunst am besten ver-

ſtanden, ſo waren die Zünftigen gezwungen, ihnen die Geſchäfte allein zu überlaſſen, und ſo geſchah es, daß öfters der Rath nur mit ſechszehn, ſtatt vierundzwanzig Rathsherren beſetzt war, welche größtentheils Adeliche geweſen.

Dieſe Schmälerung der zünftigen Rechte und Gewalt wurde bald ſo auffallend, daß ſich die Gemeinen zuſammenthaten, und ſchwuren, über kurz oder lang dieſe Unbilden zu rächen. Die Alten, welche das Ungewitter heranziehen ſahen, ſuchten dieſem Ausbruche bürgerlicher Wuth entgegen zu kommen, und dachten auf Mittel, wie ſie die Zünftigen mit Gewalt unter ſich bringen könnten. Damit aber von ihren Anſchlägen nichts verrathen werden möge, errichteten ſie unter ſich einen geheimen Ausſchuß von fünf Männern, auf deren Klugheit und Verſchwiegenheit ſie ſich verlaſſen konnten, und übertrugen es dieſen, das ganze Unternehmen anzufangen, zu leiten und zu vollbringen. Sie wählten dazu den Berthold Fuchs, Gottſchalk und Werner Schaf zum Eck, zwei Brüder, Heinrich von Cölln und Siegfried von Retſcheln. Dieſe legten mit aller Behutſamkeit die Verſchwörung an; ſie machten ſich Freunde und Anhänger ſowohl in- als außerhalb Speier, und nachdem ſie viele Ritter und Bürger gewonnen hatten, verließen ſie mit den tapferſten Hausgenoſſen heimlich die Stadt, und verſammelten ſich mit 1500 Pferden bei dem ſogenannten Rechholz.

Sie hatten durch die zurückgebliebenen Patrizier und deren Anhänger die Sache ſo verabredet, daß man ſie über den Hafenpfuhl durch das Bauer- und Salzthor zur Nachtzeit in die Stadt einlaſſen ſollte, wo ſie dann die Bürger überfallen und deſto leichter bezwingen könn-

ten. Das Unternehmen war mit so vieler Vorsicht eingeleitet, und mit Verschwiegenheit ausgeführt, daß ihre ganze Mannschaft sich schon am St. Severins Abend, im Jahr 1330, vor der Stadt befand, und auf dem Punkte stand, dieselbe zu besetzen. Durch einen Zufall wurde der ganze Handel verrathen.

Es kam nämlich gerade zu der Zeit, als der Patrizier Mannschaft bei dem Rechholz versammelt war, ein Bote von Straßburg nach Speier, welcher im Vorübergehen die Heerhaufen entdeckt, und ihre Absichten ausgekundschaftet hatte. Dieser begab sich sogleich nach der Stadt, machte die Bürger aufmerksam, und brachte sie noch an selbigem Abend unter Waffen. Als daher die Patrizier gegen die Thore mit ihren Haufen angezogen kamen, fanden sie selbige nicht nur verschlossen, sondern sie wurden von den Bürgern mit so vielen Schüssen und Stichen empfangen, daß sie wieder zurückziehen und das Regiment den Gemeinen überlassen mußten. Als sich die Bürger durch ihre tapfere Gegenwehr gerettet und sicher fanden, geriethen sie in Wuth. Sie stürmten und plünderten der Alten Häuser, setzten die Verdächtigen gefangen, verbannten die Anführer aus der Stadt, und übernahmen selbst die Regierung. Um endlich diesen Streit gänzlich beizulegen, wurden Abgeordnete von den Bundesstädten Mainz, Strasburg, Worms, Frankfurt und Oppenheim herbeigerufen, und selbst der Bischof trat ins Mittel, und besänftigte die gegen einander aufgebrachten Bürger.

Die Punkte, worauf die beiden Parteien versöhnt wurden, waren in der Hauptsache folgende:

1) Sollte unter ihnen ein beständiger Friede und Freundschaft seyn; 2) sollten die ausgewanderten oder

ausgetriebenen Alten so lange aus der Stadt bleiben, bis der Eid, welchen die Bürger gegen sie geleistet hätten, vom Pabste aufgehoben wäre; 3) wurden alle die Satzungen, welche die Bürgerschaft ohne Wissen und Willen des Raths gemacht hatte, als ungültig erklärt; 4) mußten die Ausgewanderten den Bürgern allen Schaden ersetzen, welchen der Anfall ihnen verursacht; dagegen mußten diese jenen ihren Hausrath und Waffen wieder ausliefern; 5) zu jedem Stadtthore sollten zwei ungleiche Schlüssel verfertigt und davon einer den Alten, der andere den Zünftigen vom Rathe zugetheilt werden; 6) die Gefangenen wurden, auf geleistete Urphede, von beiden Seiten herausgegeben; 7) wer diesem Vertrage entgegen handelte sollte allerseits als ein meineidiger Mann betrachtet, gefangen und gerichtet werden. Hierauf setzten die Vermittler die Anzahl der Rathsherren einer jeden Partei auf vierzehn, so daß der ganze Rath aus achtundzwanzig bestand, und diese theilten unter sich die Regierung.

So war der Friede zwar vor der Hand hergestellt; allein die Alten oder Hausgenossen schienen damit nicht zufrieden, ja viele davon, unter andern Berthold Fuchs, Heinrich von Cölln, Werner zur Eck, und sein Sohn Heinsmann, Siegfried Retscheln, Scheffel Stern, Engelmann auf dem Berg, Klüpfel der Jüngere, Albert Retscheln, Schefel Schafssohn, Henze Stern, Jakob Knolz, Fritz Rote, Götz von Lauterburg, Widder und Kunz Lammesbuch ꝛc. blieben lieber auf ihren Gütern außer der Stadt, als daß sie sich einer Verfassung unterwerfen wollten, wodurch sie ihre Vorrechte gekränkt glaubten. Obwohl die Geschichte von Speier nach dieser Revolution sehr mangelhaft ist, so erhellet doch aus einem

gegen die Ausgewanderten gefällten Urtheile und einer neuen Niederlage der Alten, daß selbige mehrmalen Versuche zur Wiedererhaltung ihrer Herrschaft gewagt hatten. Die Bürger nahmen aber endlich im Jahre 1349 die Häupter gefangen, und drangen ihnen eine gänzliche Verzichtleistung auf alle ihre Vorrechte ab. Bald hierauf wurde folgende Verfassung eingeführt. Aus den zwölf bestehenden Zünften wurde aus einer jeden ein Rathsherr gewählt, und diese zwölf gewählten Personen machten den ständigen Rath aus. Dieser hatte das Recht, aus den von einer jeden Zunft ihm vorgeschlagenen Candidaten noch zwölf zu sich zu nehmen, welche zusammen der regierende Rath wurden, und die zwei Bürgermeister wählten. Wenn jährlich diese letzten zwölf abgingen, so nahm der beständige Rath andere zwölf aus den von den Zünften vorgestellten Candidaten auf, welche deren Stelle ersetzten. Aus den Abgehenden wurden die Monats- oder Mondsrichter nebst andern Stadtbeamten angesetzt. Der ganze Verwaltungskörper bestand auf diese Weise aus sechsunddreißig Personen. Der Rath wählte aus seiner Mitte jährlich zwei Bürgermeister. Die übrigen Stadtbeamten waren die vier Rechenmeister, die vier Monatsrichter, die vier Fürsprecher, die vier Richter zum Verhör, zwei Rentmeister, die Zollbeamten, Einnehmer und Allmosenpfleger ꝛc.

Unter einer so gemäßigten Verfassung würden die Bürger in einer glücklichen Beschränktheit gelebt haben, wenn nicht die Herrschsucht von innen und außen das gemeine Wesen gefährdet hätte. Gegen das Jahr 1370 erhielt von den Patriziern Rudolph von Offenburg ein besonderes Gewicht in der Gemeinde. Er hatte bisher in der Geschäftsführung viele Geschicklichkeit und Ge-

wandtheit bewiesen, wodurch er sich die Achtung der Alten und der Bürger erwarb. In öffentlichen Verhandlungen zeigte er sich immer unter dem Gewande eines eifrigen Patrioten und Bürgerfreundes, aber im Herzen strebte er nach unumschränkter Gewalt. Er hetzte die Patrizier gegen die Gemeinen, und diese gegen jene auf, in Hoffnung durch deren wechselseitige Zwietracht Meister von beiden zu werden. Die Klügern aber unter den Rathsherren durchschaueten seine Absichten, sie klagten ihn der Verrätherei und Verleumdung ehrbarer Bürger an. Die Sache kam zur Untersuchung, und als man durch Zeugen und Aussagen seine verborgenen Gänge an den Tag brachte, wurde er des Bürgerrechts verlustig erklärt und aus der Stadt vertrieben.

Durch diesen Rathsschluß war zwar Rudolph aus der Gemeinde verbannt, nicht aber seine Ränke und sein Anhang. Auf dem flachen Lande gewann er durch Verleumdungen die Ritter und die Bischöflichen, welche die Freiheit der Bürger haßten; in der Stadt stiftete er heimlich eine neue Verschwörung an, welche seine Freunde Eberhard zum Laub, Werner von Kirweiler und Heinrich von Landau leiteten. Seiner Sache schon gewiß, drohete er sogar seinen Feinden, daß er sie bald werde züchtigen lassen. Unter Anführung Heinrichs von Landau brach auch im Jahre 1374 der Aufruhr wirklich aus. Sein Anhang überfiel die Rathsherren gewaltsam im Rathhause, und bemächtigte sich der Wache, der Thürme, der Thore und der öffentlichen Gelder. Rudolph wurde gleichsam im Triumphe zur Stadt gebracht, und in seine Stelle wieder eingesetzt.

Auch bei diesem Siege verließ ihn seine Heuchelei nicht. Als ein unbescholtener Patriot erschien er vor dem

geistlichen Gerichte und legte einen Eid ab, daß er dem gemeinen Wesen, wie bisher treulich dienen, vom Rathe nie abtrünnig werden, und keinen Bürger, ohne ordentliches Gericht, aus der Stadt verweisen würde. Indeß aber waren die Abgeordneten von den Bundesstädten Mainz und Worms angekommen, um die Sache gehörig zu untersuchen und den bürgerlichen Krieg nach Recht und Gerechtigkeit beizulegen. Als Rudolph von Offenburg und Heinrich von Landau merkten, daß diese ihre Verschwörung zu bestrafen Willens seyn würden, entflohen sie mit andern Häuptern des Aufruhrs heimlich aus der Stadt. Die Schiedsrichter verdammten daher einige der Aufrührer zum Tode, andere zur Verbannung. Ueber die Häupter wurde die Acht erkannt und ihre Güter eingezogen.

Nach dieser wiederholten Strafe suchten Rudolph von Offenburg und Heinrich von Landau Hülfe bei dem Bischof Adolph von Nassau nach; sie versprachen ihm durch ihren Anhang die Stadt zu überliefern, nach deren Besitz er schon lange gestrebt hatte. Da die Bischöfe, seit Ulrich II., fast in einem beständigen Streite mit dem Rathe befangen waren, so wurde der Vorwand zu einer neuen Fehde bald gefunden. Adolph, von den Erzbischöfen von Trier und Cölln unterstützt, kam mit einem großen Heere vor die Stadt, und hoffte sie, da viele der Vertriebenen sich wieder eingeschlichen hatten, desto leichter überrumpeln zu können. Im ersten Anfalle war er auch so glücklich, die Vorstadt zu überwältigen, da er aber die Stadt selbst angriff, fand er die Bürger gerüstet auf den Thürmen und Mauern, und bereit ihr Leben für die Vertheidigung ihrer Weiber und Kinder zu lassen. Dreimal ließ er Sturm laufen, und dreimal wurde er von

den wackern Bürgern zurückgeschlagen. Der Eifer in Behauptung der Freiheit war so stark, daß einige gemeine Bürger sich in die Vorstadt wagten, wo Adolphs Truppen standen, und selbige hinter ihnen in Brand steckten. Nach so sprechenden Beweisen von Bürgersinn sah der Bischof ein, daß die Stadt nicht zu überwältigen sey. Durch Vermittelung des Pfalzgrafen Rupert vertrug er sich wieder mit der Bürgerschaft auf die alten Verträge. Die Verräther aber, welche ihm die Stadt überliefern wollten, wurden theils gehängt, theils gerädert, theils geviertheilt.

Unter dem Nachfolger Adolphs Niklas genoßen die Bürger einer ungestörten Ruhe, denn dieser, selbst eines Bürgers von Wiesbaden Sohn, wußte auch die Rechte der Bürger zu ehren. Seine Regierung zeichnete sich durch Milde, Gerechtigkeit und Sparsamkeit aus. Desto größer wurde die Gefahr nach seinem Tode. Unter seinem Nachfolger Rhaban von Helmstätt haben einige sittenlose Chorherren des St. Hermannstiftes, welches vor den Thoren von Speier lag, unter verschiedenen Vorwänden die Weiber und Töchter der Bürger eingeladen; sie mißbrauchten aber deren Gutmüthigkeit und Schönheit auf eine Art, welche Geistlichen gar nicht geziemt. Die Gatten und Väter, über dieses schändliche Betragen aufgebracht, zogen daher bewaffnet vor die Stadt, und zerstörten das Kloster von Grund aus. Diese Rache konnte zwar den Männern verziehen werden, welche so tief an ihrer Ehre und den natürlichsten Rechten gekränkt waren; da aber die Zerstörung selbst auf Geheiß des Rathes und der städtischen Obrigkeit geschehen war, so wollte der Bischof Rhaban die Rechte seiner geistlichen Gerichtsbar-

keit behaupten, und belagerte die Stadt über zwei Jahre lang. Sein Heer war groß, von den benachbarten Rittern verstärkt, und er entschlossen, die Bürger entweder durch Sturm oder Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Diese aber, von einem Muthe belebt, welchen Freiheit und gekränkte Ehre einflößt, vertheidigten ihre Stadt von den Thürmen und Mauern gegen alle Anfälle des Bischofs. Nach einer zweijährigen Belagerung wurde endlich der Streit vom Kaiser Sigismund auf einem Reichstage zu Nürnberg beigelegt, und beide Parteien bei ihren alten Rechten erhalten. Hierauf wurde Rhaban Kurfürst von Trier und übergab das Hochstift seinem Vetter Rheinhard.

Dieser innern Fehde folgte bald eine äußere, welche das speierische Land noch größern Verwüstungen aussetzte. Rheinhard's Nachfolger, Johann II., ergriff nämlich die Partei Adolphs von Nassau, gegen Diether von Isenburg, während des Zwiespalts beider Erzbischöfe von Mainz.[1] Darob verwüstete des erstern Bundesgenosse, Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, sein Hochstift, und nahm ihm die Schlösser Rotenburg und Wersau weg. Er mußte das Bisthum dem Freunde Friedrichs, Mathias von Ramingen, überlassen. Dieser und seine beiden Nachfolger Ludwig und Philipp bemüheten sich, die Wunden zu heilen, welche die Kirche von Speier erlitten hatte; aber bald ergriff die Reformation und der Bauernkrieg fast das ganze Rheinufer. Seine Kirchen und Staaten wurden von Grund aus erschüttert.

1. Siehe die zwei folgenden Bücher.

Reihefolge der Biſchöfe von Worms.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe Jahr.
I.	Auch in dieſem Bisthume wird erſt im vier-	
II.	ten Jahrhundert mit Gewiſsheit ange-	
III.	geben:	
IV.	1. Victor.	348.
	2. Amandus I.	
V.	3. Karl.	
VII.	4. Chrotbold bauete die Kirche zu Wimpfen.	627.
VIII.	5. Rupert I. wurde Biſchof zu Salzburg	716.
	6. Amandus II. erhält von Dagobert den Lobdengau	738.
	7. Gerold, auch Biſchof zu Mainz . .	739.
	8. Gewitieb, des Vorigen Sohn; wegen Mord abgeſetzt	745.
IX.	9. Ehrenbert, unter ihm wurde das Bisthum wieder hergeſtellt	803.
	10. Bernher oder Werner.	813.
	11. Fulco	841.
	12. Samuel	859.
	13. Gunzo.	872.
	14. Adelhelm	890.
X.	15. Dietlach	914.
	16. Richov	950.
	17. Anno	978.
	18. Hildebold, Otto's II. Kanzler . .	993.
	19. Franko	998.

Reihefolge der Fürſt-Biſchöfe von Worms.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
X.	20. Erpo.	999.
	21. Razo.	999.
XI.	22. Burkard I. Geſetzgeber von Worms, erbauet den Dom	1025.
	23. Hazecho, Graf von Laurenburg oder Naſſau	1044.
	24. Adelgar	1044.
	25. Arnold I.	1065.
	26. Adelbert I., Graf von Rheinfelden	1070.
XII.	27. Adelbert II. wurde vertrieben . .	1108.
	28. Ditmar	1109.
	29. Eppo	1115.
	30. Burkard II. von Achern	1151.
	31. Konrad I. von Steinach	1163.
	32. Konrad II. von Sternberg	1187.
	33. Heinrich I. von Utrecht	1196.
XIII.	34. Leopold von Schönfeld, auch Erzbiſchof zu Mainz	1217.
	35. Heinrich II., Graf von Saarbrücken	1234.
	36. Landolf von Hoheneck, unter ihm Worms belagert und verbrannt . . .	1247.
	37. Konrad III. von Türkheim regierte 30 Tage	1247.
	38. Richard von Thann	1257.
	39. Eberhard I. Raugraf von Baienburg; unter ihm wurde Worms zweimal verbrannt	1277.
	40. Friedrich, Raugraf von Baienburg	1283.

Reihefolge der Fürſt-Biſchöfe von Worms.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe Jahr.
XIII.	41. Simon von Schöneck, der Spiegel der Geiſtlichkeit	1291.
	42. Eberhard II. von Stralenberg . .	1293.
	43. Emicho, Raugraf von Baienburg . .	1299.
XIV.	44. Eberwein von Kronenberg	1303.
	45. Heinrich von Schöneck	1318.
	46. Heinrich III., von Thann	1319.
	47. Kuno von Schöneck	1329.
	48. Gerlach von Erpach	1332.
	49. Salomon Waldbort von Mainz . .	1349.
	50. Theodorich I., Baier von Beppart .	1366.
	51. Johann I. Schadland	1373.
XV.	52. Eckard von Dersch	1403.
	53. Matthäus von Cracau, zuvor Rektor der Univerſität von Paris und Prag .	1410.
	54. Johann II. von Flekenſtein . . .	1426.
	55. Friedrich von Dorneck	1445.
	56. Ludwig von Aſt, dankte nach 6 Wochen ab	1445.
	57. Reinhard I. von Sikingen	1483.
XVI.	58. Johann III. von Dahlberg	1505.
	59. Rheinhard II. von Nipour; unter ihm Unruhen und Reformation . . .	1524.
	60. Heinrich IV. Pfalzgraf	1552.
	61. Theodorich II. von Pettenhof . .	1580.
	62. Georg von Schönberg	1595.
XVII.	63. Philipp I von Rotenſtein	1604.
	64. Philipp II. Graz von Scharfenſtein	1604.

Reihefolge der Fürst-Bischöfe von Worms.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XVII.	65. Dietheim von Isenburg	1616.
	66. Georg Friedrich von Greiffenklau, auch Kurfürst von Mainz	1619.
	67. Georg Anton von Rotenstein	1652.
	68. Hugo Eberhard, Graf von Scharfenstein	1663.
	69. Johann Philipp von Schönborn, auch Kurfürst von Mainz, und Fürst zu Würzburg	1673.
	70. Lothar Friedrich von Metternich, Kurfürst von Mainz, und Bischof von Speier	1675.
	71. Damian Hatard von der Layen, Kurfürst von Mainz	1678.
	72. Karl Heinrich von Metternich, Kurfürst von Mainz	1679.
	73. Franz Emmerich von Bassenheim	1683.
	74. Johann Karl von Frankenstein, starb, da die Franzosen Worms verbrannt, zu Frankfurt	1691.
	75. Ludwig Anton, Pfalzgraf	1694.
XVIII.	76. Franz Ludwig, Pfalzgraf und Kurfürst von Mainz	1732.
	77. Franz Georg von Schönborn, Kurfürst von Trier	1756.
	78. Johann Friedrich Karl, Graf von Ostein, Kurfürst von Mainz	1763.
	79. Johann Philipp von Walderdorf Kurfürst von Trier	1768.
	80. Emmerich Joseph von Breidenbach, Kurfürst von Mainz	1774.

Reihefolge der Fürst-Biſchöfe von Worms.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XIX.	Bi. Friedrich Karl von Erthal, Kurfürſt zu Mainz	1802.
	Karl von Dahlberg, Coadjutor . .	

Geſchichte von Worms.

Unter Speier breitet ſich rechts und links am ſtillen Rheine hin von dem Hartgebirge und der Bergſtraße umgeben jene ſchöne Ebene aus, welche ſchon unſere Väter den Wonnegau genannt haben. Fruchtfelder, Gärten, Haine, Weinberge und Auen machen ſie zu einem natürlichen Garten, und die älteſten Dichter Teutſchlands haben ſie zum Schauplatze ihrer Helden gewählt. In ihrer Mitte lag das römiſche Kaſtell Borbetomajus, welches unter den Franken den Nahmen Worms erhielt.

Auf einem alten Grabſteine dieſer Stadt ſiehet man das Bild eines Königs Vittius und ſeiner Gemahlin Placidia, welche in der fränkiſchen Geſchichte nicht vorkommen. Auf einem andern alten Steine ſind drei ſchöne Jungfrauen mit Kronen und Palmzweigen fein gebildet. Sie werden für fränkiſche Fürſtinnen gehalten; über ihnen ſtehen die Nahmen: St. Ehrembede, St. Barbede und St. Willebede eingehauen. Das Heldenbuch und die Niebelungen reden von einem Könige Gibico, und von ſeiner ſchönen Tochter Chrimhilde, um die ſich ſo viele Ritter und Fürſten ſchlugen, und welche auf einer nahen Inſel den Roſengarten angelegt hat. Sie beſingen ferner den hörnern Siegfried, der es der ſchönen Prinzeſſin zu Liebe mit Drachen und Rieſen auf-

genommen habe, deſſen eiſerne Keule und deſſen Grab man noch ſieht. Alle dieſe Sagen und Denkmäler, ſo fabelhaft ſie auch ſeyn mögen, beweiſen immer die Größe und Schönheit von Worms unter der fränkiſchen Monarchie. Eine Stadt, von der man ſo wunderbare Sagen und Seltſamkeiten aufbewahrt hat, iſt ſicher zu irgend einer Zeit berühmt geweſen. Wenn aber auch alle dieſe Fabeln keinen hiſtoriſchen Grund hätten, ſo finden wir in unbeſtrittenen Urkunden die Beweiſe der ehemaligen Größe dieſer Stadt.

Als die alte Metropolis Moguntiacum, welche größtentheils in einer Feſtung beſtand, durch die Wenden und Hunnen ſo lange zerſtört lag, ſchien Worms ſowohl in geiſtlicher als weltlicher Hinſicht die erſte Stadt des rheinfränkiſchen Herzogthums geworden zu ſeyn. Seine Biſchöfe übten eine Zeitlang Metropolitanrechte aus. Der königliche Pallaſt machte ſie zum Sitze der Kaiſer und zum Verſammlungsorte des geſetzgebenden Volkes. Die ſaalfränkiſchen Herzoge hatten darin ihren Grafenſitz, und nannten ſich auch vorzüglich Grafen von Worms. Die älteſte teutſche Ritterfamilie, die von Dahlberg, hatte das Kämmerer-Amt. Wir finden in Schannat's Geſchichte dieſes Hochſtiftes eine Urkunde von Dagobert I. angeführt, worin dieſer König der Domkirche zum heiligen Petrus viele Güter im Worms- und Lobdengau, das Forſtrecht im Odenwalde, ja ſogar ſeine Palläſte in Neuhauſen und Ladenburg geſchenkt haben ſoll. Das Original davon hat ſich in ſpätern Zeiten nicht vorgefunden, indeſſen beziehen ſich doch die ächten Urkunden der fränkiſchen Könige auf dieſe Schenkungen, und aus der achten in Schannat's Geſchichte wird es deutlich, daß ſich das Gebiet der Wormſer Kirche unter den Karlingern ſchon über Wimpfen und einige dabei gelegene Orte erſtreckt habe.

Unter der sächsischen Dynastie war Bischof Hildebold Freund und eine Zeitlang Kanzler der Kaiser. Er benutzte sein Ansehen zur Erweiterung seiner Gerechtsamen, und ließ sich von Otto III. die gräflichen Rechte über seine Kirchengüter ertheilen. Aber der wahre Gesetzgeber des Hochstiftes von Worms war Burkard I., ein Zögling und Liebling des Erzbischofs Willigis von Mainz. Kaum war er zum Bischof ernannt, als er sogleich darauf dachte, seiner Kirche jene Macht und Ordnung zu geben, welche sie am Rheine ehrwürdig machen könnte. Dagegen fand er aber einen mächtigen Widerstand an Otto dem Herzog in Franken, welcher im Besitze des Pallastes und vieler Güter war. Diesen mußte er erst mit Worten, dann mit Waffen aus der Stadt bringen, ehe er aus dem Hochstift ein Ganzes bilden konnte. Dazu gab ihm die streitige Kaiserwahl Gelegenheit. Nach dem Tode Ottos III. war nämlich Herrmann der Herzog von Schwaben gegen seinen Nebenbuhler Heinrich II. bis nach Worms vorgerückt, um diesem den Weg zum Throne zu versperren; Burkard aber und sein Lehrer Willigis ergriffen des letztern Partei, und ließen ihn zum Kaiser erwählen. Dieser wichtigen Unterstützung eingedenk, vermogte Heinrich den Grafen Otto, daß er Burkarden den Pallast und seine Güter in Worms gegen Bruchsal abtrat. Dazu gab er dem Hochstifte noch die Güter, welche der Graf Bezelin im Lahngaue besaß, den Wildbann im Föhrbag und die Grafschaft über den Lobdengau. So bereichert und beschenkt wollte er auch jetzt sein Vermögen auf die Verbesserung und Verschönerung seiner Kirche und seiner Stadt verwenden. Zuerst ließ er den herzoglichen Pallast niederreißen und daraus, dem heiligen Paulus zu Ehren, eine Kirche erbauen. Die Kirche zu St. Andreas, zu

St. Martin und zu Neuhauſen beſchenkte er mit neuen Gütern und ſtellte dabei Chorherren an. Die Stadt umgab er mit Mauern und Thürmen. Die Plätze um die Kirchen ließ er mit neuen Häuſern verſchönern, aber das merkwürdigſte Denkmal ſeines fürſtlichen Baugeiſtes iſt der Dom oder die Hauptkirche zu St. Peter. Der König Dagobert hatte den Grund dazu gelegt, aber Burkard ſie mit feſten Quaderſteinen neu aufführen laſſen.

Der Dom zu Worms iſt, wie jener von Speier und Mainz, in ein hohes auf ſchlanken Säulen ruhendes Langhaus, einen obern und untern Chor eingetheilt, über deren kühn aufſtrebendem Gewölbe ſich vier oder auch ſechs Thürme erheben. Dieſes Gebäude iſt, wie ſowohl ſeine runden Maſſen als Verzierungen beweiſen, in dem eilften Jahrhundert vom Biſchof Burkhard aufgeführt worden; allein das gegen die Südſeite hervortretende Portal mag ſpäterhin daran gebaut worden ſeyn, denn es erſcheint im Style des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Mit vielen Bildern von Heiligen geziert, läuft es nach gothiſcher Art in doppelter Reihe ſpitz zu, wovon die äußere die Hauptepochen des alten, die innere die des neuen Teſtamentes enthält. Ueber beiden auf der Spitze erſcheint ein Weib mit einer Krone und herrlich angekleidet auf einem vierfüßigen Thiere, deſſen Kopf aus mehreren Geſichtern geſtaltet zu ſeyn ſcheint. Einige Alterthumsforſcher halten ſie für die triumphirende Kirche, andere für die Stadt Worms, andere gar für die in der Apokalypſe geweiſſagte babiloniſche Hure. Die ſonderbare Stimmung, welche die Künſtler im Mittelalter erhielten, könnte wohl den, der dieſes Portal entworfen hat, auf die ſonderbare Bildung gebracht haben. Da die zwei Reihen der Schnitzwerke das bereits ſchon Geſchehene der Bibel enthalten,

ſo mogte er wohl oben das noch Künftige haben vorſtellen wollen, was die Apokalypſe weiſſagt.

Neben dem hohen Dom ſtand ehemals die Kirche zum heiligen Johannes dem Täufer; jetzt iſt ſie zertrümmert. Sie war vermuthlich das Baptiſterium und älter als jener. Eigentlich beſtand ſie aus drei aufeinander gebaueten Kirchen, wovon die untere in die Erde, die obere unter dem Dache gewölbt waren, die mittlere diente dem gewöhnlichen Gottesdienſte. Vielleicht war ſie vom Könige Dagobert erbauet, denn ihre Formen und Geſtalten verriethen ein hohes Alter. Die Kirche zum heiligen Paulus gleicht in der Bauart dem Dom. Die zu St. Andreas, zu unſerer Lieben Frau, zu St. Markus, nebſt der Menge von Kapellen, ſind ſpäteren Urſprungs und liegen in und außer der Stadt zerſtreut.

Sowohl die Gebäude, welche Burkard I. in Worms aufführen ließ, als die Verfaſſung und Geſetze, welche er dem Hochſtifte gab, beweiſen ſeinen hohen Geiſt. Sie tragen zwar die Spuren finſterer Jahrhunderte, aber ſie wurden Muſter für die Biſchöfe und Fürſten jener Zeit. Wie wir alſo ſeine ſteinernen Gebäude umſtändlich beſchrieben haben, ſo wollen wir jetzt auch ſeine geſetzlichen anführen. Ich werde zuerſt die geiſtliche, dann die weltliche Verfaſſung darſtellen, welche Burkard ſeiner heiligen Familie zu Worms gab.

Die Diöces von Worms war, wie alle Kirchſprengel am Rhein, nach den Gauen in Archidiakonate, Dekanate und Pfarreien abgetheilt. Die Archidiakonate der geiſtlichen Regierung wurden den vier Hauptſtiftern des Bisthums, nämlich der Domkirche, der Kirche zu St. Peter in Wimpfen, welche Biſchof Ehrotold im Jahr 451 geſtiftet haben ſoll; der Kirche zu Neuhauſen, und der von Burkard ſelbſt geſtifteten Kirche in Worms zu

St. Paul beigelegt. Unter dieſelben waren zuerſt acht, hernach zehn Landkapitel oder Landdechaneien vertheilt, nämlich Dirmſtein mit 21, Guntersblum mit 15, Dahlsheim mit 22, Neuleiningen mit 26, Freinsheim mit 12, Landſtuhl mit 21, Weinheim mit 22, Weibſtadt mit 53, Schweigern mit 32, und Heidelberg mit 15 Pfarreien.

Das weltliche Gebiet der Biſchöfe von Worms war zu den Zeiten Burkards I. faſt ſo groß, wie ihr geiſtliches. Auf dem linken Rheinufer beſaßen ſie einen großen Theil des Wormsgaues, und einige Stücke im Nahe- und Speiergau; auf dem rechten, den ganzen Lobdengau, einen großen Theil des Odenwaldes und Elſengaues, Wimpfen und Mosbach in dem Wingartriba, und Weilburg mit dem Naſſauer Hof im Lahngau. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Burkard die Gaugrafengewalt im Lobdengau unter ſeiner Herrſchaft habe fortbeſtehen laſſen, weil ſeine Kirche dieſen Gau ganz beſaß; denn wir finden noch nach ſeiner Regierung einen Boppo und Heinrich dort als Gaugrafen; dagegen aber gab er ſeinen übrigen Ländern, welche er die Familie des heiligen Petrus nennt, eine beſſere Verfaſſung. Er theilte ſie nämlich in Aemter und Vogteien ein, worüber er Vögte und Amtleute ſetzte, um nach altteutſcher Art Recht zu ſprechen, und ſeine Gefälle zu beziehen.

Nachdem er die Stadt Worms mit neuen Mauern und Gräben umgeben und erweitert hatte, theilte er auch die Bürgerſchaft nach den Pfarreien oder Kirchſpielen ab, und gab ihr einen Rath mit Schultheißen und Bürgermeiſtern. Er ſetzte den Stadtvogt und das Schöppenge-

1. Siehe die Urkunden davon bei Schannat und Kremer.

richt an, und regierte mit seinem Kapitel und seinen Ministerialien den ganzen geistlichen und weltlichen Staat.

Wie die Domkirche das schönste Denkmal seiner geistlichen Regierung war, so sein Gesetzbuch jenes seiner weltlichen. Ich halte es daher der Mühe werth, den Inhalt davon hier anzuführen, und das um so mehr, weil man daraus sieht, wie wenig sich noch der alte Geist der Teutschen verändert habe. »Ich Burkard,« sagte er im Eingange, »Bischof von Worms, habe wegen des beständigen Klage»geschreis der Bedrängten, und wegen der öftern Ränke »der Richter, welche, indem sie meinen Untergebenen ver»schiedene Gesetze auflegen, und den Schwachen durch ihre »Gerichte unterdrücken, unsere Familie zu n heiligen Pe»trus auf eine hündische Art zerreißen, mit Rath und »Hülfe der Geistlichkeit, des Adels und meiner Dienst»leute folgende Gesetze schreiben lassen, auf daß weder »ein Vogt, noch ein Vizthum, noch sonst ein Gesetzver»dreher, unserer Familie etwas Neues aufdringen könne, »sondern ein und dasselbe Gesetz, den Reichen wie den »Armen, als gemeinschaftliche Richtschnur gelten möge.«

Hierauf folgen in den ersten acht Artikeln Verordnungen über Mitgift, Erbschaft auf Kinder und Verwandte, über Kauf und Verkauf ꝛc. ganz im Geiste der altteutschen Erbschaftsgewohnheit. Im neunten Artikel ist das alte Wehrgeld eines Kammer- und Dienstmannes auf fünf Pfund zur bischöflichen Kammer, und drittehalb Pfund für dessen Verwandte angesetzt. In dem zehnten Artikel heißt es: wenn in einer Familie ein Mann oder Frau mit Tod abgehen, und einen Sohn mit einer Tochter hinterlassen, soll der Sohn die Erbschaft des Dienstgutes, die Tochter aber der Mutter Kleider, und was sie sonst erworben, erhalten. Das übrige mögen sie theilen. In dem zwölf-

ten Artikel wird, um falsche Eidschwüre zu verhüten, geboten, daß alle Streitsachen über Aecker, Weinberge, Wiesen und andere dergleichen Dinge vor dem Ortsbeamten und seinen Mitbürgern ohne Eid abgethan werden sollen. Wäre es aber, daß dieses nicht geschehen könne, so soll nach dem einunddreißigsten Artikel, die Sache durch Zweikampf ausgemacht werden, und wessen Fechter bleibt, verlieren. In dem dreizehnten Artikel ist festgesetzt: daß, wenn ein Dienstmann von der Familie des heiligen Petrus eine Ungerechtigkeit begangen hat, er zum Banne des Bischofs mit fünf Schilling [1] gehen, und dem Beleidigten mit fünf, wenn er von der nämlichen Gemeinde ist, außer derselben, aber nur eine Unze und ohne Eid erstatten soll. Die folgenden Artikel verordnen: daß, wenn einer aus des Bischofs Lehenbann in einen andern heirathet, er dem Bischof für die Lehenpflicht verantwortlich seyn solle, und so auch in dem umgewandten Falle, dem Lehensherrn. Wenn ein Dienstmann eine Tagwärterin heirathet, sollen die Kinder nach der ärgern Hand schwören, wie auch wenn ein Tagwart eine Dienstmännin heirathet. Wer außer der Familie des heiligen Petrus eine Frau nimmt, von dessen Erbschaft fällt, wenn er stirbt, das Budtheil [2] der bischöflichen Kammer zu, und das von Rechtswegen. Die folgenden Artikel gebieten: daß, wenn einer das Vogtding oder Vogtsmal entweder durch ungebührliches Schreien stören, oder zornig seinen Sitz verlassen, oder zu gehöriger Zeit nicht darauf erscheinen würde, und von den Beisitzern nicht überwiesen ist, soll er nicht schwören, sondern dem Weisthume der Schöffen anheimfallen; ge-

1. Solidus.
2. Zwei Theile.

wöhnlich aber ſey der Eidſchwur mit einer Hand gültig, es ſey dann eine Lebensſache, wo mit ſieben Händen[1] und vor dem Biſchofe geſchworen werden ſoll. Wenn der Schwur nicht von der Gegenpartei angenommen wird, ſoll die Sache durch Zweikampf entſchieden werden; wenn aber der Geforderte eine ſo hohe Perſon iſt, daß, ſich mit ſeinem Gegner zu ſchlagen, unter ſeiner Würde wäre, ſoll er für ſich einen Mann ſtellen. Wenn einer einem Dienſtmann ſein Recht verſagen wolle, ſey es zur Tagwart oder ungerechter Steuer, ſoll dieſer mit ſieben unbeſtochenen Anverwandten ſein Recht nachſuchen. Würde er von väterlicher Seite verworfen, ſoll er zum Beweiſe zwei von dieſer und einen von mütterlicher Seite vernehmen. So auch, wenn es von der Mutter Seite her geſchehe; es ſey dann, daß er durch Urtheil der Schöffen und das Zeugniß der Verwandten überwieſen wäre. Wenn der Biſchof, ſagt der neunundzwanzigſte Artikel, einen Dienſtmann zu ſeinem Dienſte fordern wollte, ſoll er ihm keinen andern übertragen können, als jenen bei dem Kämmerer oder Mundſchenk, oder Truchſeß, oder Küchenmeiſter, und wenn er dieſen nicht übernehmen wollte, ſoll er vier Denarien zur königlichen Kammer, ſechs zur Ausfertigung entrichten, und drei ungebotene Dinge im Jahr beſuchen; übrigens mag er dienen, wem er will. Die folgenden Geſetze ſind meiſtens peinlich, und gehen auf Haut und Haar. Wenn einer in der Stadt Worms durch Zweikampf überwunden gefallen iſt, ſoll er ſechszig Schilling, wenn es aber außer der Stadt, doch innerhalb der Grenze der Familie geſchehen, dreifach ſo viel dem Biſchof, dem Vogte aber zwanzig entrichten,

1. Sieben Zeugen.

oder Haut und Haar verlieren. Wenn einer mit bewaffneter Hand in eines andern Haus gedrungen, und dessen Tochter geraubt hat, soll er die ganze Kleidung, womit sie während des Raubes angethan war, dem Vater oder ihrem Vormund dreifach, dem Bischof aber für jedes Kleidungsstück den Bann ersetzen. Nebstdem noch selbige mit dreifacher Vergütung zu des Bischofs Bann dem Vater erstatten; da er sie aber nach den kanonischen Gesetzen nicht rechtmäßig nehmen kann, soll er ihren Verwandten zwölf Schilder, eben so viel Lanzen, und ein Pfund Denarien als Friedgeld bezahlen. Wenn einer einen andern in der Stadt so geschlagen hat, daß dieser zur Erde fällt, soll er dem Bischof sechszig Schilling, wenn er ihn aber mit einem Dolche oder einer Peitsche nur blutrünstig geschlagen hat, so, daß er nicht niedersinkt, nur fünf Schillinge entrichten. Wenn einer in der Stadt gegen einen andern von Leder zieht, oder Pfeil und Bogen spannt, oder mit der Lanze zielt, soll er mit sechszig Schillingen vergüten. Um aber, so lauten die letzten Artikel, die vielen Todtschläge zu verhüten, welche fast täglich innerhalb der Familie des heiligen Petrus auf eine viehische Weise begangen werden, indem einer wegen nichts, oder in der Trunkenheit, oder aus Stolz, wüthend auf den andern eindringt, so, daß im Laufe eines einzigen Jahrs fünfunddreißig Knechte unserer Familie ohne Schuld von andern ermordet wurden, und die Mörder, statt Busse zu thun, sich dessen noch rühmen, darum haben wir mit Beirath unserer Getreuen folgende Besserung vorgeschrieben: Wenn Einer aus unserer Familie seinen Mitbürger ohne Noth, und zwar, ohne daß er nicht sich zu vertheidigen gezwungen war, umgebracht hat, soll er Haut und Haar verlieren, und auf beiden Backen gebrandmarkt werden.

Mit den Verwandten aber des Erſchlagenen ſoll er, wie gebräuchlich, ſich durchs Wehrgeld ausgleichen, und dieſe den Frieden annehmen. Wenn aber die Verwandten des Erſchlagenen jene des Mörders verfolgen wollten, und ſich einer unter dieſen von allem Beirath oder Zuthat des Mordes durch einen Eid reinigen kann, ſollen die Verwandten des Erſchlagenen beſtändigen Frieden mit ihm halten. Wenn aber die Verwandten deſſelben nichtsdeſtoweniger dieſes Geſetz nicht achten wollten, und ihren Feinden ferner nachſtellen, ſollen ſie, wenn es nicht zu Thätigkeiten kommt, Haut und Haar verlieren ohne Brandmarkung; wenn ſie aber einen derſelben tödten oder aus Verachtung verwunden, auch gebrandmarkt werden. Wenn der Mörder entflieht, ohne daß man ſeiner habhaft werden kann, ſoll alles, was er beſitzt, der biſchöflichen Kammer anheim fallen, und ſeine Verwandte, wenn ſie unſchuldig ſind, feſten Frieden haben. Wenn er aber nicht entflieht, ſondern gegen die Verwandten des Erſchlagenen ſeine Unſchuld durch einen Zweikampf beweiſen will, und ſiegt, ſoll er das Wehrgeld entrichten, und mit den Verwandten Frieden halten. Wenn keiner der letztern ſich mit ihm ſchlagen will, ſoll er ſich durch die Waſſerprobe gegen den Biſchof reinigen, das Wehrgeld bezahlen, und die Verwandten des Erſchlagenen gezwungen werden, Frieden zu halten. Wenn aber dieſe aus Furcht vor dieſer Verordnung in eine andere Familie wandern, und ſelbige gegen ihre eigenen Mitbürger aufhetzen, und keiner ſich herausſtellt, der mit ihnen fechten will, ſollen alle ſich durch die Waſſerprobe reinigen, und wer darin nicht beſteht, obige Strafe dulden. Wenn einer einen Mord in der Stadt begeht, ſoll er die ganze obige Strafe leiden; wenn es ein Fremder iſt, ſoll er entweder die obgenannte

Strafe und Genugthuung leisten, oder von unserm Vogte verfolgt werden. Wenn aber einer unserer Hof- und Diemileute sich eines solchen Verbrechens schuldig macht, behalten wir es uns vor, darüber mit Zuthun unserer Getreuen zu richten und zu strafen. Wenn einer aus unserer Familie einen Diebstahl begeht, und zwar nicht aus Hungersnoth, sondern aus Habsucht oder Gewohnheit und das Entwendete nicht mehr als fünf Schilling beträgt, derselbe aber entweder auf dem Vogtding oder dem Baumal des Verbrechens überwiesen ist, so soll er, zur Besserung, seines natürlichen Rechts verlustig, und, wenn er wieder beschuldigt wird, ihm kein Eid zu gestatten seyn, sondern er soll sich entweder durch Zweikampf, oder Wasser- oder Feuerprobe reinigen. Gleiche Strafe ist für jene verordnet, welche öffentlich einen Meineid schwören, oder falsches Zeugniß geben, oder mit Schande im Zweikampf gefallen, endlich gegen jene, welche sich mit den Feinden ihres Lehensherrn, des Bischofs, vertragen, oder gegen dessen Ehre und Wohl etwas unternehmen.

Auf die Art hatte Burkard I. seine Kirche und Familie zu Worms geordnet, von innen und außen gestärkt und verschönert. Sowohl in geistlichen als weltlichen Dingen war er ihr Herr und Gesetzgeber. Die Macht und Würde, welche er seinem Hochstifte zu verschaffen wußte, erweckte entweder die Ehrfurcht oder den Neid der weltlichen Herren und Fürsten umher. Die vom niedern Adel stritten um dessen Pfründen und Aemter, die vom höhern, um dessen Länder und Herrschaften. Jene suchten entweder Prälaten des Hochstiftes, oder wenigstens dessen Marschälle, Kämmerer, Mundschenken und Jägermeister zu werden; diese aber fielen mit gewaffneter Hand die wormsischen Länder an, um sie zu erobern. Die Pfalzgrafen

und die Grafen von Leiningen trachteten nach dem Worms- und Lobdengau; die von Katzenellenbogen und Spanheim nach den wormsischen Gütern im obern Rhein- und Nahegau; die von Laurenburg machten Ansprüche auf Weilburg und Nassau im Lahngau. Dazu kamen noch die Bürger von Worms, welche, wie ihre Nachbarn am Rhein, sich der bischöflichen Gewalt entziehen wollten. Unter solchen Umständen mußten die Nachfolger Burkards I. beständige Fehden mit ihren Außern und innern Feinden führen, und waren oft gezwungen, jenen ganze Herrschaften als Lehen, diesen neue Freiheiten zu gestatten. Der Bischof Adelbert II. mußte gegen den Kaiser Heinrich IV. und der Bischof Burkard II. gegen Heinrich V. streiten; aber beide wurden vertrieben. Die Bischöfe Konrad I. und II. wurden von den Pfalzgrafen, den Grafen von Leiningen, Katzenellenbogen, Nassau und Spanheim zugleich befehdet. Unter Ersterem fiel der Pfalzgraf Hermann II. mit diesen Grafen die wormsischen Länder an, und verwüstete sie mit Feuer und Schwert. Sie wurden zwar auf einem Fürstentage zu Worms vom Kaiser Friedrich I. zum Hundetragen verdammt; aber der Bischof mußte, um Ruhe zu haben, seine Rechte auf Nassau an Hillin, den Kurfürsten von Trier, abtreten, und dafür ein Gut zu Partenheim annehmen, welches seinen Ländern näher lag. Dem Bischof Konrad II. wollte der Pfalzgraf Konrad von Staufen den Lobdengau, Heidelberg und Mosbach wegnehmen. Er aber behauptete seine Rechte mit dem Degen in der Faust, und starb als ein Held unter mächtigen Feinden. Sein Nachfolger Heinrich I. setzte die nassauische Fehde mit Walram von Laurenburg fort. Er ließ sich seine Rechte auf Weilburg vom Kaiser ~~Lothar~~ bestätigen, da er aber der Entfernung wegen, diesem Ausspruche

Heinrich II.

keine Vollſtreckung geben konnte, blieben die Naſſauer im Beſitze dieſer Stadt. Heinrich's Nachfolger, Leopold, mußte die Waffen gegen ſeinen Nebenbuhler, Siegfried von Eppſtein ergreiffen, und dieſem, da ſein Beſchützer, der Kaiſer Philipp, ermordet war, das Erzſtift von Mainz überlaſſen. Heinrich II. erbte von ſeinen Vorfahren die Feinde und Fehden von innen und außen. Seines Waffenruhms ohngeachtet mußte er dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, die Grafſchaft auf dem Stahlbühel mit dem Lobdengau, und dem Kaiſer Heinrich VI. die Herrſchaft über Wimpfen abtreten. Nachdem ihm die Bürger von Worms einen wichtigen Freibrief abgetrotzt hatten, empörten ſich noch am Ende ſeines Lebens, ſeine eigenen Geiſtlichen, weil er ihnen zu Wiederherſtellung des Hochſtiftes eine Steuer abgefordert hatte.

Heinrich's II. Nachfolger, Landolf, wurde während des Bürgerkrieges unter den Hohenſtaufen von beiden Parteien verfolgt. Zuerſt jagte ihn Friedrich II. von ſeinem Stuhle, weil er deſſen Sohn Heinrich begünſtigt hatte, dann wurde ſein Hochſtift von dem Erzbiſchofe von Mainz angefallen, weil er dem Kaiſer gegen Heinrich von Thüringen treu geblieben war. Die Feinde des Hochſtiftes waren zu der Zeit ſo anmaßend und zahlreich geworden, daß ſogar die Bauern von Oſthofen den Biſchof befehdeten, und ſeine zahlreichen Haufen hinter ihre Mauern zurückſchlugen. Bei einem ſo anhaltenden und harten Kampfe blieben den Biſchöfen von Worms, von den wichtigen Ländern und Städten, welche ihren Vorfahren von Königen und Kaiſern geſchenkt wurden, nur noch fünf kleine Aemter, nämlich Dirmſtein, Lampertheim, Neuleiningen, Horchheim und Neuhauſen übrig, welche ſie durch Vögte und Amtleute verwalten ließen.

Dieſem zufolge hatten in neuern Zeiten die Biſchöfe von Worms zwar einen großen Lehenhof und eine große Diöceſe, aber ein kleines Fürſtenthum.

Zu dieſen äußeren Unfällen kamen noch innere, welche viel nachtheiliger waren. Zwieſpaltige Biſchofswahlen, Aufruhr der Bürger, Unſittlichkeit der Geiſtlichen, Brand in der Stadt und Noth auf dem flachen Lande. Seit der unglücklichen Regierung Heinrichs II. findet man einen faſt anhaltenden Streit zwiſchen den Parteien des Kapitels und der Bürgerſchaft. Der Tod eines jeden Biſchofs brachte eine zwieſpaltige Wahl hervor. Gegen Landolf ſetzte ſich Konrad III, gegen Reichard Eberhard I., gegen dieſen Burkard, gegen dieſen Friedrich, gegen dieſen Eberhard II., gegen dieſen Emicho, und nach deſſen Tode gegen Konrad IV. Gerlach, gegen dieſen Salmann. Die beiden Familien der Raugrafen von Baienburg und der von Schöneck haben zu der Zeit einen ſolchen Einfluß auf das Kapitel erhalten, daß ſie über hundert Jahre das Hochſtift entweder beherrſcht oder entzweit haben. Ich würde meine Leſer ermüden, wenn ich alle die Fehden, welche dadurch entſprungen, alle die Verträge anführen wollte, welche ſie geendigt haben. Ihre Erzählung wäre eine ekelhafte Reihefolge wechſelſeitiger Verfolgungen, ihre Reſultate eine Wiederholung der nämlichen Bedingniſſe. Deſto merkwürdiger iſt aber der Streit der Biſchöfe mit ihrer Stadt, denn keine Klaſſe ihrer Feinde machte ihnen mehr zu ſchaffen, als ihre eigenen Unterthanen, die Bürger von Worms.

Es iſt wahrſcheinlich, daß Hildebold und Burkard von den Kaiſern zugleich auch die Grafengewalt über die Stadt erhalten haben. Wenigſtens übten ihre Nachfolger das Recht aus, derſelben ihre Richter und Stadtgrafen zu geben. Sie ertheilten den vorzüglichſten Bür-

gern das Münzrecht, und machten die übrigen von dem Kopfgelde frei. Die Geſetze, welche Burkard für ſeine Stiftsleute ſchrieb, hatten auch ihre Rechtskraft über die Stadt verbreitet. Als die Herzoge von Rheinfranken, welche zu Worms ihren Sitz hatten, zugleich Kaiſer wurden, unterſtützten ſie die Bürger gegen die Gewalt ihrer Biſchöfe, und dieſe hingen ihnen mit offener Ergebenheit an, weil ſie ſich durch deren Würde und Macht ſelbſt geehrt glaubten. Wir finden daher in dem Streite Heinrichs IV. und ſeiner Nachfolger mit dem päbſtlichen Stuhle die Biſchöfe mit ihrer Geiſtlichkeit auf der Seite des Pabſtes und die Bürger von Worms auf der Seite ihrer Kaiſer. Sie trieben ihren Biſchof Adalbert, welcher ſich gegen Heinrichen erklärt hatte, aus der Stadt, und zogen mit Jubel und Frohlocken dem Kaiſer entgegen, als er gen Worms kam. Sein Einzug ſchien ein Triumph zu ſeyn. Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mädchen, kamen ihm mit feſtlichen Kleidern geſchmückt und Blumen ſtreuend entgegen. Die Bürger ſchwuren ihm, ſeine Rechte und Würde mit ihrem Blute zu vertheidigen, und er gab ihnen einen großen Freiheitsbrief, wodurch er ſie, um ihre Treue zu belohnen, von dem Zolle und andern bürgerlichen Laſten los ſagte. Aus Dankbarkeit errichteten ſie ihm ein Denkmal mit der Inſchrift:

DIVO. HENRICO IIII. ROM. REGI. AUG.
VANGIONES.
GRATIAS. IMMORTALES. DEBERE. NULLO.
SAECULO. NEGABUNT.

Heinrichen IV., dem geheiligten römiſchen Könige
und Auguſten werden
die Bürger von Worms
ewigen Dank ſchuldig bleiben.

Indeß hatten ſich die Reichsfürſten gegen Heinrich zu Tribur verſammelt und den Biſchof wieder auf ſeinen Stuhl nach Worms geführt; da er aber bald hierauf gegen den Kaiſer die Waffen ergriff, wurde er gefangen, und abermals ſeiner Würde entſetzt. Vier Jahre ſaß er bereits ſchon im Gefängniſſe, weil er Heinrichs Partei nicht rechtfertigen wollte, als es ihm gelang, ſeine Wächter zu überliſten, und zum Gegenkönige, dem Rudolph von Schwaben, zu entfliehen. Dieſer führte ihn auch wieder nach Worms zurück; allein dort hatte er ſich gegen eine mächtige Partei von auſſen und eine aufrühreriſche Bürgerſchaft von innen zu wehren. Erſt, nachdem er Heinrich IV. zu Ingelheim mit Hülfe der Erzbiſchöfe von Mainz und Cölln ſeines Thrones entſetzt hatte, kam er zum ruhigen Beſitze ſeines Bisthums. Von nun an war er darauf bedacht, die Bürger durch kluge Maasregeln und gemeinnützige Anſtalten zu gewinnen. Er nahm mit ihnen eine neue Abtheilung der Zünfte vor, und ließ die Stadt bis zum Rhein erweitern, um der Fiſcher- und Metzgerzunft zu ihrem Gewerbe bequemere Plätze und Häuſer zu geben. Er unterwarf die Scharn und öffentlichen Backhäuſer der polizeilichen Aufſicht des Domprobſtes und erhielt die Ruhe und Ordnung unter den Bürgern.

Nach ſeinem Tode wollte der Kaiſer Heinrich V. die Anſprüche wieder geltend machen, weßwegen er ſeinen Vater ſo ſchändlich vom Throne geſtoßen hatte, und beſetzte den ledigen Stuhl zu Worms mit ſeinen Creaturen. Zuerſt gab er das Bisthum einem Benedictiner-Mönche von Lorſch, Eppo mit Nahmen; und als die Domherren nach deſſen Tode Burkarden II. erwählt hatten, vertrieb er ihn von ſeinem Stuhle, und ſetzte einen gewiſſen Arnold an deſſen Stelle. Durch dieſe eigenmächtigen

Handlungen verlor Heinrich die Liebe des Wormſer Volks in eben dem Grade, als ſie Burkard gewann. Da der Kaiſer ſeinen Clienten mit Gewalt in der biſchöflichen Würde behaupten wollte, ergriffen die Bürger die Waffen, und hielten lieber eine fürchterliche Belagerung aus, als daß ſie ihre Rechte kränken ließen. Heinrich kam im Jahre 1125 mit einem mächtigen Heere angezogen, und umgab ihre Stadt mit Reiſigen und Geſchoß. Nach einer blutigen Gegenwehr zwang er ſie den Biſchof zu entlaſſen; Leben und Plünderung mußten ſie aber um fünftauſend Pfund abkaufen. Nach dem Tode Heinrichs V. kam Burkard ruhig zum Beſitze ſeines Bisthums, und ſuchte den Schaden wieder zu vergüten, welchen die Stadt und das Land erdulden mußten.

Als nach dem Abgang der ſaliſchen Kaiſerdynaſtie die hohenſtaufiſche in alle die Rechte und Länder eingetreten war, welche jener gebührten, erwieſen ihr die Bürger von Worms eben die Treue und Anhänglichkeit, wodurch ſie ſich unter der erſtern ausgezeichnet hatten. Deſſen eingedenk gab der Kaiſer Friedrich I. der Stadt Worms eine Verfaſſung, wodurch, zu den von dem Biſchofe angeſetzten zwölf Richtern, noch achtundzwanzig aus der Gemeinde genommen wurden, welche vierzig Magiſtratsperſonen die Stadt regieren ſollten, und Biſchof Konrad II. mußte ſie beſtätigen. Die Bürger glaubten dadurch der biſchöflichen Regierung entledigt zu ſeyn, und machten dieſe ihnen von dem Kaiſer geſtatteten Freiheiten, ſchon im Jahr 1231 gegen den Biſchof Heinrich II. geltend. Dieſer kriegeriſche Prälat war ein Bundesgenoſſe des eben ſo kühnen Erzbiſchofs von Mainz, Siegfried III., und wollte, wie dieſer die Bürger von Mainz ſich unterwürfig gemacht hatte, ein gleiches bei jenen von Worms

verſuchen, allein er fand auch, wie dieſer, in ſeiner Stadt einen gleichen Widerſtand und kraftige Gegenwehr.

Den Anfang der Empörung verſuchten die Patrizier. Sie hatten durch die Freiheitsbriefe des Kaiſers Friedrich und des Biſchofs Konrad das Münz- und andere Vorrechte erworben, und wollten jetzt dieſelben nicht nur gegen die Gemeinen, ſondern auch gegen den Biſchof ſelbſt geltend machen; dieſer aber brachte darüber ſeine Klage an den römiſchen König Heinrich, welcher im Jahre 1231 einen Reichstag zu Worms hielt, und die ſtolzen Herren wurden durch ein an ſie erlaſſenes kaiſerliches Gebot in ihre alten Schranken verwieſen. Hierauf verbot der römiſche König auf dem nämlichen Reichstage alle Verbindungen und neuen bürgerlichen Stellen unter den rheiniſchen Städten, welche ohne Wiſſen und Willen der Biſchöfe errichtet würden. Dieſes Verbot bekräftigte der Kaiſer auf einem Reichstage zu Ravenna. Die von Worms ließen ſich aber dadurch nicht abſchrecken. Patrizier und Gemeine glaubten ſich in ihren Freiheiten gekränkt, und da ſowohl der Kaiſer, als ihr Biſchof in Italien waren, und ſie keine nahe Macht zu fürchten hatten, empörten ſie ſich gegen die biſchöfliche Gewalt. Sie wählten unter ſich und aus eigenem Willen einen neuen Rath und baueten ſelbſt auf dem biſchöflichen Grund und Boden ein groſſes Haus, wo ſie ihre Zuſammenkünfte hielten, und welches ſie das Bürgerhaus nannten.

Ein ſo eigenmächtiges Verfahren brachte ſowohl den Kaiſer als den Biſchof gegen ſie auf. Beide bedrohten die Bürger mit geiſtlicher und weltlicher Acht, wenn ſie nicht von ihren Anmaßungen abſtehen, und das Haus ſogleich niederreißen würden. Allein auch dieſes Gebot

blieb unerfüllt; denn die Bürger waren heimlich von dem Pfalzgrafen Ludwig unterstützt, welcher dem Bischofe Neckerau weggenommen hatte, und der Landvogt zu Lautern war nicht stark genug, um des Bischofs Rechte gegen einen mächtigen Fürsten und eine aufrührerische Stadt zu schützen.

Endlich kam der Kaiser zurück nach Frankfurt, und nun erst erhielten seine Aussprüche Kraft und Vollstreckung. Die Bürger schickten Abgeordnete an ihn, um Vergebung zu erhalten, er aber an sie Siegfried den Kurfürsten von Mainz, Herrmann den Markgrafen von Baden und Gerlach den Grafen von Büdingen, um die Sache zu vermitteln. Mit diesen zog der Bischof Heinrich gleichsam im Triumphe nach Worms. Die Thore wurden mit Truppen besetzt, der neue Rath entlassen, das Bürgerhaus niedergerissen, und Heinrich glaubte nun wieder Herr seiner Stadt zu seyn. Da fiel Konrad der Landgraf von Thüringen des Kurfürsten von Mainz Länder in Hessen an. Beide Prälaten, Siegfried und Heinrich, verliessen den Rhein, um als Bundsgenossen den gefährlichen Feind zurückzuhalten. Sie wurden aber bei Fritzlar geschlagen und Heinrich gefangen. In dieser Noth mußte der Bischof im Jahre 1253, wie Siegfried mit Mainz, so mit seiner Stadt Worms einen Vertrag eingehen, welcher der Grund ihrer künftigen freien Verfassung wurde. Es wurde nämlich zwischen beiden Theilen ausgemacht: daß der Bischof neun Bürger ernennen sollte, welche er zu seinem und der Stadt Nutzen für tauglich hielte. Diese sollten alsdann aus den ritterlichen Geschlechtern sechs Biedermänner wählen, welche fünfzehn Personen den Rath ausmachen, und in ihrem und des Bischofs Nahmen das gemeine Wesen verwalten würden. Diesem Rathe

wurde auch die Gewalt ertheilt, unter Leitung des Bischofs die Stadtschultheißen und die Richter zu ernennen. Die fünfzehn vom Rathe wählten ferner aus jeder der vier Stadtpfarreien vier redliche Bürger, zusammen sechszehn, als Vorstände der Gemeinde; sie hatten die gemeinen Beiträge einzutreiben, und selbige zu der Stadt Nutzen zu verwalten.

Durch diesen Vertrag hatten die Bürger zwar große Rechte erworben; allein der wichtigste Antheil der Regierung blieb doch immer in den Händen der adelichen Geschlechter; denn sie allein herrschten im Rathe, und selbst die sechszehn Bürger, welche die Gemeinde vorstellen sollten, wurden von ihnen gewählt. Die Zünfte und gemeinen Bürger sahen diese Vorrechte der Patrizier mit neidischen Augen an. Im Jahre 1264 sammelten sie sich in einem gemeinschaftlichen Hause, und forderten Rechenschaft über das Ohmgeld,[1] welches zur Erhaltung der Stadtmauern und Thürme verwendet werden sollte, und gleichen Antheil an der städtischen Verwaltung. Der Streit war schon zu wechselseitigen Gewaltthaten und blutigen Auftritten gekommen, als der Bischof Eberhard I. dazwischen kam, und die Bürgerschaft mit dem Kirchenbanne bedrohete, wenn sie sich nicht zur Einigkeit verstehen wolle. Durch dessen Vermittlung wurde auch der Zwist vor der Hand beigelegt, allein die Eifersucht beider Parteien nichts weniger als erstickt.

Eberhard's Bruder der Bischof Friedrich und dessen Nachfolger Simon von Schöneck erhielten durch ihre Klugheit und Verträglichkeit die Ruhe in der Stadt und

1. Gemeinlich das Ungelt oder Ohngelt genannt. Vermuthlich wurde es vom Einlaß des Weins erhoben; daher Ohmgeld.

unter der Geiſtlichkeit. Letzterer hatte ſeine Regierung mehr durch die Tugenden eines friedlichen Seelenhirten, als eines kriegeriſchen Fürſten ausgezeichnet, weswegen er auch ein Spiegel der Geiſtlichen genannt wurde. Er wollte die Cleriſei durch ſein Beiſpiel, die Bürger durch ſeine Nachgiebigkeit beſänftigen, nährte aber vielmehr beider Kühnheit und Zügelloſigkeit. Das wechſelſeitige Mißvergnügen brach auch im Jahre 1297 unter ſeinem Nachfolger Emicho in einen förmlichen Aufruhr aus. Die Gemeinen kamen auf ihre alten Forderungen zurück, und verlangten gleichen Antheil an der Regierung; die Patrizier aber ſuchten mit Standhaftigkeit ihre Vorrechte zu behaupten. Dieſe Zwietracht beider Parteien wollte der liſtige Biſchof zu ſeinem Vortheile benutzen. Er verſprach den Gemeinen, ſie gegen die alten Geſchlechter zu unterſtützen, und nur ſie in Ertheilung der Aemter zu begünſtigen. Er hoffte, wenn er die tapfern Adelichen geſtürzt haben würde, ſeine Herrſchaft um ſo ſicherer unter den Gemeinen zu erweitern, worunter er ſich durch Verſprechungen und populäre Künſte einen großen Anhang erworben hatte.

Von zwei ſo mächtigen Feinden, dem Biſchofe und den Gemeinen, zugleich bedroht, ſuchten die Patrizier die Hülfe Kaiſer Albrechts I. nach, der ſo eben ſeinen Gegner Adolph von Naſſau bei Gelheim geſchlagen hatte, und ſiegreich in Worms eingezogen war. Da Albrechts Partei größtentheils aus Adelichen und Rittern zuſammengeſetzt war, ſo beſtätigte er der Patrizier Vorrechte und bürgerliche Gewalt. Der Haß, welcher bisher die Bürger entzweit hatte, fiel nun gänzlich wieder auf die Biſchöfe. Die alten Geſchlechter wußten die Gemeinen durch Mäßigung und einige Freiheiten, welche ſie ihnen geſtatteten, zu

gewinnen, und erweiterten dadurch die ihrigen gegen die bischöfliche Regierung. Sie erneuerten hierauf die Bündnisse mit den benachbarten rheinischen Städten. Sie nahmen viele Ritter umher in ihren Sold, damit sie in ihren Streitigkeiten auch eine kräftige Unterstützung und tüchtige Anführer haben möchten. Von nun an wird die Geschichte von Worms ein anhaltender Kampf zwischen der Bürgerschaft und der Geistlichkeit, dem Stadtrathe und dem Bischofe. Von der Regierung Emichos an bis auf jene Johanns III. aus dem Geschlechte der Kämmerer von Dahlberg, mußten die Bischöfe ihre Rechte theils durch Waffen, theils durch Verträge behaupten; aber wie sie bei ihren äußern Streitigkeiten fast in einer jeden Fehde einen Theil ihrer Länder verloren haben, so jetzt bei ihren innern einen Theil ihrer Gewalt.

Unter dem Bischofe Ewerwin, dem Nachfolger Emichos, hatten im Jahre 1308 die Unruhen der Bürgerschaft auch eine Empörung unter der niedern Geistlichkeit oder dem sogenannten Clerus secundarius hervorgebracht. Obwohl die Geistlichen gemeinschaftliche Sache mit dem Bischofe gegen die Stadt hätten machen sollen, so traten sie doch jetzt auf die Seite der Bürger, weil sie durch die Forderungen und den Stolz der Domherren aufgebracht waren. Um einem so gefährlichen Aufruhr der Geistlichen und Bürger bei Zeiten zu begegnen, suchte der Bischof die Hülfe des Erzbischofs von Mainz, als seines Metropoliten, und jene Friedrichs Grafen von Leiningen, als seines Vasallen und Nachbars nach. Durch deren Vermittelung gelang es ihm die Geistlichen von den Bürgern zu trennen und seine Gewalt aufrecht zu erhalten. Aber nach seinem Tode theilte sich das Domkapitel wieder in der Wahl eines neuen Bischofs. Da durch

diesen Zwiespalt auch neue Unruhen unter der Bürgerschaft zu befürchten waren, übergab der Pabst Clemens V. eine Zeitlang die Verwaltung des Hochstiftes dem mächtigen Kurfürsten von Trier **Balduin**. Dieser wußte die Stadt nicht nur im Zaume zu halten, sondern er vereinigte auch endlich die Domherren dahin, daß sie **Emerichen** von Schöneck wählten, welcher, wie sein Bruder der Bischof Simon, große Demuth und Verträglichkeit versprach. Allein diese Tugenden waren nur ein bisher ausgehängter Schein, wodurch er das Zutrauen seiner Chorbrüder zu gewinnen suchte. Sobald er auf dem bischöflichen Stuhle saß, übte er seine Gewalt sowohl gegen das Kapitel als gegen die Bürgerschaft mit einer solchen Kraft, daß beide zuerst erstaunt, dann aufgebracht wurden, und mit einer neuen Empörung droheten. Dieses durch die Strenge des Bischofs allgemein verbreitete Mißvergnügen machte endlich auch die Juden muthig. Sie, die bisher sowohl von den Bischöfen als den Bürgern bedrückt waren, glaubten nun von letztern unterstützt zu werden, und versagten im Jahre 1312 dem Bischofe den bisher geleisteten Gehorsam und Zins. Ehe ich aber diesen neuen Kampf erzähle, muß ich zuvor die Verhältnisse der Judenschaft, sowohl gegen die Bischöfe als gegen die Bürgerschaft, hier besonders angeben, denn in keiner Stadt am Rheine, ja vielleicht in Teutschland, waren sie zahlreicher und ihre Verfassung bestimmter, als in Worms.

Bekanntlich wurde dieses Volk nach der Zerstörung von Jerusalem in alle Welt zerstreuet, und da ihm zu seinem Unterhalte kein anderes Erwerbsmittel übrig geblieben ist, als der Handel, so war es natürlich, daß sich eine Menge von Juden in Worms niederließen, wo der königliche Hof und die Anzahl der Bewohner dem Ver-

kehr einen freien Markt gaben. Um sich sowohl den Schutz des Kaisers, als auch der Bürgerschaft zu erwerben, rühmten sich die schlauen Israeliten, schon vor Christi Geburt eine Synagoge in Worms gehabt zu haben, welche nicht in den Tod des Erlösers gewilligt. Dagegen aber behaupteten die Christen, daß sie mit dem Stammvater der Familie von Dahlberg als Sclaven nach Worms gekommen seyen, und legten ihnen die drückendsten Lasten auf. Wie das Vieh mußten sie jährlich acht Malter Korn für die Stadt in einer Roßmühle mahlen, und wenn es den Kaisern oder der Bürgerschaft an Geld fehlte, fiel man über sie her, um es entweder durch Schrecken oder Gewalt zu erpressen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß in Worms der allgemein bekannte Volksroman, der ewige Jude, erdichtet wurde, welcher nebst dem Doktor Faust einer der reichhaltigsten Stoffe teutscher Poesie ist. Um sowohl den Spott als andere Mißhandlungen von dem gedrückten Volke abzuhalten, wurden die Juden der Obhut derer von Dahlberg übergeben, und diese stellten einen ihrer Beamten an, welcher sie bei ihrem Gottesdienste und ihren Leichenzügen gegen die Anfälle des Pöbels schützte. Uebrigens hält man die Familie von Dahlberg für die älteste von Worms, ja der ganzen teutschen Ritterschaft; daher fragte auch ein jeder neugewählter Kaiser nach seiner Krönung »ob kein Dahlberg »vorhanden sey, den er zum Ritter schlagen könne.« Die von Dahlberg hießen ursprünglich Kämmerer von Worms, und eine eigene Gasse wurde von ihnen die Kämmerergasse genannt. Ob sie diesen Nahmen von einem königlichen oder bischöflichen Amte her haben, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen. Ehemals rühmten sie

ſich, durch die Jungfrau Maria mit Chriſtus verwandt zu ſeyn,[1] und ich ſelbſt habe noch einen alten Stammbaum geſehen, worauf ihr Urahn als Verwandter der heiligen Familie Chriſti vorgeſtellt war. Deſſen Sohn ſoll mit der XXII. Legion nach Worms gekommen ſeyn, und da das Geſchlecht fortgepflanzt haben. Gegen das zwölfte Jahrhundert waren ſie ſchon ſo reich an Gütern im Wormsgaue, daß im Jahre 1119 Eckenbert ein Manns- und ein Nonnenkloſter ſtiften konnte, welchem die Stadt Frankenthal ihren Urſprung zu verdanken hat.

So ohngefähr waren die Verhältniſſe der Judenſchaft in Worms, als ſie dem Biſchofe Steuern und Gehorſam verſagte. Sie würde ein ſo kühnes Unternehmen nicht gewagt, und der ſtolze Emmerich ſelbiges auch mit aller Strenge beſtraft haben, wenn die Juden nicht von der Bürgerſchaft unterſtützt geweſen wären; denn dieſe wünſchten ſie ſchon lange unter ihre Gemeinde aufzunehmen, weil ſie die Steuern, welche die Juden dem Biſchofe entrichten mußten, und die ſehr anſehnlich waren, gerne in ihre Stadtkaſſen gezogen hätten. Um alſo ſeine Rechte über dieſes ſtets erwerbende Volk nicht gänzlich zu verlieren, gab Emmerich der Judenſchaft eine eigene Verfaſſung mit einem aus ihrer Gemeinde gezogenen Rathe von zwölf Iſraeliten und einem Vorſteher. Dieſer wurde, weil er des Biſchofs Rechte übte, von dem Pöbel der Judenbiſchof genannt. So geordnet wurde die Judenſchaft

1. Man erzählt ſich daher die ſpaßige Anekdote: daß, als einsmals der Kutſcher eine Frau von Dahlberg fragte: wohin er ſie fahren ſollte, ſie geantwortet habe: zu meiner Couſine nach Liebfrau.

im Jahre 1315 von Kaiser Ludwig dem Baiern unter die Stadtgemeinde aufgenommen; dessen Nachfolger Kaiser Karl IV. übergab sie alsdann ganz der Stadt, aber unter bischöflichem und dahlbergischem Schutze.

Durch solche Vergünstigungen der Kaiser wurde sowohl der Muth als die Gewalt der Bürgerschaft täglich vermehrt, und folglich auch ihre Forderungen an die Bischöfe und Geistlichkeit. Nach dem Tode des Bischofs Emmerich erhielt der Empörungsgeist, durch die zwiespaltige Wahlen des Domkapitels und den Streit des Bischofs Salmann gegen den Bischof Gerlach, neue Nahrung. Das Mißvergnügen aller Stände des Hochstifts stieg endlich auf den höchsten Grad, als ihnen der Pabst Urban V. seinen Großinquisitor den Johann Schadland aufdrang, welchen das Volk spottweis den Landschaden nannte. Der Adel haßte ihn, weil er ein Bürgerlicher war, und die Bürger verachteten ihn, weil er keine Kraft zeigte. Er war schon zuvor von dem Pabste zum Bischof von Hildesheim ernannt; als er aber beim Antritte seiner Regierung sogleich nach der Bibliothek fragte, führten ihn die Domherren in das Zeughaus, und sagten, ihm die Waffen zeigend: »dies sind die Bücher, wodurch bisher »die Bischöfe ihren Unterthanen ihre Rechte bewiesen »haben.« Unter einem solchen Fürsten, der mehr an Bücher, als an Schlachtenstaub gewöhnt war, und in einem Zeitalter, worin die Bischöfe mehr das Schwert als den Hirtenstab zu führen, gezwungen waren, konnte der Freiheitsgeist der Bürger nicht zurückgehalten werden. Er brach auch unter seinem Nachfolger Eckard von Dersch im Jahr 1386 in eine offene Fehde aus.

Die Bürgerschaft von Worms hatte sich bisher begnügt, ihre Freiheit gegen die Herrschaft der Bischöfe

errungen zu haben, jetzt aber, da diese ihnen von den Kaisern bestätigt war, wollten sie auch die Geistlichkeit in allen Rechten und bürgerlichen Lasten sich gleichgesetzt sehen. Dem zufolge forderten sie: daß die Geistlichen, wie andere Bürger, von ihren in die Stadt geführten Weinen und Früchten den gehörigen Zoll, und von dem Weinzapf eine Steuer geben sollten. Dieser Anmaßung widersetzten sich der Bischof und die Clerisei, und da die Bürgerschaft von ihren Forderungen nicht abstehen wollte, zog er mit der Geistlichkeit aus der Stadt und belegte sie mit dem Kirchenbanne. Die bischöfliche Bedrohung hatte sie aber mehr aufgebracht, als geschreckt. Die Rädelsführer des Aufruhrs, besonders die Weinwirthe, versammelten in den Trinkstuben und Wirthshäusern das Volk um sich her, und hetzten es, da der Wein ohne dies die Köpfe erhitzt hatte, gegen den Bischof und die Geistlichen auf. »Warum« sagten sie, »sollen wir uns durch »einen ungerechten Bannfluch von unsern gerechten For»derungen abhalten lassen. Christus der Herr hat die »Bischöfe und Geistlichen eingesetzt, auf daß sie uns wie »Lämmer weiden, nicht aber scheeren sollen. Die Kaiser »haben ihnen so viele Güter und Zehnten gegeben, daß »sie reichlich leben können. Dafür sollen sie in der Kirche »für uns singen und beten, nicht aber die Kirchen zu »Wirthshäusern machen, und durch Weinzapf und andere »weltliche Handthierungen ehrlichen Bürgern die Nahrung »wegschnappen.[1] Wir haben unsere Freiheiten und Pri»vilegien so gut von den Kaisern erhalten, als sie, dafür »sind wir denselben stets dankbar geblieben, und haben

1. Das Volk wurde hauptsächlich darum aufgebracht, weil die Geistlichen im Kreuzgange zapften.

»für ihre Majestät unser Gut und Blut daran gesetzt;
»die Pfaffen aber haben stets Aufruhr gegen sie gepredigt,
»und selbst das weltliche Schwert gegen sie ergriffen. Da-
»her wird auch der Kaiser in unsere gerechten Forderun-
»gen Einsehen haben, und uns darin mit kaiserlicher Ge-
»walt unterstützen.«

Durch solche Reden zum Aufruhr gebracht, ergriffen die Bürger die Waffen und Stadtfahnen, und zogen unter Anführung ihrer Bürgermeister gegen den Bischof und die Geistlichkeit zu Feld. Erst verwüsteten sie deren Güter und Häuser, und führten über achtunddreißig Prälaten und Geistliche gefänglich nach der Stadt. Hierauf vertheilten sie sich in Schaaren, sie durchsuchten die Felder, die Dörfer und Häuser, und setzten, was sie von Geistlichen fanden, in Thürmen, Löchern und Gerichtsstuben fest. Endlich hetzten sie auch noch die Bauern auf, und versprachen diesen Geld und Atzung, wenn sie einen oder mehrere derselben einbringen würden.

Die Fehde ist bald so verwüstend und umgreifend geworden, daß nicht nur die benachbarten Städte und Fürsten, sondern der Pabst und der Kaiser selbst Einhalt geboten. Unter der Vermittelung des Pfalzgrafen Rupert und der Städte Mainz und Speier wurde die Wiederherstellung der Ordnung und des Friedens versucht, aber der Bischof Eckard konnte eine vollkommene Ruhe nicht erleben. Nach seinem Tode wurde Matthäus von Cracau zu seinem Nachfolger, der Pfalzgraf Rupert aber zum römischen Könige gewählt. Beide Fürsten und Nachbarn brachten durch Vermittelung des Kurfürsten von Mainz, Johann von Nassau, einen Vergleich zu Stande, vermöge dessen den Bürgern und dem Rathe die Auf-

rechthaltung ihrer bisher erlassenen Verordnungen über Weinmaaß noch siebenundzwanzig Jahre lang, auch mit Bewilligung des Bischofs die auf dem Stiftsboden erbauten Häuser gestattet wurden, jedoch aber mußten sie der Geistlichkeit alle die Rechte, welche dieselbe bisher bei Ein- und Ausfuhr, Zehnten und Gefällen geübt hatte, zugestehen, und dem Bischofe den Eid der Treue leisten.

Diese Bedingungen, so sehr sie auf alte Vorrechte und Verträge gegründet waren, konnten einer Gemeinde nicht gefallen, welche schon so viele Jahre hindurch mit der Geistlichkeit im Streite lag, und nun die Herrschaft des Bischofs wieder anerkennen sollte. Das Mißvergnügen brach auch schon wieder unter dem Nachfolger des Matthäus, Johann II., in einen offenbaren Aufruhr aus. Dieser hatte weder an dem Kaiser Rupert, welcher gestorben war, noch von dem Kurfürsten von Mainz, welcher sich bei der Bischofswahl als seinen Nebenbuhler herausstellte, eine Unterstützung zu hoffen. Die Bürger, seine Schwäche bemerkend, traten also wieder mit ihren vorigen Forderungen hervor, und Johann II. mußte um gegen die Wuth des aufgebrachten Pöbels und der von ihm gedungenen Söldner sicher zu seyn, nach Neuhausen entfliehen.

Die Zwietracht schien nun wieder in die verderbliche Fehde auszuarten, welche man kurz zuvor erst beigelegt hatte. Johann, der Kurfürst von Mainz, vergaß daher seinen alten Groll, welchen er gegen Johann den Bischof von Worms gehegt hatte, und beredete sich mit seinem Nachbarn Ludwig, dem Kurfürsten von der Pfalz, wie der ihnen selbst so gefährliche Aufruhr zu bändigen sey. Während aber beide Kurfürsten die Gemüther zu besänf-

tigen ſuchten, beſtätigte der Kaiſer Sigismund der Stadt ihre alten und neuen Freiheiten. So blieben die Verſuche wechſelſeitiger Rächtungen und Verträge, die aber alle nicht gehalten wurden, unter den kurzen Regierungen Johanns II., Friedrichs und Ludwigs fruchtlos, bis endlich Rheinhard I. von Sikingen den wormſer Stuhl beſtieg, und ſowohl gegen die Geiſtlichen als Bürger eine kräftigere Sprache zu führen wußte. Unterſtützt von der rheiniſchen Ritterſchaft, und ſeinem Freunde, dem Kurfürſten von der Pfalz, Friedrich dem Siegreichen, gebot er ſeinen Geiſtlichen eine ſittliche Lebensweiſe, und hielt ſie zu ihren geiſtlichen Pflichten an. Den Bürgern begegnete er mit Kraft und Würde, und behauptete ſich, ohne drückend zu ſeyn, in ſeinen Rechten und Gewalten. Da die Bürgermeiſter und der Rath an dieſem Biſchof einen ſo kräftigen Fürſten fanden, ſuchten ſie ſeinen Anſprüchen durch Liſt auszuweichen. Es war nämlich üblich, daß, wenn ein armer Sünder gehängt werden ſollte, die Bürgermeiſter immer den Strick bei dem Biſchofe nachſuchen mußten, weil dieſer das Blutgericht hatte. Um dieſe Gewohnheit zu vermeiden, ließen ſie den Dieb an einer dünnen Kette aufhängen. Rheinhard hatte dieſen Vorgang kaum gehört, als er den Rath vor ſich kommen ließ, und ihn mit folgenden Worten anredete: »Ihr habt euch, »wie ich höre, unverzeihliche Eingriffe in meine Gerichts»barkeit erlaubt, und einen armen Sünder aufgehängt, »ohne, wie es ſich gebührt hätte, den Strick bei mir »nachzuſuchen. Ich hoffe, daß dieſer Unfug hinführo un»terbleibe, und, ohne mein Wiſſen und Willen kein neuer »Gebrauch in der Stadt eingeführt werde. Ihr müßt »wiſſen, daß ihr euere Freiheiten und Vorrechte von mei-

»nen Vorfahren aus Gnade erhalten habt. Auch iſt mein »Hochſtift noch nicht ſo arm geworden, daß ich eueren »Bürgermeiſtern nicht einen Strick ſollte kaufen können.« Mit dieſen Worten drohend, entließ er den geſchreckten Rath, und ordnete bald hierauf ſeine Gerichte nach Maßgabe der allgemeinen Reichsgerichte.

Durch eine ſo kräftige Regierung erhielt er nicht nur die Ruhe zwiſchen den Bürgern und der Geiſtlichkeit in Worms, ſondern er wurde auch noch Schiedsrichter bei den blutigen Fehden, welche die zwieſpaltigen Wahlen in Mainz und Cölln hervorgebracht hatten.[1] So viel kann ſelbſt in den unruhigſten Zeiten ein Fürſt wirken, der Klugheit mit Kraft zu vereinigen weis, und nur die Gerechtigkeit vor Augen habend, zwiſchen den aufgebrachten Parteien mit Verſtand und Muth durchgreift.

Nach dem Tode Rheinhards 1482, glaubte das Domkapitel ihm keinen würdigern Nachfolger geben zu können, als Johann von Dahlberg. Dieſer hatte ſich durch ſeine Gelehrſamkeit und durch Stiftung der Heidelbergiſchen Akademie in ganz Teutſchland berühmt gemacht.[2] Er war ein Freund Philipps des Kurfürſten von der Pfalz und Nachbars von Worms; ſeine Familie rühmte ſich die älteſte der Stadt zu ſeyn; demohngeachtet wollten ihm die von ſeinem Vorfahrer gezähmten Bürger bei ſeinem Einzuge den Eid der Treue nicht ſchwören. Sie widerſetzten ſich allen ſeinen Forderungen, droheten mit Worten und Waffen, und der Aufſtand entbrannte wie unter Johann II.

Um eine neue blutige Fehde zu verhüten, machte der

1. Siehe unten die Geſchichte von Mainz und Cölln.
2. Davon im folgenden Theile.

Bischof den Bürgern den Vorschlag, den Streit durch fünf unparteiische Schiedsrichter entscheiden zu lassen. Johann wählte dazu von seiner Seite den Itel von Sickingen, und den Probst Johann Stoll; die Stadt Peter Schott, Bürger von Straßburg und Arnold von Holzhausen von Frankfurt, welchen Ludwig der Bischof von Speier vorsaß. Diese erkannten einstimmig die Rechte des Bischofs an; aber nur die Patrizier oder Münzgenossen unterwarfen sich dem Richterspruche. Die gemeinen Bürger und das Volk sahen das Urtheil als eine Kränkung ihrer Freiheiten an; sie jagten die alten Geschlechter mit ihren Weibern und Kindern aus der Stadt, und trotzten, wie zuvor, dem Bischofe und den Schiedsrichtern. Um ihrer Gewalt noch sicherer zu seyn, suchten sie sich Freunde sowohl unter den benachbarten Fürsten, als den kaiserlichen Räthen; und Johann, zu schwach, um durch eigene Macht die Bürger bezähmen zu können, brachte endlich seine Sache vor den Kaiser und die Reichsgerichte.

Zu der Zeit war Maximilian I. durch Worms gekommen, und beide Theile hatten jetzt Gelegenheit, ihm ihre wechselseitigen Beschwerden vorzutragen. Der Kaiser hörte sie auch gnädig an; da er aber nach den Niederlanden eilte, verschob er die Sache bis zu seiner Rückkunft; aber die Gemeinen hatten unter der Zeit Mittel gefunden, seinen Kanzler, Konrad Stürzel, zu gewinnen, und dieser bewirkte ihnen von seinem Herrn eine Bestätigung ihrer Ansprüche. Trotzend auf des Kaisers Gnade, erweiterten sie täglich ihre Gewalt, und da Johann wegen dieser Widerspenstigkeit abermals des Kaisers Schutz und Hülfe angesucht hatte, versammelten sie sich bei dem Schalle

der Wolfsglocke auf dem Pelzmarkt, und ſetzten einen neuen, aus Bürgerlichen gewählten, Rath an, ſie verlegten hierauf das Stadtgericht von dem Biſchofshofe nach dem alten Münzhauſe, und bemeiſterten ſich des ganzen Stadt-Regiments.

Nun ſahe der Biſchof deutlich, daß das aufgebrachte Volk durch Güte und Richterſprüche nicht zu bändigen ſey. Er gebot der Geiſtlichkeit, aus der Stadt zu ziehen, und ſchleuderte auf die Widerſpenſtigen den erwirkten Reichs- und Kirchenbann. Die Bürger, eine Zeitlang geſchreckt, unterwarfen ſich endlich den kaiſerlichen Mandaten. Sie erkannten die Vorrechte des Biſchofs an. Der neue Rath wurde ab, und der alte wieder eingeſetzt. Johann verzieh den Häuptern des Aufruhrs, den ruhigen Bürgern ließ er ihre alten Freiheiten. Nachdem er alſo das Zutrauen und auch die Liebe der Gemeinen erworben hatte, zog er unter dem Zurufen des Volkes und der Cleriſei in die Stadt, und empfing den Huldigungseid mit großer Feierlichkeit.

Die wechſelſeitige Ruhe und Vertraulichkeit dauerte nur ſo lange, als der Biſchof die Bürger durch Wohlthaten zu gewinnen ſuchte. Nachdem er aber die Wunden, welche der bürgerliche Krieg dem Hochſtifte geſchlagen, wieder heilen, und ſeine alten fürſtlichen Rechte üben wollte, empörten ſie ſich nochmals, und erklärten ihm faſt ins Angeſicht: »daß alles, was bisher geſchehen, gegen »ihre Freiheiten, und was ſie zu thun geſchienen, nur »mit Proteſtation geſchehen wäre.« Sie droheten dabei mit Worten und Waffen. Johann mußte vor dem aufgebrachten Volke zuerſt nach Ladenburg, dann nach Heidelberg flüchten, wo er bei ſeinem Freunde

Philipp, dem Kurfürſten von der Pfalz, Schutz und Ruhe fand. [1]

Unter dieſen Unruhen, und gehaßt von ſeinen eigenen Unterthanen, ſtarb dieſer Fürſt-Biſchof im Jahre 1503 zu Heidelberg. Seine ſonſt ſo ruhmwürdige Geſchichte gibt das ſeltſame Beiſpiel, daß ein Fürſt auch mit dem beſten Willen und den wohlthätigſten Abſichten Widerſprüche erdulden muß, wenn ſein Volk durch Parteiwuth und Mißtrauen geleitet wird. Er, der für den Reichsfrieden ſo eifrig gewirkt, und, ſelbſt ein Gelehrter, für die Aufnahme der Wiſſenſchaften ſo viel gethan hatte, [2] konnte die Liebe und Ruhe des Wormſer Volkes nicht einmal auf ſeinem Todbette erhalten. Auch ſeinem Nachfolger Rheinhard II. hinterließ er den Haß der Stadt und den bürgerlichen Krieg. Da dieſer, wie Johann, den Schutz und die Freundſchaft der Pfalzgrafen nachſuchen mußte, wurde er, wie dieſer, ein Unterdrücker des Volkes, und ein Verräther des Hochſtiftes geſcholten. Seine Lage wurde noch gefährlicher als die Pfalzgrafen durch ihre Fehde mit Baiern, ſelbſt den Reichsbann und den Reichskrieg ertragen mußten. [3] Von ſeinem Stuhle und ſeiner Stadt vertrieben, irrte Rheinhard in Teutſchland herum, und ſuchte Hülfe nach. Endlich wurde durch Vermittelung kluger Fürſten und der Reichsgerichte der Streit auf die Art

1. Das meiſte dieſer Geſchichte habe ich aus einer noch ungedruckten Chronik von Worms gezogen, welche bei der Erbin des ſeel. Weihbiſchofs Würdwein, des ſeel. Mahlers Schütz Wittwe in Frankfurt nachzuſehen iſt.

2. Davon im dritten Theile.

3. Siehe davon das folgende Buch.

beigelegt, daß Worms jene Verfassung bekam, welche sie als freie Reichsstadt bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Es wurde nämlich festgesetzt: daß der Rath künftig aus sechsunddreißig Personen, nämlich sechs von der Ritterschaft, zwölf von den alten Geschlechtern, und achtzehn aus den Zünften bestehen sollte. Erstere wählte der Bischof nach altem Gebrauche unter seinen Adelichen und Lehensleuten, von den zwölfen wählten sechs die Geschlechter selbst, sechs nahm der Bischof aus den ihm von der Ritterschaft vorgestellten neun Männern oder Neunern. Waren aber die sechs von den Geschlechtern und die sechs von der Ritterschaft nicht einig, so entschied das Loos. Die Letzten oder Zünftigen wurden aus den siebenzehn Zünften [1] also gewählt, daß von einer jeden derselben dem Bischofe zwei Männer vorgeschlagen wurden, wovon er siebenzehn zum Rathe setzte. Diese wählten alsdann wieder zwei Männer, woraus der Bischof dann auch den achtzehnten Rathsmann erkießte. Der ganze Rath von sechsunddreißig Gliedern schlug jährlich demselben zwei aus der Ritterschaft und zwei aus den Zünften vor, wovon er einen zum Stadtmeister, den andern zum Bürgermeister ansetzte. Den Stadtschultheißen, den Stadtgrafen, und die Gerichtsschöffen wählte der Bischof aus den abgehenden Rathsgliedern, doch so, daß meistens zwei aus der Ritterschaft, vier von den Geschlechtern, und sechs von den Zünftigen zu Gericht saßen.

1. Die siebenzehn Zünften waren die Metzger, Weber, Schilder, Krämer, Schneider, Bäcker, Faßbinder, Ackerleute, Schmiede, Schuster, Lauerkärcher, Weinschröter, Fischer, Sackträger, Weingartsleute, Zimmerleute und Kürschner.

Auf die Weise hatten die wormser Bürger jene Freiheit und Verfassung erhalten, wonach sie schon über zweihundert Jahre gestrebt; allein der Geist des Aufruhrs, welcher bisher gegen ihre Bischöfe gerichtet war, traf nun, da er keinen äußern Gegenstand mehr fand, auf ihre eigene bürgerliche Obrigkeit. Im Jahr 1513 entspann sich zwischen der Gemeinde und dem Rathe eine Zwietracht, welche bald in eine offenbare Empörung ausartete. Jakob Wohnsam, Philipp Salzmann und andere unruhige Köpfe hetzten die Bürger auf, und warfen dem Rathe vor: Er habe die gemeinen Alimente der Bürgerschaft geschmälert, die öffentlichen Gelder veruntreut, und der Stadt Einkünfte unter sich getheilt, worüber sie ihn nun zur Rechenschaft stellen wollten. Einige Rathsglieder mögen auch wohl in ihrer Verwaltung nicht ganz unschuldig geblieben seyn; der bei weitem größere Theil aber erklärte dieses kühne Betragen der Bürger als Aufruhr, und wandte sich mit seinen Klagen an die kaiserlichen Gerichte, und die benachbarten Städte.

Dieses rechtliche Betragen brachte die Volksführer eher auf, als daß es selbige geschreckt hätte. Sie bemeisterten sich des Zeughauses, der Wächter, der Thore und der Sturmglocke, und brachten den Pöbel und auch einige Zünfte zu einem offenbaren Aufruhre gegen den Rath. Sie wollten dessen vorzüglichste Glieder bestraft, und eine neue Verwaltung eingeführt haben, wodurch sie die Herrschaft in der Stadt erhalten hätten.

Zu dieser Zeit kam der Bischof Rheinhard der Reichstags Angelegenheiten wegen nach Worms, und hoffte durch den Zwiespalt der Bürgerschaft die vorige Ge-

walt wieder zu erhalten. Er unterredete sich heimlich mit den Volksführern, und versprach ihnen, daß, wollten sie seine alten Ansprüche anerkennen, er sie in allen ihren Unternehmungen unterstützen würde. Diesem zufolge hinterließ er ihnen einen seiner Notarien, Balthasar Schlör, um durch diesen den Anschlag weiter zu betreiben. Es wurde hierauf von den Volksführern ausgesprengt, als wollte der Rath heimlich fremde Söldner in die Stadt aufnehmen, um selbige an andere Fürsten zu übergeben; auch beredeten sie sich untereinander, daß sie auf St. Jakobstag das Rathhaus bestürmen, die vornehmsten des Raths gefangen nehmen, und durch ein Blutgericht zum Tode verdammen wollten. Dieser Anschlag ist zwar mißglückt, weil die Rathsherren sich zu den kaiserlichen Kommissarien verfügt hatten; nichtsdestoweniger brachten es die Anführer endlich dahin, daß ein neuer Rath aus den Zünften gewählt, die alten Rathsglieder größtentheils aus der Stadt verwiesen, und keine Gelehrten mehr in den Rath aufgenomen werden sollten.

Die Gewaltthaten der Empörer waren nun zu offenbar geworden, als daß die Reichsgerichte nicht hätten eingreifen sollen. Die verwiesenen Rathsglieder waren nach Oppenheim geflüchtet, und brachten ihre Klagen an den Kaiser Maximilian und an ihre Bundesstädte Frankfurt, Weissenburg und Straßburg; selbst viele rechtliche Bürger waren über das Verfahren der Aufrührer mißvergnügt. Es wurde daher abermals eine kaiserliche Kommission ernannt, welche es endlich dahin brachte, daß durch einen Vergleich der Friede zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft hergestellt, die vertriebenen Rathsverwandten

wieder zurückberufen, und die Rädelsführer des Aufruhrs zur Rechenschaft gezogen wurden. Jene zogen auch wieder freudig in die Mauern ihrer Vaterstadt, diese aber, die Untersuchung und Strafe fürchtend, dachten auf neue Listen und Verschwörungen.

Es war zu der Zeit gerade die Fastnacht herangenaht, wo bei Höfen und in Städten am Rheine sich alles belustigte, und den Frohsinn sogar durch Mummereien und Narrenlarven ausdrückte. Dieses Volksfest suchten die Rädelsführer zu benutzen, um dadurch gegen den Rath eine neue Empörung zu wege zu bringen. Die Stadt Worms hatte nämlich, vielleicht von den alten Maifeldern her, dies und jenseits des Rheins eine große Wiese, welche man das Bürgerfeld nannte. Sie war nach Maßgabe der Viehtrift, in die Gänse-, Schweine- und Kühe-Wiese abgetheilt, und die Bürger hatten das Recht, zu gewissen Zeiten ihr Vieh darauf zu weiden. Als aber die Mißvergnügten vor einigen Jahren ihre Kühe länger dahin trieben, als es vorgeschrieben war, ließ der Rath selbige durch Bewaffnete einfangen und in Beschlag nehmen. Darüber entstand ein Auflauf des Volkes, und dieser Vorgang war eine Ursache mit, von dem künftigen Aufstande. Als nun die Fastnacht herangekommen war, beredeten sich die Mißvergnügten, daß einige unter ihnen in Reiter, andere in Kühe verkleidet, auf einander losgehen, und erstere die letzteren gefangen wegnehmen sollten, damit dadurch das Volk an die ehemals vom Rathe erlittene Bestrafung erinnert, zuerst zum Spotte, dann zum Aufruhr verführt werden möge. Sie selbst wollten alsdann schon das weitere vollführen. Da aber dieser Anschlag entdeckt,

und das sogenannte Kuhspiel verboten wurde, trat einer der Verschwornen, mit Nahmen Rolenhaus, ein Nadelmacher, auf die Straße, und fiel mit gezogenen Waffen einen andern Bürger an.

Unter diesem Streite lief einer der Bürgermeister mit seiner Wache herbei, um die Ruhe wieder herzustellen, und ließ den Rolenhaus ins Gefängniß werfen. Dies war eben das Signal zu einem neuen Aufruhr. Jakob Wohnsam ließ sogleich die Sturmglocke ertönen; die Bürger liefen bewaffnet und unbewaffnet auf dem Markte zusammen; die Verschwornen waren schon in den Gassen oder der Münze versteckt, um auf alle Fälle die Gemeinen in Furcht zu setzen, oder die Rathsherren niederzuwerfen. In dieser Noth trat Valentin von Sunthausen, kaiserlicher Kammerrichter, unter das Volk, um Ruhe und Ordnung zu gebieten; allein zwei der Anführer, Bartholomäus Strohschneider und Albrecht Körschön, ein Sackträger, ließen ihn nicht zu Worte kommen, und drängten ihn so gewaltig von dem Platze, daß er nach Hause ziehen mußte. Da nun die Rathsherren sahen, daß die Verschwornen wieder die Oberhand behalten würden, flüchteten sie sich in ihre Häuser, oder auch in die Klöster; allein der aufgehetzte Pöbel verfolgte sie überall. Die Thüren und Gemächer wurden erbrochen; das Heiligthum der Kirchen nicht geachtet; schwache Kinder und Weiber aus den Betten gejagt, und die Flüchtigen entweder vertrieben oder gefangen genommen. [1]

1. Zum Theil aus noch ungedruckten Berichten an die Stadt Frankfurt.

Der Unfug war nun schon so weit gediehen, daß das hohe Reichsgericht mit Gewalt eingreifen mußte. Der Kammerrichter, Bischof von Straßburg, und der Graf von Rapoltstein, Landvogt von Elsaß, wurde mit vierhundert Reitern und Fußgängern nach Worms geschickt, und diese geboten mit gewaffneter Hand Ruhe. Durch ein kaiserliches Kammergerichts-Urtheil wurde der Rath wieder eingesetzt, und die Anführer des Aufruhrs vertrieben.

So standen die Sachen in Worms, als Franz von Sickingen, welchen man, seiner Gestalt wegen, das Fränzchen nannte, vor den Thoren erschien, um sich die Unruhen zu Nutze zu machen, und die Stadt zu brandschatzen. Die Familie von Sickingen war zwar eine der ältesten, aber nicht der mächtigsten am Rheine. Ihre Herrschaften bestanden größtentheils nur in den Schlössern von Landstuhl, Ebernburg und einigen Dörfern, welche in den Wäldern und Schlünden von Kaiserslautern und Kreuznach versteckt lagen. Franz aber wußte sich von da aus durch seine List und Tapferkeit den mächtigsten Fürsten und Städten am Rheine fürchterlich zu machen. Da er seine Kriegsleute und Söldner hauptsächlich durch Beute und Brandschatzung erhalten mußte, so waren die Unruhen in Worms ihm eine schickliche Gelegenheit geworden zu neuen Fehden und Unternehmungen. Dabei wird es durch seine Aeußerungen an die gemeinen Bürger der Stadt wahrscheinlich, daß er in seinem Anschlage auf Worms von dem Bischofe heimlich unterstützt war, weil dieser dadurch die Gemeinde sich wieder zu unterwerfen hoffte.

Zu diesem Franzchen von Sickingen flüchteten jetzt die Geächteten und Vertriebenen von Worms, und suchten dessen Hülfe nach. Der fehdelustige Ritter nahm selbige mit offenen Armen in seinem Schlosse auf, und fand durch sie bald einen Vorwand, mit der Stadt Worms anzubinden. Vermuthlich hatte der Bischof von Worms seinen Notar, Balthasar Schlör, ihm zugeschickt, um der Sache auch einen Schein von Gerechtigkeit zu geben. Dieser gab vor, eine Schuldverschreibung von drei Wormser Bürgern in Händen zu haben, welche er an den von Sickingen abtrat. Franz forderte nun in dessen Nahmen die Schuld, und drohete im Verweigerungsfalle, sich selbst Gerechtigkeit mit dem Degen in der Faust zu verschaffen. Der Rath, erschrocken über diese Zumuthungen, und eingedenk der eben gestillten Unruhe, erbot sich, die Sache zu untersuchen, und das geforderte Geld bei dem Reichs-Kammergerichte bis zur Entscheidung niederzulegen; allein Sickingen bestand auf seinem Verlangen, und warf, da man ihm die angegebene Schuld nicht gleich bezahlte, drei Bürger von Worms nieder, welche in dem Marktschiffe von Heidelberg nach der Frankfurter Messe fahren wollten.

Aufgebracht über eine so offene Gewaltthat gegen Reichsfrieden und kurfürstliches Geleit suchte der Rath die Hülfe des Kaisers und der benachbarten Fürsten nach, und Franz wurde vermöge kammergerichtlichen Spruchs in die Acht erklärt. Der geächtete Ritter suchte sich hierauf durch Briefe und Manifeste zu vertheidigen; aber keines Bannes oder Reichsheeres achtend, umgab er mit seinen Reisigen und vielem Geschütz die Stadt Worms, um sie zu

seiner Forderung zu zwingen. An beständige Anfälle und Ueberfälle gewöhnt, brauchte dieser sonderbare Krieger in seinen Fehden eben so viel List als Tapferkeit. Bald wagte er an den schwachen Theilen der Stadt einen Sturm, bald warf er Briefe den Wächtern und gemeinen Bürgern zu, worin er ihnen den Schutz des Bischofs, und viele Freiheiten versprach. Bald drängte er die Stadt auf allen Seiten, und bald schien er während der Dunkelheit der Nacht abzuziehen, und versteckte sich in einen Hinterhalt. Um diese List noch mehr zu verbergen, ließ er seinen Pferden die Hufeisen rückwärts anschlagen, wodurch man meinte, er habe sich zurückgezogen, da er doch vorwärts gegangen war.

Indeß hatte der Rath und auch der größte Theil der Bürgerschaft alle Vorsicht und Mühe angewandt, sich gegen diesen eben so gewandten als muthigen Feind zu wehren. Die Thore der Stadt wurden wohl verschlossen und verrammelt; die Mauern und Thürme bewacht, und von da herab auf die Anrückenden geschossen; die Ausfälle nur mit Vorsicht gewagt, und wenn Franz im Hinterhalte lag, sogleich wieder zum Rückzuge unter die Stadtmauern Befehl gegeben.

Um dieser, dem Handel und Gewerbe so schädlichen, Fehde ein Ende zu machen, und da zu der Zeit auch gegen gemeine Ritter die Reichsgerichtssprüche noch nicht zum Vollzuge kommen konnten, verstand sich der Rath und die Gemeinde von Worms zu Entrichtung einer nicht unbeträchtlichen Summe Geldes an den muthigen Sickingen; und dieser nahm es, um damit Unterhalt zu einer neuen Fehde zu erhalten. Wir werden es in der Ge-

ſchichte von Trier hören, was er ferner unternahm, und wie er endlich durch ſeine eigenen Waffen den Tod fand [1]. Die fernere Geſchichte von Worms aber wird in jener der teutſchen Kirchenreformation um ſo merkwürdiger werden.

1. Siehe weiter unten die Geſchichte von Trier.

Achtes Buch.

Rheinische Geschichte

von der Pfalz und Katzenellenbogen-Hessendarmstadt.

Rheinische Geschichte

von der

Pfalz und Katzenellenbogen-Hessendarmstadt.

Um das Gebiet der Bischöfe von Speier und Worms breiteten gegen das dreizehnte Jahrhundert die Pfalzgrafen aus dem Wittelsbachischen Hause ihre Herrschaft rechts und links am Rheine aus. Die ersten Pfalzgrafen schienen ihre Stammsitze am untern Rheine genommen zu haben. Die Wittelsbacher herrschten aber vorzüglich am Mittelrhein; denn erst in neuern Zeiten wurden sie durch die jülichische Nachfolge auch mächtig am untern.

Im Jahre 1215 entsetzte Kaiser Friedrich II. Heinrichen von Braunschweig seiner pfalzgräflichen Würde, weil er sich mit seinem Bruder Otto, den Hohenstaufen entgegen gesetzt hatte, und gab sie an Ludwigen von Wittelsbach den Herzog in Baiern. Einige Geschlechtsforscher lassen die Wittelsbacher von den Agilolfingern abstammen, welche schon unter den Merwingern Baiern beherrschten. Wahrscheinlicher aber werden Leutpold und Ro-

nuſs unter ihre Ahnen gezählt, welche unter den letzten Karlingern das Herzogthum Baiern gegen die Einfälle der Slaven und Hungarn wacker vertheidigt haben, auch wohl ſelbſt Nebenzweige der Karlinger geweſen ſeyn mögen. Otto I. nannte ſich einen Grafen von Scheiern; deſſen Enkel aber, Otto III., bauete gegen das Jahr 1101 das Schloß Wittelsbach, von welchem hernach ſich alle Fürſten aus dieſem Hauſe Wittelsbacher genannt haben. Als im Jahre 1180 der Kaiſer Friedrich I. Heinrich den Löwen in die Acht erklärt hatte, entriß er dem mächtigen Hauſe der Welfen das Herzogthum Baiern, und gab es Otto V. Grafen von Wittelsbach. Deſſen Sohn Ludwig erhielt ſonach von Friedrich II. auch die Pfalzgrafſchaft bei Rhein.

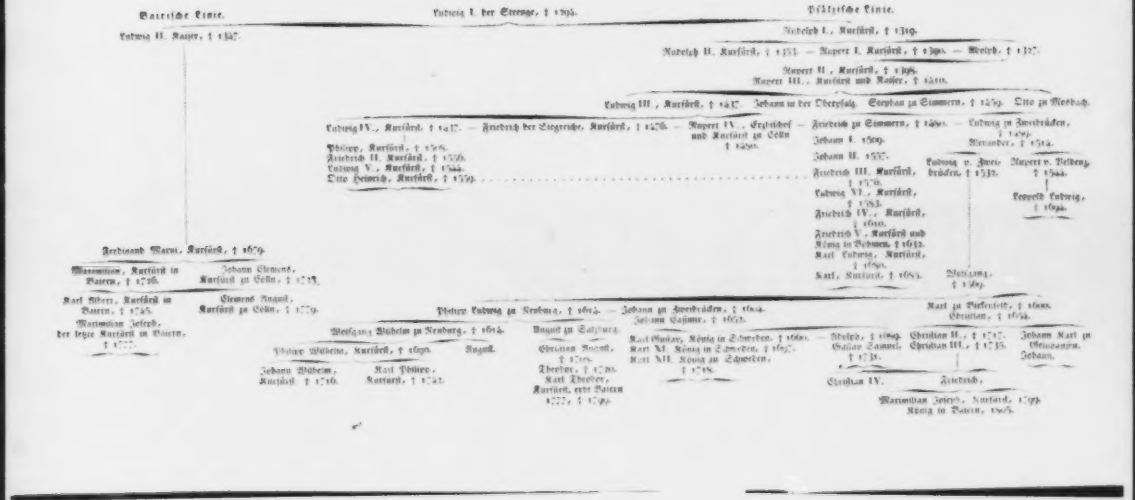
Es iſt in der Geſchichte nicht deutlich, wie weit ſich das Gebiet der Pfalzgrafen damals am Rheine erſtreckt habe. Sie waren freilich nach Abgang der ſaliſchen und ſchwäbiſchen Kaiſerdynaſtien nach und nach in die Rechte der alten rheinfränkiſchen Herzoge getreten. Dem zufolge hätte ſich ihre Gewalt über alle die Länder ausgedehnt, welche zwiſchen der Saar, der Moſel, der Lahn und dem Neckar lagen; allein dieſes waren nur Ueberreſte der alten Pfalzgrafſchaft, ihr eigentliches Erbgebiet am Rheine umfaßte anfänglich nur einige Schlöſſer und Ortſchaften. Man muß daher einen Unterſchied zwiſchen ihrer pfalzgräflichen und landesherrlichen Gewalt machen. Jene erſtreckte ſich noch, wie unter den vorigen Pfalzgrafen, faſt über das ganze rheinfränkiſche Herzogthum, dieſe aber nur über einige Burgen und Aemter. Dieſem doppelten Verhältniſſe gemäß wollen wir die pfalzgräfliche Gewalt der Wittelsbacher in den Trümmern des alten

Stammtafel des alten Wittelsbachisch-Bairischen Hauses.

Otto I., Graf von Scheyern.
Gemahlin Guta, 1040.

- Otto II., Graf von Scheyern. Gemahlin Herzogin Wittwe des Grafen von Castel, 1079.
  - Otto III., Graf von Wittelsbach, † 1101. Gemahlin, Agnes oder Richarde.
    - Otto IV., † 1156. Gemahlin Helika, Gräfin von Veltheim.
      - Otto V., Herzog von Baiern, 1180. Gemahlin Agnes, Gräfin von Coß, † 1183.
        - Ludwig I., Herzog in Baiern und Pfalzgraf bei Rhein, 1215. Ermordet auf der Kelheimer Brücke, 1231.
          - Otto VI. der Erlauchte. Gemahlin Agnes, Tochter und Erbin des Pfalzgrafen Heinrichs v. Braunschweig. Er starb 1253.
            - Ludwig II., der Strenge, † 1294. Erste Gemahlin: Maria von Brabant. Zweite: Mathilde von Habsburg.
              - Ludwig III., Kaiser und Herzog in Baiern, † 1347.
              - Rudolph, Kurfürst und Pfalzgraf bei Rhein, † 1319. (Siehe die folgende Stammtafel.)
            - Heinrich.
        - Friedrich.
        - Otto, der Jüngere.
          - Otto, der Kaisermörder.
        - Konrad, Erzbischof von Mainz, † 1200.
    - Bernard.
    - Eckhard. Kirchenvogt von Freisingen.
  - Konrad.
  - Arnold.
- Ulrich.
- Ludwig.

Wittelsbachisch-Pfälzische Stammtafel.



alfränkiſchen Herzogthums, und ihre landesherrliche in
nen des alten Rahegaues nachſuchen.

Ehe der heilige Bonifacius eine genauere Diöceſan-
rtheilung angeordnet hatte, ſchien dieſer Gau mit dem
Wormsfelde nur eine große Grafſchaft ausgemacht zu
haben. Seiner weiten und ſchönen Ebene wegen
wurden darauf die Maifelder und Wahlverſammlun-
gen des teutſchen Volks gehalten, bis zu den Hohenſtau-
fen, unter denen ſofort Frankfurt die Wahlſtadt geworden
iſt. Nach des heiligen Bonifacius Zeiten machte der
Strich Landes von Oppenheim bis unter Bingen einen
engenen Gau aus, welcher von der ihn durchfließenden
Nahe den Nahmen Rahegau erhalten hat. Er wird
auch in Urkunden öfters nur gradweg oder vorzüglich der
Gau genannt. Deßwegen haben in Mainz, Oppenheim
und Bingen die zu ihm führenden Straßen und Thore
den Nahmen Gaugaſſen und Gauthore erhalten.
Als ſpäterhin die Pfalzgrafen den größten Theil davon
erworben oder ererbt hatten, nannte man ihn die Pfalz.
Das Land ſelbſt iſt eins der ſchönſten und fruchtbarſten
am Rhein. Getreidefelder und Ortſchaften, Wieſen und
Wälder, wechſeln in der reitzendſten Verbindung mit Obſt-
und Weingärten. Eiſen, Salz, Queckſilber und andere

1. Wenn man nicht gewiß wüßte, daß das ſaliſche Geſetz
ſchon vor Klodwig abgefaßt worden wäre, ſo könnten die vier um
Mainz liegenden ſehr alten Ortſchaften Windhauſen, Saal-
heim, Bodenheim und Weiſenau vermuthen laſſen, daß
die vier fränkiſchen Geſetzgeber Windogaſt, Salogaſt, Bodo-
gaſt und Wiſogaſt ſelbiges auf einem Maifelde im Rahegau dem
Volke zur Genehmigung vorgetragen hätten.

Mineralien findet man in den Schachten der Nahegebirge. In der Mitte desſelben erhebt ſich einſam der hohe Donnersberg über die Fläche. Er hat an Umfang ohngefähr drei Stunden in der Länge und zwei in der Breite. Seine obere eiförmige Geſtalt beträgt etwa 2000 Schritt im Durchmeſſer und dient zur Viehweide. Auf einem ſeiner Felſen findet man noch Spuren des alten Gaumals oder Königſtuhls. Die Ausſicht über die weite Ebene des alten Nahegaues iſt herrlich, ſie reicht bis zu den lothringiſchen und heſſiſchen Gebirgen. Zu Nierſtein, Lautern, Alzei und Kreuznach waren Königshöfe. Ingelheim wurde der prächtige Kaiſerpallaſt der teutſchen Könige.

Dieſer Nahegau iſt ſchon unter den Karlingern die vorzüglichſte Provinz des Reichs und des fränkiſchen Herzogthums geweſen. Unter Ludwig dem Frommen lebte der heilige Rupert, welcher in der Legende ein Herzog von Bingen genannt wird.[1] Wahrſcheinlich war ſein Großvater Herzog zu Franken und Graf im Nahegau, denn er beherrſchte die Länder zwiſchen der Selz, der Blies, der Simmer und der Heimbach, welche Flüſſe die Grenze des Gaues waren. Von ſeiner Mutter Bertha mehr zu einem Einſiedler als zu einem Fürſten gebildet, gab er ſeine Güter den Armen; ſeine Herrſchaften erbten ſeine Verwandten, die künftigen Grafen von Spanheim; das Herzogthum aber und die Grafſchaft erhielten nach Karl dem Großen zuerſt das Geſchlecht des Hatto, dann die Salier.

1. Wir werden ſeine Geſchichte in der von Bingen umſtändlich anführen.

Als der Herzog Eberhard aus letzterem Hause sich mit noch andern Herzogen gegen Otto den Großen empört hatte, setzte dieser neben die Herzoge noch Pfalzgrafen, wodurch er deren Gewalt beschränken wollte. Der Ursprung der Pfalz- oder Pallastgrafen ist schon in der Gerichtsverfassung der fränkischen Monarchie zu finden. Sie richteten im Nahmen des Königs die Rechtssachen, welche bei Hofe angebracht wurden. Allein jene bei Rhein wurden von den Kaisern der sächsischen Dynastie angesetzt, um die Macht der Herzoge zu brechen. In einem jeden Herzogthume war ein solcher, so auch in dem fränkischen.

Der erste Pfalzgraf, welcher als solcher am Rheine oder bei Rhein angestellt wurde, ist Herrmann I. Dieser erweiterte schon beträchtlich seine Macht, und da die Ottonen die Herzoge durch die Pfalzgrafen beschränken wollten, so fand er Mittel, auf jener Kosten sein Haus groß zu machen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die pfalzgräfliche Gewalt sich zu der Zeit nicht allein über das Rhein- sondern auch über das uferfränkische Herzogthum erstreckt habe, denn sie belehnten nicht allein die Grafen des erstern, sondern auch die des andern, worunter die Grafen von Cleve, Berg, Wied ꝛc. genannt werden, welche gewiß zu dem letztern gehörten. Herrmann's Sohn und Nachfolger Eppo oder Ehrenfried stiftete mit seiner Tochter Richenza im Jahre 1024 die reiche Abtei Brunnweiler unter Cölln, woraus man ersehen kann, daß seine Güter vom obern bis zum untern Rheine ausgedehnt waren.

Ein vermuthlicher Abkömmling dieses ersten pfalzgräflichen Hauses war Heinrich von Lag. Er hatte sein Stammschloß an dem See erbauet, welcher einzig in seiner Art sich auf einer Anhöhe des Aargaues gebildet hat,

und vermuthlich der Krater eines ausgebrannten Vulkans war. Darum nannte sich auch sein Haus vom See, oder lateinisch, a lacu. Auf dasselbe gründete er im Jahre 1093 die Abtei gleichen Nahmens. Dort findet man noch in der Kirche sein herrliches Grabmal mit seiner ganzen liegenden Gestalt, und die Kirche haltend. Auf ihn folgte im Jahre 1112 sein Stiefsohn Siegfried von Ballenstädt.

Als die Herzoge von Franken durch Konrad II. selbst wieder Kaiser geworden waren, wurde die Pfalz mit Grafen von verschiedenen Häusern besetzt. So erhielten nach einander Gottfried von Calw im Jahre 1113, Wilhelm von Ballenstädt, Siegfrieds Sohn, im Jahre 1129, Heinrich von Oestreich im Jahre 1140, und endlich Herrmann II. von Stahleck die Pfalzgrafschaft. Letzterer besaß das Schloß und die Herrschaft Stahleck ober Bacharach, und vermuthlich ist in seinem Gebiete die Pfalz oder der Pfalzgrafenstein, auf einem Felsen mitten in dem Rheine, erbauet worden, welche als der Stammsitz und die Wiege der künftigen Pfalzgrafen angesehen wurde.

Als das herzoglich rheinfränkische Geschlecht mit Heinrich V. ausgestorben war, wollte Herrmann II. dessen Länder und Macht seinem Hause zuwenden; allein den größten Theil der rheinischen Gaue besaßen schon die Bischöfe und Abteien. Er glaubte als Pfalzgraf in die Würde der alten Herzoge getreten zu seyn, und verband sich mit seinen Lehengrafen gegen die geistlichen Fürsten, um ihre Länder seiner Gewalt zu unterwerfen, oder mit seinen Bundesgenossen zu theilen. Die Grafen von Leiningen, von Spanheim, von Kirchberg, von Deidesheim, von Katzenellnbogen, von Ridda, und andere Herren vereinigten sich unter der pfalzgräflichen Fahne, welche

zeyt gegen die geiſtlichen Staaten aufgeſteckt war. Zuerſt fiel er in das Gebiet des Erzbiſchofs von Trier ein, nahm ihm das Schloß Treis und andere Burgen hinweg, und machte von dem Orte, welcher die Pfalz oder Pfälzel genannt wird, Anſprüche auf den größten Theil der erzſtiftlichen Beſitzungen. Nachdem dieſer Streit, wie wir noch hören werden, [1] durch ſonderbare Ereigniſſe und die Vermittelung des Kaiſers beigelegt war, beſetzte er mit den obengenannten Grafen die Herrſchaften der Biſchöfe von Speier und Worms, und als ihn darob der Erzbiſchof von Mainz, Arnold, in den Bann that, rückte er mit ſeinen Verbundenen in deſſen Länder vor, und verheerte ſie mit Feuer und Schwert. Dieſe Fehde war eben auf den höchſten Grad der Verwüſtung geſtiegen; als Kaiſer Friedrich I. 1156 von Italien zurückkam, und die ſtreitenden Parteien auf einen Tag nach Worms vorlud. Nach vorgenommener Unterſuchung wurden ſie alle, der Erzbiſchof ſeiner geiſtlichen Würde wegen ausgenommen, zum Hundetragen verdammt. [2]

Nach dieſer ſchimpflichen Strafe zog ſich Herrmann in die Einſamkeit zurück, und ſtarb im Jahre 1165 ohne Erben. Der Kaiſer Friedrich von Hohenſtaufen, an deſſen Haus nun nach dem Tode Heinrichs V. das Herzogthum von Franken gekommen war, gab dieſes mit der Pfalzgrafſchaft ſeinem Halbbruder Konrad von Staufen. Dieſer führte den von Herrmann angefangenen Krieg gegen die geiſtlichen Fürſten am Rheine fort. Er ſetzte ſich auf dem Stahlbühl zu Heidelberg feſt, und da der Biſchof von Worms, Konrad II., dem die Grafſchaft im Lobdengaue gehörte, ſich dagegen beſchwerte, fiel er deſſen Länder mit

1. In der Geſchichte von Trier.
2. Statt ſeiner mußten ſeine Vaſallen die Hunde tragen.

gewaffneter Hand an, und that dem Hochstifte vielen Schaden an Land und Leuten.[1] Er forderte hierauf von dem Erzbischofe von Cölln, Rheinhold, das Schloß Rheineck als einen Theil der Pfalz. Er rückte mit seinen Rittern und Knechten bis gen Andernach vor. Der Erzbischof war ihm aber mit einem mächtigen Heere schon zuvorgekommen; und so wurde der Streit durch den Kaiser dahin vermittelt, daß Konrad von seinen Forderungen am Rheine abstehen, dagegen aber der Erzbischof das Mannlehen von Stahleck in ein Kunkellehen verwandeln mußte.[2]

Da die Pfalzgrafen sahen, daß sie gegen so mächtige Fürsten, als nun schon die Geistlichen geworden waren, mit der Gewalt der Waffen nichts ausrichten würden, nahmen sie von ihnen die Länder und Herrschaften, welche sie bisher mit dem Schwerte gewinnen wollten, unter dem Titel von Kirchenvögten oder als Lehen an. Wir finden daher in den Urkunden-Sammlungen von Gudenus, Schannat, Hontheim und Freher viele Lehenbriefe, wodurch die Pfalzgrafen bischöfliche Länder empfangen haben. So erhielten sie selbst ihren Stammsitz Stahleck von den Bischöfen von Cölln, und ihre künftige Hauptstadt Heidelberg von den Bischöfen von Worms.

Ein anderes Mittel, ihre Herrschaft auszubreiten, war der Vorwand, daß sie nach dem Absterben der alten Herzoge von Rheinfranken in deren Stelle getreten seyen. Sie behaupteten daher, daß die pfalzgräfliche Obergewalt sich über das ganze Gebiet des alten Herzogthums erstrecke, und daß dieser Vorwand nicht ganz ohne Wirkung geblieben ist, beweist der Besitz von Alzei, des

1. Siehe die Geschichte von Worms.
2. Siehe die Geschichte von Cölln.

größten Oberamts der Rheinpfalz, und das Oberleben-Recht, was sie über die meisten rheinischen Grafschaften übten. Nach den Lehenbriefen, welche noch späterhin die Pfalzgrafen aus dem Hause Wittelsbach an die Kaltschmiede ertheilt haben, erhellt deutlich, daß sie ihre Gewalt sogar über die Grenzen des alten Herzogthums ausdehnen wollten.

Eine so große Macht, und ein so beträchtlicher Strich von Ländern schien den hohenstaufischen Kaisern zu wichtig, als daß sie den Besitz derselben nicht bei ihrem Hause hätten erhalten sollen, und dieses um so mehr, weil die mächtigen Herzoge in Sachsen oder Braunschweig ihre Gegner geworden waren. Als daher Friedrich's I. Halbbruder, der Pfalzgraf Konrad von Staufen, ohne männliche Nachkommenschaft blieb, suchte der Kaiser Heinrich VI. dessen Tochter Agnes an einen seiner Freunde oder Verwandten zu vermählen, um dadurch die Pfalzgrafschaft bei seinem Hause zu erhalten. Indeß aber hatte Heinrich von Braunschweig, welcher ein schöner und tapferer Prinz war, schon ihr Herz gewonnen, und wurde durch sie Pfalzgraf.[1]

Diese Liebesgeschichte brachte vermuthlich jene alte Sage von dem Pfalzgrafenstein und dem darin befindlichen Kämmerlein hervor. Als nämlich der Pfalzgraf von dem Umgange seiner Tochter mit dem Braunschweiger Kundschaft erhielt, ließ er, weil er den Zorn des Kaisers befürchtete, die Feste unter Bacharach mitten in dem Rheine erbauen, und sperrte dahin seine Tochter ein, auf daß sie von allen Verführungen des Braunschweigers frei und gewahrt bleiben möge. Allein weder die Tiefe des Rheins noch die Härte der Mauern konnten die List und Macht der Liebe abhalten. Heinrich wurde von der Mutter un-

1. Siehe oben das vierte Buch.

terstützt, und heimlich unter Pilgerkleidern in die Feste eingelassen. Die beiden Liebenden genossen das höchste Glück der Jugend mitten in einem Gefängnisse.

Nach einiger Zeit wurde die Prinzessin gesegnet, und nun trat die listige Mutter zu dem Pfalzgrafen, entdeckte ihm das seither verborgene Geheimniß, und bat ihn zum Kaiser zu gehen, und ihm die Unmöglichkeit einer andern Vermählung ihrer Tochter, als mit Heinrich von Braunschweig, darzulegen. Der Pfalzgraf wurde wie vom Donner getroffen, als er dies hörte; da aber die Sache einmal zu weit gekommen war, um sie rückgängig machen zu können, eilte er sogleich nach Speier, wo der Kaiser sich damals aufhielt, und stellte ihm die dringende Lage der Dinge vor; dieser aber wollte von keiner Entschuldigung wissen, und erklärte ihm: daß er die Nachfolge seiner Erben in der Pfalz so lange nicht anerkennen würde, bis man ihm den rechtmäßigen Akt der Trauung seiner Tochter mit dem Braunschweiger würde vor Augen gelegt haben.

Diese Erklärung setzte den Pfalzgrafen die größte Verlegenheit. Er reisete sogleich wieder ab nach Stableck, um seine Gemahlin über eine so schlüpfrige Sache zu Rathe zu ziehen; allein das listige Weib wußte bald seine Bedenklichkeiten und Unruhe zu beseitigen. Sie sagte ihm: daß sie keine Zusammenkunft Heinrichs mit ihrer Tochter gestattet habe, ohne daß beide durch den Hofkaplan zuvor ehelich verbunden, und priesterlich eingesegnet gewesen wären. Sie ließ hierauf den Trauungsakt mit Zeugen und den erforderlichen Förmlichkeiten fertigen, und gab selbigen ihrem Gemahl, um ihn dem Kaiser vorzulegen.

Durch diese List wurde zwar das Erbrecht in Heinrichs Familie gesichert, allein der Vater für die künftigen Vorfälle so behutsam gemacht, daß er in dem für die

Sicherheit seiner Tochter erbaueten Schlosse am Rhein ein enges Kämmerlein zurecht machen ließ, und ein Familien-Gesetz gab, vermöge dessen alle künftigen Pfalzgräfinnen den Stammfürsten darin zur Welt bringen sollten. Noch bis auf diese Stunde zeigt man dasselbe allen Reisenden, welche diese Festung besehen wollen. Es ist so enge, daß es kaum ein Bett und neben demselben eine Amme fassen kann. Die Zeugen müssen also an der Thüre gestanden haben. Höchstwahrscheinlich ist diese Sage durch obige Geschichte entstanden, und die Feste hat von ihr eigens den Namen Pfalz oder Pfalzgrafenstein erhalten.

Nachdem Heinrich durch diese Liebesgeschichte Pfalzgraf geworden war, ergriff er auch, wie der Kaiser befürchtet hatte, die Partei seines Bruders Otto gegen Philipp von Schwaben. Friedrich II. that ihn darob in den Reichsbann, und gab im Jahre 1215 sein Amt an Ludwig I., dessen Vater Otto Friedrich I. schon zum Herzoge von Baiern ernannt hatte. Dieser Fürst konnte, so lange Heinrich von Braunschweig noch mächtig am Rheine war, nicht zum ruhigen Besitze seines Amtes kommen.[1] Sein Sohn Otto VI., oder als Kurfürst I., heirathete daher Heinrichs Tochter Agnes, und brachte auf diese Weise zugleich durch kaiserliche Gewalt und Erbfolge die Pfalz an sein Haus.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß zu der Zeit, als die Wittelsbacher zur Pfalzgrafschaft bei Rhein kamen, der Sitz des Stammes noch zu Stahleck geblieben ist, aber der Sitz der Gau- und Pfalzgrafschaft war nach Alzei verlegt. Dieser Ort war schon unter der fränkischen Monarchie bekannt; ob er seinen Nahmen der Nymphe Alteja unter den Römern, oder der Prinzessin Altey unter den Fran-

1. Er wurde sogar gefangen, als er nach Heidelberg kam, und mußte sich auslösen.

ken zu verdanken habe, wollen wir nicht untersuchen, gewiß aber wuchs er schon unter den Karlingern zu einer Stadt an.[1] Als nach Abgang der Hohenstaufen das fränkische Herzogthum, und mit ihm die Grafschaft im Nahegau aufgelößt wurde, nahmen die Pfalzgrafen rings um Alzei her Besitz von dem Lande, so weit es ihnen Recht und Gewalt erlaubte. Das übrige theilten mit ihnen jene Familien, deren Ahnen zuvor entweder das Gaugrafenamt verwaltet, oder beträchtliche Güter und Herrschaften in dem Gaue geerbt hatten. So erschienen gegen das zehnte Jahrhundert hin, neben den Pfalzgrafen, die Grafen von Spanheim, von Veldenz, von Falkenstein, von Zweibrücken, die Rau- und Rheingrafen nebst andern Herren in dem alten Nahegau.

Nach dieser wichtigen Veränderung, welche jetzt in dem Gaue und Herzogthume vorgegangen war, übten die Pfalzgrafen eine doppelte Gewalt zu Alzei. Als Nachfolger der alten Herzoge, und Oberlehenherren des alten Herzogthums verliehen sie, wie ein altes Weisthum sagt, auf dem Steine zu Alzei alle dazu gehörigen Grafschaften, als Bergen, Cleve, Sayn, Wied, Virneburg, Nassau, Katzenellenbogen, Arnstein, Spanheim, Veldenz, Leiningen, Zweibrücken, die Rheingrafschaft, Wildgrafschaft, Raugrafschaft und Falkenstein; aber als Landesherren waren, nach eben diesem Weisthum, das die Rechte der Pfalzgrafen zu drei ungebotenen Dingen in Alzei: »Es sollen

1. Im Jahr 1783 hat man einen römischen Stein in den Stadtmauern von Alzei gefunden, mit der Inschrift: Nymphis vicani Alteienses aram posuerunt, woraus man den Nahmen Alzei von der Nymphe Alteja ableiten wollte. Andere Alterthumsforscher sagen, er käme von Pipins Tochter Alepa.

»da seyn vierzehn Schöffen, die der Pfalzgrafen Recht »sprechen. Die sollen Ritter, und einer davon Schultheiß »seyn. Zu diesen sollen zween von Rockenhausen, zween »von Ulversheim Dienstmanne seyn. Wäre es, daß der »Schöffen Einer zu ungebotenen Dingen nicht an wäre, »so wäre er, ihn irten dann Ehehaften nicht, dem Schultbei»ßen zwanzig wormser Pfennige, dem Vaut eben so viel, und »jedem Schöffen eben so viel zur Besserung schuldig. Käme »der vorgenannte Schöffe nicht, und würde ihm vorge»boten, als man thun soll, so wäre er die große Besse»rung schuldig. Es soll auch ein freier Raugraf des »Pfalzgrafen Vaut seyn, der soll mit zween freien Mannen »zu Gericht sitzen bei dem Schultheißen, jeder seiner Seite »einer; und soll hören des Pfalzgrafen Bräsien, und soll die »richten, die etwa der Schultheiß nicht richten mag.«

So wurde Alzei der Sitz der Pfalzgrafschaft und landesherrlichen Gewalt zugleich. Die zahlreiche Bürgerschaft war in Edle und Gemeine abgetheilt, und schon im dreizehnten Jahrhundert so angewachsen, daß ihre Streitigkeiten in offene Fehden ausbrachen, und durch kaiserliche Gerichte entschieden werden mußten. Das Gebiet um diese Stadt umfaßte nach der Hand[1] neunzig Ortschaften, und da die Pfalzgrafen von da aus ihre Gewalt übten, so war sie auch anfänglich der Sitz der Regierung.

Die Zeit, worin die Wittelsbacher die pfalzgräfliche Würde und damit die ihr angehörigen Länder an dem Rheinufer erhalten hatten, war der Erweiterung ihrer Macht und ihres Gebietes sehr günstig. Auf der einen Seite schien das alte Herzogthum von Franken allbereits zu erlöschen, auf der andern waren die rheinischen

1. Nach Absterben der Grafen von Alzei, Erbtruchsessen der Pfalz.

Bischöfe sowohl mit den Bürgern ihrer Hauptstädte, als mit ihren weltlichen Nachbarn in einer fast anhaltenden Fehde. Erstere wollten sie fernerhin nicht mehr als ihre Herren erkennen, und letztere glaubten ein geistliches Amt mit einem weltlichen Fürstenthume nicht verträglich. Diese Stimmung der Fürsten und Bürger bewog schon den Pfalzgrafen Herrmann II. von Stahleck mit andern Grafen die rheinischen Bischöfe anzufallen, allein er wurde dafür zu Worms von Kaiser Friedrich I. mit dem Hundetragen bestraft. Desto glücklicher waren seine Nachfolger Konrad von Staufen und Otto von Wittelsbach. Jener, ein Bruder des Kaisers, setzte sich allbereits zu Heidelberg fest, diesem gab der Bischof von Worms, Heinrich II., im Jahr 1225 seine Rechte im Lobden- und Elsengau als Lehen und Brautgeschenk für seine Gattin. Er behielt durch diese Schenkung für sich und seine Nachfolger nichts übrig, als der Königshof in Ladenburg. Der Lobdengau ist eine schöne fruchtbare Ebene, welche vom Fuße der Bergstraße bis zum Rheine sich dehnt, und von den steilen dunkeln Gebirgen her, freundlich von dem Neckar durchströmt wird. Er hat seinen Nahmen von dem alten römischen Lobedunum, dem jetzigen Ladenburg. Letzteres war vermuthlich der Gaugrafensitz; aber das Gaumal wurde bei Heidelberg, auf dem sogenannten Stuhlbübel gehalten, wo man noch den Königsstuhl findet. Der König Dagobert soll diesen Gau schon den Bischöfen von Worms geschenkt haben. Kaiser Heinrich II. hat diese Schenkung dem Bischofe Burkard I. bestätigt, und der Bischof Heinrich II. ihn an die Pfalzgrafen übergeben.

Nach so wichtigen Erwerbungen auf dem rechten Rheinufer verlegte Otto der Erlauchte den Sitz seiner Regierung und seines Stammes von Stahleck

auf die schönen Gebirge nach Heidelberg, und erhob diesen zuvor unbeträchtlichen Ort zu der Hauptstadt seiner rheinischen Staaten. Ueber den Ursprung von Heidelberg sind die Geschichtschreiber aus Mangel an Nachrichten nicht einig. Nach einer alten Sage soll auf dem Hügel, wo jetzt die Trümmer des Schlosses liegen, eine altteutsche Alraune oder Wahrsagerin, Jette mit Nahmen, gelebt und vorhergesagt haben: »daß aus ihrem heiligen Haine »einst ein königlicher Pallast hervorgehen, und in dem »Thale sich eine Stadt bilden werde.« Nach eben dieser Sage soll sie an dem nahe bei Heidelberg gelegenen Wolfsbrunnen von einer Wölfin zerrissen worden seyn, als sie bei Nachtszeit ihrem Geliebten eine Zusammenkunft gestattete. Daher noch der Nahme dieses Brunnens und des Jettenberges. Ob diese Sage auf einen altteutschen Ursprung deutet, können wir nicht mit Gewißheit darthun; daß aber schon unter den Römern bei Heidelberg eine Ueberfahrt über den Neckar und vielleicht auch ein Kastell angelegt wurde, hat viele Wahrscheinlichkeit. Unter der fränkischen Monarchie wird kaum ihr Nahmen genannt. Als wirkliche Stadt und Festung erscheint sie erst unter den Wittelsbachern. Diesen Fürsten hat sie ihr Schloß, ihre Mauern, ihre Brücken, ihre Verfassung, ihre Universität und ihren Glanz zu verdanken. Durch den Erwerb so mächtiger Herrschaften und Städte war Otto der Erlauchte der mächtigste Fürst am Rhein und in Baiern geworden.

Indeß lagen beide Länder zu weit auseinander und entfernt, als daß die Wittelsbacher deren innere Kraft gehörig nach außen hätten benutzen können. Auf der einen Seite grenzte Baiern an Ungarn und Böhmen, auf der andern die Rheinpfalz an Frankreich und die rheinischen

Kurfürstenthümer. Diese Lage ihres Gebietes verwickelte sie in Haus- und fremde Kriege, und stellte ihre Provinzen entweder auf einer oder der andern Seite feindlichen Verwüstungen blos. Die Unbequemlichkeit einer gemeinschaftlichen Regierung fühlten schon Ottos Söhne Ludwig II. und Heinrich. Sie theilten daher im Jahre 1255 ihre Länder also, daß ersterer die Rheinpfalz, letzterer Baiern verwalten sollte. Als Ludwig nach dem frühen Tode seines Bruders Herr aller wittelsbachischen Rheinländer wurde, glaubte er, daß ein so weitschichtiges, von innern und äußern Feinden bedrohetes Gebiet nur durch Strenge verwaltet werden könnte. Diesem zu Folge hielt er fast unerbittlich auf die Befolgung seiner Gesetze, und strafte jeden mit Acht und Tod, welcher sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte.[1] Aus dem nämlichen Grunde unterstützte er den rheinischen Städte-Bund aus allen Kräften, obwohl er gegen den Adel gerichtet zu seyn schien. Er zwang, wie Aventin sagt, sogar die rheinischen Fürsten und Kurfürsten, demselben beizutreten. Durch diese Beförderung der Gerechtigkeit und des Landfriedens erwarb sich Ludwig den Nahmen des Strengen, aber keinen seiner Unterthanen traf dieser Nahmen schrecklicher, als seine eigene Gattin Maria. Sie war die Tochter des Herzogs von Brabant, schön, sanft, liebreich und züchtig. Ludwig liebte sie mit offner Seele und ehrte sie auch durch eine strenge Beobachtung ehelicher Pflichten; allein dieses ernste und finstere Betragen konnte bei einem zärtlich liebenden Weibe eher Hochachtung und Gehorsam, als herzliche Ergeben-

1. Er soll fünfzig Raubrittern in einem Tage die Köpfe haben abschlagen lassen.

heit erwecken. Dazu kam noch, daß Ludwig seiner entfernten Länder wegen öfter sich von ihr trennen mußte. Diese Verhältnisse mögen wohl die Ursache gewesen seyn, daß Maria sich die einsamen Stunden durch Unterhaltung mit einigen ihrer Hofleute zu erheitern suchte, ohne daß dabei ihre häusliche Pflicht oder fürstliche Ehre im geringsten befleckt worden wäre; allein Ludwig, der ein eben so strenger Gatte als Fürst war, versagte ihr diese unschuldiger Vergnügungen auch bei seiner Anwesenheit.

In dieser Stimmung war er jetzt mit ihr nach dem Rheine gezogen, um durch seine Gegenwart sowohl der Verwaltung seiner rheinpfälzischen Länder, als dem rheinischen Städte-Bund einen neuen Betrieb zu geben. Da Alzei der Sitz seiner pfalzgräflichen Gewalt war, hielt er sich öfter da auf; und vermuthlich hat hier Maria den Raugrafen Heinrich kennen gelernt, welcher als pfälzischer Erbtruchseß und Vogt des alzeier Gerichtes beständig bei Hofe seyn mußte. Der öftere Umgang, die Bereitwilligkeit im Dienste, auch wohl die Annehmlichkeit der Unterhaltung, machten ihn der einsamen Pfalzgräfin zuerst zu einem gefälligen, dann zu einem beliebten Gesellschafter. So mag es gekommen seyn, daß sie eine unschuldige Zuneigung zu dem Grafen fühlte; aber in des strengen Ludwigs Brust erwachte die Schlange der Eifersucht; denn von nun an nahm er sie nicht mehr an den Rhein mit, und gestattete ihr nur den Umgang mit seiner Schwester Elisabeth, der Königin von Sicilien und mit ihren Kammerfrauen.

Maria ertrug dieses einsame Leben mit weiblicher Ergebenheit und Geduld; um aber doch dafür eine Entschädigung zu haben, unterhielt sie sowohl mit ihrem entfernten Gatten als dem Raugrafen einen zärtlichen Briefwechsel, und dieser war eben die Ursache ihres Unglücks.

Sie hatte die Briefe, welche sie an ihren Gatten schickte, mit einem rothen, jene aber die an den Raugrafen gerichtet waren, mit schwarzem Wachse versiegelt. Der Bote aber, welcher sie überbringen sollte, verwechselte sie entweder aus Nachlässigkeit oder weil er nicht lesen konnte, und gab den, der an den Raugrafen gerichtet und schwarz gesiegelt war, dem strengen Gatten. Kaum hatte dieser den Brief gelesen, als seine bisher unterdrückte Eifersucht in Wuth ausartete. Er stach den Boten auf der Stelle nieder und eilte, wie von Furien der Eifersucht gepeitscht, nach Donauwerth, um Rache an seiner Gattin und allen denen zu nehmen, welche er mit ihr im Verdacht hatte. Sobald er im Schlosse angekommen war, ermordete er Helike, die Vertraute Mariens, mit eigener Hand, und liess ihre Kammerfrauen von dem Thurme herabstürzen.

Noch schrecklicher war das Gericht, welches er über seine unglückliche Gattin selbst hielt. Von Scharfrichtern und Henkern umgeben trat er in ihr Zimmer, um sie zu Rede zu stellen. Seine Wuth und Eifersucht stieg auf den höchsten Grad, als er sie erblickte. Die von ihrem Gatten selbst angeklagte Fürstin erschien mit dem ihrem Geschlechte und ihrer hohen Geburt zukommenden Anstande, aber Ludwig hielt ihr knirschend und tobend den Brief vor, und donnerte ihr die abscheulichsten Vorwürfe entgegen. »Ist dieses die Treue,« sagte er, »welche du »mir am Altare schwurst? Während dem ich die Räuber »am Rheine mit dem Schwerte vertreibe, führst du sie »hier durch heimliche Buhlerkünste in mein Schloß und »Bett ein. Dein Aegist hat den Fürstenmord schon von »seinem Ahnherrn erlernt;[1] ihn wolltest auch du, wie

1. Er deutet hier auf Otto von Wittelsbach, der den Kaiser Philipp ermordet, und von dem die Raugrafen abstammen sollen.

»eine andere Klytemneſtra, an mir verſuchen, und mit »deinem Buhlen auf meinem blutigen Leichnam mein Bett »beſteigen. Aber die gerechte Rache iſt euch zuvor gekom»men, und hat euch in euern eigenen Schlingen gefangen. »Dieſer Brief klagt dich der Untreue und des Ehebruchs »an. Nach meinem Haus- und Fürſtenrechte biſt du des »Todes ſchuldig. Bereute dich zu deiner Strafe; und du,« ſagte er zum Scharfrichter, »vollziehe ſogleich das Urtheil.«

Als Maria dieſe ſchrecklichen Worte hörte, und den verwechſelten Brief in den Händen des raſenden Gatten erblickte, erblaßte ſie. Dieſe Bläſſe wurde aber bald durch Röthe weiblicher Scham und fürſtlichen Stolzes von ihrem Geſichte getrieben, als ſie die daraus gefolgerten Beſchuldigungen einer unerlaubten Buhlerei und des Ehebruchs hören mußte. Sie vertheidigte daher ihre Unſchuld nicht mit den Ausflüchten oder Winkelzügen einer überwieſenen Verbrecherin, ſondern mit der ſchlichten Erzählung der Verwechſelung und der Reinheit ihres Gewiſſens.

Ludwig hätte ſowohl in dem Betragen des edlen Weibes als durch die Vergleichung der beiden Briefe Gründe genug finden können, um ihre Unſchuld zu erkennen; allein Wuth und Eiferſucht ſiegten über Vernunft und Gerechtigkeit. Der ſtrenge Herr hörte weder die Seufzer ſeiner Gattin, noch den Rath ſeiner Getreuen, noch ſelbſt das Flehen ſeiner Schweſter, der Königin von Sicilien, die ihn knieſällig um Schonung bat. Unerbittlich ließ er Marien, als einer überwieſenen Ehebrecherin, vom Nachrichter den Kopf abſchlagen.

Ein ſo ſchreckliches und ungerechtes Gericht erfüllte ſeine Unterthanen mit Furcht, die Reichsfürſten mit Ab-

ſchen. Heinrich der Raugraf verließ ſogleich die pfälziſchen Länder und durchzog mit Klagſchriften gegen den Gatten, mit Schutzſchriften für die unſchuldig Ermordete ganz Teutſchland. Die traurige Geſchichte wurde ſogar ein Volksmährchen, und, wie Aventin ſagt, von den Dichtern in Reimlein geſetzt, dem Volke vorgeſungen. Nun erſt fühlte Ludwig, wie weit ihn ſeine Eiferſucht getrieben, wie übereilt er geurtheilt habe. Um ſich gegen die Ahndungen der Verwandten und Fürſten zu ſchützen, ſuchte er, als Wittwer, die Hand Mathildens, der Tochter Kaiſer Rudolphs I. nach. Um aber ſein Gewiſſen mit Gott zu verſöhnen, ſtiftete er das Kloſter Fürſtenfeld. Da er den enthaupteten Leib der Gattin nicht mehr ins Leben erwecken konnte, wollte er ihre Seele durch Meſſen ehren. Wenn aber gekränkte Unſchuld vor Gottes Gericht den Lohn der Seligkeit erhält, ſo verdient dieſe edle Fürſtin als Märtyrin ehelicher Pflichten aufgeſtellt zu werden.

Das ſtrenge Gericht, welches Ludwig über ſeine Gattin ergehen ließ, war durch den Wechſel des Hofes ſo blutig geworden. Seine Söhne Ludwig III. und Rudolph theilten daher nach ſeinem Tode die Regierung ihrer Erblande nochmals. Jener übernahm Baiern, dieſer die Rheinpfalz; allein ſie entzweieten ſich eben darum, weil ſie von einander getrennt waren. Ludwig wurde nach dem Tode Heinrichs VII. zum Kaiſer gewählt, aber Rudolph ergriff die Partei ſeines Gegners Friedrichs von Oeſtreich. Aufgebracht über dieſes unbrüderliche Benehmen überfiel Ludwig gleich nach vollzogener Wahl Rudolphs Länder am Rheine mit Feuer und Schwert, und nahm ſelbige im Nahmen ihres Hauſes in Beſitz. Rudolph

mußte flüchtig gehen, und im Elende leben, allein Ludwig blieb Vormund ſeiner Prinzen, und gebrauchte jetzt ſeine kaiſerliche Gewalt, um deren Länder zu erweitern.

Von dem alten Reichsgute waren zu der Zeit am obern Rhein noch die Städte und Herrſchaften von Germersheim, Neuſtadt, Kaiſerslautern, Oppenheim, Ingelheim und Mosbach in des Kaiſers Gewalt geblieben. Am Mittelrhein waren die Pfalzgrafen die Oberlehensherren der Grafſchaften von Zweibrücken, Veldenz, Spanheim und Simmern ꝛc. Am Unterrhein ſind die Grafſchaften von Flandern, Brabant, und Holland durch Sterbefälle dem Kaiſer als Lehen anheimgefallen, und ſelbſt das Kurfürſtenthum von Brandenburg durch den Abgang des askaniſchen Stammes erledigt worden. Dieſe beträchtlichen Länder ſuchte jetzt Ludwig, da er Kaiſer geworden war, an ſein Haus zu bringen. Germersheim, Neuſtadt, Kaiſerslautern und Mosbach verpfändete er erſt an die Pfalz; ſeine Nachfolger verleibten ſie dem Kurſtaate ein. Zweibrücken, Veldenz, Spanheim und Simmern erhielten ſpäter ſeine Neffen Rupert und Stephan durch Kauf und Erbverträge. Hennegau, Holland, Seeland und Friesland erwarb Ludwig, indem er deren Erbfürſtin Margaretha zur Ehe nahm. Das durch den Tod Heinrichs des Askaniers ledig gewordene Kurfürſtenthum von Brandenburg gab er ſeinem ältern Sohne Ludwig; für ſeinen jüngern Sohn Stephan wollte er das alte Herzogthum von Schwaben wieder herſtellen. Wenn man nun noch bedenkt, daß er ſelbſt mächtig als Herzog in Baiern, als Kaiſer im Reiche regierte, ſo kann man mit Wahrheit behaupten, daß durch dieſen Pfalzgrafen das

wittelsbachische Haus das mächtigste in Teutschland geworden sey, und die kräftige Regierung der alten Salier am Rheine wieder aufzuleben schien. Ich werde, was Ludwig Nützliches oder Nachtheiliges als Kaiser im Reiche wirkte, weiter unten anführen. Hier aber nur das bemerken, was er für sein Haus und die Rheinpfalz gethan hatte.

Ludwig war zuviel mit seinen Feinden, den Welfen in Italien und den Luxemburgern in Teutschland beschäftigt, als daß er seine ganze Sorge auf die Verwaltung der pfalzgräflichen Länder wenden konnte; er dachte daher vorzüglich auf ihre Erhaltung und Erweiterung. Er wußte aus eigener Erfahrung, wie nachtheilig eine gemeinschaftliche Regierung für die von einander getrennten Länder in Baiern und der Pfalz sey; darum entwarf er zu Pavia im Jahre 1329 einen neuen Haus- und Familienvertrag, vermöge dessen er für sich und seine Nachkommen Baiern behielt, Rudolphs Erben aber die Rheinpfalz mit der Kurwürde und einigen Aemtern in Baiern überließ, welche man daher die Oberpfalz nannte. Von nun an war das Haus Wittelsbach in zwei Linien, die rheinpfälzische und baierische, getheilt, und die Rheinpfalz machte einen besondern Staat aus, auf welchem die pfalzgräfliche Kurwürde und das Reichserztruchsessenamt haftete.[1]

Rudolph war indeß im Jahr 1319 im Elende gestorben. Ihm folgten zuerst seine Söhne Rudolph II.

1. Ueber die Vertheilung der Rheinpfalz verordnete der Vertrag, daß Rudolph's I. älterer Sohn, Rudolph II., die Oberpfalz; der zweite, Rupert I., die Gegend um Neustadt, und Adolphs hinterlassener minderjähriger Sohn, die Kurpfalz haben sollte. Siehe Geschichte des Hausvertrags von Pavia.

und Rupert I., dann seine Enkel Rupert II. und Rupert III. in der Kur. Diese setzten nach dem Tode des Kaisers Ludwig (1349) die Vergrößerung ihrer Länder, welche dieser angefangen hatte, fort. Rupert I. kaufte Simmern von Philipp von Bohlanden. Als Reichs-Vikarius löste er die bisher veräußerten Reichspfandschaften wieder ein, und brachte den größten Theil davon an sein Haus. Rupert II. kaufte Otzberg und Umstadt von der Abtei zu Fuld; Lindenfels aber und Bretten Ludwig von den Markgrafen von Baden. Endlich wurde Rupert III. abermals von den rheinischen Kurfürsten als Kaiser gewählt, und dieser vereinigte sowohl die bereits schon seinem Hause verpfändeten, als auch die übrigen Reichsländer auf dem linken Rheinufer mit der Pfalz. Zu gleicher Zeit vermählte er seinen erstgebornen Sohn Rupert Pipan mit der spanheimischen Erbgräfin Elisabeth, seinen vierten Sohn Stephan mit Anna der Erbgräfin von Veldenz. Als im Jahr 1406 durch den Tod der Prinzessin Johanna die Grafschaften von Brabant und Limburg dem Reiche wieder anheim gefallen waren, wollte er auch diese, als Kaiser, seinem Hause zuwenden. Obwohl ihm aber letzteres nicht gelingen konnte, so wurde doch der größte Theil von Spanheim mit Veldenz und Zweibrücken Erbland der Pfalzgrafen. Ich habe hier nur im kurzen und allgemeinen angegeben, wann und von welchem Pfalzgrafen obgenannte Länder und Herrschaften an das wittelsbachische Haus gekommen seyen; da aber jedes davon schon seine eigene Verfassung und Geschichte hatte, so wird es, ehe ich auf das Ganze zurückkomme, nöthig seyn, auch davon erst eine historische Beschreibung einzurücken. Ich werde diese so kurz fassen, als es dieses

Werk erlaubt, ausführlich findet man sie in Widders historisch-topographischer Beschreibung der Rheinpfalz.

Es gab den Pfalzgrafen einen wichtigen Vorschub zur Erweiterung ihres Gebietes, daß sie sich der Kirchen-Vogteien über die rheinischen Bisthümer und Abteien bemächtigt hatten. Dadurch hatten sie schon die Bischöfe von Worms aus dem Besitze der Grafschaft im Lobdengau verdrängt; bald hernach versuchten sie ein Gleiches mit Mosbach und dem Wormsischen Gebiete in dem Wingerteiba. Kaiser Otto II. hatte im Jahr 976 dem Hochstifte von Worms die Abtei von Mosbach mit dem dazu gehörigen Gebiete geschenkt, sich jedoch das Grafengericht darüber vorbehalten. Friedrich II. erbauete hierauf die Kirche von Grund aus, und beschenkte sie mit vielen Gütern; allein sein Oheim, der Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen, hatte bereits die Vogtei und Gerichtsbarkeit darüber an sich gerissen.

Indeß behaupteten die Kaiser wenigstens ihre Gewalt in der Stadt, und Rudolph I. gab den Bewohnern von Mosbach Stadtrechte und eine städtische Verfassung mit einem Schultheißen, sechs Rathsherren und Schöffen. Sein Nachfolger Adolph verpfändete sie aber im Jahr 1297 an Gerlach von Breuberg um 4500 Mark. Es scheint, daß diese Pfandschaft nach dessen Tod entweder wieder eingelöst, oder an Pfalz übertragen wurde, denn Kaiser Ludwig, der Baier, übergab sie im Jahr 1330 an seine Vettern Rudolph und Ruprecht. Von dieser Zeit an blieb Mosbach mit seinem Gebiete im Besitz der Pfalzgrafen, und wurde endlich, als ein eignes Oberamt, der Pfalz gänzlich einverleibt.

Da also den Pfalzgrafen die Erweiterung ihrer Länder gegen die Kirche von Worms gelungen war, versuch-

ten sie ihr Glück auch an den Abteyen von Lorsch und Fuld. Wir werden in der Geschichte der ersten Abtei die lange und blutige Fehde anführen, welche sie sowohl wegen ihrer Vogteirechte, als wegen ihrer Ansprüche auf das Fürstenthum selbst mit den Erzbischöfen von Mainz zu kämpfen hatten, und wie es ihnen endlich gelungen sey, sich wenigstens eine Zeitlang den Besitz davon zu verschaffen. Die Abtei Fuld aber mußte ihnen, käuflich und als Lehen, den Ozberg und Umstadt überlassen, weil sie die Herrschaft darüber gegen so mächtige Nachbarn nicht behaupten konnte. Zu gleicher Zeit kauften sie auch die Schlösser und Aemter Lindenfels und Bretten dem Markgrafen von Baden wieder ab, welche durch Irmengard, Otto's des Erlauchten Schwägerin, an Baden vererbt waren.

So weit hatten die Pfalzgrafen von Wittelsbach ihr Gebiet auf dem rechten Rheinufer ausgebreitet; noch viel größer wurde es auf dem linken, denn da waren noch ganze Städte, Fürstenthümer und Grafschaften entweder in des Kaisers Gewalt geblieben, oder von Grafen besessen, welche dieselben verkaufen oder vererben konnten. Von den Reichsstädten, welche die Kaiser Ludwig und Ruprecht ihrem Hause zugewendet haben, war Germersheim am Rheine hinauf die entfernteste. Sie grenzte mit ihrem Gebiete an das Elsaß, und gab dadurch den Pfalzgrafen einen wichtigen Einfluß auf dieses Land. Unter den fränkischen Königen ist diese Stadt aus den Trümmern des römischen Vicus Julius errichtet, und darin ein Königshof angelegt worden. Unter der sächsischen Dynastie wählte die Kaiserin Adelheid Selz mit dem Gebiete von Germersheim zu ihrem Witwensitze, und ver-

schönerte oder begabte beide Orte durch Kirchen und Armenanstalten. Noch verehrt man dort das Andenken ihrer Wohlthaten. Nach ihrem Tode fiel Germersheim mit seinem Gebiete wieder den Kaisern anheim, und Rudolph von Habsburg hat den Königshof, wie Adelheid, zu seinem Ruhesitz, und den Ort zu einer Stadt erhoben. Nachdem er da im Jahr 1291 gestorben, und bald nach ihm Ludwig der Baier zur kaiserlichen Würde gekommen war, verpfändete dieser Germersheim mit Neustadt und Kaiserslautern im Jahr 1330 an sein Haus. Sein Nachfolger, Kaiser Rupert, behauptete diese Pfandschaft bei der pfälzischen Kur.

Neustadt hat sein Aufkommen vorzüglich den Pfalzgrafen zu verdanken. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie es größtentheils erbauet, und ihm deswegen den Nahmen der neuen Stadt gegeben haben; denn in den Theilungsverträgen, welche Ludwig und Heinrich im Jahr 1255 errichtet hatten, kommen nur die Schlösser Winzingen und Wolfsberg vor, welche oberhalb der Stadt liegen, und sich von Klodwig und einer gewissen Rinota her, altfränkischen Ursprungs rühmen.[1] Wenn aber auch die Pfalzgrafen die Stadt nicht selbst gegründet haben, so erweiterten sie doch ihre Gebäude und Mauern, und gaben der Gemeinde Stadtrechte und eine bürgerliche Verfassung. Pfalzgraf Rupert, der Aeltere, liebte das Städtchen vorzüglich, und hat darin eine Kirche zum heiligen Aegidius gegründet, wo er auch mit seiner Gattin Beatrix begraben liegt. Bei dieser Kirche legte hernach Pfalzgraf Johann Kasimir ein Gymnasium an. So wurde

1. Es war eine Zeitlang der Sitz der Grafen des Speiergaues.

Neuſtadt mit ſeinem Oberamte ein eben ſo reicher als angenehmer Theil der pfälziſchen Kur.

Ein viel beträchtlicherer Erwerb, als der von beiden Städten und Aemtern, war der von Kaiſerslautern mit ſeinem Gebiete und ſeinen Waldungen. Dieſer Ort iſt ſchon unter der fränkiſchen Monarchie nicht unberühmt geweſen. Die Könige haben nämlich dort in dem Hartgebirge eine Burg und einen Königshof angelegt, welche der Jagd dienen, und die Schluchten der Vogeſen ſchirmen ſollten. Die teutſchen Kaiſer liebten den Ort, und gaben durch ihren Aufenthalt Gelegenheit zu ſeiner Erweiterung; aber erſt im Jahr 1157 hat ihn Friedrich der Rothbart zu einer beträchtlichen Stadt erhoben. Da dieſer Kaiſer gerne in den Wäldern des Harts jagte, ſo ließ er dort ein ſchönes Schloß, einen Thiergarten und einen Fiſchteich anlegen, welches alles mehrere Bürger und Bewohner anzog. Er beſchenkte den Ort mit Freiheiten und Stadtrechten. Er gab der neuen Gemeinde eine gehörige Verfaſſung mit Zünften, einen Rath, einen Schultheißen, und die Stadt, welche zuvor von dem ſie durchſtrömenden Flüßchen Lautern hieß, wurde jetzt Kaiſerslautern genannt. Durch ſolche Begünſtigungen waren ihre Bewohner bald zahlreich und ſtolz geworden. Sie wollten als Reichs- und kaiſerliche Bürger weder die Gewalt der Landvögte noch der Pfalzgrafen anerkennen. Im Jahre 1234 empörten ſie ſich, und der bürgerliche Krieg wüthete ſo gewaltſam in ihren Mauern, daß ſchier die Hälfte der Stadt abgebrannt iſt. Um dieſen Geiſt des Aufruhrs zu bändigen, verpfändete Ludwig der Baier die Stadt an ſeine Verwandten die Pfalzgrafen. Dieſe konnten dieſelbe von Alzei und Neuſtadt aus im Zaume

halten. Als hernach Pfalzgraf Rupert III. selbst Kaiser geworden war, übergab er Kaiserslautern mit dem dazu gehörigen Fürstenthume gänzlich an sein Haus. Die Bürgerschaft aber blieb im Besitze ihrer alten kaiserlichen Freiheiten.

Zu diesen beträchtlichen Ländern im alten Nahegau fügte eben dieser Rupert noch Oppenheim und den sogenannten Ingelheimer Grund. Zwischen Worms und Mainz, ungefähr auf dem halben Wege, hat wahrscheinlich Drusus eines von jenen fünfzig Kastellen angelegt, womit er den Rhein befestigte, und welches beiden Städten zur Beschützung ihrer Flanken dienen sollte. Es kommt in der römischen Verfassung unter dem Namen Bauconica vor, und war zu gleicher Zeit eine Poststation. Durch die Einfälle der teutschen Völker in das römische Reich, wurde es, wie so viele andere, verwüstet. Unter der fränkischen Monarchie war es nur ein Dorf, was Karl der Große unter dem Nahmen Obenheim oder Oppenheim dem Kloster Lorsch geschenkt hatte. Im Jahre 865 ließ der Abt Theodorich die Kirche von Grund aus bauen. Im Jahre 1008 verlieh der Kaiser Heinrich II. dem Abt Poppo das Marktrecht für diesen Ort, und dadurch vermehrte sich sowohl die Anzahl als der Wohlstand seiner Einwohner.

Noch mehr aber erhob sich diese Stadt durch die Zerstörung und den Verfall ihrer Nachbarin jenseits des Rheins, des alten Tiburs. Die oppenheimer Chronik sagt: Kaiser Heinrich IV. habe im Jahre 1083 diesen Königshof niederreißen lassen, weil sich darin die teutschen Fürsten gegen ihn verschworen hatten. Der Abt Trithemius behauptet, daß von deren Steinen sowohl die

Kirchen als Mauern von Oppenheim erbaut worden seyen. Das nämliche sagt auch die obgenannte Chronik, und sie schreibt den Anwachs der Stadt dieser Zerstörung zu. * Obwohl wir aber in der Geschichte keine bestimmte Nachrichten weder von der Größe noch von dem Untergange des alten Tribur haben, so läßt sich doch so viel mit Gewißheit behaupten, daß sich in und um diesen Königshof eine Menge von Leuten und Arbeitern angesiedelt haben, welche nach seiner Zerstörung entweder nach Gerau, oder Oppenheim gezogen sind; denn diese zwei Orte waren vor dieser Zeit gar nicht bedeutend; erst nach dem Verfalle von Tribur sind sie zu kleinen Städten herangewachsen.

Indeß war die Abtei von Lorich so verschuldet geworden, daß der Abt Folkannus im Jahre 1147 die Stadt wieder an den Kaiser und das Reich zurückgeben mußte, weil er die den königlichen Kammern schuldigen hundert Pfund nicht bezahlen konnte. Kaiser Konrad III. machte sie hierauf zu einer Reichsstadt, und Kaiser Friedrich II. gab ihr bald hernach im Jahre 1234 die nämlichen Freiheiten und Rechte, welche Frankfurt erhalten hatte.

Es ist wahrscheinlich, daß zu dieser Zeit die alte Reichsburg Landskron erbaut, und die bürgerliche Verfassung der Stadt geordnet wurde. Die Verwaltung der-

* Wenn wir die Mißhandlungen betrachten, welche Heinrich IV. von den zu Tribur versammelten Reichsständen erdulden mußte, und damit die Treue und Anhänglichkeit vergleichen, welche ihm in diesem Drange die Bürger von Worms und Oppenheim erwiesen haben, so wird es sehr natürlich, daß er gegen erstern Ort einen vorsätzlichen Abscheu, gegen die letztern aber Liebe und Dankbarkeit fühlte: jenen hat er mithin in Verfall kommen lassen, diese aber mit Gunstbezeigungen beschenkt.

selben theilten die adelichen Burgmänner und die gemeinen Bürger unter sich. Es war da ein Reichsschultheiß mit einem Schöffengericht, und Bürgermeister mit einem Stadtrathe. Die Burgmänner erhielten das Recht, sich innerhalb der Burgmauern Häuser bauen zu dürfen. Noch sieht man davon die köstlichen Trümmer von Erkern, Söllern und Grabmälern in und um die Katharinen Kirche, welche mit dem sie halbbedeckenden Gesträuche einen herrlichen Vorgrund der weiten Aussicht gegen die Bergstraße geben.[1] Die adelichen Rittergeschlechter waren von aller Bete und Schatzung frei, ausgenommen daß sie den gemeinschaftlichen Viehweg und die Brücken mit den Bürgern in gutem Stande erhalten mußten. Sie hatten das Recht, sich gegen alle ihre Feinde selbst schirmen und vertheidigen zu können, wenn ihnen die Bürger keinen Beistand leisten wollten; auch blieb jede Wittwe mit ihren Kindern in dem Besitze der Burgmannschaft, wenn sie sich nicht anders wohin verheiratheten. Kaiser Rudolph von Habsburg verordnete, daß keiner die Burg zu Oppenheim weder verwahren noch regieren sollte, der nicht ein kaiserlicher Amt- und Burgmann dort wäre und versprach der Burgmannschaft, ihr keinen Fürsten, Grafen oder Ritter, ohne ihr Wissen und Willen aufzudringen. Dagegen gestattete er den Bürgern zu Oppenheim im Jahre 1282 das Vorrecht, daß Niemand, als sie, Wollentuch verschneiden oder mit der Elle verkaufen, und Wein mit dem Maas ausschenken dürfe. Im Jahre 1287 verordnete er, daß sechszehn Bürger mit sechszehn Rittern sich des

1. Vor kurzem habe ich diesen Platz mit neuen Häusern bebauet. Noch aber existirt ein Bild dieser schönen Aussicht vom alten Schütz.

Rathsamts gebrauchen, und aus solchen fürbaß sieben Ritter und sieben Bürger der Schöffen-Amt vertreten sollten. An der abgegangenen Ritter Statt sollten die Ritter, die Rathleute und Schöffen Macht haben, andere Ritter, die Burgmänner sind, und an der abgegangenen Bürger Statt andere Bürger zu erkiesen. Als die Ritter diese Theilnahme der Gemeinen an der Verwaltung der Stadt als Schmälerung ihrer alten Rechte ansahen; that sich gegen sie die Bürgerschaft zusammen und erwirkte im Jahre 1354 von Kaiser Karl IV. das Recht, daß im Falle die Ritter nicht mit den Bürgern die Rathsleute kiesen wollten, es diese allein zu thun, Macht haben sollten.

Durch diese der Stadt von den Kaisern ertheilten Vorrechte und Freiheiten vermehrten sich sowohl die Burgmänner und ihre Leute in der Burg, als die Bürger und die Beisaßen in den Zünften der Gemeinde. Die Stadt wurde daher in die Ober- Unter- und Vorstadt abgetheilt, so weit war sie schon an Häusern und Volksmenge angewachsen. Jeder Theil hatte seine Kirche, für Arme und Kranke war durch Hospitäler, für die Gesunden durch öffentliche Brunnen gesorgt. Die christliche Gemeinde der Stadt war in zwei Pfarreien unter zwei verschiedene Archiprengel getheilt. Durch die erneuerte Diöcesan-Abtheilung, welche der heilige Bonifacius nach Wiederherstellung des Erzbisthums von Mainz vorgenommen hatte, geschahe es, daß Oppenheim nach seiner jetzigen Erweiterung zur Hälfte der Wormser, zur Hälfte der Mainzer Diöces zufiel. Ob die Kirche, welche die Mönche von Lorsch im Jahre 876 erbauet haben, zu Worms oder Mainz gehörte, kann ohne deutlichere Urkunden nicht entschieden werden; allein die ältere Pfarrkirche zu St. Se-

bastian gehörte ihrer Lage nach zum wormser Kirchsprengel. Diesem zu Folge gründeten die Erzbischöfe von Mainz eine neue schönere Kirche auf der Anhöhe, und weihten sie der heiligen Katharina zu Ehren ein. Sie wurde, mit vielen Gütern begabt, ein ansehnliches Kollegiatstift, und vom Erzbischofe Gerhard I. im Jahre 1258 zu einer Pfarrei der Mainzer Diöces erhoben. Diese Kirche kann zwar an Größe und innerer Pracht nicht mit den Domkirchen von Speier und Worms verglichen werden; allein ihre herrliche Lage auf der Anhöhe, wohin man auf vielen Stufen steigt; die Feinheit ihrer Säulen und Gewölbe, die zierliche Gestalt ihrer gemahlten Fenster, machen sie zu einem der schönsten Gebäude am Rhein. Sie scheint aus zwei besondern Theilen zu bestehen. Jener nach Osten steht noch erhalten von innen und außen; aber der hintere nach Westen ist verfallen und zersprengt. Auf seinem Boden deckt hohes Gras die Trümmer, über seinem zerrissenen Gewölbe fliegen die Wolken und Raubvögel hin. Ueber der Thüre, durch welche man aus dem hintern Theile in den vordern tritt, hat die mystische Kunst des Mittelalters die Verkündigung der Maria abgebildet. Mit keuschem Meissel hat sie die Empfängniß des Fleisch gewordenen Wortes durch das Ohr der dem Willen Gottes sich ergebenden Jungfrau dargestellt.

So war der innere Zustand von Oppenheim gegen das vierzehnte Jahrhundert, sein äußeres Gewicht zeigte sich nicht minder vortheilhaft. Die Ritterschaft und Gemeinde errichteten Bündnisse unter sich und mit den benachbarten Städten. Dadurch wurden sie öfters Schiedsrichter in deren Angelegenheiten. Sie gaben ein ansehnliches Kontingent zu dem Städte-Bund, und fühlten sich bald

so stark, daß sie mit ihren Mitschwestern den mächtigen Pfalzgrafen Rupert II. und den kriegerischen Wildgrafen von Dhaun befehden konnten. Zu diesem kam noch daß, in Vereinigung der Schwabsburg bei Nierstein, die Verwaltung des sogenannten Ingelheimer Freigrundes nach Oppenheim verlegt und das Freigericht dort gehalten wurde.

Der Ingelheimer Grund hatte mit den Ortschaften, welche in ihm liegen, sowohl seinen Nahmen, als seine Freiheiten von dem Kaiserpallast her, welchen Karl der Große zu Niederingelheim erbauen ließ. Er wurde anfänglich durch königliche Maier, Schultheißen und Schöffen verwaltet. Die Bewohner desselben hatten aber das Mark-, Jagd- und Fischereirecht sowohl in Dörfern, als Feldern und der ihm durchfließenden Selz. In jedem Hauptorte war ein Schultheiß dem Gerichte vorgesetzt, welches aus adelichen Burgmännern und Schöffen bestand. Zu Niederingelheim war der Hof und die Hofverwaltung, aber zu Oberingelheim anfänglich das Hauptgericht; denn noch bis auf unsere Zeiten findet man dort die Spuren von der alten Ritterburg und Burgmannschaft. Sie war mit Mauern und Thürmen umgeben und mitten im Hofe mit einer eigenen Kirche und mit Edelhöfen versehen.

Die Rittergerichte machten unter sich Gesetze, wornach sie Recht zu sprechen hatten, und worin sie bestimmten, was entweder an den kaiserlichen Ammann oder den Stadtschultheißen verwiesen werden sollte. Die Gewalt dieser Gerichte und Verwaltung erstreckte sich nebstdem noch über alle die Ortschaften und Leute, welche ehemals als Königsleute dem Pallaste dienen mußten. Daher war auch noch ein eigener Hühnervogt oder Hühnervaut ange-

setzt, welcher die Gefälle eintrieb und die Leute gegen Fremde schützen mußte. Zu Ingelheim und zu Oppenheim war ein Blutgericht.

Sowohl die Reichsstadt als der Reichsgrund standen unmittelbar unter dem Reiche; beide aber waren nicht mächtig genug, um sich in dieser Unmittelbarkeit zu erhalten. Sie blieben immer in einer Art von fremder oder kaiserlicher Willkühr. Die Erzbischöfe von Mainz hatten, der Nähe ihrer Hauptstadt wegen, schon lange nach ihrem Besitze getrachtet. Auch die Pfalzgrafen dachten damit ihre rheinischen Länder zu ründen. Da erstere zu der Zeit die Kaiser ansetzten, und letztere selbst Kaiser geworden waren, so mußte sowohl Oppenheim als der Ingelheimer Grund unter dem Vorwande einer Reichspfandschaft bald unter mainzische bald unter pfälzische Herrschaft treten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß eine solche Abhängigkeit weder den Rittern noch den Bürgern des Freigrundes angenehm war. Demnach, als sie Kaiser Wilhelm im Jahre 1252 dem Erzbischofe Gerhard von Mainz um 2000 Mark Silbers verpfändete, widersetzten sie sich unter Anführung ihres Schultheißen Marquard dieser Unterwerfung und schlossen unter sich einen Bund, mit einem heiligen Eide, »daß eines jeden Geschichte und »Schaden ihrer aller Geschichte und Schaden seyn sollte, »also zwar, daß weder die Ritter noch die Bürger etwas »großes für sich allein, sondern alle gemeinschaftlich ver»suchen, und eingewinnen sollten.« Wie aufgebracht sie über die Verpfändung waren, kann man selbst aus dem Pfandbriefe sehen, worin es heißt: »daß der Erzbischof »Gerhard gedachte Stadt Oppenheim und andere wider»wärtige Reichsunterthanen nach allen Kräften bekämpfen

»sollte.« Kaiser Rudolph I. hatte diese Pfandschaft wieder ausgelöst, wie wir gehört haben, die Bürger mit neuen Rechten und Freiheiten begabt, aber sein Nachfolger, der Kaiser Adolph, verpfändete die Judensteuer, das Umgeld und Nierstein an den Grafen Eberhard von Katzenellenbogen für den Beistand, welchen dieser ihm in der Thüringischen Fehde geleistet hatte. Kaiser Ludwig, der Baier, bestätigte gleich nach seiner Wahl den Edlen und Bürgern von Oppenheim ihre alten Rechte und Freiheiten, weil er ihre Hülfe gegen seinen Bruder, den Pfalzgrafen Rudolph, nöthig hatte. Er verpfändete aber im Jahr 1315 Stadt und Grund an seinen Freund Peter, den Erzbischof von Mainz, der ihn auf den Thron gehoben hatte, um 10,000 Heller, und befahl ihm, alle denselben entrissenen Güter und Gerechtsamen wieder einzutreiben. Der Erzbischof Gerlach gab sie zwar im Jahr 1353 an das Reich zurück, und die Gemeinden legten dem Kaiser Karl IV. auf dem Kirchhofe die Huldigung ab; aber er verpfändete sie endlich gar der Stadt Mainz um 33,000 Goldgulden. Dieses beständigen Wechsels müde, wünschten die Ritter und Bürger endlich selbst unter mächtige Herrschaft zu kommen. Da also der Pfalzgraf Ruprecht III. Kaiser geworden war, verleibte er Oppenheim mit dem Ingelheimer Grunde, mit Bewilligung des Erzbischofs Johann II., im Jahr 1401 seiner Kurpfalz ein, bestätigte aber der Bürger Freiheiten und Vorrechte. Dieses ist die kurze Geschichte der Länder und Städte, welche mit der Kurpfalz verbunden wurden; jene der Grafschaften und Fürstenthümer, welche die Nebenzweige des wittelsbachischen Hauses entweder durch Ehe- oder Erbverträge oder durch Kauf an sich gebracht haben, werden wir in der Geschichte von Spanheim anführen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß der Erwerb so beträchtlicher Länder und Herrschaften den Neid und die Eifersucht der Nachbarn erregt habe. Auf der einen Seite mußten die Pfalzgrafen gegen mächtige Fürsten, auf der andern gegen aufblühende Städte kämpfen, um sich darin zu behaupten. Ich werde die Fehden, welche die drei Ruperte gegen die Bischöfe von Mainz, Straßburg, Speier und Worms, gegen die Grafen von Baden, Würtemberg, Katzenellenbogen und Leiningen, und endlich gegen die rheinischen Städte darob auszufechten hatten, in den folgenden Geschichten anführen; hier will ich nur das anrühmen, was sie für das innere Wohl des Landes gethan haben. Man kann diese drei Fürsten mit Recht die Mehrer und Gesetzgeber der Pfalz nennen.

Unter den Urkunden, welche Tollner in seiner pfälzischen Geschichte gesammmelt hat, befindet sich der Stiftungsbrief der Universität von Heidelberg von Rupert I., eine Art von gesetzlicher Verordnung von Rupert II., und der Länder-Vertheilungs-Vertrag von Rupert III. Diese Urkunden kann man als den Grund der künftigen Verfassung der Rheinpfalz ansehen. Nach den Verordnungen derselben wurde das pfälzische Gebiet in ein unveräußerliches Kurthum und in erbliche Fürstenthümer vertheilt, und in beiden das Recht der Erstgeburt eingeführt. Zum Erstern gehörten Stahleck mit Bacharach und Caub, Alzei, Heidelberg, Stromberg, Germersheim, Neustadt, Kaiserslautern, Oxberg, Mosbach, Lindenfels, Bretten, Oppenheim mit dem ingelheimer Grunde und andern früher erworbenen Ländern am Neckar und Rhein; zu den Letztern, die Graf- und Herrschaften, welche sie später gekauft und geerbt hatten, als Spanheim,

Veldenz, Zweibrücken, Simmern, und die sogenannte Oberpfalz. Von den eigentlichen Kurländern durfte nach Vorschrift der Hausverträge und der goldenen Bulle nichts veräußert werden. Auch sollten die letztern nach den Hausverträgen beständig bei dem Hause Wittelsbach bleiben, sie konnten aber unter dessen verschiedenen Zweigen vertheilt, und nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt werden. Daher finden wir jetzt das pfälzische Haus in mehrere Linien, als die Veldenzische, Zweibrückische, Simmerische und Odenwälder vertheilt.

Die verschiedenen Fürstenthümer wurden, wie die andern Länder am Rheine, in Oberämter, Aemter und Vogteien abgetheilt, unter welchen die Städte und Dörfer verwaltet waren. Die Oberamtleute und Vizthume waren größtentheils Ritter, welche in den von diesen Kurfürsten entweder erbaueten oder befestigten Schlössern ihre Sitze hatten, und zugleich als Burggrafen angesehen wurden, um selbige zu vertheidigen. Als nach der Hand der gesetzliche Zustand in Teutschland den Faustrechtlichen gebändigt hatte, übergaben die Fürsten ihre Aemter auch solchen Männern, welche der Gesetze und des Rechts kundig waren. Die Lehensleute, Ritter und Burgmänner übten alsdann nur die Kriegsgewalt. Schon Ruprecht II. verordnete, daß das Landrecht in besondere Bücher zusammengetragen, und darnach gerichtet werden sollte. Er hatte sich ferner aus den Grafen und Rittern neunzehn Räthe gewählt, welche in wichtigen Fällen und Erbfolgesachen entscheiden sollten. Doch wünschte er, daß wenn einer davon abgehen würde, auch sonst kluge und gelehrte Leute in den Rath aufgenommen werden möchten; deswegen hatte er und sein Vorfahrer Ru-

precht I. die Universität zu Heidelberg gestiftet, damit auf ihr tüchtige Rechtslehrer und Staatsleute gebildet werden könnten. Bei den sogenannten gelehrten Räthen blieb nach der Hand die Verwaltung der Justiz und Polizei; Krieg und auswärtige Geschäfte that der Kurfürst selbst mit seinem Adel ab. Auch mahnte Rupert II. in seiner Verordnung ausdrücklich, daß seine Nachfolger und deren Räthe oder Beamten das Volk nicht mit neuen Abgaben bedrüken möchten. Die Untergerichte waren in die Städte oder Schlösser der Aemter verlegt. Zu den Hauptsitzen der Regierung und Justizverwaltung ernannte er Heidelberg und Alzei, jenes für das rechte, dieses für das linke Rheinufer.

Rupert III. gab endlich dem Ganzen die noch fehlende Ründung und Einheit. Da er als Kaiser so beträchtliche Städte und Länder seinem Hause zugewendet hatte, konnte er auch die von seinem Vater angeordnete Gerichts- und Landesvertheilung erweitern, und nach Maßgabe der Städte und Aemter zusammenstellen oder scheiden. Diesem gemäß sonderte er durch eine väterliche Verordnung die Länder, welche eigentlich zur Kurpfalz gehörten, von denen, die besondere Grafschaften und Fürstenthümer ausmachten. Jene sollte der älteste seiner Söhne als erblicher Kurprinz besitzen; diese aber unter die übrigen vertheilt werden. Er befestigte hierauf die Schlösser, welche das Land gegen schnelle Ueberfälle sicherten, und legte in den Städten Amthäuser und Gerichtsstuben an, damit die Verwaltung Bequemlichkeit und Raum habe. Schon als Pfalzgraf und Kurfürst hatte er seine Residenz Heidelberg erweitert und verschönert. Als er hernach Kaiser geworden war, wollte er auch dort in königlicher Pracht erscheinen. Er umgab die Stadt mit neuen Mauern und Bollwerken, und dehnte

sie bis über das Dorf Bergheim aus, welches sein Großvater, Rupert der Aeltere, damit vereinigt hatte. Endlich stiftete er auch in Heidelberg die Hauptkirche zum heiligen Geist, und begabte sie mit königlicher Freigebigkeit. Er würde seinen Erbstaaten noch größere Wohlthaten erwiesen haben, wenn ihn nicht, wie Ludwigen, die Kriege in Italien und mit seinem Gegner Wenzel daran gehindert hätten.

Nach dem Tode Kaiser Ruperts III. theilten seine Söhne, vermöge väterlicher Verordnung, die pfälzischen Länder. Der Aelteste, Ludwig III., erhielt die Kur und die mit derselben verbundenen alten Kurlande; Johann die Oberpfalz in Baiern; Stephan Zweibrücken und Simmern, und Otto Mosbach, Borberg, und die odenwäldischen Aemter. Ludwig III. und sein Sohn und Nachfolger gleiches Nahmens, haben die Gesetze, welche ihre Väter gegeben hatten, verbessert, und strenge Gerechtigkeit geübt. Sie verwalteten ihre Einkünfte, welche blos in Zoll und Naturalien bestanden, mit Klugheit und Pünktlichkeit, und verwendeten den Ueberschuß davon auf öffentliche Gebäude, Schulen und Hospitäler. Das Volk wurde nicht durch Abgaben gedrückt. Wenn eine väterliche Regierung den Ruhm der Unsterblichkeit verdient, so gehört er diesen Fürsten.

Ludwig IV. hinterließ bei seinem frühen Absterben im Jahr 1448 nur einen minderjährigen Sohn, Philipp, der kaum ein Jahr alt war. Sein Bruder Friedrich I. übernahm also mit der Vormundschaft zugleich die Kurwürde. Keiner der Pfalzgrafen, welche seit Ludwig I. den Kurhut getragen, hat größere Dinge unternommen, als dieser Fürst, welcher seiner Thaten wegen auch der Siegreiche genannt wurde. Er war nicht Kaiser, wie Ludwig und Rupert, allein er verdiente es zu seyn; und

obwohl er als Vormund und Kurfürst sich für seine Nachkommenschaft der pfälzischen Länder bemeistern konnte, so dachte er doch zu großmüthig, als daß er seinem Neffen dieselben geraubt hätte. Er vergrößerte vielmehr dessen Erbe durch seine Siege, und machte die Pfalzgrafen am ganzen Rheine und in Teutschland furchtbar.

Ehe er die rühmlichen Fehden mit seinen Nachbarn unternahm, sicherte er erst seine Staaten von Innen durch Gesetze und kriegerische Anstalten. Er theilte die Pfalz ordentlich in Aemter und Oberämter ab, und setzte in seinen Vestungen und Schlössern Ritter und Hauptleute an, welche selbige vertheidigen mußten. Er errichtete in Heidelberg ein eigenes Hofgericht, wohin die Rechtssachen von den Untergerichten gebracht werden konnten, und bauete dazu ein prächtiges Haus, welches von ihm seinen Nahmen erhielt. Um sich hatte er eine Versammlung kluger Räthe, und einen Kanzler zur innern Verwaltung, er aber führte den Krieg und die auswärtigen Geschäfte in eigener Person.

Die ersten Fehden, welche er unternahm, gingen gegen jene Ritter und Grafen, welche in den Gebirgen und Schluchten der Vogesen und des Odenwaldes saßen, und von ihren Schlössern herab sich Raub und Gewaltthat erlaubten. Zu der Zeit, sagt die elsäßische Chronik, legte sich Jacob von Lichtenberg eine Buhldirne bei, welche man die Barbel von Ottenheim nannte, und das arme Volk zwang, für sie beständig zu arbeiten, und ihr das beste Hab zu geben. Sie brachte es durch ihren Stolz und ihre Härte so weit, daß sich die Einwohner von Busweiler bei seinem Bruder Ludwig beklagten, und da sie keine Hülfe fanden, und mit Gewalt aus ihren Häusern vertrieben werden sollten, griffen selbst die Wei-

her zu den Waffen, um sich zu wehren. Sie liefen, wie die elsäßer Chronik sagt, zusammen, und jede brachte ein Gewehr mit: die eine nahm einen Bratspieß, die andere eine Heugabel, die dritte einen Spieß, die vierte einen Kolben, die fünfte einen Stecken, die sechste eine Axt oder was sie sonst haben konnte, und trieben das böse Weib mit ihren Helfern in die Burg. Indeß kam Herr Ludwig mit seinen Reisigen vor die Stadt. Sie wurde übergeben, und der Handel so geschlichtet, daß die armen Leute in Ruhe gelassen, und unter Ludwigs Herrschaft kommen sollten; die Barbel aber wurde nach Hagenau verwiesen, wo sie nach Jakobs Tode, als eine Zauberin und Hexe zum Tode verdammt, ihr schlechtes Leben auf dem Scheiterhaufen endete.

Die Grafschaft Lichtenberg kam nach dem Absterben des alten Hauses größtentheils an die Grafen von Hanau und Zweibrücken, welche mit den Grafen von Lüzelstein darob in Fehde lagen. Im Jahre 1457 überfielen die letzten Lüzelsteiner, Jakob und Wilhelm, den Grafen Friedrich von Zweibrücken in seinem Schlosse zu Bitsch, und wollten ihn ermorden lassen. Aber dieser, ermuntert durch seinen Kammerknecht, sprang über die Schloßmauer, und rettete sich auf einem schlechten Bauernpferde nach Baumberg zu seiner Gattin.

Der braue Kämmerling war indeß nach Modelsheim geritten, und brachte das Volk auf; aber die zwei Kinder des Grafen lagen noch zu Bitsch gefangen. In dieser Noth faßte die Gräfin einen Entschluß, den nur Mutterliebe in dem Herzen eines Weibes hervorbringen kann. Sie ging nämlich, bewaffnet und von einer einzigen Kam-

merfrau begleitet, vor Bitsch, und forderte zu ihren Kindern gelassen zu werden. Als sie an das Thor gekommen war, fand sie Wilhelmen von Lützelstein, welcher ihr den Eingang verwehren wollte. Sie aber faßte ihn mit ganzer Gewalt am Barte, zog ein großes Messer heraus, und sagte: »du ehrvergeßner Graf! willst du zurück, so »mußt du mich wohl auch mitnehmen.«

Also kam sie in die Stadt, sahe und küßte ihre Kinder, und flößte den Lützelsteinern so viel Erstaunen ein, daß sie ihr die geraubten Kleinodien wieder geben wollten; sie aber sagte ihnen kühn ins Gesicht: »Ich habe wohl »mehr als dies verloren, wollt ihr mir das bessere, meine »Kinder, nicht wieder geben, so könnt ihr auch das schlech»tere behalten. Aber auch dies wird euch nicht frommen; »so lange ich noch meinen besten Schatz, meinen Mann, »und diese weibliche Kraft habe, wird mir Gott schon »wieder Kinder geben.« Mit diesen Worten, auf ihren schönen Leib deutend, schied sie von dannen. Graf Wilhelm wollte sie begleiten, aber sie stieß ihn zurück und sagte: »ihr habt unehrlich, falsch und boshaft an meinem »Manne gehandelt, und seyd also nicht werth, mich zu »führen.«

Hierauf rief Graf Friedrich seinen Vetter, den Kurfürsten von der Pfalz, den Kurfürsten von Trier, und mehrere Fürsten um Hülfe an; und sie kamen mit großen Heeren vor Bitsch und Lützelstein gezogen, und schlossen beide Orte ein. Nach einer langen Belagerung mußten die Lützelsteiner von Bitsch abziehen, und wurden über Weges noch von den Bauern geplündert. Sie ließen sich aber durch diese Strafe nicht von ihren Fehden abhalten.

Friedrich der Siegreiche machte ihrem Unweſen und ihrer Herrſchaft ein Ende. Da ſie ſeine Lehenrechte auf ihr Schloß nicht anerkennen wollten, zog er mit ſeinen Heerſchaaren davor, und nahm es mit Sturm ein. Die Grafen hatten kaum noch Zeit, zu entwiſchen.

Nachdem Friedrich die Herrſchaft der Lützelſteiner in den Vogeſen zerſtört, und der ſeinigen einverleibt hatte, zog er in die Bergſtraße gegen die Feſte Vorberg, welche durch die von Roſenberg ein Raubneſt geworden war. Da dieſes Schloß auf einem ſteilen Berge lag und mit ſtarken Bollwerken umgeben war, ſo konnte es wohl nicht ohne Sturm eingenommen werden. Friedrich, der ſeine Zeit nicht mit einer langen Belagerung verlieren wollte, ließ daher ſeine Tapfern den Berg hinaufziehen, und griff die Thore und Mauern mit ſo gewaltigen Stößen an, daß ſie auf allen Seiten brachen, oder eingeſtoßen wurden. Die Ritter mußten ſich ergeben und die Feſte wurde zerſtört. Er kaufte hierauf die Grafſchaft Löwenſtein um 1400 Gulden, und richtete nun ſeine Abſichten auf das Fürſtenthum Lorſch in der Bergſtraße, welches der Erzbiſchof von Mainz, Siegfried III., durch kaiſerliche Schenkung von Friedrich II. erhalten hatte.

Dieſe Siege und Anſprüche hatten ihm mächtige Feinde erweckt. Die Grafen von Würtemberg, von Baden, von Katzenellnbogen, und die Biſchöfe von Speier und Metz, ja ſelbſt ſein eigener Vetter der Graf von Veldenz, waren zuſammengetreten, um ſeinen Eroberungen Einhalt zu thun. Das Haupt davon war der Erzbiſchof und Kurfürſt von Mainz, Diether von Iſenburg,

welcher sich rüstete, um seine Länder zu vertheidigen. Ehe wir nun diese blutige Fehde, welche jetzt Friedrich zu bestehen hatte, weiter erzählen, müssen wir erst die Geschichte der gefürsteten Abtei Lorsch und der Grafschaft von Katzenellnbogen einrücken, welche entweder die Veranlassung oder ein Theil davon war.

Geschichte von Lorsch und Katzenellnbogen-Hessen.

Neben den ehemaligen kurpfälzischen Ländern am Neckar zieht sich von den Höhen des Kattenellenbogen, gemeinlich der Malchen oder die Bergstraße genannt, eine große Fläche Landes bis zum Rhein und Main herab, welche unter der fränkischen Monarchie der obere Rheingau, nach der Hand aber das Fürstenthum von Lorsch und die Grafschaft von Katzenellnbogen begriff. Jetzt führt sie den Nahmen des Großherzogthums von Hessen-Darmstadt. Die Ebene wird gegen Osten von diesem Gebirge, gegen Norden und Westen von diesen Flüssen begrenzt, und ist fast zu allen Getreidepflanzungen dienlich. Nur die Spitze am Ausflusse des Mains ist mit Flugsand bedeckt. Die Hügel der Bergstraße sind von den Mönchen der Abtei Lorsch mit Weinstöcken, Obst- und Mandelbäumen besetzt und in einen blühenden Garten verwandelt worden. Wenn es wahr ist, daß ehemals, wie Dahl behauptet, der Neckar durch einen Umschwung bei

Heidelberg seinen Lauf längs der Bergstraße hin genommen habe, so war dieser altfränkische obere Rheingau das schönste Gegenbild von dem untern, und beide mit dem gegenüber liegenden Wormsfelde der wahre Wennegau der fränkischen Monarchie. Da die Ebene eine weite Ausdehnung hatte, und ringsum von den drei großen Reichswäldern, dem Föhrbach, Dreieich und Odenwald umgeben war, so legte, vermuthlich Karl der Große, wie zu Ingelheim, so auch hier, eine seiner königlichen Lustpfalzen, das alte Tribur[1] an; sie wurde aber auch wie jene, der Schauplatz des Undanks und der Demüthigung seiner Nachfolger. Zweimal erwartete hier, wie wir gehört haben, Ludwig der Fromme mit den Waffen in der Hand den Angriff seiner Söhne. Eben so oft versuchte hier Ludwig der Teutsche die Aussöhnung mit den Seinigen, welche sich, wie er gegen seinen Vater, nun gegen ihn empört hatten. Endlich wurde sogar der letzte von Karls rechtmäßigen Enkeln, Karl der Dicke, hier von seinem Throne gestoßen, und bald hernach sollte hier ein gleiches an dem Kaiser Heinrich IV. gewagt werden.

Von der Herrlichkeit dieses alten Königshofes findet man jetzt kaum noch einige Ueberbleibsel. Der Abt von Trittenheim wollte zwar zu seiner Zeit noch Spuren von einer großen Stadt dort gesehen haben; allein jetzt sind ein kleines Dörfchen, welches noch den Nahmen Tribur oder Drewer trägt, die Dörfer Königsstä-

1. Vielleicht Drüber. Einige Alterthumsforscher wollen den Nahmen von den drei Flüssen, Rhein, Main und Neckar ableiten, welcher letztere bei dem Orte in den Rhein gestossen sey.

ten und Hofstett, und eine Pfütze, die Kaiserswog genannt, die einzigen übrig gebliebenen Beweise seiner ehemaligen Größe. Die Ursachen und die Zeit seines Verfalles sind in der Geschichte nicht genau angegeben. Nach der Chronik von Oppenheim wird seine Zerstörung dem Unwillen Heinrichs IV. zugeschrieben, der darum seinen Untergang beschlossen habe, weil sich die teutschen Fürsten darin gegen ihn verschworen hatten. Damit stimmt auch die Inschrift eines Steines überein, welchen man zu Rom gefunden haben will. Da aber noch nach diesem Kaiser, dessen Nachfolger, Heinrich V., sich in dem Pallaste aufgehalten hat, so scheint diese Sage nicht ganz gegründet zu seyn. Viel wahrscheinlicher ist es, daß er unter den Hohenstaufen in Verfall kam; indem Friedrich der Rothbart zwei neue Palläste, einen zu Kaiserslautern, den andern zu Gelnhausen, erbauen ließ. Da zu dieser Zeit auch die alten Gaugrafschaften untergingen, so benutzten die Aebte von Lorsch und die Grafen von Katzenellnbogen, welche den obern Rheingau unter sich getheilt haben, die Steine des verlassenen Kaiserpallastes von Tribur, und verschönerten damit ihre Städte Oppenheim, Darmstadt und Gerau.

Während der fränkischen Monarchie wurde der obere Rheingau von dem Geschlechte Ruperts oder Kankors verwaltet. Es hatte, nach Dahls richtiger Bemerkung, seinen Grafensitz zu Heppenheim, wo auf dem sogenannten Landsberge das Gaumal oder Gaugericht gehegt wurde. Kankor stiftete mit seiner frommen Mutter Williswinde im Jahre 764 an dem Fuße des Melibokus die berühmte Abtei Laureshein oder Lorsch. Er selbst trug mit dem salischen Grafen Wa-

rin oder Werner den Leib des heiligen Nazarius über die Vogesen zu der bereits angefangenen Kirche; sie wurde aber erst unter Karl dem Großen mit königlicher Pracht, und in Beisein dieses Kaisers und seiner Familie, von dem Erzbischofe von Mainz, Lullus, eingeweiht. Die Verehrung des heiligen Nazarius zog bald Fürsten und Völker an sein Grab, und ihre Schenkungen vermehrten die Güter und Kostbarkeiten der Kirche so schnell, daß schon Kankors Sohn, der Graf Heimerich, sie beschränken wollte, und auf sie, als sein Erbe, Ansprüche machte. Die Sache kam vor den Gerichtshof Karls des Großen, und dieser bestätigte nicht nur die alten Schenkungen, sondern fügte ihnen auch die Cent von Heppenheim, den Sitz des Gaugrafen, hinzu. Unter der Regierung des Kaisers Lothar gab der Graf Ansfried einen großen Theil seiner Erbländer dem heiligen Nazarius. So bereichert, wuchs die Abtei zu einem Fürstenthume heran, dessen Aebte mit einer königlichen Pracht, mit einem Hofstaate von tausend Dienstleuten und einem Heerschilde von zwölf vollen Fahnen-Lehen, erscheinen konnten.

Das Geschlecht des Grafen Kanker verliert sich im Jahre 870 mit Rupert III. Ob es mit der herzoglichen Würde geziert, oder der in der Legende vorkommende Herzog von Bingen, der heilige Rupert, mit ihm verwandt war, kann man nicht mit Gewißheit behaupten. Nach Rupert III. kömmt im Jahre 880 ein gewisser Adelhard als Kirchenvogt von Lorsch vor; aber das Grafen-Amt hatten allbereits die mächtigen Salier an ihr Haus gebracht. Gebhard, des Uto Sohn, ist von diesem Geschlechte der erste, welcher im Jahre 898 als Graf vom obern Rheingaue genannt wird. Unter seiner

Verwaltung und auf Betrieb seiner Familie ist Karl der Dicke zu Tribur seines Thrones entsetzt, und Arnulf darauf erhoben worden. Durch diesen Regierungswechsel wurden die Salier so mächtig, daß sie ihre Feinde, die Babenberger, besiegen und den Grafen Adelbert als einen Reichsfeind öffentlich zu Tribur verdammen, und hernach enthaupten lassen konnten. Ihre Gewalt in dem obern Rheingaue wurde noch fester, als Graf Uto, Gebhards Sohn, dem Kaiser Otto I. gegen seinen Vetter Eberhard, den Herzogen von Franken, streiten half. Zum Lohn seiner geleisteten Dienste erhielt er das Grafen-Amt für sein Haus erblich, und sein Sohn Konrad wurde im Jahre 916 zugleich Herzog in Schwaben. [1]

Nach dessen Tode 997 kommt im Jahre 1002 ein gewisser Gero oder Gerung, vielleicht Gerhard, als Gaugraf vor, welcher wenigstens seinem Nahmen nach unter die Salier gezählt werden könnte. Wahrscheinlich hat dieser, da das alte Gaumal zu Heppenheim an die Abtei Lorsch vergeben war, seinen Grafensitz nach Gerau verlegt, und damit auch dem nordwestlichen Theile des Gaues den Nahmen Gerauer Ländchen gegeben, welchen es noch trägt. Unter seinem Nachfolger dem Grafen Adelbert verschenkte aber der Kaiser Heinrich II. im Jahre 1013 dieses Gerau mit der Cente von Bessungen an das von ihm gestiftete Bisthum Bamberg, welches sie an Würzburg vertauschte. Unter den künftigen Gaugrafen, deren Nahmen man fast nicht mehr kennt, verfielen Gau und Gaumal; und ihr Stammschloß wurde sonach der Sitz ihrer erblichen Gewalt.

1. Siehe das dritte Buch.

Man muß die Regierung Heinrichs IV. als den Zeitraum ansehen, worin die bereits erworbenen Zimmer des alten Gaues in Stammherrschaften verwandelt wurden. Nach Lambert von Aschaffenburg waren die begünstigten Lieblinge dieses Kaisers der Erzbischof von Bremen Adelbert, Werner ein Graf von Hessen Heinrichs Verwandter, Ulrich von Kostheim, Eberhard, Berthold und Hartmann. Diese schmeichelten dem jungen Könige mit dem Ruhme seines Hauses, der Größe seiner Gewalt und den Vorzügen seiner Tapferkeit. Sie gaben ihm zu verstehen: »daß die »Vergebung der geistlichen und weltlichen Aemter ein »kaiserliches Recht sey, und er, wie sein Vater Hein»rich III., darüber schalten und walten könne.« Dabei fröhnten sie seinem Hange nach Weibern und Schmäusen. Für diese Dienste, welche sie ihm zu leisten schienen, gab er ihnen Länder, Güter, Aemter und andere Geschenke, und wurde auf die Art der Urheber der Zerstückelung des obern Rheingaues. Dem Erzbischof Adelbert drang er mit Gewalt die Abtei von Lorsch auf, und verjagte ihren Abt Ulrich. Eben diese Kirche überließ er dem Berthold, dessen Nachfolger, wie die Chronik sagt, mehr Räuber und Tyrannen, als ihre Vögte und Beschützer wurden. Dem Ulrich von Kostheim schenkte er viele Güter in dem Lande, und die den Markgrafen Uto und Dedi abgenommenen Herrschaften in Sachsen. Die Kinder dieser Markgrafen gab er dem Eberhard in Verwahrung, und zum Lohne dafür, den ganzen obern Theil des Gaues und die Vogtei über Tribur. Der Gaugraf Poppo nahm das von dem Gaue unter seine Herrschaften auf, was der Kaiser nicht schon vergeben hatte. So

unverdiente und oft gewaltsame Schenkungen mußten die Fürsten des Reichs, besonders die Geistlichen und den Adel des obern Rheingaues aufbringen, weil sie darin vorgenommen wurden. [1]

Das erste Beispiel des Mißvergnügens gaben, wie Lambert von Aschaffenburg sagt, die bei Eberhard im dreieichner Haine als Geißeln bewahrten Prinzen der Markgrafen Uto und Dedi durch eine Kühnheit, welche man von ihrem zarten Alter nicht vermuthete. Heinrich hatte sie zwar als Geißel der Wachsamkeit seines Lieblings anvertraut, jedoch ihm ausdrücklich geboten, sie nicht zu strenge zu halten, und ihnen zuweilen, auf daß sie nicht krank würden, Spiele mit andern Knaben zu erlauben. Eberhard befolgte diese königliche Weisung, und ließ sie, nichts von ihrem kindischen Alter befürchtend, unter Aufsicht der Wächter in und auch wohl außer seinem Schlosse spielen. Zuweilen nahm er sie auch in den benachbarten Wald auf die Jagd mit, und setzte sie auf Pferde, um sie auf die Weise ihren Kummer vergessen zu machen. Da dieses öfters geschah, flößten sie ihren Wächtern Vertrauen ein, und diese gestatteten ihnen täglich größere Freiheit. Der Genuß derselben erweckte aber in ihren Herzen die Sehnsucht nach der Heimath und nach ihren lieben Eltern. Sie faßten den Entschluß, heimlich zu entfliehen.

Eines Tages also, da Eberhard mit ihnen auf die Jagd gegangen war, und mit seinen Leuten ein aufgethanenes Wild zu eifrig verfolgte, gaben die ohne Wächter zurückgelassenen Prinzen ihren Pferden die Spern und

1. Siehe das vierte Buch.

jagten durch Wald und Gebüsche, über Gräben und Hügel, bis zu dem Maine hin, wo sie einen Fischer fanden, welchem sie ihre Mäntel zum Geschenke anboten, wenn er sie nach Mainz führen würde. Dieser, entweder vom Werthe des Lohnes, oder von Mitleid gerührt, nahm sie in seinen Nachen, bedeckte sie mit dem Schiffgeräthe, und brachte sie glücklich zur Stadt. Die Pferde aber liefen neben dem Kahn am Ufer her, als hätten sie, wie Lambert sagt, menschliche Vernunft gehabt.

Als die Prinzen nach Mainz gekommen waren, versteckten sie sich in einem nahe am Ufer liegenden Hause, und baten den Wirth, sie nicht zu verrathen, denn sie seyen des Erzbischofs Verwandte, welcher ihn reichlich dafür belohnen würde. Bald aber hierauf kam Eberhard ihnen nach, und der alte pfiffige Höfling knirschte mit den Zähnen, weil er von ein Paar unbärtigen Knaben überlistet war. Da er durch Kundschafter erfahren hatte, wo sich die Prinzen aufhielten, umstellte er mit seinen Leuten das Haus, und drohte dem Wirthe, selbiges ihm über dem Kopfe anzünden zu lassen, wenn er die königlichen Geißeln nicht sogleich herausgeben würde.

Unter diesem Lärmen kamen viele Bürger von Mainz herbeigelaufen, und nahmen mit Zank und Geschrei, je nachdem sie gesinnt waren, Theil an dem Streite. Der grose Auflauf konnte nun auch dem Erzbischofe Siegfried nicht mehr verborgen bleiben. Da er hörte, daß seine jungen Vetter mit Gewalt wieder in die Gefangenschaft geführt werden sollten, schickte er den Grafen Konrad von Lützelburg mit einem tüchtigen Haufen vor das belagerte Haus; diese vertrieben den ergrimmten Eberhard, und befreieten die Prinzen, welche Siegfried sonach ihren Eltern

zurückſchickte. [1] Jedermann glaubte nun, daß der Kaiſer ſeinen Liebling wegen dieſer Flucht ſeiner Geiſſeln beſtrafen würde; allein er ließ ihm nicht nur die vorigen Schenkungen, ſondern bewarb ſich auch noch für ihn um Gertruden, die Erbin von Arnsburg und Beilſtein in der Wetterau. Eberhard, ſtolz auf die neue Gnade des Kaiſers, verlegte dorthin den Sitz ſeines Stammes, und trotzte noch mächtiger als zuvor ſeinen und des Königs Feinden.

Die Gewaltthaten der königlichen Lieblinge und das Mißvergnügen der Geiſtlichkeit und Adelichen im obern Rheingau hatten nun ihren höchſten Grad erreicht. Sowohl geiſtliche als weltliche Herren, Ritter und Volk, ſuchten ſich dagegen zu rüſten, um, wenn ihre Beſchwerden bei dem Kaiſer kein Gehör finden ſollten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Vaſallen der Abtei Lorſch griffen zuerſt zu den Waffen. Sie erbaueten auf dem Berge bei Heppenheim die Feſtung Starkenburg, und vertheidigten ihren Abt Ulrich gegen die Söldner des Königs und ſeines Lieblings Adelbert. Die Erzbiſchöfe von Mainz und Cölln, der Herzog Rudolph von Schwaben, nebſt andern Fürſten, verſammelten ſich zu Tribur, und beſetzten den Königshof. Heinrich wurde gezwungen, ſeine Kebsweiber und Lieblinge zu entfernen, ſeine rechtmäßige Braut Bertha zu ehelichen, und den Abt Ulrich wieder in ſeine Würde einzuſetzen. Als der Kaiſer bald hierauf in eben dieſem Pallaſte das Brautlager mit ſeiner Verlobten feierte, erſchien der Abt ſelbſt, ſitzend auf einem prächtig geſchmückten Pferde, bedient von

1. Die Beſchreibung dieſer Flucht der Prinzen verdient bei Lambert von Aſchaffenburg nachgeleſen zu werden.

seinen Dienstmannen, und umgeben von zwölfhundert Rittern, welche für ihn die Waffen zu führen bereit waren.

Heinrich mußte also gedrängt, dem mächtigen Prälaten seine Gnade versprechen; sobald er aber aus der gegenwärtigen Verlegenheit gekommen war, berief er wieder seine Lieblinge zu sich an den Hof, und diese behaupteten sich nun in ihren Schenkungen. Der Lorschische Vogt Berthold entriß der Abtei die Schlösser Lindenfels und Bickenbach nebst der Stadt Gernsheim. Davon nannte sich sein Enkel Berthold einen Grafen von Lindenfels; Konrad aber, der Gemahl seiner Enkelin Mathilde, einen Herrn von Bickenbach. Eberhard von Hagen oder Dreieicher-Hain blieb Herr und Vogt in dem obern Theile des Gaues und bauete auf den Gütern seiner Gattin in der Wetterau das Schloß Münzenberg, wovon sich auch seine Nachkommen nannten. Die Herren von Hirschhorn, Handschuhsheim, Dornberg, Rotenstein, Jossa und Frankenstein erwarben viele Güter und Lehen. Ueber sie alle ragte aber jetzt Heinrich I. von Katzenellenbogen hervor, der mit dem alten Grafenamte auch wohl den größten Theil des obern Rheingaues geerbt haben mogte.

Das Stammschloß Katzenellenbogen, woher sich Heinrich I. und seine Nachfolger nannten, lag nicht in dem obern Rheingau, wo sie doch herrschten, sondern in dem Lahngaue oder Hainich, dem alten Sitze der Salier. Seine Vorfahren haben es vermuthlich der Abtei von Bleidenstadt als Lehen aufgetragen, und von ihr als solches wieder zurück erhalten. Aus diesem Umstande folgert Kremer, daß dieser Heinrich von Katzenellenbogen wohl

von den Saliern ſelbſt abſtammen müße, welche auch den obern Rheingau als Grafen verwalteten. Dagegen behauptet aber Wenk, daß er von den Hennebergern herkomme, welche kurz vor ihm nach ſeiner Meinung das Grafenamt und die Kirchenvogtei von Lorſch beſeſſen haben. Beider Geſchichtſchreiber Behauptungen können vereinigt werden, wenn man vorausſetzt, daß Heinrich I. entweder von weiblicher oder männlicher Seite von beiden Häuſern abſtamme.

Stammtafel der Grafen von Katzenellenbogen.

Gero, Graf zu Gerau im obern Rheingau 1002.

N. N. Von Katzenellenbogen, im Hainich. — Boppo, Graf im Lobdengau.

Heinrich, Graf im Lobdengau, 1067. — Boppo, Graf im obern Rheingau, 1063.

Heinrich I. Graf von Katzenellenbogen, 1102.

Heinrich II. — 1102 — 1160.

Heinrich III. 1131 — 1173.

Berthold I. 1189 — 1204. — Diether I., Graf von Hohenstein, 1214 — 1219.

Diether II. 1219 — 1224. — Heinrich IV., Graf von Hohenstein 1222 — 1245.

Diether III. 1245, theilt mit . . . . . Eberhard I. 1245.

Anna, vermählt mit . . . . . Johann III. 1388.

Philipp, der Aeltere, † 1479.

Philipp, der Jüngere, † 1454. — Anna, vermählt mit Heinrich IV. von Hessen, 1446.

Stammtafel der Herren von Hagen und Münzenberg.

Eberhard von Hagen, im obern Rheingau, 1075 — 1118.
Vermählt mit Gertraud, Kuno's von Arnsburg und Mechtildens von Bielstein Erbwchter.

Konrad Herr von Hagen und Arnsburg, 1093 — 1152. — Eberhard, 1123.

Kuno I. von Münzenberg, 1151 — 1210. — Eberhard Waro von Hagen, 1121 — 1219.

Kuno II. 1193 — 1236. — Ulrich 1212 — 1244. Vermählt mit Adelheid. — Eberhard 1232. Domherr zu Mainz.

Adelheid 1292 vermählt mit Rheinhard I. Grafen von Hanau. — Kuno III. 1231-1244. — Ulrich 1255 — Isengard 1261 vermählt an Philipp I. von Falkenstein. — Elisabeth 1255. — Ludgard. 1248. — Hedwig 1260. — Agnes 1260.

Als unter Kaiser Heinrich IV. die Gangrafſchaft aufgelöſt wurde, war Boppo noch Graf, und Berthold, vielleicht ein Sohn des kaiſerlichen Lieblings, Vogt der Abtei Lorſch. Von beiden macht es Wenk wahrſcheinlich, daß ſie Sprößlinge des henneberg'ſchen Hauſes waren. Berthold vererbte ſowohl die Vogtei als andere derſelben abgenommene Güter und Herrlichkeiten durch ſeine Tochter und Enkelin an den Pfalzgrafen Konrad von Hohenſtaufen und Konrad von Bickenbach. Die Grafſchaft aber mag auf eine ähnliche Art nach dem Tode Boppos an einen lahngauiſchen Dynaſten übergegangen ſeyn, welcher ſich einen Herrn von Katzenellnbogen nannte. So kam, vermuthlich durch ſeine Mutter, Heinrich I. zum Beſitze ſeiner Herrſchaften im obern Rheingau. Dieſes wird um ſo wahrſcheinlicher, weil er ſich in der Urkunde vom Jahre 1102, der erſten, wo der Nahme von Katzenellnbogen vorkommt, noch nicht einen Grafen nennt. Daß übrigens ſeine Ahnen zu den hochadlichen Geſchlechtern des Lahngaues oder Hainrichs gehörten, läßt ſich mit allem Fuge aus der Gewohnheit jener Zeit ſchließen, und es iſt gewiß nicht ohne Grund, wenn ſpäter hin, im Jahre 1326, Graf Wilhelm behauptete: daß er von Burg und Stadt Katzenellnbogen ſein Wappen führe und alle ſeine Mannen, Dienſtmannen und Herrſchaften daher ſeinem Hauſe zugekommen ſeyen.

Heinrich's I. Nachfolger, Heinrich II., wollte, wie mehrere rheiniſche Grafen, unter Anführung des Pfalzgrafen Herrmann ſein Gebiet gegen die Hochſtifter von Mainz, Worms und Speier erweitern, und fiel mit gewaffneter Hand in deren Länder ein; er mußte aber dieſen Friedensbruch mit der Hundesſtrafe büßen, wozu

ihn Kaiser Friedrich I. zu Worms verdammte. Desto glücklicher war er in Vermehrung seiner Herrschaften, als das Haus Arnstein ausging. Er erbte oder kaufte einen großen Theil von dessen Ländern und Gütern im Lahngaue und Hainrich, und gründete demnach die niedere Grafschaft von Katzenellenbogen am untern Rheine.

Es ist ein neuer Beweis, daß seine Voreltern das Gaugrafenamt im obern Rheingaue geerbt hatten, weil darin die katzenellenbogischen Länder, nicht, wie in der niedern Grafschaft, stückweis zusammen gesetzt, sondern noch bis auf unsere Zeiten nach alter Art in Centen und Centgerichte abgetheilt waren. Selbst noch später hin übten seine Nachkömmlinge auch über jene Centen des Gaues die Oberlehensherrlichkeit aus, welche bereits an andere Familien gekommen waren. Nur die Abtei von Lorsch blieb, als ein für sich bestehendes Fürstenthum, von ihrer Grafengewalt befreit, und hatte zur Ausübung ihrer weltlichen Rechte ihre eigenen Kirchenvögte und ihren eigenen Lehenhof.

Die Nachfolger des Grafen Heinrichs II. vermehrten ihr Gebiet durch Kauf, Erbschaft und Krieg, und es war gegen das Jahr 1250 schon so beträchtlich und ausgedehnt, daß die Grafen Eberhard I. und Diether III. eine Theilung damit vornehmen konnten. Jener setzte sich hauptsächlich in der obern, dieser in der niedern Grafschaft fest. Hohenstein behielten sie gemeinschaftlich. Diese Theilung in zwei Linien dauerte ohngefähr zweihundertundfünfzig Jahre; und da während derselben Wilhelm I. Darmstadt mit Mauern umgeben und zu einer Stadt erhoben, Diether III. aber Rheinfels erbauet hatte, so mögen beide Orte für die Zukunft als die Hauptsitze, jener der obern, dieser der niedern Grafschaft, angesehen worden seyn. Eberhard I. vermählte sich mit Elisabeth von

Eppſtein, wodurch er Anſprüche auf Homburg an der Höhe und Steinheim erhielt. Zu gleicher Zeit kaufte er von dieſer Familie Braubach am Rhein und verband es mit der niedern Grafſchaft. Die Grafen Diether I. und III. waren kriegeriſche Herren, und wir werden es noch in der Geſchichte von Rheinfels hören, wie wacker ſie gegen Fürſten und Städte geſtritten haben. Ihr Gebiet aber in der obern Grafſchaft vermehrten ſie mit der Vogtei von Umſtadt und der Cent Erfelden. Nach dieſer langen Theilung des Stammes hinterließ Graf Eberhard VI. mit ſeiner Gemahlin Agnes von Diez nur eine Tochter Anna, und dieſe vermählte er im Jahre 1393 mit Johann III., dem Stammhalter der Neukatzenellnbogiſchen Linie. Da er im Jahre 1399 ohne männliche Erben ſtarb, erbte dieſer durch ſeine Gemahlin auch die altgräflichen Länder, und die ganze Grafſchaft wurde ſonach wieder von einem Zweige regiert.

Graf Johann III. ſteht in der Geſchichte zugleich als wackerer Vertheidiger ſeiner Rechte und als gerechter Verwalter ſeiner Staaten angeſchrieben. Er hatte, wie die Limburger Chronik ſagt, große Ding gethan von ritterlichen Thaten. Er iſt geweſen in großen Streiten und Schlachten, ſowohl über Meer und wider die Türken, als auch in dieſen Landen. Er hat gebauet Burg Schwalbach und das Schloß Katzenellnbogen oder die ſogenannte Katz, Rheinfels gegenüber, wodurch er ſeinem Stammnahmen zugleich einen neuen Glanz am Rheine gab. Er kaufte von ſeiner Stiefmutter Anna, einer Naſſauerin, Dierdorf, Hadamar, Laurenburg und die Vogtei Dietkirchen, von den Iſenburgern aber die Orte, welche in ſeinem Gebiete lagen. Er hatte ſich bei ſeinen Nachbarn und ſelbſt bei den vier rheiniſchen Kurfürſten ſo ehrwürdig und beliebt-

gemacht, daß ſie alle Händel, welche ſonſt durch Waffen und Blutvergießen entſchieden worden wären, jetzt durch friedliche Uebereinkünfte und Schiedsrichter abthaten. Er ſtiftete ſogar unter den rheiniſchen Grafen eine Art von Friedensbund, wodurch ihre Streitigkeiten durch ein gemeinſchaftliches Friedensgericht ausgetragen wurden. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß unter einem ſo gerechten und ordnungsliebenden Fürſten die katzenellnbogiſchen Länder auch jene Verfaſſung erhalten haben, wodurch die einzelnen Centen und Gerichte in Aemter und Oberämter untergetheilt waren.

Der Wohlſtand, welchen Graf Johann ſeinem Lande, und der Glanz, welchen er ſeinem Fürſtenſitze zu Darmſtadt gegeben hatte, zog die Fürſten und den Adel der ganzen Rheingegend an ſeinen Hof; denn ſo ſparſam er auch in ſeiner Verwaltung war, ſo prächtig zeigte er ſich bei Feſten und in ſeinen Gebäuden. Er verſchönerte und erweiterte Darmſtadt; bauete darin eine neue Kirche und ſein Schloß, und wollte, als letzteres vollendet, und mit Säulen und koſtbaren Geräthſchaften geſchmückt war, auch darin ein ſtattliches Feſt geben. Zu dem Ende lud er im Jahr 1408 den teutſchen Adel zu einem Turniere ein, wobei ſich mehrere hundert Fürſten, Grafen und Ritter einfanden, um die Feierlichkeit durch männlich ritterliche Uebungen zu verherrlichen. Das glänzende Schauſpiel wurde aber bald ein blutiges Trauerſpiel; denn kurz vorher hatten ſich einige Ritter aus Franken und Heſſen zu Wertheim entzweiet, als ſie bei vollen Humpen von ritterlichen Thaten und dem Adel ihres Geſchlechts ſprachen. Berauſcht vom guten Weine, kamen ſie in dem Wirthshauſe, wo ſie übernachteten, durch Worte hintereinander. Die Franken warfen den Heſſen vor, daß ſie

nur vom Stegreif lebten; die Heſſen aber den Franken, daß ſie den Glanz ihres Adels durch Wucher und Kaufmannſchaft verdunkelten. In dieſem Grolle ritten ſie zum Turniere nach Darmſtadt, und jeder Theil machte den erhaltenen Schimpf zur Sache des ganzen Adels ihrer Länder. Die Franken waren mit hundert und zwanzig, die Heſſen mit hundert und vierzig Helmen eingeritten; und dieſe verwandelten jetzt das Turnier in eine förmliche Schlacht. So ſehr ſich auch Graf Johann und andere Fürſten bemüht hatten, die aufgebrachten Gemüther zu verſöhnen, die Ritter ſtürmten im Kampfe wüthend auf einander ein. Die Streiche und Hiebe gingen auf Leben und Tod, die Arm- und Beinſchienen ſprangen von den Leibern, die Helme von den Köpfen; die Kampfpferde ſelbſt wurden aufeinander angeſpornt, Blut und Schaum bedeckte Roß und Reiter. Neun Heſſen und ſiebenzehn Franken blieben auf dem Platze, ohne die welche verwundet waren. Unter die Stöße der Trompeten miſchte ſich jetzt das Geſchrei der Zuſchauer. Fürſten, Frauen und Fräulein ſprangen von ihren Sitzen, ſie drangen hier, dort, bittend, drohend, unter die Kämpfenden, um durch harte oder ſüße Worte die Wüthenden auseinander zu bringen. Die Urheber des Streites mußten davon reiten, und die noch übrigen gaben ſich Mühe, das Ritterſpiel wenigſtens mit ſo viel Anſtand zu endigen, daß der gaſtliche Graf Johann nicht beleidigt werden konnte.

Um das Gefühl meiner Leſer nicht länger durch ſolche blutige Trauerſpiele aufgebrachter Männer zu trüben, will ich ihnen jetzt als Gegenſtück ein lächerliches Luſtſpiel aufgebrachter Weiber vorführen, was zu eben der Zeit zu Darmſtadt üblich war. Von alten Zeiten her wurde es unter teutſchen Völkern als ſchimpflich angeſehen, wenn

ſich ein Mann von ſeiner Frau ſchlagen ließ. Ein ſolches Haus-Majeſtätsverbrechen wurde in vielen teutſchen Ländern öffentlich gerichtet und gerügt; in keinem aber ſo feierlich als in dem obern Rheingaue. Zu Darmſtadt war in Form der ehemaligen Centgerichte und unter dem Nahmen der böſen Hundrede ein Gericht mit Schultheiß und Schöffen angeſetzt, das über ſolche Frevel Recht ſprach. War eine Frau ſchuldig befunden, ſo mußte ſie auf einem Eſel durch die Stadt reiten und wurde dem Spotte des Pöbels Preis gegeben. Die Alten begleiteten ſie mit Hohn und Gelächter, die muthwilligen Knaben aber mit Ziſchen, Pfeiffen, auch wohl mit Koth und faulem Obſt. Hatte die Verbrecherin ihren Mann hinterliſtig, ohne daß er ſich wehren konnte, geſchlagen, ſo führte der frankenſteiner Bote das Thier; war ſie aber mit ihm im Zanke zum Schlagen gekommen, ſo mußte auch der Mann den Eſel ſelbſt führen. Es iſt leicht zu denken, daß ſolche Unarten nur bei ungebildeten Leuten vorkommen konnten. Sie geben uns aber ein, obwohl lächerliches, Bild der Sitten. Dieſe böſe Hundrede mag zu der Zeit mehr dazu beigetragen haben, den lieben Hausfrieden zu erhalten, als die Reichsgerichte den Landfrieden. Man wählte zur Beſtrafung vermuthlich darum einen Eſel, weil ein Eheherr, welcher ſich von ſeiner Frau ſchlagen läßt, viele Aehnlichkeit mit dieſem geduldig tragenden Thiere hat. Dieſe Eſelsgerichtsbarkeit war in dem obern Rheingaue ſo wichtig gehalten, daß ſie unter dem Nahmen eines Eſelslehen auf dem Schloſſe Frankenſtein haftete.

Johann III. ſtarb im Jahre 1444 und hinterließ die wohlverwaltete, reiche Grafſchaft ſeinem Sohne Philipp. Dieſer befolgte das kluge Beiſpiel ſeines Vaters. Er hatte

ich durch die genaue Verwaltung seiner Einkünfte einen
o großen Vorrath von baarem Gelde erworben, daß er
amit durch Ankauf oder Versatz sein Gebiet mehr erwei-
erte, als Diether III durch seine Waffen und seine Tap-
erkeit. Die Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Ritter am
Rheine waren ihm fast alle schuldig, und er kam dadurch in
den Besitz vieler Länder derselben. Der gelehrte Wenk hat die
Erwerbungen dieses klugen Herrn umständlich und urkund-
ich angegeben, wovon man in seiner hessischen Landge-
chichte das Verzeichniß findet. Bei dieser großen Spar-
amkeit war er zugleich tapfer und großmüthig. In der
lutigen Fehde, welche die Erzbischöfe von Mainz, Die-
her und Adolph, miteinander führten, war er des
rstern Bundesgenosse und Schutz.[1] So glücklich aber
eine öffentlichen Angelegenheiten von Statten gingen, so
unglücklich war er in seinen häuslichen. Sein einziger
offnungsvoller Sohn, seine Gattin und Enkel starben ihm
ntweder in der Blüthe ihrer Jahre, oder kränkten ihn
urch Undankbarkeit und Ausschweifungen. Ohne Prinzen
nd ohne Hoffnung deren zu erhalten, mußte er befürch-
en, daß die reiche Grafschaft von ober- und nieder
Katzenellnbogen von Fremden zerrissen und geraubt werde,
elche ihm schon bei Lebzeiten sein Leben und seine Gattin
ergiftet hatten. Wir werden den traurigen Ausgang des
lten Grafenstammes von Katzenellnbogen bei der Ge-
chichte von Rheinfels erzählen, wo er sich auch zugetragen
at, und nur in Kürze das davon anführen, was mit
er pfälzischen verbunden ist.

Philipp hatte von seiner ersten Gemahlin Anna von
Würtemberg nur einen Sohn, welchen man Philipp

1. Siehe das zehnte Buch.

den Jüngern nannte, und eine Tochter, welche den Nahmen der Mutter trug. Ersterer ward zu Brügge in Flandern erstochen, und hinterließ auch nur eine Tochter, Ottilien; Anna aber war an Heinrich IV. den Landgrafen von Hessen vermählt, und diesem hatte der Vater die Erbfolge in Katzenellnbogen für das Haus Hessen bereits versprochen. Bei einem so wichtigen Vermächtnisse blieben die benachbarten Fürsten nicht gleichgültig, und jeder dachte unter irgend einem Vorwande künftig darauf Ansprüche zu machen. Diese Lage der Dinge entging am wenigsten dem klugen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich dem Siegreichen. Da er bereits seine Ansprüche auf das Fürstenthum Lorsch in der Bergstraße gegen Kurmainz geltend zu machen gedachte, so hoffte er, wenn er nach dem Tode Philipps die obere Grafschaft von Katzenellnbogen an sein Haus bringen könnte, seine Herrschaft vom Neckar bis an den Main zu erweitern. Nach diesem Plane trug er dem alten Grafen für seine Enkelin Ottilia die Hand seines Mündels des Pfalzgrafen Philipps an, und wollte ihn dadurch bewegen, die obere Grafschaft auf deren Erben kommen zu lassen, indeß sich Anna mit ihrem Gemahl dem Landgrafen von Hessen mit der niedern Grafschaft begnügen könnten. Dieser Antrag Friedrichs mißfiel dem Grafen nicht. Die Aussicht, die Tochter seines geliebten Sohnes zu einer mächtigen Kurfürstin von der Pfalz zu erheben, und dadurch seinem Hause einen neuen Glanz zu geben, bewegten den alten Herrn, die Verbindung zu bewilligen, und Friedrich sahe sich schon als Beherrscher des Mains und des Rheins. Zum Unglück hatte er bei diesem klugen Plane, wie es bei den meisten fürstlichen Verbindungen geschieht, vergessen, zuvor das Herz der beiden jungen Leute zu Rathe zu

ziehen, welche ihn doch vollenden ſollten. In einer großen Verſammlung von Herren und Räthen trug er ſeinem Mündel die Verbindung mit Ottilien vor, und zeigte ihm, welche Vortheile für ſein Haus dadurch hervorgehen würden; allein zu ſeinem großen Erſtaunen mußte er hören, wie dieſer, ſey es, daß er ſchon eine andere Braut gewählt hatte, oder daß er die vorgeſchlagene Fürſtin nicht lieb gewinnen konnte, ihm erklärte: »Er könne ſich nicht zu »einer Verbindung verſtehen, wobei ſein Herz nicht »gewählt habe, und ſey auch noch zu jung, um bei einer »ſo wichtigen Sache mit Freiheit und Ueberlegung han»deln zu können.«

Den alten Grafen Philipp kränkte dieſe abſchlägige Antwort des jungen Kurprinzen in der Seele, weil er ſie zugleich für ſchimpflich hielt, und Friedrich ließ den ganzen Vorgang zu Protokoll nehmen, als einen Beweis, wie ſehr er dabei auf die Größe ſeines Hauſes bedacht geweſen ſey. Da ihm alſo dieſer weitausſehende Plan nicht gelungen war, ſuchte er ſich einſtweilen dafür in der Bergſtraße und dem lorſcher Fürſtenthume zu entſchädigen. Um die Urſache oder vielmehr den Vorwand zu finden, unter welchem Friedrich jetzt dieſe merkwürdige Fehde mit dem Kurfürſten von Mainz und deſſen Bundesgenoſſen unternahm, müſſen wir zur Geſchichte der alten Reichsabtei von Lorſch zurückkehren, wobei ich bereits den Urſprung angeführt habe.

Wir haben den Abt Ulrich bei dem Beilager Kaiſer Heinrichs IV. zu Tribur mit einer fürſtlichen Pracht, und umgeben von zwölfhundert Dienſtmannen und Vaſallen einreiten geſehen. Eben dieſer Aufwand brachte bald den Verfall der Abtei herbei. Die Aebte und ihre Mönche lebten zu der Zeit nicht, wie es ihrem

Stande zukam, als der Welt abgeordnete Geistliche, sondern wie Fürsten und Ritter bei der Tafel und auf der Jagd. Durch dieses böse Beispiel kühn gemacht, entzogen ihre Vögte und Lehnleute der Kirche ein Gut nach dem andern, und, was von den herrlichen Schenkungen ihrer Wohlthäter noch übrig geblieben war, wurde in weltlichem Aufwande und Wohlleben verzehrt. So häufte sich nach und nach die Schuldenlast der Abtei, und die Aebte waren gezwungen, die Kirchengüter entweder zu verkaufen oder zu verpfänden. Die ungeistliche Aufführung der Mönche stieg im dreizehnten Jahrhundert so weit, daß sowohl der Pabst als der Kaiser das Gotteshaus dem Erzbischof von Mainz Siegfried II. übergaben, um darin eine Reformation der Sitten und Kirchenzucht vorzunehmen. Allein dieser fand bei einer näheren Untersuchung, daß die Mönche schon zu lange an ein unklösterliches Leben gewöhnt waren, als daß er sie wieder in ihre Zellen hätte bannen können. Er dachte daher, die Abtei aufzuheben und das Fürstenthum dem seinigen einzuverleiben. Um die Mönche desto sicherer zu seinen Absichten zu gewinnen, versprach er, sie unter die Domherren von Mainz aufzunehmen, welche schon lange ihr altes Chorhaus verlassen hatten. Dieser Vorschlag fand unter vielen Beifall; da aber einige lieber unabhängige Herren von Lorsch, als aufgedrungene Domherren zu Mainz seyn wollten, und auch an der Aufrichtigkeit des gethanen Versprechens zweifelten, so widersetzten sie sich nicht nur dem Antrage des Erzbischofs, sondern auch seiner Vollmacht, und trieben ungestört ihr altes ungeistliches Leben fort. Diese Widerspenstigkeit bewog endlich den Pabst Gregor IV. und den Kaiser Friedrich II., die Abtei mit dem Fürstenthume und allen denselben zustän-

digen Rechten dem Nachfolger Siegfrieds, Siegfried III. zu übergeben, welcher ſie ſonach auch ſeinem Erzſtifte einverleibte.

Eine ſo wichtige Schenkung erweckte dem Erzbiſchofe viele Feinde und Neider und einen doppelten Krieg. Auf der einen Seite empörten ſich die Mönche, welche ſich ſeinen Geſetzen nicht unterwerfen wollten, auf der andern machten die mächtigen Pfalzgrafen bei Rhein Anſprüche auf das Fürſtenthum. Siegfried mußte gegen beide die Waffen ergreifen, um ſich im Beſitze der Abtei zu behaupten. Da er die alten Mönche, welche unter der freundlichen Regel des heiligen Benedikts ausgeartet waren, nicht mehr für ein Kloſter tauglich hielt, ſo verſetzte er ſie daraus, und räumte es den Mönchen von Erbach ein, die er nach der Regel des heiligen Bernards an ſtrenge Sitten gewöhnt glaubte. Kaum aber waren dieſe zum Beſitze der Abtei gekommen, als jene, des Fehdehandwerks kundig, mit Spießen, Schwertern und Kolben bewaffnet herangezogen kamen, und ſelbige, wie in einer Burg, beſtürmten. Der Kampf war eben ſo blutig als lächerlich. Schwarze Haufen drangen und vermiſchten ſich mit weißen, und da die erbächer Mönche die Kloſterleute und Hausleute zu Hülfe gerufen hatten, ſo wurde mit Schwertern und Prügeln zugleich drein geſchlagen. Die Kappen, die Skapuliere und Kukullen flogen im Hofe herum, und in Zimmern und Sälen ſah man bald einen geſchornen Kopf neben einem ungeſchornen, die Wände mit Blut färben. Die weißen Mönche waren am Ende ſo glücklich, die ſchwarzen wieder zu vertreiben, und da es dieſen nicht gelingen konnte, jene durch Gewalt zu beſiegen, ſo riefen ſie den Biſchof von Worms und deſſen Bruder, den Grafen von Leiningen, zu Hülfe, und lieferten dieſen,

vermittelſt gewonnener Burgmänner, die Feſtung Starkenburg in die Hände. Nach dieſem Verrath mußte Siegfried Liſt, Verſprechungen und Gewalt zugleich anwenden, damit er die Leininger wieder aus dem Lande bringen möge. Um alles Andenken an die vorige Verfaſſung zu vernichten, verwandelte er die Abtei in eine Probſtei, und zerſtreute die Mönche umher mit einem anſtändigen Unterhalte.

Dieſer Krieg war mehr lächerlich als gefährlich; viel mehr aber hatten Siegfried und ſeine Nachfolger die mächtigen Pfalzgrafen zu fürchten, welche der kaiſerlichen Schenkung ohngeachtet, jetzt als Kirchen-Vögte auf das Lorſcher Gebiet Anſpruch machten. Pfalzgraf Konrad von Staufen hatte nämlich, durch ſeine Gemahlin Irmengard, der Enkelin des Vogts Bertholds, die Kirchenvogtei über die Abtei geerbt, und ſelbige durch ſeine Enkelin Agnes an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach gebracht. Dieſer forderte daher die ihm zuſtändigen Rechte eines Erb-, Schutz- und Kirchen-Vogts über das an Mainz verſchenkte Fürſtenthum. Der Erzbiſchof Siegfried, welcher wohl merkte, daß dieſer nachgeſuchte Titel eine weitere Abſicht zum Grunde hatte, widerſetzte ſich dieſer Forderung mit der Erklärung, daß ihm und ſeinem Erzſtifte mit der Abtei auch alle darauf haftende Rechte übergeben worden ſeyen; Otto aber ergriff die Waffen, belagerte Mainz, welches ſich Siegfried kaum unterworfen hatte, und der gedrängte Erzbiſchof mußte ihm durch einen Vertrag vom Jahre 1239 die vogteilichen Rechte zugeſtehen.

Mit dieſem Titel nicht zufrieden, erweiterte der Nachfolger Ottos, Rudolph, die Anſprüche, und forderte ſogar förmliche Theilung des Fürſtenthums. Dieſes wurde ihm zwar durch ein zu Bingen niedergeſetztes Aus-

trägal-Gericht abgesprochen; allein auch er griff zu den Waffen, und der Erzbischof Peter mußte ihm wenigstens den Besitz von Weinheim überlassen. Kaiser Ludwig, der, nachdem er seinen Bruder Rudolph vertrieben hatte, die pfälzischen Länder verwaltete, ließ den angefangenen Streit einstweilen ruhen, weil Peter sein Freund und Beförderer war. Er gab ihm sogar das Städtchen Weinheim wieder zurück; allein Ruprecht I. und II. erneuerten sowohl die alten Ansprüche als Fehden, und verwüsteten die schöne Bergstraße mit Feuer und Schwert. Wir werden es in der Geschichte von Mainz hören, wie wacker sich die Kurfürsten aus dem nassauischen Hause gegen sie gewehrt haben; allein dieses konnte Friedrich den Siegreichen nicht abhalten, die Ansprüche seines Hauses auf das ihm so nahe gelegene Kurfürstenthum von Lorsch durch das Glück seiner Waffen geltend zu machen. So brach die fürchterliche Fehde aus, welche er jetzt gegen den Kurfürsten von Mainz, Diether, und dessen Bundesgenossen, unternehmen wollte.

Friedrich war nicht gewohnt, die Angriffe seiner Feinde abzuwarten. Als er daher voraussah, daß seine Ansprüche auf Lorsch dem Kurfürsten von Mainz fast alle Nachbarn als Bundesgenossen zuführen würde, rückte er sogleich in die mainzischen Länder der Bergstraße vor, und nahm das feste Schloß Starkenburg weg. Diether hatte indessen seine Truppen gesammelt, und umgab Ingelheim, welches seiner Hauptstadt am nächsten lag. Nach einer tapfern Gegenwehr mußten sich die Pfälzischen in den alten Saal Karls des Großen zurückziehen, und Friedrich kam herbeigeeilt, um den Ort zu entsetzen.

Beide Heere zogen sich nun tiefer in den Gau zurück, und verwüsteten sich einander ihre Länder und Ortschaften.

Die Klöſter um Mainz wurden von den pfälziſchen, und jene um Worms, von den mainziſchen Soldaten ausgeplündert. Nach vielen Zügen und kleinen Gefechten wollte Dietber Bockenheim entſetzen, welches Friedrich belagerte. Da aber dieſer die Abſicht des Erzbiſchofs errieth, hob er die Belagerung auf, und wendete ſich gegen Pfeddersheim, einem mainziſchen Orte zwiſchen Worms und Oppenheim. Hier trafen 1461 beide Heere in voller Rüſtung aufeinander, um ſich eine Schlacht zu liefern. Sobald der Tag zu grauen anfing, ſammelten ſich die Truppen, und ihre Waffen glänzten in der Morgenſonne. Sie hatten beide vieles Geſchüz und Karren um ſich her gezogen, welche ihnen als eine Art von Verſchanzung dienten. Der Pfalzgraf hatte ſeine Truppen auf einer Ebene aufgeſtellt, die mainziſchen ſtanden auf einer kleinen Anhöhe. Jene waren an Mannſchaft nicht ſo ſtark als dieſe, aber Friedrich erſetzte das bei ſeinem Heere durch Muth und Geſchicklichkeit, was ihm an Anzahl fehlte. Er ließ nämlich die Flügel ſeines Treffens ausdehnen, und mit ſchiefen Richtungen die Flanken der Mainzer angreifen. Dem Grafen von Leiningen gab er das Fußvolk, um auf dem rechten Flügel die Feinde zu umgehen, er aber führte die Reiterei ſelbſt an, und beſetzte die Ebene, wo die Pferde ſich leichter bewegen konnten.

Beide Heere ſtanden anfänglich gegen einander über, und ſchoſſen nur mit Büchſen und Pfeilen, endlich aber drang Dietber, ſich auf die Anzahl ſeines Volkes verlaſſend, aus den Karren hervor, und fiel, des Sieges ſchon gewiß, den pfälziſchen Mittelpunkt mit ungeſtümer Hitze an. Bei dieſem Angriffe gab Friedrich ſeinem Pferde die Sporen, und ritt vor ſeinen Truppen her, rufend: »Voran, meine Freunde! Im Nahmen der heiligen

» Jungfrau und des heiligen Georg laßt uns die Feinde
» angreifen. Ihr verspracht mir, mit euerm Feldherrn
» entweder zu siegen oder zu sterben. Haltet nun euer
» Wort, und zeigt euch als wackere und treue Männer.
» Ihr werdet mich immer an euerer Spitze sehen. Ich
» werde heute siegen, oder niemals mehr Pfalzgraf seyn. «
Mit diesen Worten rannte er an der Spitze seiner Rei-
erei gegen die Feinde an, und brachte sie in große Un-
rdnung.

Indeß hatte der von Leiningen das mainzische Heer
it dem Fußvolke umgangen, und kam aus dem Hinter-
alte hervor, um ihm in den Rücken zu fallen. Ihm
lgte der Graf von Lichtenberg mit seinem Haufen, und
ackte den umgangenen Feind in der Flanke. Nun wurde
it aller der Wuth gefochten, welche Tapferkeit und Ehre
gleich einflößen. Rotte mischte sich mit Rotte, Pferde
rangen gegen Pferde, und die Schwerter und Spieße
gen blitzend umher, indeß das Geschütz in die fechtenden
eihen donnerte. Der Pfalzgraf hatte durch seine klugen
ewegungen sowohl die Reuter als das Fußvolk Diethers
Unordnung gebracht. Die mainzischen Reihen fingen
sich zu trennen, und der Graf von Zweibrücken ergriff
Flucht. Dietyer wollte allein noch das Eindringen
r Pfälzischen aufhalten, allein die schmetternden Trom-
ten, und das Siegesgeschrei hatte sein Pferd scheu
nacht. Er mußte sich endlich hinter die Mauern von
eddersheim retten, während seine Truppen zerstreut und
chlagen über das Feld hinliefen.

Friedrich hatte durch diese gewonnene Schlacht eine
rmeßliche Beute gemacht, welche er zu Weisthofen unter
ne Truppen vertheilte. Er nahm gleich nach dem Siege
ddersheim ein, die mainzischen Länder standen ihm

offen. Er konnte Meister eines groſsen Theils davon werden; aber er wuſste sich eben so im Siege zu mäſsigen, als er in Gefahr standhaft und unerschrocken war. Gröſsere Plane, als die Eroberung von einigen mainzischen Ortschaften, beschäftigten jetzt seinen Geist. Während nämlich Friedrich der Pfalzgraf seinen Ländern eine gute Verfassung, und seiner Würde Ehrfurcht verschaffte, muſste der Kaiser Friedrich III. das Reich in Unordnung und Anarchie lassen, weil seine eigenen Erbstaaten der Empörung und den Anfällen seiner Feinde Preis gegeben waren. Die Kurfürsten und Stände hatten ihm schon mehrmalen Vorschläge zur Handhabung des Landfriedens und zur Errichtung ordentlicher Reichsgerichte vorgelegt, allein Mangel an Entschlossenheit und festem Sinne hielten ihn immer zurück, ein solch heilsames Werk zu Stande zu bringen. Sein Ansehen verlohr daher während seiner langen Regierung in dem Maſse, als jenes des Pfalzgrafen zunahm. In solchen Umständen dachte letzterer auf nichts geringeres, als die Kaiserkrone sich selbst auf das Haupt setzen zu lassen, und dann dem Reiche durch seine siegreichen Waffen den Frieden zu gebieten. Mit diesen Absichten näherte er sich nach der Schlacht bei Pfeddersheim Diethern, welcher der erste Kurfürst im Reiche, Erzkanzler und Direktor war. Beide kamen zwischen Worms und Oppenheim auf der sogenannten neuen Hütte zusammen, und wurden, nachdem sie auf mäſsige Bedingungen Frieden geschlossen, aus erbitterten Feinden die treuesten Bundesgenossen und Freunde. Friedrich wollte die Saumseligkeiten des Kaisers rügen, Diether die Anmaſsungen des Pabstes. Beide wagten ein groſses Spiel; aber vereinigt kannten sie keine Furcht mehr. Sie wurden auch bald aufgefordert, ihre Standhaftigkeit zu beweisen.

Das auf der neuen Hütte hergestellte gute Vernehmen der beiden Fürsten war durch die kühnen Aeusserungen und Unternehmungen des tapfern Kurfürsten, sowohl dem kaiserlichen als päbstlichen Hofe, kein Geheimniß geblieben. Diether berief im Jahr 1461 einen Reichstag nach Frankfurt, und lud dazu den Kaiser unter vielen Vorwürfen ein. Er drohete ihm sogar, »daß, wenn »er nicht erscheinen würde, die Kurfürsten alsdann »solche Maasregeln ergreifen müßten, welche sie zum »Heil der Kirche und des Reichs nothwendig fänden.« Um einer so offenbaren Verschwörung gegen kaiserliche und päbstliche Gewalt zu begegnen, forderte der Pabst Pius II., welcher, als Aeneas Sylvius, Legat in Teutschland war, von Diethern die rückständigen Palliengelder, und da dieser sie zu zahlen oder vor dem päbstlichen Richterstuhle zu erscheinen, sich weigerte, wurde er in den Bann gethan, und statt seiner, Adolph II. von Nassau auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Darob entstand eine der blutigsten und hartnäckigsten Fehden, welche zu der Zeit Teutschland verwüsteten. Wir werden die Geschichte dieser zwiespaltigen Wahl, und ihrer traurigen Folgen, umständlicher und passender in jener von Mainz anführen. Hier sollen nur die kriegerischen Unternehmungen Friedrichs dargestellt werden, weil er sie hauptsächlich leitete. Ueberhaupt kann man diesen Fürsten als einen der ersten Feldherrn seiner Zeit, auch wohl als einen Lehrmeister für die künftigen betrachten. Er hatte die wilden Räubereien der alten Fehden in ein ordentliches System der Kriegskunst verwandelt, und seinen Truppen eine regelmäßige Uebung und Taktik gegeben. Man trifft freilich in seinen Feldzügen noch manche Streifzüge und

unnütze Verwüſtungen an; allein das Ganze war doch nach einem durchdachten Plane angelegt, und mit taktiſchen Stellungen und Wendungen ausgeführt. Man kann dieſes ſchon bei der Schlacht bei Pfeddersheim bemerken, noch deutlicher wird es bei jener von Seckenheim.

Nachdem Diether durch den Pabſt und die adolphiſche Partei von ſeinem Stuhle vertrieben war, kam er mit einigen Domherren und Räthen zu Friedrichen, und verſprach ihm die ganze Bergſtraße und ſeine Ortſchaften bei Neubamberg zu verpfänden, wenn er ihn mit ſeinen ſiegreichen Waffen unterſtützen wollte. Der Pfalzgraf mußte zwar bei einem ſolchen Vertrage den Pabſt, den Kaiſer, den Markgrafen von Baden, den Grafen von Würtemberg und Katzenellnbogen, und ſeinen eigenen Vetter, den Grafen von Veldenz, befürchten; allein hier kam er zu dem gewiſſen Beſitze von einem Lande, nach dem er ſchon lange geſtrebt hatte, und gewann ſich die Freundſchaft eines Fürſten, der ihm bei einem glücklichen Erfolge zum Kaiſerthrone verhelfen konnte. Den Zorn des Pabſtes und des Kaiſers achtete er nicht, und ſeine feindlichen Nachbarn hoffte er um ſo eher zu beſiegen, weil er von der Macht Diethers unterſtützt wurde. Beide Fürſten ſchloſſen alſo ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Adolphen und ſeine Helfer, und zogen mit einem großen Heere nach dem Rheingau, wo er ſich befeſtigt hatte.

Unter allen Ländern des mainziſchen Erzſtiftes hatte dieſes ſeit undenklichen Zeiten eine ganz beſondere Verfaſſung, ſowohl zum Frieden als Kriege, erhalten. Im Falle des Krieges mußte die ganze junge Mannſchaft die Waffen ergreifen und auf die Grenze ziehen. Dieſe waren gegen Weſten durch den breiten Rhein, und gegen Norden durch

das Waldgebück [1] gedeckt. Alle Eingänge waren mit Bollwerken befestigt, und mit Wachen besetzt. Nur gegen Osten stand es offen, allein auch hier waren einige starke Bollwerke angelegt, und Adolph vertheidigte diese Linie mit seinen Truppen und den Bewohnern des Landes.

Nachdem Friedrich in Mainz mit Diether seinen Operationsplan verabredet hatte, zog er die vereinigten Truppen an dem sogenannten Rädchen, [2] Walf gegenüber, zusammen, und richtete seinen Angriff gegen die Rheingauer und Adolphischen, welche die Waldaff und die Bollwerke vertheidigten. Der Pfalzgraf hatte sein Heer in mehrere Haufen vertheilt, um an verschiedenen Orten durchzubrechen. Sie fielen mit Ungestüm von den Höhen der Weinberge auf die Rheingauer herab, wurden aber mit eben so viel Muth als Entschlossenheit empfangen und zurückgetrieben. Drei ganze Tage hintereinander setzte Friedrich den Angriff fort. Mehrmal versuchte er die Linie zu sprengen, aber allemal fand er sie mit Tapferkeit vertheidigt.

Während dieses hartnäckigen Kampfes hatten sich auch seine übrigen Feinde, die von Würtemberg, von Baden, von Speier und von Metz gerüstet, und zogen gegen die Pfalz vor. Friedrich mußte jetzt die Eroberung des Rheingaues aufgeben, um seine eigenen Länder zu vertheidigen. Er eilte mit seinem Heere gen Heidelberg, und erwartete da die ferneren Bewegungen seiner Feinde. Diese waren schon bis Seckenheim vorgedrungen, und

1. Es war durch die schlanken Aeste und Zweige so dicht zusammengeflochten, daß kein Mensch leicht durchkommen konnte. Siehe das folgende Buch.

2. Ein Gebäude welches den Tempelherren gehörte.

glaubten ihn in seiner Hauptstadt überfallen zu können. Er aber war ihnen bereits zuvorgekommen, und hatte seine Truppen hinter einem Wäldchen versteckt, wo sie selbige nicht eher gewahr wurden, bis sie ihr Geschütz und ihre Lanzen fühlten. Bei diesem unerwarteten Angriffe mußten sie ihre Reihen zwischen dem Rheine und Neckar ausdehnen, und es blieb ihnen keine andere Wahl übrig, als entweder zu siegen, oder in den Flüssen zu ertrinken. Mit dem Gefechte der Reuterei fing die Schlacht an. Sie war blutig und fürchterlich. Reuter drang gegen Reuter, die Rosse bäumten sich, die Schwerter und Lanzen klirrten auf den gespaltenen Helmen, das Geschütz donnerte dazwischen, Staub und Pulverwolken machten das Gemenge undeutlich. Beide Theile schoben einander hin und her, ohne daß einer oder der andere vordringen konnte.

In dieser zweideutigen Lage der Schlacht brach das pfälzische Fußvolk aus dem Walde hervor, wohin es Friedrich bei Nacht versteckt hatte. Nun rückten die Lanzenknechte mit ihren langen Spießen auf die Reuter ein. Sie schlupften zwischen den Pferden durch, und stachen mit ihren Dolchen rechts und links Reuter und Rosse darnieder. *) Nach einem so heftigen und unerwarteten Anfalle trennten sich die Haufen der Bundesgenossen, und jeder dachte auf die Flucht. Friedrich aber hatte sie auf der einen Seite mit seinen Truppen umringt, auf der andern waren sie durch die Flüsse gehemmt. Es war ein schreckliches Bild der Verzweiflung. Viele blieben auf dem Platze, viele suchten sich durch Schwimmen zu retten, und

*) So gewann auch Gustav Adolph die Schlacht bei Breitenfeld.

fanden ihren Tod in den Wellen. Ueber dreihundert Ritter und Gemeine wurden niedergeworfen und nach Heidelberg geführt. Kein Sieg konnte vollkommener seyn. Friedrich hatte nicht nur die Schlacht gewonnen, sondern die Häupter des Bundes selbst in den Händen. Der Markgraf von Baden, der Graf von Würtemberg und der Bischof von Metz sind seine Gefangenen geworden. Den Bischof von Speier bestrafte er durch Besetzung seiner Länder. Diethern hatte er an seinen Feinden gerächt, die zwei Häupter der ganzen Christenheit, den Pabst und den Kaiser, gedemüthigt, welche Adolphen behaupten wollten, und er zog siegreich in Heidelberg ein, und ließ sich in den Armen der schönen Klara von Detten seine Heldenthaten von Remnat besingen.

Es ist die Pflicht des Geschichtschreibers, große Fürsten auch in ihren häuslichen Verhältnissen der Welt bekannt zu machen; denn diese schildern ihren Charakter bis auf die feinsten Züge, und sind öfters die Ursachen öffentlicher und großer Ereignisse. Da Friedrich sich nur als einen Verwalter der Pfalz und als einen Vormund seines Neffen ansah, so dachte er bei Zeiten darauf, wie er das Interesse seines Herzens mit jenem seiner Pflicht vereinbaren konnte. Er nahm zwar die kurfürstliche Würde an, und regierte wie ein rechtmäßiger Nachfolger seines Vorfahren. Da ihm aber weder Recht noch Pflicht erlaubten den Kurhut auf seine eigenen Leibeserben fortzupflanzen, so legte er ein geliebtes, nicht fürstliches Weib, Klaren von Detten, an sein Herz, und kaufte ihren Kindern die Grafschaft von Löwenstein, welche seine Nachkömmlinge, eben so gutmüthig und tapfer wie er, bis auf unsere Tage besitzen. Wer nur ein gefühlvolles Herz hat, kann sich leicht vorstellen, wie süß Friedrichen die Um-

armungen seiner geliebten Klara nach der Schlacht von Seckenheim müssen gewesen seyn, wo er die zwei reitzendsten Genüsse einer edlen Seele, Ruhm und Liebe, zugleich fand. Er gab daher auch nach diesem Siege ein herrliches Fest zu Heidelberg. .. Die Hauptkirche der Stadt und die Säle seines Schlosses waren mit den eroberten Fahnen seiner Feinde geziert, und herrlich erleuchtet. Sein Hofpoet Remnat besang seine Heldenthaten; der Pauken- und Trompetenschall mischte sich unter das Freudengeschrei des Volkes und der Soldaten. Eine mit köstlichen Speisen und Rheinwein besetzte Tafel wurde zugerichtet, und sowohl die siegenden als gefangenen Fürsten dazu eingeladen. Letztere wurden mit aller Pracht und Fülle bewirthet, nur fanden sie kein Brod neben ihren Tellern. Als sie hierüber ihre Bemerkung machten, öffnete der menschliche Sieger die Fenster, und sagte: »sehet »hier die abgebrannten Häuser und Felder meiner Unter»thanen. Ihr habt durch euere ungerechte Fehde meine »Länder so schrecklich verwüstet, daß mir kein Brod mehr »für euch übrig geblieben ist.« So fein und menschlich rächte er sich an seinen Feinden. Sobald sie ihm die Kriegsunkosten bezahlt hatten, ließ er sie wieder in Freiheit.

Nachdem er so an dem obern Rheine die Länder seines Neffen vertheidigt, und einen Kurfürsten wieder auf seinen Stuhl gesetzt hatte, rief ihn die Vertheidigung seines Bruders, welcher eben so wie Diether, von seinem Erzbisthume zu Cölln vertrieben war, an den untern Rhein. Mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit rückte er in das Erzstift vor. In kurzer Zeit vertrieb er die Truppen seines Gegners, Herrmanns von Hessen, aus Andernach, Linz, Bonn, Brüel, Zülpich und Kaiserswerth, und

gab sie seinem Bruder Rupert wieder. [1] So hatte er sein eigenes Kurthum gestärkt und erweitert, und zwei rheinische Kurfürsten, welche von ihren Sitzen vertrieben waren, wieder in ihre Länder eingesetzt. Zufrieden, seinen leiblichen Erben nur eine Grafschaft gegeben zu haben, hinterließ er die Pfalz von innen gut verwaltet, von außen gefürchtet, seinem Neffen, der sie in neue Gefahr brachte.

Der Pfalzgraf Philipp, der auf ihn folgte, war ein edler und großmüthiger Fürst. Er regierte sein Land mit Güte und Gerechtigkeit, und schützte, von Johann von Dahlberg, dem Bischofe von Worms, geleitet, die Künste und Wissenschaften. Zum Unglück wurde unter seiner Regierung das Haus Wittelsbach in einen neuen bürgerlichen Krieg verwickelt, welcher die Rheinpfalz von der Höhe wieder herabwarf, wohin sie Friedrich der Siegreiche erhoben hatte. Sein Sohn Rupert war nämlich mit der einzigen Tochter des Herzogen Georgs von Baiern vermählt, und dachte nach dem Tode seines Schwiegervaters die Länder zu erben, welche dieser hinterlassen, und ihm durch ein Testament vermacht hatte. Dagegen setzte sich aber Albrecht von der zweiten baierischen Linie, und berief sich auf den Vertrag von Pavia und andere Hausverträge, worin die Successionsordnung der verschiedenen Zweige des Hauses Wittelsbach festgesetzt war. Philipp und Rupert glaubten aber das Recht auf ihrer Seite zu haben, und griffen zu den Waffen, um es zu behaupten.

Als dieses der Kaiser Maximilian hörte, erinnerte er die Pfalzgrafen an den gebotenen Landfrieden. Er befahl ihnen, die Waffen niederzulegen, und die Sache

1. Mehr davon in der Geschichte von Bell.

im Wege Rechtens auszumachen. Da aber beide Prinzen diesem Gebote nicht nachkommen wollten, wurden sie in die Acht erklärt, und der Exekutionskrieg gegen sie ekannt. Der Kaiser selbst führte die Reichstruppen gegen die Oberpfalz an; zum Feldherrn gegen die Rheinpfalz wurde Wilhelm II., der Landgraf von Hessen, ernannt, welcher jetzt die Grafschaft von Katzenellenbogen geerbt hatte. Als nämlich, wie ich bereits angeführt habe, der Plan Friedrichs des Siegreichen, die obere Grafschaft durch eine Vermählung des Kurprinzen mit Otilien an die Pfalz zu bringen, gescheitert war, gab Philipp, der letzte Graf, die ganze Grafschaft an seine Tochter Anna, und ihren Gemahl, Heinrich IV. von Hessen. Aus beider Ehe entsprang Wilhelm III. oder Jüngere; aber dieser konnte keine männliche Nachkommen erhalten. Er suchte daher durch Vermittelung seines Oheims Herrmann, des Erzbischofs von Cölln, die Nachfolge in beiden Grafschaften auf seinen Vetter Wilhelm II. oder Mittleren zu bringen, und diesem, dadurch sowohl in Hessen als an dem Rheine mächtig, übertrug der Kaiser die Anführung der Exekutionsarmee gegen die geächteten Pfalzgrafen.

Stammtafel der Landgrafen von Heſſen.

Heinrich II., Herzog von Niederlothringen, † 1247.
Gemahlin Sophie, Tochter Ludwigs IV. Landgraf von Thüringen, † 1284.

Heinrich I., Landgraf in Heſſen, † 1308.

Heinrich II. 1297.	Otto, † 1328.	Johann, † 1311.
Heinrich III., † 1376.	Ludwig I., † 1347.	Herrmann, † 1367.
Otto, † 2366.	Herrmann, † 1314.	
	Ludwig II., † 1458.	
Ludwig III., zu Kaſſel, 1471.	Heinrich IV., zu Marburg, † 1483. Gemahlin Anna, Erbgräfin von Katzenellenbogen.	Herrmann, Erzbiſchof zu Cölln, † 1508.
Wilhelm I., † 1515.	Wilhelm II., † 1509. erbte Katzenellenbogen.	Wilhelm III., † 1500.
	Philipp, der Großmüthige.	

Wilhelm IV. zu Kaſſel, Stifter der kaſſeliſchen Linie, † 1592, erbte Rheinfels.	Ludwig IV. zu Marburg, † 1604.	Philipp II. zu Rheinfels, † 1583.	Georg zu Darmſtadt, Stifter der darmſtädtiſchen Linie, † 1596.

Wilhelm kam von Heſſen her mit zahlreichem Volke über Frankfurt und Darmſtadt gegen die Bergſtraße angezogen, welche Friedrich der Siegreiche vom Kurfürſten von Mainz pfandweis erhalten hatte, und Alexander, der Graf von Veldenz, rückte mit dem übrigen Theile des Reichsheers gegen Alzei vor, um die jenſeitigen Länder der Rheinpfalz zu beſetzen. Wilhelm nahm ſogleich Umſtadt, den Ozberg und Habitzheim weg, und belagerte Bensheim. Hierauf beſetzte er die Schlöſſer Bikenbach, Schönberg und Stein, und verbreitete ſeine Waffen ſchier bis nach Heidelberg. Die Pfälziſchen vertheidigten ſich indeß in Bensheim mit jener Tapferkeit, an welche ſie unter den Fahnen Friedrichs gewöhnt waren. Da der Landgraf mehrere Angriffe auf das Städtchen fruchtlos verſucht hatte, zog er ſich durch das gerauer Ländchen zurück, ging bei Mainz über den Rhein, und lagerte ſich bei Alzei, welches Amt er verwüſtete und brandſchatzte.

Indeß hatte der Graf von Veldenz Sobernheim eingenommen und verbrannt. Er vereinigte ſich ſonach mit dem Landgrafen bei Kreuznach, und beider Truppen umzingelten die Stadt. Bei dieſer Belagerung wurden ſie von den Bürgern von Bingen unterſtützt, welche das Bollwerk bei Münſter zerſtört haben wollten, aus welchem die Pfälzer ihrem Handel bisher großen Schaden an der Nahe gethan hatten. Sechs Tage lang lagen die Exekutionstruppen vor Kreuznach, ohne es erobern zu können. Sie begnügten ſich daher mit der Verwüſtung der Gegend und der Weinberge, und marſchierten gegen Ingelheim, um dieſen Ort zu überrumpeln. Die Pfälziſche Beſatzung war zu ſchwach, um den ganzen Flecken vertheidigen zu können, ſie zog ſich, wie ehemals, in den Saal Karls des Großen zurück, und ließ die Belagerer

ohne ſtarke Gegenwehr in die Thoren dringen. Als aber ein Theil der landgräflichen Truppen ſich in den Gaſſen ausgebreitet, und auf Beute denkend, ſich in die Häuſer zerſtreut hatte, fielen die Pfälzer mit auf ſie gerichtetem Geſchütze aus ihrem Hinterhalte hervor, und hieben ſo tapfer auf ſie ein, daß ſie ſich in Eile zurückzogen, und mit der Plünderung einiger wehrloſen Häuſer und Ortſchaften begnügten. Die, welche im erſten Gefechte in den Saal gedrungen waren, wurden zu Gefangenen gemacht.

Als der Landgraf ſah, daß gegen eine ſo tapfere Beſatzung nichts auszurichten ſey, ließ er den untern Theil des Ortes in Brand ſtecken, ſetzte bei Mainz wieder über den Rhein, und nahm Homburg an der Höhe weg, um den Grafen von Hanau zu beſtrafen, welcher des Pfalzgrafen Bundesgenoſſe geblieben war. Der Graf von Veldenz zog aber gegen Worms und Speier, und brandſchatzte die bei dieſen Städten gelegenen pfälziſchen Orte.

Indeß hatte der Kurfürſt Philipp viel Volk und Geſchütz um Heidelberg geſammelt, und lagerte ſich damit zwiſchen Alzei und Kreuznach, um ſeinen Feinden auf allen Seiten die Spitze bieten zu können. Als dieſes der Landgraf hörte, legte er eine hinlängliche Beſatzung in Homburg; mit ſeiner Hauptmacht aber wollte er bei Mainz noch einmal über den Rhein gehen, um den Pfalzgrafen in der Fronte anzugreifen, indeß ihm der Graf von Veldenz in den Rücken fallen ſollte. Da Philipp dieſe feindlichen Bewegungen beobachtete, ließ er einen Theil ſeiner Truppen bei Alzei gegen den letztern ſtehen, mit dem größten Theil derſelben beſetzte er ſchnell die An-

höhen von Weisenau bei Mainz, und verhinderte dadurch den Landgrafen an seinem Uebergange. Dieser mußte daher seinen Kriegsbewegungen wieder eine andere Richtung geben. Er zog über Wiesbaden nach Kaub, um die Stadt mit dem Schlosse Gutenfels zu überrumpeln. Der Kurfürst war aber dieser Unternehmung schnell zuvorgekommen. Er hatte, noch ehe die landgräflichen Truppen angekommen waren, eine tüchtige Besatzung dorthin verlegt, und besetzte die Berge, Kaub gegenüber, um die Belagerer durch sein Geschütz zu beunruhigen. Demohngeachtet ließ sich der Landgraf von seinem Vorhaben nicht abschrecken. Er griff das feste Schloß Gutenfels mehrmals, und trotz seiner unzugänglichen Felsen, an. Ueber zweitausend vierhundert Kugeln ließ er in die Stadt schleudern. Bei zwanzig Häuser sind dadurch abgebrannt, und viele Menschen getödtet worden Allein die Besatzung schlug alle Anfälle muthig zurück, und die Bürger wehrten sich, wie die geübtesten Krieger.

Nachdem der Landgraf fünf und eine halbe Woche vor Kaub gelegen, und sowohl List als Muth verschwendet hatte, um die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, zog er mit Verdruß ab. Die Bürger aber verherrlichten das Andenken ihres Muthes durch Inschriften und Reime. »Dieser schädliche und verderbliche Krieg,« sagt eine alte Handschrift, »hatte fast fünf Monate gewährt, und darin »ist viel Uebels wider Gott und die Menschen gehandelt »worden. Die Klöster wurden beraubt und verbrannt, »die Kirchen umgekehrt oder angezündet, die Dörfer ge»plündert und ins Feuer gesetzt, oder öde gelassen.«

Nach so vielen Zügen, Belagerungen und blutigen Gefechten mußten sich die Pfalzgrafen dem Richterspruche

unterwerfen, und einen beträchtlichen Theil ihrer Städte und Länder, als Kaub, Odernheim, Neustadt, Weinsberg, Mekmühl, Lauenstein ꝛc. an die Fürsten und Reichsstädte überlassen, welchen die Exekution aufgetragen war. So hat das Haus Wittelsbach abermals durch einen Hauskrieg, sein Unglück selbst herbeigeführt, und wir werden in der Zukunft sehen, daß er nicht der letzte war.

Von den in diesem Kriege eroberten Ländern erhielt Wilhelm II., als Anführer und zur Entschädigung seiner aufgewandten Kosten, wohl den beträchtlichsten Theil. Umstadt, Habitzheim, Bickenbach, Dornberg und Homburg an der Höhe nebst andern Ortschaften kamen unter hessische Herrschaft. Durch diesen Anwachs der hessischen Länder wurde Philipp, Wilhelms II. Sohn, welchen man seiner edlen Gesinnungen wegen, den Grossmüthigen nannte, Herr von einem Gebiete, welches sich von der Weser bis an den Rhein erstreckte. Seine Regierung ist besonders durch die Reformation merkwürdig geworden, wovon wir die Geschichte künftig erzählen werden. Er hinterließ vier Söhne, welche er, da ihm so viele Länder zugefallen waren, als ein guter Vater nicht unbeerbt ausgehen lassen wollte. Vermöge eines Testaments gab er also dem Wilhelm das niedere, Ludwigen das obere Fürstenthum Hessen, so wie Philipp die niedere, Georg aber die obere Grafschaft von Katzenellnbogen erhielten. Von diesen vier Brüdern starben Wilhelm und Philipp ohne Erben; die zwei übrigen theilten sich demnach in deren Länder. Ludwig erhielt die niedere, Georg aber blieb Herr der obern Grafschaft von Katzenellnbogen. Jenes Enkel wurden sonach die Stifter der hessen-rheinfelsi-

Ludwig
Wilhelm

ſchen, dieſes der heſſen-darmſtädtiſchen Linie. Im Jahre 1622 gab Ludwig V., von der letztern, ſeinem jüngſten Bruder Friedrich, Homburg an der Höhe mit ſeinen Rechten und Umgebungen. Dieſer gründete daher eine neue Nebenlinie, die heſſen-homburgiſche.

Neuntes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Mainz, Nassau-Eppstein und Frankfurt.

Reihefolge der Bischöfe und Erzbischöfe von Mainz.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
I.	1. Crescens, wird als ein Schüler des Apostels Paulus angegeben, unter Trajan hingerichtet	80. 103.
II.	2. Marinus. 3. Crescentius. 4. Cyriacus. 5. Hilarius. 6. Martinus. 7. Celsus. 8. Lucius	161.
III.	9. Gotthart. 10. Sephronius. 11. Heriger. 12. Ruther. 13. Avitus. 14. Ignatius. 15. Dionysius. 16. Ruthbert. 17. Adelhard	
IV.	(Martinus [illegible] mit dem concilium zu Sardica [illegible]. 18. Lucius Annäus.) 19. Maximus, ein geborner Mainzer, war auf dem Concilium zu Cölln	348.
	20. Sidonius I.	397.
V.	21. Siegismund. 22. Lupold. 23. Nicetius. 24. Marianus	
	25. Auräus, mit seiner Schwester Justina von den arianischen Hunnen ermordet .	454.
	26. Eutropius. 27. Adelbert. 28. Rathher. 29. Adelbald . .	
VI.	30. Landfried. 31. Ruthhard . .	560.
VII.	32. Sidonius II. er bauet unter Dagobert I. Mainz wieder auf	628.
	33. Willibald. 34. Ludegast. 35. Rudhelm. 36. Rudwald . . .	

Reihefolge der Biſchöfe und Erzbiſchöfe von Mainz.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Erſtes Jahr.
VII.	37. Leowald. 38. Richbert oder Siegbert, der Oheim der heiligen Bilehild.	613.
VIII.	39. Gerold, auch Biſchof von Worms, von den Sachſen erſchlagen	730.
	40. Gewilieb, wegen Mord abgeſetzt .	745.
	41. Bonifacius, Erzbiſchof und Apoſtel von Teutſchland	755.
	42. Lullus	786.
IX.	43. Richulf, ein groſser Staatsmann, befördert die Decretalen	813.
	44. Hatthulf	826.
	45. Ottgar, tauft den däniſchen König Harald zu Mainz	847.
	46. Raban, ein gelehrter und teutſcher Kirchenlehrer	856.
	47. Karl, Pipins Sohn von Aquitanien	863.
	48. Luitbert, ſtiftete die Kirche von St. Mauritz in Mainz	889.
	49. Sunzo, bleibt bei Worms gegen die Normänner	891.
X.	50. Hatto I., ein groſser Staatsmann und Reichsregent	913.
	51. Heriger, gibt das Erzbisthum an Ruperts	917.
	52. Hildebert, erwählt Otto I. . . .	937.
	53. Friedrich, Herzog von Lothringen, empört ſich gegen Otto I., ſtiftet St. Peter	954.
	54. Wilhelm, ein Sohn Ottos I. . .	968.
	55. Hatto II.	970.

Reihefolge der Erzbiſchöfe und Kurfürſten von Mainz.

Jahrhundert n. Chr. geb.		Sterbe-Jahr.
X.	56. Rupert, wahrſcheinlich ein Verwandter der Naſſauer	997.
XI.	57. Willigis, wird für den erſten Kurfürſten ausgegeben	1011.
	58. Erckenbold von Sommerſenburg, ſtiftet das heilige Kreuz.	1021.
	59. Aribo, ein Pfalzgraf von Hohenwart, erwählt Konrad II.	1031.
	60. Wardo, Graf von der Wetterau, ein heiliger Mann	1051.
	61. Luitpold, erbauete die Abtei auf dem Jacobsberg	1059.
	62. Siegfried I. von Eppſtein, vollendet die Liebfrauenkirche	1084.
	63. Wezilo, ein Freund Heinrichs IV. .	1088.
XII.	64. Ruthhard, entſetzt Heinrich IV., ſtiftet das Kloſter Johannesberg	1109.
	65. Adelbert I. von Saarbrücken, ein mächtiger Prälat, ſtiftet die Klöſter Erbach und Schwabenheim	1137.
	66. Adelbert II. von Saarbrücken . .	1141.
	67. Markolf, Probſt zu Aſchaffenburg .	1142.
	68. Heinrich I., abgeſetzt	1153.
	69. Arnold von Seelenhofen, aus Mainz, von den Bürgern ermordet	1160.
	70. Konrad I., Graf von Wittelsbach, abgeſetzt	1165.
	71. Chriſtian I. von Buch	1183.
	— Konrad I., wieder eingeſetzt, ſtarb .	1200.

Reihefolge der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz.

Jahrhundert u. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XIII.	72. Siegfried II. von Eppstein, gegen Lupold den Bischof von Worms . . .	1230.
	73. Siegfried III. von Eppstein, ein kriegerischer Fürst, erhält die Abtei Lorsch	1249.
	74. Christian II., schrieb die Geschichte seiner Vorfahren	1251.
	75. Gerhard I., ein Wildgraf; von den Braunschweigern gefangen	1259.
	76. Werner von Eppstein, schlägt die Spanheimer; wählt Rudolph von Habsburg	1284.
	77. Heinrich II., eines Bäckers Sohn von Pfni, und Barfüßer-Mönch . . .	1288.
XIV.	78. Gerhard II. von Eppstein, wählt Adolph von Nassau und gegen ihn Albert I.	1305.
	79. Peter von Aichspalt, ein Arzt, wählt Heinrich VII. und Ludwig den Baiern.	1320.
	80. Mathias von Bucheck, unter und nach ihm herrscht Balduin	1328.
	81. Heinrich III. von Virneburg, wurde abgesetzt; unter ihm herrscht Kuno . .	1353.
	82. Gerlach von Nassau, schlägt sich mit seinem Nebenbuhler Kuno	1371.
	83. Johann I. von Luxemburg, soll vergiftet worden seyn	1373.
	84. Ludwig von Meissen, bricht während eines Festes den Hals	1381.
	85. Adolph I. von Nassau, ein kriegerischer Fürst	1390.

Reihefolge der Erzbiſchöfe und Kurfürſten von Mainz.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XIV.	86. Konrad II. von Weinsberg, ein friedlicher Fürſt	1396.
XV.	87. Johann II. von Naſſau, erwählt Ruprecht und Siegmund; erhält Böhmen . .	1419.
	88. Konrad III., ein Rheingraf; kauft Steinheim	1434.
	89. Dietrich von Erpach, ein prachtliebender Fürſt	1459.
	90. Diether von Iſenburg, abgeſetzt; dadurch ein bürgerlicher Krieg	1461.
	91. Adolph II von Naſſau	1475.
	— Diether, wieder eingeſetzt; baut die Martinsburg und ſtiftet die Univerſität	1482.
	92. Albert von Sachſen, Verweſer . .	1484.
XVI.	93. Berthold von Henneberg, unter ihm wird die Reichsverfaſſung gebeſſert . .	1504.
	94. Jacob von Liebenſtein	1508.
	95. Uriel von Gemmingen, beſtraft die aufrühriſchen Erfurter	1514.
	96. Albert II. von Brandenburg, Kardinal; ein prächtiger Fürſt und großmüthiger Gönner der Gelehrten	1545.
	97. Sebaſtian von Heuſenſtamm . . .	1555.
	98. Daniel Brendel von Homburg, erhielt die Grafſchaft Königſtein	1582.
XVII.	99. Wolfgang von Dahlberg	1601.
	100. Johann Adam von Biken, ein eifriger Katholik	1604.
	101. Johann Schweikart von Krenberg, bauet das Schloß zu Aſchaffenburg . .	1626.

Reihefolge der Erzbiſchöfe und Kurfürſten von Mainz.

Jahrhundert n. Chr. Geb		Sterbe-Jahr.
XVII	102. Georg Friedrich von Greiffenklau.	1629.
	103. Anſelm Caſimir von Wambold, lebt im 30jährigen Kriege.	1647.
	104. Johann Philipp von Schönborn, hilft den weſtphäliſchen Frieden ſchließen.	1673.
	105. Lothar Friedrich von Metternich	1675.
	106. Damian Hartart von der Layen.	1678.
	107. Karl Heinrich von Metternich.	1679.
	108. Anſelm Franz von Ingelheim, lebt im franzöſiſchen Kriege, ſtarb zu Aſchaffenburg	1695.
XVIII.	109. Lothar Franz von Schönborn, ein wackerer Fürſt.	1729.
	110. Franz Ludwig, Pfalzgraf	1732.
	111. Philipp Karl von Eltz	1743.
	112. Johann Friedrich Karl v. Oſtein, lebt im 7jährigen Kriege	1763.
	113. Emmerich Joſeph von Breitenbach, ein guter Fürſt, verbeſſert die Schulen.	1774.
	114. Friedrich Karl von Erthal, ein großer Fürſt.	1802.
	Karl von Dahlberg, ſein Coadjutor,	

Geſchichte von Mainz.

Das alte römiſche Moguntiacum, welches unter den Teutſchen den Namen Mainz erhielt, verdankt in der mittleren Geſchichte ſowohl ſeine Wiedererbauung als Größe ſeinen Biſchöfen; denn obwohl es ſchon unter den fränkiſchen Merwingern die Hauptſtadt des oſtfränkiſchen Reichs genannt wurde, ſo haben es die Zerſtörungen der Hunnen und Wenden ſo ſehr von ſeiner ehemaligen Bedeutenheit herunter geworfen, daß die rheiniſchen Städte Straßburg, Worms und Cölln eine Zeitlang über es herangewachſen waren. Bis auf die Zeiten des heiligen Bonifacius blieb es eine den Biſchöfen und Grafen von Worms untergeordnete Stadt. Wir müſſen daher den Grund ſeiner künftigen weltlichen Größe in ſeiner geiſtlichen aufſuchen.

Es iſt höchſtwahrſcheinlich, daß die erſte Chriſtengemeinde zu Mainz in jenem Thale der Stadt gebildet wurde, welches ſich, am Fuße der alten Feſtung, von Dahlheim bis an den Rhein erſtreckt, und von der Zeybach durchfloſſen wird. Wenigſtens hält man die Crescens-Hilarius- und Auräuskirchen, deren Trümmern man noch dort finden kann, für die älteſten des ganzen ehemaligen

Erzstiftes. In diesem Thale war keine strenge militairische Aufsicht. Die Christen konnten sich hier friedlicher und verborgener versammeln, und außerhalb der Festung herrschte ohnehin ein freierer, duldsamerer Geist.

Daß das Christenthum durch die zweiundzwanzigste Legion, und damit der erste Bischof Crescens, wie Fuchs behauptet, nach Mainz gekommen sey, hat viele Wahrscheinlichkeit. Dieser Heerhaufen lag lange im Oriente, wo es schon Christen in allen großen Städten gab, und Crescens konnte als Legionsarzt um so eher Eingang mit seiner neuen Lehre finden, weil er die Kranken und Sterbenden bediente. Die ersten Apostel suchten meistens auf arme und bedrängte Menschen zu wirken, welche Trost in ihren Worten fanden; denn den Reichen war das Kreuz eine Thorheit und ein Aergerniß geworden. Wenn aber auch die Verbreitung der christlichen Religion zu Mainz in dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt schwer zu beweisen ist, so bestätigen doch Kirchenväter und Concilien dieselbe im Dritten und Vierten. Der heilige Hieronimus zählt schon viele tausend Christen, welche bei den hunnischen Einfällen zu Mainz in der Kirche erschlagen wurden. Auch sind die Legenden und Sagen der Bischöfe Hilarius, Gotthard, Maximus und Auräus, deren Kirchen vor kurzem noch in und um Mainz bestanden, zu sehr durch Urkunden und Alterthümer bestätigt, als daß man sie bezweifeln sollte.

Nach Maaßgabe der römischen Provincial-Eintheilung hätte der Bischof von Mainz zugleich auch Metropolit von Worms, Speier und Straßburg seyn müssen, allein die Einfälle der Barbaren, besonders der Wenden und Hunnen, zerstörten mit der Festung zugleich auch die christlichen Kirchen, und Worms wurde die Hauptstadt des

rheinfränkiſchen Herzogthums. So mag es wohl geſchehen ſeyn, daß die Wormſer Biſchöfe eine Zeitlang die Metropoliten-Gewalt, die Wormſer Grafen die Gaugrafen-Gewalt über Mainz ausgeübt haben.

Gegen die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts faßte Biſchof Sidonius[1] den Gedanken, die bisher zerſtörte Stadt aus den Trümmern wieder hervorzuheben. Zu dieſem Zweck flehte er die Unterſtützung des Königs Dagobert an, welcher ſchon mehrere Kirchen am Rhein wieder hergeſtellt hatte, und dieſer bewilligte ihm Werkleute und Materialien zum neuen Baue. So ſtiegen die Mauern unter der Leitung des Biſchofs aus dem alten Schutte empor, und Mainz hat ihm ſeine zweite Entſtehung zu verdanken. Nach dem künftigen Umfange zu urtheilen, hatte Sidonius die Stadt nicht auf der Anhöhe, wo Druſus die alte Feſtung gegründet, ſondern in dem Thale längs dem Rheine hin, angelegt. Die Haupt- oder Metropolitankirche wurde vermuthlich auf dem Platze errichtet, wo die jetzige ſteht, und dem heiligen Stephan zu Ehren eingeweiht. Neben ihr lag gen Norden des Biſchofs, gen Süden des Grafen Hof; gen Oſten das Baptiſterium, was Betheora erbauen ließ, gen Weſten die St. Johannis Kirche. Vielleicht war letztere eine Zeitlang die Hauptkirche; denn in ihr werden noch die Eingeweide des heiligen Bonifacius aufbewahrt, und die Domherren mußten noch in unſern Zeiten nach St. Martinstag darin die Kirchweihe feiern. Auf den vier Seiten der Stadt, dem Hartenberge, dem Stahlberge, dem weiſſenauer Berge, und im Brückenkopf Kaſtel, wo die Römer

1. Daher die jetzigen Nahmen, Höfchen und Grävengaß.

Vorwerke angelegt hatten, wurden jetzt den christlichen Helden und Kriegsmännern, dem heiligen Pankratius, Georg, Michael und Viktor zu Ehren Kapellen erbauet. [1] Der königliche Pallast stand vermuthlich auf dem Platze, welcher ehemals der Thiergarten, jetzt das Höfchen genannt wird. Um diesen und die Hauptkirche siedelten sich die geistlichen und königlichen Dienstleute an; die Handwerker und Gewerbsleute nahmen die Häuser und Gassen längs dem Rheine hin ein.

So angelegt, erhielt Mainz durch den Bischof Sidonius in seiner äußern und innern Form ein friedlicheres und christlicheres Ansehen. In diesem Unternehmen wurde er vorzüglich durch die fränkischen Fürstinnen unterstützt. Die teutschen Frauen haben sich überhaupt um die christliche Religion verdient gemacht. Auch die Kirche und Bürgerschaft von Mainz hat ihrer Huld ansehnliche Schenkungen zu verdanken. Betheora, die Tochter des Königs Theutebert, ließ bei der Wiederherstellung der Stadt, vermuthlich auf dem Platze, wo die Liebfrauenkirche stand, ein großes Baptisterium erbauen, wovon der noch bestehende Taufstein ein Ueberbleibsel seyn soll. [2] Noch viel berühmtlicher war die Freigebigkeit der heiligen Bilehilde. Sie war die Schwester Königs Siegeberts und Base des damaligen Bischofs von Mainz, gleichen Nahmens, welcher auch wohl Richbert genannt wird. Wegen ihrer gepriesenen Schönheit und Huld, wurde sie von Hettan, dem Herzoge von Thüringen oder Ostfranken,

1. Man fand noch in neuern Zeiten die Spuren davon am Pankratiusbrunnen, am Gutleutsteg, zu Weissenau und Cassel.

2. In diesem Taufstein wurden die Kinder noch zu unserer lieben Frauen bis auf unsere Zeiten getauft.

ls Braut gesucht. Da dieser ein kriegerischer und tap-
rer Herr war, welcher ihrem Vaterlande auf der Grenze
roße Dienste leisten konnte, gab sie ihm ihre Hand, und
olgte ihm mit aller Ergebenheit einer christlichen Haus-
rau in ein noch wildes Land, in Hoffnung, ihn und seine
Krieger zum christlichen Glauben zu bringen. Allein die
üßen Versuche der Bekehrung blieben bei einem Manne
ruchtlos, der nur den Krieg, und folglich eine Religion
iebte, welche Kriegsgötter zur Verehrung aufstellte. In
iesem Glauben starb er auch auf dem Schlachtfelde,
vorauf er von Jugend an gebildet wurde.

Nach dem Tode Hettans sehnte sich Bilehilde wieder
an die schönen Ufer des Rheins zurück, und überließ sich
einem Kahne, welcher sie den Main hinab nach Mainz
führte. Hier, gleichsam durch ein Gottesurtheil gelandet,
wollte sie das Andenken ihres Gemahls in der Einsamkeit
ehren, und stiftete das Kloster Altenmünster mit allen
den Gütern, welche ihr übrig geblieben waren; den Bür-
gern von Mainz aber schenkte sie den sogenannten Bruch,
welcher sich unterhalb der Stadt bis nach Mombach er-
streckt, und von denselben entweder als die gemeine Vieh-
weide oder als ein Gartenfeld benutzt wurde.[1] Durch
solche Unterstützungen und Schenkungen hob sich Mainz
schon unter den merwingischen Königen aus seinen alten
römischen Trümmern empor; aber der wahre Grund
seiner künftigen geistlichen und weltlichen Größe wurde mit
dem erzbischöflichen Stuhle des heiligen Bonifacius gelegt.
Durch die Verdienste dieses Apostels von Teutschland
wurden die Erzbischöfe von Mainz die ersten Prälaten

1. Noch bis auf unsere Zeiten unterhielt das Kloster Alt-
münster den Pfarrochsen.

der teutſchen Kirche, und, da die Biſchöfe als Reichsſtände Theil an der weltlichen Regierung nahmen, auch die erſten Fürſten des Reichs. Wir ſehen daher ſchon ſeine erſten Nachfolger landesherrliche Rechte über die ihrer Kirche von den Königen geſchenkten Güter ausüben.

Indeß waren die mainzer Erzbiſchöfe, durch ſein heiliges Beiſpiel belebt, noch mehr mit geiſtlichen als weltlichen Dingen beſchäftigt. Lullus, ſein Schüler, und von ihm ſelbſt beſtellter Nachfolger, war in der Schule von Fulda gebildet, und ein frommer eifriger Biſchof. Richolph, ein Mitglied von Karls des Großen Hofakademie, ſuchte durch die Dekretalen mehr die geiſtliche als weltliche Gewalt zu verbreiten. Raban galt für ein Wunder der Gelehrſamkeit und für einen Lehrer der teutſchen Kirche. Er ſchrieb faſt über alle Theile der damals bekannten Wiſſenſchaften und prüfte in ſeinen Schriften auch profane Gegenſtände und Kenntniſſe nach der heiligen Schrift. Karl und Lindebert ſtifteten die Kirchen zum heiligen Johann und Mauritius in Mainz, und Haistulf die zu Rolkheim oberhalb Aſchaffenburg, welche ſie ſelbſt eingeweiht haben. Dieſe Kirchen wurden freilich von den Königen beſchenkt und bereichert; auch wohl der weltlichen Gerichtsbarkeit der Grafen entzogen, aber der Hauptſtifter der weltlichen Macht und Herrſchaft des Mainzer Stuhls war offenbar Hatto I. Er der vornehmſte Prälat der teutſchen Kirche, und oberſter Verwalter von zwölf reichen und mächtigen Abteien, der Buſenfreund und das Herz des Königs[1] und Mitregent des Reichs, in Kirchenſachen gewandt, in Staatshändeln liſtig und unternehmend, bei Hofe ſtolz und prachtliebend,

1. Cor regis.

und wie seine Spötter sagten, nicht gar gewissenhaft; ein solcher Mann ließ gewiß eine seiner Macht so günstige Zeit, wie seine Reichsverwaltung unter Ludwig dem Kinde war, nicht vorüber gehen, ohne sie zum Vortheile seiner Kirche zu benutzen. Kurz nach seiner Regierung finden wir seine Nachfolger schon, als die ersten Bischöfe im Reiche, ihre Stimmen auf den Reichstägen vorzüglich erheben. Sie krönen und salben die gewählten Kaiser; sie nennen sich die Erzkanzler der teutschen Könige; sie leiten die Wahlen und Reichsgeschäfte, und üben die landesherrliche Gewalt über Mainz, Bingen, Erfurt, Elwill, Aschaffenburg und in allen errungenen Gütern ihrer Kirche aus.

Diese Macht der Mainzer Erzbischöfe, welche Hatto schon unter den Karlingern erworben hatte, wurde unter den sächsischen Kaisern nicht nur bestätigt, sondern noch vermehrt. Wir haben schon angeführt, welche Gewalt der Erzbischof Friedrich gegen Otto den Großen wirken ließ. Wilhelm, welcher auf ihn folgte, war ein natürlicher Sohn dieses Kaisers, und Willigis, Kaplan und Freund des kaiserlichen Hauses. Beide benutzten ihren Einfluß zur Bereicherung und Erhebung ihrer Kirche; und wenn der listige Hatto als der vorzüglichste Stifter des geistlichen Kurstaates angesehen werden kann, so war Willigis dessen Gesetzgeber.

Dieser kluge Prälat gründete zuerst seinen geistlichen Staat fest, denn darauf beruhte auch hernach die Verfassung des weltlichen. Demzufolge versetzte er den heiligen Stephan mit einer neuen Stiftskirche auf die Anhöhe zu Mainz, welche man noch heutzutage den Stephansberg nennt, und begabte ihn reichlich mit Zehnten und Gütern. Hierauf erbauete er die Dom- oder Hauptkirche von Grund

aus, welche hernach dem heiligen Bischof und Ritter Martinus, einem sowohl bei Geistlichen als Rittern vorzüglich beliebten Patrone, zu Ehren eingeweihet wurde. Der Bau ist, wie jener von Worms und Speier, mit zwei Chören und vier oder sechs Thürmen aufgeführt, aber bald wieder durch Brand beschädiget worden. Nebst den Hauptthüren sieht man noch eine im Kreuzgang auf der sogenannten Memorie, wo die Begräbnisse waren. Ueber derselben ist der heilige Martinus als Bischof abgebildet, mit der Inschrift:

✝

Sanctus Martinus
Pax huic domui et omni habitanti in ea
Emgnozan fieri me fecit

Vermuthlich war dieser Emgnozan zu der Zeit Baumeister und aus dem Geschlechte derer von Mengoz oder Meingoz.

Eine andere Stiftung legte Willigis zu Weisenau bei der Kapelle zum heiligen Victor an. Seine Vorfahren hatten schon die Kirchen zum heiligen Johannes, Moritz und Peter gestiftet. Er aber ließ von den Bürgern unserer Lieben Frau einen schönen Tempel anlegen, welchen der Kurfürst Siegfried vollendete,[1] und schenkte ihr zwei metallene Thüren, worauf die Freiheiten gegraben waren, die er der Bürgerschaft verliehen hatte.

Auch außer Mainz und in den andern Theilen des Erzstiftes, als zu Aschaffenburg, Bingen, Friţlar und Amöneburg wurden die Kirchen auf seinen Betrieb von

1. Sie war die schönste Kirche in Mainz, im gothischen Stile; jetzt ist sie abgerissen.

den Kaisern und Herzogen beschenkt. Jene zu Erfurt war von des heiligen Bonifacius Zeiten her ein beträchtlicher Theil seines Erzstiftes geworden. Auf diese Kirchen gründete er seine geistliche und weltliche Gewalt.

Bei der Dom- oder Metropolitankirche wurde der erzbischöfliche Stuhl errichtet, von dem alle geistliche Gewalt ausfloß. Der Probst von St. Stephan wurde Archidiakon im Rabegau, der Probst von St. Peter in dem Riedgau und der Königshundrede, der Probst von St. Viktor im obern, und jener von St. Moritz im untern Rheingau. Der Probst zu unserer Lieben Frauen wurde Archidiakon in der Wetterau, und der Probst zu St. Peter und Alexander in Aschaffenburg, in dem Maingaue. Der Probst zu unserer Lieben Frauen in Erfurt, verwaltete den Kirchsprengel in Thüringen, wie jener von Fritzlar und Amöneburg in Hessen. Unter ihnen standen die Landdechanten, die Pfarrer und Klöster.

Nach dieser geistlichen Verfassung wurde auch die weltliche eingerichtet. Unter den Kirchen, welche wir angeführt haben, waren vorzüglich vier, wodurch die Erzbischöfe von Mainz ihre Güter und Herrlichkeiten erworben haben. Fürs erste und vorzüglich die Dom- oder Metropolitankirche zum heiligen Martinus, zweitens die Kirche zu St. Peter und Alexander in Aschaffenburg, drittens die Kirche zu unserer Lieben Frauen in Erfurt, und endlich die Kirche zum heiligen Nazarius in Lorsch, welche aber erst unter Siegfried III. dem Erzstifte einverleibt wurde. Die erste verschaffte ihnen einen beträchtlichen Theil des Rabegaues, der Königshundrede, Lahnstein, und das ganze untere Rheingau; die zweite fast den größten Theil des Mainganes mit dem Erfurt, die dritte die Länder in Thüringen und Hessen, die vierte

einen Theil des obern Rheingaues, die Bergſtraße genannt. Ueber ein jedes dieſer Länder ſetzte Willigis einen Kirchenvogt, unter dem die untern Vögte und Beamten ſtanden und es verwalteten. Er aber hatte um ſich einen Obervogt,[1] an welchen die Geſchäfte liefen.

Seine Nachfolger erweiterten das urſprüngliche Gebiet des Kurſtaates durch Schenkungen, Kauf, oder auch kriegeriſchen Erwerb. Sie theilten es hernach, man kann die Zeit nicht genau beſtimmen, in Aemter, Oberämter und beſondere Verwaltungen ein, und die ehemaligen Kirchenvögte wurden nun fürſtliche Statthalter oder Vicedom genannt. Dieſe Oberbeamten finden wir aber nur in jenen Hauptländern des Erzſtiftes angeſetzt, welche ſchon Hatto und Willigis erworben hatten; als in Mainz 1056, im Rheingaue 1151, in Aſchaffenburg 1122 und in Erfurt 1149. Die Sitze der unteren Verwaltungen wurden in die Schlöſſer und Landſtädtchen verlegt, ſo wie dieſe dem Erzſtifte einverleibt waren. Letztere erhielten nach der Hand ihre beſondere Munizipalverwaltungen mit Schultheißen, Bürgermeiſtern und einem Stadtrathe.

Unter allen dieſen Städten wurde Mainz als die Hauptſtadt des ganzen Erzſtiftes oder Kurfürſtenthums angeſehen. Druſus hatte das alte Moguntiacum als eine Feſtung auf den Anhöhen des heutigen Stephans- und Jacobsberges angelegt. Er wollte durch ſie ſiegen und herrſchen; als aber der Kirchen- und Gewerbsgeiſt über den kriegeriſchen die Oberhand gewonnen hatte, näherten ſich ſeine Bewohner dem friedlichen Rheine. Wann und wie eigentlich dieſer Uebergang von einer Feſtung zu einer Handelsſtadt geſchehen ſey, läßt ſich nicht mit Beſtimmt-

1. Advocatus potens wird er in den Urkunden genannt.

it angeben. Als nach der hunnischen Zerstörung die tadt von dem Könige Dagobert und dem Bischofe edonius wieder auferbaut wurde, zogen sich ihre ingmauern von der Höhe des alten Kastrums oder Kächs bis zu dem Thale an den Rhein hinab. Karl der rosse verband sie durch eine Brücke mit dem gegenüber egenden Kastell oder Kassel, und sie erhielt hernach in er Königshundrede auf dem rechten Rheinufer einen burgbann, und einen Landgraben mit Wartthürmen, elcher sie noch bis auf unsere Zeiten von den benachbarn Orten Mosbach, Erbenheim, Delkenheim und Massenheim geschieden hat. Auf der linken Rheinseite erwarben ch die Erzbischöfe und die Stifter in Mainz die benachbarten Ortschaften, [1] wovon Olm die beträchtlichste war, und nach der Hand dem Amte den Rahmen gab. Der Umfang dieses Amtes erstreckte sich bis an die Selzbach, und gab auch auf dieser Seite der Stadt eine Art von Burgbann und Vertheidigung gegen auswärtige Feinde.

Ueber die Stadt selbst mögen die Erzbischöfe schon unter den Karlingern weltliche Gewalt geübt haben; allein die Bürger strebten nach Unabhängigkeit. Als daher der Erzbischof Hatto seine Herrschaft über sie erweitern und behaupten wollte, jagten sie ihn aus der Stadt und erkannten ihn nicht eher als ihren Oberherrn, bis sie Kaiser Arnulf durch eine harte Belagerung dazu gezwungen hatte. Unter dem Erzbischofe Friedrich verschlossen sie sogar dem Kaiser Otto dem Großen die Thore, und

1. Als Nackenheim, Bodenheim, Bischheim, Laubenheim, Weisenau, Kleinwinternheim, Finthen, Bretzenheim, Mombach und Heidesheim.

mußten darob eine neue Belagerung erdulden. Erſt Willigis wußte ſie durch Klugheit und Geſetze zu zähmen.

Die älteſten Bürger von Mainz waren vermuthlich jene Freien oder Wehren, welche ſich vor und nach Heinrichs I. Verordnungen in den Städten niederließen, und deswegen die Alten oder Patrizier genannt wurden. Sie hatten ihre eigenen Familienhäuſer und Höfe, wovon uns der fleißige Gudenus in ſeiner Urkundenſammlung die meiſten angeführt hat, welche auch bis heute noch die alten Nahmen tragen.[1] Zu dieſen geſellte ſich die Geiſtlichkeit des erzbiſchöflichen Stuhles und die Dienſtleute; den übrigen Theil der Stadt nahmen die Wohnungen der Handwerker und Handelsleute ein. Man konnte daher ſchon frühe Mainz in zwei beſondere Theile ſondern. Jene Häuſer und Gaſſen, welche gegen den Stephansberg, den Käſtrich und das Gartenfeld lagen, waren zu der Zeit entweder Gärten, wie der Kirſchgarten, Weihergarten ꝛc. oder öffentliche Plätze, wie der Thiermarkt und die Bleichen ꝛc., oder geiſtliche Wohnungen, wie die zwei Pfaffengaſſen und der Domkuſtoreiplatz. Die Gewerbshäuſer und Gewerbsplätze zogen ſich längs dem Rheine hin, wie die Löhrgaſſe, die Scharn, die Sailergaſſe, die Bauerngaſſe, die Schloſſergaſſe, die Fiſchergaſſe, die Strickergaſſe, die Schuſtergaſſe, der Heu- Flachs- und Speiſemarkt, und das Goldſchmidtsplätzchen. So bildete ſich ſchon unter den ſächſiſchen Kaiſern eine Art von Gemeinweſen in Mainz, das ſich wichtige Freiheiten erworben hatte. Die alten Geſchlechter hatten unter dem kai-

1. Wir werden ſie weiter unten anführen.

hen Stadtſchultheißen oder Stadtvogte vermuthlich
größten Antheil an der Regierung. Die Gemei-
wurden nur als Bürger angeſehen. Willigis gab
Ganzen größere Freiheiten und eine beſſere Verfaſ-
. Die zwei ehernen Thüren, welche er der Liebfrauen-
e ſchenkte, ſind als die älteſten Geſetztafeln der Main-
Bürgerſchaft anzuſehen.[1] Die Rechte und Freiheiten,
he er ihr gab, wurden darauf eingegraben. Die
dt erhielt durch ihn eine eigene Munizipalverfaſſung,
Zünften, Rath und Schöffen. Edle und gemeine
ger wurden durch den Stadtvogt und Stadtſchult-
en im Gleichgewichte erhalten, und vielleicht war das
dtgericht vor ihm ſchon angelegt, welches Gudenus
das älteſte in allen Mainzer Staaten hielt. Wenn
nun noch bedenken, daß Burkard I., der Biſchof und
ſetzgeber von Worms, ſein Schüler und Zögling war,
wird es glaublich, daß die Geſetze, welche dieſer ſeiner
che gab, unter der Leitung des Erzbiſchofs von Mainz
worfen wurden.

So hatte Willigis die geiſtliche und weltliche Gewalt
mainzer Erzſtiftes gegründet und befeſtigt. Die Ver-
gung beider würde durch ihn die nämliche gute Wir-
g hervorgebracht haben, welche Cicero, im Eingange
er Rede für ſein Haus, an der römiſchen Verfaſſung
mte, wenn ſie in friedlichern Zeiten geſchehen wäre.
Ligis vergaß auch auf dem Biſchofs- und Fürſtenthrone
Niedrigkeit ſeiner Geburt nicht. Er ſoll ſich ein Rad,
Handwerk ſeines Vaters[2] zum Wappen für ſein
gnit gewählt und darunter geſchrieben haben:

1. Sie ſind jetzt an der Domkirche.
2. Mehrere Alterthumskundige halten aber ein Kreuz für den
rung des Mainzer Wappens.

Willigis! Willigis!
Deiner Herkunft nicht vergiß.

So aber dachten ſeine Nachfolger nicht. Da die erzbiſchöfliche Würde durch ihn einen ſo hohen Rang erhalten hatte, verlohren ſich allbereits die Heiligkeit und Wiſſenſchaft auf dem heiligen Stuhle, und er war ein Sitz der Staatskunſt und des Krieges geworden. Die gelehrten und frommen Geiſtlichen wurden von den adlichen und kriegeriſchen verdrängt. Dieſe lernten mehr das Schwert als den Hirtenſtab führen, und erſchienen öfter unter der Pracht eines Fürſten, als dem demüthigen Kleide eines Biſchofs. Dazu kam noch, daß, nachdem die Vögte der Kirchen, ſtatt deren Beſchützer zu ſeyn, ihre Räuber wurden, die Biſchöfe und Aebte gegen dieſelbe ihre Güter in eigner Perſon vertheidigen mußten. Es war daher ganz natürlich, daß durch dieſe anhaltenden Fehden der friedliche Geiſt der Seelenhirten in eben dem Grade in den rheiniſchen Bisthümern verſchwand, als die Biſchöfe das weltliche Schwert der Fürſten gegen ihre eigenen Vögte zu ergreifen gezwungen waren. Von Bardo, welcher der dritte Nachfolger Willigiſens war, bis auf die Zeiten der Reformation, ſehen wir Biſchöfe am Rheine herrſchen, welche mehr als Muſter kluger Regenten und tapferer Feldherren, als friedlicher Seelenhirten angeführt werden können. Die Walther von Straßburg, die Rhabane von Speier, die Heinriche von Worms, die Siegfriede und Adolphe von Mainz, die Balduine und Kuno von Trier, und die Konrade und Dietriche von Cölln waren Regenten, welche ſowohl in Staats- als Kriegskunſt ihre Nachbarn, die weltlichen Fürſten, beſchämten.

In dieſer Zeit war der Geiſt der Kirche ſo weltlich und kriegeriſch geworden, daß jene Biſchöfe, welche noch geiſtlich und friedlich dachten, ſogar in Verachtung gekommen ſind. Chriſtian II., welcher nach Siegfried III. gewählt, aber bald wieder abgeſetzt wurde, ſagt von ſich ſelbſt in ſeiner Chronik: »Als die Poſtulation des Erz»biſchofs von Cölln nicht angenommen wurde, kamen die »Chorherren der Mainzer Kirche wieder zuſammen, und »wählten ihren Probſten, Chriſtian mit Nahmen, welcher »ſchon von der Wiege an in der Kirche erzogen war. »Alle wahrhaft geiſtliche Menſchen, und welche Gott vor »Augen hatten, freuten ſich ob dieſer Erhebung, weil ſie »von ihm, der nicht in Waffen geübt war, eine friedli»chere Regierung erwarteten. Aber er blieb nicht lange »auf dem erzbiſchöflichen Stuhle; denn er wurde bei dem »Pabſte angeklagt, daß er der Kirche gar nicht nützlich »wäre, und ungern zu den Kriegsunternehmungen des »Königs ziehe. Letzteres war auch wahr; denn es wur»den zu der Zeit ſo viele Mordbrennereien und Verwü»ſtungen verübt, daß er behauptete, ſolche Thaten ge»ziemten keineswegs einem Geiſtlichen und Prieſter. Er »verſtände nur das geiſtliche Schwert, welches das Wort »Gottes ſey, zu führen, und dazu wäre er jederzeit be»reit. Da man ihn nun ermahnte, daß er dem Beiſpiele »ſeines kriegeriſchen Vorfahren (Siegfrieds III.) folgen »ſollte,« antwortete er: »Es ſteht geſchrieben: ſtecke dein »Schwert in die Scheide.« Durch dieſe Antwort zog er »ſich den Haß des Kaiſers und vieler Layen zu, welche »es durch ihre Klagen bei dem Pabſte dahin brachten, »daß er ihn vom biſchöflichen Stuhle entfernte.«

Bei ſolchen Geſinnungen der Menſchen war es kein Wunder, daß in dieſem Zeitraume die Siegfriede und

Adolphe, welche ſtaatsklug und kriegeriſch waren, mehr geſchätzt wurden, als Chriſtian und Konrad III., denen, wie die Limburger Chronik ſagt, ein Chorhemdlein beſſer anſtand, als ein Panzer.

Von dieſer Zeit an wurden auch die Chorſtellen in den Domſtiftern meiſtens mit adelichen und weltlichen Perſonen beſetzt, und die bürgerlichen und gelehrten faſt gänzlich von der Wahl ausgeſchloſſen; denn wenn wir die beiden Erzbiſchöfe Heinrich Knoderer und Peter Aichſpalter ausnehmen, welche hauptſächlich durch Gunſt der Kaiſer auf den erzbiſchöflichen Stuhl erhoben wurden; ſo blieb von dieſer Zeit an bis auf die gänzliche Auflöſung des teutſchen Reichs der geiſtliche Kurhut am Rhein ein Eigenthum des Adels.

Unter Siegfried I., aus dem alten Hauſe der Erpſteiner, erhob ſich jener fürchterliche Streit zwiſchen dem päbſtlichen Stuhle und dem kaiſerlichen Throne, welcher letztern um alles Anſehen im Reiche gebracht, und die rheiniſchen Biſchöfe zu faſt unabhängigen Fürſten gemacht hatte. Nach Abgang der ſächſiſchen Dynaſtie erhob der Erzbiſchof Aribo die Herzoge von Franken auf den kaiſerlichen Thron. Er glaubte dadurch ſeinen Einfluß im Reiche zu vermehren, weil nun das kaiſerliche Haus am Rheine ſeinen Stammſitz hatte; allein die Kaiſer Konrad II. und Heinrich III. wußten der kaiſerlichen Gewalt, ſowohl in geiſtlichen als weltlichen Dingen, eine ſolche Kraft zu geben, daß die Regierung Karls des Großen wieder hergeſtellt zu ſeyn ſchien. Sie vergaben die geiſtlichen Würden nach Wohlgefallen, und ſetzten Biſchöfe und Herzoge ein oder ab, je nachdem ſie gehorſam oder widerſpenſtig waren. Eine ſo ſtrenge Regierung konnte weder den Päbſten noch den Prälaten am Rheine gefallen, weil ſie unter

der ſächſiſchen Dynaſtie an eine beſondere Begünſtigung gewöhnt waren. Da aber ihr Mißvergnügen durch den kräftigen Arm Konrads und Heinrichs III. zurückgehalten war, brach es unter des letztern minderjährigem Sohne Heinrich IV. deſto empörender hervor, und der Erzbiſchof Ruthard ſtieß ihn, wie wir bereits angeführt haben, zu Ingelheim von dem Throne.

Nach ſeinem Tode 1111 benutzte Heinrich V. den Einfluß, welcher ihm noch in den Domkirchen übrig geblieben war, und vermochte die Chorherren und das Mainzer Volk, Adelberten I. ſeinen Kanzler, zu wählen. Er glaubte ſich in ihm einen Freund zu erheben, weil er bisher deſſen Beförderer war; allein er hatte durch ſein unnatürliches Betragen gegen ſeinen unglücklichen Vater den Biſchöfen und dem Volke ein zu auffallendes Beiſpiel von Undank und Ungehorſam gegeben, als daß ſie es nicht an ihm ſelbſt hätten anwenden ſollen. Adelbert ſaß kaum auf dem erzbiſchöflichen Stuhle, als er die Partei des Pabſtes ergriff, und die Bürger und Fürſten gegen den Kaiſer aufhetzte. Heinrich, ergrimmt über dieſe Undankbarkeit, ließ ihn mit gewaffneter Hand gefangen nehmen, und auf der Feſtung Trifels in ein ſo ſchreckliches Loch werfen, daß er bis auf die Knochen abzehrte. Allein auch hier ſetzte der hartnäckige Erzbiſchof ſeine Ränke gegen den Kaiſer noch fort. Er wußte durch ſeine traurige Lage das Mitleid der Bürger von Mainz zu erwecken; die Geiſtlichen ſeines Erzſtiftes ſchilderten Heinrichen als einen Tyrannen, als einen Vatermörder, als einen Kirchenſchänder, und da dieſer, um einen Reichstag zu halten, 1115 nach Mainz kam, umgab das mainziſche Volk ſeinen Pallaſt, drang mit gewaffneter Hand in den Saal, und forderte mit Gewalt die Befreiung ſeines

Erzbischofs. Der Geist des Aufruhrs war zu der Zeit schon so gewöhnlich und gefährlich geworden, daß der Kaiser nachgeben, und Adelberten aus seiner dreijährigen Gefangenschaft entlassen mußte. Hager, abgezehrt, mit einem langen grauen Barte und wankendem Schritte, kam der befreite Prälat zu den Bürgern zurück, und diese empfingen ihn gleichsam im Triumphe und mit Thränen des Mitleids und der Freude in ihren Mauern.

Adelbert war nicht so undankbar gegen die Bürger von Mainz, welche ihn befreiten, als gegen den Kaiser, der ihn zum Erzbischofe erhoben hatte. Für die ihm erzeigte Theilnahme an seinem traurigen Schicksale gab er ihnen 1135 jenen Freibrief, wodurch er sie von seiner gemeinen Gerichtsbarkeit und allen ihm zuständigen Abgaben lossagte. Guden hat uns diese Magna charta der Stadt Mainz unter folgender altdeutscher Uebersetzung erhalten: »daß alle die, die da wohnen binnen den »Mauern zu Menze, auch darin verbleiben wollen, keines »Vants Gedinge auswendig der Mauern halten, noch »keinerlei Schatzung und Bete mehr geben sollen. Dann »sie sollen fürbaß ihres angebornen Rechts seyn.« Die Bürger frohlockten ob dieses kostbaren Geschenkes ihres Erzbischofs, und versprachen ihn mit ihrem Gute und Blute zu vertheidigen. Adelbert aber dachte auf neue Rache gegen den Kaiser, und erweckte ihm einen neuen Bürgerkrieg, indem er die Sachsen aufhetzte. Um gegen alle künftige Anfälle desto sicherer zu seyn, befestigte und erweiterte er auch Aschaffenburg, die Hauptstadt des obern Erzstiftes, und gab ihren Bürgern, wie jenen von Mainz, neue Vorrechte, und eine freie Stadtverfassung. Durch diese kühnen Unternehmungen Adelberts war Heinrich gezwungen, das erste Concordat mit dem Pabste Calixt ab-

uſchließen, wodurch er auf das Recht, die Biſchöfe mit
ring und Stab belehnen zu können, Verzicht that, und
ie freie Wahl der Biſchöfe den Chor- oder Domherren
berlaſſen mußte.

Nachdem auf ſolche Weiſe die Bürger einen Freibrief,
nd die Domherren das freie Wahlrecht erhalten hatten,
machten beide gemeinſchaftliche Sache, um ihre Vorrechte
zu erweitern. Gleich nach dem Tode Adelberts I. welcher
ihr Liebling war, erhoben ſie Adelberten II., deſſen
Vetter, und als auch dieſer bald geſtorben war, Mar-
kolfen, den Probſt von Aſchaffenburg, auf den erzbi-
ſchöflichen Stuhl. Die Domherren übten nämlich hier
zum erſtenmal das Recht einer freien Wahl, und richteten
ſich dabei nach den Wünſchen der Bürger und des main-
zer Volkes. Dieſe Eintracht wurde aber bald zerſtört,
als die Päbſte und Kaiſer ſich wieder in die Vergebung
der Würden miſchten. Nach Markolf, welcher, wie Adel-
bert II., nicht lange regierte, wurde 1142 Heinrich I. auf
den erzbiſchöflichen Stuhl erhoben. Er war, nach dem,
obwohl ſich widerſprechenden Zeugniſſe der Geſchichtſchreiber,
ein zu gutmüthiger Fürſt für dieſe Zeiten. Wenn auch das,
was ſeine Feinde gegen ihn anbrachten, nicht wahr, wenig-
ſtens übertrieben iſt, ſo muß er doch manche Blöße gegeben
haben, welche ihnen zu ſeiner Beſchuldigung diente.
Bald nach dem Antritte ſeiner Regierung bildete ſich ſo-
wohl in dem Domkapitel als unter den mainzer Bürgern
eine Partei gegen ihn, welche ihn der Unzucht, der
Saumſeligkeit, der Verſchwendung und der Beſtechung
beſchuldigte, und welche ihre Klagen ſelbſt bei dem päbſt-
lichen Stuhle anbrachte. Als Heinrich von dieſem Unter-
nehmen Nachricht erhielt, ſchickte er den Probſt von St.

Peter, Arnolden von Selenhoven, nach Rom, um ihn bei dem heiligen Vater zu vertreten. Er glaubte in ihm einen eifrigen Vertheidiger zu haben, weil er ihn bisher zu geistlichen Würden befördert hatte; allein dieser war gerade sein gefährlichster Feind. Statt ihn zu entschuldigen, verschwärzte er ihn noch ärger bei dem Pabste, als es die Domherren gethan hatten. Er gewann zu gleicher Zeit den Kaiser Friedrich I., dessen Rath er war, und so gelang es ihm, Heinrichen, den er vertreten sollte, von dem erzbischöflichen Stuhle zu treiben, und sich darauf zu setzen.

Der Pabst schickte zwei Cardinäle als Gesandte nach Neuhausen bei Worms, um über die gegen Heinrichen angebrachten Beschuldigungen zu richten. Diese entsetzten ihn 1153 seiner Würde, und sie wurde Arnolden gegeben. Als die Cardinäle das Urtheil über den unglücklichen Erzbischof aussprachen, sagte er: »Wenn ich von euerem »ungerechten Gerichte an den päbstlichen Stuhl appelliren »wollte, könnte ich vielleicht noch Aufschub erhalten, und »in diesem Falle bliebe mir dann doch weiter nichts übrig, »als Kummer und Elend. Allein ich appellire an den »Herrn Jesus Christus, den gerechtesten Richter. Vor »dessen Richterstuhl lade ich euch vor, und ihr werdet »mir dort zu Rede stehen müssen. Denn ihr habt mich »nicht nach Recht und dem Willen Gottes, sondern nach »Willkühr und nach Maßgab euerer Bestechlichkeit gerich»tet.« Hierauf antworteten die Cardinäle mit Spott: »Gehe du nur voraus, wir wollen dir folgen.« So verließ Heinrich das Gericht und seinen Stuhl, und zog sich in traurige Einsamkeit zurück. Er sagte daher öfters:

» Ich war ein reicher Domherr, ein dürftiger Probſt und » ein bettelarmer Biſchof. «

Indeß iſt das Gericht Gottes, welches er anrief, bei ſeinem Nachfolger Arnold nicht ausgeblieben. Dieſer herrſchſüchtige Prälat war kaum auf den erzbiſchöflichen Stuhl gekommen, als er alle die Laſter, deren er ſeinen Vorfahrer beſchuldigt hatte, in einem doppelten Maaße äußerte. Er war aus einer der anſehnlichſten Mainzer Patrizier-Familien, deren von Selenhofen, geboren, welche jetzt wegen ſeiner Erhebung ſtolz auf die übrigen edlen Geſchlechter herabſah. Er hatte die Ränke am päbſtlichen und kaiſerlichen Hofe gelernt, wodurch er ſeinen Wohlthäter ſtürzte. Sein Hofſtaat war glänzend, und ſeine Pracht erſtreckte ſich ſogar auf ſeine Kleidung. Gegen die Bürger zeigte er ſich ſtolz, gegen ſeine Nachbarn gebieteriſch. Dies alles erweckte ihm Feinde im Kapitel, in der Stadt, und unter den Fürſten. Der gefährlichſte davon war Herrmann II., Pfalzgraf bei Rhein. Dieſer mächtige Fürſt hatte, um ſeine Herrſchaft am Rheine zu erweitern, ſchon die Hochſtifter von Trier, Worms und Speier mit Krieg überzogen, und ſich mit den benachbarten Grafen durch einen Bund gegen die geiſtlichen Fürſten geſtärkt. Als ihn darob Arnold in den Bann that, überfiel er auch deſſen Gebiet mit Feuer und Schwert, und beſetzte viele mainzer Ortſchaften und Schlöſſer mit ſeinen Reiſigen. Wir haben die Thaten Herrmanns ſchon im vorigen Buche erzählt; hier ſoll nur ſo viel davon wiederholt werden, als auf das Unglück Arnolds Bezug hat.

Beide Fürſten lagen noch gegen einander im Felde, als Kaiſer Friedrich I. aus Italien zurück kam, und ſie

nach Worms beſchied, um ihre Sache durch ein Gericht zu ſchlichten. Dadurch wurde zwar die Fehde beigelegt, und Herrmann mit ſeinen Verbundenen zur Hundeſtrafe verdammt; allein die heimlichen Feinde, welche er dem Erzbiſchofe in Mainz ſelbſt erweckt hatte, deſto gefährlicher. Arnold hatte ſich durch den Krieg, und die Auflagen welche er erforderte, noch verhaßter gemacht, als er ſchon zuvor durch ſeinen Stolz und ſeine Prachtliebe war. Man fand an ihm jetzt größere Laſter und Gebrechen, als deren er ſeinen Vorfahrer beſchuldigt hatte. Man hielt ihn für einen undankbaren Heuchler, der nur darum Heinrichen vom Stuhle verjagt habe, um deſto unumſchränkter herrſchen zu können.

In dieſer Stimmung forderte er für den Aufwand, welchen er wegen einer Reiſe nach Rom machen mußte, eine Abgabe von den Mainzer Bürgern; dieſe aber beriefen ſich auf den Freibrief, welchen ihnen Adelbert I. ausgeſtellt hatte, und ließen ihn ohne irgend eine Unterſtützung ziehen. Seine Abreiſe war das Zeichen zu einem förmlichen Aufruhr. Die Häupter ſeiner Feinde benutzten nämlich ſeine Abweſenheit, und brachten die ſchon lange von ihnen angelegte Verſchwörung zur Reife. Mengot, ein anſehnlicher Patrizier, und ſelbſt in Dienſten Arnolds, Burkard, der Probſt von St. Peter, deſſen Vetter, und Gottfried, der Abt auf dem Jakobsberge, welche bisher heimlich gegen ihn gearbeitet hatten, ſtellten ſich nun öffentlich als ſeine Gegner dar, und dachten auf nichts weniger, als ihn, wie er ſeinen Vorfahrer, von dem erzbiſchöflichen Stuhle zu treiben. Emmerich, ein Sohn des erſtern, und Gottfried der Abt, gingen ſelbſt nach Italien, um ihre Klagen vor den kaiſerlichen Thron zu

bringen. Da sie aber dort mit Verachtung abgewiesen wurden, kamen sie voll Wuth nach Mainz zurück, und hetzten das Volk zu einer gänzlichen Empörung auf.

Von nun an war Arnold nicht einmal mehr bei seinen bischöflichen Verrichtungen in der Stadt sicher. Schon bei seiner Rückkunft aus Italien haben ihm die Bürger ihre Thore verschlossen, und als er nach der Hand wegen der gewöhnlichen Synode nach Mainz kam, rotteten sie sich in drei Haufen zusammen, besetzten die Thore, woraus sie niemand ließen, und rückten endlich mit gewaffneter Hand gegen den Bischofshof an, um Arnolden gefangen zu nehmen; er aber war durch die Hülfe seiner Hofleute und Ritter schon entwischt. In diesem Anfalle von Volkswuth stürmten sie den Bischofshof und steckten ihn in Brand; sie drangen in die Häuser der Geistlichen, welche von des Bischofs Partei waren, und plünderten sie; endlich war ihnen sogar der Kirchenschatz kein Heiligthum mehr; sie raubten die Gefäße, welche bisher dem Gottesdienste gedient hatten, und füllten die Domkirche mit Waffen, und mit den Trümmern der zerstörten Gebäude.

Dieser Aufruhr hatte zu viel Aufsehen erregt, als daß der Kaiser nicht hätte ins Mittel treten sollen. Er setzte einen Fürstenrath an, um die Klagen beider Parteien anzuhören. Viele Fürsten verdammten die Häupter der Verschwörung zum Tode, aber der Kaiser mäßigte, selbst auf die Bitte Arnolds, das Urtheil dahin, daß ein friedlicher Vergleich unter ihnen zu Stande kommen sollte. Es wurde den Bürgern befohlen, die Domkirche zu säubern, und die ihr entwendeten Schätze zurück zu geben, den Bischofshof wieder aufzubauen, und in seinen vorigen Glanz herzustellen, dem Erzbischofe die wegen dieses Aufruhrs verursachten Kosten zu erstatten, und ihn als ihren

rechtmäßigen Fürſten anzuerkennen. Hierauf ſchickte der Kaiſer Geſandte nach Mainz, um den Vergleich zum Vollzug zu bringen. Einige Aufrührer wurden aus der Stadt verwieſen, aber der Streit nichts weniger als geendet. Die Häupter der Verſchwörung riethen den Bürgern, ſich einſtweilen dem kaiſerlichen Spruche zu unterwerfen; allein während ſie dieſe Folgſamkeit öffentlich äußerten, ließen ſie die Verwieſenen heimlich wieder in die Stadt, und dachten nun ſich Arnolden ſelbſt durch einen Mord vom Halſe zu ſchaffen.

Zu dieſer Zeit lebte zu Bingen die heilige Jungfrau Hildegard, berühmt durch ihre Schriften, geehrt von Biſchöfen und Fürſten, und bekannt durch den Geiſt der Wahrſagung, wodurch ſie künftige Dinge entdeckte. Dieſe warnte Arnolden vor den Anſchlägen der Bürger von Mainz: »Wende dich,« ſo ſchrieb ſie ihm, »wende dich »zu dem Herrn, denn die Zeit deines Todes iſt nahe.« Auch ein anderer ſeiner Freunde, der Abt vom Erbach, machte ihn auf die gefährliche Lage der Dinge aufmerkſam, er aber antwortete: »Die Mainzer ſind Hunde, welche »nur bellen, aber nicht beißen können.« Als Hildegard dieſes hörte, warnte ſie ihn noch einmal und ſagte: »den »Hunden ſind die Ketten abgenommen, und ſie werden »dich zerreißen.« Dieſem ohngeachtet ging Arnold im Jahre 1160 nach Mainz, um die Bürger zum Gehorſam zu bringen. Er nahm ſeine Wohnung in der Abtei auf dem Jakobsberge, welche zu der Zeit noch außer den Mauern und nahe an dem Graben bei ſeinem Stammhauſe lag. Er glaubte da um ſo gewiſſer Schutz durch ſeine Familie und ſeine Anhänger zu haben; dieſes war aber gerade der gefährlichſte Ort, welchen er wählen konnte. Der Abt dieſes Kloſters war ſein Feind, und

ging heimlich zu den Bürgern, um sie mit der Anzahl der Leute und den Mitteln bekannt zu machen, womit sich der Bischof vertheidigen könnte. Ja er sagte ihnen sogar, daß nun der schicklichste Zeitpunkt sey, wo sie ihren Feind stürzen und aus dem Wege räumen könnten. Auf diese Nachricht sammelten sich die Verschwornen an verschiedenen Orten der Stadt; sie brachten bei Nacht und in der Stille die Bürger unter Waffen, und als es Tag wurde, rückte Emmerich, der Sohn Mengots, an der Spitze des aufgebrachten Volkes vor das Kloster, und umgab es mit Sturmleitern, Brandfackeln und Geschütz.

Als Dudo von Selenhofen den großen Haufen an seinem Hause vorbeiziehen sahe, eilte er sogleich den Berg hinauf zu seinem Bruder, dem Erzbischofe, um ihn zur Flucht zu bewegen. Dieser aber schien im Gedränge seine Entschlossenheit verloren zu haben. Er wollte erst als Mönch verkleidet entwischen, dann an der Spitze seiner Ritter sich vertheidigen; endlich rettete er sich auf einen Thurm, von wo aus er um Hülfe bat. Die Bürger aber hatten indeß die Mauern erstiegen, die Thore gesprengt. Sie schossen mit Pfeilen in die Abtei, schlugen die Fenster entzwei, und warfen brennende Fackeln und Steine auf die Gebäude. Die wenigen Ritter, welche Arnold bei sich hatte, waren nicht im Stande, ihn zu vertheidigen. Sie fielen unter den Schlägen der Verschwornen, welche nun schon haufenweis eingedrungen waren. Nun lief das Volk unter gräßlichem Geschrei und mit klirrenden Waffen durch die Schlafgänge der Mönche, durch die Winkel des Klosters, um den Erzbischof aufzusuchen. Seine Wuth stieg bis auf den höchsten Grad, als es ihn selbst erblickte. Mit schrecklichen Gesichtern und Schandworten fielen sie ihn an. Heliger durchstach ihn

mit einem Dolche, und Bunger, ein Metzger, hieb ihm den Kopf entzwei. Er fiel erblaßt und vom Blute triefend unter den Streichen und Stößen des aufgebrachten Pöbels.

Auch nach seinem Tode war die Wuth der Bürger noch nicht erkaltet. Sein Körper blieb einige Tage zerschlagen, zerfetzt und verstümmelt in dem Graben liegen, welcher die Stadt von dem Kloster schied; und die Bauernweiber, welche von den benachbarten Orten zum Markte kamen, warfen ihn mit Käsen und faulen Eiern, bis ihn die Chorherren von unserer lieben Frauen heimlich begraben hatten. Man kann sich kein scheußlicheres Bild von der Verwirrung und Verrücktheit dieser Zeiten machen, als wenn man die Entthronung Heinrichs IV. mit dem Morde Arnolds zusammenstellt. Der Nachfolger jenes Bischofs, welcher es wagte, seine Hände gegen das Haupt eines Kaisers auszustrecken, liegt nun, wie das Aas eines Thieres, den Vögeln des Feldes hingeworfen, und dem Spotte des gemeinsten Pöbels Preis gegeben.

Indeß fingen die Häupter der Verschwörung an, über das verübte Verbrechen kälter nachzudenken. Sie konnten wohl denken, daß man einen solchen Fürstenmord nicht ungeahndet lassen werde. Sie suchten daher, statt Arnolds einen Mann auf den bischöflichen Stuhl zu erheben, welcher sie schützen könnte. Ohne viel auf das Wahlrecht der Domherren zu achten, nahmen sie dazu Rudolphen von Zähringen, dessen Vater mächtig in Schwaben herrschte, und ein Feind der regierenden Kaiserfamilie der Hohenstaufen war. Um ihm die gehörigen Mittel zu verschaffen, wodurch er sich Gönner und die Bestätigung des Pabstes erwerben könnte, griffen sie abermals zu den Schätzen der Kirche, und entwandten ein großes Stück

von einem goldenen Kruzifix, welches Willigis der Domkirche geschenkt hatte. Die Sitten und Religiosität der Geistlichkeit und des Volkes waren zu der Zeit so verdorben, daß man die Geräthe und Heiligthümer, welche heilige Bischöfe und fromme Kaiser zur Verehrung der Gottheit geweihet hatten, nun zur Erwerbung eitler Macht und zu simonischer Bestechung verwendete. Rudolph und seine Partei fand zwar kein Gehör bei dem Pabste, weil er gegen die Statuten des Konkordates von Bürgern und Mördern gewählt war, allein der Kirchenraub blieb doch ungeahndet. Statt seiner wurde Konrad von Wittelsbach auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben, und als dieser, der Partei des Pabstes folgend, von dem Kaiser vertrieben war, seine Würde an Christian von Buche gegeben. So wechselte man mit den Bischöfen. Einer vertrieb den andern, und die Parteiwuth wurde sowohl unter den Geistlichen als dem Volke unterhalten.

Während dem hatte der Kaiser Friedrich I. einen Fürstentag nach Erfurt angesetzt, um die Aufrührer zu bestrafen. Auf diese Nachricht entflohen fast alle die, welche mehr oder weniger Theil an dem Aufruhre genommen hatten. Nur einer der Mörder wurde gefangen, nämlich jener Metzger, Bunger mit Nahmen, welcher Arnolden zuerst angefallen hatte. Er wurde vor den Kaiser geführt, und sogleich zum Tode verdammt. Das Urtheil, welches der Fürstenrath über die Stadt selbst aussprach, war schrecklich. Der Abt vom Jakobsberge wurde in die Acht erklärt, die Mönche, welche nicht entflohen waren, eingesperrt, die Thürme und Mauern der Stadt niedergerissen, und die Freiheiten der Bürger vernichtet. Mainz hatte zu der Zeit ein klägliches Ansehen. Viele seiner Häuser waren durch den bürgerlichen Krieg

zerstört. Auf einsamen Plätzen lagen Brandtrümmer und große Schutthaufen. Die reichsten und ansehnlichsten Bürger waren entflohen, und unter denen, welche zurückgeblieben waren, herrschte Furcht oder versteckter Haß. Von Mauern und Thürmen entblößt, konnte man in die leeren Gassen dringen, welche kein Gewerbe mehr belebte, und die bischöfliche Regierung war eben so schwankend als gehaßt. Mainz schien in ein großes Dorf verwandelt zu seyn, dessen Umfang und Schutt nur noch ankündigten, daß hier eine Stadt gestanden habe.

Ein so trauriger Zustand hätte den Bürgern und der Geistlichkeit zur Warnung dienen, und sie zur Einigkeit führen sollen, allein kaum hatte die Stadt wieder einige Kräfte erhalten, und die Trümmer der Zerstörung hinweggeräumt; als ein neuer Zwiespalt die Verwüstungen des bürgerlichen Krieges auch wieder herbei führte. Nachdem der Bischof Konrad, welcher nach Christian wieder zur Regierung kam, 1200, mit Tode abging, erwählten die Domherren mit einer entschiedenen Mehrheit der Stimmen, Leopolden den Bischof von Worms zum Haupte ihrer Kirche. Nur drei davon widersetzten sich mit einem Theile der Bürger dieser Wahl, und zogen nach Bingen, welches jetzt schon als eine Stadt des Domkapitels angesehen wurde. Sie gaben vor, daß die Stimmenfreiheit durch die Waffen des Kaisers Philipp unterdrückt worden sey, und setzten dem Bischofe von Worms, Siegfrieden II. aus der Familie der Eppsteiner entgegen. Diese zwiespaltige Wahl war zu gleicher Zeit ein bürgerlicher Krieg. Leopold, unterstützt durch seine Dienstleute von Worms und die Truppen des Kaisers, trieb seinen Nebenbuhler aus Bingen. Siegfried aber ließ seine Wahl vom Pabste bestätigen, und kam, nachdem Philipp von

Otto dem Wittelsbacher ermordet war, mit einem mächtigen Anhange nach Mainz zurück, womit er seinen Gegner zwang, ihm den erzbischöflichen Stuhl zu überlassen. Von nun an schien derselbe ein bleibendes Erbtheil der Eppsteiner und Nassauer geworden zu seyn. Diese Familien hatten sich durch die Nähe ihrer Erbländer und den langen Besitz des nunmehrigen Kurfürstenthums von Mainz einen wichtigen Einfluß auf das Domkapitel und die Bürgerschaft erworben. Sie konnten die Domherren beschenken, befördern, und ihre Stellen mit ihren Kreaturen besetzen. Von Siegfried I. bis auf Adolph II. regierten fünf Eppsteiner und eben so viele Nassauer, fast in ununterbrochener Reihe, als Kurfürsten von Mainz, und beide Häuser waren miteinander verwandt.

Schon Siegfried II. brachte, 1225, seinen Neffen, Siegfried III., auf den erzbischöflichen Stuhl, und nachdem Werner und Gerhard II., welche beide wieder Eppsteiner und Verwandte der Nassauer waren, mit Tode abgingen, stritten letztere mehrere Jahre hindurch mit den mächtigen Kurfürsten von Trier, Balduin und Kuno, welche ein Theil der Domherren zu Verwaltern des Erzstiftes gewählt hatte. Der Einfluß der eppsteinisch-nassauischen Partei in Mainz war damals so wichtig, daß sie gegen Heinrich III. einen kaum zwanzigjährigen Jüngling, Gerlachen, und nach ihm gar einen Knaben, Adolphen, aus ihrem Hause zum Erzbischofe erwählen ließen.

Indeß muß man gestehen, daß die Macht des Mainzer Kurthums und die Gewalt seiner Fürsten nie größer war, als unter dieser eppsteinisch-nassauischen Dynastie. Siegfried III. hatte das Mainzer Gebiet mit dem reichen Fürstenthum von Lorsch, Gerhard mit dem Eichsfelde, Konrad mit Steinheim, Gerlach mit Höchst, und Johann

eine Zeitlang mit Hanau und Babenhausen vermehrt. Die mächtigsten Fürsten fürchteten sich vor ihren Waffen. Sie haben sich die Mainzer Bürger unterworfen, welche stets zum Aufruhr geneigt waren; und ihre Heere selbst, von Sieg und Ruhm begleitet, angeführt. Auf ihre Stimmen wurden die Kaiser gewählt und wieder abgesetzt. Sie selbst haben die Kaiserkrone eine Zeitlang an ihr Haus gebracht, und Gerhard II. konnte sich mit Wahrheit rühmen: daß er die Kaiser in seiner Tasche stecken habe. Ehe wir aber die Geschichte dieser so merkwürdigen Periode des Mainzer Erzstiftes weiter verfolgen, wollen wir zuerst jene der Häuser von Nassau und Eppstein vornehmen, weil sie jetzt so innig zusammen verbunden sind.

Geschichte von Nassau und Eppstein.

Zwischen dem obern und untern Rheingaue lag eine zu beiden gehörige Hundrede, welche man vorzugsweise des Königshundrede nannte. Einige Alterthumsforscher wollen sie Königsuntere, als unter dem Altkönig liegend, genannt haben; da aber mehrere Orte dieser Gegend, als Königstein, Königsborn, Königshofen und Kronenberg sich auf den König beziehen, so mag wohl der erste Rahmen den Vorzug verdienen. Nach der alten Gauabtheilung scheint diese Hundrede mit dem daran stoßenden Riedgau eine Zeitlang nur eine Grafschaft ausgemacht zu haben; denn die Pröbste von

Stammtafel der Grafen von Nassau.

Hatto, Graf in der Königshundrede, — oder Uto, Graf von Udstein,
960 — 970. 960 — 982.

Trauwin, Graf der Königshundrede, 992. — Dudo I. auf Liebburg. — Ruppert, Erzbischof von Mainz, 970—997.

Rupert I. 1088, Graf von Laurenburg. — Hazecho, Bischof von Worms, 1015—1040.

Dudo II., Graf von Laurenburg, 1093 — 1114. — Ulrich, Graf von Idstein, 1120, † 1128. Gemahlin Mechtild, Gräfin von Arnstein.

Rupert II., Graf von Laurenburg. Gemahlin Beatrix, 1124, † 1151. — Arnold, Graf von Laurenburg, 1124 — 1158. — Demud, vermählte Gräfin von Diez.

Walram oder Walraw, Graf von Nassau, † 1198. Gemahlin Kunigunde von Nassau. — Rupert III., Graf von Nassau, † 1194. Gemahlin Elisabeth von Leiningen, 1159. † — Heinrich, Graf von Nassau. 1160 — 1206.

Heinrich, Gr. v. Nassau, (von Merrich.) Gem. Mechtild, Gräfin v. Geldern, † 1250. — Rupert IV., Gr. v. Nassau, (v. Merrich.) Gemahlin Gertrudis, 1206 — 1235. — Beatrix, 1229. — Agnes, vermählte Gräfin von Sayn, † 1201.

Kunigunde, Gemahlin Walrams, Grafen von Nassau. — Richarda, vermählte Gräfin von Geldern, † 1231.

Rupert V. Teutschordensritter, 1237. — Walram, Graf von Nassau, Stifter der Walramischen Linie; Gemahlin Adelheid, Gräfin von Katzenellenbogen. (Siehe die Walramische Stammtafel.) — Otto, Graf von Nassau, Stifter der Ottonischen Linie; Gemahlin Agnes, Gräfin von Leiningen. (Siehe die Ottonische Stammtafel.) — Noch 3 andere Söhne und 3 Töchter.

St. Peter in Mainz waren Archidiakone beider Gauen. Von ihrer Mitte herauf erhebt sich der Taun oder Altkönig [1] und erstreckt seine weinreichen Arme über die ganze Gegend. Ihre Abdachungen sind Getreidefelder und Baumgärten; aus ihren Schachten sprudeln die berühmten Bäder und Heilquellen, von Soden, Wiesbaden, Weilbach, Schwalbach, Schlangenbad, Selters und Sauerthal, dem Menschen zugleich zur Lust und Gesundheit dienlich. [2]

Ursprünglich bewohnten dieses Land Ubier, dann Hessen-Stämme, die Wiesbäder, Mainaber oder Mattiacker genannt wurden. [3] Während ihrer Kriege mit den Römern haben sie die Höhen des Altkönigs mit Bollwerken und Ringwällen befestigt, deren kreisförmige Ueberbleibsel man noch sehen kann. Als die Römer sich auf dem rechten Rheinufer festgesetzt hatten, nahmen sie einen Theil dieser Hessenstämme unter ihre Bundesgenossen auf. Sie umgaben sie mit einem Zaune oder Pfahlgraben, und nannten sie von der bezäunten Höhe, dem Taunus, Taunenser. Von diesen Bollwerken der Römer findet man noch die Spuren bis auf unsere Zeiten. Bey der Villa Hadrians, Hädernheim, auf dem Taunus (Altkönig) und bei dem Bade der Mattiacker, Wiesbaden, hatten sie Standquartiere. Die Quellen des letztern haben sie mit bequemen Einfassungen und Gebäuden umgeben, und dem Apollo geweihet. [4]

1. Von Dun, Daun, Zaun.

2. Siehe von Gerning die Heilquellen des Taunus.

3. Usipetes, Menapii Mattiaci.

4. Apollini grano mogonoque Licinius trio. D. S. D. ist die Inschrift eines dort gefundenen Altarsteins.

Nachdem die Römer von den Teutſchen vertrieben waren, wurde dieſes Land der Taunenſer nach fränkiſcher Art eine Hundrede des Königs. Ihre Grenze lief längs der Kriſtel, dem Maine, dem Rheine und der Waldaff bis zum Pfahlgraben hinauf. Sie war in zwei Centgerichte vertheilt, wovon das eine bei Delkenheim, das andere bei Wiesbaden ſeinen Siz hatte. Das darin ſeßhafte Volk verſammelte ſich auf der Ebene von Erbenheim zur Mahlſtatt, wo auch der Königsſtuhl errichtet war. Die Ortſchaften, welche auf dieſer Ebene liegen, ſchienen von den dort anſäßigen Freien gegründet worden zu ſeyn; wie die Nahmen Aerbenheim, Dutenbergen, Weikart, Hadamarsheim und andere beweiſen. [1] Der alte Adel des Landes zog ſich aber ſpäter auf die Anhöhen des Taunus hinauf, und niſtete ſich in den Burgen von Eppſtein, Hattſtein, Königſtein, Neuring, Falkenſtein und Kronenberg feſt. Wie Adler ſaßen darin die Ritter der Zeit, und ſchlugen ſich wacker um die Beute in den Thälern. Die Chroniken von Frankfurt, Wezlar und Limburg zählen über hundert Fehden, welche die Herren dieſer Schlöſſer unter einander, oder gegen die Städte umher ausgefochten haben. Wir werden davon aber künftig nur jene anführen, welche einen vorzüglichen Einfluß auf die Geſchichte des Landes hatten. Jezt bleibt uns davon nichts mehr übrig, als die maleriſchen Trümmer ihrer wechſelſeitigen Verwüſtungen, und auf ihnen die herrliche Ausſicht über die ſchönen Thäler des Mains und des Rheins.

Auch unter den fränkiſchen Königen blieb Wiesbaden, der warmen Bäder wegen, der Hauptort des Gaues.

1. Villa Aribonis, Dudonis, Wigarti, Hademari etc.

Sie legten dabei einen Pallaſt oder Saal an, wovon bis jetzt noch eine Gaſſe den Nahmen Saalgaſſe trägt. Die Kaiſer aus dem ſächſiſchen und ſaalfränkiſchen Hauſe hielten ſich gerne da auf. Im Jahr 1129 verſchenkte Heinrich V. einen zum Saale gehörigen Wald an einen gewiſſen Eppo oder Eberhard, und noch im Jahre 1239 bewirthete Kaiſer Konrad einen griechiſchen König in dem Saale. Unter ihnen wurde der Schöppenſtuhl nach Wiesbaden verlegt. Der Königshof, die Bäder und das Gaumal, trugen alſo gemeinſchaftlich dazu bei, den Ort zu einer Stadt zu erheben.

Gegen das zehnte Jahrhundert finden wir die Königshundrede und den Nidgau unter drei oder vier Herren vertheilt, nämlich die Erzbiſchöfe von Mainz, die Grafen von Naſſau und Nuringen und die Herren von Eppſtein. Nach den Urkunden, welche Gudenus geſammelt hat, beſaßen erſtere ſchon unter der fränkiſchen Monarchie beträchtliche Ortſchaften und Güter in dieſen Gauen. Späterhin haben ſie ihrem Erzſtifte in beiden Gauen mit Höchſt noch viele Dörfer, und der Vorſtadt Kaſſel einen Burgbann von Mosbach bis Hochheim erworben. Er umfaßte die weinreichen Anhöhen dieſes Königshofs, und gab auf der einen Seite über den obern, auf der andern über den untern Rheingau, die ſchönſte Ausſicht. Er war mit einem Landgraben und mit Wartthürmen umgeben, damit die Stadt gegen alle Anfälle gewarnt und gewährt ſeyn möge.

Die Gewalt und der Einfluß, welchen die Erzbiſchöfe von Mainz auf dieſe ihrer Hauptſtadt gegenüber liegenden Hundrede hatten, macht es wahrſcheinlich, daß durch ihren Vorſpruch auch die Grafen von Naſſau, von Nuringen und die Eppſteiner dort mächtig geworden ſeyn mögen.

Die Nahmen Hatto oder Hazego, Ruppert, Siegfried und Gerhard, welche die Ahnen dieser drei edlen Geschlechter gemeinschaftlich mit den Erzbischöfen führen, scheinen sogar auf eine nahe Verwandtschaft zu deuten. Späterhin ist diese außer allem Zweifel. Indeß wird der Ursprung derselben doch immer dunkel bleiben. Einige Geschichtsforscher, wie Wenk und Dahl, lassen die Nassauer von obigem Grafen Hatto herstammen, dessen Vorfahren in und um Mainz zu Hause waren. Andere hingegen, wie Kremer und Gebhardi, leiten ihren Ursprung aus dem Lahngaue und von den Saliern her, welche diese Gaue verwalteten. Erstere gründen ihre Meinung auf den Trautwein oder Druwin von Laurenburg, welcher schon im Jahre 992, also bald nach Hatto, Gaugraf der Königshundrede war. Dagegen nehmen letztere ihre Beweise von den Stammschlössern Laurenburg und Nassau her, welche in dem Lahngaue oder Hainriche von ihren Ahnen gegründet waren. Da dieser Letztern Meinung sowohl auf Urkunden als auch auf die Gewohnheiten der Zeit gegründet ist, so will ich ihre Geschlechtsforschung hier zuerst anführen, obwohl ich die nassauische Abstammung von den Saliern, männlicher Seits, dahingestellt seyn lasse.

Schon unter den Karlingern und sächsischen Kaisern haben die Salier fast alle Gaugrafschaften verwaltet, welche sich auf dem rechten Rheinufer, von dem Neckar bis zur Lahn, erstreckten, und das Gebiet der Nassauer, Ruringer und Eppsteiner umfaßten. Im Jahre 960 starb, wie der sächsische Annalist sagt, Eberhard der salische Graf im Lahngaue, und sogleich nach seinem Tode erschien Uto, sein Sohn oder Vetter, obwohl er wegen einer Verschwörung gegen Otto den Großen nach Italien ver-

wiesen war.[1] Die Ursache dieser unerwarteten Erscheinung mag wohl keine andere gewesen seyn, als bei dem Kaiser Verzeihung und die ledige Grafschaft zu erhalten; allein seine Meldung half ihm vor der Hand nichts. Ein gewisser Hugo erhielt das Grafenamt, und der Erzbischof von Mainz den Ort Lahnstein; er aber mußte, ohne seine Absichten erreicht zu haben, wieder nach Italien ziehen.

Nach dem Tode Ottos des Großen wußte er dessen Sohn Otto II. für sich zu gewinnen, und dieser setzte ihn, da die Grafschaft bereits an den Hugo vergeben war, wenigstens wieder in den Besitz seiner lahngauischen Güter ein, wo er auch das Schloß Utenstein oder Idstein erbaut haben soll. Nachdem er also sein Geschlecht wieder in Teutschland befestiget hatte, zog er noch einmal mit dem Kaiser nach Italien und blieb in einem Treffen bei Tarent im Jahre 982. Bald hierauf, ohngefähr im Jahre 993, folgte sein Sohn oder Vetter Gerlach dem Hugo in dem Grafenamte des Hainrichs oder Lahngaues. Dessen Söhne, Arnold und Weigart, werden als die Stammväter der Grafen von Arnstein und Diez angesehen.

Fast zu der nämlichen Zeit, als Graf Gerlach im Lahngaue regierte, erschienen auch Trautwein von Laurenburg in der Königsbundrede, Berthold von Nuringen in der Wetterau als Grafen, und Siegfried oder Ulrich von Eppstein und Idstein als Centgerichtsherren in beiden Gauen. Ersterer hatte aber sein Stammschloß in dem Lahngaue, der andere in dem

1. Eberhardus comes obiit. Udo comes, sacramenti oblitus, Franciam revertitur. Dieser Vorfall hängt doch wohl zusammen mit der Verwaltung des Gaues.

Nidgaue und der letztere trug seine Herrschaften in diesen Gauen von beiden zu Lehen. Da also diese drei alten Geschlechter gleich nach den Saliern im Besitze der salischen Grafschaften waren, und ihre Stammgüter nebeneinander lagen, so wird es wahrscheinlich, daß sie selbige, wenigstens von weiblicher Seite, von den Saliern geerbt haben.

Dieses ist ohngefähr die geschichtliche Geschlechtsfolge der Nassauer, nach Kremer und Gebhardi; Wenk aber und Dahl schließen den Trautwin unmittelbar an die Hattonen an, welche vom Jahr 772 bis zum Jahre 970 mit dem Grafenamte in dem Nahegau oder zu Mainz, zugleich jenes der Königshundrede, verwaltet haben. Da Trautwin im Jahr 992, folglich gleich auf den letztern Hatto, als Gaugraf vorkommt, so gewinnt freilich diese Ansicht der Dinge viele Wahrscheinlichkeit. Ich will beider Hypothesen nicht bestreiten, da über den Ursprung der fürstlichen Häuser in der Geschichte jener Zeiten so wenig Licht zu finden ist. Ich will vielmehr beider Untersuchungen mit Dank benutzen. Ehe ich aber das, was auf Urkunden gegründet ist, zusammenstelle, muß ich zuvor die Sagen und Lieder der nassauischen Heldenzeit anführen. Solche Ueberlieferungen leisten oft dem Geschichtsforscher gute Dienste. Wenn auch davon manches erdichtet oder entstellt seyn mag, so beruht doch wenigstens das Ganze auf einem historischen Grunde. In dem von den Nassauern gestifteten Kloster zu Schönau befand sich ehemals ein altes Bild, den traurigen Tod des Grafen Trautwin vorstellend, worauf folgende Reimlein zu lesen waren:

Ich hab' mich des billig vermessen,
Ehr, Lob und Preiß nicht vergessen
von dreyen Adelern wohl erzogen
in einem Rist, ist nicht erlogen.

Was diß drey Brüder hen geſtifft
Bin ich erfarn wol durch ir Schrifft.
Rupertus, verſtands mich auch recht,
ein Biſchoff zu Maintz und Gottesknecht
Düdo zu Lippurg, eyn ſelttzam Dingk,
das man itzund nenndt vff dem Ringk
da wohnten eins Ritter vnndt Knecht,
So itzundt da wohn Atzelle und Specht.
Trutthwinus ditz Lantz recht Patrohn
von Laurenburk der edel Baron,
als der mit Recht hat bezwungen
ſeine feindt, all überwunden,
da ſahe man nun billig vnndt eben
ſein Hertz in Freuden ſchweben.
Aber ſein freyer kühner Muth,
den er drug under ſeinem eiſen Hut,
was ihm nicht langer dauren,
das geſchah durch einen Bawern,
der macht ſich bald auf die Straßen,
ſeinen Zorn wollt Er nit laßen.
In einem Buſch lag Er verborgen,
Er wacht den Abent vnndt den Morgen
vff die Zukunft dießes Graffen,
des dott Er hat hart geſchworen.
da kam geritten enndt Zellen
Truthwin mit ſeinen Geſellen
Zr Strudt der vff dießer fardt,
Da derſelb Bawer auch auf ihn wardt.
Er ſchoß den Graffen vff dem Pferdt,
das Er zv doth ſtürzt vff die Erdt.
Die Statb der Graff auch mircket eben,
dieweil er noch hatt das Leben.

Er war dem geiſtlichen Leben holt,
Er ſchatzt Silber und auch ſein Gelt.
Schonaw ein Kloſter vff der Stadt
Stifft Er da Er durchſchoßen wardt.
Selig was des Graffe Truthwin,
den heiligen Patron ſant Florin
vberall ſein Guth, Gült, auch Renth
erbt er in ſeinem lezten Teſtament.
Man ſchrieb Datum, ſog ich vorwar,
Dauſend, hundert, zwanzig ſechs Jahr.

Nach dieſen Reimen lebten zu gleicher Zeit drei Brüder aus dem laurenburgiſchen oder naſſauiſchen Geſchlecht, wovon der erſte Rupert, Erzbiſchof von Mainz geweſen, der zweite, Dudo, zu Liebburg auf dem Ring ſeinen Sitz aufgeſchlagen, und der dritte, Trautwin, die Kirche zu Liebborn oder Schönau geſtiftet, und von einem Bauern erſchoßen worden ſeyn ſoll. Dieſen letztern finden wir denn auch wirklich in einer Urkunde vom Jahr 992 als Grafen der Königshundrede, und in einer ſpätern vom Jahre 1093 als den Stifter der Kirche genannt. Auch finden wir in der Geſchichte von Mainz vom Jahr 937 bis 997 zwei Ruperte, wovon der eine Verwalter des Erzbiſthums nach Heriger, der andere wirklich Erzbiſchof von Mainz war; allein letzterer wird für einen gebornen Sachſen gehalten. Von Dudo hat man aber in den bekannten Urkunden des zehnten Jahrhunderts keine Nachrichten; denn der Graf Dudo, welcher die Kirche von Liebborn beſchenkte, lebte ein ganzes Jahrhundert ſpäter, und das Kloſter Schönau wurde erſt in dem in den Reimen angegebenen Jahr 1225 oder 1226 von dem Grafen Rupert II. auf dem Grunde der vorigen Kirche errichtet. Es ſcheint daher, daß der Reimdichter Nahmen

und Jahrzahl verwechselt, und den Erzbischof Rupert, welcher vielleicht Trautwins Schwager war, für dessen Bruder gehalten habe.

Indeß machen uns diese Reimlein auf manche Umstände aufmerksam, welche einigen Aufschluß über die ursprüngliche Geschichte der Grafen von Nassau geben können. Es wird nämlich darin von der Stiftung des Klosters, von einem frühern Dudo und von dem Erzbischof von Mainz, Rupert, als Ahnen oder Verwandten geredet, von welchen viele der folgenden Nassauer ihre Tannahmen hergenommen haben: endlich giebt eine andere Schönauer Sage, den Trautwin als den treuesten Anhänger Herrmanns, des Herzogs von Schwaben an,[1] welcher den Herzog Eberhard bei Andernach geschlagen hat. Diese Umstände, wenn die Sagen anders gegründet sind, machen es sehr wahrscheinlich, daß Trautwin durch so wichtige Verbindungen sich und sein Haus sowohl im Hainrich, als der Königshundrede mächtig gemacht habe. Ob er oder der in den Reimen vorkommende Dudo das Geschlecht fortgepflanzt habe, kann nicht bewiesen werden. Nach ihnen aber kommen Rupert I. im Jahr 1088 als Erbauer der Kirche zu Wiesbaden, und Azecho, der Bischof von Worms, als Laurenburger vor. Auf diese erscheinen endlich Dudo II. als Stifter des Klosters von Liebborn, und Ulrich, als Herr von Idstein und Eppstein, in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts. Mit diesen und der Erbauung jenes Schlosses, von dem die Laurenburger ihren künftigen Geschlechtsnahmen hergenommen haben, wollen wir jetzt die hellere Geschichte des Hauses Nassau anfangen.

1. Fidelissimus satelles Herimanni Ducis.

Es gibt der Meinung jener Geschlechtsforscher, welche die Nassauer aus dem Lahngau abstammen lassen, ein großes Gewicht, daß diese Grafen, so frühe schon, in dem Besitze der Vogtei über Weilburg, der Hauptstadt dieses Gaues, waren. Kaiser Konrad I. hatte dort eine Kirche und seinem Hause ein Begräbniß gestiftet, und selbige mit vielen Gütern begabt. Die Kaiser aus dem sächsischen Geschlechte, Otto III. und Heinrich II., verschenkten sowohl den Pallast als die Stadt Weilburg an das Hochstift von Worms; allein die Laurenburger behaupteten darüber zuerst die Vogteirechte, dann die Herrschaft selbst. Von dieser Vogtei mogten sie auch wohl den Hof von Nassau in Anspruch genommen haben, welchen Kaiser Konrad I. der von ihm gestifteten Kirche zu Weilburg im Jahre 915 geschenkt hatte. Die Herleitung dieses Hofes von einem gewissen Nassua, welcher schon zu der Römer Zeiten vorkommt, ist eben so lächerlich als gewagt. Die erste Meldung von demselben geschieht in der Schenkung, welche damit Karl der Große an die Kirche von St. Goar gemacht haben soll; allein auch diese wird zweifelhaft, wenn man bedenkt, daß Konrad I. einen schon verschenkten Hof nicht noch einmal an die Kirche von Weilburg habe vergeben können. Daher glauben auch einige Geschichtsschreiber, wie Brauer und Hontheim, daß unter dem von Karl dem Großen an St. Goar verschenkten Hofe vielmehr Nassonia oder Obernäsen verstanden werden müsse. Dem sey nun, wie ihm wolle, so bleibt so viel gewiß, daß die Laurenburger, als Kirchenvögte von Weilburg, schon frühe im Besitze von Nassau waren.

Im Jahre 1034 schenkte einer ihrer Ahnherren, der Bischof von Worms Azecho, ein großes, bei dem Hofe von Nassau gelegenes, Stück Land von vierzig Hufen

seiner Kirche.[1] Da dieſes ein urſprüngliches Eigenthum der Familie war, ſo ſahen deſſen Vettern, die Grafen von Laurenburg, ſeine Schenkung als unrechtmäßig und ihrem Hauſe nachtheilig an, und bauten im Jahre 1101 ein feſtes Schloß neben das verſchenkte Gut, wovon ſie ſich, um die Rechte ihres Beſitzes zu beurkunden, ſtatt, wie bisher, Grafen von Laurenburg, nun Grafen von Naſſau nannten. Hieraus entſtand eine lange Fehde zwiſchen ihnen und dem Hochſtifte von Worms; und der kriegeriſche Biſchof Bugo oder Burkhard II. wußte es endlich dahin zu bringen, daß dieſes Schloß mit dem Gute im Jahre 1136 durch den Kaiſer Lothar ſeiner Kirche zugeſprochen wurde.[2] Indeß behaupteten ſich die Grafen Arnold und Rupert in dem Beſitze der feſten Burg, und da das Hochſtift zu weit von Naſſau entlegen war, um dem Spruche des Kaiſers Nachdruck geben zu können, ſo waren weder die geiſtlichen noch weltlichen Waffen im Stande, die Naſſauer daraus zu vertreiben. Unter ſolchen Umſtänden ſchloß der Biſchof Konrad I., der Nachfolger Burkards II., mit dem Erzbiſchofe Hillin von Trier einen Vertrag, vermöge deſſen er und ſeine Kirche die Rechte von Naſſau an letztern abtraten, wogegen ſie von Trier ein ihnen näher gelegenes Gut zu Partenheim empfingen. Ein ſo mächtiger Nachbar, als Hillin war, brachte die Naſſauer zur

1. In der Urkunde bei Schannat nennt Azecho ſich nicht einen Grafen von Laurenburg; er ſagt ſogar, daß er das Gut proprio labore et libera manu erworben habe, allein dieſer Ausdruck entkräftet nicht ſeine Verwandtſchaft mit den Laurenburgern.

2. Siehe die Geſchichte von Worms. Dort iſt aber Seite 215 in der vorletzten Zeile ein Fehler ſtehen geblieben; ſtatt Lothar ſoll es heißen, Heinrich VI.

Nachgiebigkeit. Die Gräfin Beatrix wendete ſich mit ihren unmündigen Grafen bittend an den Erzbiſchof, und forderte den Beſitz eines Schloſſes, was doch urſprünglich ihrer Familie gehört habe. Hillin ließ ſich durch die Bitten einer ſchönen Wittwe und die Klagen unmündiger Kinder erweichen, und gab ihnen den alten Stammſitz im Jahre 1158 als ein trieriſches Lehen wieder.

Bald nach dieſer Belehnung im Jahre 1185 ſtarb mit Ludwig III. das gräfliche Geſchlecht von Arnſtein aus, und die Naſſauer erbten durch Ulrichs von Idſtein Gemahlin Mathilde, einer gebornen Arnſteinerin, noch einen großen Theil des Hainrichs und Lahngaues, welcher vermuthlich von den Saliern auf das abgeſtorbene Haus gekommen war. Dadurch wurden die Naſſauer ſo mächtig, daß Rupert III. und Heinrich II. die Kurfürſten von Trier und Mainz befehden konnten, und man erſtern den Streitbaren, letztern den Reichen nannte. Im Jahre 1255 theilten Heinrichs IV. Söhne, Walram und Otto, die naſſauiſchen Länder. Jener erhielt Wiesbaden, Weilburg und Idſtein, dieſer Dillenburg, Beilſtein, Hadamar, Herborn und Ems. Das Stammgut Naſſau verwalteten ſie gemeinſchaftlich.

Unter dieſen Städten, welche in dem naſſauiſchen Gebiete früher oder ſpäter angelegt wurden, haben Weilburg, Naſſau, Idſtein und Wiesbaden gegen das zwölfte Jahrhundert Stadtrechte und eine bürgerliche Verfaſſung erhalten. Sie wurden nach der Hand der Sitz der einzelnen Verwaltungen und Gerichte. Weilburg war ſchon unter der fränkiſchen Monarchie ein beträchtlicher Ort und ſogar die Begräbnißſtätte des ſaliſchen Geſchlechts. Naſſau wurde als das Stammhaus der gräflichen Familie angeſehen. Idſtein war unter

den Saliern ein Fürſtenſitz; jetzt wurde es der eines beſondern Zweiges. Vorzüglich aber iſt Wiesbaden groß und erweitert worden. Es war durch ſeine Bäder und den Königsſaal ſchon unter den Römern und Franken ein berühmter Ort; unter den Laurenburgern oder Naſſauern wurde es die Hauptſtadt der Königshundrede und des naſſauiſchen Gebietes. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte ſchon Graf Trauwin ſeinen gräflichen Sitz dorthin verlegt. Graf Rupert I. bauete im Jahre 1088 die Kirche zum heiligen Mauritius und umgab die Stadt mit neuen Mauern und Bollwerken. Das Schöffengericht, bei welchem auch die benachbarten Ortſchaften Recht nahmen, und die Bäder, vermehrten den Wohlſtand und die Bevölkerung. So iſt alſo ſchon im zwölften Jahrhundert Wiesbaden eine blühende Stadt geworden. Von dieſem Wohlſtande wurde es aber durch den Krieg zurückgeworfen, welcher im Jahre 1280 zwiſchen den Naſſauern und Eppſteinern ausbrach. Ehe ich aber dieſe Geſchichte weiter anführe, wird es nöthig ſeyn, zuvor jene der Eppſteiner hier einzurücken, indem dieſes Geſchlecht nicht nur in der Königshundrede, ſondern in Mainz ſelbſt eine wichtige Rolle ſpielte. Die Dynaſtie der Eppſteiner ſcheint faſt ſo alt, wie jene der Naſſauer, ja mit ihrem Hauſe verwandt geweſen zu ſeyn. Die Geſchichte ihres Urſprungs iſt aber eben ſo dunkel und fabelhaft, wie jene der meiſten teutſchen Fürſtenhäuſer. Selbſt die Entſtehung ihres Stammſchloſſes trägt das Gepräge der Fabel. Ich will ſie hier ſo erzählen, wie ſie mir vor einigen Jahren von einem alten Bewohner des Orts erzählt wurde.

Stammtafel der Herren von Eppſtein.

Eppo.

Siegfried.

Werner. — Siegfried I. Erzbiſchof von Mainz, 1059 — 1084.

Gottfried, 1120. — Siegfried von Eppſtein.

Gottfried, 1211 — 1218. — Siegfried II., Erzbiſchof von Mainz, 1200 — 1230.

Gerhard, 1226. — Siegfried III., Erzbiſchof von Mainz, 1230 — 1249. — Gottfried, vermählt mit Eliſabeth von Naſſau, 1247 — 1274.

Gerhard, 1270. — Werner, Erzbiſchof v. Mainz, 1259 — 1284. — Gottfried, 1247 — 1292. — Gerhard, Erzbiſchof v. Mainz, 1288 — 1305.

Gottfried 1347 — 1356. — Eberhard, vermählt mit Ludgard von Falkenſtein 1357 — 1391.

Gottfried v. Eppſtein-Münzenberg, 1092 — 1437. — Eberhard v. Eppſtein-Königſtein, 1433 — 1443.

Gottfried, † 1522. — Eberhard, Vizthum zu Mainz, 1458 — 1475. — Walther, Herr zu Breuberg, 1434 — 1468.

Eberhard, Graf von Königſtein und Dietz, Herr zu Eppſtein-Münzenberg und Breuberg. Mit ihm ſtirbt 1535 der Stamm aus. Die Grafſchaft Königſtein kömmt an Kur-Mainz. — Anna, Gemahlin Bothos, Grafen v. Stollberg.

Chriſtoph, Graf v. Stollberg, † 1581.

1806

Zwiſchen den Höhen des Altkönigs und des Staufers breiten ſich vier romantiſche Thäler aus, wovon eines das Fiſchbacher, das andere das Forſchbacher, das dritte das Fockenhäuſer, und das vierte das Brennerthal genannt wird. In der Mitte derſelben erhebt ſich ein felſigter Hügel. Auf dieſen wollte Eppo ſeinen Stammſitz gründen, als ſich ein Rieſe widerſetzte, welcher in dieſen Thälern hauſte, und allen friedlichen Anbau verwüſtete. Eppo, welcher jeden Morgen das Mauerwerk ſeiner Burg, was die Werkleute den Tag zuvor erbauet hatten, von dem Ungeheuer nächtlicher Weile zerſtört fand, dachte auf Liſt, da er durch Gewalt nichts auszurichten vermogte. Er legte um die Mauer heimlich ein eiſernes Netz, und fing darin den Rieſen, als er bei Nachtzeit zur Zerſtörung heran ſchlich. Er ließ hierauf in der Mitte des Schloſſes einen hohen und ſtarken Thurm aufführen, und den Gefangenen hinein ſperren. Dieſer aber kam in Wuth, und da er die dicken Mauern nicht ſprengen konnte, hob er das Dach ab, ſprang hinunter, und brach das Genicke. Noch ſieht man ſeine Knochen an einem Thore der Burg angeſchmiedet. Allein das ganze Mährchen mag durch einen Mammuthsknochen entſtanden ſeyn, welchen man bei Grabung der Fundamente gefunden hat. Ob übrigens dieſer angeführte Eppo der Stammvater der Eppſteiner war, läßt ſich weder beurkunden noch behaupten, denn erſt unter der Regierung Kaiſer Heinrichs IV. kommt Siegfried I., der Erzbiſchof von Mainz, und Ulrich von Reifheim vor, welche man zu dieſem Geſchlechte zählt. Winkelmann gibt erſterem einen Siegfried zum Vater und einen Werner zum Bruder. Gleich nach dieſem finden wir in den Urkunden bei Gudenus vom Jahre 1120 bis 1128 mehrere

Ulriche, wovon sich der eine einen Herrn von Idstein, der andere einen von Bierstadt und der dritte gar von Idstein, Eppstein, Oberholzhausen und Dingenburg nennt. Diese Nahmen machen jeden Geschichtsforscher verlegen, welcher sich in die Dunkelheit jener Zeiten wagen will. Kremer und Wenk halten sie bald für nassauische, bald für eppsteinische Ahnen. Dahl versucht sogar, die Urkunde, worin letzterer vorkommt, verdächtig zu machen. Es könnte aber seyn, daß unter der in dieser Urkunde vorkommenden Dingenburg der alte Dingstuhl des Gaues verstanden würde, welcher entweder durch die arnsteinische oder eine andere Fürstin Mechtilde, als Erbschaft oder Lehen den Nahmen Mechtildsstuhl erhalten habe. Wenn aber auch diese Urkunden über die frühere Geschlechtsfolge der Eppsteiner wenig Auskunft geben, so beweisen doch spätere und ächtere, daß sie den bei weitem größern Theil ihrer Herrschaften in dem Nidgau und der Königshundrede von den Grafen von Nuringen und Nassau als Lehen erhalten haben.

Im Jahre 1360 erließ das Schöffengericht zu Wiesbaden ein Weisthum, vermöge dessen Graf Gerlach von Nassau behauptete, daß die Herrschaften, so die Herren von Eppstein zwischen der Kristel und der Waldaff in der Königshundrede besaßen, zum höchsten Landgerichte nach Mechtildshausen gehörten, und folglich nassauische Lehen seyen. Nach einem von Gottfried von Eppstein verfertigten Verzeichnisse, womit auch das eppsteinische Saalbuch übereinstimmt, erklärte er, daß er und seine Vorfahren die Hälfte der Centgrafschaft zwischen der Kristel und Raumeich im Nidgaue von den Grafen von Nuringen als Lehen empfangen, und darin vom Kaiser Philipp bestätigt worden seyen. Gottfried und sein Bruder Siegfried II.,

Erzbischof von Mainz, sind auch die ältesten Eppsteiner, welche mit Gewißheit angegeben werden können. Sie lebten unter der Regierung des Kaisers Philipp von Schwaben, also ohngefähr vom Jahre 1197 bis 1208.

Nach Gottfried I. erhob sich das eppsteinische Geschlecht hauptsächlich durch den Besitz des Erzstuhles von Mainz. Fünf Eppsteiner werden in der Geschichte von Mainz als Erzbischöfe genannt, nämlich drei Siegfriede, ein Werner und ein Gerhard. Die Nahmen derselben trugen zu dieser Zeit auch die Grafen von Ruringen, welcher Umstand wohl vermuthen ließe, daß zwischen beiden Häusern nicht nur ein Lehens- sondern auch Verwandtschaftsband bestanden habe.

Die Grafen von Ruringen, welche Gottfried von Eppstein selbst, als seine ehemaligen Lehnherren anerkennt, gehören unter die ältesten Geschlechter am Rhein. Schon im Jahre 1040 kommt Berthold von Ruringen als Gaugraf der Wetterau vor. Ob er dieses Amt von den Saliern geerbt oder vom Kaiser unmittelbar erhalten habe, kann nicht entschieden werden. Ihr Stammschloß aber, oder ihr unmittelbares Reichslehen, hatten sie in dem Nidgau, und dieses war vielleicht auf die Reichsfestung Königstein gegründet. Als die alten Gaue aufgelößt und unter die darin seßhaften Fürsten vertheilt wurden, errichteten die Grafen von Ruringen ihr Stammschloß auf einem alten Ringwalle bei dem Altkönig, und nannten es davon Reuring. Ueber diesen neuen Nahmen mag jener der alten Burg Königstein eine Zeitlang in Vergessenheit gekommen seyn; allein, als das Haus Ruringen in männlicher Nachfolge erloschen war, blieb in allen künftigen Theilungen den Erben Königstein gemeinschaft-

lich, und ſo erſcheint es auch im Jahre 1266 wieder in Urkunden.

Im Jahre 1169 ſtarb mit Gerhard II. der alte männliche Stamm der Nuringer ab. Von ſeinen Herrſchaften erhielt Gottfried von Eppſtein die ihm durch Leben zukommende Centgrafſchaft in dem Ridgau links an der Kriſtel hin, und dieſer ließ ſich darin, als einem jetzt unmittelbaren Reichsleben, vom Könige Philipp beſtätigen. Die übrigen nuringiſchen Güter brachten Gerhards Erbtöchter Guta und Ludgarde auf ihre Gatten Werner II. von Falkenſtein-Bolanden und Kuno I. von Münzenberg. Jener erhielt den größten Theil der Verlaſſenſchaft, welcher in dem Ridgaue, dieſer jenen, der in der Wetterau lag. Das Hauptſchloß der Grafſchaft, Königſtein, blieb gemeinſchaftlich. Als im Jahre 1255 der münzenbergiſche Mannsſtamm mit Ulrich II. ausging, brachte Philipp I. von Falkenſtein auch den größten Theil der wetterauiſch-nuringiſchen Herrſchaften an ſich, über das übrige vertrug er ſich mit ſeinen Schwägern und Miterben, den Grafen von Hanau und Herren von Schweinsberg.

Durch ſo anſehnliche Erbſchaften bereichert, theilte Philipp im Jahre 1266 ſeine Herrſchaften unter ſeine Söhne Werner IV. und Philipp II. Erſterer erhielt die überrheiniſchen Burgen Triſels und Annebos, letzterer die dieſſeitigen, Karlsmund und Nuring. Königſtein wurde in der Theilungsurkunde nicht genannt, entweder weil es als die Hauptburg der Grafſchaft gemeinſchaftlich blieb, oder weil er noch Anſprüche darauf von den übrigen nuringiſchen Erben befürchten mußte. Um aber denn doch dem neuen falkenſteiniſchen Zweige auch

einen Nahmen zu geben, erbauete er zwei Schlöſſer, eins oberhalb Kaub, das andere auf den Trümmern des alten Ruring. Jenes nannte er von ſeiner Schweſter Guta, welche Kaiſer Richards Gemahlin war, Gutenfels, das andere von ſeinem Stamme Neufalkenſtein. Von dieſem nun erhielt der dieſſeitige Zweig den Nahmen von Falkenſtein-Münzenberg. Philipp wurde hierauf Landvogt in der Wetterau, und da ſein Enkel Philipp VII. im Jahr 1397 vom Kaiſer Wenzel in den Grafenſtand erhoben wurde, nahm dieſer mit ſeiner Nachkommenſchaft den Nahmen eines Grafen von Königſtein an.

Während die Falkenſteiner alſo ihre Herrſchaften um den Altkönig her erweiterten, haben ſich noch andere adeliche Geſchlechter neben ſie feſtgeſetzt, als die von Hattſtein, von Reiffenberg und von Cronenberg. Darunter ſind letztere die Streitbarſten geworden. Sie nannten ſich anfänglich nur Herren von Eſchborn, wo auch ſpäterhin noch zwei davon ihren Sitz erhielten. Da unter den Lieblingen Heinrichs IV. ein gewiſſer Hartmann oder Hartmund vorkömmt, ſo wird es wahrſcheinlich, daß dieſer die Feſte Kronenberg von dem Kaiſer als Lehen erhalten, und ſeinen Zweig darnach benennt habe. Das alte Geſchlecht theilte ſich hierauf in die Kronen- und Flügellinie. Erſtere gründete ſich auf dem Schloſſe feſt, und nahm Theil an der Regierung des dabei liegenden Städtchens, welche aus einem Obmann, aus Burgmännern, und einem Gerichtsſchöffen zuſammengeſetzt war. Letztere erhielt ſich in Eſchborn und den dazu gehörigen Gütern. Die Kronenberger waren wackere Ritter, und wir werden von ihnen noch manche That zu erzählen haben. Auch die von Hattſtein und Reiffenberg haben ſich in Fehden und friedlichen Ge-

schäften ausgezeichnet. Letztere brachten dem Hause Falkenstein den Untergang.

Im Jahr 1374 entstand nämlich zwischen beiden Geschlechtern, den Reiffenbergern und Falkensteinern eine fürchterliche Fehde. Zum Unglück der letztern herrschte zu der Zeit Philipp VIII., der, wie die Limburger Chronik sagt, genannt ward der Stumme, nicht daß er stumm war in Reden, sondern in Werken. Keines festen Entschlusses oder einer tapfern That fähig, zog er sich bei dem Ausbruche des Streites in seine Festung Königstein zurück, und glaubte hinter den Mauern und Bollwerken derselben gegen alle Anfälle seiner Feinde sicher zu seyn; allein die wackern Reiffenberger kamen bei Nachtzeit von den Höhen des Feldbergs herab, und erstiegen die Burg, ohne daß sie große Gegenwehr fanden. Philipp eines so kecken Ueberfalles nicht gewärtig, griff zu spät nach den Waffen. Er wurde mit seinen fünf Kindern, Philipp dem Jüngern, Ulrich, Werner, Kuno und Anna gefangen und er selbst erschlagen. Bei dieser Gewaltthat der Reiffenberger blieb seine wackere Gemahlin, Agnes, nicht so ruhig und stumm an Thaten, als ihr erschlagener Gatte. Sie ergriff das Schwert, welches dieser so schändlich geführt hatte, und warf bald nach dessen Tode die Feinde nieder, und befreite siegreich ihre gefangenen Kinder aus den Händen der Räuber. Allein der hohe Muth der edeln Frau konnte den Stamm nicht retten. Ihre Söhne Philipp der Jüngere, Ulrich und Kuno starben ohne männliche Erben, und Werner wurde Erzbischof von Trier, in welcher Würde er das Geschlecht nicht fortpflanzen konnte. Die Güter und Herrschaften des alten falkenstein-münzenbergischen Stammes theilten die nächsten Verwandten, die Grafen von

Solms, von Sayn, von Isenburg und andere; die eigentliche nuringische Grafschaft Königstein erbte aber Eberhard von Eppstein durch seine Gemahlin Ludgarde, des erschlagenen Philipps von Falkenstein Schwester.

Durch einen so beträchtlichen Erwerb bereichert, theilten Eberhards Söhne, Gottfried und Eberhard, im Jahr 1433 ihre Erbgüter. Jener nannte sich einen Herrn von Eppstein-Münzenberg, dieser einen Grafen von Königstein. Beider Söhne und Nachfolger, gleichen Nahmens, konnten mit den getheilten Gütern den Aufwand nicht mehr bestreiten, an welchen ihre Vorfahren gewöhnt waren. Da diese schon früher die Schlösser Steinheim, Braubach und Homburg an die Kurfürsten von Mainz und die Grafen von Katzenellenbogen entäußert hatten, so verkauften jetzt jene ihren Antheil an Diez, Breuberg, Buzbach, ja sogar die Hälfte ihres Stammschlosses Eppstein mit den dazu gehörigen Ländern, an die Erben der Letztern, die Landgrafen von Hessen. Eberhard II. erbte zwar von seinem Vetter Gottfried, dem letzten Zweige der münzenbergischen Linie, den Antheil an den eppsteinischen Lehen wieder, und nannte sich einen Grafen von Königstein und Diez und einen Herrn von Eppstein-Münzenberg und Breuberg. Allein mit ihm ist das alte Geschlecht im Jahr 1535 ganz ausgestorben, und die Kinder seiner Schwester Anna, die Grafen von Stollberg, setzten sich in den Besitz der erledigten Grafschaft.

Indeß hatte sich der Kurfürst von Mainz, Daniel Brendel von Homburg, vom Kaiser Maximilian II. eine Anwartschaft auf die Grafschaft Königstein für sein Erzstift erwirkt; als daher im Jahr 1581 Graf Christoph von Stollberg mit Tode abging, ließ dieser mit Genehmigung des Kaisers Rudolph II., Besitz davon nehmen.

Auf dieſe Weiſe erhielten die Erzbiſchöfe von Mainz einige Länder wieder, welche wahrſcheinlich durch ihre Vorfahren zuerſt an die von Ruringen, dann an die Falkenſteiner, und endlich an die Eppſteiner gekommen waren. Aus dieſer geſchichtlichen Darſtellung der Verhältniſſe der hohen Häuſer, welche die Königshundrede und den Ridgau beherrſchten, ſehen wir nun die nächſten Veranlaſſungen zu dem Kriege, welcher im Jahr 1280 zwiſchen den Naſſauern und Eppſteinern ausbrach, und beider Länder und Städte verwüſtete.

Nach dem oben angeführten Weisthume des Schöffengerichts zu Wiesbaden behaupteten die Grafen von Naſſau die Lehenhoheit über die ganze Gerichtsbarkeit der eppſteiniſchen Herrſchaft von Mechtildhauſen. Dieſem zufolge machten Graf Walram II. und ſein Sohn Adolph, der künftige Kaiſer, Anſprüche auf einige Ortſchaften, welche dazu gehörten, als Waldkriſtel, Großbach, Selbach und Königshofen. Da aber Gottfried von Eppſtein dieſe ihm nicht zugeſtehen wollte, und der Zwiſt nicht friedlich ausgeglichen werden konnte, ſollte er durch das Glück der Waffen entſchieden werden. Gottfried, vermuthlich von ſeinem Vetter Werner, dem Erzbiſchofe von Mainz und andern benachbarten Grafen unterſtützt, kam mit zahlreichen Haufen von dem Gebirge herangezogen, und überfiel die Naſſauer, ehe ſie gehörig vorbereitet waren. Nach manchen blutigen Gefechten ſchlug er ſelbige bis nach Wiesbaden zurück; belagerte hierauf die Stadt, und nahm ſie endlich mit Sturm ein. Die Rache, welche er da übte, war fürchterlich. Schon durch die Belagerung wurden viele Häuſer abgebrannt oder beſchädigt, jetzt, da er die Stadt im Beſitz hatte, zerſtörte er ihre ſchönſten Gebäude, und ſchleifte ihre Mauern von

Grund aus. Er breitete seine Waffen im ganzen Thale bis zu der Höhe des Trompeters aus, nahm Vieh und Getreide hinweg, und verwüstete viele Ortschaften, welche in der Nähe lagen.

In diesem Drange wandten sich die von Nassau an den Erzbischof von Mainz, und sieheten dessen Vermittelung an. Dieser gab ihnen auch im Jahr 1283, als nächster Anverwandter, den Frieden unter der Bedingniß, daß die Familie von Nassau der von Eppstein alle die Lehen, welche diese in der Königshundrede besaßen, überlassen, und die Gerichtsbarkeit über die obgenannten Ortschaften zugestehen mußte. Es ist wahrscheinlich, daß durch diesen Frieden die alte Feindschaft zwischen beiden Häusern nicht nur beigelegt, sondern auch wieder ein enges Verwandt- und Freundschafts-Bündniß geschlossen wurde; denn zehn Jahre nach demselben wurde ein Nassauer von einem Eppsteiner auf den kaiserlichen Thron erhoben. Ehe wir aber diese merkwürdige Begebenheiten und ihre Folgen erzählen, müssen wir zuvor die damalige Macht der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, die Lage des Reichs und den Ort der Wahl beschreiben, wo sie vorgefallen sind.

Geſchichte von Frankfurt.

Seit dem Apoſtolate des heiligen Bonifacius ſind die Erzbiſchöfe von Mainz die erſten Kirchen-Prälaten in Teutſchland, und endlich durch Hatto und Willigis auch die erſten Kurfürſten und Erzkanzler des Reichs geworden. Auf ihre Vorſprache wurden Ludwig das Kind, die Ottonen, die Salier und die Hohenſtaufen zu Kaiſern gewählt, und meiſtens auch in Mainz gekrönt. Bei minderjährigen Prinzen verwalteten ſie auch wohl das Reich ſelbſt.

Nach dem Ausgange der hohenſtaufiſchen Kaiſerdynaſtie, welche die letzte war, die den Scepter Karls des Großen mit Kraft führte, verfiel Teutſchland in einen Zuſtand von Geſetzloſigkeit, dem ſelbſt die großen Regenten dieſes Fürſtenhauſes nicht mehr gewachſen waren. Die rheiniſchen Erzbiſchöfe und Kurfürſten zogen alle Gewalt des Reichs an ſich, und trugen die Kaiſerkrone einem jeden, war er einheimiſch oder fremd, an, wenn ſie ihn nur nicht zu fürchten hatten, oder Geld, Güter und Gerechtſame dafür erhalten konnten. So wurden nacheinander Heinrich von Geldern, Wilhelm von Holland, Richard von Kornwallis und Alfons von Kaſtilien auf den Thron Karls des Großen erhoben und wieder herabgeſtürzt. Es geſchah keine Kaiſerwahl, ohne daß die Wahlſtatt mit zwieſpaltigen Truppen umgeben, und mit Bürgerblut beſudelt war.

Da zu dieſer Zeit die Wahl auf offenem Felde aufhörte, und im Nahmen des Volkes nur noch durch die Erzbiſchöfe und Herzoge des Reichs vorgenommen wurde, ſo brachten es die Kurfürſten von Mainz dahin, daß dieſelbe beſtändig, wo nicht in ihrer Stadt, oder in ihrem Ge-

biete, doch wenigſtens in ihrem Kirchſprengel vollzogen werden mußte. Dieſem zufolge ließen ſie bei dem Orte am Rhein,[1] wo ihr Gebiet an jenes ihrer drei übrigen Mitkurfürſten ſtieß, den Königsſtuhl erbauen, um die Kaiſerwahl vorzubereiten; dann ſchrieben ſie den Wahltag nach Frankfurt am Main aus, welche Stadt unter ihrer geiſtlichen Gewalt, und mitten zwiſchen den zwei Hauptſtädten ihres Erzſtiftes, Mainz und Aſchaffenburg, gelegen war. Sie konnten dazu auch keinen ſchicklichern Ort finden, als eben dieſe Stadt; denn ſie war von Karl dem Großen ſelbſt angelegt, von ſeinem Enkel, Ludwig dem Teutſchen, als Hauptſitz des teutſchen Reiches betrachtet, und kein benachbarter Fürſt hatte bisher Anſprüche auf ihren Beſitz machen können.

Die berühmten Frankfurter Geſchichtsforſcher, Lersner, Kirchner, Batton und Fichart ſind über den Urſprung der alten Wahlſtadt der teutſchen Kaiſer nicht einig. Einige ſchreiben ihn den Römern, andere den Franken zu. Wir wollen ihre Meinungen zu vergleichen ſuchen, um das Wahrſcheinlichſte darin aufzufinden. Wenn wir die alten Befeſtigungen der Römer auf dem rechten Rheinufer näher unterſuchen, ſo wird es wahrſcheinlich, daß ſie nach ihrer erſten Anſiedelung daſelbſt den ſogenannten Pfahlgraben nicht gar weit von dem Mainzer Brückenkopf Kaſtel ausgedehnt haben. Er zog ſich vermuthlich längs der Höhe des Taunus hin, ging bei den Bollwerken Hadrians, Hädernheim, und unter den Höhen der heutigen Friedberger und Sachſenhäuſer Wartthürme, über den Main, wo er ſodann durch den dreieicher Wald oder Grafenbruch mit den Höhen des Melibokus in Verbindung kam.

1. Davon mehr im folgenden Buche.

Da alſo die Befeſtigungen beider Bergreihen durch den Main getrennt waren, ſo hatten die Römer vermuthlich in der Gegend, wo jetzt Frankfurt ſteht, eine Brücke über den Fluß geſchlagen, um die Verbindung des Pfahlgrabens an ſeinen beiden Ufern zu erhalten, und ſelbige durch einige Bollwerke befeſtigt. Dieſen Ort der Ueberfahrt oder Furt benutzten auch die Franken, als ſie ſich zu Herren von Teutſchland gemacht hatten. Sie legten dabei eine Stadt an, und gaben ihr den aus ihrem und der Furt zuſammengeſetzten Nahmen Frankenfurt. [1]

So mag die Anlage zu einer Stadt ſchon in den Zeiten der Merwinger zu ſuchen ſeyn. Seinen erſten Glanz erhielt aber Frankfurt durch Karl den Großen. Er legte einen ſeiner Palläſte oder Reichspfalzen da an, zog eine Menge Bewohner und Arbeiter um denſelben her; jenſeits des Mains pflanzte er eine Kolonie von den überwundenen Sachſen unter dem Nahmen Sachſenhauſen, und verband beide Theile der Stadt, wahrſcheinlich durch eine gemeinſchaftliche Ueberfahrt und Mauer. Daß der Ort ſchon unter dieſem Kaiſer ſehr anſehnlich geworden war, beweiſen die unter ihm und ſeinen erſten Nachfolgern gehaltenen Kirchen- und Reichsverſammlungen, und die Dankbarkeit der ſpätern Bewohner gegen dieſen ihren erſten Stifter. [2]

Die Nachfolger Karls des Großen, beſonders Ludwig I. und II., vergrößerten die Stadt durch ihren öftern

1. Da Herr Pfarrer Kirchner ſchon eine vollſtändige Geſchichte von Frankfurt herausgegeben, und die Herren von Fichart und Batton reichhaltige Beiträge dazu geſammelt haben, ſo habe ich dieſe Darſtellung ſo kurz wie möglich zuſammengefaßt.

2. In der Domkirche hat er noch bis heute ſeinen Altar, und wird da als Heiliger verehrt. Auch trägt noch eine Glocke von ihm ihren Nahmen.

Aufenthalt und die Errichtung des Domstiftes; letzterer schien sie sogar zur Hauptstadt des ostfränkischen Reichs machen zu wollen. Von dieser Zeit an blieb Frankfurt eine der ersten Städte in Deutschland, und noch lassen sich sowohl die Spuren des alten Kaiserpallastes in der Saalgasse, als auch der damalige Umfang und Stadtgraben in den Vertiefungen der Borngasse, des Rebstocks, des Nürnberger Hofs bis zu dem Mainzer Thore finden.

Sowohl die städtischen Urkunden, als die teutsche Geschichte überhaupt beweisen, daß Frankfurt wie andere Städte, anfänglich unter der Verwaltung der kaiserlichen Gaugrafen und Vögte gestanden habe. Die Stadtvogtei dauerte darin bis in das zwölfte Jahrhundert. Nach dieser Zeit aber trat das Schultheißenamt an jenes des Vogtes, und das Schöffengericht verwaltete die Gerechtigkeit. Als die Zünfte in den teutschen Städten immer mehr Ansehen und endlich Theil an der Regierung erhielten, bildete sich erst jene republikanische Verfassung in Frankfurt, wodurch die Staatsverwaltung unter den Stadtschultheiß, die Bürgermeister, den Rath und das Volk vertheilt wurde.

Zu den Zeiten des rheinischen Städtebundes bestand das gemeine Wesen in Frankfurt überhaupt aus den alten Geschlechtern oder Patriziern, und den Zünften. Unter die erstern zählt Kirchner folgende, als die ältesten: Alterstadt, Hohenhaus, Adler, Eschbach, Eschborn, Breunigsheim, Birkelar, Blik, Bommersheim, Bresto, Buchen, Bädesheim, Burmsleke, Bornheim, von Cölln, Corsmann genannt Erlenbold, Kroneberg, Dürkelweil, Eckenheim, Erlebach, Eschbach, Bibel, Friedberg, Fronhover, Froschhausen, Frosch, Forstmeister, Gerild, Glauburg,Ginheim, Geisenheim, Godeloch, Goldstein, Greburnen (vielleicht Gravenbruch), zum Granich, Hagen (zum

Hayn), Heldenberg, auf der Hofſtadt, Hohenſtadt, Hollar, Holzhauſen, Hilleſchofen, von Heyſenſtamm, Klobelauch, Königſtein, Langeſtadt, Liederbach, Limpurg, Lintheim, Malsheim, Marburg, Maſſenheim, Meiſenbuch, Rauheim, Umſtadt, Offenbach, Praunheim, an der Brücke, Rebſtock, Rodache, Rumpenheim, Reuſer, Sachſenhauſen, Schelmen, Schiltknecht, Schanzer, Seligenſtadt, Sulzbach, Speier, Stockheim, Storkelin (vielleicht Störchlein), Teyel von Carben, Viol, Wanebach oder Wambach, Wedern, Wirhauſen, Wobelin, Wallenſtadt. Mit dieſen verbanden ſich ſpäter die nach der Unterdrückung von Mainz flüchtigen Mainzer Patriziergeſchlechter, die zum Jungen, Humbracht, Landeck, Genſsfleiſch, Gelthus zur jungen Alen, Fürſtenberg, Lichtenſtein, Reiſen, Guldenſchaf, Roſenberg und andere, und machten bald in mehreren, bald nur noch in zwei großen Häuſern (Limpurg und Frauenſtein) das geſammte Patrizierkorps aus.

Dieſes Verzeichniß der alten Frankfurter Geſchlechter führt uns zu einigen kritiſchen Bemerkungen, welche wir hier zu machen nicht unterlaſſen können. Zuerſt geben die Nahmen der meiſten deutlich zu erkennen, daß ſie entweder von den benachbarten Orten, z. B. Eſchborn, Dortelweil, Erlebach, Ginheim, Heyſenſtamm, Maſſenheim ꝛc. gebürtig, oder dort noch mit Stammgütern anſäßig, von jenen alten Freiherren waren, welche Heinrich I. in die Städte zu ziehen vermochte. Darunter beweiſen aber wieder einige andere Nahmen, z. B. die von Hohenhaus, Sachſenhauſen, Adler, Frenhof, Granich, an der Brücke, Störkelein ꝛc. daß dieſe ihren Stammſitz urſprünglich in Frankfurt oder Sachſenhauſen ſelbſt gehabt haben müſſen. Ferner findet man von allen dieſen verſchiedenen Geſchlechtern, außer den von Glauburg und Holzhauſen, keines

mehr, welches sich bis auf unsere Zeiten in einem oder dem andern der beiden Adelshäuser (Limpurg oder Frauenstein) erhalten hätte; und endlich führen die von Frosch, Rebstok, Reyser ꝛc. Nahmen, welche man auch in dem Patrizierverzeichnisse von Mainz antrifft. Diese Bemerkungen rechtfertigen das, was Kirchner bei Anführung des obigen Verzeichnisses in einer Note sagt: »daß auch der eifrigste Geschichtsforscher mit seinen Untersuchungen hier nicht weiter als bis in das zwölfte Jahrhundert mit Gewißheit hinaufsteigen könne.« [1]

Die Zünfte entsprangen aus den Handwerkern und Künstlern, welche sich schon um den Kaiserpallast Karls des Großen angesiedelt haben mögen. Die ältesten davon waren jene der nöthigsten Handwerke, als der Bäcker, Metzger, Wollenweber, Schuster, Schmiede, Löber, Fischer, Gärtner, Bender und Kummeter oder Sattler. Die Kaufleute waren noch nicht zünftig und ein großer Theil davon wurde die Gadenleute genannt. Man findet daher schon im zwölften Jahrhundert die Zünfte Theil an der Regierung nehmen, und sowohl im Rathe als auch auf den Schöffenstühlen wirksam. Bei der Entstehung des rheinischen Bundes theilten sie schon mit den Alten das Stadtregiment.

So ohngefähr war die Verfassung von Frankfurt, als die Kurfürsten von Mainz dahin die Kaiserwahl verlegten. Wir müssen annehmen, daß zu der Zeit der Umkreis der Stadt sich nicht weiter, als längs der Fahrgasse, dem alten Graben, der Katharinenpforte und den großen Kornmarkt erstreckt habe. Das

1. Herr von Fichard wird hierüber die beste Aufklärung geben.

Fiſcherfeld, das Klapperfeld, die Zeil, der Roſengarten,[1] der Hirſchgraben und der Roßmarkt nebſt den nach Bockenheim, Eſchenheim und Friedberg führenden Straßen lagen noch außerhalb der Mauern. Obwohl nun bei der Wahl Friedrichs I. nur die vorzüglichſten Erzbiſchöfe und Herzoge mit ihren Stimmen entſchieden, ſo ſtrömte doch noch eine Menge teutſchen Volkes zur Wahlſtadt, um bei einer ſo wichtigen Handlung wenigſtens ſeinen Beifall durch Schildergeklapper zu geben. Daher erhielt auch der Ort, wo das Volk verſammelt war, den Nahmen Klapperfeld.

Bei der ſtreitigen Wahl Ludwigs des Baiern und Friedrichs von Oeſtreich war des erſtern Partei unterhalb, des andern oberhalb der Stadt gelagert. Das Feld alſo, wo erſterer ſein Lager unter der Stadt aufgeſchlagen hatte, wurde jetzt im Gegenſatz vom Klapperfeld, was Friedrich erſtürmte, das Ludwigsfeld genannt,[2] obwohl das ganze Feld rings um Frankfurt und Sachſenhauſen mit Volk beſetzt war. Die Kurfürſten hatten die Wahl Friedrichs vermuthlich in einem Zelte[3] vorgenommen, welches ſodann für die Zukunft in ein Wahlhaus verwandelt wurde. Als endlich bei den folgenden Wahlen das bewaffnete Volk wegblieb, und die Wahlfürſten nur mit ihrem Hofſtaate einritten, wurde dieſer in die Quartiere der

1. Vielleicht gehörte er zum Kaiſerpallaſt, davon noch jetzt die Roſengaß.

2. Vielleicht auch Luginsfeld. Siehe Kirchners Geſchichte von Frankfurt.

3. Oder auch in dem Saale.

Stadt verlegt, und die Wahl in dem sogenannten Conclave der Domkirche vollzogen.[1]

Die nach Abgang der Hohenstaufen öfter vorgenommenen Kaiserwahlen zogen Volk und Geld aus allen Gegenden Teutschlands in die Ringmauern von Frankfurt; Kunstfleiß, Schiffahrt und Handel erhielten dadurch ein neues Leben. Der Handwerker hatte in seiner Werkstätte, der Künstler in seiner Kunstkammer und der Handelsmann in seinem Waarenlager häufige Bestellung, Arbeit und Verdienst. Der Aufenthalt so vieler Fürsten und Kaiser machte eine Erweiterung der Stadt nötig. Plätze und Häuser wurden verschönert; die Mauern über einen Theil des Fischer- und Klapperfeldes, über den Roßmarkt und Hirschgraben ausgedehnt, und mit neuen Thürmen, Gräben und Thoren umgeben. Mit dieser Vergrößerung der Stadt wollten nun auch die Bürger ihre Freiheiten vergrößert sehen. Bei einer jeden Kaiserwahl erhielt die Bürgerschaft von dem Erwählten neue Freiheiten, neue Vorrechte, neue Handelsbegünstigungen. Stolz auf diesen Wohlstand und ihre Reichthümer strebten jetzt die Gemeinen nach einer gleichen Theilnahme an der Regierung der Stadt. Als nämlich im Jahre 1355 Kaiser Karl IV. nach Italien gezogen war, traten aus einer jeden der vierzehn Zünfte die drei ältesten und noch andere Zünftige vor den Rath und forderten, wie sie sagten, ihre alten Rechte wieder. Auf solche unerwartete Anmuthungen nicht gefaßt, kam der Rath in eine große Verlegenheit. Diese wollten die Kaufleute (Gadenleute) benutzen, und

1. Ueber das Klapperfeld, den Rosengarten und den Königstuhl bei Rosbach werden die Herren Batton und Bodmann nähern Aufschluß geben.

boten ihm ihre Hülfe an, wenn er gebieten würde, daß außer den Messen nirgends, als unter den Gaden, Gewand ausgeschnitten werden sollte. Der Rath glaubte den Zumuthungen beider Theile ausweichen zu müssen, und schickte den Bürgermeister Lutz von Holzhausen nebst den zwei Schöffen Konrad Löwenstein und Hartwig Weiß in die Zünfte, um mit ihnen zu verhandeln. Diese erklärten nun ihre Wünsche dahin, daß sie acht rechtliche Männer aus ihrer Mitte wählen wollten, welche bei allen Aemtern beisitzen sollten, um aufzusehen, wohin die Stadt-Gelder verwendet würden. Hierauf erwiederte der Rath: »Es »würde das öffentliche Geld ehrlich und rechtlich verwal»tet, wie diejenigen bezeugen könnten, die von der Zünfte »wegen zu Rath gingen.« Diese Vorstellung wollte keinen Eingang finden; die Zünfte bestanden auf ihrer Forderung.

Die Rathsverwandten suchten vor der Hand Zeit zu gewinnen, und wandten sich zuerst an den Landvogt in der Wetterau, Herrn Ulrich von Hanau, dann an den Kaiser selbst, um diesen verworrenen Handel zu schlichten. Der Landvogt schien die Forderungen der Zünfte nicht unbillig zu finden. Er machte zwischen ihnen und dem Rathe eine Rachtung, Kraft welcher die zünftige Gemeinde jährlich zwölf Biedermänner dem Rathe vorschlagen sollte, woraus er sich sechs wählen könnte, um Rahmens der Stadt seinen Verhandlungen beizuwohnen; mit dem ausdrücklichen Beisatze, daß diese des Raths Heimlichkeiten verbergen müßten. Den Schöffen wurde darin das Recht vorbehalten, sich selbst durch freie Wahl zu ergänzen. Diese Rachtung wurde zwei Jahre später, auf Zuthun der Zünfte, noch dahin abgeändert, daß auch sie die sechs, welche dem Rathe beisitzen, wählen könnten. Nur sollten es biedere unversprochene Leute seyn.

Nachdem die Zünfte dieſe ihre Forderung erhalten hatten, wurden ſie von Heinze von dem Saale, einem Patrizier aus dem Geſchlechte der Spangenberg, und Andres Heilegeiſt, einem reichen Weber, welcher ſchon dreimal Bürgermeiſter war, nebſt andern angeſehenen Bürgern aus den Zünften beredet, ihre Gewalt gegen die Alten und den Rath ſo zu erweitern und feſtzugründen, daß unter den Bürgern aller beleidigende Unterſchied wegfallen würde, und nur das zünftige Bürgerrecht ſowohl bei Wahlen als Aemtervertheilungen Anſprüche darauf geben könnte. Die Zünfte folgten dieſen Rathſchlägen der Anführer, und ihr Uebermuth ging bald ſo weit, daß ſie alle die vom Rathe, welche ſich ihnen widerſetzten, mißhandelten, und unter Anführung eines Metzgers mit Nahmen Henne Wirbel, den Schöffen Siegfried von Marburg, genannt zum Paradies, gewaltthätig anfielen, weil er die Rechte des Raths vertheidigt hatte.

In dieſer Noth entfloh dieſer hartnäckige Patrizier, und ſuchte die Hülfe des Kaiſers nach, deſſen Rath und Freund er war. Er wußte die Sache als einen förmlichen Aufruhr des Pöbels gegen die rechtmäßige Obrigkeit zu ſchildern, und da es ihm nicht an Mitteln fehlte, den Kaiſer zu gewinnen, ſo wurde dem Erzbiſchofe und Kurfürſten von Mainz aufgetragen, den Handel zu ſchlichten und diejenigen Bürger zu ſtrafen, welche ſich in dieſem Streite gegen Kaiſer und Reich vergangen hätten. Der Erzbiſchof unterzog ſich des Auftrags mit Erfolg, weil er dadurch Gelegenheit hatte, den Bürgern von Frankfurt nicht nur ſeine geiſtliche, ſondern auch ſeine weltliche Gewalt fühlbar zu machen. Am Tage vor St. Pauli Bekehrung traf er ſelbſt ein, und richtete die Sache ſo, daß den alten Geſchlechtern ihre Vorrechte verblieben und

die Anführer der Zünfte entweder an Geld gestraft wurden, oder die Stadt verlassen mußten.

Durch diese Vorfälle wurde zwar die Gewalt der Zünfte eingeschränkt, allein das gemeine Wesen selbst in ein solches Gleichgewicht gebracht, daß die Freiheit und der Wohlstand der Stadt eher dadurch gewinnen als verlieren konnte. Der Rath war in drei Ordnungen oder Bänke abgetheilt, wovon die erste Schöffen- die zweite Gemeinde- und die dritte Handwerksbank genannt wurde. Alle Rathsverwandte waren, was das Stimmenrecht zur Gesetzgebung betrifft, einander gleich, nur hatten die Handwerker darin einen Vorzug, daß ihre Stimmen bei der Aemterwahl allein so viel galten, als die der beiden andern Bänke zusammen.

Am Donnerstag nach Pfingsten wurden alljährlich die neuen Bürgermeister gewählt, deren oft drei, und zwei davon auch aus den Handwerkern, genommen waren. Der Stadtschultheiß wurde jetzt nicht mehr von dem Kaiser, sondern von dem Rathe eingesetzt. Er war Vorsitzer der Schöffen, führte das Stadtbanner und theilte mit den Bürgermeistern die höchste Vollziehungsgewalt der Republik. Jeder Verwaltungszweig machte ein eignes Amt aus und hatte seine besondern Vorsteher, daher auch die verschiedenen Nahmen derselben, als Rechenmeister, Baumeister, Forstmeister, Spitalmeister, Schützenmeister, Fischmeister ꝛc. Die ganze Bürgerschaft selbst war in Patrizier und Plebejer oder Alte und Zünftige abgetheilt. Jene hatten anfänglich mehrere Gesellschaften nach ihren sogenannten Trinkstuben, z. B. Limpurg, Frauenstein, Löwenstein, Laderam, Ulner ꝛc. bis sie sich allein auf die zwei ersten, nämlich Limpurg und Frauenstein, einschränkten. Der Zünfte finden wir eine Zeitlang nur vierzehn,

ſie ſind endlich durch zunehmenden Wohlſtand und Bevölkerung auf dreißig, in neuern Zeiten auf vierzig, vermehrt worden.

Die Gerechtigkeit wurde immer noch, wie in den älteſten Zeiten, von dem höchſten Gerichte verwaltet, und ſein Anſehen erſtreckte ſich auch außer der Stadt. Es richtete nach Herkommen und alten Statuten. Dieſe wurden zeitlich vermehrt und verbeſſert und erſchienen im Jahr 1498 unter dem nicht ganz paſſenden Rahmen der Stadtreformation. Außer dem Schöffengerichte und den Audienzen der Bürgermeiſter, war noch eine Gerichtsſtelle da, um kleine Händel im Polizeifache zu ſchlichten, der Oberſtrichter. Unter ihnen ſtanden die weltlichen acht Richter, welche gerichtliche Einſätze, Kauf- und Leihverträge, und die Ausfertigung der Scheine beſorgten; aber dieſe arteten, wie Kirchner bemerkt, zu Liktoren herab. Uebrigens hatte die Billigkeit des Frankfurter Schöffenraths ſowohl im Innern als Aeußern Ruhm erworben, und der blühende Gang des Handels zu dieſer Zeit beweiſet ſchon durch ſich ſelbſt eine gute Juſtizpflege.

So hatte die Bürgerſchaft von Frankfurt ihre innere Verfaſſung geordnet; die äußere war nicht minder anſehnlich. Durch glücklichen Kauf und Verträge hatten ſie ihr Gebiet über mehrere benachbarte Ortſchaften, als Oberrad, Niederrad, Bornheim, Dortelweil, Bonnames erweitert, und ſelbiges durch Bollwerke, Wartthürme, und einen Landgraben befeſtigt. Mehrere tauſend ſtreitbare Männer ſtanden im Nothfalle unter Waffen, und wurden durch tapfere Hauptleute angeführt. Der Handel erhöhte die jährlichen Einkünfte, und ihre Bündniſſe mit den benachbarten Städten am Rhein und

in der Wetterau ſchafften ihnen Schutz und Unterſtützung gegen ihre Nachbarn.

Darunter waren zu der Zeit die Herren von Kronenberg, Hattſtein und Reiffenberg die gefährlichſten. Dieſe konnten von dem Altkönig herab, wo ſie ihre Stammburgen gegründet hatten, die Landſtraße und den Main unſicher machen. Sie waren durch beſtändige Fehden zu Aus- und Anfällen aufgelegt, der Reichthum und die Nachbarſchaft der Stadt zog ihre Raubbegierde an, und da jetzt der rheiniſche Städtebund den Muth der Bürger eben ſo erhoben, als die Eiferſucht der Adelichen geweckt hatte, ſo entſpann ſich im Jahre 1389 zwiſchen Frankfurt und den Kronenbergern eine Fehde, welche der Stadt hätte verderblich werden können. Die Bürgerſchaft von Franfurt harrte nämlich ſchon lange auf eine Gelegenheit, wodurch ſie ſich an dieſer fehdeluſtigen Familie für ſo viele Unbilden rächen konnte, welche ſie bisher von ihr erdulden mußte. Durch die Anzahl der verbundenen Städte muthig gemacht, zog ſie von ihren tapfern Hauptleuten und Bürgermeiſtern angeführt den Rittern bis an den Fuß des Altkönigs entgegen, und trieb auch anfänglich deren vorgeſchobene Haufen zurück. Nach vielen einzelnen Gefechten kam es endlich bei Eſchborn zu einer förmlichen Schlacht. Die Patrizier, des Kriegs mehr gewohnt, fochten mit vieler Entſchloſſenheit. Auch die Zünfte und gemeinen Bürger rückten beherzt den feindlichen Schaaren entgegen; das Treffen ſchien unentſchieden. Da kam der Pfalzgraf Ruprecht, welcher ſchon die von Mainz, Speier und Worms geſchlagen hatte, mit vielen Reitern denen von Kronenberg zu Hülfe, und drang auf allen Seiten in die Haufen der Bürger. Ueberraſcht und erſchreckt durch den Anfall ſo geübter Ritter trennten dieſe

ihre Linien, und ergriffen die Flucht. Die Patrizier und Hauptleute wandten alle Tapferkeit und Beredsamkeit an, um die Flüchtigen zum Treffen zurückzuführen; allein die geschreckten Bürger suchten die Thore und Mauern ihrer Stadt, und ließen den Feinden das Schlachtfeld, große Beute und viele Gefangene.

Diese Niederlage kostete der Stadt Frankfurt ein wichtiges Lösegeld und einen großen Theil ihrer Bürger; allein durch die günstigen Umstände, worin sie zu der Zeit gesetzt wurden, heilten sie bald wieder die geschlagenen Wunden. Ihr Handel hatte sich zu der Zeit schon über Franken, Schwaben, den Ober- und Niederrhein ausgebreitet, die vielen Reichstäge, welche in der Stadt gehalten, die Kaiserwahlen, welche darin vorgenommen wurden, hatten Geld und Käufer herbeigebracht. Aber die vorzüglichste Quelle ihrer Reichthümer und Betriebsamkeit wurden die Messen, wohin jährlich zweimal die Käufer und Verkäufer aus allen Ländern Teutschlands und der Fremde kamen. Schon gegen das vierzehnte Jahrhundert sind diese so volk- und waarenreich gewesen, daß Frankfurt von gleichzeitigen Schriftstellern nicht ohne Grund der Hauptmarkt von Teutschland genannt wurde. Dazu kam noch, daß bald nach der Unterdrückung von Mainz durch den Erzbischof Adolph II. die edelsten und reichsten Büger dieser Stadt sich nach Frankfurt geflüchtet, und dahin den Handel gezogen hatten, in dessen Besitz sie bisher durch ihre herrliche Lage an zwei großen Flüssen waren. Um aber diese Begebenheit umständlicher angeben zu können, müssen wir zur Geschichte von Mainz zurückkommen, worin eigentlich ihre Ursachen aufgesucht werden können.

Verbeſſerungen.

Seite 181. Zeile 4 und 5 von unten muß ſtatt zu unſerer lieben Frau, zu St. Johann und Guido, zu St. German und zu den Allerheiligen geſetzt werden: zu unſerer Lieben Frau, zu den Allerheiligen, zu St. Johann und Guido und St. German.

— 201. — 6. ſtatt Heinrich l. Emmerich.

— 215. — 2. von unten ſtatt Lothar l. Heinrich VI.

— 304. — 3. ſtatt Arnſtein l. Arnsburg.

— 333. — 5. von unten ſtatt Wilhelm l. Ludwig.

— — — 3. ſtatt Ludwig l. Wilhelm. Siehe die Stammtafel Seite 329.

— 337. — 13. ſoll vor Maximus noch Martinus ſtehen, welcher auf dem Concilium zu Sardica war. Siehe erſten Theil Seite 93.

— 345. — 6. ſoll bei Sidonius noch die Note beigefügt werden: Einige Geſchichtſchreiber halten ſeinen Vorfahrer Ruthard für den erſten Wiedererbauer von Mainz.

— 351. — 15. ſtatt wie jene von Fritzlar l. wie jener von St. Johann in Fritzlar ꝛc.

Rheinische Geschichten und Sagen

von

Niklas Vogt.

Dritter Band.

Frankfurt am Main

Verlag der Hermannschen Buchhandlung

1817.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek
München

Vorrede.

Ich habe nun den verwickeltſten und folglich ſchwerſten Theil dieſer Geſchichte vollendet; nämlich die Geſchichte der vielen Fürſtenthümer, Bisthümer, Abteyen, Grafſchaften, Republiken und Rittersitze, welche ſich während des Mittelalters am Rheine gebildet haben. In dem folgenden Zeitalter geht alles wieder in's Große, und die Geſchichte der einzelnen Staaten verliert ſich allbereits in den allgemeinen Begebenheiten der ganzen Nation. Die zwei letztern Theile dieſes Werkes würden freilich leichter zu bear-

beiten, und angenehmer zu lesen gewesen seyn, wenn ich, wie in dem ersten, die einzelnen Bächlein der rheinischen Länder in dem großen majestätischen Flusse der allgemeinen teutschen Geschichte hätte fortfließen lassen können; allein es ist dem teutschen Volke jederzeit eigen gewesen, das Einzelne, selbst auf Unkosten des Ganzen, geltend zu machen. Darum wird man mir es zu gut halten, wenn ich erst dem Straßburger, Freiburger, Badner, Speierer, Wormser, Mainzer, Trierer und Cöllner seine Geschichte geschrieben habe, ehe ich wieder auf die allgemein-teutsche kommen konnte. Dafür soll sowohl der teutsche als der fremde Leser in den folgenden Theilen entschädigt werden; denn da finde ich nicht nur in den Jahrbüchern und Urkunden reiche Quellen geöffnet, sondern mich selbst als einen gleichzeitigen Beobachter aller der großen und kleinen Menschen oder Begebenheiten, welche ich beschreiben werde. Ich habe

nämlich in der Geschichte unserer Zeit nicht nur gelebt, sondern gesehen, gehört, gesprochen, geschrieben und gehandelt. Mit vielen der Fürsten, Generäle, Minister, Volksrepräsentanten, Gesetzgeber und Gelehrten, welche die Begebenheiten unserer Zeit entweder herbeigeführt oder geleitet haben, war ich entweder bekannt oder vertraut; und was ich nicht selbst und unmittelbar erfahren oder beobachten konnte, hinterbrachten mir treue und unparteiische Zeugen.

So mögen denn diese drei Theile einstweilen als eine Vorbereitung zu den großen Begebenheiten vorausgehen, welche ich in den folgenden Theilen erzählen werde. Die so merkwürdige Geschichte meiner Zeit soll erst nach meinem Tode gedruckt werden, damit das Gute und Schlechte, was sie enthält, wie von einem Abgestorbenen geschrieben, erscheine, welcher von dieser Welt nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten hat.

Die Verbesserungen zu diesem Theile sind hinten angemerkt. Wegen anderer Mängel hoffe ich von Kennern Entschuldigung zu erhalten, welche wissen, wie viel Mühe und Kunst dazu erfordert wird, die Geschichte so vieler Staaten und Städte zu schreiben, bei welcher es entweder an Hülfsmitteln oder an Bedeutenheit fehlt.

Frankfurt am Main,
den 30. Januar 1817.

Niklas Vogt.

Verbeſſerungen.

Seite 32. in der Note ſtatt Beua l. Borca.

— 65. Zeile 10. ſtatt Hunſtein l. Hanſtein

— 94. und den folgenden iſt aus Verſehen die Geſchichte der Ueberwältigung von Mainz, ſtatt nach dem Manuſcripte, nach dem Auszuge abgedruckt worden, welchen ich in das achte Heft des zweiten Bandes des rheiniſchen Archivs habe einrücken laſſen; und noch einige Unrichtigkeiten, oder Unvollſtändigkeiten enthält. Damals hatte der Präſident Bodmann noch nicht die ausführliche, wahrſcheinlich gleichzeitige Handſchrift heraus gegeben, welche dieſe merkwürdige Geſchichte umſtändlich darſtellt. Siehe rhein. Archiv IV. und V. Band. Nach dieſer hatte ich ſelbſt dieſe Geſchichte umgearbeitet, aber dieſe Umarbeitung iſt aus Verſehen verwechſelt worden. Ich muß daher wenigſtens folgende Berichtigungen hier angeben.

— 94. Zeile 6. ſtatt die Landgrafen von Heſſen l. die Markgrafen von Brandenburg und von Baden.

— 95. — 4. ſtatt 28. l. 27. October.

— 97. — 1. ſtatt allein beide waren l. allein erſterer war.

— 97. — 5. von unten ſtatt des achtundzwanzigſten l. ſiebenundzwanzigſten.

— 112. — 16. und 17. ſtatt Diſibodenberge l. Diſibodenberg.

— 113. — 13. ſtatt die die l. die.

— 121. — 1. 3. 9 und 11. ſtatt Konrad l. Johann.

— 126. — 4. ſtatt ausgeben l. uns geben.

— 176. — 16. ſoll nach den Armen in einer Note ſtehen: Der Kirche von Bernhofen und dem Siechenhauſe Siechen genannt.

— 194. — 13. muß der Punkt ſtatt nach chriſtliche Kirche, nach Chriſti Geburt ſtehen.

— 201. — 6. von unten, vor l. von.

Zehntes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Kur-Mainz.

Stammtafel des Walramisch-Nassauischen Zweiges.

Heinrich IV. Siehe die nassauische Stammtafel im vorigen Buche.

Walram II., Stifter der walramischen nassauischen Linie, 1198. — Otto, Stifter der Ottonischen. — Elisabeth, Gemahlin Gottfrieds von Eppstein, und Mutter Gerhards II. (Siehe den vierten Theil.) Erzbischofs von Mainz.

Adolph, Kaiser 1292 — 1298.

Gerlach, 1357. — Mechtilde, Gemahlin Pfalzgrafen Ruperts, 1294.

Adolph II., Stifter der Idsteinisch-Wiesbadischen Linie, 1355. — Gerlach, Erzbischof von Mainz, 1371. — Johann, Stifter der Weilburgischen Linie, 1355.

Walram III., 1393. — Adolph I., Erzbischof von Mainz, 1393. — Johann, Erzbischof von Mainz, 1419.

Adolph III., 1442. — Heinrich, 1448.

Johann, 1455. — Adolph II., Erzbischof von Mainz, 1475.

Adolph IV., 1511. — Philipp, 1509.

Friedrich August, Herzog von Nassau-Usingen, mit ihm starb 1816 die Linie aus.

Friedrich Wilhelm, † 1816.

Georg Wilhelm August, Herzog von Nassau.

Rheinische Geschichte

von

Mainz und Nassau.

(Fortsetzung.)

Also zur Zeit, wo die Kaiserkrone von den Händen der geistlichen Kurfürsten am Rhein vergeben, und Frankfurt von denen zu Mainz als Wahlstadt ernannt wurde, saß Werner von Eppstein auf dem heiligen Stuhle zu Mainz, und leitete die Kaiserwahl. Müde der bürgerlichen Kriege, welche bisher die Länder seines Erzstiftes und seiner Familie verwüstet hatten, machte er der eppsteinisch-nassauischen Fehde durch einen billigen Frieden ein Ende, und wollte nun auch eine gleiche Wohlthat dem ganzen Reiche angedeihen lassen. Diesen edlen Gesinnungen gemäß, schlug er nach dem Tode Richards von Cornwallis den zu Frankfurt versammelten Wahlfürsten einen Mann zum Kaiser vor, dessen Hausmacht sie nicht fürchten, dessen großen Geist sie aber verehren mußten: Rudolphen von Habsburg. Werner hatte ihn auf

einer Reise nach Italien, wohin er ihn geleitete, kennen gelernt, und ihm seine Liebe und Hochachtung nicht versagen können. Rudolph entsprach auch als Kaiser den Hoffnungen, welche sich der Erzbischof von ihm, als Grafen, gemacht hatte. Er versprach seinem Erzstifte die Gerichtsbarkeit über den Bachgau, und bediente sich seines Rathes in allen wichtigen Reichshändeln.

Nachdem Werner im Jahr 1284 mit Tode abgegangen war, glaubte sein Vetter Gerhard, der Archidiakon von Trier war, als ein Eppsteiner, ihm folgen zu können; allein ihm setzte sich der Domprobst, Peter von Reichenstein, mit seiner Partei entgegen. Während dieses Streites brachte Rudolph durch den Pabst Honorius IV., den alten Freund seines Hauses, Heinrich Knoderer auf den erledigten erzbischöflichen Stuhl. Dieser war jener Beckerssohn aus Ysni in Schwaben und zuvor Franziskaner-Mönch, welcher dem Kaiser so wichtige Dienste geleistet hatte. Seine Feinde nannten ihn daher spottweis den Gürtelknopf; allein er wußte sich durch seine Kenntnisse zu der höchsten geistlichen Würde emporzuschwingen, und Rudolph, dem er zuvor als Hausfreund in häuslichen Angelegenheiten weislich gerathen hatte, bediente sich seiner nun auch als Erzkanzlers in den Geschäften des Reichs.

Wir haben bereits in der Geschichte von Habsburg-Oestreich angeführt, wie wacker der Kaiser Rudolph durch Rath der beiden mainzischen Erzbischöfe, Werners und Heinrichs, das Reich und die Gerechtigkeit verwaltet, und wie klug er dadurch seine Erbländer vergrößert habe. Einen ähnlichen Ruhm und Vortheil wollte jetzt Gerhard II., welcher auf Heinrich II. zum Erzbischof von Mainz erwählt wurde, der Nassau-Eppsteinischen Fa-

milie zuwenden, woher er von väterlicher und mütterlicher Seite zugleich abstammte. Nach dem Tode Rudolphs hatten sich nämlich mehrere Kronbewerber gemeldet, unter denen Albert, der Sohn des verstorbenen Kaisers, der mächtigste war. Von den weltlichen Kurfürsten hatte sich jeder wohl selbst zu der erledigten Würde tauglich geglaubt, deswegen bedrohte Gerhard einen jeden mit der Wahl seines mächtigsten Nebenbuhlers; die Geistlichen aber hofften von einem mindermächtigen Fürsten einen größern Einfluß und auch größere Geschenke zu erhalten, als von einem mächtigen, der je nach der Wahl verachten könnte. Diesem zufolge hatte schon Gerhard für sich und sein Erzstift den Besitz der Gerichtsbarkeit über Seligenstadt und den Bachgau, die Verwaltung der Städte Mühlhausen und Nordhausen, den Zoll und die Vogteirechte in Lahnstein, die Juden in Mainz, die Freiheit der geistlichen Gerichte, das Stadtrecht für sechs Ortschaften seines Erzstiftes, den Ersatz der bei der Wahl verwendeten Kosten und den besondern Schutz gegen seine Feinde ausbedungen. Dem Kurfürsten von Trier versprach Gerhard die Stadt Cochem und den Ort Clotten, dem Kurfürsten von Cölln die Vogtei über das Stift Essen, und dem Kurfürsten von der Pfalz für seinen Sohn Rupert seine Base Mathilde mit einer guten Aussteuer. Unter solchen Bedingungen, und bei solchen Gesinnungen der Kurfürsten schrieb Gerhard 1291 den Wahltag nach Frankfurt aus, ließ die Stadt mit Truppen, die Straßen mit gewonnenem Volke besetzen, und rief so in dem Dominikanerkloster, unter den gleichsam überraschten Fürsten, seinen Vetter Adolph von Nassau zum Kaiser aus.

Gerhard hatte bei dieser Wahl zwei Absichten zugleich. Zuerst hoffte er, wie ehemals Hatto oder Willigis, unter

dem Nahmen des Kaisers das Reich regieren, und zweitens, wie Rudolph von Habsburg, seine Familie erheben zu können. Auch Adolph wollte durch seine Regierung das Reich und sein Haus vergrößern; allein beider Plan scheiterte, weil beide nicht einig blieben. Jener glaubte, mit diesem einen dankbaren, folgsamen Günstling auf den Thron erhoben zu haben, welcher in allen Unternehmungen seinen Rath und seine Hülfe nachsuchen würde; dieser aber fühlte sich jetzt als Kaiser stark genug, selbst regieren zu können, und verachtete den Erzbischof, wie eine niedrige Stufe, auf der er zum Throne gestiegen war. Adolph wollte die Nassau-Eppsteinische Größe durch Muth und Kühnheit gründen; Gerhard aber durch List und Staatskunst.

Durch das wohlthätige Beispiel Rudolphs von Habsburg belehrt, zeigte Adolph bei dem Anfange seiner Regierung eben so viel guten Willen als Kraft. Er reiste in den rheinischen Städten und Gauen herum, und ermahnte die Fürsten und Bürger zur Eintracht und Ruhe. Auf einem Reichstage zu Cölln ließ er den Landfrieden noch einmal bekräftigen, und bestrafte die elsäßischen Landvögte, welche ihn, statt zu schirmen, gebrochen hatten. In seinen Erblanden selbst gab er ein glänzendes Beispiel von Klugheit und Gerechtigkeit. Er verbesserte das Schöppengericht zu Wiesbaden, und verschönerte die durch die eppsteinische Fehde verwüstete Stadt mit neuen Gebäuden, Kirchen und Pallästen. Nahe dabei bauete er seiner Familie eine Ruhe- und Grabstätte in dem Kloster Klarenthal, und befestigte gegen äußere Ruhestörer die Schlösser Sonnenberg und Adolphseck. Endlich wollte er auch die Rheingrenze des Reichs gegen die Anfälle Frankreichs schützen, und schloß im Jahr 1294 ein Bündniß mit Eduard, dem Könige von

England. Allein eben dieſes Bündniß verleitete ihn zu Schritten, welche den Glanz ſeiner Regierung verdunkelten, und ihm ſelbſt den Untergang brachten. Es wurde nämlich darin feſtgeſetzt, daß ihm der König von England 30,000 Mark Silber bezahlen, er aber mit dieſen Hülfs-Geldern Frankreich bekriegen ſollte. Statt dieſe Summe zur Ehre der teutſchen Nation zu verwenden, kaufte er ſich damit Thüringen von einem liederlichen Fürſten, und einen Haufen liederlicher Söldner, um dieſen Kauf zu behaupten.

Ueberhaupt ſieht man an der Geſchichte Adolphs und ſeiner Nachfolger auf dem Kaiſerthron, wie nachtheilig ſelbſt ein großes Beiſpiel in einem Reiche wirken konnte, deſſen Bande durch eine lange Anarchie erſchlafft waren. Kaiſer Rudolph wollte durch die Erwerbung von Oeſtreich und die Vermählung ſeiner Töchter an die Kurfürſten dem Reiche Einigkeit und der kaiſerlichen Würde wieder Kraft geben. Seine Nachfolger aber ſahen ſelbige nur als ein Mittel an, wodurch ſie ihre Hausmacht vergrößern konnten. Die vorigen Kaiſer aus dem ſächſiſchen, fränkiſchen und hohenſtaufiſchen Stamme zeigen in ihrer Regierung immer noch ein edles, großes Beſtreben zur Erhebung der Krone und der ganzen Nation; aber die folgenden Kaiſer dachten nur auf die Vergrößerung ihrer Erbländer und den Glanz ihres Hauſes. Von dieſen Geſinnungen gibt Adolphs Subſidien-Vertrag mit England, und ſein Länderkauf den ſprechendſten Beweis. Wir müſſen daher dieſe Geſchichte beſonders hier anführen, weil ſie auch auf die rheiniſchen Länder einen ſo wichtigen Einfluß hatte.

Die Landgrafſchaft von Thüringen beherrſchte zu der Zeit Albrecht, welcher ſich ſeines unedlen Betragens wegen den Nahmen des Ausgearteten zugezogen hatte.

Er war mit Margarethen, der Tochter Kaiser Friedrichs II., vermählt, und durch sie mit zwei wackern Söhnen, Friedrich und Tiecemann, gesegnet worden. Sowohl wegen ihrer hohen Geburt als wegen der Liebe zu ihm hätte sie seine ganze Achtung verdient; allein eben ihre Tugend und der gänzliche Mangel an Gefallsucht machte sie ihm gleichgültig, und führte sein leichtfertiges Herz einer ihrer Kammerfräulein, der Kunigunde von Eisenberg zu, welche durch ihre blendenden Reitze und das glühende Feuer ihrer Augen die sittsame Schönheit Margarethens in den seinigen verdunkelte. Die anfänglich verborgene, aber eben darum desto süßere, Lust artete bald in sinnliche Genüsse aus. Kunigunde konnte die Folgen ihrer Schande nicht mehr verbergen, und äußerte statt Scham und Reue nur einen noch größern Stolz gegen ihre Fürstin und Gebieterin. Sie gebar endlich einen Sohn, welcher den Nahmen Apiz erhielt, und beherrschte Albrechten nun mit einer fast unwiderstehlichen Gewalt.

Margarethe ertrug vielleicht schon lange ihren heimlichen Kummer, weil sie die Schande nicht öffentlich bekannt machen wollte; jetzt aber, da ihre Nebenbuhlerin mit beispielloser Frechheit sich darob noch brüstete, erwachte in ihr der Stolz einer Kaisertochter und rechtschaffenen Frau. Sie beklagte sich mit Bitten und Thränen bei ihrem Gatten über das schändliche Betragen; aber anstatt Gehör zu finden, wurden sowohl er als sein Kebsweib noch härter gegen sie, und verdoppelten die Mißhandlungen, um sie sich durch Kränkungen vom Halse zu schaffen.

Dieses gelang ihnen denn auch wirklich. Nachdem Margaretha lange genug alle nur erdenkliche Beleidigungen, wie eine heilige Dulderin ausgehalten hatte, faßte sie den Entschluß, heimlich zu entfliehen, um nicht ferner

Zeuge einer schändlichen Untreue zu seyn. Mit Thränen nahm sie Abschied von ihren unmündigen Söhnen. Im höchsten Ausdrucke des Schmerzes und der mütterlichen Verzweiflung biß sie unter der letzten Umarmung dem ältesten in die Wange, weßwegen man ihn auch den Gebissenen nannte, und floh nach Frankfurt, wo sie in einer einsamen Zelle des Weißfrauen-Klosters das Ende ihrer Leiden fand.

Nach ihrem Tode warf der ausgeartete Albert allen Schein von Anstand weg, und heirathete Kunigunden öffentlich. Wie eine königliche Braut geziert ging sie zum Altar, und brachte ihren Bastard unter dem Fürstenmantel mit, um ihn als künftigen Landgrafen zu legitimiren. Dieser von Vater und Mutter zugleich verwöhnte Liebling wußte nun eben so das Herz seines Vaters von seinen Brüdern abzuwenden, wie Kunigunde von ihrer Mutter. Albrecht verschwendete an ihn die Schätze und Gelder, welche zum Wohl des Landes verwendet werden sollten, um seine jugendlichen Ausschweifungen zu nähren. Ja er faßte sogar den Entschluß, seine ältern Söhne zu enterben, und die Landgrafschaft auf diesen Bastard zu bringen.

Indeß waren Friedrich der Gebissene und Tiecemann zu ritterlicher Kraft herangewachsen und widersetzten sich den unrechtmäßigen Absichten ihres Vaters. Als zu der Zeit Friedrich Tuta ihr Vetter gestorben war, und dessen hinterlassene Güter unter sie und Albrecht getheilt werden sollten, brach der unnatürliche Zwist zwischen dem Vater und den Söhnen in eine offene Fehde aus, und jener mußte diesen zu Eisenach versprechen, hinführo ohne ihr Wissen und Willen nichts von seinen Ländern zu verkaufen, zu verschenken oder zu verpfänden.

Albrecht sah dieses an seine Söhne gethane Versprechen als abgedrungen an, und dachte, es, sobald er nur Gelegenheit finden würde, wieder zu brechen; allein so lange der Kaiser Rudolph lebte, wagte er es doch nicht, seine Länder zu schmälern, weil dieser die gerechte Sache der Söhne geschützt hatte. Er bereicherte daher seinen Liebling Apiz mit Geld und andern Schätzen, und dieser erhielt dadurch Mittel zu neuen Ausschweifungen und Verschwendungen.

Nach dem Tode Rudolphs erhob sich die unnatürliche Fehde um so heftiger, als sie bisher durch dessen Vermittelung zurückgehalten war. Kunigunde drang nun in ihren Gatten, daß er das Kind ihrer Liebe nicht unbeerbt lassen möge. Apiz verblendete den Vater durch Schmeicheleien, und Albrecht ließ sich durch beide bereden, die Landgrafschaft an den Kaiser Adolph zu verkaufen, um ihm durch das erlößte Geld einen standesmäßigen Unterhalt zu verschaffen. Dieser auf ein der ganzen teutschen Nation verhaßtes Laster gegründete Kauf war die Ursache von Adolphs Unglück und der Flecken einer Regierung, welche bisher so edel und wohlthätig geglänzt hatte. Adolph glaubte daß sein Nahme und die kaiserliche Würde schon allein vermögend seyn würde, ihm die erkauften Länder und Leute zu unterwerfen; allein die meisten Städte des Thüringer Landes erklärten sich für die beiden Heldenbrüder Friedrich und Tiecemann, und diese protestirten öffentlich gegen den ungerechten Verkauf ihrer Erblande. Adolph mußte, um sich Gehorsam zu verschaffen, ein Heer rüsten. Da er aber in seinen eigenen Ländern nicht Vasallen genug und durch diesen Kauf auch unter den Fürsten keine Freunde mehr hatte, so bestand dieses größtentheils aus adlichen Glücksrittern, oder gedungenem Volk, was durch Rau-

ben, Morden und Schänden die Thüringer noch mehr aufbrachte.

Indeß gelang es ihm doch durch seine Uebermacht den größten Theil des erkauften Landes und die Städte Freiberg, Naumburg, Pegau, Borna und Leipzig zu erobern. Friedrich und Tiecemann mußten sich mit einem kleinen Haufen von Getreuen zurückziehen. Als aber der Kaiser am Ende des Feldzuges nach dem Rhein gegangen war, um die dortigen Fürsten zu beobachten, welche sein Oheim, der Erzbischof von Mainz bereits gegen ihn aufgebracht hatte, brachen die Brüder aus ihrem Hinterhalte hervor, und nahmen ihm fast alle die Länder wieder ab, die er sich von Meissen und dem Osterlande bisher unterwürfig gemacht hatte. Adolph ergrimmte über dieses kühne Unternehmen der tapfern Prinzen, und da er befürchten mußte, daß ihnen auch die Thüringer beifallen würden, kam er das nächste Jahr mit neuen Truppen verstärkt zurück, nahm die Festung Frankenstein mit den Städten Salzungen und Kreuzburg weg, und ließ in seinem Zorn die Soldaten plündern und verwüsten.

Das folgende Jahr drang er in das Erzgebirge und gewann nach einer hartnäckigen Belagerung Freiberg durch List. Friedrich der Gebissene aber war so großmüthig, daß er der Besatzung, welche das Schloß noch vertheidigte, den Befehl ertheilte, sich zu ergeben, auf daß sie nicht ein unschuldiges Opfer ihrer Treue werden möge. Dieses edle Betragen des unglücklichen Landgrafen hätte Adolph bewegen sollen, Großmuth mit Großmuth zu erwiedern; allein er glaubte es seiner kaiserlichen Würde angemessener, ein Beispiel von Strenge zu geben. Er ließ sechszig davon als Rebellen enthaupten, und bedrohete die übrigen mit gleicher Strafe, wenn sie sich

nicht durch Geld loskaufen würden. In dieser Noth kam ihnen Friedrich durch neue Großmuth zu Hülfe. Um sie zu retten, trat er dem Kaiser Grimma, Rochliz und Leising ab, aber dieser verlor durch den kleinen Gewinn von Ländern seine Krone und sein Reich.

Die Ungerechtigkeiten, welche während dieser Fehde in Thüringen verübt worden, brachten allbereits die teutschen Fürsten gegen den Kaiser auf, und an ihrer Spitze stand Gerhard von Mainz, welcher ihn auf den Thron erhoben hatte. Adolph hatte bisher dessen Rath nicht geachtet, und ihm auch die Unkosten noch nicht erstattet, wodurch er ihm die Krone verschaffte. Der Erzbischof dachte daher schon lange, wie er ihn dafür züchtigen könne. Als er nun von allen Seiten gegen den Kaiser Klagen hörte, sagte er, auf seine Gewalt trotzend: »Wenn »mein Herr Vetter nicht will, wie ich will, so soll er »bald sehen, daß ich noch andere Kaiser in meiner Tasche »stecken habe,« und er hielt Wort. Er hatte nämlich zu der Zeit als Erzbischof von Mainz die Krönung des Königs von Böhmen zu verrichten. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich, in Wahlgeschäften geübt, mit Adolphs Gegner, dem Albert von Oestreich, in Unterhandlungen ein, und gewann ihm sogleich den König von Böhmen, den Herzog Albrecht von Sachsen, und den Markgrafen Otto von Brandenburg für eine neue Kaiserwahl. Mit diesen zwei Kurfürsten kam Gerhard, wie der Geschichtschreiber von Colmar sagt, den Tag vor dem Feste Johannes des Täufers in Mainz zusammen, und ließ mit allen Glocken das Volk zusammen rufen. Diesem stellte er im Nahmen der Kurfürsten vor, was sie für die Wohlfahrt des Reichs bisher gethan und noch zu thun Willens seyen. Hierauf gingen sie in den Dom, traten vor den

Altar, streckten die Hände empor, und schwuren zu Gott: »daß, als vor sechs Jahren das römische Reich ohne »Oberhaupt gewesen sey, sie sowohl für ihren Theil, als »mit Vollmacht der übrigen Kurfürsten, den Adolph von »Nassau als den tauglichsten Fürsten, zum römischen »Könige gewählt hätten. Nach der Wahl habe Adolph »mit Weisheit seine Regierung angetreten, und nichts »ohne Einwilligung der Kurfürsten und anderer erfahrnen »Männer unternommen. Aber in kurzer Zeit habe sich »derselbe ihrem Rathe entzogen, sich ganz der Leitung »junger Leute überlassen, und sich von allen Regenten»pflichten zu befreien gesucht. Da er von Haus keine »Reichthümer aufzuweisen, auch keine Freunde mehr habe, »welche ihn mit dem nöthigen Gelde unterstützen könnten, »so habe er Kirchen und Länder geplündert, und von »einem geringern, als er sey, nämlich dem Könige von »England, Sold genommen, nicht um dadurch das Reich »zu mehren, sondern dafür ungerechtes Gut an sich zu »kaufen.«

Man beschuldigte den bedrängten Kaiser sogar, als habe er aus Thüringen eine Nonne entführt, und auf dem einsamen Adolphseck als Beischläferin versteckt gehalten. Vermuthlich ist aber diese Sage durch die Reimlein entstanden, welche er, oder einer seiner Nachfolger, auf ein Fenster des Schlosses zu seiner Rechtfertigung schreiben ließ; sie lauten also:

Wenn Sünde auch nicht hätte Sünden-Nahmen,
Wollt ich mich doch der Sünde schamen.

Diese Beschuldigungen mögen nun wahr gewesen seyn oder nicht, die zu Mainz versammelten Kurfürsten nahmen sie zum Vorwande, um Adolph seiner kaiserlichen Würde zu entsetzen. Sie beobachteten dabei den Schein von Ge-

ſetzlichkeit in ſo weit, daß ſie denſelben dreimal vorladen ließen; als er aber nicht erſchien, hielten ſie unter dem Vorſitze Gerhards des Kurfürſten von Mainz, ein ordentliches Gericht, und dieſer ſtieß in der Kurfürſten Nahmen ſeinen Vetter wieder von dem Throne, worauf er ihn mit ſo vielem Aufwande und Verſchlagenheit geſetzt hatte.

In dieſer Noth, wohin der Kaiſer ſelbſt durch ſeine Verwandten gebracht wurde, blieb ihm nichts mehr übrig, um ſeine Krone zu behaupten, als ſein Schwert. Er mußte einen Theil ſeiner Truppen in Thüringen ſeinem Vetter Heinrich von Naſſau überlaſſen, welcher bald von Friedrich dem Gebiſſenen geſchlagen und gefangen wurde. Mit dem andern zog er gegen ſeinen Nebenbuhler an den Rhein, um ſich mit ihm zu ſchlagen. Auf Betrieb Gerhards hatte Albert ein großes Heer von Fürſten und Herren zuerſt im Elſaß, dann zwiſchen Mainz und Worms verſammelt. Für Adolphen waffneten ſich nur der Pfalzgraf bei Rhein, ſein Schwiegerſohn, einige Ritter, und das Volk in den rheiniſchen Städten, welches ihm treu geblieben war. Bei Gelheim, einige Stunden von Worms, kam es endlich den zweiten Juli 1298 zu einer Schlacht. Adolph zeigte ſowohl in Anführung als Muth, daß er der Krone würdig war, warum er ſtritt. Als aber ſeine Truppen, theils durch die Sonne geblendet, theils durch die Hitze des Tags ermüdet, zu weichen anfingen, ſtürzte er ſich in die Reihen ſeiner Feinde, ſuchte ſeinen Nebenbuhler mitten in dem Gedränge, und blieb, wie einige Geſchichtſchreiber ſagen, in einem Zweikampfe mit dieſem, auf dem Kampfplatze. Als man nach der Schlacht ſeinen blutigen Leichnam ohne Rüſtung, aber mit Wunden bedeckt, unter den Todten hervorzog, rief ſelbſt ſein rachſüchtiger Oheim aus: »Hier iſt das tapferſte Herz gefallen.«

Seine Leiche wurde in das nahe Nonnenkloster Rosenthal beigesetzt, aber erst unter Kaiser Heinrich VII. in die alte Kaisergruft nach Speier feierlich getragen. Auf dem Platze, wo er blieb, steht noch eine alte Eiche, welche nach der Schlacht dorthin gepflanzt worden seyn soll; neben ihr aber ein gemauertes, einfaches Denkmal, mit einem Kruciſixe und der noch übrigen, faſt unleſerlichen Inſchrift:

Adolphus a Nassau, Rex interficitur
ad Gellinheim — Kon. — Julii.

Gerhard hatte nun auf Unkoſten ſeines eigenen Hauſes ſeine Rache befriedigt, und Alberten auf den Thron ſeines Vetters erhoben; allein er mußte bald die Strafe dafür von eben dem fühlen, den er begünſtigt hatte. Albert der Kaiſer zeigte ſich ganz anders gegen ihn, als Albert der Herzog. Statt die rheiniſchen Kurfürſten, wie ſie dachten, zu bereichern, und ihnen neue Vorrechte zuzugeſtehen, berief er ſie vielmehr 1301 auf einen Reichstag nach Nürnberg, und forderte von ihnen die Einſchränkung ihrer Zölle am Rhein, und Gehorſam gegen die Geſetze des Reichs. Der ſtolze Erzbiſchof ergrimmte über dieſe Anmuthungen des Kaiſers, den er wie ſeinen Vetter Adolph auf den Thron gehoben hatte, und als er zu der Zeit mit den übrigen Kurfürſten auf der Jagd war, ſtieß er in ſein Horn, mit den Worten: »Aus dieſem Horn »will ich bald einen andern Kaiſer herausgeblaſen haben.« Er verleitete hierauf die drei andern Kurfürſten am Rhein, daß ſie mit ihm auf dem Königsſtuhle zu Renſe zuſammen kamen, und dem Kurfürſten von der Pfalz den Auftrag ertheilten, vermöge ſeines Pfalzgrafenamtes Alberten zu richten, und ihn des Thrones verluſtig zu erklären.

Dieſe ſonderbare Verhandlung, wovon man in der Geſchichte des Reichs noch kein Beiſpiel hatte, verſchafte dem Kaiſer einen großen Anhang unter den Ständen und dem Volke. Beſonders wurde er von jenen Fürſten und Grafen unterſtützt, welche die Macht der vier Kurfürſten am Rhein fürchteten. Mit einem großen Heere kam der Kaiſer 1301 dahergezogen, und fiel die Länder der Verſchwornen auf drei Seiten zugleich an. Er ſelbſt rückte zuerſt in das Gebiet des Mainziſchen vor; die Grafen von Leiningen, von Veldenz, von Katzenellenbogen und von Spanheim beunruhigten die Pfalz am Rhein; indeß die Grafen von Jülich, von Geldern und von der Mark, die Länder der Kurfürſten von Cölln und Trier verwüſteten. Hauptſächlich ſuchte Albert ſeine Waffen gegen das mainziſche Gebiet zu richten, weil deſſen Erzbiſchof, Gerhard, das Haupt und der Anſtifter der ganzen Verſchwörung war. Er nahm Elwill, Oeſtrich, Scharfenſtein, Geiſenheim, Rüdesheim und Ehrenfels mit gewaffneter Hand ein, und zerſtörte die Schlöſſer des Rheingaues. Hierauf ſetzte er über den Rhein, und belagerte Bingen mit dem Schloſſe Klopp. Nach einer tapfern Gegenwehr mußten ihm die Bürger die Stadt, und der Biſchof die Veſtung übergeben, indeſſen ein anderer Theil des kaiſerlichen Heeres Lahnſtein am untern Rhein eingenommen hatte.

In dieſer traurigen Lage reiſete Gerhard zu dem Kurfürſten von Cölln, Wigbold, um deſſen Hülfe zu fordern; allein dieſer antwortete: »ſeine Länder am »Rhein ſeyen ſelbſt durch die Grafen von Jülich und der »Mark angefallen, und er brauche ſeine Heeresmacht zu »ſeiner eigenen Vertheidigung.« Und wirklich hatte ſchon der Graf von der Mark das ganze Cölniſche Herzogthum

Westphalen eingenommen, und war über den Rhein gegangen, um in Vereinigung mit dem Grafen von Jülich Lechenich zu belagern. Zu ihnen stießen nun auch die kaiserlichen Truppen, welche vom Oberrhein siegreich herabkamen. Sie hatten bereits schon Coblenz und Bonn erobert, und ihre Waffen bis über Rothenkirchen verbreitet. In diesen Umständen mußten sich die rheinischen Kurfürsten 1302 zum Frieden bequemen; sie unterwarfen sich den Gesetzen des Kaisers, und versprachen ihm künftig Gehorsam und Treue. Der stolze Gerhard mußte zu ihm demüthig nach Bingen kommen, wo er sich so hartnäckig vertheidigt hatte, und um Verzeihung bitten.

Durch jene Uneinigkeit Gerhards und Adolphs hatte die Nassauisch-Eppsteinische Partei nicht nur die Kaiserkrone, sondern eine Zeitlang auch ihren Einfluß auf das Kurfürstenthum von Mainz verloren. Nach dem Tode Gerhards II. bemeisterte sich die Trierisch-Luxemburgische Partei der Herrschaft am Rhein, und die Nassauer mußten List und Waffen anwenden, um ihr voriges Gewicht wieder herzustellen. Das Geschlecht der Luxemburger erstreckte seine Wurzel bis zur fränkischen Monarchie hinauf. Die Fabelgeschichte läßt es sogar von jener schönen Melusine herstammen, welche in den teutschen Volksromanen so berühmt geworden ist. Wahrscheinlich ist es aber ein Zweig des alten Ardenner-Stammes der Herzoge von Nieder-Lothringen, der sich gegen das zehnte Jahrhundert die Herrschaft, von den Ardennen bis über die Saar und Mosel, erworben hat. Als Nachbarn von Trier hatten sie sich die Vogteirechte über St. Maximin erworben und ihre Absichten auch auf die Stadt selbst gerichtet. Sowohl bei den Wahlen der Erzbischöfe als bei den Zwiespalten der Bürger hatten sie bisher die trierischen Länder ange-

fallen, ohne ihren Zweck erreichen zu können.[1] Jetzt aber gab ihnen die Krankheit des Pabstes Clemens V. die günstigste Gelegenheit, wodurch sie ihre Gewalt nicht nur über Trier, sondern auch über Mainz, über die rheinischen Bisthümer, ja das ganze Reich verbreiten konnten. Graf Heinrich von Luxemburg hatte nämlich einen Arzt in seinem Hause, welcher zugleich sein Freund und eben so geschickt in Staatshändeln, als in seiner Kunst war; den berühmten Peter von Aichspalt. Diesen schickte er dem Pabste, welcher zu Avignon gefährlich krank darnieder lag, und bereits schon die Hülfe anderer Aerzte, aber fruchtlos, versucht hatte. Peter hatte nicht sobald die Krankheit des heiligen Vaters untersucht, als er auch sogleich die Mittel fand, ihn wieder herzustellen. Zum Lohne für diesen Dienst erhielt er durch des Wiedergenesenden Einfluß und Gewalt zuerst das Bisthum von Basel, dann das Erzbisthum von Mainz für sich, und bald hernach auch das Erzbisthum von Trier für Balduin, den Sohn seines Freundes Heinrichs von Luxemburg. Mit solcher Macht bekleidet, erschienen beide Erzbischöfe bald als Gesetzgeber am Rhein und im Reiche.

Zu dieser Zeit, 1308, wurde Kaiser Albert von seinem Vetter Johann ermordet, und dadurch der kaiserliche Thron erledigt. Als Kronbewerber meldeten sich Alberts Sohn Friedrich der Schöne von Oestreich, Eberhard von Würtemberg, der Pfalzgraf Rudolph und andere Fürsten. Unter ihnen schien ersterer die meisten Ansprüche machen zu können; denn er war des großen Rudolphs von Habsburg Enkel und des ei-

1. Siehe unten die Geschichte von Trier.

mordeten Kaisers Sohn und Erbe. Allein sein Vater hatte sich durch seine strenge Regierung und den Krieg, welchen er gegen die rheinischen Kurfürsten führte, bei diesen verhaßt gemacht; und die Luxemburger waren jetzt deren Seele und Oberhaupt. Peter und Balduin suchten diese ihren Absichten so vortheilhafte Stimmung zu benutzen. Jener lud die Kurfürsten nach Rense zur Wahl ein, und beide beredeten dieselben, den Bruder des letztern, Heinrichen von Luxemburg, zum Kaiser zu wählen. Der Neugewählte entsprach den Hoffnungen, welche man von ihm gegeben hatte. Von Haus aus zu wenig mächtig, als daß er die Eifersucht der Großen hätte erregen können, aber unterstützt von Peter und Balduin, zog er die Kräfte der teutschen Nation wieder nach Italien und Rom hin, wo seit der Friedriche Zeiten kein Kaiser mehr gekrönt wurde. Die Fürsten, die Bischöfe und die Städte gaben ihm Mannschaft und Geld, und sein Bruder, der Erzbischof, begleitete ihn mit seiner ganzen Macht. Heinrich zog zwar siegreich in Rom ein, und wurde durch des Pabstes Legaten gekrönt; allein bald fand er dort überall Waffen gegen sich im offenen Felde und Gift selbst unter den heiligen Hallen der Kirche. Er starb in dem Lande, wo er die alte Kaiserwürde wieder herstellen wollte; seine Regierung ging aber nicht für den Vortheil seines Hauses und die geistlichen Staaten verloren. Er erwarb die Krone von Böhmen seinem Sohne Johann, durch eine Vermählung mit Elisabeth, der Erbin dieses Königreichs, und gab dem Erzbischofe von Trier die freien Städte Wesel und Boppart als Reichspfänder, dem von Mainz aber die Zusage für Oppenheim und den Ingelheimer Grund.

Nach dem Tode Heinrichs VII. wollte es der luxemburgischen Partei nicht gelingen, dessen Sohn Johann, dem Balduin die böhmische Krone verschafft hatte, auf den Kaiserthron zu bringen. Oestreich stellte jetzt zwei Prinzen auf, wovon der eine Friedrich der Schöne, durch seine Liebenswürdigkeit, der andere, Leopold, durch seine Tapferkeit die Fürsten gewonnen hatte.[1] Erstern unterstützten bei der Wahl Heinrich der Kurfürst von Cölln, die beiden pfalzgräflichen Brüder Ludwig und Rudolph, und der Herzog von Sachsen-Wittenberg. Da also Peter und Balduin den Prinzen Johann nicht durchbringen konnten, wollten sie wenigstens die Oestreicher von dem Throne halten. Dies gelang ihnen auch wirklich, indem sie die pfalzgräflichen Brüder entzweieten. Beide lebten schon lange von einander entfernt; denn Ludwig herrschte meistens in Baiern, Rudolph in der Pfalz. Jener war offen und kühn, dieser verschlossen und nicht ohne Neid. Unter solchen Verhältnissen lag der Keim wechselseitiger Feindschaft schon in Beider Charakter. Die Luxemburger durften also Ludwigen nur die Krone antragen, und er brach zu einer offenen Fehde aus; allein das Schwerste bei den Verhandlungen schien der Umstand zu seyn, wie man Ludwigen, der an dem Hofe zu Wien erzogen, und Friedrichs Jugendfreund geworden war, zur Annahme der Krone bereden würde. Indeß hatte eine Fehde, welche beide Fürsten erst kürzlich geendigt hatten, beider Gemüther erkaltet, und darauf baueten die Luxemburger ihre Hoffnung. Peter berief 1314 die Kurfürsten nach Frankfurt, und schlug ihnen, unterstützt von Balduin und Johann dem König von Böh-

1. Siehe die Geschichte von Habsburg Oestreich.

men, Ludwigen den Herzog von Baiern als Kaiser vor. Ihm trat auch Waldemar von Brandenburg bei, und die Wahlboten wurden nach München geschickt, um dem von der luxemburgischen Partei Gewählten die Krone anzubieten.

Der Baierfürst dachte an nichts weniger, als daß man ihn den mächtigen Oestreichern oder Luxemburgern vorziehen würde. Als daher die Gesandten zu ihm gekommen waren, um ihm die Wahl zu verkündigen, sagte er mit eben soviel Erstaunen als Bescheidenheit: »Danket den »Kurfürsten in meinem Nahmen, und sagt ihnen: nichts »sey mir zu schwer für das Reich, als dessen Krone. Ihr »nennt mich zwar tapfer, aber Tapferkeit ist aller Teutschen Eigenschaft. Ein König der Teutschen soll alle an »Weisheit und Macht übertreffen, auf daß sie ihn alle ehren »und fürchten. Ich habe weder solche Hausmacht noch »Schätze, wie andere, und ohne Geld kein Heer, ohne »Heer keine Wehr. Warum wendet ihr euch von Friedrich »dem Herzog von Oestreich weg, der eben so reich an »Tugenden als Mitteln ist? Viele Fürsten im Reiche erklärten sich für ihn, auch ich habe ihm Hand und Wort »gegeben. Sollte ich nun durch Wortbruch und teutsches »Blut mir den Weg zum Throne bahnen? Das sey ferne. »Bringt also die Krone dem Herzog Friedrich.« Hierauf entgegneten ihm die luxemburgischen Abgesandten: »Sie »bewunderten an ihm die große Demuth und Bescheidenheit, aber eben diese Tugenden haben die Kurfürsten »bewogen, ihm die Krone anzutragen, welche er nie »gesucht habe. Wenn er auch von Haus aus zu wenig »Macht habe, um das Reich zu schützen, so stünde ihm »die ihrige und jene der mächtigen Luxemburger zu Gebote. Auch Rudolph der Oestreicher, und Heinrich, der

»Luxemburger, haben keine große Macht von Haus »aus besessen, und doch das Reich mit Kraft und Herr»lichkeit verwaltet. Wolle er die Krone nicht annehmen, »so setze er das Reich einem blutigen Kriege, und Baiern »den Anfällen der mächtigen Oestreicher aus. Er allein »könne als unbefangener Mittler die zwei mächtigen Par»teien der Oestreicher und Luxemburger besänftigen, oder »bezähmen.« Durch dergleichen Vorstellungen beredet, vielleicht auch am Ende durch den Glanz der Krone selbst geblendet, zog Ludwig gen Frankfurt und mit ihm der bürgerliche Krieg. Denn dort bei Sachsenhausen fand er schon Friedrich den Schönen, seinen ehemaligen Jugendfreund, nun gerüstet als seinen Nebenbuhler. Er fand seinen eigenen Bruder Rudolph gegen ihn in Waffen und nebst beiden viele andere Fürsten mit ihren Truppen, welche ihm den Eingang zur Wahlstadt verwehren wollten. Dagegen hatten jenseits des Mains, vom Wahlfelde an, welches man das Klapperfeld nennt, bis weit über Scharfenstein zum Rheingaue hinab, Peter und Balduin die Erzbischöfe, und Johann von Böhmen, ihre Haufen verlegt, und dem Kurfürsten von Cölln den Weg versperrt. Diese empfingen ihn mit Frohlocken als ihren künftigen Herrn. Unter so kriegerischem Aufzuge wurde sowohl Ludwig als Friedrich, jeder von seiner Partei, gewählt; da aber ersterer die Stadt besetzt hatte, so rief ihn der Erzbischof von Mainz sogleich auf einem prächtigen Gerüste zum Kaiser aus.

Als Friedrich diese Handlung vernommen, zog er mit seinem Heere über den Main, umgab den obern Theil der Stadt mit seinen Truppen, und forderte von den Bürgern, eingelassen zu werden; diese aber, unterstützt von der baierischen Partei, verschlossen ihm ihre Thore, und besetzten ihre

Thürme und Wälle mit hinlänglicher Mannschaft. So standen beide Heere eine Zeitlang einander im Angesichte, bis sie der Mangel an Lebensmitteln zum Abzuge nöthigte. Sie suchten beide mit gewaffneter Hand Achen zu erreichen, um sich krönen zu lassen. Ludwig war Friedrichen durch Hülfe Balduins zuvorgekommen, und erhielt die Krone von jenem Erzbischofe, welcher ihn auf den Thron erhoben hatte. Friedrich aber mußte sich zu Bonn im offenen Felde vom Erzbischofe von Cölln auf einem mit Purpur bedeckten Fasse krönen lassen.

Die Luxemburger hatten nun ihren Zweck erreicht, und die beiden Jugendfreunde Ludwig und Friedrich, zum bürgerlichen Kriege entzweit; allein sie haben ersterm nur darum auf den Kaiserthron erhoben, weil sie diesmal Johann, den König von Böhmen, nicht darauf bringen konnten. Auch wollten sie dadurch die nassauische Partei am Rheine entkräften, welche Friedrichen zugethan, und mit Rudolphen von der Pfalz, dem Schwager Gerlachs von Nassau, verwandt war. Sie unterstützten daher ihren gewählten Kaiser mit ihrer ganzen Macht, und dieser rückte damit gleich nach der Krönung in die nassauischen und pfälzischen Länder vor, belagerte den Grafen Gerlach in Wiesbaden, zog triumphirend in Mainz, Oppenheim, Worms und Speier ein und vertrieb seinen Bruder Rudolph vom Rhein aus allen pfälzischen Ländern.

Indeß hatte Friedrichs Bruder, Leopold, sich der Städte in Schwaben und Elsaß bemeistert und kam vor Speier gezogen, um Ludwigen daraus zu vertreiben; dieser aber verschanzte sich vor der Stadt auf dem Judenkirchhofe und vermied den Winter hindurch, um Bürgerblut zu schonen, eine Schlacht. Bald aber wäre sein eigenes geflossen. Heinrich von Alzei, der Pfalzgrafen

Erbtruchſeß und Rudolphs treuer Anhänger, ſchlich ſich nach Oppenheim, als Ludwig da waltete, im Vorhaben, ihn zu ermorden. Sein ſchändliches Beginnen wurde aber durch einen kleinen Stahlbogen und den vergifteten Pfeil entdeckt, welchen er unter dem Mantel verborgen hatte. Er wurde ſogleich zum Tode verdammt, an einen Pferdſchweif gebunden zum Richtplatz geführt, und gerädert.

Nach dieſen fruchtloſen Angriffen am Rhein zog Leopold mit ſeinen Truppen nach der Schweiz, wo er bei Morgarten geſchlagen wurde.[1] Friedrich aber bedrohte mit Rudolph Baiern, und Ludwig folgte beiden vom Rheine in ſeine Erblande, und ſchlug ſeinen Gegner bei Mühldorf. Friedrich wurde in der Schlacht gefangen, und Rudolph mußte ſich dem ſiegenden Bruder unterwerfen. Wir haben es bereits in der Geſchichte von Habsburg angeführt, wie edel und großmüthig Friedrich ſich in der Gefangenſchaft mit Ludwigen ausgeſöhnt, und wie beide Nebenbuhler aus erbitterten Feinden die innigſten Freunde wurden. Da alſo Ludwig keinen mächtigen Gegner mehr im Reiche hatte, konnte er nun ſeine ganze Gewalt zum Wohle der teutſchen Nation und zur Erhebung ſeines Hauſes anwenden. Er war noch in der Blüthe ſeiner Jahre, und einnehmend durch Freundlichkeit und teutſchen Biederſinn. Das Volk liebte ihn, weil er die Freiheiten der Städte beſtätigt hatte, und der Adel ſchätzte ihn, wegen ſeiner ritterlichen Tugend. Er beherrſchte unmittelbar und als Erbfürſt Baiern und die Rheinpfalz; ſeinem Sohne hatte er nach Ausgang des askaniſchen Stammes die Mark Brandenburg übergeben. Die luxemburgiſche Partei hatte ihn ſelbſt auf den Thron erhoben. Die Erz-

1. Siehe die öſtreichiſch-habsburgiſche Geſchichte.

bischöfe von Mainz und Trier, Peter und Balduin, mußten seine Absichten unterstützen. Seine zweite Gemahlin Margaretha von Brabant gab ihm als Erbfürstin die gerechtesten Ansprüche auf die niederrheinischen Länder, welche mit seinen oberrheinischen in Zusammenhang gebracht werden konnten; und was in der teutschen Geschichte fast unerhört ist, seine ehemaligen Gegner, die mächtigen und tapfern Herzoge von Oestreich, wurden bald seine Freunde und die ersten Streiter für seine Krone. Auf dieser hohen Stufe von Größe und Glück hätte er dem Beispiele Rudolphs von Habsburg folgen, und sie für die Größe der teutschen Nation verwenden sollen; allein Ludwig gibt jetzt allen großen Fürsten durch sein Beispiel die warnende Lehre, daß man im Glücke an das Unglück und auf Mäßigung denken müsse. Gereizt durch die glänzenden Vorstellungen der ehemaligen Kaisergewalt, ließ er sich nun durch die Viskonti nach Italien locken, und erweckte sich dadurch zwei äußere Feinde, den Pabst und den König von Frankreich, und zwei innere, Balduin den Kurfürsten von Trier und Johann den König von Böhmen. Letztere suchten ihn jetzt mit eben dem Eifer, womit sie ihn erhoben hatten, zu Grunde zu richten. Ehe wir aber den Wendepunkt von Ludwigs Glück und Größe näher angeben, müssen wir zuvor auf das zurückkommen, was die Luxemburger seit seiner Wahl am Rheine gewirkt hatten.

Peter hatte während seiner Regierung den Luxemburgern sowohl im Kapitel als im Erzstifte von Mainz einen so wichtigen Anhang zu verschaffen gewußt, daß die Domherren nach seinem Tode Balduin, den Kurfürsten von Trier, zu ihrem Oberhaupte wählten. Dieser aber lenkte mit vieler Klugheit, und mit Bewilligung des Pabstes Johann XXII., die Wahl auf Mathias von Buche,

welcher ihm und seinem Hause gänzlich zugethan war. Der listige Balduin wußte wohl, daß der von ihm selbst Erhobene bei den Fehden, worin damals das Erzstift verwickelt war, nichts ohne seinen Rath und Beistand unternehmen konnte. Mathias wurde also Kurfürst von Mainz, aber Balduin regierte das Erzstift in dessen Nahmen. Dieses hatte auch einen so klugen und mächtigen Fürsten, als der von Trier war, nöthig, um sich seiner Feinde erwehren zu können. Auf der einen Seite drohten die Pfalzgrafen, das Fürstenthum Lorsch in der Bergstraße wegzunehmen; auf der andern der Landgraf Herrmann, die hessischen Aemter zu überfallen. Balduin aber, mit der Kriegsmacht von Mainz und Trier zugleich gestärkt, hielt jene von der Bergstraße zurück, diesem nahm er sogar eine seiner Hauptstädte, Gießen, hinweg, und zwang so beide, den Frieden anzunehmen.

Nach acht Jahren seiner Vormundschaft starb Mathias, und die Domherren von Mainz wählten Balduin noch einmal zu ihrem Kurfürsten. Dieser Wahl widersetzte sich die nassauische Partei, indem sie vorgab, daß nach canonischen Rechten Balduin nicht zwei Erzbisthümer zugleich verwalten könnte. Während dieses Streites gab der Pabst das ledige Erzbisthum an Heinrich III. von Virneburg; aber Balduin blieb bis zur ausgemachten Sache Verwalter des Kurfürstenthums, und zeigte sich in Mainz eben so klug und tapfer, wie in Trier. Da er durch seine trierischen Länder schon mächtig und reich genug war, bezahlte er die Schulden, welche sich das Erzstift von Mainz durch die Kriege mit Hessen und der Pfalz aufgelastet hatte, und behauptete dessen Rechte sowohl gegen seine inneren als äußeren Feinde. Mit der Macht von Trier gestärkt, unterwarf er sich Erfurt, welches sich der kurfürst-

lichen Gewalt entziehen wollte. Sieggewohnt, hielt er den gewaltigen Landgrafen von Heſſen in Furcht, dem er ſchon unter Mathias Gießen weggenommen hatte. Als die Bürger von Mainz, von der naſſauiſchen Partei aufgehetzt, ſeine Verwaltung nicht anerkennen wollten, umgab er ihre Stadt mit Truppen, und zwang ſie zum Gehorſam. Hierauf bauete er zu Flörsheim am Main, und zu Eltwill am Rhein, Bollwerke und Schlöſſer, womit er die Mainzer Bürger im Zaume hielt, indem er dadurch ihren Handel und ihre Schiffahrt auf beiden Ufern ſperren konnte. Nachdem er auf dieſe Weiſe die Angelegenheiten des Mainzer Kurthums in Ordnung gebracht, und deſſen Macht geſtärkt hatte, überließ er es dem Heinrich von Virnenburg, auf deſſen Dank und Anhänglichkeit er mit Recht zählen konnte. So ſtanden die Sachen am Rhein, als Kaiſer Ludwig ſich nach Italien locken ließ, und die Luxemburger zuerſt ſeine heimlichen, dann öffentlichen Feinde geworden waren.

Matthäus Visconti hatte ſich zu der Zeit die Herrſchaft über Mailand erworben, und viele Städte in der Lombardei erobert. Dagegen ſetzte ſich der Pabſt Johann XXII., welcher jetzt ſeinen Sitz zu Avignon hatte, und ſchickte ſeinen Legaten mit einem beträchtlichen Heere nach Italien, um ihn über dieſe Anmaßungen zur Rechenſchaft zu ziehen. Während der Fehde ſtarb Matthäus, und ſein Sohn Galeazo wurde von dem Legaten in Mailand belagert. In dieſem Drange ſuchte er bei dem Kaiſer um Hülfe nach, und ſchmeichelte ihm mit der lombardiſchen und römiſchen Krone. Ludwig, auf der höchſten Stufe ſeines Glückes, ließ ſich von dieſer, den teutſchen Königen ſo gefährlichen Lockſpeiſe, verführen. Er ſchickte

ihm achthundert Reiter zu Hülfe, und diese zwangen den Legaten, die Belagerung aufzuheben.

Der Pabst sowohl, als der König von Frankreich, sahen diesen Beistand als einen Eingriff in ihre Rechte und das schicklichste Mittel an, um den Kaiser zu demüthigen. Letzterer hoffte dadurch auch wohl selbst Herr von Teutschland zu werden. Johann XXII. ließ also zu Avignon, seinem damaligen Sitze, einen sogenannten Prozeß an alle Kirchen anschlagen, worin er dem Kaiser vorwarf: »daß er, ohnerachtet seiner zwiespaltigen Wahl, »doch den Titel eines römischen Königs angenommen, »und dem Galeazo, einem erklärten Ketzer und Feinde »des heiligen Stuhls, Hülfe geleistet habe. Er befehle »ihm daher, sich so lange der Reichsverwaltung zu ent»halten, bis seine Wahl von dem Pabste bestätigt sey, »und verbiete jedem seiner Unterthanen, bis zur ausge»machten Sache, ihm, als einem römischen Könige, Ge»horsam zu leisten.« Diese Erklärung beförderte vielmehr Ludwigs Zug nach Italien, als daß sie ihn aufgehalten hätte. In Teutschland sammelte er um sich her einen Haufen von Schriftstellern, seinen Leibarzt Marsilio, seinen Rath Johann von Gent, den trierischen Kanzler Wiker, und den Engländer Occam ꝛc. welche die Rechte des Kaisers mit der Feder; in Italien ein Heer teutscher Krieger, welche dieselben mit dem Schwerte vertheidigen sollten. Der Pabst aber that ihn förmlich in den Bann, und bedrohte mit gleicher Strafe seine Anhänger. Unter solchen Umständen unternahm Ludwig seinen Zug nach Italien.

Dieses Land war seit Heinrichs IV. und Gregorius VII. unseliger Fehde in zwei Parteien getheilt,

welche unter den Hohenſtaufen die Nahmen der Gibelli-nen und Guelfen erhalten hatten.[1] Jene verfochten die Rechte der Kaiſer, dieſe die Rechte der Päbſte. In den erſten Jahrhunderten der Kirche, und ſelbſt noch zu der Karlinger und Ottonen Zeiten ſahen ſich die Päbſte als die allgemeinen Väter aller Chriſten an, darum wur-den ſie von Fürſten und Völkern hoch verehrt, und man folgte gerne ihren Ausſprüchen. Selbſt Gregorius VII. handelte noch nach dieſer groſſen Idee, darum ſtiftete er das Cardinal-Collegium, welches durch die Wahlprieſter der Repräſentant aller chriſtlichen Nationen ſeyn ſollte. Seine Nachfolger aber, welche nicht mehr von den teut-ſchen Kaiſern eingeſetzt, ſondern von Italiänern gewählt waren, gingen von dieſem hohen Sinne ab, und machten die Sache der ganzen Chriſtenheit zur Sache des italieni-ſchen Volkes. Selbſt meiſtens Italiäner, haßten ſie die Herrſchaft der Teutſchen, welche ſie fremde Barbaren nannten; und die Päbſte wurden nun, ſtatt Väter aller chriſtlichen Nationen zu ſeyn, die politiſchen Häupter einer italieniſchen Partei. Sie bekämpften die Kaiſer nicht ſo-wohl als treuloſe Söhne der Kirche, ſondern als fremde Anmaßer der Herrſchaft über ihr Vaterland. Aus dieſem Geſichtspunkte muß man jetzt den Streit des Pabſtthums und des Kaiſerthums betrachten, wenn man richtig dar-über urtheilen und die Geſchichte verſtehen will.

Dieſen Geſinnungen gemäß, waren die italieniſchen Patrioten und Republikaner meiſtens auf der Seite der Guelfen und des Pabſtes, die aber des Adels und der

1. Siehe das vierte Buch.

Tirannen' auf jener der Gibellinen und des Kaisers. Durch leztere und die Visconti unterstützt, rückte Ludwig bis nach Mailand vor, und wurde da als König der Lombardei gekrönt. Bald hierauf führte ihn das Haupt der Gibellinen, Sciara Coloma, siegreich in Rom ein, wo er von zwei Cardinälen die kaiserliche Salbung erhielt. Er ließ demnach im Nahmen des römischen Volkes und der römischen Geistlichkeit den Pabst Johann als einen Ketzer und Majestätsverbrecher anklagen, und seiner Würde entsetzen. An dessen Statt wurde ein Gibellin unter dem Nahmen Nikolaus V. von den teutschen und italienischen Bischöfen der kaiserlichen Partei erwählt.

Ein so kühnes Unternehmen hatte Johann XXII. von Ludwigen nicht vermuthet. Trotzend auf seine vorige Gewalt, und unterstützt von den Guelfen und dem Könige von Frankreich, welche die Teutschen demüthigen wollten, wiederholte er noch einmal seinen Bannfluch und belegte ganz Teutschland mit dem Interdikte, wenn es ferner noch dem Baierfürsten gehorchen würde. Ludwig und die meisten teutschen Fürsten kehrten sich wenig an diese, auf sie geschleuderten Strahlen, weil sie wußten, daß sie von Frankreich aus geschärft waren. Durch diese Widerspänstigkeit der Teutschen tief gekränkt, starb Johann XXII. wie einige Geschichtschreiber behaupten, 1334 aus Verdruß. An seine Stelle wählten die welschen Cardinäle, auf den Gegenpabst Nikolaus nicht achtend, Benedikt XII. Bei diesem glaubte der gebannte Kaiser mäßigere Gesinnungen zu finden, als bei seinem Vorfahrer, denn

a. Azellino, Palavicini, Visconti, Wilhelm de la Mara nigra ꝛc.

er hatte ihm gleich nach dem Antritte seiner päbstlichen Regierung durch eine Gesandtschaft Versöhnung angeboten. Der Kaiser schrieb ihm daher einen Brief, worin er sich als einen großen Sünder gegen die Kirche anklagte, und um Verzeihung bat; aber bald kam es an Tag, daß man nur Zeit gewinnen wollte, und der Pabst, der ein geborner Franzose war, gestand selbst den kaiserlichen Gesandten, welche den Brief überbracht hatten: »daß er »gerne den Kaiser vom Banne lossprechen wollte; allein »der König von Frankreich habe ihm wissen lassen, daß »er in diesem Falle ärger mit ihm umgehen würde, als »ehemals Philipp der Schöne mit Bonifacius VIII.« Die Gesandten kehrten also unverrichteter Sache wieder nach Teutschland zurück, und Ludwig machte nun seine Sache zur Sache der ganzen teutschen Nation. Der größte Theil der Fürsten, des Adels und des Volkes war über das unwürdige Benehmen des Pabstes gegen ihren Kaiser aufgebracht, und selbst der erste geistliche Kurfürst und Prälat, Heinrich von Mainz, welcher doch von Johann zu der Würde befördert wurde, trat jetzt mit Unwillen auf die Seite des Kaisers, und sprach für dessen Rechte.

Eine so günstige Stimmung der teutschen Fürsten und Völker ließ Ludwig nicht vorübergehen. Im Jahr 1338 berief er einen Reichstag nach der kaiserlichen Wahlstadt Frankfurt, und darauf sollte entschieden werden, was in einer so wichtigen Sache des Reichs Wohlfahrt erfordere. Um den Vorgang desto feierlicher zu machen, bekleidete er sich mit dem kaiserlichen Ornate, setzte Karls des Großen Krone auf das Haupt, ergriff den Scepter, und redete von einer prächtigen Bühne herab zu dem versammelten teutschen Volke ohngefähr folgendermaßen: »Kurfürsten,

» Fürsten, Stände und Boten der Städte teutſcher Na-
» tion! Euch iſt nicht unbewußt, was Eifer und Bemühung
» ich bisher angewandt, um Ruhe und Frieden in der Kirche
» und in dem Reiche zu erhalten, auch was ich dadurch er-
» ſtanden und erlitten. Alle meine Kriegs- und Friedens-Ver-
» handlungen haben allein den Zweck gehabt, der Kirche
» und dem Reiche zu einem friedlichen Weſen zu verhelfen.
» Ich halte es für unnöthig, ſelbige nach der Reihe her
» zu erzählen, weil allen Fürſten und Ständen genugſam
» bekannt iſt, daß meine treuherzige Sorgfalt nie anders,
» als zum allgemeinen Beſten gerichtet war. Ihr habt
» bereits vernommen, was der Pabſt von mir begehrt,
» und was für Artikel zum Vergleiche er vorgeſchlagen,
» daraus kann jedermann wohl abnehmen, wie ſein Ge-
» müth gegen das Reich beſchaffen ſey. Obwohl aber
» alle Punkte des päbſtlichen Vorſchlags auf unerträgliche
» Ungerechtigkeit geſtellt ſind, ſo bin ich doch bereit, alles
» zu thun, was Ihr zur Herſtellung des Kirchen-Friedens
» und Vermeidung der Aergerniß rathſam und erſprießlich
» findet. Ich will, wenn es Euch beliebt, ſogar vom
» Reiche abtreten, und daſſelbe in des Pabſtes Gewalt
» geben, ohnerachtet es bisher in öffentlichen Schriften
» genugſam und ausführlich dargethan wurde, daß dem
» römiſchen Hofe weder Hoheit noch Gerechtigkeit über
» einen Kaiſer und das Reich gebühre. Wofern aber die
» Stände teutſcher Nation ſämmtlich die Sache dahin er-
» meſſen werden, daß dem Pabſte ſtandhaft und mit Ge-
» walt zu begegnen, oder die Sache auf ein allgemeines
» Concilium zu verweiſen ſey, ſo habe ich keine Scheu,
» weder vor Gefahr noch vor Tod, ſondern will zur Er-
» haltung der Reichswohlfahrt und Herrlichkeit, Gut und
» Blut williglich ausſetzen. Ich weiß es wohl, man ſucht

»euere teutsche Treue und euer Gewissen dadurch zu be»ängstigen, daß man mich als einen Ungläubigen, einen »Ketzer und Kirchenschänder gebannt hat, allein ich will »es euch hier in Gegenwart des allmächtigen Gottes, der »mich einst richten wird, und vor dieser würdigen Ver»sammlung der Bischöfe, Fürsten und Stände beweisen, »daß ich ein frommer, aufrichtiger Gläubiger und ein »guter katholischer Christ bin.« Hier kniete sich der Kaiser, und sagte das apostolische Glaubensbekenntnis nebst einem Vater Unser und dem englischen Gruße so laut, daß es jedermann hören konnte. Thränen rollten ihm dabei von den Wangen herab. Das Volk weinte mit dem Kaiser, oder murrte über das Betragen des Pabstes; aber die Kurfürsten zogen sogleich nach Rense zu dem Königstuhle, um über eine so wichtige Sache ungestört berathschlagen zu können. Da sie die Klagen des Kaisers gerecht befunden hatten, und befürchten mußten, daß solche Eingriffe in die Rechte des Reichs, Teutschland endlich den Italiänern und Franzosen Preiß geben würde; so schlossen sie unter sich jenen berühmten Kur-Verein, worin sie sich gelobten, die Rechte und Ehre teutscher Nation gegen jede fremde Anmaßung und Gewaltthat zu schützen und zu gewahren. »Wir,« heißt es in der Urkunde, »wir von Gottes Gnaden, Heinrich, Erz»bischof zu Mainz, Wakram, Erzbischof zu Cölln, Bald»win, Erzbischof zu Trier, Rudolph, Rupert, Gebrüder, »Stephan und Rupert der jüngere Pfallenzgrafen bi Rhn »und Herzogen in Bayern, Rudolph, Herzog zu Sachsen, »und Ludwig, Markgraf zu Brandenburg, thun kund, »daß wir mit einander bedacht, daß das heilig römisch »Reich an seinen Ehren, Rechten, Gewohnheiten und »Freiheiten angegriffen, beschwert und beschwert seye und

»werde, und sin einmuthlichen überein kommen, und han »uns deß vereint, daß wir daß egenannt Rich und unser »fürstlich Ehr an der Kur des Richs an sinen und un»sern Rechten handhaben, beschurn und beschirmen wel»len, nach aller unserer Macht und Kraft ohn Gefehrde »wider aller männlichen, niemand ausgenommen, und »wollen das nicht lassen durch dheinerlei Gebot, von wem »und wie es käm. Auch wollen wir alle Herrn und »Freund, die uns zugehören oder nit, sie seyen geistlich »oder weltlich, unser Mann, Dienstmann, Burgmann, »Ampelüt und Bürger darzu betten und halten, als verr »wir vermügen. Und dazu soll unser jeglicher der Kur»fürsten dem andern behelfen seyn ohn Gevärde. Geschech »auch, daß dheinerlei Zwejung oder Zwivel an diesen »Sachen unter uns Kurfürsten ufstunden, was wir danne »gemeincligen oder derer mehren Theil unter uns darüber »sprechen und machen, das soll Macht haben, und sule »auch das halten an Argliſt. Und haben wir es auch »geschworen zu den Heiligen für uns und unser Nach»kommen, stet und fest zu halten, und enfüllen uns dar»wider nit behelfen mit dheiner dispensation, absolu»tion, relaxation, abolition, in integrum restitution »auf dheinerlei beneficio. Und sollte Gott und der »Werlt erlos, trewlos und maineidig sin und heissen, wo »oder wie wir darwieder teten und komen. So beschlos»sen uf dem Königstul bei Rense. 1338.

Nachdem die Kurfürsten diesen Verein abgeschlossen hatten, kamen sie nach Frankfurt zurück und nun wurde durch einen Reichsschluß als ein Reichsgrundgesetz festgesetzt: »daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar »von Gott komme, und daß von Rechts- und alter Ge»wohnheit wegen, sobald einer zum Kaiser oder Könige

»entweder von den Kurfürsten einstimmig oder dem gröſsern »Theile derſelben, gewählt werde, er ſogleich, vermöge »der Wahl allein, für einen wahren König und römiſchen »Kaiſer anzuſehen, und ein ſolcher zu nennen ſey, daſs »darob alle ihm, als ſolchen, gehorchen müſsten, ſo wie »er auch vollkommene Macht habe, alle Reichsrechte zu »verwalten und das Uebrige zu thun, was einem wahren »Kaiſer zuſteht, ohne daſs er erſt die Genehmigung und »Beſtätigung des Pabſtes nöthig habe.« Dieſer Reichsſchluſs wurde ſogleich dem Pabſte durch ein beſonderes an ihn erlaſſenes Schreiben bekannt gemacht, welches ihm der berühmte Geſchichtſchreiber Albert von Straſsburg überbrachte.

Nach dieſen Vorgängen hätte man glauben ſollen, daſs nun die Einigkeit unter der teutſchen Nation hergeſtellt, und Ludwig in den ungehinderten Beſitz aller kaiſerlichen Rechte gekommen ſey; allein der argloſe Fürſt hatte nur ſeine offenen Feinde, die Oeſtreicher, durch wechſelſeitige Groſsmuth und teutſche Redlichkeit gewonnen, ſeine gefährlichſten aber, die Luxemburger, hetzten unter der Larve des Patriotismus. Sie hatten ihn zwar ſelbſt auf den Thron gehoben, allein nicht aus Zuneigung zu ihm. Sie wollten nur die Oeſtreicher davon abhalten, welche nach dem Tode Heinrichs VII. den meiſten Anhang im Reiche hatten. Schon während des Reichstags zu Frankfurt hatte der mächtige Erzbiſchof von Trier einige Geiſtliche und Mönche gewonnen, welche trotz des Reichsſchluſſes die päbſtliche Bannbulle öffentlich an die Kirchenthüren anſchlugen. Johann, der König von Böhmen, hatte den Kaiſer in Italien verlaſſen, wo er doch als Statthalter angeſetzt war, und erſchien weder auf dem Reichstage noch zu Renſe bei dem Kurverein. Heinrich der Erz-

bischof von Mainz wurde bald nach dem Reichstage vom Pabste in den Bann gethan, weil er die Partei des Kaisers ergriffen hatte, und den Ablaßverkauf in seinem Erzstifte nicht dulden wollte. An seine Stelle wurde Gerlach von Nassau gesetzt, der des Pabstes Creatur war. Endlich erschien auch Johanns Sohn, Karl der Prinz von Böhmen, mit seiner ihm eigenen List und Heimtücke, und hetzte die Fürsten auf. Er gab ihnen zu verstehen: »daß Ludwig durch kaiserliche Gewalt sein Haus »zum mächtigsten im Reiche erhoben, die erledigten Lehen »oder Reichsgüter an seine Söhne oder Vettern verschenkt, »und durch seine gefährlichen Züge nach Italien das Reich »dem päbstlichen Banne ausgesetzt habe. Er sey mit den »mächtigen Oestreichern im Bunde, und beide Familien im »Stande, die teutsche Freiheit unter die Füße zu treten »und die Kaiserkrone unter sich zu theilen u. s. w. Durch diese und dergleichen Vorstellungen gewann er und sein Oheim Balduin den Kurfürsten von Cölln und Rudolphen von Sachsen; die böhmische Kurstimme hatte sein Vater zu geben. Diese kamen also auf dem Königstuhle zu Rense zusammen, entsetzten den biedern Ludwig, und wählten Karlen zum Kaiser.

Ein so eigenmächtiges Unternehmen der luxemburgischen Partei brachte den größten Theil der Stände auf. Ludwig berief sogleich eine Reichsversammlung nach Speier, welche die Wahl Karls für ungerecht und nichtig erklärte. Dieser mußte daher nach Frankreich ziehen, um sich von dem Könige eine Unterstützung dadurch zu verdienen, daß er für fremdes Interesse gegen die Engländer focht. Der Kaiser aber schloß mit Eduard dem Könige von England ein Bündniß, wodurch er Karls und der Franzosen Anmaßungen im Zaume zu halten dachte. Er

war auch so glücklich, daß er und sein Sohn Stephan die Böhmen, welche in Tirol eingefallen waren, zurückschlug, starb aber im Jahre 1319. plötzlich, auf der höchsten Stufe seines Glücks und seiner Gewalt.

Nun war Karl von seinem Nebenbuhler befreit, aber selbst der Tod Ludwigs konnte die Kurfürsten von Mainz, von der Pfalz, von Sachsen und Brandenburg nicht mit ihm aussöhnen. Nachdem sie die Krone sowohl dem Könige von England Eduard, als dem Friedrich von Meissen fruchtlos angetragen hatten, versammelten sie sich zu Frankfurt, und wählten den tapfern Günther von Schwarzenburg, welchen sie an der Spitze ihrer Macht tüchtig glaubten, um ihrem Feinde die Spitze zu bieten. Als Karl und sein Oheim Balduin von dieser Wahl Nachricht erhalten hatten, zogen sie sogleich ein mächtiges Heer auf dem linken Rheinufer zusammen, und drohten den Neugewählten aus Frankfurt zu vertreiben. Dieser aber lagerte sich mit seinem Anhange von dem Maine bis zu dem Rheingaue herab, und erwartete den Angriff seiner Gegner. Indeß hatte Karl den Pfalzgrafen Rudolph von Günthers Partei abgezogen, indem er dessen Tochter ehelichte; und Günther erkrankte schnell zu Elwill, wo er so eben sein Heer anführen wollte. Er mußte sich, dem Tode nahe, nach Frankfurt bringen lassen, wo er kaum noch Zeit hatte, sich mit seinem Gegner auszusöhnen. Er überließ Karlen die Krone unter vortheilhaften Bedingnissen für seine Familie, und starb, von seinen Freunden betrauert, von seinen Feinden geehrt, in eben der Stadt, wo er neben einem Throne sein Grab fand. [1]

1. Siehe über seine Vergiftung Kirchners Geschichte von Frankfurt, 1. Theil.

Karl wurde nunmehr 1349 zu Frankfurt noch einmal erwählt, zu Aachen gekrönt, allein er bekümmerte sich mehr um das Wohl seiner böhmischen Erbländer als des Reichs. Die Kurfürsten aber wollten den auf dem Königsstuhle zu Rense zum Grunde gelegten Kurverein nicht zu Schanden werden lassen. Sie vermogten daher den Kaiser, daß er endlich jenes große Reichsgesetz fertigen und bekannt machen ließ, was man von dem angehängten goldenen Insiegel die goldene Bulle nannte. In derselben sind manche heilsame Verordnungen und Bestimmungen über die Wahl der Kaiser zu Frankfurt, über die sieben Kurfürsten, ihre Rechte und die Unveräußerlichkeit ihrer Länder, über den römischen König und die Beförderung des Landfriedens enthalten. Was aber die Länder und Staaten des Rheins insbesondere betrifft, so ist darin festgesetzt, daß die drei rheinischen Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cölln vor allen Kurfürsten, und der Pfalzgraf bei Rhein, außer Böhmen, vor den weltlichen Kurfürsten den Rang haben sollten. Der Erzbischof von Mainz blieb Erzkanzler des Kaisers und Direktor des Reichstages. Die Erzbischöfe von Trier und Cölln wurden Erzkanzler von Gallien und Italien. Dem Pfalzgrafen bei Rhein wurde sein altes Richterrecht in hohen Fällen und das Reichsvicariat über die Provinzen des Rheins und alle jene teutschen Länder bestätigt, wo das Schwabenrecht galt.

Die Verordnungen, welche in der goldenen Bulle über die Erhaltung des Landfriedens und den Verbot unerlaubter Bündnisse gemacht wurden, waren allerdings heilsam und dem Zeitgeiste angemessen, da aber Karl alle seine Thätigkeit auf Böhmen verwendete, blieben sie ohne Kraft und Erfüllung. Das kaiserliche Ansehen verfiel da-

durch in dem Maaße, als die königlich-böhmische Gewalt im Reiche zunahm. Die rheinischen und schwäbischen Stände befehdeten einander, wie zuvor, und da Karl am Rheine sein Gewicht verloren hatte, suchte er selbiges durch ein Bündniß mit Frankreich zu stärken. Während also die luxemburgische Partei sich in Böhmen mächtig, aber unter den Fürsten verhaßt machte, erhob sich die nassauische wieder in Mainz und am Rheine. Da der Erzbischof Heinrich III. von Virneburg wegen seiner Anhänglichkeit an den Kaiser Ludwig in den Bann gethan wurde, näherten sich die Nassauer dem Pabste. Dieser entsetzte auch wirklich den Erzbischof seiner Würde und wollte sie dem Grafen Gerlach, einem kaum zwanzigjährigen Jünglinge übergeben. Dagegen protestirte Heinrich, ernannte unter dem Vorstande Konrads von Kirkel Vormundschaft aus Domherren und kurfürstlichen Beamten bestehend, welche statt seiner das Erzstift halten sollte. Indeß aber behaupteten die Nassauer dem Pabste unterstützt, die Ansprüche Gerlachs mit bewaffneter Hand, und Graf Johann, dessen Bruder, war so glücklich, daß er während der Fehde den Konrad von Kirkel gefangen nahm.

Nach diesem unglücklichen Vorfalle sahen Heinrich und seine Räthe, daß so tapfern und gefährlichen Feinden, als jetzt die Nassauer geworden waren, auch ein tapferes Haupt entgegen gesetzt werden müsse. Das Domkapitel wählte daher den streitbarsten Domherrn seiner Zeit, den Kuno von Falkenstein, zum Verwalter des Erzstiftes. Kuno war, wie seine Ahnen und Verwandte, von Jugend auf in den Waffen erzogen, und hatte schon in mancher Fehde Proben seiner Kühnheit gegeben. Er hatte auch mehr das Ansehen und die Tracht eines rüstigen Ritters,

als eines geistlichen Chorherrn. Seine Vorliebe für den Kriegsstand war so auffallend, daß er von hohen und niedern Leuten fast sprichwörtlich der Ritter Kúno genannt wurde. Als daher der Kaiser Karl zu Mainz seinen Hof hielt, und Kuno unter den andern Geistlichen und Domherren in einer ritterlichen Kleidung vor ihm erschienen war, forderte er dessen Kappe und sagte, indem er sie aufsetzte, zu den Umstehenden: »sehe ich in Kunos Kappe nicht eher einem Soldaten als einem Domherrn gleich?« Aber Kuno bekümmerte sich wenig um diesen Spott des Kaisers; sobald er als Verwalter ernannt war, ergriff er kühn sein Schwert und rettete damit sowohl das Erzstift von Mainz, als späterhin das von Trier, gegen die Anfälle ihrer häufigen Feinde.

Gleich bei dem Antritte seines Amtes forderte er von den Nassauern die Befreiung Konrads von Kirkel. Da diese aber ihm nicht willfahren wollten, rückte er mit seinen muntern Haufen in das nassauische Gebiet, zerstörte oder überwältigte darin bei siebenzig Ortschaften, und zwang sie endlich, die Gefangenen wieder herauszugeben und sich mit dem Erzbischofe Heinrich zu vertragen. Durch diese schnellen Unternehmungen hatte er sich seinen Feinden so fürchterlich gemacht, daß sie ihn im offenen Felde nicht mehr anzugreifen wagten. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zu Hinterlist und Verschwörung, und wollten ihn unbewaffnet gefangen nehmen oder aus dem Wege schaffen. Zweimal wurde er also in seinem Bette überfallen, einmal durch Ulrich von Kronenberg, das andere mal durch die Bürger von Bingen, welche Gerlach gewonnen hatte; allein in beiden Fällen rettete er sich durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster nach der Festung

Ehrenfels. Von dieser hohen Burg herab, konnte er sehen, wie die von den Nassauern unterstützten Bürger von Bingen das über ihrer Stadt gelegene Schloß Klopp belagerten, welches er mit seinen Truppen besetzt hatte. Er konnte den Belagerten Zeichen geben, und von ihnen empfangen, und alle Bewegungen bemerken, welche man gegen sie unternahm. Als er nun einmal bei Nacht in seinem Bette ein seltsames Geräusch über den Rhein her erschallen hörte, sprang er sogleich an das Fenster, um von da herab zu beobachten, was es zu bedeuten habe. Da vernahm er von Bingen herüber das Geklirre der Waffen, das Gedränge der Bürger, das Zurufen der Hauptleute; und als er daraus schloß, daß man gegen Klopp einen nächtlichen Ueberfall wagen wollte, setzte er sogleich mit einem Haufen entschlossener Reisigen über den Rhein, rückte mit schnellen Schritten zur Festung hinan, und war unter ihnen der erste, welcher in den Graben sprang, um den Belagerten Hülfe zu bringen. Er übernahm hierauf selbst die Vertheidigung der Burg, schlug die überraschten Bürger in ihre Stadt zurück, und bändigte endlich diese zahlreiche Gemeinde, welche gegen ihn die Waffen ergriffen hatte.

Nachdem Kuno durch so kühne Thaten die Macht der Nassauer gebrochen, und Heinrichen auf dem Stuhle zu Mainz behauptet hatte, starb dieser im Jahre 1353, und das Erzstift schien durch diesen Todesfall neuen Erschütterungen ausgesetzt zu seyn. Um also der langen Fehde ein Ende zu machen, und seine Verwaltung nicht zu mißbrauchen, machte Kuno mit Gerlach einen Vertrag, vermöge dessen er diesem das Erzstift von Mainz überließ, sich aber den Besitz der Schlösser Klopp, Ehrenfels, Fürsteneck und Heimbach von dem Steine im Rheine an,

welchen man den Löwenstein nennt, bis nach Lorchhausen so lange als Pfandschaft vorbehielt, bis ihm Gerlach entweder 40,000 Gulden als Entschädigung bezahlt haben, oder er zu einem andern Bisthume gekommen seyn würde. Bald hierauf im Jahre 1362 wurde er von dem Erzbischofe von Trier Bömund und dessen Kapitel zum Coadjutor gewählt, und Gerlach kam also zum ruhigen Besitze des Kurfürstenthums von Mainz.

Gerlachs erste Angelegenheit war nun, sich und sein Haus darin zu behaupten. Sein Vater Gerlach, der Sohn Adolphs des Kaisers, hatte sich bereits mit dem Kaiser Ludwig dem Baiern ausgesöhnt, und dieser gab ihm beträchtliche Rechte zu Wasser und zu Lande längs dem Rheine hin. Der Erzbischof hatte durch Gunst Kaiser Karls IV. das Städtchen Höchst mit einem neuen Zoll und seinen Umgebungen erworben, weil er ihn gegen Ludwigen auf den Thron erhob. Um jetzt seine Länder gegen die Landgrafen von Thüringen und Hessen zu wahren, setzte er einen seiner Brüder, den Johann, als Statthalter im Eichsfelde, und den andern, Rupert, als Oberamtmann in Amöneburg an. Ersterem freiete er zuerst die Erbin von Merenberg und Gleiberg, und nach ihrem Tode die Erbin Johanna von Saarbrücken, wodurch die Länder seines Hauses merklich vergrößert wurden. Damit aber durch diesen neuen Erwerb keine Streitigkeiten unter seinen Brüdern oder deren Nachfolger entstehen mögten, beredete er sie und seinen Vater, daß sie unter seiner Vermittlung im Jahre 1355 zu Eltwill einen Theilungsvertrag abschlossen, welchem gemäß Adolph der ältere Bruder Idstein und Wiesbaden, Johann aber Weilburg nebst dem, was ihm seine Gemahlin zugebracht hatte, erhalten sollte. Diese von Gerlach angeordnete

btheilung des Hauses Nassau in die idsteinische und eilburgische Linie ist noch bis auf unsere Zeiten erblieben.

Nach diesen Vortheilen, welche er seinem Hause erworben hatte, dachte er auch seinen Neffen Adolph zu einem Nachfolger erwählen zu lassen. Allein er war schon zu alt, und dieser noch zu jung, um seine Absichten durchsetzen zu können. Nichts desto weniger wollte nach seinem bald, 1371, erfolgten Tode die nassauische Partei unter Anführung des Domdechants, Bayers von Boppart, diesen Neffen, einen kaum achtzehnjährigen Edelknaben, auf den erzbischöflichen Stuhl erheben. Diesem aber widersetzte sich der klügere Theil des Domkapitels und postulirte den Kuno von Falkenstein, welcher sich schon durch die Verwaltung der Erzstifter von Mainz und Trier große Verdienste erworben hatte. Da beide Parteien nicht einig werden konnten, und das Erzstift während des Zwistes viel Schaden erlitt, glaubte der Kaiser Karl IV., daß die Zeit gekommen sey, wo er das Kurfürstenthum von Mainz wieder seinem Hause zuwenden könnte. Er vermogte daher den Pabst Gregorius XI., daß er diese Würde seinem Vetter Johann von Luxemburg, dem Bischof von Straßburg, übergab.

Dieser Johann war mehr ein schöner, als kluger Fürst, weßwegen er auch das Schaf oder der Hammel genannt wurde. Er dachte mehr darauf, wie er die Speisen auf seiner Tafel, als die Angelegenheiten seiner Länder und seines Hauses verbessern möge. Daher sagt auch Königshofen in seiner Chronik von ihm: »Johannes »von Lune oder von Luxemburg, ein Walich, wurde durch »des Kaisers Bitte von dem Pabste zum Bischofe zu »Straßburg und Erzbischof von Mainz gemacht. Er war

»sanftmüthig und einfältig, achtete nicht, wie es in seinem »Lande ging, wenn man ihm nur recht viel zu essen dar»trug. Er gab auch Morgens niemand eine Antwort, er »hätte dann zuerst eine Suppe und dazu ein Huhn, oder »anderes Fleisch und Fisch gegessen. Das Bisthum stand »mehr an seinen Amtleuten, als an ihm, und diese rich»teten es nach ihrem Willen.« Solche Eigenschaften konnten die luxemburgische Partei in Mainz nicht beliebt machen. Der Haß der Bürger gegen sie brach sogar in offene Gewaltthaten aus, als Kaiser Karl IV. im Jahre 1372 nach dieser Stadt kam, um seinen Vetter, den Erzbischof zu besuchen. Es wurde nämlich unter den Bürgern ausgesprengt: »die Böhmen, welche der Kaiser mit»gebracht und in dem Bischofshofe zum Thiergarten ein»gelegt hatte, wollten den bürgerlichen Freiheiten Gewalt »anthun und die Stadt dem Bischofe überliefern.« Zur Zeit also, wo die Kaiserin einen Spaziergang aus diesem Hofe gemacht hatte, und die Böhmen sich belustigten, stürmte ein Haufen mainzer Bürger in den Thiergarten, sprengte die Thore und Thüren auf, drang selbst bis in die Zimmer der Kaiserin, erschlug von den Böhmen, was er vorfand in und unter dem Bette der Fürstin und raubte einen beträchtlichen Theil von ihren Kleinodien. Aufgebracht über diese Freveltat verließ der Kaiser mit seiner Gemahlin sogleich den andern Tag in aller Frühe die Stadt. Die Aufrührer wurden gefangen und drei von den Mördern vor dem Bischofshofe enthauptet. Diese Strafe konnte aber den Haß der nassauischen Partei gegen die luxemburgische nicht mäßigen. Noch dasselbe Jahr starb Johann zu Eltvill so schnell, daß man erstere beschuldigte, sie habe ihn, um sich in dem Besitze des Erzstiftes zu behaupten, vergiften lassen. Solche Beschuldi-

gungen während eines bürgerlichen Krieges verdienen wenig Glauben, indeß bleibt so viel gewiß, daß sich die Nassauer gleich nach Johanns Tode der Schlösser und Länder des Erzstiftes bemächtigten, und den zuvor wegen seiner Jugend zurückgewiesenen Adolph auf dem heiligen Stuhle zu behaupten suchten. Aber der Besitz des Kurfürstenthums von Mainz war für des Kaisers Gewalt und Absichten zu wichtig, als daß er ihn den Nassauern überlassen hätte, die seine heimlichen Feinde geworden waren. Er wollte zu der Zeit seinen Sohn Wenzel zum römischen Könige wählen lassen, und dazu war ihm die Stimme des ersten Kurfürsten fast unentbehrlich. Demzufolge vermogte er den Pabst Gregorius XI., daß er das ledige Erzbisthum an seinen Freund Ludwig den Bischof von Bamberg übergab. Durch dessen Beförderung hoffte er die römische Königswahl für seinen Sohn Wenzel zu befördern. Er lud daher das folgende Jahr 1375, die Kurfürsten nach Rense auf den Königsstuhl, um sich über die Wahl zu berathschlagen; allein Ludwig wollte nicht eher dort erscheinen, bis die Fürsten entschieden hätten, ob er oder Adolph der rechtmäßige Erzbischof von Mainz sey. Um diesen Rechtszweifel Ludwigs zu beschwichtigen, fuhr der Schwiegersohn des Kaisers, Rupert von der Pfalz, ihm bis nach Oppenheim entgegen, und brachte ihn nach Rense, wo dann die Wahl Wenzels beschlossen, und acht Tage später zu Frankfurt vollzogen wurde.

Indeß behaupteten sich die Nassauer im Besitze der mainzischen Länder, und Adolph zog eine große Macht bei Erfurt zusammen, um seine Ansprüche darauf mit dem Degen in der Faust zu vertheidigen. Dagegen rückten Ludwig und der Kaiser mit 40,000 Mann heran, und

belagerten die Nassauer über sechs Wochen um die Stadt. Unter diesen Kämpfen war Ludwig auch Erzbischof von Magdeburg geworden, und bekümmerte sich, wie sein Vorfahrer Johann, mehr um gute Speisen und schöne Weiber, als um die Verwaltung seines Erzbisthums. Statt mit seinem wackern Gegner Adolph vor Erfurt zu fechten, stellte er auf dem Rathhaus zu Calve einen Ball an, um die Tugend der Frauen zu belagern; aber eben diese ungeistliche Aufführung brachte ihm seinen Untergang. Als er nämlich wacker mit seinen Schönen herumtanzte, brach in dem Bette eines benachbarten Zimmers Feuer aus, und verwandelte dieses Fest der Lust und der Freude in ein Schauspiel des Schreckens und der Trauer. Die Flammen, welche die Polster und Kissen ergriffen hatten, schlugen so hoch auf, und verbreiteten in dem nächtlichen Dunkel einen so fraiserlichen Schein, daß jeder schon das ganze Rathhaus im Brande zu sehen glaubte. Frauen, Fräulein, Ritter und Bediente verließen die Reihen des Tanzes oder der Tafel. Sie liefen mit blassen Gesichtern rechts, links, vorwärts, rückwärts untereinander umher, und suchten Hülfe und Rettung. Man schreit Feuer, man bringt Eimer und Löschwerk herbei, und da jeder nur zur nächsten Stiege zueilte, um sich zu retten, rannte alles darauf so gedrängt auf und ab, daß der Ausgang endlich selbst gesperrt wurde. Durch diese Stockung hatte sich der Schrecken noch mehr verbreitet. Einige Fräulein und Ritter sprangen zum Fenster hinaus und zerbrachen Arme und Beine; andere drangen mit so viel Eile und Gewalt auf die Stiege zu, daß sie krachend zusammenbrach. Der Bischof stürzte mit hundert Frauen herab, unter welchen er allein todt geblieben ist.

Durch die zwei unverhofften Sterbfälle Johanns und
dwigs, kam Adolph im Jahr 1480 in den unbestrit-
ten Besitz des Erzstiftes von Mainz. Wie er sich bis-
r gegen seine inneren Feinde mit Kraft und Muth zu
behaupten wußte, so jetzt auch gegen seine äußeren. Unter
iesen waren die Landgrafen von Hessen und die Pfalz-
rafen bei Rhein die mächtigsten und auch gefährlichsten.
iene umfaßten durch ihr Gebiet Erfurt und die Aemter
on Fritzlar und Amöneburg, und dachten selbige um so
eichter zu erobern, als sie der Entfernung wegen schwer
u vertheidigen waren. Diese hatten durch ihre Länder
und Macht selbst Mainz umgeben, und konnten ohne Ge-
fahr in die Bergstraße einfallen, worauf sie, wie wir
bereits gehört haben, schon lange Ansprüche machten.
Dazu kam noch, daß der bisher fortdauernde Streit zwi-
schen der nassauischen und luxemburgischen Partei ihren
Unternehmungen gegen das Erzstift selbst Beförderung
gab. Unter solchen Umständen überfielen der Kurfürst
von der Pfalz, Ruprecht, der Landgraf von Hessen,
Herrmann, der Bischof von Würzburg, Gerhard,
der Burggraf von Nürnberg und der Graf von Wertheim,
ja selbst der Kämmerer von Worms, Dietrich von
Dahlberg, nebst andern Rittern, Adolphs Länder am
Rhein, am Main, in Thüringen und in Hessen, und
wollten die nassauische Macht brechen. Da Adolph zu-
gleich Bischof von Speier war, so rückte der Pfalzgraf
zuerst in dies Bisthum vor, und nachdem er die speierischen
Länder ausgeplündert hatte, fiel er und Diether von
Dahlberg in die Bergstraße ein, wo letzterer den Bruder
des Kurfürsten gefangen nahm. Indeß verstärkte sich
Adolph mit einigen benachbarten Grafen, und trieb die
Pfälzischen auf ihr Gebiet zurück. Auch setzte er sich auf

annehmliche Bedingnisse mit Diether von Dahlberg. Der Krieg wurde aber mit gleicher Erbitterung und Härte am Rhein, am Main, am Neckar und an der Tauber fortgeführt, bis ihn 1381 der Kaiser Wenzel beigelegt hatte.

Da Adolph durch den Frieden am Rheine mächtige Feinde verloren hatte, so schloß er im Jahr 1387 ein Bündniß mit Otto von Braunschweig und Balthasar von Thüringen, und wandte nun seine ganze Macht gegen den alten Feind seines Erzstiftes, Herrmann von Hessen. »Wisset,« sagte er in seinem Fehdebriefe, »wisset, hochgeborner Herrmann, um solch Unrecht und Gedräng, das »ihr und Euere begeht an uns und unsers Stiftes Leuten »und Unterthanen, daß wir Adolph Erzbischof zu Menze »euer und euer Städte, Schlösser, Länder und Leute »feind seyn wollen.« Hierauf zog er mit einem starken Haufen Reisiger und Knechte umgeben nach Hessen, nahm Rotenburg, Melsungen, Niederstein und Gudesberg ein. Er belagerte endlich, nachdem seine Bundesgenossen zu ihm gestoßen waren, sogar Cassel, die Hauptstadt des Landgrafen. Also gedrängt, war Herrmann gezwungen, um Frieden zu bitten. Er gab Adolphen Grevenstein, Ymenhausen und Wolfsdorf zum Unterpfande. Man sagt sogar, daß er ihm als Marschall auf dem Kirchhofe zu Fritzlar habe den Steigbügel halten müssen. Ein gleichzeitiger Poet hat folgende Verse auf diese Fehde gemacht:

Ein Sprüchwort sagt: Bischof Adolph
der beißet um sich, wie ein Wolf.
Auf daß man nun den Feind abkäm,
und das Land nicht ferner Schaden nehm,
Landgraf Herrmann versprechen thut
wohl zwanzig tausend Gulden gut

zu Mainz dem Erzbischof zur Hand,
Und setzt ihm ein zum Unterpfand
Zirneberg, Wolfhagen, Grevenstein,
Hierauf sie abgezogen seyn.

Nach dem Tode Adolphs 1390 konnte die nassauische Partei nicht die Mehrheit der Stimmen im Kapitel für den Grafen Johann erhalten, weil er noch ein Knabe war. Man wählte daher Konraden von Weinsberg, einen alten friedlichen Herrn einstweilen zum Verwalter, bis jener das hinlängliche Alter erreicht haben würde. Konrad stand mit allen seinen Nachbarn, mit seinem Kapitel und den Bürgern von Mainz in einem guten Vernehmen, weil er allen gefällig war. Deswegen sagt auch die Limburger Chronik von ihm, daß ihm ein Chorröcklein besser stünde, als ein Panzer. Nach seinem Tode 1396 kam sonach Johann der Nassauer, welcher nun das gehörige Alter hatte, auf den erzbischöflichen Stuhl, und mit ihm der kriegerische Fürstengeist seiner Vorfahren. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung führte er gegen seine Nachbarn und die Bürger von Mainz eine kräftige Sprache. Noch stärker zeigte er seinen Einfluß im Reiche.

Die luxemburgische Partei hatte sich durch die zweideutige Regierung Karls IV. verhaßt gemacht; jetzt war sie durch die Saumseligkeit Wenzels verächtlich geworden. Diese Lage der Dinge gab dem Erzbischof Johann neue Gelegenheit, das Gewicht der Nassauer in Mainz und am Rhein zu vermehren. Was ihn besonders gegen den letztern Kaiser aufbrachte, war dessen Begünstigung des Städtebundes, der die rheinischen Fürsten mit Aufruhr bedrohte. Je mehr er sich also von Wenzel entfernte, je mehr schloß er sich an seine Nachbarn, die Pfalzgrafen an.

welche bisher die Haufen der Bürger bei Worms und Eschborn geschlagen hatten.

Indeß vermehrten sich die Bündnisse der Städte und des Adels, und mit ihnen die Fehden am Rhein; aber Wenzel sah diesem blutigen Schauspiele mit unverzeihlicher Behaglichkeit von Prag aus zu, ohne die ihm zukommende Reichsgewalt eintreten zu lassen. Unter einer solchen Verwirrung versammelte Johann die Reichsfürsten zu Frankfurt, um ihnen die Noth des Reiches vorzutragen, und den Kaiser zur schleunigen Hülfe aufzufordern; aber Wenzel ließ sich nicht in seiner Ruhe stören. Er schickte nur seine Gesandten zum Reichstage, und diese fanden dort mehr Demüthigung, als Folgsamkeit für ihren Herrn.

Nach diesen fruchtlosen Versuchen faßte Johann den Entschluß, dem saumseligen Kaiser die Krone von dem Haupte zu reißen, und selbige auf jenes des Pfalzgrafen Ruperts III. zu setzen. Da er aber erst darüber die Gesinnungen der übrigen rheinischen Kurfürsten erforschen wollte, hielt er zuvor mehrere Zusammenkünfte mit ihnen zu Rense, zu Boppart und zu Lahnstein. Als er nun durch ihre Klagen auch ihres Mißvergnügens vergewissert zu seyn glaubte, berief er abermals (1397) eine allgemeine Reichsversammlung nach Frankfurt, wo er seine Absichten mit Genehmigung des ganzen Reichs durchzusetzen hoffte.

Um das Ansehen des Kaisers auch in den Augen des gemeinen Volks zu demüthigen, erschienen sowohl er als die andern Fürsten mit einer Pracht, welche zu der Zeit jene der Könige verdunkelte. Der Herzog von Oestreich, sagt die Limburger Chronik, lag da mit großer Herrlichkeit, als wollte er rufen: Wer da will essen, trinken und seinen Pferden Futter geben, um Gott und Ehr, der soll nur zu seinem Hofe kommen. Er gab alle

Tage für vierzig tausend Gulden Futter. Auch war da, der Landgraf Herrmann von Hessen, mit mehr denn fünfhundert Pferden; der Markgraf von Meissen mit zwölfhundert, und der von Würtemberg mit nicht viel weniger. Vor allen aber glänzte der Pfalzgraf Rupert, der künftige Kronbewerber, sowohl in Pracht als männlich schönem Ansehen. Unter allen Fürsten, Grafen und Herren, fand man nicht seines Gleichen in teutschen Landen mit großer Herrschaft und mit Herrlichkeit. Er war jedem bereit mit Hohern, mit Tornen oder mit dem Zug zu Schimpf und zu Ernst, und vollführte das bis an sein Ende.

Dieser großen Vorbereitungen ohngeachtet, konnte es Johann dermalen noch nicht dahin bringen, daß sein Günstling Rupert auf den Thron erhoben wurde. Des Kaisers Gesandte führten bittere Klagen, sowohl gegen ihn als die mit ihm verschworenen Kurfürsten. Die meisten davon fielen mit ihrer Wahl auf Friedrich von Braunschweig, einen allgemein geachteten Fürsten; aber dieser wurde bei Fritzlar von dem Grafen von Waldeck und anderen Rittern erschlagen, und der Verdacht des Mordes fiel auf den herrschsüchtigen Erzbischof, weil die Mörder dessen Freunde und Vasallen waren.

Ein so schändlicher Verdacht war dem Ansehen und der geistlichen Würde Johanns zu nachtheilig, als daß er nicht alle Mittel angewendet hätte, ihn von sich abzulehnen. Um seine Unschuld darzulegen, brachte er nicht nur von unbefangenen Leuten, sondern selbst von den Thätern Zeugnisse herbei; allein die Brüder und Verwandten des Erschlagenen forderten Rache, und fielen in die mainzischen Länder mit Feuer und Schwert ein. Der beschuldigte Erzbischof mußte sich über ein Jahr gegen sie entweder mit Schutzschriften oder Schutzwaffen vertheidi-

gen, dem ohngeachtet konnten ihn weder die beigebrachten Zeugnisse, noch selbst seine Siege von dem einmal gefaßten Verdachte reinigen.

Indeß war der Haß der Kurfürsten gegen den verächtlichen Kaiser stärker, als gegen den arglistigen Erzbischof; und so gelang es diesem, selbige zu Rense zu dem zu bereden, was ihm in Frankfurt fehlgeschlagen war. Im Jahr 1400 entsetzte er, mit Beistimung der rheinischen Kurfürsten, den Kaiser Wenzel auf dem Königstuhl seiner Würde, und erhob seinen Günstling, Ruperten III. von der Pfalz, auf den kaiserlichen Thron. Nach geschehener Verabredung führte er den Pfalzgrafen gleichsam im Triumph nach Frankfurt, wo beide die Kurfürstin schon erwartete, und ließ die Wahl in der gehörigen Feierlichkeit und mit aller nur möglichen Pracht vollzieben.

Durch die Einigkeit, welche die rheinischen Kurfürsten bei der Erhebung Ruperts zeigten, und da sie jetzt das Reichsoberhaupt unter sich selbst zählten, schien auch die Einigkeit im Reiche, und die Ruhe wenigstens am Rhein hergestellt. Johann aber benutzte seinen Einfluß zum Vortheile seines Erzstiftes. In größter Eile befestigte er das Schloß zu Höchst und trug, um den Bau zu befördern, selbst mit seinen Hofleuten die Steine herbei. Er nahm Hanau und Babenhausen als Verwalter der Grafschaft in Besitz, dagegen gab er das an seine Vorfahren verpfändete Oppenheim mit den Orten des Ingelheimer Grundes wieder heraus, und gestattete, daß der Kaiser selbige der Rheinpfalz einverleiben konnte.

Nach so wichtigen wechselseitigen Gefälligkeiten hoffte Johann, daß Ruprt, wie seine Vorfahren, den Uebermuth der Städte demüthigen würde, allein dieser fühlte nun, daß er Kaiser geworden sey, und es ihm folglich

zuſtände, die rubeliebenden Bürger gegen die Räubereien und Fehden des Adels zu ſchützen. Nachdem er von Italien zurückgekommen war, rüſtete er mit Unterſtützung der Städte, ein kräftiges Heer, und zog an der Spitze deſſelben gegen die Ritter und Ruheſtörer, welche von ihren Schlöſſern unter den Rhein und Main unſicher machten. Die Raubneſter von Hattſtein, Reiffenberg und Kronenberg wurden bedroht, die von Rückingen, Horſt, Memmelriß, Hundegeſäß, Waſſerloß, Hanſtein und Karben eingenommen und zum Theil gebrochen. Als bei der Beſtürmung des letztern die Bürger von Frankfurt ſich weigerten mitzuſtreiten, weil dieſer Ort ihnen beſtändig offen geweſen, antwortete Ruppert: »Ich werde ihn bald für alle Zeit offen machen.«

Dieſe Unternehmungen des Kaiſers gegen die Raubritter, wovon viele Mainziſche Vaſallen und Bundesgenoſſen waren, wollten dem Erzbiſchof nicht gefallen. Auch befürchtete er, daß dadurch der Muth der Bürger von Mainz wieder angefacht würde, er beklagte ſich daher gegen denſelben, daß er ihm ſein Erzkanzleramt ſchmälere, die Erbauung ſeines Schloſſes zu Höchſt verhindere, den dort erhaltenen Zoll nicht zugeſtehen, und überhaupt ſeine Unterthanen in der Bergſtraße und zu Bingen durch pfälziſche Amtleute bedrängen wolle. Ruppert achtete nicht auf des Erzbiſchofs Klagen, ja er gab viele gegen ihn ſelbſt zurück. Aufgebracht über eine ſolche Verachtung ſchloß Johann zu Marbach einen Bund mit einigen Fürſten und Städten, worin man ſich wechſelſeitige Hülfe gegen fernere Anmaßungen des Kaiſers verſprach.

Von nun an war das gute Vernehmen zwiſchen Ruppert und Johann ganz abgebrochen. Zugleich mit kaiſerlicher und pfälziſcher Macht geſtärkt, bedrohte jener den

feindlichen Erzbischof durch die Gewalt der Waffen zu bändigen. Dieser aber rüstete sich mit seinen Vasallen und Bundesgenossen. Eine hartnäckige blutige Fehde würde ohnfehlbar wieder die Ufer des Rheins zum Schauplatze des Mords und Brandes gemacht haben, wäre sie nicht durch den schnellen Tod des Kaisers 1410 aufgehalten worden.

Während dieser Spannung hatte Johann bemerkt, wie gefährlich es sey, die kaiserliche Gewalt seinen mächtigen Nachbarn zu übertragen. Er näherte sich daher nach dem Tode Ruperts dem von ihm entsetzten Wenzel wieder, und wollte die Kurfürsten bereden, denselben noch einmal als Kaiser anzuerkennen; allein diejenigen, welche sich schon zu Frankfurt versammelt hatten, lenkten die Wahl auf dessen Bruder Siegismund den König von Ungarn. In diesem Drange der Umstände glaubte Johann den Vollzug derselben verhindern zu können, wenn er die Thüren an dem Dom und dem Wahlzimmer verschließen ließe, aber die anwesenden Kurfürsten traten hinter dem hohen Chore auf dem Kirchhofe zusammen und erwählten den König von Ungarn.

Indeß waren auch die Gesandten von Böhmen, Sachsen und Brandenburg angekommen; diese suchte Johann sogleich zu gewinnen, und setzte durch sie dem Siegismund Jobsten von Mähren entgegen. Zum Glücke für das geängstigte Reich starb dieser bald nach der Wahl, und Johann stimmte nun den übrigen Kurfürsten bei und setzte Siegismunden auf den kaiserlichen Thron.

Man kann dem Erzbischofe Johann II. weder Gewandtheit in Staatsgeschäften, noch Muth in Gefahren absprechen, allein sein unruhiger, ränkevoller Geist entzog ihm und der nassauischen Partei das Zutrauen der Für-

ſten, des Domkapitels und des Volks. Nach ſeinem, im Jahre 1419, erfolgten Tode wählten die Domherren Konraden III., einen gebornen Rheingrafen, und dieſer gab durch ſeinen friedlichen Charakter ſowohl dem Reiche als dem Erzſtifte von Mainz die Ruhe wieder, welche Johann ſo oft gefährdet hatte. Er verglich die Streitigkeiten, welche während der Regierung ſeines Vorfahrers zwiſchen den Bürgern und der Geiſtlichkeit in Mainz ausgebrochen waren. Mit ſeinen Nachbarn ſtand er entweder in friedlichen Verhältniſſen oder legte deren Zwiſtigkeiten mit Klugheit bei; er vermehrte das Gebiet ſeines Erzſtiftes durch den Ankauf des Amtes von Steinheim, und beſtätigte den Bürgern von Mainz ihre alten Freiheiten und Vorrechte. Selbſt die unruhigen Heſſen wußte er durch Nachgiebigkeit zu gewinnen. Dieſes geſetzlichen Betragens wegen ernannte ihn der Kaiſer Siegismund zu ſeinem Reichsverweſer, und er verwaltete dieſes Amt mit Zufriedenheit der Fürſten und des Volks.

Sein Nachfolger Theodorich von Erbach war mehr ein prachtliebender als kriegeriſcher Fürſt. Da die Länder ſeines Stammes von dem Gebiete des Obererzſtiftes umgeben waren, hielt er ſich meiſtens zu Aſchaffenburg auf, wo er auch ſtarb und begraben liegt. Unter ſeiner langen Regierung gewann die naſſauiſche Partei wieder das Gewicht, was ſie durch Johann II. verloren hatte; und ſo trat ſie nach ſeinem Tode mit neuer Kraft auf und veranlaßte durch ihren Einfluß eine zwieſpaltige Wahl in dem Kapitel, welche die wichtigſten Folgen ſowohl für die Angelegenheiten des Erzſtiftes als der ganzen Chriſtenheit hervorbrachte. Ehe wir aber zu den Begebenheiten ſelbſt kommen, wollen wir zuvor den Zuſtand der Kirche,

des Erzſtiftes und der Stadt ſchildern, damit der Leſer in Stand geſetzt werde, die Urſachen und die Folgen zu bemerken.

Während der Zeit, als die naſſauiſch-epſteiniſche Partei ſo mächtig und kühn den kaiſerlichen Thron und den erzbiſchöflichen Stuhl zu Mainz zu behaupten ſuchte, war, wie wir bereits geſehen haben, der Geiſt des Friedens und der Sanftmuth eben ſo ſehr von den rheiniſchen Kirchen gewichen, als ſich der Kriegs- und Fürſtengeiſt darin fortgepflanzt hatte. Man betrachtete die geiſtlichen Würden und Biſchofsſtühle mehr wie ein Beförderungsmittel zur weltlichen Größe, als der Religion. Die Stiftsgeiſtlichen und Mönche waren reiche Pfründner oder kluge Landwirthe geworden, die Domherren ergaben ſich den Waffen und den Ränken, und die Biſchöfe oder Aebte glänzten als mächtige Fürſten im Frieden, als kühne Feldherren im Kriege. Die Religion und religiöſen Gebräuche wurden nur des Volks wegen geübt, und das geiſtliche Fürſtenthum des weltlichen wegen nachgeſucht.

Ein ſolcher Geiſt von eitler Größe herrſchte jetzt auch auf dem erſten heiligen Stuhle der Chriſtenheit zu Rom, und die Biſchöfe in Teutſchland unterwarfen ſich nur darum noch der Obergewalt des Pabſtes, weil ſie dadurch die übrige gegen ihre Nachbarn, die weltlichen Fürſten, zu erhalten glaubten. Sie appellirten in ſtreitigen Fällen an ſeinen Richterſtuhl, entrichteten ſeiner Kammer den ſchuldigen Tribut für das ertheilte Pallium, und ließen ſich von ihm in ihrer Würde beſtätigen. Da aber der römiſche Hof ſelbſt in weltlicher Ueppigkeit und Pracht erſchien, glaubten auch ſie zu ähnlichem Aufwande berechtigt zu ſeyn. Pabſt Pius II. welcher zu der Zeit den päbſtlichen Stuhl beſaß, lernte als Aeneas Sylvius dieſen Geiſt der

Bischöfe und ihrer Geistlichkeit in Teutschland selbst kennen, und wußte ihn mit Klugheit auch zu lenken.

Das teutsche Reich lag noch in der Anarchie, wohin es seit den Hohenstaufen versunken war. Geistliche und weltliche Fürsten mußten beständig zu den Waffen greifen, um sich entweder zu vertheidigen oder zu befehden. Die rheinischen Kurfürsten hatten zwar zu Rense einen Kurverein zur Erhaltung des Friedens geschlossen, und die bisherigen Kaiser ihn anbefohlen; allein das jetzige Oberhaupt des Reichs Friedrich III. war mit der Beschirmung seiner eigenen Staaten zu viel beschäftigt, als daß er ihn künftig befördern konnte. Die Länder des Erzstiftes von Mainz selbst waren von mächtigen Feinden umgeben, und von einander entfernt. Die Beschreibung ihrer Erwerbung und Verfassung wird diese mißliche Lage bestätigen.

Als Hatto und Willigis sich zu weltlichen Herren von Mainz gemacht hatten, herrschten zuerst die Salier, dann die Pfalzgrafen schon gewaltig im Nahe- und Wormsgau. Die Erzbischöfe von Main; konnten daher ihr Gebiet nicht weit auf dem linken Rheinufer ausbreiten, denn den größten Theil davon hatten letztere, die Pfalzgrafen, eingenommen, und Oppenheim mit dem sogenannten Ingelheimer Grunde blieb immer noch unmittelbares Reichsgut. Dieser Lage der Dinge gemäß erwarben sie sich, außer Bingen, gewissermaßen nur einen Burgbann um die Hauptstadt Mainz, welchen, unter dem Rahmen des Oberamts von Olm auf dem linken Rheinufer die Selzbach, und unter jenen eines Vizthum-Amtes, auf dem rechten ein Landgraben von Mosbach bis Wickert beschränkt. Ihre Hauptabsicht war aber auf den schönen untern Rheingau gerichtet, welcher sich gleich unter Mainz längs dem Rheine hin erstreckte. Die Erzbischöfe von Mainz mußten schon

nach des heiligen Bonifacius Zeiten diesem schönen Lande nicht abhold gewesen seyn; denn zu Winkel, einem Flecken desselben, zeigt man noch ein altes Haus, was für einen Landsitz des Erzbischofs Rhaban gehalten wird, und mit dessen Erde das gläubige Volk die Mäuse zu vertreiben sucht. Vielleicht war das Andenken an diesen frommen Mann durch den Haß gegen Hatto entstanden, welchen es, wie wir noch hören werden, von den Mäusen fressen ließ. Letzterer war aber nach den Urkunden, welche wir in der Sammlung des Gudenus finden, schon unter den Karlingern Herr dieses schönen Landes geworden, obwohl die alten Gaugrafen unter ihm fort wakteten. Er hat wahrscheinlich das Schloß Ehrenfels angelegt,[1] und mitten in dem Rheine den Mauth- oder Zollthurm erbauen lassen, vielleicht auch dem Orte Hattenheim seinen Namen gegeben. Diese Herrschaft ließ sich Willigis von den Ottonen urkundlich bestätigen.

Der Rheingau ist eins der schönsten Länder am Rhein, ja in ganz Teutschland. Er ist sowohl durch seinen vortrefflichen Weinwachs als die Ereignisse berühmt geworden, welche sich dort zugetragen haben. Von den Anhöhen bei Hochheim oder Erbenheim und dem sogenannten Niederwalde kann man das Land von oben nach unten, und von unten nach oben übersehen. Die ganze Fülle seiner Schönheit und Mannigfaltigkeit gewährt aber mit einem Blicke die Anhöhe von Ingelheim, wo Karl der Große seinen Pallast erbauet hatte.

1. In einer Urkunde bey Gudenus: Castrum Ehrenfels, quod construxerat P. de Bolandia nomine archiepiscopi Siegefridi; allein Hatto hatte doch wegen dem Zoll den Grund dazu gelegt.

Nebst dieser allgemeinen großen Uebersicht erhält man auf dem Rheine selbst drei vortreffliche Ansichten. Die erstere zwischen den Auen bei Biberich ist sanft und lieblich, die zweite bei der sogenannten großen Giese ist edel und erhaben, und die dritte bei Geisenheim und Rüdesheim groß und fast schauerlich. Schon unter Mainz bilden die rheinganer Waldgebirge mit ihren Weinhügeln jenes herrliche Amphitheater, zwischen dem sich der breite Fluß, wie ein See, ergießt, und die schönen Umgebungen abspiegelt. Bei Biberich wird der Schauplatz mannigfaltiger durch die vielen Gärten, Auen und Ortschaften, wovon sich eines hinter dem andern hervorschiebt. Schierstein, Walluf, Eltwill, Erbach, Hattenheim, Oestrich, Mittelheim, Winkel, Geisenheim und Rüdesheim liegen mit Wein- und Obstgärten umgeben nacheinander am Rheine hinab. In den Schluchten und romantischen Thälern, welche hinter diesen Ortschaften nach dem Hochwalde führen, haben die Mönche des Mittelalters einsame Klöster zur Betrachtung, oder die Ritter stolze Burgen zur Wehre erbauet. So wechselten Sonnenberg mit Tiefenthal, Eberbach mit Scharfenstein, Gottesthal mit Vollraz, und Rothgottes mit Ehrenfels. Zwischen denselben sprudeln Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach und der Sauerbrunn den Menschen zum Heil und zur Erquickung. Aus dem schönen reinen Flusse selbst erheben sich Auen und Halbinseln, welche mit ihren mannigfaltigen Baumgruppen das ganze Bild wunderbar verschönern.

Wenn man bei Hattenheim zwischen der großen Giese hervorkommt, sieht man die Orte Oestrich, Mittelheim, Langenwinkel, Bartholomäi und Geisenheim so sonderbar hinter einander geschoben, daß sie wie eine große Stadt

zuſammen geſchmolzen ſcheinen. Ueber dieſelben erhebt ſich der ſchöne Johannesberg wie eine Zitadelle, und an der äußerſten Spitze glänzt Geiſenheim aus dem dunklen Schlunde des Bingerlochs.

Zwiſchen dieſem Orte und Kemptem ſchwellen die Berge kühner vom Fluſſe herauf; ihre Häupter werden wilder und dunkler, das Ufer ſteiler und ſchmäler, und der breite Rhein ſcheint plötzlich wie ein großer See ſich auszudehnen und im Binger Schlunde zu verlieren. Schon in der Gegend von Rüdesheim ſieht man manchen Felſen aus dem Waſſer ragen, und den Strom ſich raſcher in Strudeln drehen. Gegen Bingen hin wird die Scene immer ſchauerlicher, größer. Auf der rechten Seite wölbt ſich der runde rüdesheimer Berg faſt ſteil zum Rheine herab, und läßt dem Fußgänger kaum einen ſchmalen Pfad, durch Hecken und Felſen geſtützt. Die gleichen Reihen der Weinſtöcke und Mäuerchen ſind ſo künſtlich herum gezogen, daß man glauben ſollte, ſie wären mehr der Schönheit als des Nutzens wegen angelegt. Sie geben dem wilden düſtern gegenſeitigen Ufer einen deſto auffallendern Vorgrund. Auf den zwiſchen den Weinbergen noch hervorragenden Felſenſtücken ſtehen die Trümmer des ſtolzen Ehrenfels.

Dem rüdesheimer Berg gegenüber, weiter unter Bingen, ziehen ſich nacheinander mehrere mit dunklem Gebüſche und Bäumen bewachſene Berge hin, und füllen das Binger Loch mit düſterem Schatten. Einzelne graurötbliche Felſenadern oder Striefen von verſuchten Weinbergen und Obſtgärten erheben noch mehr ihr Dunkel und drücken den rüdesheimer Berg hervor. Auf hohen Felſenſtücken erſtrecken ſich kühn die Thürme und Mauern mehrerer Schlöſſer, und unter den Gebüſchen und Bäumen

des ſchmalen Fußweges glänzt die Clemens-Kirche hervor. Wider dieſe Berge ſchießt mit mächtigem Strome der breite Rhein an, wird aber ſogleich nach der andern Seite zurückgeworfen, und rauſcht ſo ſchäumend und toſend über die Felſen des Binger Loches, vor welchem der alte Mäuſethurm mitten im Rheine wacht.

Links bei dem Eingange des Schlundes liegt Bingen mit ſeinen gothiſchen Thürmen, und hinter ihm kömmt aus dem freundlichen Gaue die Nahe zwiſchen den Bogen ſeiner Brücke hervor, um ſich mit dem Rheine zu vereinigen. Bingen gegenüber erheben ſich mitten in dem ſchauerlichen Thale der Nahe und des Rheins die Ruinen des Kloſters Rupertsberg, der Ort der Begeiſterungen und prophetiſchen Geſichter der Hildegard und des Bartholomäus Holzhauſer. Unter Bingen, wo ſich der Rhein um den Rüdesheimer Berg dreht, ſtrecken ſich die Berge und Felſen immer kühner in die Höhe. Sie ſind mit Weinreben beſetzt und von Wäldern begrenzt. Auf ihren Spitzen trotzen kühne Ruinen von Schlöſſern, an ihrem Fuße ziehen ſich die Orte Asmannshauſen, Dreieckshauſen, Diebbach, Lorch und Lorchhauſen hin.

Dieſes ſchöne Land hat ſeinen erſten Anbau vermuthlich den Römern zu verdanken. Ob die Ortſchaften Alta Villa, Elwill, Vinicella, Winkel und Laureacium, Lorch, ihre lateiniſchen Nahmen den Römern oder Geiſtlichen zu verdanken haben, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen, daß aber Erſtere zu Elwill und Rüdesheim Vorwerke angelegt haben, hat viele Wahrſcheinlichkeit. Noch nennt man das jenem gegenüber gelegene Ufer die Heidenfahrd, den Ort Heidesheim. Vom Kaiſer Probus wird deutlich geſagt, daß er Weinreben und Obſtbäume am Rheine habe anpflanzen laſſen, und nach des Tacitus Berichten,

hat Curtius Rufus sogar Bergwerke in dem Rheingaue gegraben. Diese ersten Versuche der Landeskultur sind durch die hunnischen und wendischen Einfälle wieder zerstört worden. Der bessere Anbau des Rheingaues ist daher unter der fränkischen Monarchie geschehen. Wir finden in den Urkunden dieser Zeit schon die Orte Walluf, Eltvill, Hattenheim, Winkel, Geisenheim und Lorch genannt, und da in den Urkunden des Klosters Lorsch schon die Rede von Weinbergen ist, welche um selbiges in der sogenannten Bergstraße angelegt waren, so läßt uns dieses vermuthen, daß zu der Zeit auch im Rheingau ähnliche Versuche mit diesem edlen Gewächse gemacht wurden.

Die bei weitem größere Anpflanzung des Weinstocks ist durch Karl den Großen bewirkt worden. Nach dieses Kaisers Verordnungen mußten bei seinen Maierhöfen alle Arten von Obst, Getraide und auch Reben gepflanzt werden. Es wird schon dadurch gewiß, daß er nebst den Anhöhen bei Nierstein und Hochheim um somehr jene des Rheingaues habe anbauen lassen, weil sie seinem Lieblingspallaste gegenüber, und längs dem Rheine gegen die Nordluft geschützt, der Mittagsonne gleichsam dargeboten lagen. Der gelehrte Pater Herrmann Bär hat in seinen Beiträgen zur Mainzer Geschichte es sogar durch die zur Zeit der Karlinger vorkommenden Nahmen der Weine und Trauben dargethan, daß der Rheingau unter diesem Kaiser vorzüglich angebaut worden sey. Wenn man nun noch erwägt, daß die Nahmen der Ortschaften Weinheim und Weinkeller, jetzt Winkel, welche gegeneinander am Rhein über liegen, offenbar auf eine Ueberfahrt und ein Weinlager des kaiserlichen Pallastes deuten, so wird diese Behauptung ausser allen Zweifel gesetzt. Man kann

alſo annehmen, daß ſchon unter Karl dem Groſſen die vorzüglichſten Hügel des Rheinganes mit Weinſtöcken beſetzt waren.

Der dritte Anbau des Rheinganes iſt durch die dort anſäßigen Ritter und Mönche geſchehen. Die älteſten Landesadlichen waren die Dern von Elwill, die Kraz von Scharfenſtein, die Langwerth von Hattenheim, die Greiffenklaue zu Vollraz, die Brömſer von Rüdesheim, die Gilgen von Lorch, und unter dieſen die Gaugrafen ſelbſt. Die meiſten dieſer edlen Geſchlechter kommen in den erſten Turnieren vor, es iſt daher zu vermuthen, daß ihre Ahnen ſchon unter der Karolingiſchen Dynaſtie auf dem Rüdesheimer Berge, hinter Winkel, am Johannisberge, an dem Markerbrunnen bei Hattenheim und auf dem Gräfenberg bei Kiderich Güter beſeſſen, und mit Weinreben bepflanzet haben. Wenn ein Hans Brömſer von Rüdesheim ſein Gelübde, und ein Gilgen von Lorch ſogar den Himmel bei Wein und Liebe vergeſſen konnte, ſo müſſen ſie auch gewiß auf deſſen Pflege bedacht geweſen ſeyn.

Viel thätiger aber als der Adel waren die Geiſtlichen und Mönche im Anbaue des köſtlichen Weinſtocks. Beſonders zeichneten ſich jene vom Johannisberge und Erbach oder Eberbach aus. Erſtere Abtei hat der Erzbiſchof von Mainz, Ruthhard, im Jahre 1102 geſtiftet, und der letzte Gaugraf des Rheinganes, Ludwig, nachdem er darin Mönch geworden war, im Jahr 1140 mit ſeinen Gütern bereichert. Den Grund zu dem letztern Kloſter ſoll der heilige Bernhard ſelbſt gelegt haben, als er am Rhein den Kreuzzug predigte. Bekanntlich hat dieſer ſeltſame Mann, wenn er nicht im Eifer ſeines Apoſtolats auf dem groſſen Schauplatze der Welt erſcheinen mußte, die Ein-

samkeit gelickt, und abgelegene traurige Thäler zur Anlage seiner Klöster gesucht. Daher der lateinische Vers:

Bernardus valles, montes Benedictus amabat,
Oppida Franciscus, celebres Ignatius urbes.
Bernhard liebte das Thal, Benediktus freundliche Höhen,
Franz das genügsame Dorf, aber Ignaz die herrlichen Städte.

Als nun Bernhard, so sagt die Legende, in dem düstern Waldthale hinter dem Orte Hattenheim seinem großen Berufe auf einem bemoosten Steine nachdachte,[1] siehe da kam ein Eber aus dem Walde auf ihn zu, und zeichnete ihm mit dem Rüssel den Grundriß zu dem Kloster vor, welches er gründen wollte und sonach Eberbach genannt wurde.[2] Der Erzbischof Adelbert hat hernach dazu den Boden und die Güter gegeben, und fleißige Mönche haben selbige angebaut und erweitert. Durch diese beiden Stiftungen wurde der Johannisberg durchgängig, der Steinberg und vermuthlich auch zum Theil der Markerbrunnenberg angebaut. Dazu kamen noch die nach der Regel dieser Mannsklöster errichteten Nonnenklöster von Tiefenthal, Gottesthal, Marienthal und Marienhausen, und die Stiftskirchen in Mainz, welche den Anbau der Rauenthaler, Pfaffenberger, Oestricher und Asmannshäuser Weinberge befördert haben.

Der kühnste Anbau des Rheingaues war aber der des Rüdesheimer Berges. Von nackten Felsen bis zum Niederwalde gethürmt, und steil vom Ufer emporstrebend, konnte seine Bearbeitung nur durch fürstliche Kosten und

1. Man nennt den Ort jetzt Bernardsruhe.
2. Die Aebte führten daher einen Eber im Wappen.

Gewalt vollführt werden. Die ungeheuern Steinmaſſen mußten geſprengt, mit tauſend und tauſend Mauern umgeben, und um dem Weinſtocke Grund und Boden zu verſchaffen, durch Treppen und Wege verbunden werden. Man ſchreibt daher den erſten Anbau des Rüdesheimer Berges Karl dem Großen zu; wahrſcheinlicher aber haben ihn die Erzbiſchöfe Hatto und Siegfried bearbeiten laſſen. Da erſterer ſchon den ſtolzen Ehrenfels auf deſſen Felſen gekrönt hatte, ſo mag er auch wohl um ihn her Reben haben anlegen laſſen. Siegfried hat alsdann fortgeſetzt, was jener angefangen hatte. Das übrige thaten die künftigen Beſitzer der Weinberge.

Mit dem Weinbaue war nothwendig der Getreidebau und die Viehzucht verbunden. Alles Land des Rheingaues, was nicht dem erſten diente, wurde als Ackerfeld oder Wieſe benutzt, um die gehörige Nahrung und den Dünger zu gewinnen. Zwiſchen den Weingärten wurden Obſtgärten angelegt, und alle vom Walde herſtrömenden Bäche mit Mühlen beſetzt. Die Höhe der Berge blieb, wie von alten Zeiten her, mit ſchönen Wäldern bedeckt. Es iſt daher kein Wunder, daß man ſchon in frühen Zeiten dieſen längs dem Rheine hin ſich gegen die Mittagsſonne drehenden kleinen Landſtrich mit zwanzig beträchtlichen und zwölf kleinen Ortſchaften und Flecken, mit prächtigen Schlöſſern und Gebäuden, mit Mühlen, Maierhöfen und Bollwerken prangen, und das ſchönſte Gemiſch von ländlicher Kultur dem Auge darbieten ſahe.

Dieſem herrlichen Bilde der Schönheit und des Anbaues gab endlich die freie Bürgerſchaft der Ortſchaften die gänzliche Vollendung. Während dem nämlich die frie-

1. Siehe obige Note

gerischen Ritter ihre stolzen Burgen auf die Höhen, die friedlichen Nonnen und Mönche ihre einsamen Klöster in die Thäler des Waldes zurückgelegt hatten, blieb die schöne Fläche längs dem Rheine hin den fleißigern Bürgern und Weingärtnern überlassen. Daher findet man auch noch bis auf unsere Zeiten in dem Rheingaue das altteutsche Bild in Gestalt und Form erhalten. Obwohl die Erzbischöfe von Mainz schon im neunten Jahrhundert Herren dieses eben so schönen als volkreichen Landes waren, so erhielten sie ihm doch bis auf unsere Zeiten seinen alten Gaunahmen, seine alten Gaugrenzen, seine alten Haingerichte, seine alten Gaudinge, seine alte Landwehre, ja sogar bis auf das Jahr 1140 seine alten Gaugrafen.[1] Die Haingerichte und Gaudinge wurden zuerst auf der Grafenau bei Winkel, dann auf dem sogenannten Wachholder unter offenem Himmel gehalten. Jede Gemeinde schickte dahin ihre Anwälde und Schulzen, welche mit dem Landesadel und den Landesäbten die Vorstände der Landschaft ausmachten. Ohne Bewilligung dieser versammelten Vorsteher konnten keine Veräußerungen, keine Veränderungen in der Verfassung gemacht werden. Auf den Haingerichten wurde Holz und Viehtrift angewiesen und vertheilt, auch Waldfrevel angeklagt, gerügt und bestraft. Jeder ansäßige Rheingauer war Bürger des Landes. Es gab keine Leibeignen. Jeder Ort hatte das Recht der Holzung und Viehtrift im gemeinen Walde. Die Landwehre und der Landsturm bildeten sich, wie der Heerbann, nach Höfen und Ortschaften, und zog unter seinen Hauptleuten in das Feld. Zuerst waren die Gaugrafen, dann die Vizthume die Anführer des Heerhaufens. Die junge Mann-

1. Siehe oben Seite 65.

ſchaft mußte ſich in Waffen üben, die alten die Ortſchaften ſchirmen. Die Wehrmänner waren noch bis auf unſre Zeiten mit gleichen Waffen gerüſtet, und in gleicher Farbe, in Blau, gekleidet. Während einer Sedis-Vacanz beſetzten und bewachten je das kurfürſtliche Schloß. Auf den Fall einer Fehde oder eines äußern Angriffs war das ganze Land durch das ſogenannte Gebück[1] geſchützt, deſſen Eingänge durch Bollwerke befeſtigt, und durch Waldſchützen bewacht wurden. Von Walluf bis Lorch konnte man noch vor einigen Jahren die Trümmer dieſer Schutzwehr ſehen, welche der Backofen, der Steck, die Klinge, Hauſen, der Buſenbahn, der Mappen und der weiße Thurm genannt wurden. Die Brömſer von Rüdesheim, die Bilgen von Lorch, die Greiffenklau von Vollraz, die Kraz von Scharfenſtein, die Langwert von Hattenheim, und die Dern von Eltwill, die Kindau von Waldaff ꝛc. waren des Landes Adel, welcher das Volk nicht befehden, ſondern nur anführen durfte. Die Aebte von Johannisberg und Erbach zählte man unter die Mißbräude der Landſchaft. Die hohe Gerichtsbarkeit und der Blutbann wurden zu Eltwill und Geiſenheim geübt, wo das Hochgericht oder der Galgen ſtand. Man hat kein Beiſpiel, daß des Landes Adel das Volk befehdet oder beraubt habe, dagegen deren mehrere, wo es unter ſeiner Anführung die mächtigen Heere eines Alberts, Friedrichs des Siegreichen und Guſtav Adolphs zurückgeſchlagen hat. So blühte dieſes ſchöne Land ſchon im zehnten Jahrhundert unter dem Krummſtabe der Mainziſchen Erzbiſchöfe.

1. Ein aus Aeſten und Stämmen zuſammengeflochtenes undurchdringliches Dickicht. Siehe das achte Buch.

Seine Wunder- und Heldengeschichte werde ich mit jener von Bingen im folgenden Buche erzählen. *

Ein diesem untern Rheingaue gleiches Gegenstück von Schönheit und Fruchtbarkeit besaßen die Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz im obern Rheingaue, der sogenannten Bergstraße. Wir haben bereits schon angeführt, wie dort die Abtei Lorsch von den Grafen dieses Gaues gestiftet, von den Mönchen angebaut, von Fürsten und Kaisern beschenkt, und unter Siegfried III. dem Mainzer Erzstifte einverleibt wurde.* Das Land zog sich längs der Bergreihe des Melibokus hin, war wie der niedere Rheingau mit Waldungen, Obst- und Weingärten bekränzt, und sein Thal ein natürlicher Garten, mit allen edlen und gemeinen Früchten prangend. In demselben wurden schon unter den Mönchen eine Menge Höfe und Dörfer nebst zwei ansehnlichen Städten, Heppenheim und Bensheim entweder angelegt oder vergrößert; über ihnen erhoben sich auf dem Landsberge das Landgericht und die Starkenburg, welche den schönen Gau bewachten und beschirmten. Zur Rechten dieses Landes besaßen die Erzbischöfe von Mainz noch das Amt Diebburg, zur Linken die Stadt Bernsheim mit ihrem Rheinzolle. Es fehlte diesem Lande nichts mehr, als daß der Neckar seinen Umschwung, wie Dahl sagt, näher an der Bergstraße fort behalten hätte, und beide Rheingaue wären das Paradies von Teutschland geworden.

Diese von mir beschriebenen Länder und Aemter wurden das untere Erzstift genannt; einen bei weitem

*. Die Herren Kindlinger, Dahl und Bodmann arbeiten an einer vollständigern Geschichte dieses Gaues.

*. Siehe das achte Buch.

größern Theil hatten sich die Erzbischöfe am Main erworben. Dieser bekam sonach den Nahmen des obern Erzstiftes. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Römer gegen die Einfälle der Teutschen vom Spessart und obern Main her, schon eine Vestung auf die Anhöhen erbauet haben, wo sich die Aschaf in den Main ergießt. Die dort ausgegrabenen römischen Münzen, Grabsteine und Altäre machen es fast gewiß; und wenn eine Ebene oberhalb Aschaffenburg, welche noch jetzt das Dammsfeld (campus damnatus) oder der Ort, welcher Wahlstadt genannt wird, das Schlachtfeld gewesen seyn soll, wo die Römer von den Teutschen geschlagen wurden, so wäre wohl ihr Ursprung außer allen Zweifel gesetzt. * Ihren teutschen Nahmen erhielt aber die Hauptstadt des Obererzstiftes unter den merowingischen Königen, welche, nachdem sie die Allemannen und Sachsen besiegt hatten, dort wie zu Frankfurt eine Burg anlegten, und selbige von dem kleinen Flüßchen Aschaf, Aschaffenburg nannten.

Es war unter den Franken üblich geworden, bei einer jeden beträchtlichen Feste auch eine Kapelle oder Kirche zu bauen, und der heilige Bonifacius mag jene zu Aschaffenburg eingerichtet haben. Nach ihm hatte Haidhulf die Kirche zu Kollheim eingeweihet. Als Willigis, der Freund und Rathgeber der Sächsischen Kaiserdynastie, Erzbischof von Mainz wurde, beredete er den Herzog Otto, einen Neffen Otos II., die Kirche zu Aschaffenburg von Grund aus zu erbauen, und sie mit großen Gütern und Herrschaften im Spessart und dem Maingaue zu beschenken. Nachdem dieser Herzog auf seinem Zuge

* Fuchs dehnt den Pfahlgraben bis Seligenstadt (sextii murii) aus, und verlegt das monumentum Trajani auf den Bremberg.

in Italien gestorben war, begrub der Erzbischof dessen Körper, und bald hernach auch jenen seiner Gattin Ludgardis, in dem neuen Gotteshause, und legte nun den Grund zu einer Stadt. [1] Die erste Anlage, welche Willigis Aschaffenburg gab, mag sich nur auf die Anhöhe beschränkt haben, auf welcher jetzt noch die Stiftskirche und das Schloß stehen, und von dem sogenannten Loergraben und Landding umgeben wird. Er befestigte sie durch Mauern und eine Burg, verband sie durch eine Brücke mit dem linken Mainufer, und gab ihren Einwohnern Bürger- und Stadtrechte.

Als der Erzbischof Adelbert I., wie wir bereits angeführt haben, sich gegen Heinrich V. rüstete, befestigte er das Schloß zu Aschaffenburg mit neuen Bollwerken, und erweiterte die Stadt mit neuen Ringmauern über den Herrn- und Dienststall [2] bis ohngefähr zu dem heutigen

1. Hier folgt die Inschrift des Grabmals: Ottoni, Ottonis II. Caes. Aug. ex fratre Ludolfo Magno nepoti, Suevorum, Bavarorum, Saxonum Duci inclyto, aerae hujus sedis conditori et dotatori largissimo, monumentum hoc heri pia curavit posteritas, qui dum patruum Imp. in Italiam contra Graecos, Saracenos Mauroque militibus instructus, Calabriam atque Apuliam infestantes comitatus, profligatisque inde hostibus Germaniam rediret, in Alpibus vita decessit Anno Christi Opt. Max. IXCXXXII. Prid. Cal. Nov. cujus corpus huc delatum Willigisius Arch. Mog. Ida matre ejus carissima, Hermani Suevorum Ducis filia, ac Mechtilda sorore sororatarum virginum primaria, praesentibus, celeberrime sepelivit. Luthardis vero conjunx ipsius, atque Hildegardis Abbatissa, pietate insignes, hujus opposito postea tumulatae sunt Sarcophago. Henricus Regemann custos hujus Canonicus, quae Templi patrono bene merenti posuit. Ann. M. D. XXIV.

2. Daher zwei Thore das Herrn- und Dienststallthor genannt werden. Siehe das vierte Buch.

Umfange. Er gab den Bürgern, wie jenen von Mainz, beträchtliche Freiheiten, eine Stadtverfassung mit Zünften, einem Rathe und Schultheissen. Die Nachkommenschaft dankte ihm für diese Wohlthaten und errichtete ihm auf einem Thurm, welcher noch im vorigen Jahrhundert bei der Stiftskirche an dem sogenannten Scharfeneck stand, ein Denkmal durch folgende Inschrift:

Klein war ich einst, aber Albert der edele Bischof
machte mich Kleine zur Stadt. Unter tausend fürstlichen Leuten
that er allein, was Macht und künftig unsterblichen Ruhm bringt.
Ueber siebenundzwanzig Jahr hat er glücklich regieret. [1]

Durch den Anwachs der Einwohner wurden auch mehrere Kirchen nöthig, welche den Pfarrdienst übernahmen. Die zu unserer Lieben Frauen und zu St. Agathen theilten unter sich die Bürgerschaft. [2] Diese ursprüng-

1. Res fueram modica, modicam me nobilis auxit
Praesul Adalbertus solus de mille repertus,
Qui, quod honoris erat studiosus post - P. agebat
Ultra bis denos septem regnabat per annos.
Ab anno CIII. usque 1134.
Renov. 1715. C. M. B.

2. Die größten Verdienste um die Verschönerung von Aschaffenburg haben sich in neuern Zeiten die Kurfürsten Johann Schweikard und Friedrich Karl erworben. Der Erstere bauete das herrliche Schloß, und neben demselben den Jesuiten und Kapucinern eine Kirche, welche noch stehen; und der andere umgab die Stadt mit Gärten und Spaziergängen, welche wohl unter die schönsten von Teutschland gehören.

liche Burg und Kirche zu Aschaffenburg wurde sonach die Hauptstadt des ganzen Ober-Erzstiftes. Es enthielt nebst dem einträglichen Spessart noch die Schlösser und Städte Orb, Lohr, Obernburg, Klingenberg, Miltenberg, Krautheim und Bischofsheim, welche die Oberämter desselben bildeten. Von den hessischen und erfurtischen Ländern des Mainzer Kurthums wollen wir nicht reden, sie lagen zu weit vom Rheine entfernt; wir müssen nun unsere Blicke auf Mainz, die Hauptstadt des Ganzen werfen, welches jetzt der Schauplatz wichtiger Auftritte wurde.

Es ist wahrscheinlich, daß nach dem schrecklichen Urtheil, welches Kaiser Friedrich I., wegen des Mordes des Erzbischofs Arnold über Mainz ausgesprochen hatte, die Stadt eine Zeitlang die Freiheiten verloren habe, welche ihr Adelbert I. aus Dankbarkeit zugestanden hatte. Während der zwiespaltigen Wahlen Christians gegen Konrad, und Siegfrieds II. gegen Leopold haben die Bürger ihre Mauern wieder hergestellt, ihre vorige Freiheit zurückerhalten.* Denn jede Partei mußte ihnen schmeicheln, und wir finden sie unter Siegfried III., dem Nachfolger Siegfrieds II. wieder so stark, daß sie selbst diesem tapfern und mächtigen Fürsten den Gehorsam versagen konnten. Siegfried war nicht gewohnt, von Herzogen und Landgrafen Widerstand zu dulden, vielweniger von gemeinen Bürgern. Als daher die von Mainz seine Herrschaft nicht anerkennen wollten, rückte er mit seinen siegreichen Truppen vor ihre Stadt und forderte Gehorsam. Die Bürger aber verschlossen ihm ihre Thore und Zugänge. Sie machten öftere Ausfälle auf die benach-

*. Nach dem Anhange zu Marianus Scotus unter Otto IV.

harten Klöster und Ortschaften und brachten viele Beute ein. Auch da die kurfürstlichen Truppen sich ihren Gräben näherten, trotzten sie noch von ihren Mauern und Thürmen herab mit Pfeilen und Steinwürfen.

Nun sperrte Siegfried die Stadt zu Wasser und zu Lande und schnitt ihr, unterstützt von den Rheingauern und Oberlahnischen, die Schiffahrt und die Lebensmittel ab. Unter solchen Umständen mußten sie der Uebermacht und Noth weichen. Sie öffneten dem ergrimmten Erzbischofe die Thore, und bezeigten ihm eine anscheinende Unterwürfigkeit. Sie ließen sich seine Gesetze gefallen, und betrugen sich als folgsame Unterthanen, in Hoffnung, mit der Zeit eine Gelegenheit zu finden, wodurch sie ihre verlorne Freiheit wieder erringen könnten. Diese Gelegenheit stellte sich auch bald ein. Siegfried, stolz darauf, eine so ansehnliche Stadt überwältigt zu haben und im Vertrauen auf den Ruhm seiner Waffen, ritt nach der Einnahme von Mainz nach seinem Schlosse zu Elwill im Rheingau, und entließ seine Haufen. Diesen Zeitpunkt benutzten jetzt die Bürger, um sein Joch abzuschütteln. Sie rüsteten sich, ohne bemerkt zu werden, zu einem kühnen Unternehmen. Sie zogen bei Nacht bewaffnet über den Rhein, überfielen den sichern Fürsten in seinem Schlosse, und drangen ihm einen noch wichtigern Freiheitsbrief ab, als Adelbert einen ausgestellt hatte. Gudenus hat uns diese magna charta im ersten Theile seiner Urkundensammlung aufbewahrt. Durch dieselbe sagte Siegfried die Stadt von seiner gemeinen Gerichtsbarkeit und von allen seiner Kammer sonst zuständigen Schatzungen und Abgaben los; er gestattete den Bürgern die freie Wahl ihres Raths und ihrer Magistratspersonen; er übergab demselben das Stadtregiment, und legte so, da

er sie sich unterwerfen wollte, den Grund zu ihrer Unabhängigkeit.

Von nun an trotzten die Bürger von Mainz nicht nur ihren eigenen Erzbischöfen, sondern auch den mächtigen Kurfürsten von der Pfalz. Im Jahre 1388 zogen sie mit den Haufen ihrer Bundesstädte Oppenheim, Worms und Speier gegen die Pfalz vor und verwüsteten die Länder mit Feuer und Raub. Da sammelte Pfalzgraf Rupert seine Vasallen und Ritter, ging ihnen bis Worms entgegen und schlug sie so wacker aus dem Felde, daß ihrer zweihundert blieben, und dreihundert nach Alzei gefangen eingeführt wurden. Davon ließ der Pfalzgraf das Gesindel, sechszig an der Zahl, in einem Kalkofen verbrennen, mit den Worten: »Ihr habt auf mich gebrennt »bei Nacht, so will ich ehrlicher thun und euch bei Tag »brennen.« Nach dieser Bestrafung des Uebermuths dachten nun die Bürger auf Verbesserung ihrer Verfassung, und gründeten selbige auf die ihnen von Siegfried III. gestatteten Freiheiten.

Schon unter der sächsischen Dynastie bestand die Mainzer Bürgerschaft, wie jene der andern Reichsstädte, aus Patriziern und Plebejern. Die Plebejer waren in 29 Zünfte abgetheilt, die Patrizier machten einen eigenen Körper von mehreren Geschlechtern aus, welche im Jahr 1332 auf 129 eingeschränkt wurden. Die 29 Zünfte waren vermuthlich aus den verschiedenen, damals schon ansehnlichen Handwerken zusammengesetzt. Aus einer Handschrift in Herrn Schunks Beiträgen zur Mainzer Geschichte ergeben sich folgende: Hüter, Barbierer, Faßbinder, Schuster, Weinschröter und Kärcher, Gärtner, Schmiede, Metzger, Maurer, Wagner, Fischer, Schiffer, Steuerleute, Goldschmiede, Bäcker, Kirschner, Loher- und Weiß-

gerber, Weber, Schneider und Flicker, Füller und Mitter, Beisassen ꝛc. Von den Patrizier-Geschlechtern hat uns Johannes folgende aufbewahrt: zum Jungen, zum Blasofen, Waltpoden, zum Silberberg, Berwolf, zum Humbracht, Gelthuß zur jungen Aalen, Fürstenberg, zum goldenen Schaaf, zum Maulbaum, Schenkenberg, zum Liechtenstein, zur Eiche, zum Rebstock, Liechtenberg, Rosenberg, Lehnheim, Nußbaum, zum Landeck, Malzberg, Herold, Boderam zum Salmen, zum Baumgarten, Gänsfleisch von Sorgenloch, Wertheim, Apotheker, Bastenhöfer genannt Völker, Frankenstein zum Roß, zum Frosch, Walterheim, zum Kleemann, Scherpelin, zum Weidenhof, Windeck, Revsen, Hirzen, Vizthum, Volgmer. Dazu glaubt er noch andere z. B. die Bechtelmünzer, Seelhoven, Nußen, Schlüssel von Arte, Rohrbach, zum Lamb ꝛc. zählen zu müssen. Verschiedene Häuser in Mainz z. B. der Rebstock, der Silberberg, das goldene Schaaf, Landeck zum Korb, der Weidenhof und andere tragen jetzt noch ihre Nahmen. Die Patrizier wurden überhaupt die Alten genannt, weil sie die ältesten Geschlechter der Stadt waren. Viele davon z. B. die zum Jungen, zum Hunbracht, die Landecker, Gänsfleisch, Malzberg, Gelthuß ꝛc. waren wirkliche Ritter. Sie scheinen von jenen geadelten Freien gewesen zu seyn, welche Heinrich I. in die Städte zog. Diese gesammten Patrizier hatten schon vorzügliche Vorrechte. Sie machten einen besondern Stand aus, und hatten einen überwichtigen Einfluß auf die Stadt-Verfassung. Sie wählten aus ihrer Mitte, und durch ihre eigenen Stimmen den Stadtschultheißen, vier Stadtrichter, zwei adeliche Bürgermeister und zwei und zwanzig Rathsherren. Zur vorzüglichen Unterscheidung erschienen sie bei allen Wachen, Fehden, und sonst öffentlichen

Zeremonien und Verrichtungen zu Pferde, und hatten überhaupt zur Hälfte Antheil an der bürgerlichen Regierung.

Nebst diesen schon so großen Vorzügen, welche die Alten überhaupt sich errungen hatten, wurden die sogenannten Münzgenossen oder Hausgenossen im Thiergarten noch mit größern begünstigt. Keiner von ihnen konnte wegen irgend einer Sache vor einem gemeinen Stadt- oder geistlichen Gerichte angeklagt werden, bevor er vor den Münzmeister, als seinen privilegirten Richter, gefordert, und dort die Gerechtigkeit verweigert war. Den Münzgenossen allein war es erlaubt, Gold- oder Silberschmieden zu errichten, und Veränderungen im Gelde zu machen. Hatte ein anderer Bürger etwas von Gold oder Silber verkauft, oder wegen Geldwechsel sich etwas zu Schulden kommen lassen, so mußte er dem Münzmeister (s), und einem jeden Münzgenossen 5 Schillinge zur Strafe erlegen. Ohne Vorwissen und Bewilligung der Münzgenossen durfte Niemand zu Mainz Gold oder Silber kaufen, um es nach fremden Münzen zu schicken. Die Münzgenossen hatten das Recht, falsche Münzen zu untersuchen, und den Fälscher zu bestrafen. Das falsche Geld gehörte dem Münzmeister. Dieser war hingegen, wie es heißt, verbunden, darum einen Kessel zu kaufen, daß man richte über den Fälscher nach des Landes Recht und Gewohnheit. Der Münzmeister pflegte, in Begleitung eines Richters und zweier rechtschaffener Bürger, der Goldschmiede Schrot und Korn, das Gewicht und die Ellen zu prüfen. Der Betrüger wurde um 60 Schillinge bestraft. Endlich wurde es als ein ehrenvolles Vorrecht

s. Daher wurde auch noch bis auf unsere Zeit das Rathhaus die Münze genannt.

der Alten angesehen, dem Kurfürsten bei der Kaiserkrönung und Wahl, oder auch bei einem gemeinen Zuge seines Leibes und seiner Kammer zu warten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß solche scheinbare oder auch wirkliche Vorzüge der Patrizier die Eifersucht der gemeinen Bürger gereizt haben; und schon im Jahre 1332 brach ein Streit zwischen beiden Theilen zu öffentlichen Thätlichkeiten aus. Die Hauptpunkte, worüber sich die Gemeinen gegen die Alten beklagten, waren folgende: »Die Weiber der Alten hätten sich noch nicht einmal mit einem gemeinen Bürger verheirathet, wodurch denn ihre Geschlechter immer anwüchsen, da hingegen jene der Gemeinen oder Zünftigen täglich abnähmen. Die Gemeinen zählten, wie die Alten, nur 22 zum Rath, da es doch 29 Zünfte in Mainz gäbe. Ein jeder Bürger also, sey er ein Alter oder Gemeiner, müßte sich zu einer Zunft einschreiben lassen, und von diesen Zünften sollte alsdann eine jede aus ihrer Mitte und durch ihre Stimmen einen Herrn zum Rathe wählen.«

Diese von den Gemeinen kräftig verlangten Punkte wurden von den Alten mit Stolz und Verachtung verworfen. Sie hielten selbige ebenso ungerecht, und ihren Vorrechten nachtheilig. Die Sache kam sonach zum wirklichen bürgerlichen Kriege. Die Gemeinen stürmten die Häuser der Alten, nahmen denselben alle Arten von Waffen und Gewehr, und trotzten, wie weiland die römischen Plebejer, durch ihre Gewalt und Anzahl. Die Zelte wurde auch außer der Stadt gegen die Alten geführt. Alle die, welche sich in Noth flüchteten, und auf ihre Landgüter umher oder in das Rheingau gezogen waren, wurden auch da von den aufgebrachten Bürgern aufgesucht, entwaffnet, und als gefangen niedergeworfen.

Die Gemeinen hatten, als der größere Haufen, auch die größere Gewalt auf ihrer Seite, die Alten fanden auswärts keine Unterstützung. Man rief endlich, um dem Unwesen ein Ende zu machen, drei Genossen des großen rheinischen Städtebundes, Frankfurt, Worms und Speier als Vermittlerinnen an. Der Friede wurde durch deren Zurathen auf folgende Bedingungen festgesetzt: 1) Die Patrizier-Geschlechter sollten nur auf 129 eingezogen werden, und diese nur statt der Alten gelten. 2) Wer ausser diesen des Bürgerrechtes theilhaftig werden wollte, sollte sich in irgend eine Zunft einschreiben lassen. 3) Aus jeder Zunft sollte einer zum Rathe gewählt werden. 4) Sollten die Alten, wie es bisher üblich gewesen, ihre Anzahl Rathsherren aus ihrer Mitte zum Senat wählen können, und zur Hälfte an den öffentlichen Aemtern Theil haben. Die übrigen Punkte betrafen die wechselseitige Entschädigung, und die Herausgabe der Waffen, Leute und Gefangenen ꝛc.

Dieser Friede war von keiner festen Dauer. Das Feuer schien zwar vor der Hand gedämpft, aber der Zunder glimmte noch mächtig unter der Asche. Verschiedene der alten Geschlechter, welche während der Stürme aus der Stadt gewandert waren, wollten noch nicht wieder zurückkehren; sie hetzten von Außen, und verachteten die Gebliebenen ihres Standes. Diejenigen unter den Gemeinen, welche entweder nach der Raths-Würde gestrebt hatten, oder durch die neue Ordnung der Dinge sich zünftig machen lassen mußten, neckten und beschimpften die Alten, und wollten eine größere Gleichheit eingeführt wissen. Die Gemüther waren demnach gegeneinander noch mehr aufgebracht, als zuvor, und es fehlte nur

ein Hauch, um alles wieder in Flammen zu blasen. Ein kleiner Rangstreit verursachte von neuem den Bürgerkrieg.

Im Jahr 1420 zogen der Kaiser und der Kurfürst Konrad III. in Mainz ein. Ein jeder der regierenden Bürgermeister, sowohl von Seiten der Alten als der Gemeinen, wollte der erste seyn, um diese hohen Gäste zu empfangen. Die Alten hielten es unter ihrer Würde, in Gesellschaft der Gemeinen vor den Fürsten zu erscheinen, und die Gemeinen setzten sich auch zu Pferde, um den Alten den Weg abzurennen; aber die Patrizier, welche vermuthlich bessere Reiter und Pferde hatten, verhinderten den Gemeinen-Bürgermeister an seiner Anrede, welche er an den Kaiser halten wollte. Diese Beschimpfung brachte die Gemeinen aufs Aeußerste. Denn kaum waren die Fürsten wieder abgezogen, so fielen sie, wie ehemals, über die Alten her, stürmten ihre Häuser, und schrieben ihnen noch härtere Gesetze vor, als sie vorhin thaten.

Während dieses bürgerlichen Krieges zeichneten sich von Seiten der Alten Georg Gensfleisch, von Seiten der Gemeinen Eberhard von Windeck aus. Jener war stolz auf seinen alten Adel, auf die Verdienste seiner Ahnen, und trotzte unter den heftigsten Anfällen, und selbst in der Verbannung noch, dem gegen ihn aufgehetzten Volke. Dieser, obwohl selbst von den alten Geschlechtern, aber verarmet, hatte sich bereits auch außer seiner Vaterstadt Ruhm und Ansehen erworben. Von Natur ein unruhiger Kopf, war er schon in seiner Jugend auf Reisen gegangen, um sein Glück in der Welt zu suchen, was er zu Hause nicht fand. Durch seine Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit gelang es ihm, die Gunst des Kaisers Sigismund, und damit Reichthümer und Einfluß zu erwerben.

Er wurde dieses Fürsten Geheim- und Geschichtschreiber. Des Hofdienstes endlich müde, aber in Hofränken geübt, kam er im Jahre 1426 nach seiner Vaterstadt zurück, und stellte sich an die Spitze der Gemeinen, welche jetzt gegen die alten Geschlechter aufgebracht waren. Da er bei dem Kaiser Sigismund öfters Geldgeschäfte zu machen, und das Rechnungswesen erlernt hatte, merkte er bald, daß der Rath sowohl wegen angehäufter Stadtschulden, als auch wegen der jährlichen Ausgaben in Verlegenheit war. Er zog daher den Zunftmeister Henne Knauf, und den Stadtschreiber Niklas von Werstadt in seine Anschläge, und diese hetzten die Zünfte auf, daß sie von dem Rathe Rechenschaft über seine bisherige Verwaltung fordern sollten.

Es scheint, daß der Rath gegen diesen Angriff weder gefaßt, noch ganz schuldlos war; denn er begehrte selbst zehen von den Zünften gewählte redliche Männer, welche ihm in einer so wichtigen Sache beistehen sollten. Man kann sich leicht vorstellen, daß Windeck und seine Vertrauten die Sache so eingeleitet hatten, daß sowohl er, als Henne Knauf und der von Werstadt unter diese Zehen gewählt wurden. Sie erklärten daher im Nahmen der Gemeinde: »da »die Schuldenlast und jährlichen Ausgaben eine Verminde»rung der Rathsglieder nothwendig mache; man daher den »alten kostspieligen Rath absetzen, und statt dessen einen »neuen, von redlichen, unversprochenen Männern aus den »Zünften wählen müsse.« Um dieser Erklärung mehr Kraft zu geben, verstärkten sich die Zehner noch mit zweien aus jeder Zunft, in allem achtundzwanzig Personen, und diese drangen sonach auf die Absetzung des alten Raths.

Die Zünfte und Gemeinen sahen diesen aus ihrer Mitte gewählten Ausschuß als den Schild ihrer Freiheiten,

re Kampfschule gegen die Anmaßungen der Patrizier
und schwuren unter sich einen feierlichen Eid, den
rn kräftig beizustehen, und den alten Rath auf jeden
auch mit Gewalt zu vertreiben. Als dieser Aufstand
Volkes bei dem Rathe bekannt wurde, wollten die
n Rathsherren ihre Sitze verlassen, und davon ge-
nur Georg Gensfleisch behauptete standhaft sei-
Platz, und sagte den Erschrockenen: »Wenn ihr
davon lauft, will ich wenigstens meinen Sitz und
n Recht behaupten. Wir sind die ältesten Bürger
ser Stadt, und unsere Höfe und Häuser beweisen
ch ihre Rahmen, daß wir hier schon seßhaft waren,
die anderen noch Bürgerrecht hatten. Wir haben die
nftigen in unsere Gemeinde aufgenommen, die Rechte
d Regierung mit ihnen getheilt, die Stadt und ihre
reiheiten wohl erhalten und gewahrt, und mit unserm
lute beschirmt. Deswegen haben auch die Kaiser und
urfürsten uns Vorrechte gegeben, damit wir ferner
e Stadt wohl erhalten und verwalten mögen. Wenn
ir uns nicht darin behaupten, werden uns die Ge-
einen am Ende noch von Haus und Hof vertreiben,
nd sich alle Gewalt anmaßen. Und wer sind denn die
tenden, die sich unsere Feinde und der Stadt Beschützer
ennen? Nicht die redlichen Bürger aus Zünften und
Gewerben sind es, denn diese lieben Ruhe und Frieden.
Nein, es sind fremde hergelaufene Buben, oder elende
Federfechter, die, wenn sie das Volk aufgehetzt haben,
davonlaufen, oder hinter dem Ofen sich verkriechen. Man
ennt noch die Rahmen unserer Ahnen, welche unsere
Stadt gegen die mächtigen Pfalzgrafen und den listigen
Administrator von Trier vertheidigt haben; dagegen
weiß man von dem Windeck und dem Heinz von Hechts-

»heim nichts anders, als daß sie in der Jugend liederliche »Buben, und im Alter ränkevolle Abentheurer waren, »welche bei Hof oder in Städten Unruhen anzetteln. Wir »sind die nach den Gesetzen rechtmäßig gewählten Obrig»keiten der Stadt, und das Volk muß uns deswegen »ehren; denn jene Bürgerschaft oder Gemeinde, welche »die schuldige Ehrfurcht gegen ihre selbstgewählte Obrig»keit vergißt, ehrt sich selbst nicht mehr, und verdient »nicht frei zu seyn.« [1]

Diese kräftige Rede des stolzen Patriziers hat unter dem Rathe die Furcht, unter den Gemeinen den Aufstand eher befördert als bezwungen. Die Zünfte, von Windeck und dem von Werstadt aufgehetzt, rotteten sich zusammen. Die Rathsherren verließen freiwillig ihre Sitze und die Patrizier flohen aus der Stadt, um bei den benachbarten Fürsten und Städten Hülfe und Gerechtigkeit nachzusuchen. Sie erhielten selbige auch bald; denn die Gewaltthaten, welche die Zehner nach Vertreibung des alten Raths in Mainz angestellt hatten, brachten solche Verwirrungen in der Verwaltung und dem gemeinen Wesen hervor, daß beide Parteien die Bundesstädte Frankfurt, Worms und Speier um Vermittelung und Schlichtung des verwüstenden Streites ersuchten. Es kamen daher Abgeordnete dieser Städte nach Mainz. Die Ausgewanderten erhielten Erlaubniß und freies Geleit, um wieder zurückzukehren, und die Bürger brachten nun ihre wechselseitigen Beschwerden den Schiedsrichtern vor. Peter Rebstock und Johann Menzer, des Raths Schreiber, redeten für die Alten; Windeck aber und der von Werstadt für die Gemeinen.

1. Die Statt, so ihr Obrigkeit nit ehrt und freyet, hat ihrer Ehr und Freiheit selber nit. Wspr.

Das Schlimmste bei der Sache war, daß beide Theile ihre häuslichen Verbrechen und die Geheimnisse ihres Finanzzustandes den Abgeordneten der Städte entdecken mußten, wenn sie darüber nach Recht und Gerechtigkeit urtheilen und entscheiden sollten. Da aber kein Theil aufrichtig bekennen wollte, konnten die Schiedsrichter mit der Untersuchung nicht zu Ende kommen. Sie zogen daher unverrichteter Sache wieder fort, und die Erbitterung der streitenden Parteien stieg auf den höchsten Grad. Die wechselseitigen Verfolgungen vermehrten die Unsicherheit in und außer der Stadt; Handel und Gewerbe lagen nieder, und selbst der Credit des gemeinen Wesens fiel täglich mehr, sowohl unter den Bürgern, als im Auslande.

In dieser Noth wurden abermals die Abgeordneten der Städte nebst einigen benachbarten Fürsten zur Vermittelung herbeigerufen, und diese riethen den alten Rathsgliedern, ihre Stellen freiwillig niederzulegen, um dadurch die Wuth des Volkes zu besänftigen. Die Alten folgten auch diesem Rathe, und nachdem sie ihre Sitze verlassen hatten, wählten die Zünfte 1420 einen neuen Rath, der größtentheils aus Gemeinen und jenen Menschen zusammengesetzt war, welche bisher die Bürgerschaft gegen die Alten aufgehetzt hatten.[1]

Indessen sahen viele von den Geschlechtern, an deren Spitze Georg Gensfleisch stand, diese Nachgiebigkeit des alten Rathes als ein feiges, ihres Standes und ihrer Pflichten unwürdiges Betragen an. Sie wollten lieber ihre Vaterstadt als ihre Vorrechte verlassen. Einige davon zogen nach Frankfurt, andere nach Oppenheim, andere in das Rheingau, oder die umherliegenden Gegenden, wo sie

1. Siehe Frankfurtisches Archiv III. Theil.

ihre Landgüter hatten. Beinahe alle der ersten und alt adelichen Familien, die Fürstenberg, Gensfleisch, Gelthuß, Landecker, Humbracht, Rebstock und zum Jungen waren ausgewandert.[1] Die Gewalt der Stadt lag in den Händen des niedrigsten Pöbels und seiner Anführer. Der bürgerliche Krieg dauerte beinahe zehn Jahre. Die Gemeinen verwüsteten die Häuser und Ländereien der Patrizier, und diese, durch Georg Gensfleisch aufgehetzt, beunruhigten außerhalb der Stadt den Verkehr und den Handel der Bürger. Endlich, im Jahr 1430, wurde abermals durch Vermittelung der Städte Frankfurt, Worms und Speier, besonders aber auf Betrieb des Kurfürsten Konrad III. ein Vergleich zwischen den gebliebenen alten Geschlechtern und den Gemeinen unter folgenden Bedingnissen zu Stande gebracht:

1. Wurde abgeredet und festgesetzt, daß hinführo der Senat aus sechsundzwanzig Rathsherren bestehen sollte, wozu die Alten aus ihrer Mitte zwölfe, die Gemeinen aber vierzehn wählen würden. Ein gewählter Rathsherr müßte wenigstens zwanzig Jahre alt seyn.

2. Wenn während des Jahres ein Rathsglied von irgend einer Seite abginge, so sollte es sogleich durch einen von dieser Seite gewählten Bürger ersetzt werden. Wäre es aber, daß die Seite der Alten vor der Hand keine rathbare Männer hätte, so möchte der Rath für diesmal den Fehlenden aus den Gemeinen wählen, damit die Zahl immer vollständig bliebe.

3. Auch sollten hinführo nicht mehr als drei Bürgermeister seyn, und zwar so, daß davon zwei Bürger-

1. Viele Mainzer Geschlechter ließen sich späterhin zu Frankfurt nieder.

meiſter und Rechenmeiſter aus den Gemeinen und einer ſolcher Stadtbeamten aus den Alten von dem ganzen Rathe gewählt würden. Ferner ſollten zu der Kammer, worin der Stadt groſſes und kleines Siegel und ihre Freiheiten und Gerechtſame aufbewahrt wurden, drei Schlüſſel verfertigt werden, wovon einen der Bürgermeiſter von den Alten, den andern der Bürgermeiſter und die Rathsherren von den Gemeinen, und den dritten die zünftige Gemeinde überhaupt haben ſollten. Eben ſo ſollten auch die Rechenmeiſter, jeder von ſeiner Partei, einen Schlüſſel zu dem Archive, Regiſter und Gelde der Stadt haben.

4. Ferner ſollten hinführo nur zwei Baumeiſter und Werkmeiſter, von einer jeden Seite einer, gewählt werden. Uebrigens ſollten alle andere Geſchäfte und Aemter von dem Rathe gemeinſchaftlich und ohne Unterſchied verwaltet werden.

5. Um alle künftigen Rangſtreitigkeiten zu verhüten, wurde beredet, daß im Rathhauſe und Saal auf der Bank der Alten zuerſt einer von den Alten, dann ein Gemeiner und ſo fort, und auf der Bank der Gemeinen zuerſt ein Gemeiner, ſodann ein Alter, und ſo weiter, wie ſie im Alter aufeinander folgten, ſitzen ſollten.

6. Wenn es ſich gebühren würde, daß des Raths Verwandte in oder außerhalb der Stadt verſchickt würden, ſo ſollte der, welcher von dem Rathe dazu beſtellt würde, das Wort führen.

7. Die Bürgermeiſter aus den Gemeinen, und nur die zünftigen Bürger ſollten die Thore und Thürme inne haben, und die Stadt bewahren.

8. Die Rathsherren ſollten ohne Unterſchied ihren Rang nach dem Alter und der Inſäßigkeit haben. Im übrigen

wurden denen von den Alten die vor der Hand erworbenen Münzrechte, Gaben, Gnaden und Freiheiten zugestanden. Auch wurde ihnen gestattet, sich, wenn sie nicht wollten, in keine Zunft einschreiben zu lassen. Die während dieser Unruhen flüchtigen Patrizier, den Georg Genssleisch ausgenommen, wurden in dieser Rachtung mitbegriffen, doch so, daß keiner in der Stadt die Hetzereien und Anmuthungen der Ausgewanderten unterstützen oder verhehlen sollte.

9. Alle durch diese Unruhen erlittenen Schaden und Unbilden sollten von beiden Seiten vergessen, und nach Maaßgabe der Größe vergütet werden.

10. Endlich setzte man fest, daß keine große öffentliche Schuld oder Ausfahrt oder Bündniß ohne Wissen und Zuthun der ganzen Gemeinde sollte eingegangen oder gemacht werden. Solche Dinge und Geschäfte sollten allezeit mit beiderseitigem Verständniß von dem Rathe und der Gemeinde abgethan werden.

Dieses waren die Hauptpunkte, wodurch der Frieden hergestellt, und die Verfassung von Neuem begründet wurde. Sie sind unterschrieben vom Kurfürsten Konrad III., vom Domkapitel, den Abgeordneten der drei Städte Worms, Speier und Frankfurt; und von Seiten der Stadt Mainz von Klaß Dulen, Wilkin Salman, Idel Berwolf und Heinze Rebstock, als den damaligen Bevollmächtigten.

Wenn man solche Verträge und die Geschichte dieser Streitigkeiten liest, so sollte man glauben, daß eine Gemeinde, deren Bürger sich beständig anfeindeten und befehdeten, nothwendig zu Grunde gehen müßte. Man sollte glauben, daß sich das Werkzeug des Handwerkers nicht neben den Waffen, eine Fehde nicht neben dem Handel,

und Bürgerkrieg nicht neben geſetzlicher Freiheit vertragen könne. Allein eben dieſer Geiſt der Eiferſucht und wechſelſeitiger Achtſamkeit erhielt den Geiſt der Betriebſamkeit, und gerade der Zeitraum, wo dieſe bürgerlichen Streitigkeiten vorgingen, war auch die Epoche des großten Wohlſtandes der Gemeinde. Von der erſten Freiheitsſchenkung des Kurfürſten Adelbert im Jahre 1115 bis auf die Einnahme der Stadt durch Adolph II. im Jahre 1462, alſo über drei Jahrhunderte hindurch, haben die Mainzer Bürger gerade ihre glänzendſten Unternehmungen vollführt. Durch dieſe Streitigkeiten bekam die Verfaſſung erſt ihre Feſtigkeit. Die geſetzgebende Gewalt war in den Händen des Stadtraths, welcher aus Adelichen und Gemeinen zuſammengeſetzt war; die vollſtreckende theilten die adelichen und gemeinen Bürgermeiſter unter ſich, unter welchen die Rechenmeiſter, Baumeiſter und Stadthauptleute ſtanden. Die richterliche Gewalt in Civilſachen übte das Kammeramt oder Stadtgericht aus, welches aus einem Kammerrichter, dem Stadtſchultheißen und vier Stadtrichtern beſtand. Den Kämmerer ſetzte der Kurfürſt ein; die übrigen wurden gewählt. In Kriminalſachen urtheilte das Gewaltsbotenamt. Der Gewaltsbote wurde wahrſcheinlich auch von dem Kurfürſten angeſtellt. In dieſer Zeit wurde von der Gärtnerzunft das ſogenannte Gartenfeld und von den Klöſtern der Bienengarten, der Käſirich und Hartenberg angebaut. Eine Menge von Webſtühlen arbeiteten in Wolle und Leinen, und die Weberzunft war ſo reich, daß ſie zu St. Emmeran beträchtliche Stiftungen machen konnte. Aus vierzig bis fünfzig Goldſchmieden gingen ſchöne und koſtbare Gefäße und Geräthſchaften hervor. Die Bürgerſchaft erbauete auf ihre Koſten das geräumige Kaufhaus, die Liebfrauenkirche und Hoſpitäler; Guttenberg

und Fauſt erfanden die Buchdruckerei, welche Peter Schöffer vollendete, und Arnold Waltpoden wurde der Stifter des rheiniſchen Städtebundes.

Während dem auf die Weiſe der arbeitſame Theil der Bürger und Einwohner den Wohlſtand der Stadt beförderte, beſangen die Minneſänger die Schönheit der Weiber. Zu dieſer Zeit lebte Heinrich, welcher, wie wir ſchon bemerkt haben, ſich durch ſeine ſchönen Lieder den Nahmen Frauenlob verdient hatte. Auch mußte Mainz ſehr ſchöne und würdige Frauen gehabt haben, indem dieſer Dichter ſie öffentlich loben, und ſie ihn nach ſeinem Tode auch öffentlich zum Grabe tragen durften.[1] Wenn man zu allem dem noch die vortheilhafte Lage der Stadt bei dem Zuſammenfluſſe zweier der beträchtlichſten Flüſſe in Teutſchland, die Geſchenke der Natur in Obſt und Wein und die ſchönen Umgebungen längs dem Rheine hinab hinzuſetzt, ſo muß man geſtehen, daß Mainz ſchon zu dieſer Zeit auf einen Grad von Wohlſtand gekommen war, deſſen ſich wenige Städte am Rheine rühmen konnten.

Aber ihre Uneinigkeit führte ſie auch zum Verluſte ihrer bürgerlichen Freiheiten. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß die Erzbiſchöfe und Kurfürſten der Stadt zwar große Privilegien ertheilt hatten; aber es niemals zugeben wollten, daß ſie ſich wie andere Städte, unmittelbar gemacht hätte. Die Kurfürſten Siegfried, Werner, Gerhard, Johann und Theodorich betrachteten Mainz nicht nur als den Sitz ihres erzbiſchöflichen Stuhles, ſondern auch als die Hauptſtadt ihres Kurthums; und letzterer wandte, wie Siegfried, alle Mühe an, um ſich, ſey es durch den Kaiſer oder ſeine Waffen,

[1] Davon im vierzehnten Buch.

in dem Besitze dieser Gerechtsame zu erhalten. Indessen kam es vor der Hand noch nicht zu Thätlichkeiten; die Bürger vertrugen sich wieder mit ihm und erhielten ihre Freiheit. Sie würden vielleicht auch endlich ihre Gemeinde zu einer vom Kaiser anerkannten Reichsstadt erhoben haben, wenn sie sich nicht selbst in die Händel und Streitigkeiten der Kurfürsten gemischt hätten.

So war der Zustand der Stadt, als nach dem Tode Theodorichs von Erbach die Domherren über die Wahl ihres Bischofs nicht einig werden konnten. Ein Theil hing Diethern von Isenburg an, der andere war Adolph II. von Nassau zugethan. Ein kleiner Theil schwankte zwischen beiden Parteien und hielt das Zünglein an der Wage. Die Nassauer hatten sich durch den langen Besitz des Kurthums viele Freunde im Kapitel und der Stadt erworben, Diether aber alle die auf seine Seite gezogen, welche die Kurfürsten von der eppsteinisch-nassauischen Partei entweder beleidigt oder zurückgesetzt hatten. Adolph war ein schlauer bedächtlicher Fürst, der unter dem Scheine der Frommheit viel Hartnäckigkeit und Herrschsucht besaß; Diether aber war offen und kühn, und bis zu der Lebensart eines weltlichen Fürsten freimüthig. Jenen liebte der Pabst und der Kaiser, diesen die Bürger und das gemeine Volk. Da beide Parteien im Kapitel nicht einig werden konnten, wählten sie sieben aus ihrer Mitte, und übertrugen denselben, den Erzbischof zu ernennen. Von diesen waren drei Isenburgisch, drei Adolphisch gesinnt; der siebente allein stand noch zwischen beiden, und konnte den Ausschlag geben. Diesen gewann Diether durch Geld und Versprechungen; so wurde er Kurfürst.

Während dieser Zeit hatte Pabst Pius II. eine Versammlung der Bischöfe oder ihrer Gesandten nach Man-

tua berufen, um von ihnen Hülfe gegen die Türken zu fordern. Auch Diether war dazu eingeladen, aber dieser mußte sich jetzt gegen die Partei Adolphs und den siegreichen Friedrich von der Pfalz wehren. Auch erforderten seine eigenen Angelegenheiten einen zu großen Aufwand, als daß er die Gelder für sein Pallium und seine Bestätigung an die päbstliche Kammer hätte bezahlen können. Er entschuldigte sich daher über sein Benehmen bei dem Pabste, dieser aber drohete mit dem Banne, wenn er die dem heiligen Stuhle schuldigen Hülfs- und Palliengelder nicht entrichten würde. Der Streit des Erzbischofs mit dem heiligen Vater wurde bald vor den Rath der teutschen Fürsten gebracht. Diese schickten Gesandte nach Mainz, um die Sache beizulegen und zu schlichten. Diether aber, aufgebracht über die Anmuthungen des Pabstes, sprach also zu der Versammlung: »Wie und auf welche »Art ich dieser Tage von dem römischen Pabste bedrängt »worden, das wisset ihr alle, edle Männer! doch will »ich es kürzlich wiederholen, wenn vielleicht jemand unter »euch nicht wissen sollte, was die ganze Welt weiß. Als ich »zum Erzbischofe der Mainzer Kirche gewählt ward, »schickte ich nach dem alten Herkommen meine Gesandten »nach Mantua, wo damals der römische Hof war, um die »päbstliche Bestätigung. Mein Gesuch ward lange herumge»zogen und verachtet, weil meine Abgesandten in die unbilli»gen Forderungen nicht einwilligen wollten. Man verlangte »eine große Summe Geldes als die Hauptbedingniß der »Bestätigung, und dabei einen neuen zeither unerhörten »Eid: daß ich ohne des Pabstes Willen die Stände der »Nation nicht berufen sollte. Ich übergehe andere die »Nation äußerst beschwerende Dinge, die Zehenten, die »Ablässe, zu denen ich meinen Willen geben sollte. Ich

»duldete, so gut ich konnte, meinen Aufschub ohne Bitter»keit, schickte meine Gesandten zurück, bat noch einmal »und erbot mich zu den Geldern, die meine Vorfahren »an die päbstliche Kammer entrichtet hatten. Noch ward »die Sache verzögert; da ich endlich die Bestätigung »anders nicht erhalten konnte, schwur ich, wider die Ge»wohnheit, in Jahresfrist vor dem Pabste zu erscheinen. »Römische Kaufleute leisteten die Bezahlung der Gelder »gegen eine Verschreibung in der sogenannten Form der »Kammer. Die Zeit verfloß, und weil ich in der bestimmten »Frist nicht bezahlen konnte, ward ich in den Bann gethan, »und dieser öffentlich angeschlagen. Dies ist, was mich angeht; »was ich aber nun sage, betrifft euch alle. Wozu glaubt ihr »wohl, daß die Zehenten, die sie verlangen, und die Ab»lässe, die sie bringen, dienen sollen? Sie sagen freilich, »zum Türkenkriege; dieser koste Geld. Das sind leere »Vorspiegelungen. Wenn ihr mir beitretet, werden sie »mit ihren Ränken nichts verfangen. Ich habe mich auf »ein Concilium berufen, nicht sowohl, weil ich ungerechter »Weise mit dem Banne belegt worden, als damit meine »Unterthanen nicht von der Last des Zehenten bedrückt »würden. Dieses Mittel ist uns gegen die Allgewalt des »römischen Hofes noch übrig. Wollt ihr meinem Beispiele »folgen, so wird euch und euern Unterthanen wohl gera»then seyn.« [1]

Nach dieser Rede, die eben so wahr als kühn war, wurde alle Vermittelung fruchtlos. Der Pabst that Die»thern in den Kirchenbann, und ließ an seine Stelle Adol»phen von Nassau setzen. Beide Parteien waffneten sich nun mit Truppen und Bundesgenossen, um ihren geistlichen

1. Man glaubt hier 1461 schon Luthern sprechen zu hören.

Hirtenstab mit dem weltlichen Schwerte zu vertheidigen. Diether hatte die Bürger von Mainz, die Grafen von Katzenellnbogen, und, was mehr als beides war, jetzt auch Friedrichen den Siegreichen von der Pfalz auf seiner Seite, Adolph aber die Rheingauer, die Bischöfe von Trier, Metz, Speier, die Landgrafen von Hessen, die Markgrafen von Baden, die Grafen von Würtemberg, von Veldenz und alle Feinde Friedrichs, ja selbst den Pabst und den Kaiser. Beide Nebenbuhler dachten mehr auf die Erhaltung ihrer Würde, als das Unglück ihrer Länder. Sie versprachen oder verpfändeten die mainzischen Aemter in Hessen, in der Pfalz und der Bergstraße an ihre Bundesgenossen, um nur deren Hülfe zu erkaufen.

Wir haben bereits die kriegerischen Unternehmungen beider Theile schicklicher bei der Geschichte Friedrichs des Siegreichen dargestellt[1], welcher eigentlich die Seele davon war; hier soll nur das davon kürzlich wiederholt werden, was für die erzstiftlichen Länder besonders aber für die Stadt Mainz, so wichtige Folgen hatte. Nachdem Diether und der Kurfürst von der Pfalz ihre Feinde zuerst in dem Rheingaue tapfer angegriffen, und endlich bei Seckenheim gänzlich geschlagen hatten, kamen beide nach Mainz, um Adolphen Gesetze vorzuschreiben. Dieser aber zog sich wieder nach Elwill hinter das rheingauer Gebück zurück, und dachte nun das mit List auszuführen, was ihm bisher mit den Waffen nicht gelungen war. Er bediente sich nämlich eines gewissen Heinz von Hechtsheim, welcher ein reisiger Knecht bei dem Grafen Ludwig von Veldenz war, und eine geborne Mainzerin, die Schwester des Rechenmeisters Sternberg, zur Frau hatte.[2] Durch dieselbe

1. Siehe oben achtes Buch.

2. Er war einer von den im Jahre 1429 in den Rath Gewählten. Siehe oben Seite 85.

bekam er Gelegenheit, mehrere anſehnliche Bürger und Rathsherren zu gewinnen, und die Vertheidigungsanſtalten der Stadt auszukundſchaften. Hierauf wurde der Tag, der 28. Oktober 1462, verabredet, an welchem die gewonnenen Bürger die Wache am Gauthore übernehmen, und die heranrückenden Adolphiſchen heimlich in die Stadt laſſen ſollten. Dieſe zogen zur Nachtzeit unter Anführung des Grafen Ludwigs von Veldenz und des von Königſtein vom Rheingau herauf über den Linzenberg und vertheilten ſich zwiſchen das Gau- und Alter-Münſterthor.

Um vier Uhr des Morgens waren ſie ſchon über den Graben bis an die Stadtmauer gekommen, als ſie durch eine Eule zurückgeſchreckt wurden, welche auf der Mauer ſaß, und bei dem Lermen ihre Flügel ausgebreitet hatte. Die Truppen hielten ſie für eine Wache und machten Halt; und wären keine Verräther an dem Thore geweſen, ſo würde Mainz, wie weiland Rom durch Gänſe, durch eine Eule gerettet worden ſeyn.

Um fünf Uhr waren ſie ſchon durch die Thore gelaſſen und hatten Wagen und Karren vor ſich hergeſchoben, um auf alle Fälle einen Hinterhalt zu haben. Man ſieht hieraus, daß man auf eine tapfere Gegenwehr von Seiten der Bürger gefaßt war; denn kaum wurden dieſe gewahr, daß ihre Stadt überfallen ſey, ſo fingen ſie an zu ſtürmen und Lärmen zu blaſen. Jeder ergriff ſeine Waffen, lief auf ſeinen Poſten, ſuchte ſeinen Hauptmann; und jene, welche am Gauthor die nächſten waren, rückten die Gaugaſſe herauf, um die Feinde zu vertreiben. Die Adolphiſchen waren noch nicht hinter ihren Wägen hervorgegangen; ſie ſchoſſen anfänglich nur mit Büchſen und Pfeilen; da ſie aber merkten, daß nur ein kleiner Haufen von Bürgern erſt verſammelt war, drangen ſie mit Spie-

fen und anderem Geschoß auf sie ein, und trieben sie die Gaugasse hinab bis nach dem Thiermarkt.

Indeß hatten sich die übrigen streitbaren Männer der Stadt gesammelt, und da sie von Reinhart Truchseß und Kunz Echter mit einigem Volke unterstützt wurden, so ging der Kampf erst recht an. Die Bürgermeister stellten sich mit Muth an die Spitze ihrer Mitbürger, und Reinhard der Truchsesse ermunterte sie durch seinen Rath und seine Truppen. Sie rannten in die Haufen der Feinde, welche mit Macht die Gaugasse herabgekommen waren, sie trieben die übrigen, welche sich geflüchtet hatten, aus den Häusern und Höfen, und machten viele davon zu Gefangenen. Dieser Theil der Adolphischen war schon wieder bis zu dem Gauthore zurückgedrängt, und im Begriffe die Stadt zu verlassen, oder sich zu ergeben, als der andere Theil derselben, welcher nach dem Münsterthore gezogen war, dort eindrang, und die Häuser bei den Predigern, in der Schustergasse und dem Speisemarkte in Brand steckte.

Als die streitenden Bürger ihre Stadt hinter sich in Flammen, ihre Weiber und Kinder in Gefahr oder mishandelt sahen, verließ sie ihre Standhaftigkeit. Viele liefen aus den Reihen, um die Ihrigen zu retten. Dymerstein, einer ihrer Bürgermeister war tödtlich verwundet, und Furt ihr Hauptmann, todt auf dem Platze geblieben. Schrecken, Furcht und Verwirrung kam in die Haufen der Bürger, und die Feinde drangen wieder auf den Thiermarkt vor.

Die Absicht Adolphs war, nebst der Stadt auch Diethern, seinen Gegner, und Friedrichen, dessen Bundesgenossen, in seine Hände zu bekommen, weil selbige sich gerade zu der Zeit in Mainz aufgehalten hatten.

Allein ~~beide~~ waren schon frühe, und bei dem ersten Lärmen entwischt, und brachten über 300 Reiter und anderthalb hundert Schweizer zusammen, mit welchen sie um drei Uhr Nachmittags dem bedrängten Mainz zu Hülfe kamen. Sie rückten durch die Dietpforte auf dem Graben über die Augustinergasse und den Ballplatz den Feinden entgegen, fielen sie in den Flanken an, und erlegten derselben viele. Fust oder Faust, der andere Bürgermeister und Vetter des Miterfinders der Buchdruckerei, sammelte die flüchtigen und zerstreuten Bürger wieder, und focht an ihrer Spitze, wie ein römischer, bis in die Nacht hin.

Da die Adolphischen merkten, daß dieser neue Angriff ihnen gefährlich werden könnte, so traten der Graf Ludwig von Veldenz, der von Königstein, und Junker Heinrich von Stein unter jene Bürger, welche nach ihren brennenden Häusern geflohen waren, und versicherten selbige des Schutzes und der Gnade ihres Herrn. Sie ritten mit dem Bürgermeister Ortwein und dem Baumeister Duden, welche beide schon durch Heinz von Hechtsheim gewonnen waren, an die Thore, und forderten die Wache auf, selbige an Adolphen zu ergeben, oder sie würden sie unter ihnen abbrennen. Diese verwarfen anfänglich den Antrag; da sie aber erfuhren, daß Faust, ihr wackerer Bürgermeister, auf den Tod verwundet, die pfälzischen Reiter abgezogen, und schon über 300 ihrer Mitbürger für die Freiheit geblieben wären, mußten sie die Stadt den Feinden überlassen.

So standen die Sachen am Ende des ~~achtundzwanzigsten~~ Oktobers im Jahre 1462. Den andern Tag zog Adolph von Ettwill, wo er sich während des Kampfes aufgehalten hatte, stolz und als Sieger in Mainz ein. Er ließ die Bürger auf dem Thiermarkt versammeln, und

behandelte sie nicht als bezwungene Feinde, sondern als aufrührerische Unterthanen. Er ließ ihre Freibriefe und Privilegien verbrennen. Die Anführer der Bürger, welche nicht umgekommen waren, wurden der Stadt verwiesen, und ihre Häuser der Plünderung Preis gegeben. Die Schätze und Waaren, welche die fleißigen Handelsleute in dem Kaufhause[1] gesammelt hatten, vertheilte er unter seine Hauptleute, und die ganze Gemeinde mußte ihm als ihrem Herrn und Fürsten huldigen. So verlor Mainz, da es für Diether um seine kirchliche Freiheit gestritten hatte, seine politische.

Als Diether, nach dem Tode Adolphs, wieder zum gänzlichen Besitze des Erzstiftes kam, hofften die Bürger von ihm ihre Freiheiten wieder zu erhalten; allein sie mußten auch ihm huldigen. Um seine Herrschaft noch fester zu gründen, oder beliebt zu machen, stiftete er die Universität, und bauete am Ende der Stadt gegen das Rheingau hin die Martinsburg, welche so lange die Kurfürsten in Mainz regierten, ihre Residenz war, und erst in unsern Zeiten zu einem Freihafen umgeschaffen wurde.

Diese Geschichte war nicht nur für Mainz selbst, sondern für die ganze Christenheit folgereich; denn wir werden es in den folgenden Theilen finden, daß durch sie die Reformation der Kirche hervorgebracht wurde, welche der ganzen Welt eine andere Gestalt gab.

1. Am Kaufhause ließ Adolph seine Wappen malen, indem nur jene der Bürgermeister in Stein ausgehauen waren. Unter diesen Wappen befand sich auch der zum Jungen mit drei untereinander liegenden Jagdhörnern. Es ist der nämliche, welcher jetzt noch in den Büchern zu sehen ist, welche der letzte zum Jungen, nachdem diese Patriziergeschlechter sich in Frankfurt niedergelassen hatten, der Bibliothek dieser Stadt vermachte.

Eilftes Buch.

Rheiniſche Geſchichte

von

Svanheim, Arnſtein und der Kur-Pfalz.

Rheiniſche Geſchichte

von

Bingen, Kreuznach, Bacharach und Caub.

Schon in dem vorigen Buche habe ich die Schönheiten des Rheingaues und des ſchauerlichen Schlundes beſchrieben, welcher es beſchließt;[1] in dieſem Buche will ich nun auch die Wunder- und Heldengeſchichten aufführen, welche ſich während des romantiſchen Mittelalters darin zugetragen haben ſollen. Ich bin überzeugt, daß jeder gefühlvolle Menſch, der dieſe Gegend durchreiſet, und die Trümmer ihrer alten Kirchen und Burgen betrachtet, ſelbſt von einem romantiſchen Geiſte ergriffen wird, wenn er auch die Sagen davon für Dichtung und Fabel halten muß.

Dort, wo die Nahe aus der freundlichen Pfalz her ſich in das finſtere Rheinthal verliert, gründete Druſus eines von jenen fünfzig Caſtellen, womit er den Rhein befeſtigte, und nannte es Bingium. Die Soldaten der Beſatzung

1. Siehe Seite 60 u. f.

erhielten ſpäterhin den Nahmen Bingenſer.[1] Nach den Beſchreibungen des Tacitus und den noch beſtehenden Denkmälern und Trümmern wird es wahrſcheinlich, daß Druſus, oder ſeine Nachfolger, dabei eine Brücke über die Nahe, einen Brunnen, Bäder und Altäre angelegt haben. Zwei Heerſtraßen gingen, wie jetzt noch, von hieraus nach den Niederlanden; eine über den Hundsrück nach Trier, die andere längs dem Rheine hin nach Cölln. Während des Aufſtandes des Civilis wurde Tutor bei Bingium geſchlagen, und mußte ſich mit den Trümmern ſeiner Haufen in die Thäler des Hundsrücks zurückziehen. Die Teutſchen aber kamen ſpäterhin in größern Haufen über den Rhein, und zerſtörten mit den übrigen Feſtungen auch das alte Bingium.

Unter der fränkiſchen Monarchie erhob ſich der Ort wieder zu einem kleinen Städtchen, was jetzt den teutſchen Nahmen Bingen annahm. Es wurde mit Mauern umgeben, und ſchien eine Zeitlang der Sitz der Grafen des Nahegaues, ja vielleicht eines herzoglichen Geſchlechtes zu ſeyn. Wenigſtens wird der heilige Rupert, welcher in dieſer Gegend ſeine Herrſchaft und ſeine Güter hatte, ein Herzog von Bingen genannt. Ich halte es der Mühe werth, hier die Legende dieſes Heiligen nach der Beſchreibung der Seherin Hildegard anzuführen, weil ſie uns Aufſchluß ſowohl über die alten Gaugrenzen, als auch über die Geſinnungen jener Zeiten gibt. Es folgen jetzt in der Geſchichte von Bingen mehrere Helden- und Spottſagen gleichſam hinter einander, welche an die vielen Trümmer der Schlöſſer und Kirchen umher gebunden, dieſer, durch die Natur ſchon

1. Bingenses.

romantiſchen Gegend einen eigenen poetiſchen Ton geben. Des heiligen Ruperts Traum, Hattos ſchreckliche Beſtrafung, der Hildegard prophetiſcher Geiſt, Bernards Kreuzpredigten, und die Feldzüge Hans und Giſelberts Brömſers von Rüdesheim wurden auch einem Homer oder Taſſo Stoff zu Heldengedichten geben. Ich werde hier nur ſo viel davon anführen, als in der wirklichen Geſchichte gegründet zu ſeyn ſcheint. Uebrigens iſt die Fabel- oder Mythengeſchichte oftmals auch die Geſchichte des Geiſtes der Zeiten.

Unter der Regierung Karls des Großen oder Ludwigs des Milden lebte ein mächtiger Herzog am Rhein, welcher das ganze Land zwiſchen der Selz, der Blies, der Simmer und der Heimbach von Bingen bis nach Lothringen beherrſchte. Er hatte eine gar ſchöne und ſittſame Tochter, Bertha mit Nahmen. Dieſe vermählte er an den zwar tapfern aber noch wilden Fürſten Roholand oder Robolaus,* in der Hoffnung, ihn durch dieſe Verbindung zur chriſtlichen Religion zu bringen. Der jungen Fürſtin Reitze feſſelten auch eine Zeitlang den unbändigen Krieger; allein bald trieb ihn die wilde Luſt wieder zum Kampfe und zu andern Weibern, und Bertha mußte von ihm alle nur mögliche Unbilden eines rohen Gemüthes ertragen. Dem ohngeachtet zog ſie ſich duldend in ſtille Einſamkeit zurück, und klagte nur dem Himmel ihre Noth. In der Bitterkeit ihres Kummers rief ſie öfters aus: »Ach Gott! wann werde ich einmal von der »Tyranney dieſes Unholds befreiet werden!« Da aber die Unarten des Gatten durch ihre Zurückhaltung eher zu-

*. Vielleicht hat Hildegard den Nahmen Rohland in Robolaus überſetzt.

als abnahmen, gelobte sie das Kind, das sie von ihm unter dem gepreßten Herzen trug, dem himmlischen Vater, und gab ihm, als es zur Welt kam, den Nahmen Rupert oder Ruhwert.

Von nun an hing Bertha mit ganzer Seele an ihrem Söhnlein, und suchte ihn zu einem frommen christlichen Helden zu erziehen. Da sie die rohe Kriegslust ihres Gatten als die Hauptursache ihres erduldeten Unglücks ansahe, so flößte sie dem kleinen Rupert mehr die Tugenden der christlichen Sanftmuth und Liebe, als die des alten heidnischen Heldenthums ein. Dadurch machte sie aber das Herz ihres Gatten sich und ihrem Kinde mehr abhold, als geneigt. Er verhöhnte die Erziehung, welche sie ihrem Sohne gab, weil er sie für weibisch hielt, und warf sich desto frecher in den Armen seiner Buhldirnen und Kebsweiber herum. Er lag von nun an beständig zu Felde in heimischen und fremden Fehden, und blieb endlich in einer Schlacht vom Feinde erschlagen.

Nach seinem Tode verließ Bertha das Schloß Laubenheim an der Nahe,[1] wo sie bisher so viel Kummer ertragen mußte. Sie nahm ihren geliebten Sohn Rupert in die Arme, und zog mit ihm nach Bingen, um von aller Welt entfernt in der Einsamkeit zu leben. Kaum wurde dieser Entschluß in dem Lande bekannt, als sogleich eine Menge von fürstlichen und ritterlichen Freiern zu ihrem Schloße ritten, um das Herz und die Hand einer eben so schönen als reichen Wittwe zu erhalten. Allein Bertha verwarf alle Anträge, so vortheilhaft und reizend sie auch für eine junge Frau gewesen seyn mögen, und widmete ihr Leben nur dem Dienste Gottes und der Erziehung

1. Hildegard nennt es Lubun.

ihres Sohnes. Dieſer wurde auch ſo mächtig von der mütterlichen Lehre ergriffen, daß er ſogar die üblichen Ritterſpiele ſeiner Zeit hintenan ſetzte, und nur der Wohlthäter armer Kinder ſeyn wollte. Wenn er einen Haufen ſolcher leidenden Knaben zuſammengebracht hatte, führte er ſie vor Bertha, und ſagte: »ſiehe Mutter, deine »Kinder.« Dieſe antwortete hierauf, die Geſinnungen des jungen Heiligen billigend: »Mein lieber Sohn, es »ſind auch deine Brüder.« Seine Sorge für die Armen ging ſo weit, daß, als die fürſtliche Wittwe ſich in ihrem Schloſſe eine Hauskapelle erbauen laſſen wollte, er auf die Armen deutete, mit den Worten des Evangeliums: »Breche erſt den Hungrigen dein Brod, bedecke erſt die »Nackenden mit deinen Kleidern, und führe die verlaſſe»nen Fremdlinge in dein Haus, denn dieſe ſind die leben»digen Tempel des heiligen Geiſtes.«

So ſehr er ſich nun durch dieſe guten Werke die Liebe der Armen und des frommen Volkes erworben hatte, ſo verächtlich wurde er dadurch dem Adel und den fürſtlichen Leuten des Landes. Die jungen Edelknaben, welche ihn häufig beſuchten, wollten faſt nicht mehr mit ihm umgehen. Sie gaben ihm zu verſtehen: »daß es »ſeinem hohen Stande angemeſſener wäre, ſich mit ihnen »in Ritterſpielen zu üben, als ſich durch den Umgang mit »ſolchen Bettelbuben zu entehren.« Allein alle dieſe Spottreden der Edelknaben konnten den jungen Fürſten nicht abhalten, ſeine bisherige Lebensart fortzuſetzen und den armen Kindern ſeine Wohlthaten angedeihen zu laſſen. Nur von himmliſchen Seligkeiten und Kronen entzückt, wandte er ſeine Blicke von dem irdiſchen Glanze ſeiner fürſtlichen Hoheit, und richtete ſie nach dem Himmel.

Unter so frommen Gedanken schlief er eines Abends auf einem bemoosten Felsen am Ufer des Rheines ein, und ihm erschien im Traume folgendes Gesicht. Er sahe an dem Ufer einen ehrwürdigen Greis aber mit einem gar freundlich-schönen Angesichte stehen, und um ihn her sprangen viel muntere Knaben in das helle Wasser des Rheins. Der Alte wusch einen jeden ganz rein und so kam er in einer schönern Gestalt aus den Fluten hervor. Als Rupert eine Zeitlang dieser Handlung zugesehen hatte, erhob sich aus dem Flusse eine gar reitzende Aue. Sie war mit den schönsten Blumen und Kräutern besetzt und aus ihnen duftete ein köstlicher Wohlgeruch, welcher die ganze Gegend umher erfüllte. Am Rande war die Aue mit mancherlei Bäumen und Gebüschen umgeben, und an denselben prangten die köstlichsten Früchte. Auf den Aesten, mit weißer und röthlicher Blüte geschmückt, flatterten muntere Vögelchen herum, mit den schönsten Farben glänzend, und in dem Gebüsche sangen andere, süßer als die Lerchen und Nachtigallen.

Als nun der Alte die Knaben alle gewaschen hatte, führte er sie über den Rhein auf das schöne Eiland, bekleidete sie mit weißen Gewändern und wies ihnen die Blumen und die Früchte zum Genusse an. Rupert, von dem schönen Schauspiele hingerissen, wandte sich bittend zu dem Greise und sagte: »O laß mich »doch auch mit den Kindern auf dieser schönen Aue »weilen.« Dieser aber antwortete: »Hier ist deine Blei»bensstatt nicht; du hast dir durch deine guten Werke eine »Brücke zum Himmel gebauet, wo du unter Engeln woh»nen wirst. Das Brod, welches du bisher den Armen »gegeben, wird dir dort ein Himmelsbrod, und die Klei»dung, womit du sie bedeckt hast, ein Kleid der Unschuld

»werden.« Unter dieſen Worten des Alten ſahe der heilige Rupert aus den blühenden Bäumen der Inſel einen glänzenden vielfarbigen Regenbogen von einer Seite bis zur andern ſich zum Himmel wölben. Auf ihm flatterten tauſend und tauſend ſchöne, liebliche Engelchen mit goldnen Fittigen auf und ab. Ganz oben ſaß in einer Lichtwolke, mit Stralen umgeben, das Chriſt-Kindlein und vor ihm knieete ehrerbietig der kleine Johannes, ihm ein zartes, reines Lämmlein vorführend, womit ſie ſpielten. Hierauf kamen zwei Engel geflogen und brachten dem kleinen Chriſt das Kleid, was kurz zuvor der heilige Rupert einem armen Knaben geſchenkt hatte. Er ließ ſich damit von den Engeln bekleiden, und als er es ganz angezogen hatte, ſagte er: »Sehet, dies iſt das Kleid, »welches mir der kleine Rupert geſchenkt hat; dafür will »ich ihn auch dereinſt mit dem Glanze der Heiligkeit umgeben.« Im höchſten Gefühle der Andacht und Wonne wollte der heilige Knabe ſeine Hände nach dem Chriſt-Kindlein ausſtrecken; allein die Erſcheinung verſchwand, er erwachte, und vor ihm knieete der arme Knabe, um ihm für das geſchenkte Kleid zu danken.

Als Rupert alſo erwacht war, nahm er den Knaben mit ſich, und erzählte ſeiner Mutter den Traum. Dieſe freute ſich ſehr des heiligen Geſichts, er aber faßte von nun an den Entſchluß, nach Rom zu dem Grabe der heiligen Apoſtelfürſten zu wallen, und dort ſein Leben dem Himmel zu weihen. Da Bertha merkte, daß ihr Sohn entſchloſſen ſey, ſie zu verlaſſen, und in ſeinem noch zarten Alter eine ſo weite Reiſe vorzunehmen, wurde ſie ſehr betrübt und ſagte ihm mit vielen Thränen: »Bedenke »doch mein liebſter Sohn, daß du das einzige Kind biſt, »das ich mit Schmerzen geboren habe, und auf dem die

»Erhaltung unſeres edlen Fürſtenſtammes beruht. Wie »will ich ohne dich die Einſamkeit meines Wittwenſtandes »ertragen? Ich habe dir für Arme und Nothleidende »unſere Schätze willig hingegeben, wie kannſt du Gott »beſſer und nützlicher dienen, als durch Wohlthaten und »Almoſen? Bleibe doch bei deiner Mutter und erhalte »mir meine einzige Hoffnung und die Hoffnung unſeres »fürſtlichen Geſchlechtes.« Durch dieſe mütterlichen Vorſtellungen wurde Rupert gerührt, und er verſprach der gekränkten Bertha, ſie nicht zu verlaſſen.

Indeß hatte er bereits das Alter erreicht, wo in dem jugendlichen Herzen die erſten Gefühle der Liebe und Mannbarkeit erwachen, und Bertha ſchmeichelte ſich, bald in ihm den frommen Stammvater eines großen Fürſtenhauſes und den chriſtlichen Helden gegen die Ungläubigen zu finden. Sie umgab ihn daher mit edlen Jünglingen und Fräulein, um ihn durch deren Umgang an ritterliche Thaten und fürſtliche Geſinnungen zu gewöhnen. Dieſe ermahnten ihn auch: daß er als Erbe eines Herzogthums und großer Reichthümer ſein Leben nicht durch niedere Beſchäftigung mit Bettlern und Landſtreichern verächtlich machen dürfe. Sie ſagten ihm »daß es nun Zeit »ſey, durch Uebung in Waffen und edle Sitten den Preis »der Ehre und der Minne zu erkämpfen.« So wollten die fürſtlichen Jünglinge ſeinen Ehrgeiz reitzen; die Fräulein aber warfen nicht ungern ihre Augen auf einen Prinzen, welcher Anſprüche auf eine ſo hohe Würde und große Güter und Reichthümer hatte. Dieſes alles aber, ohne den geiſtlichen Helden zu reitzen, beſtimmte ihn viel feſter in dem Vorſatze, ſeine Wallfahrt nach Rom zu beſchleunigen, um dadurch, wie er glaubte, dieſen Fallſtricken des Teufels zu entgehen. Statt des ſtolzen Fürſtenmantels zog

er ein einfaches Pilgerkleid an, und statt der gepriesenen Waffen ergriff er einen Pilgerstab, und wallte zu der heiligen Stadt, wo er am Grabe der Apostelfürsten das Gelübde ablegte, sein Herzogthum zu verlassen und seine Güter unter die Armen zu vertheilen. *

Nachdem er in Rom das Grab der heiligen Apostelfürsten geküßt hatte, kam er, durch schlechte Speisen und eine ermüdende Reise geschwächt, in die Arme seiner traurigen Mutter zurück, stiftete neue Krankenhäuser, die er selbst bediente, und lebte mehr wie ein Einsiedler, als ein Fürst. Diese aufreibenden Beschäftigungen untergruben seine ohne dies schon geschwächte Körperkraft. Er wurde von einer zehrenden Krankheit befallen, und starb bald nach seiner Zurückkunft schon im zwanzigsten Jahre seines Alters. Sein Körper wurde zu Bingen begraben, aber seine Herrschaften und Güter kamen an Fremde oder seine Verwandte. *

Bald nach Ruperts und seiner Mutter Bertha Tode 864, kamen die Normänner den Rhein herauf und zerstörten, nebst vielen anderen Städten, auch Bingen und die Einsiedelei beider Heiligen. Die Einwohner, welche bisher ihre Wohnung auf dem linken Rheinufer aufgeschlagen hatten, zogen nun auf das rechte, und legten da

1. Noch vor einigen Jahren war Ruperts schlechtes Pilgerkleid, aber in einen prächtigen Purpurmantel gehüllt, in dem Kloster Eibingen zu sehen.

2. Man sieht wohl, daß die Phantasie der geistreichen Seherin diese Legende verschönert, und in einer kindlichen Erzählung zubereitet habe; aber die Hauptsache davon ist offenbar aus den Urkunden und Traditionen des Klosters von Disibodenberg gezogen, wo sie zuvor Nonne war. Sie hängt daher auch ganz mit dem Geiste und der Geschichte jener Zeit zusammen.

die jetzige Stadt an. Da die Einfälle der Normänner bis auf die Zeiten des Kaisers Arnulf fortgedauert hatten, so wird es wahrscheinlich, daß der unter demselben und seinem Sohne so mächtige Erzbischof von Mainz Hatto die durch den Tod des heiligen Ruperts ledige Stadt Bingen seinem Erzstifte einverleibt habe. Sowohl Urkunden als Sagen bestätigen, daß er die neuerbauete Stadt mit Mauern umgeben, den Grund zu den Schlössern Klopp und Ehrenfels gelegt, und mitten in dem Rhein oberhalb des Binger Loches jenen berühmten Mauth- oder Zollthurm erbaut habe, welchen man jetzt noch den Mäusethurm nennt. Diesen Nahmen mag er durch die Bedrückungen erhalten haben, wodurch sich Hatto bei dem Volke verhaßt gemacht hatte.

Als nämlich dieser herrschsüchtige Prälat seine Gewalt in Mainz erweitern wollte, empörten sich, wie wir gehört haben, die Bürger gegen ihn, und vertrieben ihn aus ihrer Stadt. Um gegen die Wuth des aufgebrachten Volkes sicher zu seyn, mußte er sich auf die Festung Ehrenfels, und endlich selbst auf den Zoll- oder Mauththurm retten, welchen er mitten im Rheine auf eine Felseninsel erbauen ließ. Der Kaiser Arnulf, welcher Hattos Freund war, umgab hierauf die Stadt mit einem mächtigen Heerhaufen, um die aufrührerischen Bürger zu bestrafen, und zwang sie entweder durch Sturm oder Hunger zur Unterwürfigkeit. Während dieser Belagerung sollen die Bürger und auch das Landvolk, durch Hunger und Noth getrieben, die vollen Scheunen und Fruchtspeicher des Erzbischofs gestürmt haben. Dieser aber ließ selbige im Rachegefühl in Brand stecken, und als eine Menge Unglücklicher, welche hineingedrungen waren, nun mitten in den Flammen ihr Klaggeschrei zum Himmel erhoben, soll er

hadenfroh ausgerufen haben: »Hört doch wie die Korn-
mäuse pfeifen.«

Auf dieses Wort traf ihn Gottes strafende Gerech-
tigkeit. Ganze Rotten von Mäusen kamen von allen Sei-
ten her und sprangen auf ihn zu. Sie verfolgten ihn
auf den Straßen, in seinen Schlössern, an seiner Tafel
und in seinem Bette. Er rettete sich zuerst auf den Eb-
renfels; aber die Mäuse kletterten die steilen Felsen und
Mauern hinauf, und drangen in seine Zimmer. Dann
entfloh er auf seinen Mauthturm in die Mitte des
Rheins, und ließ darin sein Bett in Ketten aufhängen.
Die kleinen Rachegeister schwammen ihm nach. Sie
schlüpften durch die Gitter und Fächer, und fraßen ihn
endlich bis auf die Knochen auf. Von der Zeit an wurde
dieser Mauththurm der Mäusethurm genannt.

Man sieht wohl, daß diese ganze Fabel von seinen
Feinden erdichtet, von dem Volke nach der Hand geglaubt
wurde, weil beide sich während seiner kräftigen Regie-
rung nicht an ihm rächen konnten. Indeß kamen durch
Hattos Herrschsucht die Erzbischöfe von Mainz zum Be-
sitze des schönen Rheingaues und von Bingen. Ein kluger
Nachfolger Willigis ließ die Stadt befestigen, und da-
bei, als ihm Kaiser Otto III. noch ein beträchtliches
Stück von dem Sonwalde geschenkt hatte, eine Brücke
über die Nahe, und weiter unten am Rheine das Schloß
Sonneck erbauen. Er stiftete hierauf auch hier, wie zu
Mainz, dem heiligen Martin zu Ehren, eine Kirche, und
gab den Bürgern, wie dort, eine städtische Verfassung.

So also kam, von den Besitzungen des heiligen Ru-
pert, Bingen an das Erzstift von Mainz, seine übrigen
Güter im Nahegau an seine Verwandten. Es hat einige
Wahrscheinlichkeit, daß diese zuerst ihren Sitz von Bingen

nach Kreuznach verlegen wollten; als aber Kaiser Heinrich IV. den Königshof dieser Stadt mit Bewilligung derselben an das Hochstift von Speier verschenkt hatte, bauten sie sich ein neues Schloß zwei Stunden hinter Bingen in den Schluchten des Hundsrücks, und nannten sich davon Grafen von Spanheim. Graf Eberhard stiftete dabei im Jahre 1044 eine Kirche, welche Graf Stephan im Jahre 1101 in ein Kloster verwandelte. Ihre Ahnen mögen auch wohl schon früher das Kloster auf dem Desibodenberge gestiftet haben. Aus diesem ist unter dem Grafen Meginhard jene berühmte Seherin Hildegard hervorgegangen, welche durch ihren Geist und ihre Schriften das Orakel der Bischöfe und Fürsten ihrer Zeit war. Ihre Eltern Hildebert und Mechthilde von Böckelheim lebten an dem Hofe von Spanheim. Sie selbst aber erhielt mit Meginhards Tochter Hildrude die ihre Bildung auf dem Desibodenberge, wo des Grafen Schwester Gata Aebtissin war.

Beide Fräulein, schon im zarten Alter von heiligen Gesichten entzückt, und von der Legende ihrer heiligen Ahnen Bertha und Ruperts begeistert, unterdrückten die Gefühle einer irrdischen Liebe, und suchten unter dem Schleier der Klosterjungfrauen den Genuß der himmlischen. Als die ehrwürdige Gata, ihre bisherige Vorsteherin, gestorben war, faßte Hildegard den Gedanken, auf dem Orte bei Bingen, wo die Reliquien ihrer Ahnen ruhten, dem heiligen Rupert zu Ehren ein Kloster zu gründen. Sie theilte ihren Entschluß sowohl dem Grafen als dem Erzbischof von Mainz mit, und diese gaben um so williger Ort und Güter zu der Stiftung her, als sie selbige von der Verlassenschaft des heiligen Ruperts erhalten hatten. Das übrige kaufte Graf Meginhard von seinem Vetter,

em Grafen Bernhard von Hillesheim.[1] So wurde Hil-
egard im Jahr 1148 Stifterin und Vorsteherin eines
euen Klosters bei Bingen, welches sie den Ruperts-
erg nannte.

Jeder gefühlvolle Mensch, welcher die noch in dem
hauerlichen Nahethale hervorstehenden Trümmer des
Klosters, besonders bei Nachtzeit, besucht, wird von selt-
amen Gedanken und Vorstellungen ergriffen werden. Es
war daher kein Wunder, wenn hier ein geistreiches Weib,
wie Hildegard, oder ein durch die Noth seiner Zeit ge-
trübter Geistlicher, wie Bartholomäus Holzhauser, durch
chauerliche und mystische Gesichte begeistert wurden. Beide
chrieben hier ihre Prophezeihungen, welche darum so
merkwürdig geworden sind, weil sie sowohl von Katholiken
als Protestanten auf die künftigen Begebenheiten ange-
wendet wurden.[2]

Hildegard hat nebst ihren Wahrsagungen noch eine
Menge anderer Schriften hinterlassen, über Theologie,
die heilige Schrift, Arzneien ꝛc., welche eben so sehr von
ihrem Geiste als ihrer Belesenheit zeugen. Davon sind
viele bereits im Druck erschienen, die andern von dem
ehemaligen Kloster Eubingen in die Bibliothek nach Wies-
baden gebracht worden.[3] Darunter ist besonders das

1. Ein Ort im Nahegau. Siehe die Stammtafel der Gra-
fen von Spanheim.

2. Davon mehr bei der Geschichte der Reformation.

3. In dieser Bibliothek befinden sich noch folgende Handschrif-
ten in einem Bande: 1) Libri scivias simplicis hominis. 2)
Liber vitae meritorum. 3) Liber divinorum operum. 4) Ad
Praelatos Moguntinenses propter divina nobis dicta Hilde-
gardis. 5) Vita S. Hildegardis. 6) Liber epistolarum et
orationum S. Hildegardis.

Buch merkwürdig, was ſie Scivias oder Scientiae vias simplicis hominis nannte. Es handelt über Gottes geheime Leitung der Menſchen, und iſt zugleich ein treuer Spiegel ihres ſeltſamen Geiſtes. Ich will, um meine Leſer mit der Art dieſes Werkes bekannt zu machen, hier einige Stellen davon einrücken. Es beginnt alſo: »Und »es geſchah im neunten Jahre, nachdem das wahre Ge»ſicht mir einfältigen Magd die wahren Geſichte, nach »welchen ich ſchon zehn Jahre her trachtete, beſtätigt »hatte. Und dies war das erſte Jahr, nachdem daſſelbe »Geſicht mir die Subtilitäten der verſchiedenen Natu»ren und Geſchöpfe, die Antworten und Mahnungen ſo»wohl der kleinern als größeren Perſonen, die die Sym»phonie und Harmonie der göttlichen Offenbarungen, »endlich die unbekannte Sprache und Schrift, worauf ich »mich mit großer Beſchwerde meines Körpers ſchon acht »Jahre verleget hatte, zur Erklärung gebracht. Als »ich ſechszig Jahr alt war, hatte ich ein ſtarkes und wun»derbares Geſicht, an welchem ich mich wieder fünf Jahre »abarbeitete. Demnach hörte ich in meinem einundſechs»zigſten Jahre, welches das Jahr 1158 nach Chriſti Ge»burt war, wo bei d[illegible] Bedrängniß des apoſtoliſchen »Stuhles Friedrich als römiſcher Kaiſer regierte, hörte »ich vom Himmel herab eine Stimme, welche mir ſagte: »du, die du von Jugend durch den Geiſt Gottes, nicht »durch körperliche, ſondern geiſtige Geſichte belehrt wurdeſt, »verkünde der Welt, was du nun ſieheſt und höreſt. »Denn anfänglich haſt du deine Offenbarungen wie die »fließende Milch der Mutter, dann wie eine ſüße und »milde, und endlich wie eine kräftige und vollkommene »Speiſe erhalten. Verkünde alſo auch jetzt nach mir und »nicht nach dir, und ſchreibe nach meinen und nicht nach

»deinen Worten. Diesem nach fragte ich nach dem Zeug»nisse des Menschen, wovon ich schon bei meiner ersten »Vision Meldung that, und fande, so legte ich mich dann »mit Hülfe eines gewissen Mädchens zum schreiben an. »Und siehe da hörte ich abermals eine Stimme vom Him»mel also sprechend: Und ich sahe einen Mann von so »überschwenglicher Schönheit und Grösse, daß er von den »hohen Wolken des Himmels bis zum Abgrunde zu reichen »schien ꝛc.« So geht es nun im Geiste der Propheten und der Apokalypse fort bis an das Ende, wo sie so schließt: »Ich hörte nochmal eine Stimme vom Himmel, »mir sagend: Alles das, was du hörtest, ist durch die »lebendige Stimme des lebendigen nie erlöschenden Lich»tes geoffenbaret und gesagt. Die Worte sind heilig, und »der Gläubige wird auf sie aufmerken, und sie als An»denken der guten Wissenschaft in seinem Herzen und Ge»dächtnisse verwahren.« Auf die Art theilte Hildegard ihre himmlischen und irrdischen Kenntnisse ihrem Zeitalter mit. Wenn man nun überlegt, daß sie diese mannichfaltigen Werke, ohne, wie sie selbst sagt, einen wissenschaftlichen Unterricht erhalten zu haben, geschrieben, so war es natürlich, daß sie von den Gelehrten und Ungelehrten ihres Zeitalters als eine heilige, von Gott vorzüglich begnadigte Jungfrau, angesehen wurde.

Zu solchen heiligen und gelehrten Arbeiten wurde Hildegard noch mehr angetrieben, als der Abt Bernard sie besuchte, und zu der Kreuzpredigt beredete. Wir haben bereits in dem vierten Buche die allgemeine Begei-

1. Herr Pfarrer Dahl, welcher ein ächtes Manuscript von dem libri scivias hat, wird mit nächstem das Publicum mit dem Ganzen bekannt machen.

sterung geschildert, welche diese als Propheten verehrte Heiligen am Rheine und in Teutschland hervorbrachten. Bei dem von beiden erwirkten Kreuzzuge zeichneten sich unter den rheinischen Rittern vorzüglich die Herren von Sternfels und Liebenstein, Graf Johann von Spanheim, Werner von Greiffenklau und Hanns Brömser von Rüdesheim aus. Der ersteren romantische Geschichte werden wir in dem eilften Buche erzählen. Graf Johann und Werner stritten, von Erscheinungen geleitet, wie wackere Ritter, für das heilige Grab, und vertauschten, nach vollendetem Zuge, ihre Harnische gegen eine Mönchskutte. Hanns Brömser aber wurde im heiligen Kriege gefangen und von den Saracenen in Ketten und Banden geschlagen. In dieser traurigen Lage dachte er oft und lange zurück an sein schönes Rheingau, an seine liebe Gattin und Kinder; endlich tröstete er sich mit dem bittern Leiden des Heilandes und that das Gelübde, ein Kirchlein zu bauen, wenn ihn Gott wieder glücklich zu den Seinigen bringen würde. Kaum war dieser Wunsch aus seinem frommen Gemüthe gekommen, so gelang es ihm, seine Ketten zu zerreißen und ohne von den Wächtern bemerkt zu werden, aus dem Gefängnisse zu entrinnen.

So, gleichsam durch ein Wunder, wieder in freie frische Luft gebracht, vergaß der Ritter das Gelübde, dem er seine Freiheit zu verdanken hatte. Auf dem Heimwege dachte er mehr, wie ihm die Küsse seiner schönen Frau, der Trank seines rüdesheimer Weines schmecken, als wie er das versprochene Kirchlein erbauen würde. Darum brachte ihn Gott in neue Gefahr. Als er nämlich bei seiner Rückreise durch einen großen dicken Wald reiten

a. Man sehe das vierte Buch, Seite 364.

mußte, siehe da regte sich aus einer Höhle ein schrecklicher Drache und blitzte ihn mit seinen funkelnden Augen an. Der tapfere Ritter, welcher in so vielen Schlachten die wilden Gesichter der Saracenen nicht gescheuet hatte, wollte sich von diesem Unthier nicht schrecken lassen. Er ritt entschlossen durch den Wald fort; aber der Lindwurm legte sich ihm mitten in den Weg und dehnte gegen ihn den schrecklichen Schlund hervor. Durch den Anblick eines so gräßlichen Thieres geschreckt, fing sein Pferd an zu scheuen; es bäumte sich schwitzend und zitternd zurück. Er gab ihm die Sporn, trieb es vorwärts und schleuderte seine Lanze. Da schoß das getroffene Unthier pfeilschnell auf ihn zu, packte mit seinen Krallen das Pferd, und umwand mit den Ringen seines Schweifes Roß und Reuter.

In dieser neuen Gefahr dachte Hanns Brömser wieder an das Gelübde, was er im Gefängnisse gethan. Er wandte seine Blicke zum Himmel und wiederholte Gott sein Versprechen. So durch neues Vertrauen gestärkt, stieß er seinen Kreuzschild in des Drachen aufgesperrten Rachen, zog schnell sein Schwert aus der Scheide und hieb damit so gewaltig auf das Unthier ein, daß es seine Krallen und Schweifringe zurückzog, und todt zur Erde niederfiel. Zum Andenken dieses neuen Sieges schnitt der Ritter dem Drachen die Stachelzunge aus dem Halse, packte sie zu den Ketten, worin er gefangen lag, hinten auf das Pferd, und kam so glücklich wieder zurück zu den Seinen nach Rüdesheim.

Aber auch hier wurde Herr Brömser noch einmal treulos. Statt nach so glücklich überstandenen Gefahren Gott zu danken und das versprochene Kirchlein erbauen

zu lassen, lag er in den Armen seiner schönen Frau, tummelte er mit seinen Knaben das Streitroß und zog bei einer guten Flasche hinterhäuser Wein auf Jagden und Gelagen herum. Er mußte noch einmal an sein Versprechen gemahnt werden. Während er also zu Rüdesheim seine Tage im Wohlleben dahinbrachte, fuhr einsmals sein Knecht mit dem Ochsen nach dem Walde, um Holz zu laden, und als er so tiefer in das Dickicht kam, hörte er von ferne ein Stimmlein, welches »Rothgottes« rief. Erstaunt über diesen seltsamen Laut ging er mit seinem Ochsen dem Stimmlein nach, und als er an eine große Eiche kam, wollte sein Thier nicht mehr fort, obwohl er es peitschte. Während dieses Aufenthaltes blickte er hinauf an den Baum und fand in einer Höhle des Stammes ein Bildchen stehen, welches den Herrn Christus am Oelberge vorstellte. Ueberzeugt daß dieses ein Wunder sey, holte er es mit frommer Ehrfurcht aus dem Baume und brachte es den jungen Ritterknaben mit, auf daß sie es mit kindlicher Andacht in die Hauskapelle stellen mögten.

Am folgenden Tage als der Knecht abermal zum Walde gefahren war, um das noch übrige Holz nach Haus zu bringen; hörte er abermal das Stimmlein »Rothgottes.« Erschrocken ob dieses neuen Wunders, suchte er den Baum auf, wo er das Bild an dem vorigen Tage gefunden hatte; sein Ochs blieb abermal stehen, und grub mit seinen Hörnern so lange an der Wurzel, bis das Bildchen aus der Erde zum Vorschein kam. Nun dachte der fromme Knecht, daß dieses eine besondere Bedeutung für seinen Herrn haben möge. Er brachte es wieder nach Hause, und erzählte dem Ritter die ganze Geschichte. Da ergriff diesen Reue und das

Andenken an sein Gelübde. Er ließ sogleich an dem Orte, wo der Knecht das Bildchen fand, eine Kirche, und auf den Stamm des Baumes einen Altar errichten, wo es bis auf unsere Zeiten unter dem Nahmen Rothgottes verehrt wurde.

Nicht so glücklich, wie Hanns Brömser von Rüdesheim, entging Gilgen von Lorch den Fallstricken des Teufels. Auch er hatte, von den Worten Bernards und der Hildegard ergriffen, sein Haus und seine Braut verlassen, und war der Kreuzfahne gefolgt. Aber die heftige Leidenschaft trieb ihn schnell wieder nach Lorch zurück, denn ihm gelüstete mehr, den Mund seiner Schönen, als das heilige Grab zu küssen. Wie schrecklich aber war er betroffen, als er nach seiner Rückkehr, die Geliebte statt in seinen Armen, in dem Raubneste Rheinberg eingeschlossen fand. Wie ein Rasender blickte er zum Felsenschlosse hinauf und knirschte mit den Zähnen, daß er es nicht ersteigen konnte. Da ließ ihm der Räuber herabbieten: »daß, »wolle er oder ein anderer Ritter die schöne Braut er»ringen, er in vollem Galopp den steilen Felsen heran »kommen müsse, um sie zu befreien.« Ergrimmt über diesen schändlichen Raub tobte der Ritter und forderte seine Freunde zum Sturm des Schlosses auf; aber jeder der es wagte, den Felsen hinanzureiten, stürzte zurück und brach Hals und Beine. In dieser verzweifelten Lage fand der verliebte Ritter, weil er bei dem Kreuzzuge mit Gott gebrochen hatte, kein anderes Mittel, seine Braut zu erhalten, als seine Seele dem Teufel zu verschreiben und dessen Hülfe nachzusuchen. Er ließ daher einen Zauberer kommen; dieser mußte ihm bei Nacht und Graus den bösen Feind beschwören und statt seiner den Höllen-

bund abschließen. So von Teufelsmacht getrieben, bestieg er sein Roß, setzte ihm die Sporen in die Seite, und es trug ihn wiehernd und schnaubend, wie ein Adler, zum Felsennester hinan. Nun drang er ergrimmt in den Schloßhof, forderte den Räuber zum Zweikampfe, erlegte ihn, rettete seine Geliebte; aber diese, von Kummer und Freude zugleich ergriffen, sank ohnmächtig in seine Arme, und welkte dahin, wie eine früh gebrochene Blume. Durch ihren Tod der irrdischen und himmlischen Seligkeit zugleich beraubt, rannte er sich sein Schwert selbst in die Brust, und wallte, statt zum heiligen Grabe, zur höllischen Gruft der ewigen Verdammniß.

Von allen diesen Sagen und Wundergeschichten findet man jetzt noch die Denkmäler und Ueberbleibsel zu Bingen, zu Rüdesheim, zu Vollraz und zu Lorch. Dort zeigt man den Ring, welchen Bernard der Hildegard gab, die heiligen Bilder mit griechischen Buchstaben, welche Werner aus dem Orient brachte, die Ketten, worin Brömser geschmiedet war, die Zunge des Drachen, den er erlegt, und den Sattel des Pferdes, worauf Gügen jenen steilen Felsen hinan rannte, welchen man die Teufelsleiter nennt. Ich habe diese Sagen darum hier eingerückt, um den romantischen Geist zu schildern, welcher zu der Zeit diese romantische Gegend belebte. Ich habe hier nur die Sagen von Bingen und dem Rheingau angeführt. Das Gegenstück von diesen ritterlichen Thaten, und wie wacker Giselbert Brömser, und seine edle Gattin Erlande, ihre Schlösser vertheidigt, werden wir bei der Geschichte von Bornhofen finden, denn auch diese Kirche, wie die zu Nothgottes, verdankt der Brömserischen Familie ihren Ursprung.

Indeſſen war nicht Johann Konrad II., wie die Sage will, der Erbauer beider Kirchen, ſondern, wie ich aus einer handſchriftlichen Familiengeſchichte weiß, Johann Konrad III.[1] Nach dieſer wird der angebliche Kreuzritter als ein frommer, wackerer und häuslicher Mann geſchildert, welcher das, was ſein liederlicher Vater, Konrad I.,[2] von den Brömſeriſchen Gütern durch Sauſen und Brauſen vergeudet, wieder heimgebracht habe. Von Johann Konrad II. kamen vermuthlich die Denkmäler und Sagen unter die Brömſeriſche Familie, welchen zu Ehren hernach Johann Konrad III. im Jahr 1390 die Kirche zu Rothgottes, zu Rüdesheim und zu Bornhofen, erbauet hat.

Nach dieſer romantiſchen Fabel- und Heldenzeit wird die Geſchichte an der Nahe und dem Rheine heller. Graf Meginhard hatte ſich mit ſeinen Kindern in dem alten Sitze der Spanheimer an der Nahe behauptet, dagegen erweiterten ſeines Neffen Gottfrieds Söhne, Heinrich, Albert und Gottfried, das Spanheimiſche Gebiet an der Moſel und auf dem Hundsrück. Im Jahr 1197 verpfändete ihnen der Pfalzgraf Heinrich von Braunſchweig mehrere Orte und die Grafſchaft im Mayenfeld für 550 Mark, wodurch ſie mächtig an der Moſel wur-

1. Dieſes handſchriftliche Buch, worin mit ſehr ſchön gemahlten Bildern die ganze Brömſeriſche Geſchlechtsfolge beſchrieben iſt, war ehemals im Archive von Trier; nun beſitzt es der Fürſt von Metternich, deren Miterbe.

2. Von dieſem Konrad I., welcher gegen das Jahr 1118 lebte, ſagt die angeführte Handſchrift mit lateiniſchen Worten: Hic plane venerius fuit, multosque post se spurios reliquit, et majorum haereditatem minus decenter dilapitavit. Inde totam familiam Broemserianam magno detrimento ac clade infecit.

den, und in Verbindung mit dem Sayniſchen Hauſe kamen. Graf Meginhard hinterließ nebſt ſeiner Tochter Hiltrude, der Freundin der heiligen Hildegard, zwei Söhne, Gottfrieden nämlich und Krafto. Jener folgte ihm in der Grafſchaft, und heirathete eine Gräfin von Eberſtein. Er wurde von dem Kaiſer Friedrich I. zu Worms zur Hundsſtrafe verdammt, weil er unter Anführung des Pfalzgrafen Herrmanns die geiſtlichen Fürſtenthümer am Rhein mit Krieg überfallen hatte. Sein Bruder Krafto war mit Clementinen, der Gräfin von Hohenberg, verlobt. Da aber dieſe ſchon das Gelübde der Keuſchheit abgelegt hatte, wurde der Eheverſpruch aufgehoben. Die Verlobte wurde eine Braut Chriſti in dem Kloſter Oehren zu Trier; Krafto aber Mönch und nachher Abt in dem Kloſter zu Spanheim.

Es ſcheint, daß der Meginhardiſche Zweig gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ausgeſtorben ſey, deſto herrlicher blühte aber der Gottfriediſche. Gottfried II. heirathete Adelheiden, die Erbgräfin von Sayn, und deſſen Sohn Heinrich, Agnes, die Erbgräfin von Heinsberg, wodurch beider Grafſchaften an die Spanheimer gekommen ſind. Nach dem Tode Gottfrieds brachte deſſen Gattin Adelheid durch eine zweite Ehe mit dem Grafen Eberhard von Eberſtein auch noch deſſen Anſprüche und Nahmen an ihren Sohn. Durch dieſe glücklichen Verbindungen wurde das Haus Spanheim ſo mächtig, daß die Söhne Gottfrieds eine Theilung ihrer Erbländer vornahmen. Der älteſte davon, Johann, erhielt Starkenburg oder die hintere Grafſchaft; der zweite, Heinrich, blieb Herr zu Heinsberg; der dritte, Simon, bekam Kreuznach und die vordere Grafſchaft, und der vierte, Eberhard, genannt von Eberſtein, herrſchte durch ſeine Mut-

er zu Sayn; da er aber ohne männliche Erben abging, am seine Grafschaft an Gottfried den erstgebornen Sohn eines ältesten Bruders Johann, und dieser wurde sonach der zweite Stammvater des Saynischen Hauses.

Die vorzüglichste Stadt des Spanheimischen Grafenstammes war Kreuznach an der Nahe. Die Geschichte ihres Ursprungs ist eben so dunkel als jene der meisten rheinischen Städte. Wahrscheinlich hat sie ihn der Insel zu verdanken, welche sie noch in zwei Theile sondert. Diese gab schon in frühern Zeiten eine bequeme Gelegenheit zur Ueberfahrt. Man hatte darauf ein Kreuz errichtet, und nach der Hand von diesem, und dem dabei landenden Nachen, dem Ort den Nahmen Kreuznachen oder Kreuznach gegeben. Anfänglich mogten die Schiffer bei dieser Ueberfahrt einige Häuser oder Hütten und eine Kapelle angebaut haben. Die fränkischen Könige aber gründeten dabei einen Königshof, und dieser war zu den Zeiten Ludwigs des Frommen schon so ansehnlich geworden, daß dieser Kaiser da Urkunden ausfertigte. Während dem hat sich der Ort sowohl durch Gewerbe als Hoflager vergrößert, und die Grafen von Spanheim haben sich darüber nach dem Tode des heiligen Ruperts eine gewisse Gerichtsbarkeit erworben.

So ohngefähr war die Lage von Kreuznach, als Kaiser Heinrich IV., mit Bewilligung des Grafen Eberhard, den Königshof mit allen dazu gehörigen Rechten, Gütern und Gefällen, dem Hochstifte von Speier schenkte. Aber die Nachfolger dieses Grafen sahen die Schenkung einer schönen aufblühenden Stadt, welche mitten in ihrem Gebiete lag, als den größten Nachtheil für ihr Land an, und neckten die Bischöfe von Speier, wo sie

nur konnten, in dem Besitze ihrer Herrschaft. Unter dem Bischof Konrad III. versuchten sie sogar die Erbauung eines neuen Schlosses in der Stadt; allein der Kaiser Philipp gebot ihnen ausdrücklich, den angefangenen Bau einzustellen. Diese beständigen Streitigkeiten bewogen endlich den Bischof Konrad V. von Eberstein, einen Stiefbruder oder Oheim der Spanheimer, alle die Besitzungen und Rechte, welche der Kirche von Speier in Kreuznach zustanden, im Jahre 1241 um 1100 Mark Silber an Heinrich, den Grafen von Sayn-Spanheim zu verkaufen. Dieser überließ sie seinem Bruder Simon, und Kreuznach wurde die Hauptstadt der vordern Grafschaft.

Die Grafen von Spanheim erhoben Kreuznach zu einer blühenden Stadt. Sie verschönerten oder erweiterten sie durch das Schloß Kauzenberg, durch Kirchen und andere Gebäude. Sie gaben den Bürgern viele Freiheiten und eine gehörige Verfassung mit Zünften und einem Stadtrathe. Diese zogen viele Handwerker, Fabriken und einen beträchtlichen Handel in ihre Ringmauern. Ihre Menge wurde durch die an der Nahe angelegten Salzwerke und Gerbereien vermehrt. Man zählte bald 1800 Familien, die sich da niedergelassen, und den Wohlstand befördert hatten. Die sprechendsten Urkunden von der milden Regierung der Grafen von Spanheim sind die Freibriefe, welche sie ihren Unterthanen ertheilten, und die Gesetze, welche sie darin denselben vorschrieben.

Es thut dem Geschichtschreiber der mittleren Zeiten wohl, wenn er hier in einem Jahrhundert der Barbarei und des Faustrechts solche väterliche Verordnungen findet, welche, nicht sowohl an gleisenden Worten und schulgerechter Ordnung, aber gewiß im innern Gehalte und wirklicher

rfüllung, alle die Verfassungen und Organisationen über-
effen, womit unsere Constitutionssüchtige Zeit so groß
ut. Sie gibt uns zu gleicher Zeit ein Muster der va-
aligen Gesetzgebung.

»Wir Johann, heißt es im Eingange einer Urkunde,
Grave von Spanheim, vergehen uns öffentlich an diesem
Brief, und thun kund allen Leuten, daß wir mit Rath
er edlen Leute unsers lieben Bruders, Graven Simons,
Walrams seines Sohnes und anderer unserer Magen,
Burgmannen und Freunde gefreiet haben, und freien
ie Schöffen und Gemeinde in unserm Thale zu
Winternberg, und geloben ihnen, und allen ihren Nach-
ommen mit guter Treue und rechter Sicherheit
ür uns und unsere Nachkommen alle die Vorworte und
Unterschiede, die hienach geschrieben sind, stet, fest und
unverbrochen zu halten ohne Argliſt. Dagegen
ollen auch sie geloben und sichern nebst uns, unsere Nach-
ommenden, welche dieses Thal haben und besitzen werden.

Zu dem ersten also haben wir Macht, und sollen
setzen und machen in unsrer vorbenannten Stadt, einen
Schultheißen, welchen wir wollen, doch also, daß wir
keinen Mann der Stadt sollen zwingen, Schult-
heiß zu seyn. Wen wir aber zum Schultheißen gemacht,
der soll geloben und schwören zu den Heiligen, daß er
alle Gelobnisse und Unterscheid, die zwischen uns und
unsern Bürgern aufgerichtet worden, unverbrüchlich
halten und hüten wolle; und er soll unsere Gülte und
Bede allda sammeln und heben nach Rath der Ge-
schworn, und unser Recht handhaben und Urtheil spre-
chen nach dem guten Weisthume der Schöffen.
Wäre es, daß der Schultheiß in diesen oder andern

Stücken missethäte und schuldig befunden werde, soll er bessern und richten nach unsern Gnaden.[1] Die Schöffen sollen in allen ihren Rechten und Würdigkeiten verbleiben. Die Bürger aber und die Stadt sollen uns geben zur Bede für Azung und Gewänd alle Jahr sechszigs Pfund guter Heller zu zweier Zeiten, und zwar die Hälfte auf unser Frauen Kerzentag,[2] die andere Hälfte auf St. Remiginstag. Dagegen wollen wir sie auch nicht dringen, über diese sechszig Pfund ein Bede mehr zu geben. Unsre Hofstätte, Haus und Garten wollen wir ihnen um einen bescheidlichen Zins verleihen, auch wollen wir auf dem Markt eine Fleischscharn und ein Kaufhaus errichten, und selbige gleichfalls um Zinse verleihen. Wir sollen haben zu der Stadt eine Bannmühle und ein Bannbackhaus, dazu sollen die Bürger mahlen und backen, wie Bannes Recht ist. Auch sollen wir alle unsere Güter und Rechte, welche uns die Schöffen darlegen, freihalten und inne haben; dagegen sollen auch wir der Stadt alle die Gewohnheiten und Rechte lassen, welche sie in Wäldern und Holzmarken haben. Wir sollen auch haben unsern Zoll und Ungeld, jedoch selbigen nicht ansetzen, als nach dem Rat der Schöffen. Die Bürger sollen unser Gesinde und Freunde gütlich und lieblich halten und beherbergen, ohne ihren Schaden und Argliſt. Auch soll kein Mensch den andern freventlich in der Stadt angreifen; wer Etwas gegen einen andern zu thun oder zu klagen

1. Nach Maßgab der Gesetze und unserer Gnade.

2. Maria Lichtmeß. Ein Pfund guter Heller macht nach unserm Gelde ohngefähr eine Mark.

hat, soll es dem Richter anzeigen, und dieser sodann den Beklagten setzen und die Sache entscheiden, wie es recht ist. Jedoch sollen unsere Mannen, Burg- und Dienstmannen, nicht dem Schultheiß vor Gericht zu Rede stehen, wenn sie es nicht gerne thun; sie richtet der Graf. Niemand soll zur Stadt aufgenommen werden, oder sich von ihr entfernen, es sey dann mit Willen des Richters und mit Wissen der Schöffen. Wer uns den festgesetzten Zins von Haus, Hofstädt und Garten nicht geben wollte, den sollen der Schultheiß und die Schöffen dazu zwingen, daß er uns denselben mit dem Schaden entrichte. Auch soll niemand einen feilen Kauf anderswo halten, dann auf dem gemeinen Markt. Vom Schlagen oder Haarausraufen soll man uns geben fünf Schilling Menschen,[1] das sind je zween vor drei Heller. Von großen Wunden, falscher Münze und unrechtem Gewicht sollen uns werden sechszig Schilling der vorbenannten Währung, dem aber der Schaden ist geschehen, soll man die Entschädigung zurichten. Todtschlag, Meineid und Verrätherei soll man schyper richten, wie des Gerichts Recht ist.[2] Wer an Brod mißbackt, den soll man schuppen[3] oder er soll ausgeben sechszig Schilling. Die Wilkühr steht bei uns. Wird jemand beklagt wegen Schulden und er schwöret, so ist er dem Richter nichts schul-

1. Menzischen oder Mainzischen.

2. Todesstrafe nach Maßgab der Verbrechen, zum Strange, Schwert oder Rad.

3. Oder auch Wippen. Der Verbrecher wurde in die Höhe geschnellt.

dig, aber der ihn verklagt hat, soll dem Richter sechs Schilling geben; schwöret aber der Beklagte nicht und wird überwunden, so muß der dem Richter das Klaggeld mit sechs Schilling entrichten, und der andere ist diesem nichts schuldig. Bekümmert jemand einem andern sein Gut und thut ihm Unrecht, so soll er dem Richter sechs und den Schöffen einen Schilling von je drei Pfunden geben, als hoch das Gut angeschlagen und werth ist. Nebstdem soll er noch jenem den Schaden ersetzen, dem er das Gut bekümmert hat. Wenn er aber des andern Gut mit Rechten bekümmert hat, so soll er dem Richter nichts geben, sondern der andere das vorgeschriebene Geld entrichten. Wär es auch, daß unsere Bürger keinen Wehr legen, und wollten einen machen, und auf solch Gut, wie man kauft und verkauft, eine mögliche und mäßige Schätzung setzen, damit der Bau vollführt werde, darwider wollen wir nicht seyn, doch sollen sie das thun mit unserm Rath. Auch sind uns die Bürger, welche Fuhren haben, schuldig unsere Wagenfahrten nämlich zwei Viertel Gauwärts, und zwei eine Meile um die Stadt. Diese Wagenfahrten sollen sie uns halb zur Erndte und halb im Herbste thun.[1] Wär es auch, daß wir entweder wegen unsrer oder unsrer Freunde wegen reisen wollten, so sollen sie uns helfen und nach dem Rathe unsers Richters und der Schöffen gewappnet nachfolgen.[2] Wär es

1. Ueberbleibsel der alten Frohndienste, welche nach der Hand abgekauft werden konnten.

2. Ueberbleibsel der alten Landwehrpflicht. Wir sehen hier, daß sie billig war.

ber, daß wir nicht selber reiſen, ſo ſollen ſie unſerm Gewaltboten folgen; wenn wir aber wegen Krieg oder Reis Geld nehmen, ſind ſie nicht ſchuldig uns zu folgen. Wenn ſie mit uns reiſen, ſollen ſie vierzehn Nächte in ihrer eignen Koſt ſeyn, wollen wir ſie aber länger im Felde halten, müſſen wir ſie ſelbſt verköſtigen. Wenn ſie jemand durch Beförderung unſerer Reiſe erzürnen, ſollen wir ſie verantworten. Der Schultheiß und die Schöffen ſollen je zu vierzehn Nachten aufſchauen und ſowohl Waffenzeug als Führung prüfen. Wer ſeinen Zweiger Wammes nicht anhat, ſoll zween Schilling, wer nicht Panzer und Pferd hat, fünf Schilling, und wer nicht ein Plaze und einen Hengſt hat, zehn Schillinge geben.[1] Welcher Bürger nicht in der Stadt wohnet, oder, wenn er ermahnt iſt, nicht einfährt, der ſoll der Freiheit nicht genießen und die Stadt ihn nicht verantworten. Wir ſollen auch keinen Bürger aus ſeinem Hauſe treiben und einen andern hineinſetzen, es ſey dann mit ſeinem guten Willen. Auch ſollen wir keinem ſein Pferd ablehnen, er wolle es dann uns gern leihen; thut er aber das nicht, ſo ſollen wir ihm darob nicht zürnen. Wir wollen auch haben unſer Münz- und Wechſelbank. Alle dieſe vorbenannte Stücke und Artikel geloben wir für uns und unſer Nachkommen ꝛc. und haben zu deſſen Urkund und ſtete Feſtigkeit unſer Inſiegel an dieſen Brief gehangen.

Daß dieſe Freiheiten und Rechte, welche die Grafen von Spanheim ihren Städten und Unterthanen gaben, nicht blos auf dem Pergamente oder Papiere, ſondern in Wirklichkeit beſtanden haben, beweiſt der damalige Wohl-

1. Die Bürger der Städte mußten die Reiterei bilden.

ſtand von Kreuznach, und die große Treue, welche ihnen die Bürger in ihren gefährlichen Fehden gegen die mächtigen Fürſten von Mainz und Trier bewieſen haben. Um das Jahr 1277 kam nämlich Graf Johann II. mit ſeinem jüngern Bruder Heinrich II. in einen heftigen Streit wegen der Theilung der väterlichen Verlaſſenſchaft. Der Span wurde zwar durch die Verwandten der Grafen verglichen, da aber Heinrich durch deren Urtheilsſpruch ſich nur mit Böckelheim und einigen Dörfern begnügen ſollte, ſuchte er Unterſtützung bei Werner dem Kurfürſten von Mainz und verkaufte dieſem, um ihn für ſeine Sache zu gewinnen, zwei Drittheile von ſeinem Schloſſe zu Böckelheim im Jahre 1279 um 1400 Mark Silbers. Einen ſeinem Hauſe ſo nachtheiligen Handel wollte ſein Bruder Johann nicht geſtatten. Er wandte ſich zuerſt mit Bitten, dann mit Drohungen an den Kurfürſten von Mainz; dieſer aber wies ihn mit Verachtung ab, und die Sache ſollte durch das Schwert entſchieden werden. Da die Spanheimer ſich nicht ſtark genug glaubten, um allein einen ſo mächtigen Kurfürſten zu bekriegen, machten ſie einen Bund mit den Rheingrafen, den Grafen von Leiningen, von Vahingen, von Katzenellnbogen, und ſelbſt mit dem Landgrafen von Heſſen, welcher Werners gefährlichſter Feind war.

Auf die Nachricht eines ſo fürchterlichen Bündniſſes verſammelte der Kurfürſt ſogleich ſeine Reiſigen und Vaſallen dies und jenſeits des Rheins, und zog den verbündeten Grafen entgegen, ehe ihre Truppen noch vorgedrungen waren. Einen Theil ſeines Heeres ließ er über Olm gerade auf die Spanheimer vorrücken, indeß der andere, meiſtens Rheingauer, über Bingen kam, um denſelben in den Rücken zu fallen. Auf einer Ebene zwiſchen Spreng-

igen und Genzingen, eine Meile von Kreuznach, trafen
e Mainzischen, welche von Olm gekommen waren, auf
re Feinde, und die Schlacht begann sogleich mit einem
feil- und Stein-Hagel. Der Graf von Leiningen führte
en rechten, der von Vahingen den linken Flügel der
Spanheimer an. Graf Johann stand aber im Mittelpunkt,
nd um ihn her die wackern Kreuznacher.

Da anfänglich die Rheingauer und Binger noch nicht
ngekommen waren, so hielt sich das Treffen die Wage.
Die Grafen fochten an der Spitze ihrer Haufen, wie es
geübten Kriegern und Feldherren zukommt, und Graf Jo-
hann hatte mit seinen Kreuznachern schon manche blutige
Lücke unter den Mainzern gemacht, als auch der
andere Theil, von Bingen die Nahe herauf kam, und den
linken Flügel der spanheimischen Schlachtreihe umzingelte.
Von nun fing das Gefecht an, verzweifelnd zu werden.
Die Grafen, welche schier von allen Seiten umgeben
waren, fochten nun nicht mehr für Sieg, sondern für
Leben und Freiheit. Ihre Reihen waren gleichsam zu
einem Haufen zusammengedrängt, in welchem wiederhol-
ter Angriff und Vertheidigung ein schreckliches Gemengsel
von Schwertern, Spießen, Tartschen, Todten und Ver-
wundeten hervorbrachte. Auf der einen Seite suchten sich
die Grafen an der Spitze ihrer Tapfersten durchzuhauen,
um das Feld zu gewinnen, auf der andern drängten
immer neue Truppen heran, um selbige auf ihre Leute
zurückzuwerfen. Der Sieg entschied endlich für den Kur-
fürsten von Mainz.

Die Niederlage der Spanheimer war fürchterlich.
Mehrere hundert Krieger sind auf dem Platze geblieben;
die andern wurden versprengt. Die Rheingrafen, die
Grafen von Katzenellnbogen, von Leiningen und Vahin-

gen, nebst einer Menge von Rittern und Gemeinen wurden gefangen. Graf Johann allein wurde durch einen wackern Bürger und Metzger von Kreuznach, Michel Mort genannt, vom Tode und der Gefangenschaft gerettet. Wie ein Schild deckte dieser seinen von Feinden umrungenen Herrn, und hielt mit starkem nervigen Arme den Angriff so lange zurück, bis er todt blieb, und Johann mit seinem Pferde entflohen war. Ein steinernes Denkmal wurde diesem bürgerlichen Helden auf dem Orte des Schlachtfeldes gesetzt, wo er für seinen Herrn gefallen war; Werner aber blieb durch Vermittelung Kaiser Rudolphs von Habsburg im Besitze des erkauften Amtes.

Bald nach dieser Fehde wurden die Grafen Johann III. und Simon III. in einen noch blutigern Streit gegen den mächtigen Kurfürsten von Trier, Balduin, verwickelt. Nachdem sie nämlich im Bündnisse mit den Städten Mainz, Oppenheim, Worms und Speier den kriegerischen Wildgrafen Hartard von Dhaun in der steilen Burg Rheingräfenstein belagert, und zum Frieden gezwungen hatten, starb im Jahre 1320 dessen Vetter, der Wildgraf Heinrich von Schmiedburg, und Balduin machte auf dessen Verlassenschaft, als ein an Kurtrier heimgefallenes Lehen, Ansprüche. Demselben aber widersetzten sich die Grafen Johann von Dhaun und Friedrich von Kyrburg als nächste Anverwandten des Verstorbenen. Sie verbanden sich mit den Grafen von Spanheim, dem Pfalzgrafen Rupert und denen von Nassau, nebst andern Nachbarn, um die Gewalt des mächtigen Erzbischofs zu brechen. Allein Balduin, der in Staatshändeln eben so gewandt, als in Fehden muthig war, zog den Grafen Friedrich von Kyrburg durch Versprechungen von dem Bunde ab, und fiel das spanheimische Gebiet,

da er zu gleicher Zeit Verwalter des mainzischen Erzstiftes war, von Mainz und Trier aus auf zwei Seiten an. Sein erster Angriff ging auf Sprendlingen und Kreuznach. Er war auch so glücklich ersteres nebst anderen spanheimischen Ortschaften einzunehmen; allein die Kreuznacher vertheidigten ihre Stadt mit aller der Tapferkeit, welche sie bisher auch in Feldschlachten gezeigt hatten; und Balduin mußte, nachdem er die Felder und Dörfer umher verwüstet hatte, die Belagerung aufheben.

Nicht viel glücklicher war er gegen die Stammsitze der Grafen, Spanheim und Kastelaun. Von ersterem trieben ihn die Waffen des Grafen Johann, von letzterem die Thränen der Gattin des Grafen Simon weg. Diese edle Frau war eine geborne von Falkenburg und folglich Balduins Nichte. Sie hatte sich während der Fehde mit ihren Kindern in das Schloß Kastelaun geflüchtet, aber dieses belagerte jetzt der ergrimmte Erzbischof. Seine Truppen hatten schon die Festung umgeben, Geschütz und Sturmbalken waren gegen sie gerichtet, sieggewohnte Soldaten standen bereit, den Sturm zu beginnen, als die Gräfin, mit blassem Angesichte, mit Thränen in den Augen und umgeben von ihren Kindern, von der Burg herab dem aufgebrachten Erzbischofe entgegen kam. Sie warf sich ihm zu Füßen, und redete ihn mit folgenden Worten an: »Ehrwürdiger Vater! wollt ihr euer Schwert »gegen eure eigene Familie, gegen euer eignes Blut wen»den, welches ihr vielmehr schützen solltet? Sehet hier »eure Nichte, sehet hier die Kinder eurer Base, es sind »eure Blutsverwandte. Schonet meiner! schonet ihrer! Es »ist ja doch so groß, andern zu verzeihen und sie zu »retten.« Besänftigt durch ihre Bitte zog Balduin von

dem Schlosse weg, und gab ihrem Gemahl die eroberten Länder wieder, und den Frieden.

Durch die Vermittelung der spanheimischen Gräfin war aber der Fehde gegen den tapfern Wildgrafen noch kein Ende gemacht; denn während dem sie durch ihre Thränen dem Kreuznacher Zweige einen Frieden zu Stande gebracht hatte, fachte eine andere spanheimische Gräfin, die Lorette von Starkenburg, durch ihre List das Kriegsfeuer nur mehr an. Balduin hatte nämlich an sie eine Forderung wegen einiger Güter zu Birckenfeld gemacht, und ihr Oheim Heinrich der Probst von Aachen diese Ansprüche genehmigt. Lorette aber wollte die Rechte ihres Hauses nicht an einen schon mächtigen Fürsten hingeben. Da sie ihn nicht mit offener Gewalt zwingen konnte, ließ sie ihn, als er unbewaffnet die Mosel herab fuhr, durch einige ihrer Reisigen vom Schiffe nehmen, und auf ihre Starkenburg gefangen setzen. In dieser weiblichen Falle mußte der gewaltige Balduin von seinen Ansprüchen abstehen, und der listigen Gräfin noch 30,000 Gulden Lösegeld bezahlen. Allein er ergrimmte ob einer so großen Demüthigung und setzte die Fehde gegen den Wildgrafen mit desto mehr Erbitterung fort. Er verband sich mit den Grafen von Veldenz und Eberstein, dem Herrn von Dun und selbst mit dem Wildgrafen Friedrich von Kyrburg, und schloß die Festung Dhaun mit fürchterlichem Geschoß ein. Diesem Bündnisse mußte endlich auch Graf Johann von Spanheim beitreten, wenn er gegen die Anfälle der Verbundenen sicher seyn wollte. Während dieser Fehde starb der friedliche Graf. Er war wahrscheinlich nicht verheirathet, denn er liebte die schöne Tochter eines seiner Schildknappen und hinterließ von ihr ein Kind der Liebe, was er hernach legitimiren ließ, und mit dem Schlosse Koppen-

heim beſchenkte. [1] Seine Erbgüter fielen demnach auf Walram, ſeines Bruders Simon Sohn. Dieſer trat wieder auf die Seite ſeines bedrängten Schwagers Friedrich, und glaubte ihn jetzt mit der geſammten ſpanheimiſchen Macht ſchützen zu können. Allein auch er mußte den Zorn des ſiegreichen Erzbiſchofs fühlen. Die Verbündeten rückten in ſeine Länder vor. Kreuznach wurde abermals belagert und verwüſtet. Endlich im Jahre 1342 vermittelte der Kaiſer Ludwig von Baiern den Span dahin, daß der Wildgraf die Schmiedburg an Kurtrier überlaſſen, und dem Kurfürſten lebenslang das Oeffnungsrecht in dem Schloſſe Dhaun zugeſtehen mußte.

Auf Walram folgte ſein Sohn Simon III., deſſen Erbtochter Eliſabeth an den Pfalzgrafen Rupert Pipan, den Sohn Kaiſer Ruperts vermählt war. Da dieſer ihr geliebter Gatte zu frühe ſtarb, um ſelbſt Erben von ihm zu hinterlaſſen, brachte ſie den fünften Theil der ſpanheimiſchen Grafſchaft im Jahre 1416 an deſſen Bruder Ludwig den Kurfürſten von der Pfalz. Bald hierauf, im Jahre 1437, ſtarb auch der ſtarkenburgiſche Zweig mit Johann VI. ab. Dieſer hatte ſein Land den Söhnen ſeiner beiden Tanten Mathilde und Lorette vermacht, wovon die erſtere an Rudolph den Markgrafen von Baden, letztere an Heinrich III. Grafen von Veldenz verheirathet war. Wir haben bereits in der Geſchichte von Zähringen-Baden angeführt, wie dadurch das markgräfliche Haus auch auf dem linken Rheinufer begütert wurde, die Grafen von Veldenz hatten aber da ſchon ſeit der fränkiſchen Monarchie ihren Sitz gegründet. Sie ſollen von einem gewiſſen Emicho abſtammen, welcher im Jahre 1108 unter dem Nahmen eines Grafen von Schmidburg vorkommt.

1. Daher die Herren von Koppenheim.

Sein Sohn Heinrich trug seine Burg und Land von den Bischöfen zu Verdun zu Lehen; daher auch noch ein großer Strich davon das St. Remigisland oder Königsland genannt wird. Graf Georg I. war Landvogt im Speiergau und hinterließ die Grafschaft seinem Enkel Georg II. Friedrich III. erhielt durch seine spanheimische Gattin Lorette den größten Theil der Grafschaft Spanheim. Da er nur eine Tochter, Anna, hinterließ, welche an den Pfalzgrafen Stephan verheirathet war, so brachte auch diese ihre väterlichen Länder an die Pfalz. Stephan wurde dadurch der Stifter der veldenzisch-zweibrückischen Linie des Wittelsbachischen Hauses.

Von diesem Emicho lassen auch einige Geschichtsforscher die Wild-, Rau- und Rheingrafen abstammen, welche zu der Zeit neben den Spanheimern die Nahe und den Hundsrück beherrscht haben. Indessen ist es glaublicher, daß sie von jenen alten Forst-, Rug- und Waldgrafen herkommen, welche schon unter der fränkischen Monarchie die königlichen Forsten und Jagden verwaltet, und das Richter- oder Grafenamt über Waldfrevel geübt haben. Dieses wird um so wahrscheinlicher, weil einige Königsforsten, wie zum Beispiel der Bie- und Sonwald, sich gerade in jene Gegenden erstreckten, worin sie ihre Herrschaft befestigt hatten.

Nicht weit unter der Nahe und Bingen, wo die Heimbach sich in den Rhein ergießt, begannen die alten fränkischen Gauen, der Trachgau und Hundsrückgau, und dehnten sich längs diesem Flusse bis an die Mosel aus. Beide umfaßten ein rauhes und waldiges Gebirgsland, das von der Simmer durchströmt wird, und mehr der Viehweide und dem Wildfange als der Anpflanzung edler Früchte dient. Aus seinen Schachten werden Eisen, Steinkohlen

und Bergbarz gegraben. Deswegen haben ſich auch dort ſchon früher Eiſenſchmieden [1] und Gerbereien angeſiedelt, aber auch Räuberbanden ihre Schlupfwinkel geſucht. Die engen Schluchten an dem nahen Rhein, und der Boppar-ter Berg, waren von jeher gefährliche Orte. Im Mittel-alter ſind dort die Rotten des Zorno und anderer Räu-ber; in unſeren Zeiten jene des Orgelpeters und Schinderhannes berüchtigt geworden.

Die Grafen des wilden Hundsrück nannten ſich Rau- oder Wildgrafen; ſie bauten bei ihren Eiſenſchmieden die alte Schmiedburg, an der Simmer die Stadt Simmern; jene aber des Trachgaues hießen Rauinger. Sie hatten meiſtens den Taufnahmen Berthold. Einer derſelben kömmt in einer Urkunde Kaiſer Ottos I. vom Jahre 956 vor. Dieſer hat vermuthlich die Veſte Rau-ingersburg auf einem ſeiner Güter erbauet, welche in den lateiniſchen Urkunden Ravengiersburg ge-nannt wird. Seine Erben oder Nachfolger hatten zu Stromberg ihren Grafenſitz. Da der letztere ihres Geſchlechtes, Berthold, mit Hedwig ſeiner Gemahlin kinderlos geblieben iſt, verwandelten beide fromme Ehe-leute ihren Stammſitz Rauingersburg oder Ravengiersburg im Jahr 1074 in ein Kloſter. Nach ihrem Tode fielen ihre Herrſchaften theils an die Grafen von Spanheim, theils an die Grafen von Stahleck im Trachgau.

Das letztere Geſchlecht gründete ſein feſtes Stamm-ſchloß Stahleck auf der Anhöhe oberhalb Bacharach, und erweiterte dadurch den letztern Ort. Die Mauern deſſel-ben hingen mit denen, welche die Stadt umgeben, zuſam-

1. Daher vielleicht der Nahme Schmiedburg.

men, sie schützten sowohl die Grafen auf dem Berge, als die Bürger in dem Thale. Bacharach mit seinem Schlosse und den damit verbundenen Thälern Steeg, Diepach und Mannebach hatte vermuthlich der Erzbischof Bruno von Cölln von seinem Bruder dem Kaiser Otto I. für sein Erzstift erhalten. Seine Nachfolger gaben es aber den Grafen von Stableck als Lehen, und diese machten es in ihrem Hause erblich. Dem ohngeachtet behielten sich die Erzbischöfe das Schultheißenamt und einen Hof in Bacharach vor, welcher der Saal- oder Kummerhof genannt wird, weil sie darin ihre alten Rechte übten, und ein Gefängniß angelegt hatten. Der Cöllnische Schultheiß hatte daher den Vorsitz bei dem Gerichte. Ihm zur Seite saß der gräfliche Vogt, um seines Herrn Rechte zu wahren.

Die Stadt Bacharach liegt eine Poststation unter Bingen. In der römischen Periode findet man keine zuverläßige Spuren von ihrer Entstehung, obwohl einige Alterthumsforscher ihren Nahmen von einem Steine im Rhein, welchen man Bacchi ara[1] oder Altarstein nennet, hergeleitet wissen wollen. Zu dieser Vermuthung hat wahrscheinlich der künftige Anbau des Weinstocks bei Bacharach Anlaß gegeben, welchen man den Muskateller nennt. Er hat einen angenehmen würzhaften Geschmack, und veranlaßte späterhin eine Zechgesellschaft in der Stadt, welche eigene Weingärten hatte, deren Ertrag die sogenannten Zechherren jährlich verzehrten. Mit der Anpflanzung dieses Weinstocks mögen vielleicht schon die Römer einige Versuche gemacht, und ihm den Nahmen

1. Bachusaltar.

vinum muscatum gegeben haben. Die Grafen oder die Vögte ſetzten den Anbau auf dem ſogenannten Vogtsberge fort, und nannten ihn Muskateller. Der Nahme der Stadt Bacharach ſcheint aber, wie jener von Hirznach, Andernach, Welmenach und Echternach teutſch-keltiſchen Urſprungs zu ſeyn. Unter der ſaalfränkiſchen Dynaſtie wird von dieſem Orte in Urkunden vom Jahr 1119 Meldung gethan, und im Jahr 1135 kömmt ein gewiſſer Goswin als Graf von Stahleck vor. Allgemein bekannt und berühmt wird er aber erſt durch deſſen Sohn Herrmann von Stahleck, welcher darauf ſeinen Stammſitz und jenen der künftigen Pfalzgrafen gegründet hatte.

Wir haben bereits in der Geſchichte der Pfalz angeführt, wie nach Herrmanns Fehden und Tod Stahleck mit Bacharach zuerſt an Konrad von Hohenſtaufen, dann durch deſſen Erbtochter Agnes an Heinrich von Braunſchweig und endlich durch des letztern Tochter gleichen Nahmens an Otto von Wittelsbach gekommen ſey. Es hat daher alle Wahrſcheinlichkeit, daß ſowohl das Schloß als die Stadt unter Herrmann erweitert und befeſtigt, und der Pfalzgrafenſtein von Konrad mitten in dem Rhein auf eine Felſeninſel erbaut worden ſey; allein ſeine künftige Verſchönerung und Vergrößerung verdankt Bacharach den Wittelsbachern. Kaum waren dieſe in den Beſitz der Stadt gekommen, als ſie dem heiligen Peter zu Ehren die Pfarrkirche von Grund aus neu erbauen ließen. Als zu dieſer Zeit, 1287, Werner, ein frommer Knabe aus dem Dorfe Wammerod, von den Juden zu Weſel ermordet, und von dem Volke als ein Heiliger verehrt wurde, ſtiftete der Pfalzgraf Ludwig II. auch dieſem eine ſchöne Kirche, und legte dabei ein Hospital zum heiligen Geiſt für Arme und Kranke an. Er umgab hierauf

die Stadt mit neuen Mauern und Thürmen, welche mit dem Schlosse Stahleck zusammenhingen und beide beschirmten. Endlich kaufte er 1292 die Stadt Caub, welche seinem Gebiete gegenüber lag, um 2200 Mark Silber von dem Grafen Werner von Falkenstein-Münzenberg; sein Enkel Rupert aber im Jahre 1359 die Stadt und das Gebiet von Simmern, von Philipp von Bohlanden, um 3000 Mark. Beide Städte mit ihren Schlössern und Herrschaften wurden mit der Kurpfalz verbunden, und diese erstreckte sich jetzt von Germersheim über den Nahe- und Hundsrücksgau bis an das Gebiet der Kurfürsten von Trier.

Simmern hat seinen Nahmen dem Flüßchen zu verdanken, das es durchströmt; aber Caub wurde vermuthlich als eine Vorwache oder Cuba zwischen Bingen und Wesel von den Römern angelegt. Unter der fränkischen Monarchie kömmt es als ein kleiner Ort des Haynrichgaues vor, welchen die Grafen von Arnstein verwaltet haben. Von diesen kam es an die Grafen von Nuringen, und nach dem Tode des letzten Grafen dieses Geschlechts, durch die Erbgräfin Guta, an die von Falkenstein.[1]

Gerade um die Zeit, als Richard von Cornwallis zum Kaiser erwählt wurde, ließ Philipp von Falkenstein auf dem hinter Caub aufstrebenden steilen Felsen eine feste Burg erbauen, und lud den Erwählten in seine neue Wohnung ein, da dieser den Rhein herauf gefahren kam, um nach Frankfurt zu gehen. Richard nahm das Anerbieten an. Er übernachtete bei dem gastfreundlichen Grafen in dem neuen Schlosse, und Beatrix, Philipps eben so schöne als geistreiche Schwester, bewirthete den hohen

1. Siehe das neunte Buch.

Gaſt mit ſo viel Artigkeit und Gefälligkeit, daß dieſer von der reitzenden Wirthin entzückt, ihr als gewählter Kaiſer ſeine Hand anbot. Mit königlicher Pracht wurde hierauf die Vermählung gefeiert, und Philipp nannte von ihr das neuerbaute Schloß Gutenfels, welchen Nahmen es noch trägt. Einige Alterthumsforſcher wollen zwar behaupten, daß dieſe Benennung von der Großmutter der Erbgräfin von Nuringen, Guka, herzuleiten ſey; allein zu der Zeit war es üblich, dieſen Nahmen in den Lateiniſchen Beatrix zu überſetzen, welcher das nämliche Wort Gute oder Beſeligende ausdrückt.

Durch die Erbauung von Gutenfels und die gegenüber mitten aus dem Rhein trotzende Pfalz erhielt Caub eine neue Stärke und die Verſicherung des Rheinzolles. Davon haben wir bereits das ſprechendſte Beiſpiel in der Geſchichte der Pfalz angeführt, als die Stadt im Jahr 1504 von Wilhelm dem Landgrafen von Heſſen mit dem Reichsheer belagert wurde.[1] Die Beſatzung in der Feſtung und die Bürger in der Stadt hielten hinter ihren feſten Mauern ſowohl die Schüße der ſie umgebenden Feldſtücke, als die Anfälle der ſich näherenden Truppen aus. Nachdem Wilhelm über einen Monat lang Liſt und Gewalt umſonſt verſucht hatte, mußte er abziehen; und die Bürger von Caub ehrten ihren Muth durch folgende Reime, welche ſie im Zollhaus aufſchreiben ließen.

Im Jahr von Chriſti Geburt man zahlt
Fünfhundert und vier alt,
Am Sonntag Mariä Himmelfahrt,
Ward Caub ſechs halb Wochen belagart.

1. Siehe das achte Buch.

Mit ganzer Macht und Heereskraft
Durch Hessen die Landgrafschaft.
Neunhundert Stein gehauen
Als ihr die Größ ihr wohl beschauen
Und neunhundertdreißigacht gegossen
Seynd funden worden von ihm geschossen,
Dazu die zerbrochen und verloren seyn,
Auch viel versunken in den Rhein.
Und wie wol das Schloß nit war erbauen
Als es seit der Zeit von nawen
Von Pfalzgraf Ludwig ware befest,
Noch dennoch mußten die frembde Gest
Kaub bei der Pfalz lassen bleiben,
Das wir Gottes Gnaden zuschreiben.
Und auch der wehrhaften Hand,
Dies behelt all Vaterland.

Um die großen Länder, welche die Wittelsbacher auf die Art schon am rechten und linken Naheufer ererbt und erworben hatten, in eine nähere Verbindung zu bringen, fehlte ihnen nur noch Bingen, wo ihr muthmaßlicher Ahn der heilige Rupert Herzog war. Allein dieser Stadt mit ihrem Gebiete hatten sich schon die Erzbischöfe von Mainz bemeistert, und selbige gegen alle fremden Anfälle mit Mauern, Gräben und Bollwerken umgeben. Auch waren die Bürger durch die Verfassung, welche ihnen der Erzbischof Willigis gab, so zahlreich und kriegerisch geworden, daß sie sich wohl aus eigenen Kräften wehren konnten. Da Mainz durch den großen Freibrief Adelberts I. bereits eine Reichsstadt geworden war, verlegten die Erzbischöfe den Sitz ihrer weltlichen Regierung nach Elwill, das Domkapitel aber seinen nach Bingen. Beide Städte

annen dadurch an Reichthum und Volksmenge, und
Domkapitel verschaffte sich während der Sedisvakan-
oder bei zwiespaltigen Wahlen, die Gerichtsbarkeit über
Stadt und den Zoll zu Ehrenfels.

Während dieses zweideutigen Zustandes einer kurfürst-
n und domkapitulischen Regierung erhoben auch die
rger von Bingen ihr Haupt, und strebten nach jener
iheit und Unabhängigkeit, zu welcher schon Mainz und
ere Städte am Rhein gekommen waren. Sie theilten
in Zünfte und einen Stadtrath, wählten sich ihre
dtschultheißen und Richter, und traten zu dem Bünd-
e der rheinischen Städte. Durch den Zusammenfluß
Nähe mit dem Rhein und die Nähe der fruchtreichen
aiz, ist Bingen ein beträchtlicher Markt und Handels-
z und seine Bürgerschaft so zahlreich und kühn gewor-
, daß sie ihre Stadt gegen Kaiser Albert I. und den
chtigen Administrator Ruz von Falkenstein vertheidi-
n konnten.

Stolz auf ihre Anzahl und Waffenmacht strebten sie
n nach großen Freiheiten, und trotzten selbst ihrer ge-
hlten Obrigkeit. Im Jahre 1230 standen sie aufrühre-
ch gegen den Rath auf, und während dieser Empörung
rden zwei Rathsherren, welche Ruhe gebieten wollten,
n dem Pöbel erschlagen. Die Veranlassung dazu gab
Metzger, welcher den Hund eines Schusters geschlagen
te, der um die Scharn lief. Dieser, darüber aufge-
acht, griff jenen zuerst mit Schimpfworten, dann mit
hlägen an, die Umstehenden mischten sich in den Handel.
e Sache wurde vor den Rath gebracht, und dieser ließ
n Metzger, welcher den Streit angefangen hatte, in
n Thurm setzen. Hierauf theilte sich die Gemeinde in
ei Parteien. Die Metzger, und was diesen anhing,

waren gegen, die Schiffer mit ihren Freunden für den Rath. Während dieſes Aufruhrs hatten erſtere das Gefängniß erbrochen und ihren Zunftgenoſſen im Triumphe in Freiheit geſetzt. Dieſen gingen die Schiffer mit ihren Anhängern und dem Rathe entgegen. Es kam zum Handgemenge, viele Bürger wurden dabei verwundet, mehrere erſchlagen. Der Kurfürſt mußte Truppen von Mainz ſchicken, um den Aufruhr zu dämpfen. Die Anführer wurden mit dem Schwerte hingerichtet; die wenigen Schuldigen aus der Stadt vertrieben; aber der Geiſt der Empörung nicht ganz gedämpft.

Zu dieſer Zeit erhielt Bingen eine ſeltſam gemiſchte Regierung. Die Kurfürſten von Mainz wurden ſeit Willigis als die Oberherren der Stadt angeſehen. Unter ihnen regierte das Domkapitel, mit niederer Jurisdiction und Zollgerechtigkeit, durch einen aus ſeiner Mitte gewählten Vicedom. Die Gemeinde aber wurde unmittelbar durch den Rath und Stadtſchultheißen verwaltet. Darob entſtand zwiſchen dieſen verſchiedenen Herrſchaften mancherlei Span; das Kapitel ſtritt gegen die Kurfürſten, die Stadt gegen das Kapitel, und die Gemeinde gegen den Rath. Im Jahre 1486 ſind dieſe Reckereien wieder in einen offenbaren Krieg ausgebrochen, als das Kapitel manche Anſprüche auf die gemeinen Waldungen machte. Der Rath und die Gemeinde proteſtirten gegen alle Eingriffe des Vicedoms, und da dieſer nicht nachgeben wollte, ſo ſtanden ſie ſich ihm bewaffnet entgegen, und behaupteten ihre Waldrechte. Bei ſolchen trüben Verhältniſſen ſchickte Kurfürſt Berthold eine Kommiſſion nach Bingen, und zu bringen Vergleich zwiſchen beiden Parteien zu Stande kaum aber [illegible] Die Bürger ſchienen ſich zu unterwerfen; [illegible] die kurfürſtlichen Beamten entfernt, als

der Aufruhr von neuem hervorbrach; die Bürgerschaft bewaffnete sich, besetzte den Wald, ihre Thürme und Thore, und wollte auf diese Weise ihre Rechte erretten. Gegen ein so muthiges Gemeinwesen konnte jetzt nur Gewalt gebraucht werden. Der Kurfürst schickte daher 400 Reisige ab, welche sich des Schlosses Klopp bemächtigten, und von da herab durch List in die Stadt eindrangen. Als die Bürger diese Bewaffneten mitten in ihrer Gemeinde sahen, verliessen sie die Thore und Thürme. Sie wurden entwaffnet, der alte Rath ab und ein neuer eingesetzt, die Aufrührer verwiesen, und ein gemeinschaftliches Siegel für alle Rechtssachen eingeführt.

So war der Zustand von Bingen, als die Pfalzgrafen zum Besitze der Grafschaft von Spanheim und von Kreuznach kamen. Diese Stadt buhlte schon lange mit Bingen um den Handel an der Nahe; beide neckten sich wechselsweise durch Sperre, Zölle und wohl auch durch Gewaltthaten. Die Bürger von Bingen sperrten die Nahebrücke und die Landstraße, welche nach dem Rheine und über den Hundsrück führt; dagegen legten die Kreuznacher bei Münster ein Bollwerk an, was die Schiffahrt auf der Nahe beherrschte, und nannten es Trutzbingen.

Zu der Zeit verwaltete das pfälzische Oberamt von Kreuznach ein listiger und herrischer Amtmann, Goler von Ravensberg. Er wußte die Rechte seines Fürsten mit gleicher Kraft gegen äußere Anfälle und innere Unruhen und Empörungen zu behaupten. Die Kreuznacher Bürger waren unter den Grafen von Spanheim an eine gelinde Regierung gewöhnt, und hatten von ihnen große Freiheiten erhalten; sie vertrugen daher eine strenge und gewaltige Regierung mit Murren und Widerwillen.

Schon im Jahre 1247 hatten sie sich gegen ihren Magistrat empört, weil sie von ihm ihre Bürgerrechte gedrückt glaubten; und da nun der pfälzische Beamte in allem einen strengen Gehorsam von ihnen forderte, und einen Unruhestifter verhaften ließ, erbrachen die Bürger das Gefängniß, und fingen eine Verschwörung gegen die pfälzische Regierung an. Goler ließ anfänglich nur die Häupter der Verschwornen niederwerfen; aber darob entstand ein allgemeiner Aufruhr. Die Bürger griffen zu den Waffen, befreiten ihre Anführer, und kündigten dem strengen Amtmann den Gehorsam auf. In dieser gefährlichen Lage ließ der Kurfürst von der Pfalz Truppen gegen die Stadt anrücken. Goler bemeisterte sich damit der Thore, und drang fechtend in die Gassen. Er entwaffnete hierauf die Bürger, und ließ vieren davon, welche die Häupter des Aufruhrs waren, sogleich die Köpfe abschlagen.

Während er auf diese Weise die Ruhe in Kreuznach wiederhergestellt hatte, dachte er auch darauf, die von Bingen zu züchtigen, welche durch ihr Brücken- und Straßensperren den Handel auf der Nahe hemmten. Er brachte einen Haufen entschlossener Leute zusammen, zog damit heimlich zur Nachtzeit vor die Brücke bei Bingen, entwaffnete die Wächter, ließ den Schlagbaum aufheben, die Ketten sprengen, und öffnete den Weg zu Land und zu Wasser. Dieser gewaltsame Angriff auf den Burgbann der Stadt machte großes Aufsehen bei dem Domkapitel und Kurfürsten von Mainz. Es kam zu einer ernsthaften Sprache zwischen beiden Kurhöfen; man rüstete sich auf beiden Seiten, als Goler, eben so klug in Verhandlungen, als kühn in Vollziehung, die Sache dahin einzuleiten wußte, daß der Handel zwischen Kreuznach

und Bingen auf die vorigen Verhältniſſe, und damit auch der Friede zwiſchen beiden Städten und Fürſten herge-ſtellt wurde. Die Kurfürſten von Mainz blieben alſo Herren von Bingen; die Pfalzgrafen aber herrſchten von Germersheim bis Caub.

Geſchichte von Weſel, St. Goar, Boppart und Lahnſtein.

Unterhalb Caub verengen ſich die Rheingebirge immer mehr und mehr, und ſind im beſtändigen Wechſel von Felſen und Weinbergen, von Wildniſſen und angebauten Feldern. Die rohe Natur erſcheint hier im Streite mit der menſchlichen Betriebſamkeit, aber nur um miteinander zu wetteifern, die Gegend ſo recht zu verſchönern. Das Rheinufer, was hier in der fränkiſchen Monarchie auf der rechten Seite den Hainrich, auf der linken den Trachgau umfaßte, iſt, nach den klaſſiſchen Gegenden, ſowohl an Sagen als mahleriſchen Gegenſtänden das ſeltſamſte, was dieſen herrlichen Fluß umgibt. Sein Boden iſt zwar noch mit dicken Wäldern bedeckt, und faſt nur zum Hafer- und Gerſtenbau oder auch zu Bergwerken tauglich; dagegen machen es die Felſen und Auen, die Wirbel und Waſſerfälle, die Wein- und Obſtgärten, die Städtchen und Schlöſſer, die Geſchichte und Fabel zu einem wahren Helbenlande. Oberhalb Weſel glänzen die mahleriſchen Trümmer von Schönberg, durch die Sage der verſteinerten

Jungfrauen berühmt. Im engen ſchauerlichen Rheinthale tritt der Lurelei hervor, noch durch ſein Echo bezaubernd. Unter dem ſchäumenden Wirbel der Bank erſcheint im Thale die Einſiedelei des heiligen Goar; auf der Höhe der herrliche Rheinfels, an die Thaten alter und neuer Helden erinnernd. Dann kommt oberhalb Welmich der Thurnberg hervor, des mächtigen Kunos Werk und Grab. Hinter dem kahlen Felſenecke des Ehrenthals erſcheinen die Schlöſſer Sternfels und Liebenſtein, wie Brüder vereint, aber wie feindliche Brüder durch eine dicke Mauer getrennt; unter ihnen liegt einſam Bornhofen, von frommen Wallfahrern beſucht. Hierauf ſieht man aus einem Bergwinkel Boppart hervorkommen, eine alte Königs- und Reichsſtadt in Sitten und Form. Ueber dem ſchönen Thale des Hammo ſchwebt die Marksburg, wohin Heinrich IV. geflüchtet war; und unter ihr, dem freundlichen Lahnſtein gegenüber, liegen beſchattet die Trümmer des Königsſtuhls, durch Kurvereine und Kaiſerwahlen berühmt. Das ſchöne Ganze beſchließt Coblenz mit dem Renatusberge zur Linken, dem ſtolzen Ehrenbreitſtein zur Rechten.

Das daran ſtoßende Lahnthal bietet die Schönheiten im Kleinen, wie das Rheinthal im Großen. Gleich bei dem Ausfluſſe der Lahn in den Rhein ſteht das hohe Lahneck, um beide Flüſſe zu bewachen. Hinter ihm auf der Seite findet man Reichenberg, ganz im orientaliſchen Style erbauet. Es erinnert an die Kreuzzüge und ritterlichen Thaten deren von Katzenellnbogen. Weiter an der Lahn hinauf liegt im Thale das Bad Ems, zur Stärkung der Nerven, und gegen ihm über erheben ſich die Trümmer von Naſſau, deſſen Nahmen die alten Luxemburger angenommen haben. Wie eine ſorgſame Mutter

umfaßt es das Schlößchen Stein, den Sitz eines alten Rittergeschlechts, was sich in der Geschichte von Mainz und Teutschland berühmt gemacht hat. Zu Arnstein findet man das Grab jener liebenden Eheleute, Ludwigs III. und der Guta, welche, da sie keine leibliche Erben erhalten konnten, sich hier geistliche schufen. Nach einem Umschwunge der Lahn erscheinen die Festen von Solms, die Sitze eines andern Heldengeschlechts, wovon die ersten Nahmen andeuten, daß sie als Markwarten die Lahngrenze gegen die Sachsen vertheidigt haben.[1] In der schönen Kirche zu Limburg erhebt sich das Grab Konrads ihres Stifters, der es mit Riesen und Löwen aufgenommen hat. In der Kirche zu Weilburg war die Gruft des salischen, und in jener zu Wetzlar des etichonischen Kaiserstammes.[2] Zu Altenberg und Marburg verehrt man noch die Reliquien zweier heiligen Fürstinnen, der Gertrude und ihrer Mutter Elisabeth.[3]

1. Siehe das zweite Buch.

2. In der nicht mehr vorhandenen Inschrift werden die Stifter dieser Kirche Hermann und Uto, Grafen vom Elsaß, folglich Ahnen der Oesterreicher und Zähringer, genannt. Vielleicht waren sie aber die salischen Grafen Uto und Hermann, wovon letzterer Herzog von Schwaben und Elsaß war. Siehe oben viertes Buch.

3. Gertrude liegt in dem Chor der Kirche zu Altenberg bei Wetzlar; in welchem Kloster sie erst eine von der Mutter geweihte Schwester, dann Vorsteherin war. Ihr Grab erhebt sich vor dem hohen Altar mit der Aufschrift: Anno Domini MCCLXXXVI. in die B. Hippoliti obiit B. Gertrudis felix Mater hujus Conventus, filia S. Elisabethae Landgraviae Thuringiae. Elisabeth liegt in der ihr geweihten Kirche zu Marburg in einem kostbaren Sarge.

und neben ihnen sind auf der einen Seite die Gräber der Helden mit Fahnen und Wappen, auf der andern der frommen Frauen zu sehen mit Schleiern und Rosenkränzen, so recht zum Andenken und Beispiel ihrer Enkel; auf daß der Edelmann durch Waffen und Schwert, die Edelfrau durch Zucht und Liebeswerke ihren alten teutschen Adel beurkunden möge. Meine Geschichte würde sehr gewinnen, wenn ich alle die Helden- und Wohlthaten anführen könnte, welche die Fürsten und Fürstinnen dieses Landes geübt haben; da ich mich aber nur auf die Begebenheiten, welche am Rheine vorfielen, eingeschränkt habe, darf ich auch nur das davon einfließen lassen, was damit in Verbindung steht. Ich komme daher wieder auf die rheinische Geschichte zurück.

Als nach Auflösung der fränkischen Monarchie und ihrer Gauen die Stammgrafschaften sich auf den Trümmern der Gaugrafschaften erhoben, beherrschte die Familie von Arnstein den bei weitem größten Theil dieses Rhein- und Lahnthales, welches ich so eben flüchtig beschrieben habe. Wenn es von einem Grafen- oder Fürstenhause wahrscheinlich ist, daß es von dem alten Salischen hervorgegangen sey, so ist es von dem Arnsteinischen. Die Verwandtschaft der Grafen von Nassau, Katzenellenbogen, Nuringen, Solms, Isenburg und Wittgenstein mit dem salischen Hause mag auch durch die von Arnstein leichter anzubinden seyn, als durch alle die genealogischen Hypothesen, welche sonst achtbare Geschichtsforscher versucht haben; denn gleich nach den Saliern erschienen die Arnsteiner, und nach diesen die obengenannten Grafen in diesen Gauen.

In einer Urkunde vom Jahr 1034, wodurch der Bischof von Worms, Azecho, sein väterliches Gut zu Nas-

ſan ſeiner Kirche ſchenkte, werden Meichard und Arnold als Grafen genannt, wovon erſterer vermuthlich den Lahngau, der andere den Hamrich verwaltete. Bald hierauf erſcheinen beide und ihre Nachkommen als Stammgrafen von Arnſtein und von Diez. Von letzterm Geſchlecht werden wir in der Geſchichte von Isenburg-Wiedrunkel reden. Hier ſoll nur jene der Arnſteiner als Grafen des Hamrichs angeführt werden. Schon der Nahme Arnhold oder Arnſtein, welche beide von dem Flüßchen Ahr, welches ſich dieſem Schloße gegenüber in die Lahn ergießt, alſo genannt wurden, zeugen von einerlei Urſprung. Wahrſcheinlich hat dieſer Graf die Burg an die Felſenhöhe erbauet, die mit ihren wilden Gebüſchen zuvor der Aufenthalt von Raubthieren und Raubmenſchen war, und dahin ſeinen Stammſitz verlegt. Die Grafen von Arnſtein beſaßen aber nebſt den Gütern und Gerichtsbarkeiten in ihrem eigenen Gaue auch noch die Vogteien von Oberweſel, St. Goar, Boppart, Lahnſtein und Coblenz, und herrſchten mächtig dies- und jenſeits des Rheins. Arnold's Sohn, Ludwig I., hinterließ Ludwig II. oder Aeltern, und ſieben eben ſo ſchöne als geiſtreiche Töchter. Um ſie bublten die mächtigſten Herren und Fürſten im Lande und der Fremde. Zwei davon ſind an ansehnliche Magnaten in Ungarn vermählt worden; die dritte an den Pfalzgrafen von Tübingen; ſie wurde zu St. Goar mit feſtlichem Gepränge abgeholt. Die vierte nahm der Graf von Naſſau; die fünfte vermählte ſich an den Grafen von Laufen, wodurch ſie die Großmutter der Grafen Berthold und Dietber von Katzenellenbogen wurde; die ſechste wählte den Grafen von Isenburg zu ihrem Gemahl, und die ſiebente wurde nach Zütphen verheirathet. Vermuthlich dachte der Graf Ar-

wold nicht, daß dieſe ſeine Enkelinnen einſtens ſeine Länder und Herrſchaft erben würden.

Ludwig II. hinterließ nur einen Sohn, Ludwig III. oder den Jüngern, und auf dieſem ruhte nun die ganze männliche Nachkommenſchaft des arnſteiniſchen Geſchlechts. Ludwig III. war ſchön, edel, großmüthig, und zu allen ritterlichen Tugenden gebildet; allein er konnte mit ſeiner geliebten Gemahlin, Guta von Bönеburg, keine Kinder zur Welt bringen. Dieſer hoffnungsloſe Zuſtand ſetzte beide Eheleute in eine ſolche Traurigkeit, daß ſie ſich vornahmen, ihre Güter und Herrſchaften ſchon bei Lebzeiten unter ihre Verwandten zu theilen, und mit dem Ueberreſte ein Kloſter zu ſtiften, wo ſie das Ende ihrer Tage beſchließen könnten. Da von den ſieben Tanten des Grafen zwei an ſeine nächſten Nachbarn die Naſſauer und Iſenburger verheirathet, und die dritte die Mutter der Katzenellenbogner waren; ſo erhielten dieſe auch die größten Stücke ſeiner liegenden Güter und Herrſchaften. Sein Stammſchloß aber beſtimmte er für ein Gotteshaus, und begabte es mit vielen Gütern und Gerechtigkeiten. Seine Gemahlin Guta ließ ſich dabei eine Zelle bereiten, wo ſie einſam und frewm ihr Leben beſchloß. Ihr folgte bald, im Jahre 1185, der geliebte Gemahl, und ſeine Leiche wurde von ſeinen vier Verwandten, Oheimen und Erben, den Grafen von Naſſau, von Diez, von Iſenburg und Katzenellenbogen, neben ſie zum Grabe getragen. Dieſe nahmen ſonach auch gleich Beſitz von den Herrſchaften, welche er ihnen hinterlaſſen hatte. Die Grafen von Naſſau und Diez erhielten den größten Theil ſeiner Güter, welche in dem Lahngau lagen, die von Iſenburg und Katzenellenbogen jene, welche er im Haynrich, in der Wetterau, und jenſeits des Rheins, im

Trachgaue, beſeſſen hat. Das übrige wurde unter den vier Herren gemeinſchaftlich verwaltet, und deßwegen auch noch bis auf unſere Zeiten das Vierherriſche genannt. *

Nach dieſer vorgenommenen Theilung waren alſo die von Isenburg den Anmeinern in dem Grafenamte des Hayunichs und den Vogteien von Weſel, St. Goar und Boppart gefolgt, und mächtig am Rheine geworden, denn im Jahr 1158 erſcheint ſchon Rheinbold von Isenburg als Graf dieſes Gaues in der Urkunde, vermöge welcher der Erzbiſchof von Trier, Hillin, die von Naſſau mit ihrem Stammſchloſſe belehnte. Es ſcheint aber, daß die Herren dieſer Familie entweder durch Theilungen oder ſonſtige Umſtände an ihrer Macht verloren haben, denn ſie verkauften bald nach der gemachten Erbſchaft viele ihrer Herrſchaften, und auch die Vogteirechte von Weſel, von St. Goar und Boppart, entweder an die Erzbiſchöfe von Trier, oder an die Grafen von Katzenellenbogen und Naſſau. Die Reihefolge der Begebenheiten und Lage am Rhein erfordert daher, daß wir die Geſchichte dieſer Städte und ihrer Umgebungen hier einſchalten.

Wenn man zwiſchen Caub und dem Rheingräfenſtein oder der ſogenannten Pfalz hervorkömmt, ſieht man die Stadt- und Kirchenthürme von Weſel aus dem dunkeln ſchauerlichen Hintergrunde hervorleuchten, und über ihnen die ſtolzen Ruinen des Schloſſes Schönberg. Dieſe Feſtung haben die Herren von Schönberg erbauet, welche,

* Dieſe Benennung mag eigentlich ſpäter entſtanden ſeyn, hatte aber in der arnſteiniſchen Erbſchaft ihren Grund.

während der mittleren Zeit, mächtig in der Stadt waren, und in der neuern Zeit unter dem Nahmen der Grafen von Schomberg wegen ihrer Heldenthaten zugleich Granden von Portugall und Pairs von England geworden sind. Der romantische Geist des rheinischen Volkes leitete aber den Nahmen der Burg von sieben schönen Fräulein her, welche einst darauf gewohnt, und durch ihre Reize alle Fürsten und Ritter gefesselt haben sollen. Sie wurden ihrer Sprödigkeit wegen in jene sieben Felsenspitzen verwandelt, welche gleich unter Wesel, wenn das Wasser klein ist, aus dem Rheine hervorstehen, und von den Schiffern die sieben Jungfrauen genannt werden. Wenn man in der Geschichte einigen Grund dieser Sagen aufsuchen wollte, so könnten wohl die sieben arnsteinischen Gräfinnen dazu Anlaß gegeben haben. Sie werden alle als schön und geistreich beschrieben. Fürsten und Grafen buhlten um sie, ihr Aufenthalt war öfters zu Wesel und St. Goar; und vielleicht hat einer ihrer Liebhaber, der nicht erhört wurde, die unter Wesel mitten aus dem Rheine hervorstrotzenden sieben Felsenhäupter zum Gegenstand seiner Rache genommen, und ihnen diese fast ovidische Verwandlung angedichtet.

Die Stadt Wesel oder Oberwesel selbst liegt auf dem linken Rheinufer, einige Stunden unter Bacharach, und war in der römischen Periode ein Kastell und eine Postation. Es scheint, daß schon zu der Zeit sich eine Christen-Versammlung darin gebildet habe, denn einige Geschichtsforscher wollen behaupten, daß Mammea, die Mutter Alexanders Severus und ihre heimliche Beschützerin, von den heidnischen Soldaten allda ermordet worden sey. Unter der fränkischen Monarchie erhob dieser Ort sich zu

einer Stadt mit Mauern und Burgrecht. Sie ſtand lange unter der Verwaltung der Grafen von Trachgau, und als die alte Gauverfaſſung aufgelöſt wurde, erhielt ſich die Familie von Arnſtein noch in dem Beſitze der Reichsvogtei.

Indeſſen haben ſich die Herren von Schönberg das Burggrafenrecht in der Stadt erworben, und dieſelbe eine Zeitlang regiert. Als die Bürger von der an dem Rhein unter den Städten aufſtehenden Freiheitsliebe belebt, deren Herrſchaft fernerhin nicht mehr anerkennen wollten, bauten die Schönberger ihr Stammſchloß außer den Mauern der Stadt auf den Berg, wo man noch die ſtolzen Ruinen ſieht. Die Bürger verſuchten es mehrmalen, ſie davon zu vertreiben; allein ſie behaupteten ſich in ihrer Herrſchaft, und hielten von da herab die Stadt im Zaume. Uebrigens haben ſie viel zur Vertheidigung und Verſchönerung von Weſel beigetragen, und ſowohl die Liebfrauen- als Martinskirche kann ſich ihrer Wohlthaten rühmen. Noch ſieht man dort ihre Bildniſſe und Begräbniſſe. Den Chor der erſtern kann man als ein Meiſterſtück der gothiſchen Baukunſt anſehen. So waren alſo die Herren von Schönberg in und um Weſel mächtig, als ſie während der Kriege der Hohenſtaufen die Partei gegen Friedrich II. ergriffen, und dadurch den Zorn dieſes Kaiſers über ſich zogen. Er belagerte die Stadt und ihre Burg, und eroberte ſie, unterſtützt von den Bürgern, welche ihre Herrſchaft haßten. Die Herren von Schönberg verloren nun die Herrſchaft, welche ſie in Weſel hatten, und der Kaiſer erhob dieſelbe zu einer Reichsſtadt, deren Freiheiten hernach Wilhelm im Jahre 1252 beſtätigte.

Von dieser Zeit an regierte sich das gemeine Wesen durch seine eigenen Obrigkeiten. Es theilte sich in Zünfte und einen Stadtrath ab. An seine Spitze wählte es sich einen Schultheißen und Bürgermeister. Aus den in der Stadt noch prangenden Kirchen, Thürmen und Mauern kann man auf eine beträchtliche Bevölkerung, auf einen nicht unbedeutenden Handel und Wohlstand schließen. Auch mußte die Gemeinde sehr zahlreich und muthig geworden seyn, indem die Grafen von Katzenellenbogen sich unter sie als Bürger aufnehmen ließen, und sie sich gegen andere mächtige Fürsten vertheidigen konnte. So erhielt sich Wesel als eine freie Reichsstadt in seiner Unabhängigkeit bis auf das Jahr 1312, wo sie von Kaiser Heinrich VII. mit Beyvart, als eine Reichspfandschaft an den Erzbischof und Kurfürsten von Trier, Balduin, übergeben wurde.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Uebergang von einer freien Verwaltung zu einer bischöflichen Unterwürfigkeit den Bürgern nicht angenehm war. Sie rüsteten sich daher, und wollten sich mit Gewalt der Herrschaft Balduins entziehen; allein dieser mächtige Fürst gab gleich bei dem Antritt seiner Regierung ein so abschreckendes Beispiel an den Bürgern von Trier, Mainz und Erfurt, daß sie vor der Hand den Ausbruch der Empörung unterdrückten, und eine günstigere Zeit zur Wiederherstellung ihrer Freiheit abwarteten.

Auch unter dem gewaltigen Kurfürsten Kuno durften sie es nicht wagen, die Waffen zu ergreifen; denn dieser herrschte mächtig an dem ganzen Rheine hinunter. Als aber unter dessen Nachfolger, Werner von Falkenstein-Königstein, die Parteien sowohl in dem Kapitel als unter den Landständen den Gemeinden einen freiern

Spielraum gestatteten, empörten sich die Weseler im Jahr 1323 öffentlich, und erklärten die Herrschaft von Trier als eine widerrechtliche Anmaßung gegen ihre, von Kaiser Friedrich II. erhaltenen Freiheiten. Werner konnte diesen Aufruhr nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, denn auch andere Städte seines Erzstiftes würden dies Beispiel nachgeahmt haben. Er zog also ein mächtiges Heer von eigenen und fremden Truppen zusammen, und rückte damit vor die Stadt, um ihre Unterwürfigkeit mit Gewalt zu erzwingen. Die Bürger ließen sich durch seine Macht nicht abschrecken; sie zogen ihm vielmehr, in Rotten abgetheilt, mit ihren Stadtfahnen muthig entgegen, und schlugen seine Truppen mehrmalen von ihren Ringmauern weg, wenn sie sich denselben näherten. Der Erzbischof legte hierauf Bollwerke um die Stadt an, um sie noch enger einzuschließen; allein die Bürger machten auch auf dieselbe öftere Ausfälle, zerstörten sie, und die Kämpfe dabei waren eben so blutig als hartnäckig.

So hatte die Belagerung schon über ein Jahr gedauert, ohne daß der Weseler erschüttert worden wäre. Da ließ Werner endlich auch den Rhein sperren, und ihnen alle Lebensmittel abschneiden. Seine Truppen verwüsteten die Felder und Weinberge, und nahmen das Vieh hinweg. Unter solchen Umständen mußten sie auf Nachgiebigkeit denken. Sie erkannten die Oberherrschaft der Erzbischöfe von Trier an, erhielten aber ihre alten Freiheiten und ihre bürgerliche Verfassung.

Unter Wesel verschwinden alle freundliche Wohnungen der Menschen, und ihr Anbau. Zwei kahle gräuliche Felsenwände heben sich rechts und links aus dem dunkeln Wasser des Flusses senkrecht empor, und verengern das

Licht des Tages. Je weiter man kömmt, je sonderbarer und wechselnder erscheinen die Gestalten der Klippen und Gebirge. Hier stehen sie gleich einem Amphitheater in verzogenen Windungen oder Säulenformen um den Fluß her, dort treten sie mit kühnem Fuße in das tiefe Wasser hinunter, als wollten sie ihm seinen Lauf versperren. Einige eröffnen zwischen ihren geborstenen Massen tiefe Schluchten, aus welchen düstere Gesträuche wachsen; kaum daß sie sich mit ihren herabhangenden Wurzeln an den nackten Steinen erhalten. Einige thürmen sich in mancherlei Gestalten und zerbrochenen Stücken riesenmäßig über die andern her, und täuschen bei dem schnellen Gange der Fahrzeuge so sonderbar das Auge, daß sie zu wanken und herabzustürzen scheinen.

Noch viel seltsamer wird das Farbenspiel, wenn die neigende Sonne dem Schlunde die letzte Beleuchtung gibt. Oben am Gipfel der Berge flimmern noch die Felsenspitzen wie goldene Luftschlösser. Gleich unter ihnen verschmelzen die von den jenseitigen Gebirgen herabfallenden Schatten die Höhlen und Schluchten in ein schauerliches Dunkelblau. Während auf der einen Seite der herankommende Abend alles in einen undeutlichen Dust verhüllt, spielen die Wiederscheine auf dem entgegengesetzten Ufer mit den mannigfaltigsten Farben auf den Felsenstücken. Der nun ganz dunkelgrün gewordene Fluß trägt das Bild des Schattenreichs auf seinem glatten Rücken. Nur da, wo entweder eine Klippe seinen Lauf aufhält, oder wo sich eine mehr erleuchtete Masse in seinen Fluten abspiegelt, wird er zuweilen erhellt, scheint aber gleich wieder das Scheinbild in einem Wirbel zu zertrümmern, und die Stücke mit sich fortzureißen.

Mitten in diesem schauerlichen Schlunde tritt der nackte Lurlei mit seinen gebrochenen übereinander gethürmten Felsen, wie ein Ruin der Natur, hervor, und hemmt den mächtigen Rhein in seinem schnellen Laufe. Er gibt dem ganzen Bilde ein schauerliches, und so zu sagen, beängstigendes Ansehen. Man wünscht, wenn die Schatten des Abends eintreten, aus dieser gefährlichen Felsen- und Wasserflut erlöst zu seyn; aber da hallt aus ihr eine freundliche Stimme in dreifachem Echo den Vorüberfahrenden entgegen, wenn sie es ansprechen. Dieser Widerhall lautet nicht, wie ein von dem Felsen abgepreßter Ton, sondern er scheint wie ein Orakel aus einer heiligen Halle hervor zu kommen. So war also kein Wunder, wenn der romantische Geist der Rheinbewohner ihn als ein Zauberwerk betrachtete, und für die Stimme einer schönen Zauberin hielt. Durch den hervortretenden Lurlei geengt und aufgehalten, scheint der Rhein, wie ein tiefer See, beinahe stille zu stehen, so langsam gehet sein Lauf; wie er sich aber um den Lurlei geschwungen hat, erhält sein bisher geengtes Wasser wieder seinen freien Lauf und er rauscht jetzt über mehrere Felsenwände um so rascher hin, als er bisher zurückgehalten war. Weil hier mehrere Schichten sich hintereinander durch sein Bett ziehen, so nennt man sie die Bank, und sie werden den Schiffern gefährlich. Wild und tosend schießen die schäumenden Fluten über sie hin an das entgegengesetzte Ufer, und bilden, durch die aufstrebenden Felsenwände wieder zurückgeworfen, einen Strudel, der sich bald mit aufgeschwellem Wasser erhebt, bald zurückgezogen die Gestalt eines Bechers oder Trichters hält. Das rheinische Volk welches alles in einem wunderbaren Lichte betrachtet,

ſagt, daß dieſer Strudel mit jenem bei Bingen eine unterirrdiſche Gemeinſchaft habe, und man da öfters die Trümmer der bei Bingen geſcheiterten Fahrzeuge habe hervorkommen ſehen. Unter dieſem Strudel erheitert ſich wieder die Anſicht, und das freundliche Licht der Sonne beleuchtet die Gegenſtände mit lieblichen Farben. Hier ſind die Reitze der ſchönen Natur mit jenen eines künſtlichen Anbaues verbunden, und die regſame Mannigfaltigkeit menſchlicher Wohnungen ſcheint ſich mit dem hohen Ernſte einer Wildniß zu paaren. Auch hier ſchieben ſich noch die Gebirge in einer anhaltenden Reihe von nackten Felſenmaſſen hintereinander hervor, und verengen das Flußbett; aber ſie ſind bald mit grünen Weinbergen, bald mit Obſtgärten, bald mit Auen, bald mit Baumreihen unterbrochen, und tragen auf ihren Spitzen oder zwiſchen ihren Schluchten ſtolze Schlöſſer und freundliche Häuſer.

In dieſem ſchönen Thale und faſt an ſeine Felſenwände angebaut, liegt rechts St. Goarshauſen, links St. Goar. Oberhalb beider Ortſchaften trotzen die Ruinen der beiden Schlöſſer Katzenellnbogen und Rheinfels. Beide Orte haben ihre Nahmen, und letzteres ſeine Entſtehung, dem heiligen Goar zu verdanken, welcher im Jahre 575 in dieſem wilden Rheinſchlunde ſeine Zelle aufſchlug, um die bei der Bank Schiffbruchleidenden zu retten und den armen Salmenfiſchern das Wort Gottes zu predigen. Wie ein anderer Johannes in der Wüſte ſaß er unter dieſen genügſamen Leuten, und verkündete ihnen das Evangelium, indeß die Männer in ihren kleinen Kähnen auf die Fiſche warteten, und die Weiber mit ihren Kindern die Netze ſtrickten. Durch ſeine Wohlthä-

n und Wunder berühmt, wurde er an den Hof des
önigs Siegbert berufen, und nahm diesen Fürsten durch
ine Rede und Bescheidenheit so ein, daß er ihn zum
rzbischofe von Trier anstellen wollte. Der demüthige
insiedler zog aber seine schlechte Zelle am Rhein dem
länzenden Stuhle zu Trier vor. Er ging zurück zu
einen armen Salmenfischern, wo ihn Alter und ein feh-
endes Fieber bald auf das Krankenlager warf. Bei
einem Tode empfahl er seine Zelle und sein Begräbniß
dem Könige Siegbert, und dieser schickte ihm zwei Prie-
ter, welche ihn bei einem großen Zulaufe der Geistlichen
und des Volkes zur Erde brachten und bald dabei ein
Bethaus stifteten, was mit Gütern und Opfern beschenkt
wurde.

Es scheint, daß die rheinischen Fürsten und Völker
bei dem Grabe dieses Apostels vorzüglich die unter den
Deutschen geheiligte Gastfreundschaft verehren wollten,
welche Tugend er hier mit so großem Eifer ausgeübt
hatte. Die ersten Wunder, welche seine heiligen Gebeine
hier gewirkt, und die ersten Schenkungen, welche Kaiser
und Fürsten seiner Kirche gemacht haben, werden den
gastlichen Besuchen seiner Zelle zugeschrieben. Schon Pipin
heirathete den Vorsteher der Kirche, weil er seiner Gemah-
lin Verwandte nicht gastfreundschaftlich begegnete, als sie
dem heiligen Goar ihre Verehrung erweisen wollte. Eben
so wurde hernach Karl der Große selbst beirrt, indem
er bei einer Rheinreise an der Zelle des Heiligen leichtsin-
nig vorbeifuhr, und plötzlich von einem so dicken und fin-
stern Nebel umgeben wurde, daß er auf offenem Felde
zwischen St. Goar und Koblenz übernachten mußte. Da-
gegen wurden seine Söhne Pipin und Karl an dem Grabe
des Heiligen aus den bittersten Feinden in Freunde ver-

wandelt, und seine geliebte Gemahlin Fastrade plötzlich von einer schmerzlichen Krankheit befreit, als sie da Zuflucht suchte. Eingedenk dieser wunderbaren Begebenheiten schenkte der Kaiser dem heiligen Goar den Hof zu Näsen und ließ ihm zu Ehren eine neue Kirche bauen, welche mit aller Pracht von dem Erzbischofe Lullus von Mainz eingeweihet und den Aebten von Prüm unterworfen wurde.

Diese fromme Verehrung der Gastfreundschaft wurde späterhin von dem rheinischen Volke in einer lustigen fortgesetzt. Die Mönche behaupteten, daß Karl der Große nebst seinen andern Schenkungen auch dem Kloster jährlich noch zwanzig Mark hinterlassen habe, um damit die Fremden mit Rheinwein bewirthen zu können. Sie geben ferner vor, daß der dafür jährlich angeschaffte Wein nie ausgehen könnte, ja, daß sogar einmal, als der Pater Kellner den Krahnen am Faß offen gelassen, eine Spinne das Spundloch so dicht verwebt habe, daß kein Tropfen herausgelaufen wäre. Aus diesen Sagen und Stiftungen ist bis auf unsere Zeiten folgender gastlicher Gebrauch in Uebung geblieben. Jeder Fremde, welcher das erstemal zu St. Goar einkehrte, mußte sich sogleich einen Pathen wählen, wenn er gastfreundlich aufgenommen, oder, wie man dort sagt, gehänselt seyn wollte. Dieser legte ihm hierauf ein an dem Zollhause befestigtes messingenes Band um den Hals, mit der Frage: ob er in Wasser oder Wein getauft seyn wolle? Da nun die Antwort meistens für den Wein ausfiel, so mußte er einen Beitrag in die Armenbüchse geben, und dreimal einen mit Wein gefüllten goldnen Becher auf die Gesundheit des Kaisers, des Landesherrn und der Gesellschaft austrinken. Hierauf wurde ihm eine vergoldete Krone aufgesetzt, die Gesetze des lusti-

gen Ordens vorgelesen, und die Fischerei auf dem Lurlei, die Jagd aber auf der Bank als Lehen gegeben. [1] Nach vollendeter Zeremonie mußte er mit Tag, Datum seinen Nahmen in das sogenannte Hänselbuch einschreiben, welches mit der Geschichte dieses gastfreundlichen Gebrauchs manche Sprüche, Reime und Nahmen von vielen Jahrhunderten her enthält.

Die Wallfahrten und Reisen, welche häufig zu dem Grabe des heiligen Goars vorgenommen wurden, vermehrten bald die Häuser und Bewohner des Klosters: auch machte die Anzahl der Mönche und ihre Wirthschaft eine stärkere Ansiedelung nothwendig. Dieser Wohlstand, noch mehr aber die Schätze, welche von frommen Fürsten dem Heiligen geschenkt waren, zogen im Jahre 1136 eine Räuberbande herbei, welche um sicherer stehlen zu können, bei Nachtzeit aus dem Gebüsche hervorbrach und das Kloster in Brand steckte. Die kostbaren Geschenke, die kirchlichen Geräthschaften, die Urkunden, die Bücher, ja selbst die Reliquien des Heiligen wurden ein Raub der Flammen oder der Diebe. Nach diesem Unfalle wurde auf den Trümmern der alten eine neue Kirche gebauet, und das Mönchskloster in ein Kollegiatstift verwandelt. Unter der neuen Kirche wurde zum Andenken des Grabes eine Gruft gewölbet, worin das Bild des heiligen Goar in Lebensgröße steht, mit der Unterschrift: Der Einsiedler St. Goar starb im Jahre 611. [2] Sobald die Kirche wiederhergestellt war, umgaben die Grafen von Arnstein, welche zu der Zeit die Vogtei darüber verwalteten, den Ort mit Mauern und vermehrten ihn durch ihren Hofstaat

1. Das heißt die Fischerei zu Land und die Jagd zu Wasser.
2. S. Goar Monachus obiit DCXI.

mit Einwohnern. Sie erwirkten den Bürgern eine Art von Stadtrecht und verschönerten die Wohnungen und Umgebungen durch ihren öftern Aufenthalt. Nach Abgang des arnsteinischen Geschlechtes kam die Vogtei an die Grafen von Rayenellnbogen. Diese benutzten die bürgerlichen Kriege, welche zu der Zeit zwischen den Hohenstaufen und Welfen am Rhein geführt wurden, zur Erweiterung ihrer Rechte und ihres Gebietes in und um St. Goar. Graf Diether I. hatte zuerst die Partei Ottos gegen Philipp ergriffen, und mußte darob eine harte Belagerung von Werner II. von Bohlanden, welcher die Ansprüche der Hohenstaufen vertheidigte, in St. Goar aushalten. Dieser hatte die Stadt schon durch Geschütz und Mauerbrecher in große Noth gebracht, als die Bürger und Geistlichen statt der Waffen ein Crucifix ergriffen, und damit einen so wunderbaren Schrecken unter die Feinde brachten, daß Werner die Belagerung aufhob, und gleichsam büßend nach dem gelobten Lande zog. Als Graf Diether eines so fürchterlichen Feindes entledigt war, schlug er sich auf die Seite der Hohenstaufen; dafür erhielt er auch von Kaiser Friedrich II. viele Vorrechte und den Zoll zu St. Goar. Durch so große Vortheile bereichert bauete hierauf Graf Diether III. im Jahre 1245 auf der Felsenhöhe über der Stadt das Schloß Rheinfels, und forderte von da herab den ihm vom Kaiser geschenkten Zoll. Ihm aber widersetzten sich die rheinischen Handelsstädte, und belagerten ihn, sechsundzwanzig an der Zahl, in seiner neuerbaueten Festung mehrere Monate lang. Sie umgaben die Feste zu Wasser und zu Lande mit bewaffneten Schiffen und Haufen und schnitten ihr alle Lebensmittel ab. Allein Diether hatte sie auf den Felsen so fest gegründet und mit so reichem Vorrathe ver-

eben, daß die Verwundeten, ohne ihren Zweck zu erreichen, wieder abziehen, und endlich im Jahre 1255 den rheinischen Bund schließen mußten.[1]

Bald hierauf erhielt Diethers Sohn, Wilhelm, durch seine Gattin Irmengard von Jenburg, die gegen St. Goar über gelegenen Dörfer Bornich, Goarshausen, Patersberg, Ossenthal und Werle, und erbaute im Jahr 1284 das Schloß Reichenberg. Da er sich aber in die große Fehde der vier rheinischen Kurfürsten gegen den Kaiser Albert I. einließ, wurde es zerstört, und die von Katzenellenbogen mußten nun den Schutz der Kurfürsten von Trier nachsuchen, welche die Lehenhoheit über die Arnsteinische Verlassenschaft behaupteten. Der mächtige Erzbischof Balduin ließ Reichenberg, wie Montabaur, im orientalischen Stile wieder herstellen, und beerbte damit die Grafen. Sein Nachfolger aber, der kriegerische Kuno, nahm Welmenich wieder für sein Erzstift in Besitz, und befestigte es mit dem Schlosse Thurnberg.

So lange die Grafen von Katzenellenbogen in zwei Linien getheilt waren, hatte jene, welcher die niedere Grafschaft zugefallen war, auf dem Rheinfels und zu St. Goar ihren fürstlichen Sitz genommen, und vieles zur Befestigung und Verschönerung der Stadt beigetragen. Der Zoll, der Salmenfang und die Rheinüberfahrt zogen unter dem Schutze der Festung Einwohner und Gewerbe in die Stadt. So bekam sie durch die Anlage neuer Häuser eine Ausdehnung, welche sich von dem Fuße des Schloßberges bis schier an den Strudel oder die Bank erstreckte.

In Johann III. vereinigten sich beide Zweige wieder, und dieser ließ nun das Schloß Neukatzenellen-

1. Siehe das vierte Buch.

bogen, gemeiniglich die Katz genannt, erbauen. Er wollte dadurch den Nahmen seines Geschlechts auch am Rheine glänzend machen, und die Erzbischöfe von Trier im Zaume halten, welche nun durch den Besitz von Welmenich seine Nachbarn geworden waren. Als daher Kuno von Falkenstein das Schloß Thurmberg über diesem Städtchen befestigte, brüsteten sich dagegen die von Katzenellenbogen mit ihren beiden Festungen oberhalb St. Goar und St. Goarshausen; und nannten Thurmberg nur Spottweise die Maus, welche bald von ihrer Katze gefangen seyn würde. Kuno hatte sich aber durch seinen Muth so viel Ansehen am Rhein erworben, daß sich Katzen und Mäuse vor ihm fürchten mußten. Nachdem er sich einen Coadjutor hatte wählen lassen, nahm er seinen Sitz in Thurmberg. Er starb auch da nach einer zweiundzwanzigjährigen thätigen Regierung, 1388. Seine Asche wurde zu Koblenz im Castorstifte begraben, sein Eingeweide blieb aber in der Kirche zu Welmenich zurück. Mit Johann's III. Sohn, Philipp dem Aeltern, starb endlich 1470 auch der männliche Stamm der Grafen von Katzenellnbogen ab. Da die traurige Geschichte seines Abgangs sich hauptsächlich auf dem Schlosse Rheinfels zugetragen hat, so wollen wir sie auch hier besonders anführen.

Graf Philipp hatte, wie wir bereits in der Geschichte der obern Grafschaft von Katzenellnbogen erzählt haben, seine Länder durch Klugheit und Gerechtigkeitsliebe zu einem solchen Wohlstand gebracht, dergleichen sich zu seiner Zeit keiner seiner Nachbarn rühmen konnte. Er selbst galt für den reichsten Herrn am Rheine. So glücklich er aber als Fürst genannt zu werden verdiente, so unglücklich war er als Gatte und Vater. Er hatte Annen

die Tochter des Grafen Ludwigs von Würtemberg geehlicht, und mit ihr einen Sohn, Philipp den Jüngern, und eine Tochter gezeugt, welche den Namen der Mutter erhielt; allein diese häuslichen Freuden wurden ihm bald durch Zwist und Todesfälle verbittert. Anna war stolz auf ihre Herkunft und von ihrer Mutter der Henriette von Mömpelgart verbildet.[1] Sie begegnete ihrem Gemahl mit Eigensinn, ihren Kindern mit Gleichgültigkeit und ihren Untergebenen mit Härte. Ihr unfreundliches Wesen machte sie ihrem Gatten unerträglich. Er schied sich von ihr bei Tisch und Bett und wies ihr das Schloß Lichtenberg zum Aufenthalte an.

Aber auch dort blieb er nicht von ihren Unarten frei. Sie plagte ihr Gesinde, mißhandelte die Bauern und Hofleute, und überwarf sich endlich mit dem Amtmann des Schlosses, weil er nicht blind ihren Launen fröhnen wollte. Philipp ließ den Zwist durch den Grafen von Isenburg, den Johann von Wallbrun und seinen eigenen Sohn untersuchen. Die aufgebrachte Gräfin warf die ganze Schuld ihres Benehmens auf den Kellner, und gab unter andern vor: »er habe ihr unnatürliche teufliſche Künſte lehren wollen, »womit ſie die Liebe ihres Gemahls wieder gewinnen »könnte.« Aus diesem erdachten Vorwande konnten die Bevollmächtigten wohl sehen, daß verschmähte Liebe die Hauptursache ihrer bösartigen Aufführung sey; sie riethen daher dem Grafen, dem aufgebrachten Weibe nachzugeben, und er versprach durch einen förmlichen Vertrag, daß er ihren Zustand verbessern, auch sie zuweilen besuchen wolle, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingniß, daß er bei ihr zu bleiben nicht verbunden sey.

1 Siehe die Geschichte von Würtemberg.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Vertrag die Wünsche der schon in der Jugend verwöhnten Frau nicht befriedigte. Sie zettelte neue Verdrießlichkeiten sowohl auf dem Schlosse als unter ihrer Familie an. Philipp wandte sich demnach an den Pabst Calixt III. und forderte von ihm, da er bei ihr weder seiner Gesundheit, noch seines Lebens mehr sicher sey, Scheidung von Tisch und Bett. Der Pabst trug die Untersuchung einer so verwirrten Sache dem Erzbischofe von Mainz auf, und der häusliche Unfrieden wurde endlich dadurch gehoben, daß Graf Ulrich von Würtemberg sie zu sich nahm, und ihr eine schöne Wohnung in Weiblingen anwies, wo sie bald ihr unglückliches Leben endigte.

Nach dem Tode seiner Gattin hätte Philipp das häusliche Glück wieder bei seinen Kindern finden können; denn sein Sohn Philipp war an Ottilien die Tochter Grafen Heinrichs von Nassau-Dillenburg vermählt, wodurch er Ansprüche auf beträchtliche Länder in den Niederlanden erhielt, seine Tochter Anna hatte Heinrichen IV. Landgrafen von Hessen zum Gemahle, wodurch sie mit einem der ersten Häuser in Teutschland verbunden war; aber auch diese Freude sollte ihm vernichtet werden. Dieser einzige Sohn, auf den er die Fortpflanzung seines alten Geschlechts gegründet, dem er so viele Länder und Schätze erworben hatte, wurde schon im Jahre 1454 zu Brügge in Flandern erstochen, als er mit seinem Oheim dem Grafen Johann von Nassau nach den Niederlanden gezogen war, um dort die Ansprüche seiner Gattin auf die Grafschaft Vianden zu behaupten. Nicht nur, daß dieser frühe Tod seines geliebten einzigen Sohnes den Vater tief kränken mußte, auch die Ungewißheit, wer nach seinem eigenen Hinscheiden seinen Stamm fortsetzen, oder wie er seine

Länder unter seine Tochter Anna und seine Enkelin Ottilia vertheilen mögte, machte ihm großen Kummer.

Aus dieser schmerzlichen Verlegenheit riß ihn eine Zeitlang Friedrich der Siegreiche, Kurfürst von der Pfalz. Dieser suchte nämlich, wie wir bereits angeführt haben,[1] um die Hand Ottiliens für seinen Neffen den Kurprinzen Ludwig an, weil er hoffte, durch diese Verbindung auch die Grafschaft von Katzenelnbogen mit der Rheinpfalz verbinden zu können. Der Antrag schmeichelte auch dem alten Grafen sehr. Er sahe dadurch seine Enkelin auf dem Throne eines mächtigen Kurfürsten glänzen, und erhielt damit die tröstende Aussicht, wenigstens von weiblicher Seite seine Enkel unter die ersten Fürsten Teutschlands zählen zu können. Es schien aber, als wenn ihm diese stolzen Pläne nur darum vorgespiegelt werden sollten, um ihn noch mehr zu kränken und zu demüthigen. Der Kurprinz verwarf mit Widerwillen die Hand Ottiliens und er mußte sie an den Markgrafen von Baden, Christoph, vermählen, wodurch er neue Uneinigkeiten unter seinen Erben zu befürchten hatte.

In diesem Drange häuslicher Mühseligkeiten entschloß sich Philipp, obwohl schon an Jahren ein Greis, eine zweite Gemahlin zu suchen, mit welcher er durch Gottes Hülfe noch einen männlichen Erben zu erzeugen hoffte. Er wählte dazu Annen, eine geborne von Nassau, welche die Witwe Herzogs Otto von Braunschweig war, und in ihrem ersten Ehestand gelernt hatte, die letzten Tage eines zweiten Gemahls zu erheitern. Allein diese Verbindung war gegen den Vortheil vieler Verwandten und

1. Siehe achtes Buch, Geschichte von Hessen-Darmstadt.

fremden Fürsten, welche nach Philipps Tode dessen Länder theilen wollten. Diese versuchten daher alle, auch unerlaubte Mittel, um sie zu zerreißen, oder wenigstens für sie unschädlich zu machen, und sie fanden auch eins, selbst bei einem Priester. Graf Philipp hatte nämlich zu der Zeit, als er mit seiner neuen Gemahlin glücklich auf Rheinfels lebte, einen Schloßpfaffen, Johann von Vornich genannt, welcher ihm in der Kapelle die Messe las und den Gottesdienst besorgte. Dieser verruchte Bösewicht hatte sich heimlich mit Giftmischerei abgegeben, und war schon mehrmalen zur Vergiftung gedungen worden. An ihm fanden auch jene das Mittel ihres Zweckes, welche des Grafen Philipps Länder und Schätze erhaschen wollten. Der Schloßpfaff wurde bestochen, und er wählte selbst das heilige Meßopfer zur Vollbringung seiner Schandthat. Es war üblich, daß, wenn die Gräfin die Messe hörte, ein Becher voll Wein auf den Altar gestellt wurde, welchen der Priester nach der Wandelung segnete, und ihn ihr sonach zur Ehre des heiligen Johannes zum trinken darreichte. In diesen Wein mischte Vornich Arsenik, und da die Gräfin, als sie den Becher an den Mund setzten wolle, eine gewisse trübe Gährung darin bemerkte, entschuldigte er sich damit, daß vielleicht Unrath hineingefallen seyn möge. Die arglose Gräfin ließ sich durch diese Ausrede beruhigen. Sie trank von dem Weine, fühlte aber bald die Folgen des genommenen Giftes. Sie erkrankte sogleich bis auf den Tod, und der Schloßpfaff bestätigte durch seine schnelle Flucht den Verdacht der Vergiftung.

Philipp fiel dadurch in einen Schmerz, der ihn selbst mit dem Ende seines Lebens bedrohte. Er verließ das Bett seiner vergifteten Gattin nicht, und glaubte sie bei jeder Ohnmacht oder Konvulsion schon verloren. Selbst

die Gegenwart ſeiner Kinder und Enkel konnten ihn nicht tröſten, obwohl ſeine Tochter Anna mit ihrem Gemahl, Heinrich von Heſſen, das Fortdauern ſeines Stammes wenigſtens von weiblicher Seite verſprach. Auch hatte ſogleich der Vater der vergifteten Gräfin alle Mittel ergriffen, um den Meuchelmörder ausfindig zu machen. Er wurde zu Cölln entdeckt, gefangen und verhört, wo er mit beiſpielloſer Frechheit nicht nur dieſes, ſondern auch ähnliche Verbrechen eingeſtand; ohne aber diejenigen zu nennen, welche ihn dazu gedungen hatten. Hierauf wurde er als Prieſter degradirt, öffentlich ſeiner geiſtlichen Zeichen beraubt, und als ein bis zu ſeinem Tode verſtockter Sünder bei dem Galgen lebendig verbrannt.

Indeſſen hatte die noch blühende Jugend und Leibesſtärke der Gräfin die Anfälle des Giftes beſiegt. Sie genas allmählig von ihrer Krankheit, konnte aber dem leidenden Grafen keine Kinder mehr geben. Er wandte daher alle ſeine Liebe und Hoffnung wieder zu ſeiner Tochter Anna, und dieſe verſüßte ihm ſeine letzten Tage an der Seite ihres wackern Gatten, des Landgrafen Heinrichs. Blühende Enkel verſprach er ſich von Beiden als Sprößlinge ſeines alten Stammes. Dafür ſegnete er auch ſein neues Geſchlecht, und ſetzte ſeine Tochter als Erbin ſeiner Länder ein.[1] So kam alſo St. Goar mit dem Schloſſe Rheinfels, und alle Katzenellenbogiſchen Aemter und Schlöſſer an das Haus Heſſen, welches dieſe ſtarke Felſenfeſtung bis auf unſere Zeiten, als eine Schutzwehr der teutſchen Rheingrenze bewachte. Es gründete auch da eine neue Linie ſeines Stammes, welche von dem Schloſſe die Heſſen-Rheinfelſiſche genannt wurde.

1. Siehe achtes Buch.

Unter St. Goar und Welmenich zieht eine nackte, steile Felsenwand am Rhein hinab, welche man der reichen Ausbeute an Silber wegen das Ehrenthal nennt. Um dieselbe krümmt sich der Fluß rechts durch einen neuen Umschwung und bildet vor Hirzenach ein kleines Eiland. Oben auf dem Felsen erscheinen sodann die Trümmer von den zwei Schlössern Sternberg und Liebenstein, welche das Volk die Brüder nennet. Unten im Thale tritt auf einer Landspitze die Kirche von Bornhofen hervor. Dieser kleine Strich Landes am Rhein hat bis gegen das vierzehnte Jahrhundert der Familie von Liebenstein gehört, wo sie wahrscheinlich ausgestorben ist. [1] Da aber das rheinische Volk der Entstehung oder Vernichtung von Kirchen und Schlössern immer seltsame Geschichten anzudichten pflegte, so geschah dieses um so mehr hier, weil zwischen beiden Schlössern noch eine dicke Mauer zu sehen ist, und Hanns Brömser von Rüdesheim Sternberg eine Zeitlang besessen, und die Kirche von Bornhofen wirklich erbauet hat. Hier erhalten wir also in der Volkssage den zweiten Theil der Legende von Rothgottes.

Zu jener Zeit nämlich, als die heiligen Bernard und Hildegard den Kreuzzug am Rhein predigten, lebte in der alten Stammburg zu Sterneberg ein Ritter, welcher zwei Söhne hatte. Sie waren die Zöglinge seiner Tapferkeit, der Stolz seines Stammes, die blühende Hoffnung seiner alten Tage. Mit diesen ließ er ein Fräulein aufwachsen, das die Erbin vieler Güter war, und nebst der Schönheit ihrer Gestalt alle die Reize der Sittsamkeit und Sanftmuth besaß, welche damals die geschätztern Tugenden des weiblichen Geschlechts waren. Der Alte wollte einem sei-

1. Sie war die rheinische nicht die schwäbische.

ner Söhne dieſen Schatz zuwenden, und um alle nachbarliche Freier zu verſcheuchen, gab er ſie für ihre Schweſter aus.

Die Zeit nahete, wo ein reiferes Alter zwiſchen den jungen Leuten eine Verbindung möglich machte. Das Fräulein ſollte unter ſeinen Söhnen wählen; allein der ältere trat, obwohl das Mädchen einen ſtarken Eindruck auf ſein Herz gemacht hatte, mit edler Reſignation zurück, ſey es weil er höhere Abſichten hatte, oder weil er ſie in den Armen ſeines jüngern Bruders glücklicher glaubte. Dem erfahrnen Alten wollte dieſer Entſchluß nicht ganz gefallen; da aber die drei ſogenannten Geſchwiſter damit zufrieden waren, wurde das Eheverlöbniß mit dem Jüngern feſtgeſetzt. Beide Söhne baueten nun als Zeichen ewiger Freundſchaft und Eintracht zwei neue Schlöſſer dicht neben einander, und nannten das eine Sternberg, das andere Liebenſtein. Das Volk aber nannte ſie der ſeltſamen Lage und Geſchichte wegen, die Brüder.

Indeß kam der heilige Bernard nach Teutſchland, um einen neuen Kreuzzug zu predigen. Die Ritter vom Rhein und Main zogen haufenweis nach Frankfurt, wo dieſer neue Prophet vom Kaiſer Konrad ſelbſt dem Volke vorgetragen wurde. Seine Reden ergriffen die Zuhörer mit einem heiligen Enthuſiasmus. Bald prangte auf allen Burgen des Rheins die Kreuzfahne, und auf dem Fluſſe ſchwammen Schiffe herauf und hinunter, die Schaaren der Ritter tragend, welche nach dem gelobten Lande ziehen wollten. Dieſe fromme Schwärmerei drang auch zu der Wohnung der beiden Brüder. Der ältere hatte ſich die Laufbahn ſeines Ruhms ſchon im teutſchen Reiche eröffnet; aber den jüngern ſpornte gewaltig der Ruf der Ehre und der Chriſtenheit. Er wollte bei dem allgemeinen Auf-

gebote deutſcher Ritterſchaft nicht in einer wollüſtigen Ruhe zu Hauſe ſitzen; er dachte bei dieſem Zuge Ruhm für dieſe und Verdienſte für jene Welt zu erwerben. Er nahm Abſchied von ſeiner liebenden aber frommen Braut, und ließ ſie mit dem ältern Bruder zurück.

Dieſer verſuchte alles, um ihre Leiden erträglicher zu machen. So ſehr er ſie auch liebte und die Geſchäfte der Fürſtenhöfe ihn feſſelten, dachte er dabei doch nur an die Pflichten der Freundſchaft. Sie laſen zuſammen die Briefe ihres Geliebten, tröſteten ſich mit ſeiner baldigen und ruhmvollen Rückkunft, unterhielten ſich über die Gegenſtände ihres künftigen häuslichen Glückes. Er begleitete ſie auf kleinen Reiſen und Spaziergängen am Rhein, er trug mit ihr die ſich jetzt ſchon verdoppelnden Leiden ihres Standes. Kurz es umſchlang beide unbemerkt das zärtlichſte und reinſte Band der wechſelſeitigen Ergebenheit. Der Vater war indeß geſtorben, und hatte noch auf ſeinem Todtenbette die Schritte mißbilligt, welche ſeine Söhne thaten; des ältern, weil er das Mädchen ausgeſchlagen, des jüngern, weil er es verlaſſen hatte. Er ſtarb in Sorgen über das Glück ſeiner Kinder.

Um dieſe Zeit entdeckte der zurückgebliebene Bruder die Keime einer Neigung in der Seele ſeiner Anvertrauten, welche ihm mehr als Freundſchaft ſchien; allein da ſie ſelbſt nicht wußte, was in ihr vorging, ließ er es dabei bewenden, um ſie nicht noch unruhiger und aufmerkſamer zu machen. Er ſchützte eine nothwendige Reiſe zu den Fürſten vor, und entfernte ſich von ihr. Allein dieſe Trennung geſchah ſchon zu ſpät. Thränen ſtürzten ihr aus den Augen als er Abſchied nahm. Sie konnte den Ausbruch ihres Schmerzes ſelbſt nicht mehr in dem Kreiſe der Weiber zurückhalten, ſo ſchüchtern und behutſam ſie

auch war. Er mußte ihr verſprechen, bald wieder zurück zu kommen.

Während der Zeit liefen verſchiedene Nachrichten ein, daß ihr Bräutigam in der Schlacht bei Nizea geblieben ſey; und da ſie ſo lange keine Briefe von ihm erhalten hatte, fing ſie ſelbſt an, der Sage Glauben beizumeſſen. Sie beweinte den Tod ihres Geliebten, ſchwur ſeinem Andenken ewige Treue, und dünkte ſich ſchon eine Wittwe zu ſeyn. Der ältere Bruder dachte an nichts weniger, als ſich dieſe Umſtände zu Nutze zu machen, obwohl er jetzt ſeiner Liebe unbeſchränktere Grenzen ſteckte. Auch er ehrte das Andenken ſeines Bruders, und äuſſerte nur geſchwiſterliche Neigungen gegen ſie. Sie lebten ſo in ſtiller, ſanfter Zufriedenheit, ohne weiter zu unterſuchen, wie es mit ihren Herzen ſtünde. Sie vergaſſen die Bitterkeit der vorigen Zeiten, fanden ſich in dieſem reinern Verhältniſſe glücklich, als auf einmal die Nachricht erſcholl, daß der Bruder noch lebe und mit einer Griechin aus Konſtantinopel verheirathet nach Teutſchland käme.

Wie ein Donnerſchlag traf dieſe Poſt das Herz der beiden Gebliebenen. Der Bruder fing an zu toben und zu wüthen, die Braut verſank in ſtarre Gefühlloſigkeit. Die geſchwiſterliche Eintracht verwandelte ſich in den feindlichſten Haß, und die Burg des Friedens wurde der Kampfplatz der erbitterſten Fehde. Der Kreuzfahrer war wirklich mit ſeiner orientaliſchen Geliebten zurück gekommen, und glaubte bei ſeiner Braut die Gefälligkeit der Gräfin von Gleichen zu finden. Allein der Bruder verſchloß ihm Thor und Burg, die Geliebte Herz und Kammer. Der brüderliche Kampf begann nun mit aller der Wuth und Rachluſt, welche dieſen Zeiten eigen war. Das väterliche Haus wurde von Grund aus zerſtört, und

zwischen beide Schlösser jene Mauer erbaut, deren Trümmer man noch erblickt, welche die Scheidewand der kämpfenden Brüder und ihrer Liebe seyn sollte. Der ältere wohnte in Liebenstein, der jüngere in Sternberg. In der erstern Burg herrschte das Glück der wahren Liebe, in der andern strahlte der Stern der Schönheit.

Nach langem blutigen Kampfe stellten sich die Rechte der Natur wieder ein. Es wurde unter beiden verglichen, daß keiner die Braut und ihre Erbe haben, und, wie zu den Zeiten ihrer Kindheit, nur geschwisterliche Liebe zwischen ihnen herrschen sollte. Das Mädchen, von Gram und Kummer geschwächt, entsagte der Welt. Sie brachte die wenigen Tage ihres unglücklichen Lebens in einem Kloster zu, und hinterließ alle ihre Güter der Kirche und den Armen.*)

Indeß lebte der jüngere Bruder mit großem Glanze in den Armen seiner Griechin. Sie war eine der schönsten Weiber des blühenden Konstantinopel, und besaß bei einem glänzenden Witze die feine Kokketterie des orientalischen Hofes. Die Ritter und Grafen der Nachbarschaft drängten sich um sie her; und da ihre Neigungen in dem freien Konstantinopel keines Zwanges gewohnt waren, entwickelte sich auch mehr ihr natürlicher Hang zu gefallen. Sternberg wurde bald der Sitz der feinen Welt und Galanterie am ganzen Rheine.

Unter diesen Umständen fand der ältere Bruder Gelegenheit, an seinem jüngern eine edle Rache zu nehmen. Er wußte, daß seine Leidenschaft nur sinnliche Neigung zum Grunde gehabt hatte. Er kannte die Griechin als ein feines, gefallsüchtiges Weib, und schmeichelte jetzt selbst ihrer Eitelkeit. Es kostete ihn freilich viele Mühe

*) Das Kloster z. Bornhofen [illegible] genannt.

und Gewandtheit, beiden seinen Plan zu verbergen; aber endlich siegte er über die weibliche Schwäche. Er brachte es dahin, daß er seinem Bruder deutliche Beweise von der Leichtfertigkeit seiner Geliebten geben konnte. Wie von der Hand des Todes ergriffen, stand starr und wüthend der Betrogene vor dem beschämenden Freunde. Thränen der Reue und des tiefsten Schmerzes rollten ihm die Wangen herab. Er sah, welchen Schatz er gleichsam von sich geworfen hatte, um sich dafür eitles Flittergold zu erkaufen. Er wollte die Buhlerin ermorden, sie aber entfloh. Die Untreue wurde hergestellt, und zwischen den beiden ewige Bruderliebe angelobt. Durch diese traurige Geschichte ist das Geschlecht ausgestorben, und nichts mehr davon übrig als jene Scheidenauer, als Zeichen einer der blutigsten Fehden, so seit dem Morde Abels zwischen Brüdern gefochten wurde.

Nachdem also die alte Familie ausgestorben war, theilten sich die Freiherren von Schenk und die Herren Brömser von Rüdesheim in ihre Güter und Schlösser. Jene erbeuten Vabenstein, diese Sternberg als trierische Lehen. Ob letztere ihre Rechte von der Mechtild von Vabenstein, Siegfrieds Gattin, oder von Maria, einer Baierin von Bayern, und Gemahlin Dietrichs herleiteten, kann genealogisch nicht wohl bewiesen werden. Allein die Grafen von Katzenellenbogen machten als Erben der Isenburger auf Sternberg Ansprüche, und wollten es durch Waffenmacht von Reichenberg und Rheinfels her wegnehmen. Wiselbrecht aber, der tapfere Ritter von Rüdesheim, vertheidigte seine Rechte mit dem Degen

in der Faust, und focht siegreich in dieser Fehde gegen die von Katzenellnbogen und ihre Helfer die Grafen von Isenburg zu Grensau und die Grafen von Wied. *

Dessen Sohn **Hans III. Brömser von Rüdesheim** erbte mit dem Schlosse auch die väterliche Tapferkeit und Fehde. Von seiner wackern Gattin Erlande von der Sparr zum Kampfe ermuntert, schlug er die von Katzenellnbogen nicht nur von Sternberg weg, sondern nahm auch den Grafen Dietrich von Weilnau, welcher zu der Zeit Hauptmann des Schlosses Reichenberg war, nebst einem von Schönbern gefangen und brachte sie siegreich nach Rüdesheim. Beide wurden lange auf der Brömserburg verwahrt, bis sie endlich durch ein hartes Lösegeld wieder in Freiheit gesetzt wurden. Ritter Hans hat hierauf, vermuthlich im Andenken an seinen wackeren Ahnen Hans II., oder auch um Gott für die erhaltenen Siege zu danken, im Jahr 1370 drei Kirchen erbauen lassen, nämlich die Pfarrkirche zu Rüdesheim selbst, die Rothgotteshaus im Walde hinter Rüdesheim, und Bornhofen unter Sternberg.

Es ist auch, sagt die oben angeführte Handschrift weiter, Frau Erland ein tapfer Weib gewesen und hat nach ihres Herrn Tode viele Fehden und Widerwärtigkeiten ausgestanden; doch weniges verloren. Sie hat auch viel wunderlicher Schriften hinterlassen, darunter befindet sich eine, mit ihrem Siegel bedruckt, in welcher sie allen Kaisern, Königen, Fürsten, Grafen, Freien,

* Das meiste davon aus der im eilften Buche, Seite xxx. angeführten handschriftlichen Geschichte der Herren Brömser von Rüdesheim.

Rittern und Knechten klagt, daß sie von zwei vom Adel zu Waldsheim ohnabgesagt angegriffen und ihre armen Leute gebrannt worden. Darum sie vermeinte, daß sie wider Ehre gehandelt. Derowegen hat sie ihre Wappen malen, und selbe das unterst zu oberst gekehrt, an den Brief gemahlet an allen Orten anschlagen lassen. Nebst dem Schlosse Sternberg am Rhein besaß Johann noch Starkenburg an der Mosel und Winterberg im Lande von Jülich. Beide erstern sind als Lehen dem Erzstifte von Trier anheim gefallen, Vornheim aber von dem Kurfürsten von Trier, Johann Hugo von Orsbeck, den Capuzinern übergeben worden. Diese erhielten am Gnadenbilde bis auf unsere Zeiten häufige Wallfahrten.

Nach einer kleinen Krümmung, welche der Rhein unterhalb dieser einsamen Kirche macht, sieht man in einem dunkeln Gebirgsthale Boppart liegen. Keine Stadt am Rhein hat mit ihren alten Thürmen und Häusern zugleich die alten Sitten und Gebräuche länger erhalten als diese. Wenn man von dem sterlichen St. Goar von oben, oder dem prächtigen Coblenz von unten den Rhein herauf kommt, so kommt dieses alte dunkle Städtchen gar sonderbar mit dem, was man bisher gesehen hat. Boppart war schon unter den Römern unter dem Nahmen Bodobriga eine ansehnliche Festung und Poststation. Die jetzigen Stadtmauern scheinen auf den Grund des alten Kastells erbaut zu seyn. Unter den Franken wuchs sie zu einer beträchtlichen Gemeinde heran. Der da angelegte Königshof und die häufigen Reichs- und Fürstenversammlungen, welche hier gehalten wurden, zogen Einwohner sowohl edlen als gemeinen Geschlechtes in ihre Ringmauern,

und die Gemeinde wurde von Kaiser und Fürsten mit Freiheiten und Stadtrechten begabt.

Nach Aufhebung der kaiserlichen Vogteigewalt erhob sich Boppart zu einer Reichsstadt. Es scheint aber, daß die Ritter oder Patrizier anfänglich allein die Gemeinde verwaltet haben, worunter die Baier von Boppart wohl die meiste Gewalt hatten. Im zwölften Jahrhundert nahmen auch die Bürger Theil an der Regierung durch ihre Zünfte; denn von dieser Zeit an finden wir sie von bürgerlichen Obrigkeiten verwaltet. Als die Stadt im Jahre 1312 mit Wesel an den Kurfürsten von Trier, Balduin, übergeben wurde, empörten sich die Bürger, und wollten ihre reichsstädtischen Freiheiten mit dem Degen in der Faust vertheidigen. Sie befestigten ihre Stadt mit neuen Bollwerken, und erwarteten so mit Standhaftigkeit den mächtigen Fürsten, welchem sich nun auch schon Mainz, Weisel und Trier unterworfen hatten. Mit einem großen Heerhaufen von trierischen und mainzischen Truppen, denn er war zu gleicher Zeit Administrator des mainzer Erzstiftes, kam Balduin vor die Stadt, und umgab sie mit Reisigen und Geschoß; die Bürger schlugen aber seine ersten Angriffe muthig zurück, und trotzten von ihren starken Mauern und Thürmen. Da ließ der Kurfürst sein Geschütz näher rücken, und schloß sie zu Wasser und zu Land ein; aber auch jetzt konnte er sie noch nicht zur Nachgiebigkeit zwingen. Erst nachdem er ihre Häuser zerschossen, und ihre Vorstadt in Brand gesteckt hatte, übergaben sie sich ihm mit der Bitte, daß er ihnen wenigstens ihre bürgerliche Verfassung erhalten möge.

Die Bürger mußten auf diese Art der Gewalt eines mächtigen Fürsten weichen; sie waren aber nur so lange

folgsam, als Balduin und Kuno lebten. Unter der Regierung Johanns, aus dem markgräflichen Hause Baden, empörten sie sich aufs neue. Da dieser Herr wegen seiner fürstlichen Geburt einen groſsen Aufwand machen muſste, und auch seinen Vetter Jacob, gegen eine mächtige Partei im Domkapitel, zu seinem Coadjutor eingesetzt hatte, erweckte er unter den Landsländen ein groſses Misvergnügen. Diese Gährung wollten die von Boppart benutzen, um wieder ihre vorige Freiheit zu erringen. Sie empörten sich offen gegen die kurfürstliche Herrschaft, befestigten ihre Stadt, und trotzten von ihren Mauern herab dem mächtigen Heere, mit welchem Johannes sie umgeben hatte.

Die Bürger schlugen anfänglich alle Angriffe auf ihre Bollwerke und Thore zu Wasser und zu Land ab, auch machten sie kühne Ausfälle auf die Haufen der Belagerer. Indeſs aber hatte der Erzbischof eine wichtige Verstärkung von Truppen von seinem Bruder, dem Markgrafen Christoph, erhalten, und sperrte der Stadt nun alle Lebensmittel und Zufuhr ab. Dabei wurde von den Anhöhen, welche sie umgeben, auf die Häuser geschossen. Mangel an Unterhalt und die Furcht, ihre Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt zu sehen, zwangen endlich die Bürger sich zu unterwerfen. Sie erkannten die Oberherrschaft von Trier an, behielten aber ihre Verfassung und ihre Rechte auf den Landtägen; allein diese Unterwürfigkeit war doch mehr erzwungen, als freiwillig, denn als im Jahre 1560 auch der Adel die Fahne des Aufruhrs gegen seinen Erzbischof erhob, liefsen sie den Johann von Elz ohne Gegenwehr in ihre Stadt ziehen, und dieser besetzte mit seinen Haufen die Thore und Thürme. Erst nachdem

die Kurfürsten ihre Truppen verstärkt und die Reichsgerichte die nöthige Gesetzlichkeit eingeführt hatten, blieben die Bürger von Boppart dem Erzstifte von Trier treu und gehorsam.

Gleich unterhalb Boppart dehnt sich der Rhein ostwärts so sonderbar in ein Thal hinein, daß er seinen Lauf wieder zurück zu nehmen scheint. Dieses Thal nennt man den Hamm. Es ist mit mehreren Ortschaften besetzt, deren Nahmen sich mit Spei enden. Auf den Höhen erblickt man Schlösser und Höfe, welche ehemals Rittern oder geistlichen Stiftern gehörten. Am Ende desselben wendet sich der Fluß wieder nach Norden, und nun erscheinen die vier Städtchen und Schlösser, Braubach, Lahnstein, Rense und Kapellen, wovon jedes kaum eine Viertelstunde von dem andern entfernt, einem der vier rheinischen Kurfürsten gehörte. Auf dem rechten Rheinufer war Braubach pfälzisches Lehen, Lahnstein mainzisch; auf dem linken Rense cölnisch, Capellen trierisch. Es ließ sich hier mitten im Rheine ein Punkt auffinden, wo die in einem Schiffe sitzenden Kurfürsten, jeder auf seinem eigenen Gebiete mit dem andern sprechen konnte.

Braubach ist vermuthlich unter der fränkischen Monarchie angelegt worden, und gehörte zu dem Hainrichgau. Es muß bald zu einem beträchtlichen Orte angewachsen und befestigt gewesen seyn, indem Kaiser Heinrich IV. gegen seinen Sohn darin Schutz fand, und der Abt von Ursberg im Jahr 1103 davon Meldung thut. Die gräfliche und vogteiliche Gewalt darüber übten zuerst die Grafen von Arnstein. Von diesen kam sie, unter der Oberlehnsherrschaft der Pfalzgrafen, an die von Eppstein, welche

ſelbige den Grafen von Katzenellnbogen verkauften; von lezterm endlich, wie wir gehört haben an Heſſen. Nach den Trümmern und alten Gemäuern zu urtheilen, war dieſe Stadt ſonſt längs dem Rheine hin mehr ausgedehnt, als ſie jetzt iſt. Ihre Bürgerſchaft hatte ſich wichtige Freiheiten und Stadtrechte erworben. Die Grafen herrſchten uneingeſchränkt nur auf dem Schloſſe, welches dem heiligen Schutzpatron zu Ehren die Marxburg genannt wurde. Im Jahre 1613 entſtand ein fürchterlicher Brand in der Stadt, welcher mit dem Rathhauſe auch die wichtigſten Urkunden in Aſche verwandelte. Daher fehlen dem Geſchichtsforſcher die Nachrichten über ihren Urſprung und ihre Begebenheiten.

Lahnſtein mit ſeinem Bergſchloſſe Lahneck war eine Grenzfeſtung des alten Hainrichs am Ausfluſſe der Lahn in den Rhein. Oda, die Gemahlin Kaiſer Arnulfs hat es dem Erzbiſchof von Mainz, Hatto, übergeben. Dieſe kaiſerliche Schenkung beſtätigte im Jahr 978 der Kaiſer Otto II. dem Erzſtifte. Die Erzbiſchöfe von Mainz kauften die vogteilichen Rechte darüber den Naſſauern ab, welche ſelbige von den Arnſteinern ererbt hatten. Als der Mainzer Kurſtaat ſeine Verfaſſung erhielt, wurde aus dem Gebiete von Lahnſtein ein Oberamt gebildet, und da das alte Schloß Lahneck verfallen war, bauete Kurfürſt Theodorich ein neues am Rhein.

Ueber Renſe behaupteten ſchon ſeit dem zehnten Jahrhunderte die Erzbiſchöfe von Cölln die Oberherrſchaft, obwohl das Städtchen ſelbſt ſeine eigene Verwaltung, und viele Freiheiten erworben hatte. Wenn ſie dieſes Städtchen im Drange der bürgerlichen Kriege eine Zeitlang an

Heſſen verpfändet hatten, ſo waren ſie doch darauf bedacht, es wieder für ihr Erzſtift einzulöſen.

Kapellen erhielten die Erzbiſchöfe von Trier vermuthlich mit der Stadt Coblenz und ihrem Burgbanne. Arnold II. erbauete das Schloß Stolzenfels, deſſen herrliche Trümmer noch über dem niedrigen Städtchen glänzen. Von dieſer Zeit an wurde Kapellen als eine Vormauer und Vorſtadt von Coblenz angeſehen. Der Erzbiſchof Heinrich von Vinſtingen gab im Jahre 1275 den Einwohnern die Rechte der Bürger von Coblenz. Demnach erſchienen ſie durch ihre Stellvertreter auf den Landtägen des Erzſtiftes und wählten unter ſich ihren Rath und Bürgermeiſter.

Unter dieſen vier Städtchen machten die rheiniſchen Kurfürſten, da ſie alle Gewalt im Reiche zu ordnen hatten, Renſe zum gemeinſchaftlichen Orte ihrer Zuſammenkünfte. Ihre Macht zu beurkunden, ließ der Kurfürſt von Mainz, Peter, im Nahmen der Kurfürſten des Reichs, nahe bei dieſem Städtchen, auf einer angenehmen, von hohen Bäumen beſchatteten Wieſe, eine achteckige Bühne von Steinen aufführen, und nannte ſie den Königſtuhl.* Es waren darauf acht Sitze angebracht, nämlich einer für den Kaiſer und ſieben für die ſieben Kurfürſten. Was zuvor durch heimliche und beſondere Schreiben oder Unterredungen abgehandelt werden mußte, wurde jetzt wieder nach altteutſcher Art unter freiem Himmel abgethan. Auf dieſem Königſtuhle wurden Heinrich VII., Ludwig

*. Nach Wolmann hat er zuvor bei Rosbach, Mainz gegenüber, geſtanden.

der Bayer, Karl IV., Wenzel von Böhmen und Ruprecht von der Pfalz zu Kaisern gewählt oder auch wieder von dem Throne gestoßen; dagegen wurde auch darauf im Jahr 1338 der erste merkwürdige Kurverein abgeschlossen, welcher der Grund zu den künftigen Reichsgesetzen war.

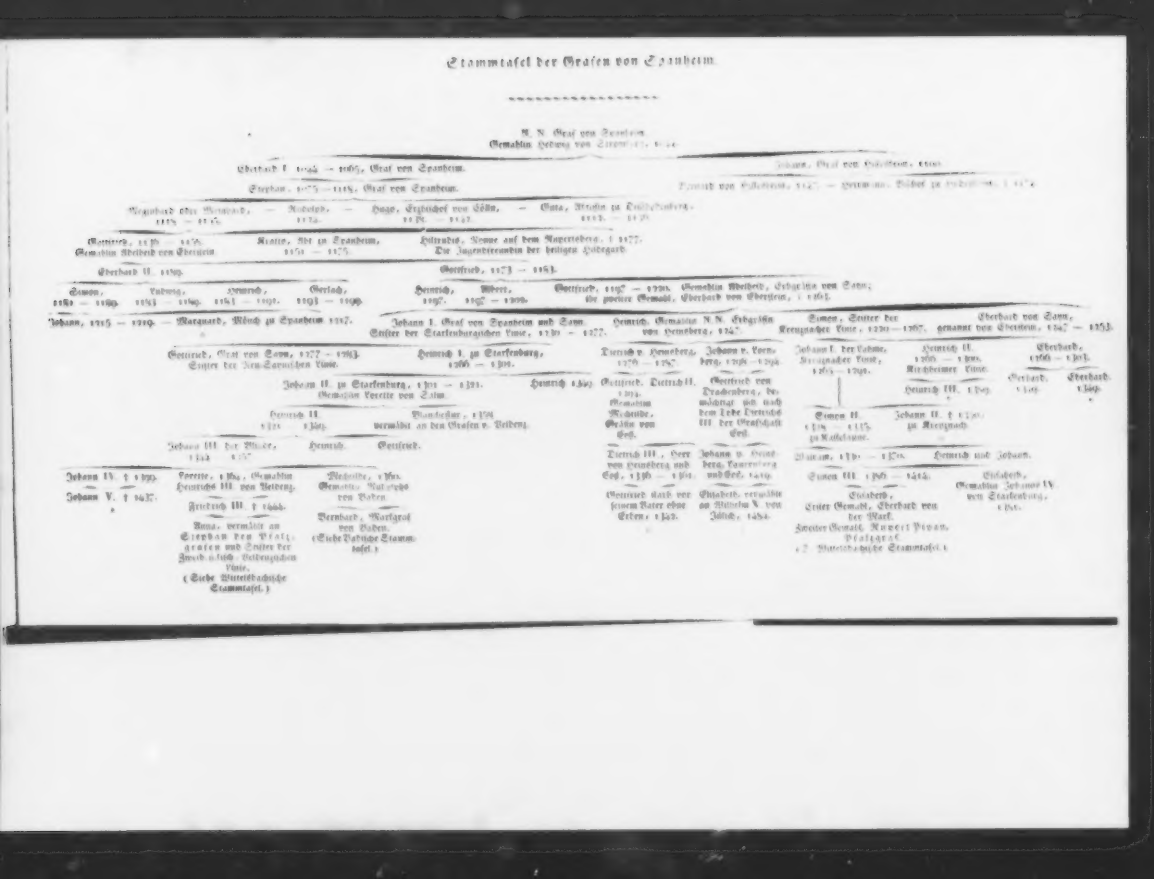
Eine Viertelstunde unterhalb Kapellen eröffnet sich zwischen dem Renatusberg und Ehrenbreitstein das schöne fruchtbare Maifeld oder der Maiengau, und bei dem Ausfluß der Mosel in den Rhein liegt das alte römische Castell Confluentes, die heutige Stadt Coblenz.[1] Das Maifeld erhielt seinen Nahmen entweder von der blühenden Gegend, oder wahrscheinlicher von den alten Mai-Versammlungen des teutschen Volkes, deren mehrere hier gehalten wurden. Der Gausitz oder das Gaumal mag zu Maien, oder, ehe dort eine Kirche errichtet war, zu Münster Maienfeld gehalten worden seyn. Zu Coblenz und Andernach waren königliche Palläste. Eine Zeitlang gehörte es zu dem Herzogthum von Lothringen.

Das Land selbst ist das schönste Moselthal, gegen Westen von den waldigen Gebirgen des Hundsrücks, gegen Norden von dem herrlichen Rheine begränzt. Bei Coblenz scheint die Natur umher wieder die sanftere Schönheit eines blühenden Gartens angenommen zu haben, um den Ernst der rauheren Schönheit zwischen Bingen und Braubach zu mäßigen. Der Boden des Maifeldes ist zu allen Arten von Pflanzungen tauglich. Wein- und Obst-

1. Coblenz gehörte eigentlich noch in den Trachgau, welchen die Mosel von dem Maifelde schied.

gärten, Getraide- und Hanffelder, Wiesen und Auen wechseln in den mannichfaltigsten Versuchen. Auch zeugen die ihm nahen Bäder von Körlich und Dünstein, nebst dem See bei Lag, von unterirrdischen Reichthümern. Doch ehe wir die Geschichte des Maifeldes und der Stadt Coblenz erzählen, müssen wir zuvor jene des alten Erzstiftes und Kurthums von Trier vornehmen, wovon jene nur ein Theil ist.

Stammtafel der Grafen von Spanheim.



Zwölftes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Kur-Trier und Isenburg-Wied.

Reihefolge der Biſchöfe und Erzbiſchöfe von Trier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
I.	1. Eucherius. 2. Valerius. 3. Maternus	
II.	4. Auſpicius. 5. Celſus. 6. Felix I. 7. Manſuetus. 8. Clemens.	190.
III.	9. Moſes. 10. Martinus I. 11. Anaſtaſius. 12. Andreas. 13. Ruſticus. 14. Autor I. 15. Mauritius. 16. Fortunatus. 17. Caſſianus. 18. Marcus. 19. Avitus. 20. Marcellus . . .	
IV.	21. Metropolius. 22. Severinus. 23. Florentius. 24. Martinus II. 25. Maximinus I. 26. Valentius. 27. Agritius unter Konſtantin und der Kaiſerin Helena . . .	336.
	28. Maximinus II., bei ihm der heilige Athanaſius flüchtig.	351.
	29. Paulinus, von Conſtantin II. ins Elend verwieſen	358.
	30. Bonoſus. 31. Bricto. 32. Felix II.	398.
V.	33. Mauritius II. 34. Leontius. 35. Autor II. 36. Severus. 37. Cyrillus. 38. Lumerius. 39. Emerus. 40. Marcus. 41. Volusius. 42. Metatus. 43. Modeſtus. 44. Maximianus	

Reihefolge der Biſchöfe und Erzbiſchöfe von Trier.

Jahrhundert n. Chr. geb.		Erzbiſchöfe
VI.	45. Albicius. 46. Abrunculus. 47. Nicetius. 48. Ruſticus II. . .	573.
	49. Magnerich. 50. Gangrich . . .	
VII.	51. Severinus. 52. Sebald. 55. Modwald ſtiftet St. Maria zur Scheuren und Maria zum Pütze!	656.
	53. Numerianus. 54. Baſinus. 55. Leutwin. 56. Giſelolf 57. Hidulf	
VIII.	58. Wiemann. 59. Richbold. 60. Wazo	
IX.	61. Amalrich. 62. Hetto weihet die Kirche zu St. Caſtor in Coblenz . . .	850.
	63. Thiethot.	860.
	64. Berthold	882.
X.	65. Ratbot	908.
	66. Ruperl	930.
	67. Heinrich I.	965.
	68. Theoderich	975.
	69. Ebert.	994.
XI.	70. Ludolf	1008.
	71. Adelbert I. abgeſetzt.	1012.
	72. Megingand, ſaß zu Coblenz, ſtarb	1036.
	73. Poppo erhält von Kaiſer Heinrich II. Coblenz	1047.
	74. Eberhard, Pfalzgraf	1066.

Reihefolge der Erzbiſchöfe und Kurfürſten von Trier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe Jahr.
XI.	75. Kuno, Graf von Pfallingen. Von den Trierern ermordet	1066.
	76. Udo, Graf von Nellenburg. . . .	1078.
XII.	77. Egilbert, Dompropſt zu Paſſau . .	1101.
	78. Bruno, Graf von Laufen, ſtellt die Kloſterkirche wieder her	1124.
	79. Gottfried, verjagt	1124.
	80. Meginher	1130.
	81. Adelbert II. von Monſtreit, ein wackrer Fürſt	1152.
	82. Hillin, ein kluger Fürſt, befeſtigte Ehrenbreitſtein	1169.
	83. Arnold I.	1183.
XIII.	84. Johann I., Kanzler Heinrichs VI. .	1212.
	85. Theoderich II., Graf von Wied . .	1242.
	86. Arnold II., Graf von Isenburg, befeſtigt Coblenz	1259.
	87. Heinrich II. von Winſtingen, belagert Coblenz	1286.
	88. Boemund I. von Weinsberg . . .	1286.
XIV.	89. Diether von Naſſau, ein Bruder Kaiſer Adolphs	1307.
	90. Balduin, Graf von Luxemburg, ein großer Fürſt	1354.
	91. Boemund II. Graf von Saarbrücken	1367.
	92. Kuno von Falkenſtein, ein tapfrer Fürſt	1388.
XV.	93. Werner von Falkenſtein-Königſtein .	1418.
	94. Otto von Ziegenhein	1430.

Reihefolge der Erzbischöfe und Kurfursten von Trier.

Jahrhundert n. Chr.		Sterbe-Jahr.
XV.	95. Raban von Helmstätt, Bischof von Speier, legt nieder	1439.
	96. Jacob I. von Sierck	1456.
XVI.	97. Johann II. Markgraf von Baden, stiftet die Universität und bauet das Schloß zu Körlich	1503.
	98. Jacob II. Markgraf von Baden . .	1511.
	99. Richard von Greiffenklau, bekämpft die Bauern	1531.
	100. Johann III. von Metzenhausen . .	1540.
	101. Johann Ludwig von Hagen . . .	1547.
	102. Johann IV. Graf von Isenburg . .	1556.
	103. Johann V. von Leyen	1567.
	104. Jacob III. von Eltz, unterwirft sich Trier, Maximin und Prüm	1581.
	105. Johann VI. von Schönberg	1599.
XVII.	106. Lothar von Metternich	1623.
	107. Philipp Christoph von Sötern, Bischof zu Speier, lebt im 30jährigen Kriege, wird in die Acht erklärt und gefangen, starb	1652.
	108. Karl Kaspar von der Leyen, ein wackerer Patriot	1676.
XVIII.	109. Johann Hugo von Orsbeck . . .	1711.
	110. Karl Herzog von Lothringen. . . .	1715.
	111. Franz Ludwig, Pfalzgraf hernach Erzbischof von Mainz	1729.
	112. Franz Georg von Schönborn. . .	1756.
	113. Johann Philipp von Walderdorf.	1768.
XIX.	114. Clemens Wenzeslaus, Prinz von Sachsen	1812.

Rheinische Geschichte

von

Trier und Coblenz.

Die Trierer rühmen sich, ihre ersten Bischöfe Eucherius, Valerius und Maternus aus der Schule der Apostel erhalten zu haben. Schon in der römischen Periode erscheinen die Bischöfe Marcellus, Maximinus und Agritius als Metropoliten; aber ihr Kirchensprengel war nur auf die erste belgische Provinz eingeschränkt. Denn längs dem Rheine hin erstreckte sich das geistliche Gebiet der Erzbischöfe von Mainz und von Cölln. Durch die apostolischen Predigten der trierischen Apostel Castor, Goar und Lubentius wurde die trierische Diöces über das Land der alten Trebirer bis an den Rhein ausgebreitet. Metz, Tull und Verdun blieben ihre alten Suffraganate; aber die ersten und Hauptkirchen des Erzstiftes selbst wurden in Trier und Coblenz angelegt.

Die Geschichte der ersten trierischen Heiligen ist während des Mittelalters sehr entstellt worden, daß aber Marcellus mit seinen Gesellen unter der Regierung der Kaiser Diocletian und Maximian auf Befehl des Riccius Varus den Märtyrertod erduldet, daß Paulinus von den Arianern verjagt, daß die heiligen Goar und Castor an dem Rheine, der heilige Lubentius über dem Rheine an der Lahn das Evangelium gepredigt haben, wird durch alle Urkunden und Alterthümer bestätigt. In einer Stadt wie Trier, wohin der Sitz der Regierung und selbst die Anwesenheit der Kaiser so viele Menschen versammelt hatte, gab es gewiß auch Christen und christliche Kirchen, Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, zur Zeit des Kaisers Maximian, welcher da wohnte, hatte sich ihre Religion sogar bis an den Hof und über die ersten Staats- und Stadtbeamten verbreitet. Mauritius, Tyrsus und Secundus waren Hauptleute der Legionen, Marcellus und Paulinus, Bischöfe und Vorsteher, Palmatius, Hormisdas und Constanz waren Consuln, Papyrius, Jovianus und Marentius, Senatoren und ansehnliche Männer. Es scheint sogar, daß die Familie des Constantinus sich hauptsächlich durch die Christen und christliche Legionen, welche um und in Trier lagen, auf den kaiserlichen Thron geschwungen habe. Aus Dankbarkeit machte dieser Fürst ihre Religion zur herrschenden. Seine Mutter Helena berief hierauf den heiligen Agritius von Antiochia, um das unter den vorigen Kaisern verfolgte Christenthum wieder zu stärken. Unter der Leitung dieses Bischofs und seines Schülers Johannes, gründete sie mehrere Kirchen an der Mosel und an dem Rhein, welche meistens den Heiligen geweihet waren,

die dort den Märtyrertod erlitten haben. Unter dieselben, wenigstens unter die ältesten, kann man füglich jene zu Trier zählen, welche dem heiligen Petrus, dem heiligen Johann und dem heiligen Paulinus zu Ehren errichtet wurden. Erstere wurde die Cathedral oder Domkirche, weil die ersten Bischöfe der Stadt, Eucherius und Materinus für Schüler des heiligen Petrus gehalten wurden; die zweite wurde hernach als eine reiche Abtei dem heiligen Maximinus zu Ehren geweihet; letztere wurde zu den heiligen Märtyrern genannt, welche den christlichen Glauben mit ihrem Blute versiegelt hatten. Helena soll diesen Kirchen die Kaiserpaläste eingeräumt, und sie mit einem Stücke vom Kreuze des Heilands, mit einem Rocke und einem der Nägel beschenkt haben, womit er an das Kreuz geschlagen war.[1] So wurde die Kirche von Trier schon in den ersten christlichen Jahrhunderten so heilig und hochgeachtet, daß sich die großen Kirchenlehrer Lactantius, Athanasius, Ambrosius, Hieronimus und Augustinus in ihrer Schule gebildet worden zu seyn, rühmten.

Dieser Wohlstand dauerte aber nur so lange, als der große Constantin und seine fromme Mutter lebten. Sie hatten die Christen gegen die Verfolgungen der Heyden geschützt; aber nach ihrem Tode, da diese nun keine äußere Feinde mehr zu befürchten hatten, bekriegten und verfolgten sie sich einander selbst. Der Streit des Arius und Athanasius, des Ithacius und Prisciliianus entzweite die Kirchen im Oriente und Occidente; und

1. Diese Reliquien mit dem Stabe des heiligen Petrus werden noch in Trier verehrt. Helena soll das heilige Kreuz wieder gefunden haben.

Trier wurde der Schauplatz ihrer wechselseitigen Verfolgungen. Athanasius wurde von Alexandria nach Trier, Paulinus von Trier nach Phrygien in das Elend geschickt. Die Wuth der Parteien ging bald so weit, daß der Kaiser Maximus das Todesurtheil über alle die aussprach, welche der Meinung des Priscillianus anhingen. Die Scheiterhaufen für die unglücklichen Ketzer rauchten schon in und um Trier, als der duldsame Bischof Martinus auftrat, und den kaiserlichen Präfekten also anredete: »Ich »bitte dich im Nahmen des Gekreuzigten, von dem Blut»vergießen dieser Unglücklichen abzustehen. Es ist ja genug, »daß sie bereits durch den bischöflichen Spruch als Ketzer »erklärt, und aus der Kirche gestoßen sind. Es würde »wahrhaftig ein neues und unerhörtes Unrecht seyn, »wenn ein weltlicher Richter in Kirchensachen Urtheil »sprechen wollte.« Durch diese wahrhaft christlichen Worte und Gesinnungen brachte es Martinus dahin, daß die weltliche Verfolgung gegen die Priscillianisten aufhörte. Selbst der Kaiser Maximus gab ihm das Wort, daß er ferner kein Todesurtheil an den Ketzern vollziehen lassen wolle. Allein diese christliche Verschonung der Unglücklichen dauerte nur so lange, als der heilige Bischof in Trier und um den Kaiser war. Sobald er den Hof verlassen hatte, wurde Maximus durch die fanatischen Bischöfe, Magnus und Rufus wieder auf andere Gesinnungen gebracht. Er gab dem Evodius, seinem prätorianischen Präfekten in Trier, die Befehle, das Todesurtheil zu vollziehen, und dieser harte Mann ließ den Priscillianus mit seinen Anhängern hinrichten.

Bald nach dieser Verfolgung wurde der traurige Zustand der trierischen Kirche durch die Einfälle der Barbaren in das römische Reich noch kläglicher, und die rö-

miſchen Anmaßer, welche in Trier lagen, führten ihn ſelbſt durch ihre Laſter herbei. Als im Jahr 411 die Franken die Länder des untern Rheins und der Moſel bedrohten, herrſchte in Trier Jovinus [1] als Kaiſer, und drückte das Volk durch Gewalt und Wolluſt zugleich. Er hatte nämlich bemerkt, daß einer der Senatoren, Lucius mit Nahmen, mit einer ſehr ſchönen Frau beglückt war. Dieſe dachte der mächtige Wollüſtling in ſeinem Garn zu fangen. Um dazu eine ſchickliche Gelegenheit zu finden, gab er vor, er ſey krank, und bedeutete den Senatoren, daß ſie ihm ihre Weiber zum Beſuche ſchicken möchten. Als er nun des Lucius Gattin in unſchuldiger Theilnahme und allein vor ſeinem Bette fand, zog er ſie zu ſich und ſchändete ſie mit Gewalt. Nicht genug, dieſe ſchändliche Nothzucht verübt zu haben, rühmte er ſich noch derſelben; denn da er am andern Morgen von ſeinem Bette aufgeſtanden, und die Senatoren zum Beſuche gekommen waren, ſagte er höhnend zum Lucius: »du haſt ein ſchönes, warmes Bad, und wäſcht dich mit »kaltem Waſſer.« Dieſe freche Rede ſchleuderte Eiferſucht und Rache in die Bruſt des beleidigten Senators. Er ſtellte mit andern Mißvergnügten gegen den Tirannen eine Verſchwörung an, und da ſie ſelbſt nicht mächtig genug waren, ihn zu beſtrafen, riefen ſie die Franken herbei, und überlieferten ihnen die Stadt. Raub, Mord, Brand und Verwüſtung waren nun die ſchrecklichen Folgen eines begangenen Verbrechens. Trier wurde mehrmal von den Franken geplündert und zerſtört, Chriſten und Heyden vertrieben oder hingeſchlachtet, Kirche und

1. Einige Geſchichtſchreiber nennen ihn Attius.

Erzbisthum verlassen, bis endlich Klodwig bei Zulpich siegte, und der christlichen Religion wieder Schutz gab.

Nachdem hierauf die fränkischen Könige ihre Feinde in Gallien und Teutschland bezwungen hatten, dachten sie auch auf die Wiederherstellung der rheinischen Kirchen und Bisthümer, und Dagobert erscheint auch hier, wie zu Straßburg, Speier und Mainz, als ihr Wohlthäter oder Stifter. Zu dieser Zeit saßen heilige und fromme Bischöfe auf dem Erzstuhle zu Trier. So gefällig sie sich gegen die fränkischen Könige bewiesen, wenn sie deren Gnade für ihre Kirchen anflehten, so strenge waren sie, wenn sie deren Laster bestrafen mußten. Die Bischöfe Magnerich und Modwald stifteten, durch die Freigebigkeit des Königs Dagobert unterstützt, die Kirchen der heiligen Maria zu den Scheuern oder Aebren, zu St. Symphorin und zu Pfalzel, wo ehemals römische Gebäude gestanden hatten. Bei den zwei Erstern wurde Irmina, die Schwester des Königs, und Severa, die des Bischofs, als Vorsteherinnen angestellt. Dagegen schloß der Bischof Nicetius, die Könige Theutbert und Klotbar von der Christengemeinde aus, als sie durch öffentliche Laster dem Volke Aergerniß gaben. Durch solche eifrige Seelenhirten breitete sich das geistliche Gebiet der Erzbischöfe von Trier über die Gauen an der Mosel, an der Saar, an dem rechten und linken Rheinufer aus.

Schon gegen das zehnte Jahrhundert wurde die Diözes, wie die übrigen am Rheine in Archidiakonate und Dekanate abgetheilt, welche an die Hauptkirchen derselben, nämlich an St. Peter oder die Domkirche in Trier, St. Agatha in Longwig, St. Castor in Carden, St. Mauritius in Toley, und St. Lubentius

in Dietkirchen gebunden waren.[1] Dazu kamen noch die zwei fürstlichen Abteien zu St. Maximin in Trier und zu St. Salvator in Prüm, wovon erstere Helena, Constantins Mutter, letztere Bertrade, Pipins Gattin, gestiftet hat. Die fränkischen Könige und Fürstinnen beschenkten diese Kirchen mit großen Gütern und Herrlichkeiten, und die trierischen Erzbischöfe erstreckten schon im zehnten Jahrhundert ihre geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit über einen großen Theil des Moselgaues, des Saargaues, des Bliesgaues, Caresgaues, Bedgaues, des Hundsrücks und des Maifeldes. Die Erweiterung ihres weltlichen Gebietes an dem Rhein wurde aber durch einen bürgerlichen Krieg verursacht.

Unter der Regierung des Erzbischofs Luthold zeichnete sich der Probst von St. Paulin, Adelbert von Luxemburg, als ein unternehmender mächtiger Prälat aus. Er war Herr von Saarburg, Berukastel, Rüthen und anderen Schlössern, und übte, mit Nachsicht des Bischofs, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, eine ungewöhnliche Gewalt aus. Als Luthold 1008 mit Tode abgegangen war, rückte er mit bewaffneten Söldnern in Trier ein, besetzte die Thore und den Pallast, und ließ die Moselbrücke befestigen, in Hoffnung, auch ohne die Beistimmung der Bürger und der Klerisei sich auf den erzbischöflichen Stuhl zu schwingen. Er zählte dabei auf den Schutz Kaiser Heinrichs II.,

1. Ich habe hier, wie in allen vorigen rheinischen Dioceſen, die Benennung Dekanat beibehalten, weil ich ſie ſchon in ſehr alten Urkunden fand. In dem eilften und zwölften Jahrhundert wurden die Landdechanten auch Erzprieſter Archipresbiteri genannt. Siehe darüber ausführlich Wardweins Dioecesis moguntina und auch Hontheims Hist. trevir.

welcher seine Schwester Kunigunde geheirathet hatte; dieser aber war ein zu gerechter Fürst, als daß er eine so offenbare Gewaltthat, auch selbst bei seinem Verwandten, zugelassen hätte. Er entsetzte ihn vielmehr der angemaßten Würde, und gab sie, auf Anrathen des Erzbischofs Willigis, an Maingoz oder Megingaud den Probst von Mainz [1]. Um dessen Wahl zu behaupten, ließ er eine hinlängliche Anzahl von Truppen gen Trier ziehen, und den widerspenstigen Adelbert belagern. Die kaiserlichen Völker versuchten alles, was man von erfahrnen Kriegern fordern konnte; sie besetzten alle Wege und Ausgänge, schnitten den Belagerten die Lebensmittel ab, verwüsteten die Felder und Weinberge um die Stadt, und drangen selbst an verschiedenen Orten in dieselbe; allein Adelbert, welcher die Pfalz behauptete, war nicht zu bezwingen. Er schlug alle Angriffe muthig zurück, und nahm bei einem Ausfalle den Belagerern selbst das Schlachtvieh weg, welches sie weit von den Vogesen her zusammengetrieben hatten.

Heinrich ließ hierauf von den zertrümmerten Häusern der Stadt Maschinen errichten um dem Schlosse näher zu kommen, aber auch diese zerstörte Adalbert durch Feuer und Hacken. Da also der Kaiser sahe, daß er gegen diesen entschlossenen Prälaten nichts ausrichten könnte, zog er, nachdem er die Moselbrücke in Brand gesteckt hatte, von Trier ab, und räumte seinem Günstlinge Megingaud den kaiserlichen Pallast in Coblenz zu seinem erzbischöflichen Sitze ein, welchen er hernach auch dessen Nachfolger Poppo mit der Stadt und ihrem Burgbanne

1. Vielleicht der nämliche, von dem noch eine Thüre am Dom zu Mainz vorhanden ist. Siehe neuntes Buch, Seite 330.

ſchenkte. So kam auch Coblenz unter die weltliche Herrſchaft der trieriſchen Erzbiſchöfe und ihr Gebiet erſtreckte ſich ſchon von der Saar längs der Moſel herab bis über den Rhein.

Dieſem ſo beträchtlichen Anwachſe der trieriſchen Macht widerſetzten ſich hauptſächlich die Grafen von Luxemburg und die Pfalzgrafen bei Rhein. Jene waren die nächſten Nachbarn des Erzſtiftes und hatten zu der Zeit, wie wir an Adalbert geſehen haben, einen mächtigen Anhang in Trier ſelbſt; dieſe beſaßen beträchtliche Güter in der trieriſchen Diözes und leiteten von der alten Pfalz oder dem ſogenannten Pfalzel bei der Stadt ihre gräfliche Gewalt her. Der Erzbiſchof Poppo hatte kaum ſein Gebiet bis zum Rheine verbreitet, als die luxemburgiſche Partei darauf dachte, ſeine Gewalt an der Moſel zu brechen. In der Zeit nämlich war der heilige Simeon, ein Mönch vom Berge Sinai, nach Trier gekommen, und hatte den Erzbiſchof durch ſein frommes Leben ſo begeiſtert, daß er mit ihm nach dem gelobten Lande zog, um das heilige Grab Chriſti zu beſuchen. Dieſe Wallfahrt ſahen die Luxemburger als die günſtigſte Gelegenheit an, wodurch ſie ihre Macht in und um Trier wieder erweitern könnten. Graf Adalbert, der Probſt von Paulin, hatte noch die Schlöſſer Bernkaſtel, Rüden und Pfalzel beſetzt, und Graf Gieſelbert fiel in das trieriſche Gebiet ein, und beſetzte es mit ſeinen Truppen. Poppo aber, ein eben ſo frommer Biſchof als wackerer Fürſt, war kaum aus Paläſtina zurückgekommen, als er, um dieſen Friedensbruch zu beſtrafen, einen großen Heerhaufen zuſammenzog, um damit die Luxemburger aus ſeinem Gebiete zu treiben; dieſe aber waren ſo mächtig an Ländern und Leuten, daß ſie der Erzbiſchof mehr durch die Liſt

seiner Hauptleute, als die Macht seiner Truppen bezähmen konnte. Der Krieg wurde zu der Zeit, wie bei der Belagerung von Troja, meistens mit einzelnen Gefechten und Listen geführt. Zweikämpfe, Einfälle, Stürme, Brand und Hinterhalt machen seine Begebenheiten aus. Poppo hatte einen Anführer, Stiko mit Nahmen, welcher in dieser Kriegsart besonders geschickt war. Wenn es ihm, der festen Schlösser wegen, nicht gelingen konnte, durch offene Fehde zu siegen, bediente er sich meistens einer List. So brachte er, unter dem Vorwande eines Geschenkes, mehrere seiner Reisigen in Weinschläuchen auf die Burg, welche Graf Adalbert behauptete. Diese brachen alsdann aus denselben hervor und lieferten ihm selbige mit ihrem Herrn in die Hände.

So lange Poppo regierte, war das Erzstift geschützt, denn er hatte seinem Erzstifte, wie Willigis von Mainz, Gesetze gegeben. Nach seinem Tode, 1047, erhob sich aber wieder die luxemburgische Partei in Trier, und die Wahlen der Bischöfe wurden durch Zwiespalt und bürgerliche Kriege geschändet. Graf Konrad von Luxemburg warf den Nachfolger Poppos, Eberhard, hinterlistig nieder, als dieser seinen Kirchsprengel visitirte, und behandelte ihn während der Gefangenschaft so unmenschlich, daß er, kaum wieder in Freiheit gesetzt, nach einigen Jahren dahin starb. Als hierauf der mächtige Erzbischof von Cölln Hanno II. den Trierern seinen Neffen Kuno aufbringen wollte, ermordeten sie selbigen, nachdem sie ihn zuvor gefangen und von einem Felsen gestürzt hatten. Unter dessen Nachfolgern Uto, Egelbert, Bruno, Gottfried und Meginher war das Erzstift und die Stadt ein Spiel und Raub der Ritter und Parteien geworden; seine Erzbischöfe kannten keine andere Mittel

zur Ruhe mehr, als Bannstrahlen und wechselseitige Beschimpfungen.

In dieser Verwirrung schlug der Pabst Innocenz II. den Wählenden Adelberten den Bischof von Metz zu ihrem Regenten vor, weil er ihn als einen wackern und eifrigen Vertheidiger seiner Rechte kannte. Ein Theil des Domkapitels nahm diesen Prälaten an, aber die Bürger von Trier, an deren Spitze der Burggraf Ludwig stand, widersetzten sich der Wahl und stürmten die Häuser der Domherren, welche den päbstlichen Vorschlag befördert hatten. Sie warfen sogar die Gesandten des Kapitels bei der Conzner Brücke nieder, auf daß sie dem Neugewählten seine Erhebung nicht verkündigen sollten. Adelbert hatte nicht so bald diesen Unfug vernommen, als er mit seinen Reisigen gen Trier zog, und sich mit gewaffneter Hand Gehorsam verschaffte. Sein Einzug in die Stadt glich mehr dem Triumphe eines römischen Imperators, als jenem, welchen Christus auf einer Eselin in Jerusalem hielt. Er wuste sowohl die Bürger als den Burggrafen im Zaume zu halten, und letztern brachte er durch seine Strenge dahin, daß er ihn kniefällig um Verzeihung bitten mußte.

Nachdem er seine Rechte in dem Erzstifte kräftig behauptet hatte, suchte er auch seinen Einfluß in dem Reiche zu vermehren. Nach dem Tode des Kaisers Lothar brachte er es durch seine Klugheit dahin, daß sein Freund Konrad III. von Hohenstaufen zu Coblenz an dessen Stelle erwählt wurde. Ob dieser Wahl wurde Heinrich der Stolze Herzog von Sachsen und Baiern des Kaisers Feind. Als nun die Sache bei Hersfeld durch eine förmliche Schlacht entschieden werden sollte, trat Adalbert an der Spitze seines mit Weinfässern und Geldwägen bewaffne-

ten Haufens vor die Schlachtordnung, und verwandelte mit fröhlichem Zutrinken und Geſchenken die Feinde in Freunde. Statt Blut wurde hier Wein vergoſſen, und ſtatt der Rüſtwägen raſſelten Goldwägen; ein für alle Zeiten wünſchenswerthes Mittel, um den Frieden zu ſchlieſſen.

Die großen Verdienſte, welche ſich der Erzbiſchof dadurch bei dem Kaiſer erworben hatte, ließ er ſich von ihm auch reichlich belohnen. Durch die bisherigen Fehden und bürgerlichen Kriege war ſein Erzſtift verſchuldet, und deſſen Güter ſo verſchleudert, daß er bei dem Antritte ſeiner Regierung nicht einmal ſeine fürſtliche Tafel unterhalten konnte. Er bat alſo den Kaiſer, die reiche Abtei von St. Maximin ſeiner Kirche einzuverleiben; und ſein Wunſch wurde erfüllt. Dieſer Vermehrung ſeiner Herrſchaft widerſetzten ſich die Mönche, welche landesherrliche Rechte erworben hatten, und riefen den Grafen Heinrich von Luxemburg als ihren Kirchenvogt zu Hülfe. Um ihrem Anſuchen noch mehr Gewicht zu geben, brachten ſie die anſehnlichen Schätze ihres Kloſters mit, und machten ihm begreiflich, daß er bei dieſer Gelegenheit ſeine eigenen Länder erweitern, und ſeinen Einfluß auf das Stift vermehren könnte. Da Adalbert ſich zu der Zeit an dem kaiſerlichen Hofe aufhielt, war Heinrich deſto leichter zu der vorgeſchlagenen Fehde zu bereden. Er fiel mit 1500 Mann in das Erzſtift ein, und würde wahrſcheinlich Trier ſelbſt überrumpelt haben, wenn ihn nicht Graf Friedrich, dem der Biſchof während ſeiner Abweſenheit die Verwaltung übertragen hatte, zurückgehalten hätte. Als Adalbert dieſen Einfall in ſeine Länder hörte, verließ er in Eile den kaiſerlichen Hof, um ſeine Hauptſtadt zu retten. Gleich nach ſeiner Zurückkunft ließ er die Mauern und

Bollwerke verbessern. Er bot seine Dienstmannen und Kriegsknechte auf, und rückte mit starken Haufen seinen Feinden entgegen. Nach einigen blutigen Gefechten nahm er Roulemont, Manderscheid, Echternach, und über dreißig feste Schlösser ein. Er trieb den Grafen aus Pfalzel und Wittlich, welches dieser in Brand gesteckt hatte. Endlich erreichte er ihn bei Hummerod, wo er ihm eine Schlacht lieferte, und sein Heer gänzlich zerstreute.

Nachdem er diesen Krieg glücklich geendigt hatte, wurde er im Jahre 1148 in einen neuen mit dem mächtigsten Fürsten am Rheine, dem Pfalzgrafen Herrmann II., verwickelt, dessen Thaten wir bereits beschrieben haben.[1] Dieser den geistlichen Staaten so gefährliche Feind hatte dem Grafen Otto vom Rheine sein Schloß Triß widerrechtlich hinweggenommen, und es mit starken Bollwerken befestigen lassen, um von da aus seine alten Ansprüche auf die Länder an der Mosel desto geltender machen zu können. Adalbert, der die Gefahr beherzigte, welche dadurch seinem Erzstifte erwachsen könnte, ließ sich das Recht auf das Schloß von dem Grafen übertragen, und sammelte so viel von seinen Reisigen, als er aufbringen konnte, um die Pfalzgräflichen daraus zu vertreiben. Herrmann aber hatte die Burg bereits mit einer so starken Besatzung belegt, und sie mit so festen Mauern umgeben, daß sie ohne ein beträchtliches Heer und eine lange Belagerung nicht wohl zu nehmen war. Nichts desto weniger ließ sich der Erzbischof nicht davon abschrecken, und umgab sie mit seinen Truppen im festen Entschlusse, sie zu erobern.

1. Siehe achtes Buch.

Auf die Nachricht dieſes kühnen Unternehmens zog der Pfalzgraf ſeine zerſtreueten Haufen zuſammen, und rückte mit ihnen zum Entſatz heran. Adalbert hatte nun einen gefährlichen und blutigen Kampf zu beſtehen. Auf der einen Seite zog ein mächtiges Heer gegen ihn an, von dem tapfern Pfalzgrafen ſelbſt angeführt, auf der andern drohte ihm eine zahlreiche Beſatzung in den Rücken zu fallen. Unter dieſen Umſtänden nahm er ſeine Zuflucht auch zu den geiſtlichen Waffen, da ihm die weltlichen nicht mehr ſtark genug ſchienen. Nachdem er ſeine Schlacht mit eben ſo viel Muth als Gegenwart des Geiſtes in doppelter Fronte geordnet hatte, trat er mit einem Kruzifix in der einen, und mit der Stiftsfahne in der andern Hand vor ſeine Schaaren, und redete ſie alſo an: »Ihr Freunde des heiligen Petrus! Ihr wackern »Vertheidiger ſeiner Kirche! die ihr heute euern ſterblichen »Körper für Gott und die gerechte Sache dem feindlichen »Schwerte entgegenſetzt, habt Vertrauen auf euern heili»gen Schutzpatron. Er wird euch mit einem großen »Haufen von himmliſchen Heerſchaaren beiſtehen, und mit »unſichtbaren Schildern bedecken. Ihr könnt des Sieges »gewiß ſeyn. Sehet hier das Zeichen des heiligen Kreu»zes, dieſes den Feinden Chriſti und ſeiner Kirche ſo »fürchterliche Panier. Auf dieſes Kreuz hat mir der »Pfalzgraf Treue geſchworen, und ich habe ihn zum Be»ſchützer unſerer Kirche gemacht. Ich werde es ihm im »Kampfe vor die Augen halten, und ihn damit, als dem »Zeichen ſeiner Untreue, ſchrecken. Auf! meine lieben »Kinder, die ihr euer Blut und Leben für die Vertthei»digung der Kirche aufopfert! Bereitet eure Herzen zum »Kampfe! Ich ertheile euch die Nachlaſſung euerer Sün»den, auf daß, wenn ihr heute euer zeitliches Leben ver-

»heren ſollt, eure Seele zu einem ewigen und glücklichern »übergehe. Auf dieſe Rede gab er dem Grafen von Namur die Stiftsfahne, er aber hielt das Crucifix in die Höhe und führte ſo ſeine Leute gegen den Feind an. Als Herrmann dieſen ſonderbaren Angriff ſahe, fiel auf einmal ſein Muth, oder vielmehr der ſeiner Truppen. Er und ſeine Kriegsknechte glaubten den Erzengel Michael mit den himmliſchen Heerſchaaren gegen ſich anrücken zu ſehen. Eine abergläubiſche Ehrfurcht bemeiſterte ſich ihrer Herzen. Sie legten vor dem Kreuze die Waffen nieder, und übergaben die Feſtung. Adelbert hatte auf dieſe Weiſe die mächtigſten Feinde ſeines Erzſtiftes gedemüthigt, und hinterließ es mit neuen Gütern und neuen Burgen bereichert ſeinem Nachfolger, dem friedlichen Hillin.

Es iſt zuweilen Vortheil eines Staates, wenn auf einen kriegeriſchen Fürſten ein friedeliebender folgt. Dieſer kann durch kluge Unterhandlungen die Feinde beſänftigen, welche jener durch ſeine Waffen erbittert hatte. Hillin benutzte die Furcht, welche ſein Vorfahrer den Nachbarn des Erzſtiftes eingeflößt hatte, und gewann durch friedliche Verträge, was jenem mit dem Schwerte nicht gelingen wollte. Die Grafen von Luxemburg, von Sayn, von Wied, von Naſſau, und die Pfalzgrafen ließen ſich ſeine billigen Vorſchläge gefallen, und er erhielt die Abtei von St. Maximin, die Burgen Manderſcheid, Naſſau, Dhaun, Bilich, Scheuern, Sayn und Triß entweder als wirkliche Herrſchaften für ſein Erzſtift oder doch wenigſtens als ſtiftiſche Lehen. Obwohl er aber den Krieg, ſo viel er konnte, zu vermeiden ſuchte, ſo befeſtigte er doch ſeine Burgen und Schlöſſer ſo, als wollte er einen führen. Er ließ die Feſtungen Dries, Manderſcheid und den ſtolzen

Ehrenbreitſtein mit neuen Thürmen und Bollwerken vermehren. Damit letztere auch bei der längſten Belagerung aushalten könne, ließ er mit groſſen Koſten jene Cyſterne graben, welche der Beſatzung hinlängliches Waſſer gab. Seine Zeughäuſer füllte er mit allen Arten von Waffen, ſeine Beſitzungen und Rechte ließ er ſich von dem Kaiſer beſtätigen.

Nach der kräftigen Regierung Adalberts und Hillins erhob die luxemburgiſche Partei wieder ihr Haupt im Kapitel und in der Stadt. Der Biſchof Arnold, welcher 1169 auf letzteren folgte, war noch nicht einmal begraben, als ſie ſchon eine ihrer Kreaturen, den Diakon Folmar, auf den ledigen Stuhl heben wollten. Ihr aber widerſetzte ſich ein groſſer Theil des Kapitels und wählte, unterſtützt von dem Pfalzgrafen Rudolph, ihren Domprobſt. Darob gab es einen heftigen Streit zwiſchen beiden Parteien, und da keine der andern weichen wollte, lenkte man die Wahl auf Werner von Bohlanden, in Hoffnung, dadurch die Stimmen zu vertheilen. Dieſer aber wollte die Sache dem Kaiſer zur Entſcheidung vorgelegt haben.

Unter ſolchen wechſelſeitigen Einwendungen hatte Heinrich von Luxemburg die Ritter und das Volk gewonnen und Folmar beſtand darauf, daß die Wahl nach geiſtlichen Rechten ſogleich vollzogen werden müßte. Nach vielen Unterredungen und langem Wortwechſel wurde endlich die neunte Chorſtunde oder ſogenannte Nona zur Zeit beſtimmt, wo die Domherren ſich noch einmal zur Wahl verſammeln ſollten. Während dieſes Aufſchubs brachte der Graf von Luxemburg ſeine Anhänger zuſammen, und da die Glieder der Gegenpartei nicht gerade mit dem

Glockenschlage eingetroffen waren, ließ er Folmarn in Geschwindigkeit wählen, und auf den erzbischöflichen Stuhl setzen. Der Domprobst Rudolph, Werner von Boklanden und der Pfalzgraf ergrimmten, als sie nach ihrem Eintritte in das Kapitelhaus die Wahl so eilfertig vollzogen sahen. Sie erklärten sie für gesetzwidrig und nichtig. Sie brachten ihre Klage bei dem Kayser an, Folmar aber ging zu dem Pabste, um sich von diesem bestätigen zu lassen. Der Kayser unterstützte Rudolphen, der Pabst Folmarn. So wurde diese zwiespaltige Wahl ein bürgerlicher Krieg. Zum Unglück fiel der Streit gerade in jene Zeit, wo die Päbste und Kayser selbst einander bekriegten. Dadurch stieg die Unruhe und Verwirrung in dem Erzstifte so weit, daß am Ende beide Nebenbuhler vom bischöflichen Stuhle getrieben, und des Kayſers Hofkanzler, Johannes I., an deren Stelle gesetzt wurde.

Dieser bürgerliche Krieg vermogte eine Zeitlang den Partheigeist zum Schweigen zu bringen, da Johann die Stadt Trier befestiget, und die Vogteirechte über sein Erzstift im Jahre 1197 von den Pfalzgrafen zurückerhalten hatte. Theodorich von Wied, des Johannes Nachfolger, wurde ohne Unruhen gewählt; aber nach seinem Tode 1242 brachens sie wieder desto verwüstender aus. Sein Neffe Arnold von Isenburg hatte den größten Theil der Stimmen und den Beifall des Volkes erhalten. Ihm widersetzte sich Rudolph von Brücke, der Probst von St. Paulin, mit seiner Partei. Dieser verließ sich auf die Unterstützung des Kaisers Friedrich II., welchen der Vetter und Beförderer Arnolds, Siegfried von Mainz, beleidigt, hatte. Der Kaiser gab ihm auch wirklich die Regalien, und er besetzte mit seinen Rittern und

Anhängern die Stadt. Die Rache, welche er an seinem Nebenbuhler nahm, war eben so hart als niederträchtig. Er fiel in die Häuser der Domherren ein, welche diesen gewählt hatten, und gab sie der Plünderung des Pöbels preis. Er ließ den Archidiakon Theodorich von Hagen mit vielem Spotte über den Gerümpelmarkt führen, und gefangen setzen. Diese unwürdige Behandlung brachte das trierische Volk auf, und Arnold von Isenburg war so glücklich, seinen Nebenbuhler wieder aus der Stadt zu treiben. Hierauf drangen die Truppen des Herzogs von Lothringen, des Grafen von Sayn und die ganze luxemburgische Partei in das Erzstift, und verwüsteten es mit Feuer und Schwert. Nur die Bürger von Trier blieben noch ihrem gewählten Erzbischofe treu. Sie vertheidigten ihn mit seltenem Muthe. Sie befestigten und beschirmten die Schlösser, welche noch nicht von fremden Truppen eingenommen waren. Die Pfalz wurde von ihnen besetzt und die Hülfstruppen des Erzbischofs heimlich durch die Muspfort dahin eingelassen. Von da aus machten sie mehrere Ausfälle, wodurch sie die Feinde zurückschlugen, und selbst den Neffen Rudolphs und den Probst von Prüm gefangen nahmen. Ergrimmt über diesen hartnäckigen Widerstand versuchte der Graf von Luxemburg einen förmlichen Sturm auf die Pfalz. Er sammelte um sie her die Tapfersten seiner Ritter und Krieger, ließ Wurfmaschinen und Sturmböcke anlegen, und berennte sie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hindurch; aber die muthigen Bürger schlugen alle seine Angriffe zurück. Nach so vielen Verwüstungen und fruchtlosen Versuchen gab endlich Rudolph nach. In Nievels, einem Orte zwei Stunden von Trier, wurde ein Vergleich abgeschlossen,

vermöge welches er Arnolden das Erzstift überließ, sich aber nur das Schloß Saarburg vorbehielt, worin er auch bald sein unruhiges Leben beschloß.

Nun war dieser Wahlstreit zwar geendigt, allein der bürgerliche Krieg hatte so viel Elend über das Erzstift gebracht, daß Arnold noch lange mit diesem Uebel zu kämpfen hatte. Er mußte die Feinde seiner Kirche, welche die Verwirrung benutzt hatten, entweder mit gewaffneter Hand oder durch kluge Verträge von seinem Gebiete entfernen. Ein Theil der Ritter und Unterthanen, welche bisher den Parteien gedient hatten, wollten sich nicht mehr den Landesgesetzen unterwerfen. Unter diesen übte ein gewisser Zorno Grausamkeiten aus, welche alle die Uebel überstiegen, wodurch bisher das Erzstift gequält wurde. Er raubte dem armen Landmann seine Früchte, und steckte ihm seine Hütte über dem Kopfe an. Unschuldige Jungfrauen nothzüchtigte er, und schwangere Weiber ließ er mit Spott auf seiner Burg in Kindesnöthen sterben. Die Geistlichen, welche er gefangen hatte, wurden in finstere Löcher geworfen, und alles niedergemetzelt, was sich ihm widersetzte. Arnold hatte noch zwei Jahre mit ihm Krieg zu führen, und mußte den Kurfürsten von Cölln zu Hülfe rufen, um das Ungeheuer zu bändigen. Dennoch konnten diese Unglücksfälle weder den Parteien des Kapitels noch der Stände zur Warnung dienen.

Nach dem Tode Arnolds, 1259, theilten sich die Domherren von neuem in der Wahl, und brachten das Erzstift von neuem an den Rand des Verderbens. Ein Theil wollte Arnolden von Schleida, der andere Heinrichen von Bohlanden auf den Stuhl erheben. Da sie nicht einig werden konnten, brachten sie ihren Streit vor den römischen Stuhl. Der Pabst verwarf beide, und

setzte ihnen den Dechanten von Metz, Heinrich II. von Finstingen, zum Erzbischofe. Dieser wußte, wie Adalbert I, das Heft der Regierung mit Kraft zu führen. Er zerstörte die Raubschlösser, von welchen aus der bürgerliche Krieg unterhalten wurde, und befestigte die seinigen, um jene im Zaume zu halten. Er brachte Coblenz, welches sich während der Zwiespalt, wie andere Städte am Rheine, unabhängig machen wollte, unter seine Botmäßigkeit, und legte da eine bischöfliche Burg an. Maien, Berukastel, Saarburg, Manderscheid, Montabaner und Ehrenbreitstein, erhielten unter ihm neue Bollwerke. Die Grafen von Veldenz, Zweibrücken, Saarwerden und die Raugrafen nebst vierunddreißig Rittern wurden seine Vasallen. Er sammelte sich einen Schatz von 14380 trierischen Pfunden, und kaufte damit eine Menge Güter und Rechte für sein Erzstift.

Nach seinem Tode 1286 verfiel das Kapitel und das Erzstift in neuen Streit durch die zwiespaltige Wahl Boemunds I. von Wransberg gegen Gerharden von Eppstein, und Heinrichs von Virneburg gegen Diethern von Nassau. Letzterer mußte, gleich nach seiner Bestätigung vom Pabste, die Waffen ergreifen, um einen auswärtigen und bürgerlichen Krieg zugleich zu kämpfen. Durch die zwiespaltigen Wahlen kühn gemacht, war Heinrich von Luxemburg 1300 in das trierische Gebiet gefallen, um seine Moselzölle zu behaupten, und die Bürger von Coblenz hatten sich von neuem empört. Der Luxemburger hatte schon viele Schlösser eingenommen, und seine Truppen bis nahe an Trier geführt, als selbige durch eine nächtliche Erscheinung in einen solchen Schrecken versetzt wurden, daß sie sich in der Dunkelheit und Verwirrung einander selbst anfielen und ermordeten. Die Bürger von

Trier hielten diesen Vorfall für eine Schickung Gottes und ihres Schutzpatrons des heiligen Petrus, welcher hier die Luxemburger, wie ehemals den Attila vor Rom, geschreckt habe; und verglichen die Niederlage mit jener Senacherib's. Die Begebenheit mag sich nun verhalten, wie sie will, so befreite sie Dietherrn von einem gefährlichen Feinde, und er konnte nun seine Macht gegen Coblenz wenden, um die aufrührerischen Bürger zu bekämpfen.

Unter den ehemaligen trierischen Städten, welche längs dem Rheine hinab lagen, war Coblenz unstreitig die größte und mächtigste. Sie stritt sogar öfters mit Trier um den Vorzug der Residenz, und die Erzbischöfe wohnten auch lieber in einer Stadt, welche so schön gelegen war, und ihnen eine freundlichere Unterhaltung verschaffte, als in Trier, wo sie durch ihr Kapitel und die Bürgerschaft zugleich beschränkt wurden. Obwohl aber der Aufenthalt ihrer Fürsten die Coblenzer stolz machte, und sie selbige öfters in ihren Streitigkeiten mit der Hauptstadt unterstützten, so bezeigten sie sich doch jederzeit eifersüchtig auf ihre Freiheiten und ihre Vorrechte. Denn schon unter den Römern war Coblenz eine Hauptfestung und Gewerbstadt am Zusammenflusse des Rheins und der Mosel geworden. Das römische Kastell hatte zwar bei weitem den Umfang nicht, welchen diese Stadt jetzt einnimmt; allein der Zusammenfluß zweier so beträchtlicher Flüsse, des Rheins und der Mosel, zog in und um dasselbe Handel und Gewerbe, welche dadurch belebt wurden, daß es zwischen Mainz und Cölln ein Ruhepunkt war, und die doppelte Ueberfahrt ein beständiges Zuströmen von Menschen verursachte. Ob das Kleine- oder Lützel-Coblenz über der Mosel von den Rö-

mern als ein Brückenkopf angelegt wurde, kann durch historische Gründe nicht bewiesen werden; daß aber schon unter denselben das Christenthum in Coblenz Wurzel gefaßt, und folglich die Christen eine Kirche oder Versammlung gehabt haben, beweisen die Legenden des heiligen Goar, Lubentius und Castor, und selbst die bereits schon angeführte Geschichte von Trier.

Während der großen Völkerwanderung scheint diese Festung mehr als andere am Rheine verschont geblieben zu seyn; denn nicht nur beweist eine Stelle des Ammianus Marcellinus, daß der Kaiser Julian sie noch in gutem Stande gefunden habe; auch von den teutschen Königen wird sie in Urkunden noch immer ein Kastellum genannt. Unter der fränkischen Monarchie bekam Coblenz einen neuen Glanz. Es wurden darin ein königlicher Pallast, und von den trierischen Erzbischöfen drei Kirchen gegründet, nämlich die zur Lieben Frauen, zu St. Florin und zu St. Castor. Die vielen Fürsten- und Reichsversammlungen, welche da gehalten wurden, und der öftere Aufenthalt der Könige zog Handel und Gewerbe herbei, und die noch bestehenden Nahmen, der alte Graben und der alte Hof, beweisen, daß man sie durch Gebäude erweitert, und mit neuen Ringmauern umgeben habe. [1]

Durch die Theilung der fränkischen Monarchie nach dem Friedensschlusse von Verdun kam das trierische Land und folglich auch Coblenz an Lothringen; es wurde aber durch Otto den Großen dem teutschen Reiche wieder einverleibt, und der Pallast von Coblenz mit den königlichen

1. Siehe umständlicher Herren Günthers topographische Geschichte von Coblenz.

Rechten von Heinrich II. an den trierischen Erzbischof Poppo verschenkt. Dessen Nachfolger übertrugen die Kirchenvogtei an die Pfalzgrafen bei Rhein, welche die Grafen von Arnstein damit belehnt haben. Von diesen kam sie an die Nassauer, und letztere gaben sie 1253 wieder Pfandweis dem Erzbischof Arnold I. zurück. Durch diese Ereignisse bekam die Stadt ohngefähr folgende Verfassung.

Die Erzbischöfe von Trier übten durch einen Vogt oder Amtmann die Landeshoheit aus; aber die Bürgerschaft behauptete unter derselben ihre alten Freiheiten und Rechte. Sie war in Edle und gemeine Bürger abgetheilt. Erstere wuchsen auf die Zahl von dreiundzwanzig an, wovon besonders die vom Burgthor, von der Arken, von Bachheim und vom Kirchhofe genannt von Saale, als die ältesten vorkommen. Die Gemeinen machten wieder sieben Zünfte, nämlich die der Metzger, Weber, Bäcker, Schuster, Schmiede, Lohgerber und Weingartsleute aus. Die Stadt-Obrigkeit bestand zu der Zeit, bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, aus einem Schultheißen, den Rittern, dem Vogte und den Schöffen. Der Schultheiß war im Schöffengerichte die erste Person, und hatte als solche den Vorsitz; der Vogt mußte die Rechte des Landesherrn wahren. Alle Urkunden wurden von gedachter Stadt-Obrigkeit ausgefertigt. Die Schöffen scheinen mit den Rittern den Stadtrath gebildet zu haben. Sie hatten ein gemeinschaftliches Rathhaus, welches man Montreal nannte. Die Gemeinen nahmen anfänglich noch wenig Antheil an der Regierung; als aber durch die Bündnisse der rheinischen Städte der Geist der Demokratie

alle Zünfte belebte, wurden auch die Zünftigen in den Rath genommen, und dem Stadtſchultheißen noch zwei Bürgermeiſter an die Seite geſetzt.

Unter dieſer gemäßigten Regierung nahm ſowohl der Wohlſtand als die Bevölkerung der Stadt zu. Viele Bürger ſiedelten ſich außerhalb der alten Mauern an; die Gründung neuer Kirchen, Klöſter und Armenhäuſer vermehrten ihren Umfang. Sowohl die Erzbiſchöfe als die Bürgerſchaft mußten daher auf die Erweiterung und Befeſtigung der Stadt Bedacht nehmen. In dieſer Zeit, 1281, faßte der Erzbiſchof Arnold, aus dem Geſchlechte deren von Iſenburg, den Gedanken, Coblenz durch neue Mauern und Bollwerke gegen auswärtige Feinde, und ſeine Herrſchaft darin durch eine neue Burg, zu befeſtigen. Die Bürgerſchaft, welcher dieſe Abſicht nur zur Hälfte mitgetheilt wurde, ließ ſich gerne eine Abgabe, welche man das Ungeld nannte, gefallen, um durch ſolche Schutzwehren gegen die Anfälle ihrer Feinde und Räuber ſicher zu ſeyn; und Arnold begann ſogleich den neuen Bau. Die Hauptſteine wurden unter dem Ehrenbreitſteine, die Tuffſteine zu Andernach gebrochen, der Kalch von Diez und Mainz herbeigeführt, das Holz aus dem Stadtwalde gefällt, und ſo ſtiegen allbereits die Fundamente der Mauer unter Leitung des Steinmetzen Frodogar aus der Erde hervor.

Indeß ſahen die Bürger bald ein, daß Arnold mit der Befeſtigung ihrer Stadt auch durch ein Schloß ſeine Herrſchaft befeſtigen wollte; ſie widerſetzten ſich daher dieſem Baue, und beriefen ſich auf ihre alten Freiheiten. Dieſer Streit würde zu einem gefährlichen Aufruhr gekommen ſeyn, wenn der Erzbiſchof nicht ſeinem Vorhaben

Einhalt gethan hätte. Damit verzögerte ſich auch der Bau der Mauern, und die Stadt wurde unter ſeiner Regierung, wie der Stadtſchreiber Peter Maier ſagt, nur zum Theil befeſtigt.

Unter ſeinem Nachfolger Heinrich II. erneuerten die Geiſtlichen, die Schöffen, die Ritter und Bürger von Coblenz die Auflage des Ungeldes, und ſo wurde durch deſſen und des Domkapitels von Trier Bewilligung der Bau fortgeſetzt. Die neuen Plätze und Straßen wurden mit der alten Stadt vereinigt, und beide von der Moſelſpitze weit in das Land hinaus bis ſchier an Ehrenbreitſtein mit neuen Mauern, Bollwerken, Thürmen und Thoren umgeben. Während dieſer den Bürgern ſo gefälligen Arbeit bemerkten einige unter ihnen (wahrſcheinlich waren es Heinrich und Konrad von Boß, Gobelin von Peſſel und Jordan von Wildungen), daß auch Heinrich, wie ſeine Vorfahrer, die Abſicht habe, ſich ein Zwingſchloß zu erbauen. Durch dieſe unruhigen Ritter aufgereizt, verſammelten ſie ſich in Haufen, jagten die erzbiſchöflichen Beamten und Werkleute zur Stadt hinaus, verſchloſſen dem Landesherrn ſelbſt ihre Thore, und griffen endlich zu den Waffen, um ſich dem Schloßbaue zu widerſetzen, und ihre alten Freiheiten zu behaupten.

Als Heinrich von dieſem Aufſtande Nachricht erhielt, bot er ſogleich ſeine Lehnleute und Reiſigen auf und zog mit einem ſtarken Heere gen Coblenz, um die aufrühreriſchen Bürger zu züchtigen. Dieſe aber gingen mit ihren Fahnen und Waffen dem erzbiſchöflichen Haufen entgegen, und hielten ſie in manchen Gefechten von ihrem Burgbanne zurück. Zwei Jahre lang dauerte der bürgerliche Krieg, ehe es dem Erzbiſchof nur gelingen konnte, ſie in ihre Mauern zu-

rückzutreiben. Nach einer blutigen Schlacht umgab er die Stadt mit einem großen Heere, und zwang die Bürger durch Hunger, daß ſie ſich ergeben mußten. Die Anführer wurden theils am Leben, theils mit Verbannung beſtraft; er aber erbaute eine feſte Burg zwiſchen dem Rheine und der Moſel, wodurch er die Widerſpenſtigen im Zaume hielt.

Die geſchreckten Bürger mußten vor der Hand der Gewalt weichen; als aber nach Heinrichs Tode das Erzſtift von neuem durch zwieſpaltige Wahlen zerriſſen wurde, ergriffen ſie wieder die Waffen, und der Erzbiſchof Diether mußte ſie noch einmal belagern, um ſie zu einer gänzlichen Unterwürfigkeit zu bringen. Die Bürger erkannten nun die Oberherrſchaft der Erzbiſchöfe an, behielten aber ihre vorige Stadtverfaſſung und das Recht der Landſtandſchaft. Sie wählten ſich, wie zuvor, ihren Stadtrath und ihre Bürgermeiſter. Sie theilten ſich in Zünfte und Rotten, und zogen ſo unter ihren Hauptleuten in das Feld, wenn irgend ein Feind die Stadt bedrohte.

Bei einem ſo anhaltenden Zwieſpalt und bürgerlichen Kriege hätte man glauben ſollen, daß das Erzſtift gänzlich zerriſſen und eine Beute ſeiner Feinde geworden wäre; allein es wurde während dieſer Zeit nicht nur erhalten, ſondern noch vermehrt und geſtärkt. Der beſtändige Kampf und die Ränke der Wahlen brachten Männer von Geiſt und Kraft auf den erzbiſchöflichen Stuhl, und dieſe zeigten ſich, wie die Regenten aller Wahl- und Freiſtaaten, eben ſo ſtaatsklug in Geſchäften, als tapfer im Kriege. Poppo, Adalbert, Hillin, Arnold, Heinrich und Diether waren Fürſten, wie die Siegfriede und Adolphe von

Mainz, welche mit Waffen und Friedensſchlüſſen wechſelten, um ihre Herrſchaft zu erweitern.

Während dieſer Zeit der bürgerlichen Kriege hatte kein auswärtiges Fürſtenhaus einen größern Einfluß auf die Stadt und das Domkapitel, als das der Luxemburger. Mehrmalen mußten die Erzbiſchöfe ihre Waffen gegen ſie ergreifen, und ſie aus ihren Ländern vertreiben; aber bei jeder neuen Biſchofswahl herrſchten ſie wieder mit verſtärkter Kraft in der Stadt und in dem Lande. Nach langen Unruhen und zwieſpaltigen Wahlen gelang es endlich 1307 denſelben, einen Fürſten aus ihrem eigenen Hauſe auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu erheben, und dieſer war Balduin, welchen ſein Freund Peter von Aichſpalt dem kranken Pabſte empfohlen hatte.[1] Liſtig und geſchmeidig in Unterhandlungen, aber kühn und tapfer in den Fehden; ſtolz und gebieteriſch gegen ſeine Feinde, aber großmüthig und belohnend gegen die, welche ihm wohlwollten; ſparſam und pünktlich in ſeiner Verwaltung, aber prächtig und freigebig an ſeinem Hofe, hat er die meiſten geiſtlichen Staaten am Rheine unter ſeine Herrſchaft gebracht, und ſie ihren Feinden und Nachbarn fürchterlich gemacht.

Balduin zeichnete gleich den Anfang ſeiner Regierung dadurch aus, daß er derſelben Gehorſam und Ehrfurcht zu verſchaffen wußte. Der Adel war damals noch im Beſitze wichtiger Vorrechte; und die Städte, durch den rheiniſchen Bund geſtärkt und kühn gemacht, ſtrebten nach einer gänzlichen Unabhängigkeit. Dieſer Geiſt des Widerſpruchs war um ſo mehr in dem Erzſtifte von Trier zu

1. Siehe die Geſchichte von Mainz.

befürchten, als dort die Kurfürsten durch Landstände beschränkt waren. Die Erzbischöfe hatten sich zwar viele Städte und reiche Herrschaften erworben; allein erstere behaupteten, durch ihre Mitschwestern am Rheine auferweckt, ihre alten Freiheiten, und in letztern der Adel seine alten Vorrechte und Würde. Mit diesen vereinigten sich das Domkapitel und die Aebte der reichen Klöster, und so bildeten sich neben der Landeshoheit auch Landstände, ohne deren Bewilligung und Zuthun keine Veränderung in der Landesverfassung gemacht, keine Veräußerungen oder Vertauschungen unternommen, und keine neue Abgaben angelegt werden konnten. Die Landstände waren zusammengesetzt aus dem Domkapitel und dem Adel des Erzstiftes, aus den Aebten von St. Maximin, von Lag, von St. Märgen, St. Martin, von Sayn und Himmerode; aus den Dechanten der Stifter von St. Florin, St. Paulin, St. Simeon, St. Castor in Coblenz und Carden, Münster-Maienfeld, Pfalzel und Tollei, aus den Landdechanten von Trier, Kylberg, Pisport, Zell, Perl, Merzig, Wittlig, Ditkirchen, Engers, Ochtendonk und Boppart; endlich aus den Deputirten der Städte Trier, Coblenz, Boppart, Wesel, Zell, Cochem, Montabauer, Limburg, Bernkastell, Witlich, Münster-Majenfeld, Majen, Saarburg und Pfalzel.

Diese Städte hatten alle ihre eigene Verwaltung durch Bürgermeister, Schultheisen und einen Rath. Trier, Coblenz, Wesel, Boppart und Limburg wählten sich selbst ihre Obrigkeiten; sie führten Krieg mit ihren Nachbarn und selbst mit ihren Kurfürsten. Sie wurden

ſogar eine Zeitlang als freie Reichsſtädte angeſehen. Cochem, Münſter-Maienfeld, Wittlich und Zell hatten wenigſtens eine freie Munizipalverfaſſung, und Bernkaſtel, Saarburg, Pfalzel und Montabauer waren aus Feſtungen und Burgen hervorgegangen, worin die Adlichen und Burgmänner immer einen wichtigen Einfluß behaupteten. Man müßte wieder in der ſchon beſondern Geſchichte dieſes Erzſtiftes eine beſondere Geſchichte der Städte ſchreiben, um die einzelnen Begebenheiten dieſer kleinen Republiken und ihr Streben nach Freiheit gehörig darzuſtellen.

Aus dieſer Schilderung der trieriſchen Landſtände und ihrer Vorrechte ſiehet man, daß Balduin eine ſchwere Aufgabe hatte, wenn er ſeine Herrſchaften behaupten wollte; allein ſeine Klugheit und ſtarker Geiſt überwand alle Hinderniſſe. Da er befürchten mußte, daß Trier, als die Hauptſtadt ſeines Erzſtiftes, das Herz ſeiner Macht ſchwächen könnte, wenn es ſich ſeinen Anſtalten widerſpenſtig zeigte, ſo ſchreckte er deſſen muthige Bürger zuerſt durch ſein Waffenglück; dann gewann er ſie durch verſchiedene Vorrechte und Begünſtigungen, welche er ihnen entweder ſelbſt gab, oder bei den Kaiſern erwirkte.[1] Die Städte Weſel und Boppart hielt er, wie wir gehört haben, mit gewaffneter Hand im Zaume, und die Vogtei über Limburg ließ er ſich von dem Grafen von Iſenburg abtreten. Da er an Mainz und Boppart ein abſchreckendes Beiſpiel von Beſtrafung gegeben hatte, blieben die alten Städte ſeines Erzſtiftes in Ruhe, und nahmen ſeine Geſetze um ſo williger an, als ſie weiſe

1. z. B. die Zoll- und Metzgerechtigkeiten ꝛc.

waren; und er ſie mit gleichem Muthe gegen Räubereien und Fauſtrecht ſchützte.

Die Adelichen ſahen dieſe Demüthigung der Städte anfänglich mit Wohlgefallen an, weil ſie deren Freiheiten und Bündniſſe haßten; da aber Balduins Macht dadurch täglich größer und fürchterlicher geworden war, ſo ergriffen ſie endlich ſelbſt die Waffen, um dieſe zu beſchränken. Die Edlen von Elz, von Ehrenberg, von Waldeck und von Schöneck ſtellten ſich an die Spitze der trieriſchen Ritterſchaft. Sie verſammelten um ſich her ihre reiſigen Knechte, befeſtigten ihre Schlöſſer und Burgen, und wollten einem Kurfürſten trotzen, welcher bereits ſein Anſehen am ganzen Rhein befeſtigt hatte. Bei dem erſten Ausbruche ihres Aufſtandes rückte ihnen Balduin ſogleich mit ſeinen marſchfertigen Truppen entgegen, nahm ihnen ihre Schlöſſer weg, und bauete ihnen zum Trotz die Veſten Wildenau und Baldenelz, welches letztere ſeinen Nahmen erhielt.

Während der muthige Kurfürſt ſeine inneren Feinde bekämpft und gedemüthigt hatte, ließ er ſeine ſiegreichen Waffen die äußeren fühlen. Die Pfalzgrafen, die Grafen von Sponheim, von Wied, von Sayn, von Weſterburg und von Iſenburg beneideten ſeine Größe und ſein Glück. Sie fielen öfters ſeine Länder und Unterthanen an, und erſtere rüſteten ſich, um ihn mit geſammter Macht zu bekriegen. Balduin war aber zu vorſichtig und bereitet, als daß er erſt den Angriff hätte abwarten ſollen. Er rückte vielmehr mit ſeinen rüſtigen Truppen in ihre eignen Länder ein, ſchreckte Kreuznach, Sprendlingen, Spanheim und andere Ortſchaften mit bewaffneter Hand, und würde in ſeinen Siegen und Er-

oberungen noch weiter gegangen seyn, wenn ihn nicht seine Nichte, die Gräfin von Spanheim, zurückgehalten hätte.[1] Besänftigt durch deren Bitte zog er von dem Schlosse Kastelaun weg, und wandte seine Waffen auf das rechte Rheinufer, wo die Grafen Reiner und Johann von Westerburg seine Länder und den Fluß unsicher gemacht hatten. Er nahm ihnen ihre Burgen weg, zerstörte einige, und ließ ihnen zum Trotz neue Festungen bauen, welche, wie Baldenelz, von seinem Nahmen Baldenstein und Baldeneck genannt wurden.

Die herrlichen Thaten machten ihn am ganzen Rheine herab geehrt und gefürchtet. Die Hochstifter von Mainz, von Cölln, von Speier, von Straßburg und von Metz suchten um seinen Schutz nach, und die Kapitel von Mainz, Speier und Worms wählten ihn zum Verwalter ihrer Hochstifter; er aber seinen Bruder Heinrich VII. zum römischen Kaiser. Ich habe es bereits in der Geschichte von Mainz angeführt, mit welcher Klugheit und Kühnheit er die Geschäfte des Reichs und des Mainzer Erzstiftes verwaltet habe; jetzt da er die Macht seines Hauses und seiner Staaten befestigt hatte, wollte er auch den Frieden durch Gesetze erhalten. Auf dem Königsstuhle zu Rense gründete er den Kurverein, aus welchem hernach die goldene Bulle als ein allgemeines Reichsgesetz hervorgegangen ist. Er befestigte seine Burgen, und ließ deren neue anlegen, wovon mehrere, wie wir gehört haben, seinen Nahmen trugen. Zu Coblenz bauete er eine Brücke über die Mosel, und Ehrenbreitstein stärkte er durch neue Bollwerke. Den Adel des Erzstiftes wußte er durch Waffen, die Bürger durch Gesetze in Ordnung zu halten. Selbst

1. Siehe voriges Buch, die Geschichte von Spanheim.

auf hohen Schulen gebildet, ließ er für seine Staaten ein Gesetzbuch verfertigen, wornach gerichtet werden sollte. »Die vorzüglichste Tugend,« sagte er im Eingange, »ist »die Gerechtigkeit, welche jedem das Seinige zutheilt, »die Verbrechen zurückhält, die Fehler verbessert, und »selbst zu neuen Tugenden entflammt.« Er theilte sein Gebiet in Aemter und Gerichte ein, und vermehrte es theils durch Waffen, theils durch Verträge mit neuen Schlössern und Distrikten Die Aemter waren überhaupt längs der Mosel und dem Rheine hin in das obere und untere Erzstift eingetheilt. Zum erstern gehörten die Aemter Pfalzel, St. Maximin, Pauliner Probstei, Saarburg, Grünberg, St. Wendel, Schmidburg, Wittlich, Hunoldstein, Baldenau, Welschbilig, Kylburg, Schönecken, Schönberg, Hillesheim, Dhaun, Manderscheid, Ulmen, Cochem, Zell und Baldeneck; zum letztern Ehrenbreitstein mit Coblenz, Amt Bergpflege, Engers, Vallendar, Grenzau, Hersberg, Hammerstein, Mayen, Münstermayenfeld, Boppart, Welmich oder Wesel, Montabauer, Limburg und Camberg. Ueber alle seine Einkünfte, Lehen und Gerechtsame ließ er sich ein genaues mit den Urkunden belegtes Verzeichniß machen, wovon er ein Exemplar dem Domkapitel, ein anderes seiner Kammer mittheilte, und ein drittes für sich selbst in seinem Kabinette hielt.[1] Obwohl seine Regierung sich mehr durch fürstliche Verhandlungen und Fehden, als geistliche Verrichtungen ausgezeichnet, so war er doch auch für eine bessere Verfassung seiner Diözese und einen würdigen Gottesdienst besorgt. Von dem Pabste ließ er sich

1. Viele davon waren noch von seiner eigenen Hand geschrieben im Archive von Trier.

viele Vorrechte, von dem Kaiſer viele Güter für ſeine Kirche geben. Er erließ mehrere Verordnungen über die Sitten der Kleriſei, und eine neue Agende über den Gottesdienſt und die jährlichen Diözeſanſeſte. Durch dieſe kluge Verwaltung hatte er die trieriſchen Länder um ein Drittheil, ſeine Einkünfte um die Hälfte vermehrt. Ordnung und Pracht herrſchten an ſeinem Hofe; Feſtungen und Truppen ſchützten ſeine Staaten; Thätigkeit und Pünktlichkeit belebten ſeine Beamten, und ſein Name wurde an dem ganzen Rheinſtrome geehrt oder gefürchtet. In ſeine Fußſtapfen trat Kuno von Falkenſtein, welchen ſein Nachfolger Bremund zu ſeinem Koadjutor, und folglich zum künftigen Erzbiſchof und Kurfürſten, gewählt hatte.

Wie Balduin zeitlich Kurfürſt von Trier und Verwalter der Hochſtifter von Mainz, Speier und Straßburg war, ſo regierte Kuno die drei geiſtlichen Kurthümer Mainz, Trier und Cölln faſt zu gleicher Zeit. Der ganze Rhein von Speier bis nach Holland ſchien ſeiner Herrſchaft und ſeinen Waffen unterworfen zu ſeyn. Ehe er Erzbiſchof von Trier geworden war, hatten ihn die Domherren von Mainz zum Verwalter ihres Erzſtiftes gewählt. Auf dieſer Stelle zeigte er ſchon alle die großen Eigenſchaften, wodurch er hernach ſo fürchterlich wurde. Durch kluge Sparſamkeit tilgte er die Schuldenlaſt, wodurch der Mainzer Kurſtaat bedrückt wurde. Er bekriegte die Landgrafen von Thüringen und Heſſen, welche die Mainzer Länder angefallen hatten, und zwang letztern zu Entrichtung von tauſend Mark jährlichen Tributs. Als der Pabſt dem gebannten Erzbiſchofe Heinrich, Gerlachen von Naſſau entgegengeſetzt hatte, vertheidigte er nicht nur des erſtern Rechte, ſondern er fiel mit gewaffneter Hand ſelbſt

in die naſſauiſchen Länder ein, und verwüſtete deren Feſtungen und Städte.

So berühmt und fürchterlich hatte ſich Kuno gemacht, als er ſeinem Gegner Gerlach, durch Vermittelung Kaiſer Karls IV., das Mainziſche Kurthum überließ, um die Verwaltung des Trieriſchen zu übernehmen. Das erſte Unternehmen ſeiner Regierung war, daß er, wie ſein großer Vorfahr Balduin, den Raubadel und die rebelliſchen Bürger bändigte. Mit Hülfe des Herzogs von Luxemburg bekriegte und beſtrafte er einen Ritter, welcher die ganze Gegend mit einem Haufen zaumloſer Buben unſicher machte. Die Bürger von Trier mußten ihm, vermöge eines kaiſerlichen Machtſpruchs, jährlich 3000 Pfund Heller entrichten. Er zwang die Grafen von Wied und von Iſenburg, daß ſie ihm Driesdorf und Engers überlaſſen mußten, und legte allda Feſtungen an, wovon letztere ſeinen Namen Kunoengers trug. In Limburg erwarb er ſich zuerſt das Stadtvogteirecht, dann die Herrſchaft ſelbſt. Kaiſer Karl IV. gab ihm den gänzlichen Beſitz der wichtigen Feſtung Hammerſtein; und König Wenzel, als Herzog von Luxemburg, die Herrſchaft Schönecken. Die Domherren von Cölln wählten ihn, wie jene von Mainz, zum Adminiſtrator ihres Erzſtiftes, und er wußte es gegen innere und äußere Feinde zu ſtärken und zu ſchirmen. Da ſein Alter nicht mehr zuließ, ſeine Länder mit eigner Kraft zu verwalten, gab er ſich ſeinen Vetter Werner zum Koadjutor, und ſtarb auf dem Schloſſe Kunoburg, ober Welmich, welches er ſelbſt erbauet hatte.

1. Siehe die Geſchichte von Kur-Maint.
2. Siehe die Geſchichte von Kur-Cölln.

In dem ſchauerlichen Rheinthale unterhalb St. Goar, ſieht man die Trümmer dieſer Burg. Sie ſtehen noch, und trotzen der Zeit, wie das Andenken ihres Erbauers, des großen Kuno. Von ihm ſagt die Limburger Chronik: »Es war Herr Kuno ein herrlicher ſtarker Mann, wohl» gestalt von Leib und groß von allen Gliedern. Er hatte »ein groß Haupt, mit einem ſträubigen weiten und brau» nen Haar; ein breites Angeſicht mit pauſenden Backen, »einen ſcharfen männlichen Blick, einen beſcheidenen Mund, »die Lippen gewiſſermaßen dick, die Naſe breit mit geron» neten Naſenlöchern, ſie war in der Mitte eingedrückt, »mit einem großen Kinn und einer hohen Stirne. Er »hatte auch eine breite Bruſt, und ſtand auf ſeinen Bei» nen wie ein Löwe. Er hatte gütliche Gebehrden gegen »ſeine Freunde und jeden ſeiner Unterthanen; wenn er »aber zornig wurde, dann ſchlotterten und pauſeten ihm »die Backen, und das ſtand ihm weislich und herrlich »wohl an, wie Meiſter Ariſtoteles ſpricht:

»Wer nicht zuweilen zürnen kann,
»Der iſt ein Narr, kein weiſer Mann.«

Die Regierung der Erzbiſchöfe Balduin und Kuno iſt eigentlich der Zeitpunkt in der trieriſchen Geſchichte, wo das Gebiet des Erzſtiftes und Kurthums auch auf der rechten Rheinſeite ausgebreitet wurde, wir müſſen daher zuvor jene des Lahn- und Engersgaues berühren, und des Urſprungs oder der Thaten der Fürſtenhäuſer und Städte gedenken, welche ſich dort angeſiedelt haben, und entwe» der des Erzſtiftes Freunde oder Feinde waren.

Geſchichte von Iſenburg, Wied und Limburg.

Unter dem herrlichen Ehrenbreitſtein erweitert ſich allgemach der bisher geengte Bergſchlund des Rheins bis gen Andernach faſt zu einer fruchtbaren, freundlichen Ebene, welche man auf dem linken Ufer ehemals das Maienfeld, auf dem rechten den Engersgau nannte. Erſteres erhielt wahrſcheinlich den Nahmen von den alten Maifeldern oder National-Verſammlungen; ob letzterer den ſeinigen von dem Hauptorte Engers, oder dieſer den ſeinen von ihm erhalten habe, kann man nicht darthun. nach der gemeinen teutſchen Gau-Benennung ſollte er von dem Flüßchen Wied, welches ihn durchſtrömt, der Wiedgau geheißen haben; wenigſtens nannten ſich ſeine künftigen Stamm-Dynaſten die Grafen von Wied; allein wir finden in den Urkunden mehrere Gauen, welche nicht gerade von Flüſſen und Gebirgen, ſondern von Städten oder andern Gegenſtänden ihre Nahmen erhalten haben; ſo mag es auch hier gegangen ſeyn.

Das Maienfeld iſt von Coblenz bis Andernach ein ſchönes fruchtbares Thal von der untern Moſel durchſtrömt und zu allen Anpflanzungen tauglich. Der ihm gegenüber gelegene Engersgau iſt längs dem Rheine hin nicht minder ergiebig; aber wo ſich gegen Norden hin die Berge erheben, gleicht er ſeinem Nachbarn dem Haynrich. Er iſt mit Wäldern bedeckt. Aus ſeinen Schachten gräbt man Eiſen und Steinkohlen. Der letzte Graf, welchen wir von dem ſaliſchen Geſchlechte in dem Engersgaue antreffen, war Otto von Hammerſtein, woraus man ſchließen könnte, daß dieſe mächtige Familie auch hier das

Grafenamt verwaltet habe. Als deſſen Söhnlein im Jahr 1036 verſtorben waren, erſchienen die Grafen von Wied, von Iſenburg und von Sayn in dem Engersgaue. Die Erſteren ſetzten ihr Stammſchloß an die Wiedbach, wovon ſie auch den Nahmen führen; die Zweiten haben ihren Sitz Iſenburg oder Eiſenburg auf einen felſigen Hügel gegründet, welcher mit hohen Waldungen umgeben, Eiſen in ſeinem Schooße trägt; die letztern aber ihren an der Saynbach mit gleichem Nahmen. Von dieſen Grafen kommen ſchon in den erſten Turnieren, alſo gegen das Jahr 958, ein Johann von Eiſenburg und ein Schweigart von Sayn vor. Ob ihre Ahnen das Grafenamt im Engersgaue verwaltet haben, läßt ſich aus den Urkunden nicht wohl darthun, daß ſie aber anſehnliche Dynaſten müſſen geweſen ſeyn, ergiebt ſich aus ihren künftigen Würden und Beſitzungen.

Stammtafel der alten Grafen von Sayn.

N. Graf von Sayn.

N. Graf von Sayn.

Gerhard, Probſt zu Bonn, 1136 — 1160.

Ida, Gemahlin Grafen Gerhards von Jülich, 1131 — 1134.

Eberhard I. 1145—1189.

Heinrich I. 1152—1202.

Bruno IV., Erzbiſchof von Cölln, 1205 — † 1208.

Gerlach, Probſt zu St. Gereon, 1215.

Eberhard II. 1200.

Heinrich II. † 1246, letzter Graf des alten Stammes.

Adelheid, Gemahlin Grafen Johannes I. von Spanheim. (Siehe die Spanheimiſche Stammtafel.)

Heinrich III. 1202.

Eberhard III. Heermeiſter in Preußen, † 1258.

Der erſte Graf von Iſenburg, welchen wir mit Gewißheit nennen können, iſt Rheinbold oder Rheinhold I. Er kommt vom Jahre 1075 bis zu dem Jahre 1119 in den Urkunden vor. Seine Söhne oder Enkel waren Gerlach I. welcher eine von den ſieben Gräfinnen von Arnſtein heirathete, und durch ſie deren reiche Erbſchaft an ſein Haus brachte, Rheinbold II., deſſen Sohn gleichen Nahmens, nach den Arnſteinern das Grafenamt im Hainrich verwaltete, und Siegfried, welcher für den Stammvater derer von Weſterburg gehalten wird, und deſſen Nachkommen, Henrich und Dietrich, die Linien von Weſterburg und Runkel gegründet haben ſollen.

Gerlachs I. Sohn, Gerlach II., ehelichte die Erbin von Covern, und erhielt dadurch ſeinem Stamme eine Zeitlang deren Güter und Herrſchaften jenſeits des Rheins. Sein anderer Sohn, Bruno, aber brachte durch ſeine Vermählung mit der Tochter des letzten Grafen von Wied Dietrichs den größten Theil dieſer Grafſchaft auf ſeine Nachkommen. Einige Geſchichtsforſcher wollen die Grafen von Wied von einem gewiſſen Wido, welcher im Jahr 800 in der Geſchichte vorkömmt, abſtammen laſſen; auch wird noch vom Jahre 809 ein gewiſſer Widianus genannt; aber die Nahmen Wido oder Guido kommen auch bei andern Geſchlechtern vor. Ich ſehe auch nicht ein, warum die Alterthumsforſcher ſich ſo oft mit hergeriſſenen Nahmen quälen, wo die Natur der Dinge einen deutlichen Fingerzeig gibt. Die Grafen von Wied leiten, wo nicht ihren Urſprung, doch gewiß ihre Nahmen von der den Engersgau durchſtrömenden Wiedbach her, an welchem ſie ihr Stammhaus erbauet haben. Mettfried, Reichwein oder Richwin und Diether, welche vom Jahr 1093 bis 1112 in der Geſchichte vor-

kommen, sind wohl die ersten Grafen dieses alten Geschlechts, die wir mit Gewißheit nennen können. Richwin hatte auch einige Herrschaften jenseits des Rheins an der Mosel besessen, woher er sich einen Herrn von Kempenich nannte. Mettfried war mit Osterlinden, einer vermuthlichen Base Heinrichs des Löwen, vermählt. Von ihnen stammen Arnold, der Erzbischof von Cölln, Ludwig und Lambert; welcher letztere von seiner Gemahlin oder Mutter Nurenburg oder Neurenburg erbte. Seine Enkelin Mathilde, eine Wittwe Heinrichs von Sayn, hat, wie Mathilde von Este die römische, so die kölnische Kirche mit ihrem Erbe beschenkt. Sie hinterließ dem Erzstifte im Jahre 1275 den ganzen Antheil ihrer Grafschaft, welcher Altwied genannt wurde, und die Schlösser und Ortschaften Altwied, Linz, Wiedbeyn, Neuenstadt, Aspach und andere umfaßte. Dem gemäß blieb also nur noch der Dietrichische oder Neuwiedsche Zweig übrig, aber auch dieser starb im Jahre mit Dietrich III. aus, und seine Herrschaften kamen gegen das Jahr 1190 durch seine Tochter größtentheils an Bruno von Isenburg, welcher sie geheirathet hatte.

Durch diesen Anwachs von neuen Ländern und Herrschaften wurde jetzt der Isenburgische Stamm in zwei Zweige getheilt, nämlich den Gerlachischen oder Alt-Isenburgischen und den Brunoischen und jetzt Isenburg-Wiedischen. Von ersterem erhielt Friedrich I. Covern, Heinrich II. durch seine Gemahlin Ahrenfels und Gerlach IV. Limburg. Der erstere Zweig ist mit der Gräfin Kunigunde ausgestorben, deren Gemahl Johann Graf von Sayn Covern im Jahre 1347 an Balduin von Trier verkaufte. Von der ahren-

felsischen Linie heirathete Lother oder Ludwig Heilwigen von Büdingen, und erhielt dadurch deren Länder am Maine und in der Wetterau. Seine Nachkommen stifteten demnach die altgrenzgauische und büdingische Linien; wovon die erstere im Jahr 1429 mit Philipp II. ausstarb; die letztere aber bis auf unsere Zeiten am Main ihre Herrschaften hat. Der limburgische Zweig hat seine Rechte auf Limburg, wie der Coverneische, an die Erzbischöfe von Trier, Baldwin und Kuno, übertragen, und ging im Jahre 1408 mit Gerlach VII. ab; der brunwische Zweig herrschte also noch allein an dem Rheine.

Nachdem Bruno II. die wiedischen Länder durch seine Mutter ererbt hatte, theilte er mit seinem Bruder Dietrich die elterliche Verlassenschaft also, daß er die Grafschaft Neuwied, sein Bruder aber die altisenburgischen oder jetzt neugrenzgauischen Herrschaften erhielt. Der ersteren Enkelin, Constantia, brachte nach dem Tode ihres Vaters Johann dessen Länder im Jahre 1434 an Dietrich von Runkel, und man nannte deren Nachkommen die Grafen von Neuwied oder Wied-Runkel. Dietrichs Enkel, welche meistens den Nahmen Salentin trugen, nannten ihren Stamm den Salentinischen oder neugrenzgauischen. Als dieser im Jahr 1664 abstarb, fiel ein großer Theil seiner Güter an die Grafen von Wied-Runkel. Der büdingische Zweig hat sich aber bis auf unsere Zeiten unter dem Nahmen von Isenburg an dem Maine erhalten.

Dieses isenburgisch-wied-runkelsche Geschlecht herrschte also gegen das eilfte und zwölfte Jahrhundert mächtig im Haynrich, im Engers- und Lahngaue. Es hat den Erz-

ſtiftern von Mainz, Trier und Cölln kräftige Fürſten gegeben, oder ſelbige bekriegt. Wir haben bereits in der Geſchichte von Mainz die Thaten Diethers, und in jener von Trier die Thaten Arnolds von Iſenburg angegeben. In der Geſchichte von Cölln erſcheinen Arnold, Hermann und Friedrich von Wied, Siegfried von Weſterburg und Salentin von Iſenburg als wackere Fürſten. Die weltlichen Grafen dieſes Stammes haben es mit mächtigen Fürſten und Herren aufgenommen, und den rheiniſchen Städten Furcht eingeflößt. Sie wurden aber tiefer in das Land hinein gedrückt, als die Erzbiſchöfe von Trier, zuerſt ihre geiſtliche dann ihre weltliche Herrſchaft, auch auf dem rechten Rheinufer feſtgründen wollten.

Schon gegen das ſechſte Jahrhundert nach Chriſti Geburt haben die heiligen Lubentius und Goar das Evangelium am Rhein, der Lahn und der Wied gepredigt, und dadurch das geiſtliche Gebiet des Erzſtiftes von Trier im Haynrich, Lahngau und Engersgau verbreitet. Goar errichtete, wie wir bereits angeführt haben, den Sitz ſeines Apoſtolats bei dem Strudel am Rhein, wo er noch ſeinen Nahmen trägt; Lubentius aber ſeinen entweder in dem alten Haine zu Dietkirchen oder bei dem alten Gaumale, welchem er, der heiligen Jungfrau zu Ehren, den Nahmen Marienfels gab. Indeß hatte dieſe geiſtliche Gerichtsbarkeit noch keine weltliche begründen können. Es wird zwar in den Urkunden angeführt, daß Kaiſer Konrad II. der Kirche von Trier die Grafſchaft von Marienfels geſchenkt, und Heinrich III. im Jahre 1039 dieſe Schenkung beſtätigt habe. Vermuthlich aber gründen ſich dieſe Gunſtbriefe auf die früheren Schenkungen Kaiſer Konrads I., welcher die der trieri-

ſchen Diözeſangewalt unterworfene Kirche zu Weilburg geſtiftet hat. So lange das Haus von Arnſtein das Grafenamt in dem Haynrich verwaltete, blieb es auch im Beſitze der gangräflichen Rechte. Erſt nachdem mit Ludwig III. dieſes alte Geſchlecht ausgeſtorben, und ihr Stammſchloß in eine Kirche verwandelt war, erhob ſich auch die weltliche Gewalt der trieriſchen Erzbiſchöfe in dieſen Gauen. Hillin hatte ſich ſchon durch Tauſch das Lehenrecht über das Stammſchloß der Grafen von Naſſau erworben. Seine Nachfolger Arnold I. und Heinrich II. erhoben ſich als Lehenherren über die arnſteiniſchen Güter, welche denen von Iſenburg und Katzenellnbogen zugefallen waren; Boemund I. erbaute das Schloß Montabaner oder vielmehr Monstabor, nachdem er von den Kreuzzügen zurückkam, im orientaliſchen Stile: vorzüglich aber verbreiteten Balduin und Kuno ihre Herrſchaft auf dem rechten Rheinufer, als ſie von dem limburgiſchen Zweige der Iſenburger die Vogteirechte in dieſer Stadt erhalten hatten. Gegen ſie nun kämpften die Grafen und Herren aus dem alten iſenburg-wiediſchen Geſchlechte, die von Grenſau, von Weſterburg, von Schadeck und von Engers.

Unter ihnen zeichneten ſich zu der Zeit vorzüglich Rheinhard und Johann von Weſterburg ſowohl durch Kühnheit als liſtige Ueberfälle aus. Erſterer war, wie die Limburger Chronik ſagt, ein kluger Ritter, keck und hurtig von Leib, Stimme und Geſtalt. Er wußte ſich des Schloſſes Grenſau wieder durch Liſt zu bemächtigen, welches ihnen Balduin zuvor abgenommen hatte. Da der Kurfürſt gerade zu der Zeit abweſend, und mit dem Kaiſer Ludwig in keinem guten Vernehmen war, neckte er von dieſer Burg herab die Bewohner des Erzſtiftes und vorzüglich die von Coblenz durch Streifzüge und Hinweg-

nahme ihrer Schiffe und Waaren auf dem Rheine. Die Burger, durch ihre vorigen Kriege schon in Waffen geübt, konnten diese Anfälle nicht länger ertragen. Sie vereinigten sich also den 20. April 1347 unter ihren Hauptleuten, und zogen mit Fahnen und Geschütz gen Grensau, um den Grafen für seine Räubereien zu züchtigen. Dieser aber hatte nicht sobald durch heimliche Kundschaft Nachricht erhalten, daß die Coblenzer ihn belagern wollten, als er sich mit seinen Rittern und Reisigen in einen Hinterhalt legte, um sie unbemerkt zu überfallen. Die Coblenzer dachten an nichts weniger, als daß Rheinhard schon gegen sie gerüstet sey. Sie zogen gutes Muths, noch ohne Ordnung einzeln und zerstreut mit umgekehrten Waffen den Berg vor Vallendar hinauf, als plötzlich der Graf mit seinen Rittern aus dem Gebüsche hervorgesprengt kam, über sie herfiel, und ihnen eine so blutige Schlacht lieferte, daß über hundertundzweiundsiebenzig auf dem Platze blieben, ohne die, welche auf dem Rückzuge umgekommen waren.

Indeß kamen die Bürger von Andernach angezogen, um die Coblenzer zu unterstützen. Da aber Rheinhard diese schon geschlagen hatte, rückte er auch gegen jene vor, welche nicht so stark waren, und trieb sie bis unter ihre Stadt zurück. Bei Unkel kam es zu einem neuen Treffen, wo der Graf auch die von Andernach überwunden hat. In beiden Städten wurde zum Andenken der Erschlagenen jährlich eine Seelenmesse gehalten, und die Coblenzer rühmten noch lange an diesem Tage die Patrioten, welche so tapfer für ihr Vaterland gestritten hatten. Es scheint, daß Rheinhard wegen dieses Friedensbruches vor ein Rittergericht nach Limburg beschieden wurde. Er erschien auch daselbst, aber von seinen Reisigen begleitet,

welche vor der Stadt lagen, und sich zu jeder Stunde um sein Befinden erkundigten. Die Bürger von Limburg waren daher unter Waffen getreten, um Gewalt mit Gewalt abzuhalten. Als nun unser Herr von Limburg, sagt die Chronik, zu Gerichte ging, trug man ihm einen Scepterstab vor, und er hatte einen Mantel um, violenfarbig und gefüttert mit kleinem Spalt von köstlichem Gefrinze, gleich wie die Könige pflegen zu gehen. Ihm folgte seine Mannschaft Paar und Paar, und die Edelleute, welche zu der Zeit Burgrecht hatten. Da aber die Richter selbst Ritter waren, und Rheinhard seine Reisigen zur Unterstützung hatte, wurde er frei gesprochen.

Ein so parteiisches Urtheil war nicht fähig, den kriegslustigen Grafen von fernern Unternehmungen gegen das Erzstift von Trier und seine Nachbarn abzuhalten. So lange er noch von den festen Burgen von Engers, Grensau und Isenburg die Gegenden des Rheins und die Schiffahrt auf dem Flusse belästigen konnte, setzte er seine Fehden fort, und er schien jetzt um so mächtiger, weil er zwei Siege gegen zwei volkreiche Städte erhalten hatte. Die Erzbischöfe von Trier, Balduin und Kuno, mußten daher zahlreiche Heere gegen ihn anrücken lassen, um ihn zu bändigen. Ersterer überfiel die Festung Grensau und zerstörte sie von Grund aus; letzterer nahm Engers ein, und bauete da ein neues Schloß, was er Kunoengers nannte. Da die Isenburger durch den Verlust dieser Festungen von dem Rheine verdrängt waren, zogen sie sich an die Lahn zurück, und Limburg wurde jetzt der Schauplatz des verwüstenden Krieges.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war auf der Höhe an der Lahn, wo jetzt die schöne Kirche zum heiligen Georg

ſteht, ſchon unter der fränkiſchen Monarchie eine feſte Burg angelegt, welche man Lindburg oder Limburg nannte. Als Graf Konrad der Kurzbold die Kirche geſtiftet hatte, ſiedelten ſich neben den alten Burgmännern und Einwohnern noch eine Menge anderer Leute hier an, welche der Wohlſtand des Stiftes und der Edlen herbei gezogen hatte. Der Weg, welcher von Frankfurt über die Lahn nach Cölln führt, machte den Ort zu einer Niederlage des Fuhrweſens und der Waaren zwiſchen beiden reichen Handelsſtädten. Das dadurch vermehrte Verkehr von Limburg lockte viele edlen Geſchlechter in ſeine Ringmauern, welche ſich Edelhöfe erbauten, und nach Abſterben des arnſteiniſchen Geſchlechtes unter der gräflichen Herrſchaft des limburgiſchen Zweiges von Iſenburg die Gemeinde verwalteten.

Nach dem ſchrecklichen Brande vom Jahre 1385, wodurch der größte Theil der Ritterwohnungen in Aſchenhaufen verwandelt wurde, zogen viele adlichen Familien aus der Stadt und baueten ſich auf dem freien Lande feſte Schlöſſer. Da nun der kriegeriſche Geiſt der Ritterſchaft ſich nicht mehr mit den friedlichen Gewerben der Bürger vertragen konnte, ſo bemeiſterten ſich dieſe nach und nach des Stadtregiments, und ließen es durch einen gewählten Rath und Bürgermeiſter verwalten. Indeß behielten die Herren von Limburg aus dem iſenburger Stamme ihre alten Vogteirechte, unter welchen die Stadtſchöffen zu Gericht ſaßen. So war die Verfaſſung der Stadt, als ſich die mächtigen Kurfürſten von Trier, Balduin und Kuno, in ihre Angelegenheiten miſchten, und ſelbſt von den Iſenburgern, limburgiſchen Zweiges, die Anwartſchaft auf ihre Gerichtsbarkeit zu erwerben wußten.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ein ſolcher Vorrang den beiden andern Zweigen dieſes alten Fürſtenhauſes, nämlich denen von Iſenburg und Weſterburg nicht gefallen konnte. Auch die Grafen von Diez machten von den Arnſteinern her noch Anſprüche auf die Stadt. Die Erzbiſchöfe von Trier mußten ſich daher beſtändig mit ihnen herumſchlagen, und ſie wurden von den Bürgern unterſtützt, welche ſo kriegeriſche Nachbarn befürchteten. Man kann es noch in der Limburger Chronik leſen, wie wacker die Limburger ihre Rechte, ſowohl gegen ihre Oberherren, als gegen ihre äußeren Feinde vertheidigt haben.

Schon im Jahr 1348 wurden ſie mit den Grafen von Diez in einen Krieg verwickelt, wodurch ſie dieſem mächtigen Hauſe ein Ende machten. Durchgängig wird Weikard, welcher in oben angeführter Urkunde des Biſchofs Azecho als Gaugraf vom Lahngau vorkömmt, für den Stifter der Grafen von Diez gehalten. Sein Enkel Emmerich oder Embricho baucte das Schloß gleiches Nahmens, und Gerhard I. eine Kirche dabei. Beide vermehrten die Einwohner zu einer Stadt. Letzterer und ſein Bruder Heinrich III. theilten ſich wieder in zwei Linien, nämlich die Dieziſche und Weilnauiſche. Den Ausgang des Stammes erzählt die Limburger Chronik alſo: Markolf Dadener, ein Bürger von Limburg, der ein herrlicher Mann war, wollte zu Langſcheid Tag leiſten, und nahm zu ſeinem Schutze einige ſeiner Geſellen und Söldner mit. Als ſie auf die Straße nach Neuendiez kamen, begegnete ihnen Arnold Dymar von Lorch, mit ſechs Knechten, welche an ſelbigem Tage bei dem Grafen von Diez zu Gaſt waren. Da dieſe zu der Zeit mit der Stadt Limburg in Feindſchaft ſtunden, fiel ſie Markolf

mit seinen Gesellen an, warf sie [illegible]oer, [illegible]b ließ dem Grafen von Diez sagen: daß er einen F[illegible]er gefangen habe, der heute mit ihm zu Mittag gef[illegible]st hätte.

Hierauf ließ der Graf Markolfen bitten, ihm den Gefangenen auszuliefern; als aber dieser mit seinen Gesellen gen Freyendiez gekommen war, hörten sie die Sturmglocke erschallen, und plötzlich rückte ihnen der junge Graf Gerhard mit Rittern und Knechten entgegen, um den Gefangenen mit Gewalt zu nehmen. Markolf fand sich vor der Hand nicht stark genug, um mit einem so mächtigen Haufen anzubinden; er schickte daher eilend zwei Söldner nach Limburg, um Hülfe zu fordern. Auf diese Nachricht ertönte die Sturmglocke. Die Bürger greifen zu den Waffen. Sie laufen dem Feinde entgegen, die nervigten Metzger voran. Der Streit beginnt. Die Knechte des gefangenen Ritters werden zusammengehauen. Man dringt in die Schaaren des Grafen, und er selbst wird so gefährlich verwundet, daß er bald seinen Geist aufgab.

Die Stadt mußte zwar diesen Streit mit 1000 Gulden und einem Sühnaltar in ihrer Kirche büßen, wo für die Seele des Gebliebenen gebetet wurde; allein die Blüthe des Dieziſchen Stammes war weggemähet. Bald nach seinem Tode wurde auch sein Bruder vom Ritter Friedrich von Dern erstochen, und nun ruhte das alte herrliche Geschlecht nur noch auf einem einzigen Zweige, seinem Sohne Gerhard VII. Dieser war, wie die Limburger Chronik weiter sagt, ein gar schöner Ritter von Gestalt und Angesicht und männlich von Thaten. Dazu hatte er ein so schönes Weib, wie keine zu der Zeit in allen Landen gefunden wurde. Sie war die Tochter des tapfern Reinhards von Westerburg, der die Coblenzer und Andernacher geschla-

gen hatte. Aber von diesem schönen Paare wollte kein männlicher Zweig ausgehen. Gerhard hinterließ nur zwei Töchter, wovon die ältere, Guta, an Adolph von Nassau-Dillenburg, die jüngere an einen von Wildenburg verheirathet war. Diesen ließ er sein Erbe von Kaiser Karl IV. sichern, und so kam der größere Theil davon, und sein Stammschloß Diez, an die von Nassau.

Der Untergang des Dieziſchen Zweiges der alten Lahngrafen ist schön und herrlich, wie der Untergang der Sonne nach einem Frühlingstage, aber jener des Weilnauiſchen wie das Vorübergehen einer Lufterscheinung; sie glänzet eine Zeitlang und verschwindet. Die von Diez haben nicht nur ihre alten Herrschaften rühmlich vertheidigt, sondern neue Schlösser und die Städte Kirchberg und Camberg erbauet. 1. Die von Weilnau aber lebten so unmännlich und liederlich, daß sie den größten Theil ihrer Güter verkaufen mußten, und zu dem Zustande gemeiner Ritter herabgesunken sind. Doch wir kommen zu der Geschichte von Limburg zurück.

Als die Erzbischöfe von Trier, Baldwin und Kuno, die Anwartschaft auf das Vogteirecht dieser Stadt erworben hatten, waren sie darauf bedacht, die Gegenden des Lahngaues, Hainrichs und Engersgaues gegen die Ueberfälle und Raubzüge der benachbarten Grafen zu schützen. Sie zerstörten nicht nur deren Schlösser, von welchen

1. Camberg war kaum erbauet; als es durch eine nächtliche Ueberrumpelung von denen von Weidorf mit einer gänzlichen Zerstörung bedroht wurde. Es wurde, wie Rom durch Gänse, so durch das Geschrei der Aexln erweckt, welche in seinem Zwinger lagen, und bei Annäherung der Feinde ein schreckliches Geschrei machten.

herab die Wege und Flüsse unsicher gemacht wurden, sondern verhüteten auch, daß deren neue errichtet wurden. Um diese Zeit bauete sich der Graf Philipp von Isenburg eine Feste, nahe bei Limburg, welche er seiner Gemahlin Margaretha zu Lieb, Gretenstein nannte. Er wollte ihr darin einen Wittwensitz befestigen; und da die Burg fertig war, hielt er ein großes Fest, und bewirthete darin seine Freunde und Ritter mit Imsen und gutem Wein. Er wähnte, wie die Chronik sagt, daß er sich allda wohl genistet habe, aber die Bürger von Limburg wollten einen so gefährlichen Nachbarn nicht in der Nähe ihrer Stadt haben, und setzten sich wider den Bau. Da kam Kuno von Falkenstein, der Beschirmer des Erzstiftes von Trier, mit einem beträchtlichen Haufen seiner Leute, und nahm zu sich die Bürger von Limburg, welche unter dem Geläute der Glocken 1800 Mann wohl bewaffnet gegen Gretenstein anrückten. Als sie vor die Festung kamen, legten sie sich sogleich zum Sturme an, aber die Ritter und Knechte, welche Philipp auf sein Haus genommen hatte, wehrten sich tapfer, und warfen Steine unter die, welche sich den Mauern genähert hatten. Kuno selbst wurde bei diesem Angriffe verwundet, und die Trierischen zurückgeschlagen.

Hierauf rannte ein Amtmann des Erzstiftes unter die Haufen, und sprach zu den Bürgern von Limburg: »Sie »sollten hervortreten, und sich zu einem neuen Sturme »anschicken;« ihm aber antwortete der Bürgermeister Boppe: »Wir sind darum hierher gekommen, daß wir »stürmen wollen; aber ihr dürft nicht gedenken, daß man »den Graben mit uns Limburgern allein ausfüllen werde. »Ritter und Knechte sollen zu uns treten, so wollen wir »uns vermengen, und nicht die Hintersten bleiben« Da

er trieriſche Amtmann und die Ritter dieſe Antwort hör-
en, wurden ſie faſt beſchämt. Sie fielen ſogleich mit den
Bürgern das Schloß an, und keiner gab dem andern
ach. Sie ſtürmten und obſiegten beide von der Stund
n, und gewannen Gretenſtein in einem halben Tage.

Dieſer Bürgermeiſter Boppe wußte die Freiheiten
einer Stadt nach der Hand mit eben ſo viel Muth gegen
Kuno ſelbſt, als gegen ihre Nachbarn zu vertheidigen.
Als dieſer mit dem Erzbiſchofe von Cölln und andern
Herren nach Limburg gekommen war, um kraft des erwor-
benen Vogteiamtes über einen von einem Bürger began-
genen Mord zu richten, wurden die Schöffen gefragt:
»Was ihrer Herrſchaft zu Limburg Recht und Freiheit
»wäre.« Auf dieſe ſchlüpfrige Frage baten ſie ſich Be-
denkzeit aus, und als ſie darob Rath gehalten hatten,
kamen ſie zurück, und Boppe ſprach gar herrlich: »Wir
»weiſen vor ein Recht, daß das Gericht unſeren Herrn
»und gnädiger Obrigkeit iſt über Hals und Haupt, jedoch
»daß die Herrn an keinen Bürger von Limburg greifen
»noch taſten ſollen; es haben dann die Schöffen zuvor
»erſt ausgewieſen und Recht geſprochen.« Als man ihm
hierauf noch mehrere verfängliche Fragen vorlegte, welchen
er mit eben ſo viel Muth als Klugheit ausgewichen war,
ſagte er endlich. »Wir Schöffen von Limburg weiſen und
»ſprechen kein Urtheil auf Gutdünken oder Willkühr: mehr
»kann ich nicht ſagen. Amen.« Da dieſe Fragen alſo
geſchehen und geendet waren, ſtanden die Fürſten, die
Grafen und Edelleute auf, und verwunderten ſich über
die große Vorſichtigkeit und Weisheit der Schöffen. Einer
ſahe den andern an, als wollte er ſagen: »Der Fuchs,
»den wir meinten zu fangen, iſt uns entſprungen.« Sie

bezeigten den Schöffen viele Ehre, und zogen ab. Davon, ſagt die Chronik, gedenkt Jung und Alt, und iſt unſern Kindern eine gute Mähre.

Bald darauf im Jahre 1358 kam an die Stadt die Warnung: daß die von Weſterburg, Reiffenberg und Katzenellnbogen ſie berennen wollten. Auf dieſe Nachricht machten ſich die Söldner mit einigen Bürgern des Nachts auf und ritten gen Blauenroth um die Feinde zu beobachten. Als die Weſterburger merkten, daß die Limburger auf ihrer Hut ſeyen, zogen ſie ſich eine Strecke zurück, und Graf Johann von Katzenellnbogen trennte ſich von ihnen, weil er nicht der Stadt Feind ſeyn wollte. Die übrigen warteten nur die künftige Nacht ab, um die Stadt zu überrumpeln. Da Eberhard der Wächter von dem Thurme herab bemerkte, daß ſie ſich bei eintretender Dunkelheit wieder der Stadt näherten, rief er dem Stadtſchultheiſen Hartung zu: »Ich ſehe die Feinde über »die Eule kommen.« Auf dieſe Meldung ließ der Schultheis die Sturmglocke ertönen. Die Bürger griffen zu den Waffen, und zogen zu der Hammerpforte hinaus dem Feinde entgegen. Sie waren kaum bis an den Galgenberg gekommen, als ſie die weſterburgiſchen Reiſigen gerüſtet, und zum Kampfe bereit fanden. Dieſer Anblick konnte ihren Muth nicht zurückhalten. Sie griffen ſelbige ſogleich an, und die Metzger hieben ſo kräftig in die Haufen ein, daß die Zäune umher von ihren Gewehren erklungen. Nach einem blutigen Gefechte trieben ſie die Feinde zurück. Viele von den Bürgern wurden verwundet, aber keiner blieb todt. Das wollte Gott, ſagt die Chronik, und unſer Patron der heilige Georg, der uns ferner Beiſtand thun wolle. Der tapfere Schultheiß Hartung hatte bei dieſem Ueberfalle alles gethan, was man

von einem guten Bürger und klugen Anführer erwarten konnte. Bald darauf fiel er aber in einer andern Fehde der Stadt gegen die von Metzenberg. Er erkaufte hier seinen Mitbürgern den Sieg durch seinen Heldentod.

Im Jahr 1380 führte eine Liebesgeschichte einen Krieg über Limburg herbei, welcher dieser Stadt das Schicksal von Troja zu bereiten schien. In der Zeit nämlich lebte auf dem Schlosse von Isenburg ein überaus schönes und anmuthiges Fräulein, welche zugleich die Erbin großer Güter war.[1] Um sie buhlten mehrere Grafen und Ritter der Nachbarschaft, unter andern Diether von Staffel und Johann von Heiresbach, Hauptmann von Limburg. Letzterer zog mit seinen Freunden Johann Breder, Konrad dem Schultheißen, und Zacharias von Heiresbach auf das Schloß um seiner Geliebten den Hof zu machen. Als sie auf den Weg kamen, der von Bendorf dahin führt, trafen sie auf Diethern von Staffel, welcher ihnen den Vorsprung abgewinnen wollte. Der von Heiresbach hatte kaum seinen Nebenbuhler erblickt, als er von Eifersucht und Ehrgeiz zugleich getrieben, sein Schwert zog, und ihm einen so kräftigen Streich über den Kopf gab, daß er zu Boden fiel, und den Geist aufgab.

Dieser Mord verursachte einen gewaltigen Aufstand im Lahngaue. Die von Staffel boten ihre Freunde und Leute auf, und zogen vor Limburg, um den Mörder zu bestrafen. Am St. Bonifaciustage drangen sie mit Rit-

1. Die Geschichte gibt nicht an, aus welchem Geschlechte sie gewesen sey. Schwerlich war sie eine geborne Isenburgerin, sonst hätten gemeine Ritter nicht um sie gefreiet.

tern und Reiſigen gegen Sonnenaufgang in die Vorſtadt und über die Lahnbrucke, und ſteckten ſie in Brand. Auf dieſen unverhofften Anfall liefen die Bürger mit Waffen und Leſchwerk dem Feinde entgegen, und ſchlugen ihn wieder über die Brücke zurück. Der Krieg wurde hierauf auf dem freien Felde fortgeſetzt. Die Bürger nahmen hundert Knechte in Sold, und fielen nun ſelbſt in die Länder ihrer Feinde. Man verbrannte ſich wechſelweis Häuſer, Aecker und Höfe, bis der mächtige Kuno eintrat, und Frieden gebot.

Während dieſer Fehden und bürgerlichen Gährungen behaupteten ſich die Erzbiſchöfe von Trier im Beſitze von Limburg, Engers und Grenzau, und herrſchten von Weſel bis Andernach an den beiden Ufern des Rheins hinab. Die Grafen von Iſenburg verließen ihren urſprünglichen Stammſitz im Engersgau, und ſtifteten einen neuen am Main und in der Wetterau. Die Grafen von Sayn zogen ſich gegen Norden zurück, aber die von Wied-Runkel behaupteten ſich am ſchönen Fluſſe bis auf unſere Zeiten. Unter ihren Enkeln ſind Neuwied am Rhein und Oſſenbach am Main die Sitze beider Zweige, die Zuflucht fleißiger Bürger und der Gewerbe geworden. Alle Arten von Bekenntniſſe haben dort Schutz und Unterſtützung gefunden. Wir kommen nun zur Geſchichte von Trier und Coblenz zurück.

Nach der kräftigen Regierung der luxemburgiſchen Partei ſtellte ſich wieder der alte Zwieſpalt im Kapitel, und der bürgerliche Krieg im Erzſtifte ein. Der Geiſt des Aufruhrs erhob um ſo mehr ſein Haupt, als er bisher durch kräftige Fürſten im Zaume gehalten war. Der Nachfolger Werners von Königſtein, Otto von Ziegen-

awn, war ein frommer, eifriger Erzbiſchof, und wollte
te ungeiſtlichen Sitten und Gebräuche ſeiner Domherren
nd Mönche reformiren. Dieſes gelang ihm auch mit
en Abteien von St. Maximin und St. Mathias; als er
ber auch hinter das Domkapitel und die adlichen Stifter
ückte, widerſetzten ſich dieſe ſeinen heilſamen Reformen
nit einer ſolchen Erbitterung, als wenn er in ihre heilig-
en Rechte Eingriffe gewagt hätte. Selbſt der päbſtliche
egat und engliſche Prinz Heinrich, welchen er zu Hülfe
erufen hatte, konnte gegen dieſe unſittlichen Geiſtlichen
ichts ausrichten. Otto ſtarb unter dieſen Verdrießlich-
eiten und hinterließ ſtatt einer Reform die Zwieſpalt und
en bürgerlichen Krieg im Kapitel und Erzſtifte.

Nachdem Otto zu Coblenz verſchieden war, verſam-
nelten ſich die Domherren zu Trier, und der größere
Theil davon wählte Jacob I. von Sirk, den Domku-
tos. Dieſer Wahl widerſetzten ſich der Domprobſt und der
größte Theil des Adels, und erhob Ulrichen von Man-
derſcheid. Unterſtützt von dem Grafen von Vienenburg
eſetzte ſeine Partei ſogleich das Erzſtift. Fremde fochten
nun wieder gegen Fremde, Trierer gegen Trierer, und
der bürgerliche Krieg flammte ſchon in allen Theilen des
Erzſtiftes. Da verwarf der Pabſt die Wahl beider Par-
teien, und ſetzte ihnen den Biſchof von Speier, Raban,
zum Verwalter. Ulrich aber ließ ſich durch dieſe päbſt-
liche Verordnung nicht ſchrecken, und wollte Trier, welches
ihm nicht gewogen war, zur Nachtszeit überrumpeln; da
ihm dieſes aber nicht geglückt war, ſo umgab er die Stadt
mit ſeinem und ſeiner Verbundenen Heere, und bezte ſo-
gar die Amtleute des Erzſtiftes auf, um ſeine Sache zu
unterſtützen. Im Jahr 1433 am Palmenſonntag hatten

ſich ſeine Truppen von allen Seiten her um die Mauern verſammelt, ringsumher Sturmböcke und Geſchütz aufgerichtet, und drohten die Stadt von Grund aus zu zerſtören. In dieſer Noth thaten die Bürger alles, was man von wackern Leuten erwarten kann, welche für Haus und Hof fechten. Die Zünfte verſammelten ſich unter ihren Hauptleuten, und bewachten wechſelweis die Mauern und die Thore. Die gefährlichen Orte wurden befeſtigt und neue Bollwerke um die Stadt angelegt. Dreihundert Reuter waren aufgenommen, um die Ausfälle zu unterſtützen und dem Feinde Abbruch zu thun. Edle und Gemeine eiferten um die Wette, die Angriffe zurückzuſchlagen, und obwohl die Stadt durch das Geſchütz, welches Ulrich auf der Anhöhe des Martinsbergs hatte errichten laſſen, acht Tage hintereinander beſchoſſen und zerſtört wurde, ſo hielten ſich die Bürger doch ſo ſtandhaft hinter ihren Mauern, daß Ulrich abziehen, und ſich mit der Verwüſtung des Erzſtiftes begnügen mußte.

Während dieſes bürgerlichen Krieges wurde das Erzſtift von heimiſchen und fremden Feinden zugleich verwüſtet, und in eine Schuldenlaſt von einer halben Million Gulden verſetzt. Raban ſah nun ſelbſt ein, daß es beſſer ſey, ſeine Verwaltung einer der Parteien zu überlaſſen, und trat ſeine Rechte darauf im Jahr 1439 an den Jacob von Sirk um 60,000 Gulden ab; allein auch dieſer konnte die Ruhe nicht ganz herſtellen. Der Adel, viele Städte und Domherren empörten ſich gegen ihn, und er mußte theils Geld, theils Waffen ergreifen, um ſie zu bändigen. In dieſer betrübten Lage vertrauete er am meiſten auf ſeine treuen Bürger von Trier. Um ſie ſich noch mehr zu gewinnen, geſtattete er ihnen große Freiheiten,

und verschaffte sich vom Pabste die Erlaubniß, in dieser Hauptstadt seines Erzstiftes ein Gymnasium und eine Universität errichten zu dürfen. Aber sein im Jahr 1456 erfolgter Tod hinderte ihn an der Ausführung dieser edlen Unternehmungen.

Durch die zwiespaltige Wahl Ulrichs von Manderscheid und Jacobs von Sirk war das Erzstift so zerrüttet und der Empörungsgeist unter seinen verschiedenen Ständen so genährt worden, daß nach des letztern Tod der Bürgerkrieg wieder in lichte Flammen aufzuschlagen drohte, wenn das Domkapitel über die Wahl eines neuen Erzbischofs uneinig blieb. Ein großer Theil der trierischen Stände machten daher schon bei Lebzeiten Jacobs einen Vertrag miteinander, vermöge dessen sie sich wechselseitig angelobten, nicht eher einem Erzbischof den Huldigungseid abzulegen, ehe er von der Mehrheit der Domkapitularen gewählt, vom Pabste und Kaiser bestätigt sey. Unter solchen Gesinnungen der Stände versammelte sich nach dem Tode Jacobs das Domkapitel zur Wahl. Ein Theil der Domherren brachte Diethern von Isenburg in Vorschlag; der bei weitem größere Theil aber Johann den Markgrafen von Baden. Da also die Wahl nicht einstimmig vorgegangen war, wollten die Stände ihrem Vertrage gemäß dem letztern nicht eher den Eid der Treue leisten, bevor er die Bestätigung des Pabstes und Kaisers eingeholt habe.

Während dieser Streitigkeiten kam sowohl die päbstliche Bestätigung als das Pallium an, und sogleich huldigten dem Neuerwählten ein großer Theil des Kapitels und der Ritterschaft und die Hauptstädte des Erzstiftes, Trier, Coblenz, Boppart, Wesel, Limburg und Monta-

bauer. Hierauf reiſete Johann ſelbſt zu dem Kaiſer, und ließ ſich von ihm auch mit den Regalien belehnen. So von allen Seiten als rechtmäßiger Erzbiſchof und Kurfürſt anerkannt, kam er nach Trier zurück, und hielt da, um dem Volke und Adel zugleich Ehrfurcht einzuflößen, einen herrlichen Einzug. Umgeben von vielen Kurfürſten, Fürſten, Grafen und Rittern, glänzend durch Kleidung und anderm Geſchmeide ritt der junge, ſchöne Fürſt auf einem prächtigen Pferde in die Stadt, und die Domherren, Adelichen und Bürger von ſeiner Partei begrüßten ihn unter Pauken- und Trompetenſchall mit lautem Beifall. Um das Feſt noch mehr zu verherrlichen und ſeine hohe Geburt zu beurkunden, vermählte er ſogleich zu Coblenz ſeinen Vetter Chriſtoph mit Ottilien, der Muerbin von Katzenellenbogen [1] und ſeine Baaſe Cymburg an den Grafen von Naſſau.

Dieſes glänzenden Anfangs ſeiner Regierung ohngeachtet konnte es dem jungen Fürſten nicht an Feinden und Mißvergnügten fehlen, beſonders in einem Lande, worin Empörung und Bürgerkrieg bisher gehegt wurden. Selbſt der Glanz ſeiner Geburt und ſeines Hofes erweckten ihm Neider unter dem Adel und in den Städten. [2] Wir haben es bereits ſchon in der Geſchichte von Boppart ange-

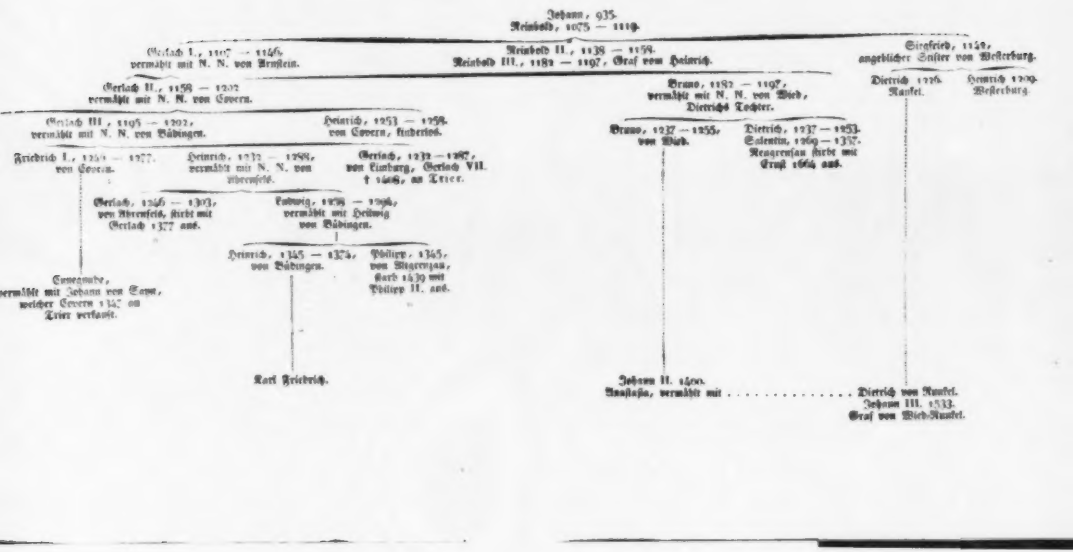
1. Siehe die Geſchichte von Katzenellenbogen-Heſſen.

2. Von ſeiner Pracht und Herrlichkeit gab er Beweiſe, als ihn im Jahr 1473 der Kaiſer Friedrich III. und Karl von Burgund beſuchten. Da wurde ſchon die Vermählung Maximilianus I. mit Maria der Erbin von Burgund beſchloſſen. Siehe fünftes Buch.

führt, wie viele Macht und Gewalt er dort anwenden mußte, um die aufrühreriſchen Bürger und Adelichen zu beſtrafen. Da ſie durch offene Gewalt ſeinen Waffen nicht widerſtehen konnten, dachten ſie auf heimliche Verſchwörungen, und wollten ihn einsmals auf dem Schloſſe zu Cochem mit untergelegtem Pulver in die Luft ſprengen. Um daher gegen ſo viele Feinde von Innen und Außen ſicher zu ſeyn, ſchloß er Bündniſſe mit ſeinen mächtigen Nachbarn, den Kurfürſten von Mainz und der Pfalz, mit den Herzogen von Lothringen und Burgund, und ſeinen eigenen Brüdern und Vettern den Markgrafen von Baden. Er befeſtigte hierauf ſeine Schlöſſer mit neuen Bollwerken und Thürmen, und ſchärfte die Gerechtigkeitspflege, welche unter den bürgerlichen Kriegen außer Achtung gekommen war. Ueberzeugt, daß Wiſſenſchaften und Geiſtesbildung die rohe Kraft und Unbändigkeit eines Volkes mehr beſänftigen, als Gewalt, verbeſſerte er die Lehre in den Schulen, die Zucht in den Klöſtern, und errichtete die Univerſität in Trier, zu welcher ſein Vorfahrer ſchon den Grund gelegt hatte. Nebſt der Geiſtesbildung ſeiner Unterthanen beförderte er auch die Pflege und Heilung ihrer Körper. Er verwendete ſich beſonders für Anſtellung geſchickter Aerzte bei Hof und der Univerſität. Die verfallenen Bäder zu Bärtlich ließ er prächtig herſtellen, und den Brunnen auf dem Ehrenbreitſtein vollenden. Die Stadt verſchönerte er durch neue Gebäude, und Körlich durch ein neues Luſtſchloß. Um endlich dieſe heilſamen Anſtalten auch noch nach ſeinem Tode zu erhalten, ließ er im Jahr 1497 ſeinen Neffen, Jacob II., zu ſeinem Coadjutor wählen, welcher ihm auch im Jahre 1503 nach-

folgte. Beide badiſche Fürſten würden das Erzſtift von Trier wieder zu dem Wohlſtande gebracht haben, wohin es durch Balduin und Kuno gekommen war, wenn nicht ein Streit, fürchterlicher als alle vorhergegangenen, die ganze Chriſtenheit entzweiet hätte: Luthers Reformation.

Geschlechtstafel von Isenburg-Wied-Runkel.



Dreizehntes Buch.

Rheiniſche Geſchichte

von

Kur-Cölln, Jülich, Cleve und Berg.

Reihefolge der Biſchöfe und Erzbiſchöfe von Cölln.

Jahrhund. n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
I.	1. Matrenus, ein Jünger des Apoſtels Petrus	
II.	— — ſtarb	115.
III. u. IV.	Die folgenden Biſchöfe ſind nicht bekannt.	
V.	7. Euphrates wurde verdammt . . .	348.
VI.	8. Severin. 9. Evergilaus wurde ermordet	440.
	10. Solanus. 11. Domitianus. 12. Carentius. 13. Simenius.	
VII.	14. Ehrengiſel. 15. Remedius. 16. Kunibert. 17. Bokald . .	638.
	18. Stepdan. 19. Adelwin. 20. Guiſo. 21. Anno I. 22. Pharmund	
VIII.	23. Agilolf I., wurde ermordet . . .	717.
	24. Regenfried	745.
	25. Agilolf II.	747.
	26. Hildebert	757.
	27. Bartholin	772.
	28. Rheinbold I., wurde ermordet . .	782.
IX.	29. Hildebold	332.
	30. Hattebold	850.
	31. Günther	870.
	32. Wittebert	890.
X.	33. Herrmann I.	925.
	34. Wichfried	953.
	35. Bruno I., ein Sohn Heinrichs I., erhebt Stadt und Erzſtift	965

Reihefolge der Biſchöfe und Erzbiſchöfe von Cölln.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe Jahr.
X.	36. Volkmar	969.
	37. Gero, Markgraf von der Lauſitz . .	970.
	38. Walram I.	984.
	39. Everger	997.
XI.	40. Heribert, Graf von Rothenburg .	1022.
	41. Pilgrin	1036.
	42. Hermann II., Pfalzgraf	1055.
	43. Anno II. von Sonnenberg, Heinrichs IV. Vormund	1075.
	44. Hidolf	1079.
	45. Siegwin	1089.
	46. Hermann III., Graf von Northeim.	1099.
XII.	47. Friedrich I., ein Graf von Friaul.	1131.
	48. Bruno II. Graf von Altena . . .	1137.
	49. Hugo, Graf von Spanheim . . .	1142.
	50. Arnold I., ein Graf von Geldern wurde abgeſetzt	1151.
	51. Arnold II., Graf von Wied . . .	1159.
	52. Friedrich II., Graf von Altena und Berg	1161.
	53. Rheinhold II. von Daſſel	1167.
	54. Philipp von Heinsberg, erobert Weſtphalen	1191.
	55. Bruno III., Graf von Altena dankte ab	1193.
XIII.	56. Adolph I. von Altena, wurde entſetzt.	1205.
	57. Bruno IV. Graf von Sann . . .	1208.
	58. Theodor, Graf von Heinsberg wurde entſetzt	1213.

Reihefolge der Erzbiſchöfe und Kurfürſten von Cölln.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Erzbe. Jahr.
XIII.	59. Engelbert I. Graf von Berg, ein großer Furſt, wurde ermordet. . . .	1215.
	60. Heinrich von Molenark	1237.
	61. Konrad von Hochſtetten, ein ſtolzer Furſt, baute den Dom	1261.
	62. Engelbert II. von Falkenburg, belagert Colln	1273.
	63. Siegfried von Weſterburg, ſchlägt bei Woringen	1298.
XIV.	64. Wichbold, Graf von Holte . . .	1305.
	65. Heinrich II., Graf von Virneburg .	1336.
	66. Walram II., Graf von Julich . .	1349.
	67. Wilhelm von Genepp, ein ſparſamer Furſt	1362.
	68. Johann von Virneburg	1363.
	69. Adolph II., Graf von Altena, dankte ab und heirathete Margareiben von Berg.	1364.
	70. Engelbert III., Graf von der Mark.	1368.
	71. Kuno von Falkenſtein, Verwalter des Erzſtifts und Kurfürſt von Trier, dankte ab	1370.
XV.	72. Friedrich III., Graf von Saarwerden, ſieht drei Kaiſer	1414.
	73. Theodorich, Graf von Mörs, belagert Seeſt	1463.
	74 Rupert, Pfalzgraf, dankte ab, ſtirbt.	1480.
XVI.	75. Herrmann IV. Landgraf von Heſſen.	1508.
	76. Philipp II. Graf von Daun . . .	1515.
	77. Herrmann V., Graf von Wied, befördert die Reformation	1532.

Reihefolge der Erzbiſchöfe und Kurfürſten von Cölln.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-jahr.
XVI.	78. Adolph III., Graf von Schaumburg.	1561.
	79. Anton von Schaumburg	1561.
	80. Johann Gebhard, Graf von Mansfeld	1562.
	81. Friedrich IV., Graf von Wied, dankte ab	1567.
	82. Salentin, Graf von Iſenburg, heirathet Antonie von Ahremberg	1577.
	83. Gebhard von Waldburg, heirathet Agnes von Waldeck, er wird in Bann gethan und vertrieben	1583.
XVII.	84. Ernſt, Herzog von Baiern	1612.
	85. Ferdinand, Herzog von Baiern, regiert im 30jährigen Kriege	1650.
	86. Maximilian Heinrich, Herzog von Baiern	1688.
XVIII.	87. Joſeph Clemens, Herzog in Baiern, poſtulirt gegen den Cardinal von Fürſtenberg, lebt im franzöſiſchen Kriege .	1723.
	88. Clemens Auguſt, Herzog in Baiern, zugleich Teutſchmeiſter und Biſchof von Münſter, Paderborn, Hildesheim, Osnabrück und Probſt zu Lüttich, wählt Karl VII.	1761.
	89. Maximilian Friedrich Graf von Königseck	1785.
XIX.	90. Maximilian, Erzherzog und Teutſchmeiſter, zuvor Coadjutor	1801.

Rheiniſche Geſchichte

von

Andernach, Linz, Bonn und Cölln.

Auf das Gebiet der Erzbiſchöfe von Trier folgte jenes deren von Cölln am Rheine hinab. Es begann faſt gerade an dem Orte, wo ſich die Gebirge wieder verengen. Wie der Rheingau einen lieblichen Kontraſt dem Schlunde zu Bingen gibt, ſo das ſchöne Maienfeld dem Schlunde bei Andernach. Dieſe Stadt liegt eben ſo wie jene, mit ihren alten Thürmen und Häuſern in einen dunkeln Winkel geworfen. Der Rhein dreht ſich ihr gegenüber eben ſo um den Hammerſtein, wie dort um den Ehrenfels; und die Berge ſtroßen nun wieder in Felſen und Schluchten von ſeinen Ufern herauf, welche auf der Höhe mit Ruinen von Schlöſſern, in der Tiefe mit Dörfern und Städtchen beſetzt ſind. Am Ende dieſes neuen Rheinthales heben ſich ſieben hohe Berge, das Siebengebirg genannt, über alle andern hervor. Sie tragen die

Trümmer von eben so vielen Schlössern, als Drachenfels, Löwenberg, Mahlberg, Stromberg, Haynsberg, Plankenberg, und die sich in die Wolken erstreckende Wolkenburg. Diese aufgethürmten rauhen Riesengebirge stechen wunderbar schön mit den kleinen niedlichen Auen und Halbinseln ab, welche zwischen Ober- und Königs-Winter die Ufer des Rheins umgeben. Dem kühnen Drachenfels gegenüber erhebt sich der Godesberg, und zwischen beiden eröffnet sich eine neue schöne Ebene, aus deren Ferne man die Thürme von Bonn und Cölln erblickt. Das Rheinthal bei Andernach ist fast eben so eng und tief, wie jenes bei Bingen, allein sein Boden ist fruchtbarer, seine Felsenwände mehr angebaut, sein Ansehen freundlicher. Gärten und Weinberge ziehen sich an seinem Gebirge hin, Wiesen und Getraide-Felder decken das buschige Ufer. Aus dem Schooße der Siebenberge werden Basalt, Porphir und Marmor gegraben. Die Gesundbrunnen von Bärtlich und Dünstein beweisen von Stahl, Schwefel und Salz. Von dem seltsamen See bei dem Kloster Lag haben wir schon im ersten Buche geredet.

An diesem Striche des Rheins waren unter den Römern zwei Kastelle und Poststationen, nämlich Antonacum und Rigomagus angelegt, und noch im Jahr 1748 hat man bei letzterm Städtchen, welches jetzt Rheinmagen oder Remagen heißt, einen Meilenstein gefunden, welcher die Schritte bis Cölln angab, und unter den Kaisern Marcus Aurelius und Lucius Verus da errichtet wurde. Sentium jetzt Sinzig, und Lentium jetzt Linz, waren vermuthlich römische Vorwerke auf dem rechten Rheinufer.

Unter der fränkiſchen Monarchie machte dieſer Strich einen Theil des Engers- und Siegganes auf der rechten, und den vom Flüßchen Aar genannten Aargau auf der linken Rheinſeite aus. Erſtern haben wahrſcheinlich eine Zeitlang die Saliſchen, dann die Grafen von Wied beherrſcht. Letztern mögen die Ahnen der Grafen von Rheineck verwaltet haben, deren Stammſchloß noch zu erkennen iſt. Zu Andernach, Sinzig, Linz und Königswinter waren Königshöfe angelegt. Der Dingſtuhl des Siegganes ſtand vielleicht auf dem ſogenannten Malberge. Ob Karls des Großen romantiſcher Neffe und Arioſtos Held Roland in dieſem Gaue geherrſcht, und dem Rolandseck und Rolandswerth den Nahmen gegeben habe, können wir nicht beurkunden. Es ſcheint vielmehr, daß der italieniſche Dichter den Stoff zu ſeiner vortrefflichen Beſchreibung in dem dreiunddreißigſten Geſange aus der alten rheiniſchen Sage vom Rolandseck genommen habe; denn nach dieſer wurde dem Helden während ſeines Zuges nach Spanien die Geliebte geraubt, und einem Drachen zum verſchlingen vorgeſetzt, welcher ohne ein ſolches Opfer zu finden, die Gegend immer verwüſtete. Die Jungfrau wurde aber nicht, wie bei Arioſto durch den Ritter, ſondern durch ein Kreuz gerettet, was ſie als ein Geſchenk ihrer Mutter am Halſe trug, und dem Drachen in den Schlund warf. Der Vater der Geliebten nahm hierauf Rache an dem Räuber und ſtürmte ſein Schloß. Während dieſer Fehde kam Roland zurück, drang wüthend unter die Fechtenden ein, und erſchlug im Getümmel der Schlacht den Vater ſeiner Geliebten, welchen er für den Räuber hielt. Nach dieſem ſchrecklichen Vorfalle verſagte ihm die Jungfrau ihre Hand und ging in das Kloſter. Er aber ſuchte verzweiflungsvoll den Tod in den Schlachten, und fand ihn auch bei

Ronceval in Spanien. Von dieſer Geſchichte ſollen Löwenburg, der Drachenfels, Rolandseck und Rolandswerth ihre Nahmen erhalten haben. Viel gewiſſer aber iſt die Legende von der heiligen Genofeva.

Zur Zeit, als Karl Martel das fränkiſche Reich regierte, oder wie andere Geſchichtſchreiber wollen, als Hillin auf dem Stuhle zu Trier ſaß, verwaltete den Gau von Maienfeld der Graf Siegfried. Er wurde, wie das Pflicht und Sitte war, zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufgeboten, und vertrauete während des Feldzugs ſeine Gemahlin, die ſchöne Genofeva von Brabant, dem Schutze ſeines Hausmeiſters Golo an. Dieſer wurde von den Reitzen ſeiner Gebieterin hingeriſſen, und da er ſeine frechen Anmuthungen nur mit Verachtung erwiedert bekam, verwandelte ſich ſeine Liebe in Rache. Er klagte ſie bei dem rückgekehrten Gatten als eine Ehebrecherin an, und da ſie während deſſen Abweſenheit mit einem holdſeligen Knäblein niedergekommen war, ſo glaubte Siegfried um ſo eher die Verläumdung, und gab Befehl, ſeine Gattin und ſeinen Sohn zu ermorden. Gerührt von dem Elende der Mutter und dem unſchuldigen Lächeln des Kindes, rettete der Knecht, welcher den ſchrecklichen Auftrag erhalten hatte, beider Leben, und Genofeva mußte ihre Zuflucht in den Wildniſſen und Höhlen des Ardennen-Waldes ſuchen, um gegen die argwöhniſchen Verfolgungen ihres Gemahls und ſeines treuloſen Hausmeiſters ſicher zu ſeyn. Von Elend und Hunger abgezehrt, war ſie nicht einmal im Stande, ihrem Kinde die mütterliche Nahrung an ihrer Bruſt zu geben. Sie mußte den Knaben einer Rehkuh überlaſſen, um ihn zu erhalten.

Nachdem ſie lange in dieſem Elende gelebt, und ſich blos durch Wurzeln und Kräuter genährt hatte, verirrte

ſich ihr betrogener Gemahl auf der Jagd in dem Walde, indem er das Thier verfolgte, was ſeinem Kinde Nahrung gab. Dieſes führte ihn zu der Höhle, wohin ſich ſeine Gattin gerettet hatte. Er erkannte ſie, ſein Kind, und ihre Unſchuld, und Thränen der Freude und der Reue rollten von ſeinen Augen. Er führte ſie und ſeinen Sohn zurück nach ſeiner Burg, beſtrafte den verrätheriſchen Golo, und lebte noch lange glücklich an ihrer Seite. Nach ihrem Tode wurde ſie unter die Zahl der Heiligen geſetzt, und ſowohl bei der Höhle, wo ſie Siegfried fand, als zu Andernach Kirchen gebauet, wo man noch ihre Reliquien und ihr Andenken verehrt.

Dieſes Andernach oder alte Antonacum wurde von den Römern als eine Veſtung und Poſtſtation angelegt, und noch verehren ſeine Bürger den Kaiſer Valentinianus als einen Heiligen und den Stifter ihrer Kirche. Unter der fränkiſchen Monarchie wurde da ein Hof der auſtraſiſchen Könige gegründet, und mehrere Fürſten-Verſammlungen gehalten. Wahrſcheinlich hatte da Siegfried als Graf von Maienfeld ſeinen Sitz. Als im Jahr 1114 der Erzbiſchof Friedrich von Cölln die Partei der Sachſen gegen den Kaiſer Heinrich V. ergriffen hatte, kam es hier zu einer Schlacht, worin der Kaiſer beſiegt, und Andernach dem Biſchof zu Theil wurde. Dieſer umgab die Stadt mit Mauern und Bollwerken, und ſchenkte ihr Stadtrechte. Allein die Bürger ſtrebten bald hierauf, wie die meiſten Städte am Rhein, nach der Reichsunmittelbarkeit.

Während der bürgerlichen Kriege zwiſchen den Gegenkaiſern, Philipp und Otto IV., ergriffen die Bürger von Andernach des letztern Partei, mußten aber darob von erſterm viele Drangſale und eine harte Belagerung

erdulden. Die Grauſamkeit der lothringiſchen Soldaten, welche dieſer an den Rhein gezogen hatte, ging ſo weit, daß ſie nicht einmal die Weiber und Kirchen verſchonten. Bei der Plünderung des Kloſters zu St. Thomas fingen ſie eine Nonne auf, beſtrichen ihren nackten Leib mit Honig, wälzten ſie in Federn herum, ſetzten ſie ſo, mehr einem Vogel als Menſchen gleich, rückwärts auf ein Pferd, und führten ſie mit Hohngelächter begleitet durch das Lager. Bald hierauf kam Philipp und ließ die Verbrecher in ſiedendem Waſſer erſäufen. Aber die Andernacher trotzten ihm noch von ihren Mauern. Da umgab er ſie mit ſeinem Heere, beſtürmte ihre Thore und Thürme, und ließ die Stadt, nachdem er ſie eingenommen hatte, plündern und verbrennen.

Unter dem bald hierauf eintretenden Interregnum bekamen die Bürger von Andernach Gelegenheit, ihre Stadt und Gemeinde wieder herzuſtellen, und mit neuen Freiheiten, Geſetzen, Häuſern und Bollwerken zu verbeſſern. Da zu dieſer Zeit die Erzbiſchöfe von Cölln mit ihrer Hauptſtadt ſelbſt in bürgerliche Kriege verwickelt waren, und der Städtebund die Beſtrebungen der rheiniſchen Städte unterſtützte, ſo entzogen ſie ſich allbereits der biſchöflichen Gewalt, und erklärten ihre Gemeinde als eine Reichsſtadt, welche nur durch Rath und Bürgermeiſter regiert werden könnte.

Unter dieſer Verfaſſung vermehrten ſich ihre Gewerbe und Bewohner. Sie verſahen die Nachbarſchaft mit den Werken ihres Fleißes, und trieben einen beträchtlichen Handel mit irrdenen Geſchirren, Krügen, Glaswerk, Mühlſteinen und Floßholz. Die Bürger theilten ſich in Zünfte und Rotten ab, welche unter Anführung ihrer Hauptleute und Bürgermeiſter bereit ſtanden, ihre Frei-

it mit bewaffneter Hand zu vertheidigen. Wir haben er Fehde schon gedacht, welche sie gegen Rheinhard von Besterburg gefochten haben. Im Jahr 1255 halfen sie, Diethern von Katzenellenbogen auf Rheinfels belagern. Auch gegen andere Grafen und Ritter haben sie wacker gefochten, und ihren Handel beschirmt. Die vorzüglichste Richtung ihrer kriegerischen Unternehmungen ging aber gegen die Kurfürsten von Cölln, welche ihre reichsstädtischen Freiheiten nicht anerkennen wollten.

Zu dieser Zeit hatten sich die Erzbischöfe von Cölln entweder durch kaiserliche oder fürstliche Schenkung in den Besitz von Rheineck, Hammerstein und Altwied gesetzt, und konnten von da aus den Andernachern desto besser beikommen. Wir haben bereits schon angeführt, wie der Erzbischof Rheinhold die Feste Rheineck gegen den mächtigen Pfalzgrafen von Stausen behauptete. Hammerstein war Andernach gegenüber auf einem hohen runden Felsen gebauet, um den sich der Rhein wie um eine herrliche Rotunda schwingt. Wer diese stattliche Feste erbauet habe, kann man nicht in der Geschichte nachfinden. Einige Alterthumsforscher wollen Karl Martel oder Karl den Hammer für ihren Stifter angeben; wahrscheinlich hat sie ihren Nahmen von den Eisenschmieden erhalten, deren es in dieser Gegend viele gibt. Noch im eilften Jahrhundert finden wir auf dieser Feste einen der letzten Salier, Otto, welcher sich einen Grafen von Hammerstein nannte. Er war zugleich Graf in der Wetterau, und hatte von dort aus die Länder des Erzbischofs von Mainz, Erkenbold, beunruhigt. Dieser nahm an ihm Rache, und that ihn in den Kirchenbann, als er seine Base und Blutsverwandtin, die schöne Irmengard, geheirathet hatte. Otto liebte sein Weib zu sehr, als daß er sich von

dieſem geiſtlichen Strale hätte ſchrecken laſſen. Er trotzte vielmehr auf ſeiner feſten Burg dem ergrimmten Erzbiſchof in den Armen ſeiner geliebten Gattin, und da dieſer zu der Zeit nach Cölln den Rhein hinab fahren mußte, fiel er auf ihn von der Burg herab, um ihn ſelbſt gefangen zu nehmen. Erkenbold, der durch die Gegenwehr ſeiner Leute dieſem Anfalle entwiſcht war, dachte nun auf Rache. Er ließ die Ehe Ottos auf einer Synode zu Nimwegen für nichtig und blutſchänderiſch erklären, und wendete ſich mit Vollzug dieſes Urtheils an den Kaiſer Heinrich II. Dieſer war ein zu frommer und den Geiſtlichen ergebener Fürſt, als daß er Erkenbolds Bitte unerhört gelaſſen hätte. Er zog vielmehr 1020 ſelbſt mit einem mächtigen Heere vor Hammerſtein, umgab es mit Roſſen und Geſchütz. Die Geſchichtſchreiber geben die Art, wie dieſe Belagerung geführt wurde, nicht genau an; wenn wir aber die Lage der Feſtung auf einem ſteilen Berge, ihre herrlichen Thürme, und die Länge der Zeit, welche bis zur Uebergabe verfloß, bedenken, ſo wird es deutlich, daß Otto mehr durch Hunger und das Elend ſeiner Familie, als durch Waffen bezwungen wurde. Er mußte ſich, ſeine Geliebte und ſeine Burg den Händen ſeiner Feinde übergeben, und das Scheidungsurtheil über ſich ergehen laſſen; aber heimlich blieb er ſeinem ſchönen Weibe treu, und lebte mit ihr in Liebe und Eintracht bis zu ſeinem Tode. Nachdem mit den Söhnen dieſes Otto der ſaliſche Stamm im Engersgau 1036 ausgeſtorben war, fiel Hammerſtein wieder den Kaiſern anheim, und dieſe gaben es zuerſt den Erzbiſchöfen von Cölln; dann, wie wir gehört haben, denen von Trier.

Unterhalb Hammerſtein lag ein Theil der Grafſchaft Wied längs dem Rheine hinab, wovon Linz und Unkel, die

jetzt aufeinander folgen, Hauptſtädte waren. Vermuthlich haben die fränkiſchen Könige, wie auch zu Sinzig und Königswinter, dort Maierhöfe angelegt, um die hernach ſich die Städtchen bildeten. Wir haben bereits in der Geſchichte von Iſenburg-Wied-Runkel dargethan, daß dieſer Theil der wiediſchen Länder durch die Gräfin Mathilde an die Erzbiſchöfe von Cölln gekommen ſey. Ihre dadurch aufgebrachten Verwandten dichteten aber dieſer Schenkung einen Beweggrund an, der jenem glich, welchen man von der Schenkung der Mathilde von Eſte an Gregor VII. erzählt.

Der Erzbiſchof Engelbert I., ein Graf von Berg, war nach allen Geſchichtſchreibern ein eben ſo ſchöner als herrlicher Mann. Er zog durch ſeine Geſtalt und ſeinen edlen Anſtand die Herzen der Weiber und des Volkes an, und erſchien immer wohl gekleidet, und mit einem prächtigen Gefolge umgeben. Mathilde war Wittwe und Erbin einer Grafſchaft geworden. Es war daher natürlich, daß ein geiſtlicher Fürſt, wie Engelbert, Eindruck auf ein Gemüth machen mußte, das eben ſo ſehr durch Frömmigkeit als Zärtlichkeit bewegt werden konnte. Der Erzbiſchof beſuchte ſie mehrmalen auf ihrem einſamen Schloſſe; er wurde ihr Freund, ihr Vertrauter, ihr Gewiſſensrath. Sie faßte ein weiblich kindliches Zutrauen zu ſeinen Worten und Rathſchlägen, und vermachte ſeiner Kirche die ganze untere Grafſchaft.

Durch ſo wichtige Erwerbungen hatten zwar die Erzbiſchöfe von Cölln die Stadt Andernach mit ihrem Gebiete umgeben, und konnten ſie um ſo leichter zum Gehorſame zwingen; allein die muthigen Bürger von Cölln machten ihnen zu der Zeit ſo viel zu ſchaffen, daß ſie an die Bezähmung derer von Andernach nicht denken konnten. Der

öfftere Aufruhr von Cölln und die dadurch herbeigeführten Brandſchatzungen und Auflagen machten am Ende auch die andern Städte des Erzſtiftes ſchwierig. Dieſe Stimmung des Volkes benutzten die Bürger von Andernach. Im Jahre 1367 fielen ſie, aus ihren Thoren ſtürmend, das kurfürſtliche Schlaß bei ihrer Stadt an, zerſtörten deſſen Vorwerke und Brücke, und brachten, nachdem ſie die cölniſchen Beſatzungen vertrieben hatten, Linz, Unkel und den Sitz der Kurfürſten, Bonn, ſelbſt zum Aufruhr. Hierauf ſchloſſen ſie einen Schutzbund mit Cölln und andern rheiniſchen Städten, deſſen Zweck die gänzliche Verwerfung der kurfürſtlichen Gewalt war. In dieſem Drange rief der Kurfürſt Engelbert III. den mächtigen Kuno von Trier zu Hülfe, und dieſer ſtellte 1368 als Verwalter des Erzſtiftes die Ruhe mit kräftiger Hand her. Er trieb die Andernacher in ihre Stadt zurück, und zwang ſie, die dem Erzbiſchofe von Cölln zuſtändigen Rechte anzuerkennen. Ihnen zum Trutz erhob er hierauf Linz mit Stadtrechten und legte da eine feſte Burg an. Andernach würde ſich ſchon zu der Zeit der Oberherrſchaft der Erzbiſchöfe von Cölln unterworfen haben, wenn nicht ein neuer bürgerlicher Krieg ſeinen Bürgern auch neuen Muth gegeben hätte.

Im Jahre 1496 kam durch den Streit der Erzbiſchöfe Rupert und Herrmann das Erzſtift in noch größere Unruhe, als es vorher war. Die cölniſchen Städte theilten ſich unter beide Parteien. Die Andernacher zogen muthig aus ihrer Stadt, vertrieben die kurfürſtlichen Truppen aus ihrer Gegend, und zwangen ſelbige, ſich in die feſten Schlöſſer zurückzuziehen. Linz, Unkel, Bonn und andere Städte ſchienen von einer gleichen Freiheitsliebe belebt, und die kurfürſtliche Herrſchaft ſelbſt wankend. Der Kur-

fürſt Herrmann mußte die Hülfe des Kurfürſten von Trier und anderer Fürſten nachſuchen, um dem Aufruhr kräftig begegnen zu können. Von dieſen unterſtützt umgab er die Stadt mit einem mächtigen Heere, und zwang ſie endlich die Herrſchaft des Erzſtiftes anzuerkennen. Von nun an blieb Andernach eine cölniſche Stadt; die Bürger aber erhielten ſich in dem Rechte eigner Verwaltung, und der Landſtandſchaft auf den Landtägen.

Durch die Kriege und Eroberungen, welche wir bisher angeführt haben, kamen die Erzbiſchöfe allbereits in den Beſitz der beiden Rheinufer von Andernach bis Bonn; denn wenn man Remagen, Sinzig und das kleine Gebiet ausnimmt, welches von Kaiſer Karl IV. an die Grafen von Jülich verſchenkt wurde, ſo erſtreckte ſich jetzt das cölniſche Kurthum längs dem Rheine hin zwiſchen beiden Städten bis an die Niederlande. Indeß ſie ſich aber dieſen ſchönen und reichen Landſtrich theils durch Schenkungen, theils durch Waffengewalt unterworfen hatten, waren ſie nicht im Stande, Cölln, die Hauptſtadt des Erzſtiftes, zum Gehorſam zu bringen. Ihr erzbiſchöflicher Stuhl blieb wohl verehrt und geheiligt in dieſer Stadt, aber ihren kurfürſtlichen Sitz waren ſie gezwungen nach Bonn zu verlegen. Wir müſſen daher zu der frühеſten Geſchichte der Erzbiſchöfe hinaufſteigen, um die Urſachen dieſer Verhältniſſe nachzuſuchen.

Geſchichte von Cölln.

Schon zu der Römer Zeiten war die Kirche von Cölln ein Erzbisthum geworden, und da der Sitz ſeiner Biſchöfe in einer Stadt aufgeſchlagen war, welche ſich, als von Agrippa und dem Biſchofe Maternus, gegründet, apoſtoliſchen und römiſchen Urſprungs zu ſeyn rühmte, ſo nannte man ſie auch vorzüglich die heilige-römiſche. Helena die Mutter Conſtantins des Großen bauete zu Bonn, Cölln und Xanten den Glaubenshelden Gereon, Gregor, Victor und Caſſius, welche da den chriſtlichen Glauben mit ihrem Blute beſiegelt haben, Kirchen, und beſchenkte ſie mit Gütern und Zehnten. Auch die Glaubensheldinnen Urſula und Cordula mit ihrer Geſellſchaft[1] erhielten ihre Altäre und Verehrung. Plektrudis, die Gemahlin Pipins, ſtiftete in Cölln auf dem alten Kapitolium die Marienkirche als einen Zufluchtsort gegen Verfolgungen, und der König Dagobert I. gab ſeinem Lehrmeiſter, dem Biſchofe Kunibert, Soeſt in Weſtphalen mit ſeinem Burgbanne. Dieſer weihte dort einem andern chriſtlichen Helden, dem heiligen Patroklus, eine Kirche. Kunibert hinterließ dem Erzſtifte ſelbſt ſeine Stammgüter, und Karl der Große begünſtigte daſſelbe, weil Aachen, ſeine Lieblingsſtadt, darin gelegen war. So wuchs in dem mittleren Zeitalter die Anzahl der Stiftungen in Cölln zu einer ſo großen Zahl an, daß beinahe ſo viel Kirchen und Kapellen dort zu finden wa-

1. Aus den Worten Ursula et XImilla ſollen die 11000 Jungfrauen geworden ſeyn.

ren, als Tage im Jahr. Kein Wunder, daß ſie die heilige Stadt genannt wurde.

Dieſe beträchtlichen Stiftungen vermehrten ſich ſchnell zu einem Fürſtenthume, als Kaiſer Otto der Große ſeinem Bruder Bruno das Erzſtift und mit ihm die Herzogthümer von Ripuarien und Lothringen zur Verwaltung gab. Da es in dem Plane der ſächſiſchen Kaiſer lag, die Gewalt der weltlichen Fürſten durch jene der Geiſtlichen zu beſchränken, ſo verwendete Bruno alle ſeine Macht und ſeinen Einfluß dahin, jene ſeines Erzſtiftes zu vergrößern. Von ihm her ſchreibet ſich die Entſtehung eines Kurthums von Cölln. Er vereinigte einen großen Theil der Grafſchaften und Vogteien des ripuariſch-fränkiſchen Herzogthums längs dem Rheine hin mit ſeiner Kirche, und verſchaffte der Stadt Cölln große Freiheiten.

Die Kaiſer aus ſeinem Hauſe vermehrten dieſe Herrſchaften mit Waldungen und Gütern, und Otto III. ſtiftete zu Deuz, Cölln gegenüber, ein Kloſter, und unterwarf es mit dem Städtchen den Erzbiſchöfen. Die kaiſerlichen Schenkungen wurden durch jene der Grafen und Gräfinnen, welche im Kirchſprengel wohnten, vermehrt, ja die Erzbiſchöfe waren ihrer Kirche ſo zugethan, daß Kunibert, Konrad von Hochſtetten und Philipp von Hynsberg ſogar ihre eigenen Stammgüter ihrer Kirche hinterließen.

Unter letzterem wuchs endlich das weltliche Fürſtenthum zur höchſten Macht heran. Schon unter ſeinem Vorfahren Rheinhold von Daſſel, welcher den Kaiſer Friedrich I. nach Italien begleitet, und von dieſem Kaiſer nach der Zerſtörung von Mailand die Körper der heiligen drei Könige erhalten hatte, legte er als Statthalter des Erzſtiftes den Grund zu ſeiner künftigen Stärke und Er-

weiterung. Er vertheidigte es mit ſtarken Heeren gegen die mächtigen Fürſten von Schwaben, von Heſſen und der Pfalz. Als der Kaiſer nach der Hand Heinrich den Löwen Herzogen von Sachſen vor Gericht geſtellt, und endlich wegen ſeines Ungehorſams in die Acht erklärt hatte,[1] fiel Philipp mit den Grafen von Berg und Cleve in deſſen Gebiet ein, und erhielt davon zum Lohne ſeiner geleiſteten Dienſte den bei weitem größten Theil unter dem Namen eines Herzogs von Engern und Weſtphalen. Es iſt daher nicht ohne Grund, wenn Rheinhold und Philipp von den Geſchichtſchreibern die zwei Grundſäulen des alten Erzſtiftes genannt werden. Sie haben ihren geiſtlichen und weltlichen Staat feſt gegründet, ihn durch Waffen und feſte Schlöſſer geſchützt, und durch Länder erweitert, die faſt ſo groß waren, als jene, die ihnen ſchon Bruno erworben hatte. Das Erzſtift würde ſchon zu dieſer Zeit der mächtigſte Staat am Rheine geworden ſeyn, wenn es nicht durch den Streit der hohenſtaufiſchen und welfiſchen Kaiſer verwüſtet worden wäre.

Wir haben bereits ſchon in der allgemeinen Geſchichte des Rheins die Kriege und Verwüſtungen geſchildert, welche der Zwieſpalt der Gegenkaiſer, Philipps, Ottos und Friedrichs II. im cölniſchen Gebiete hervorgebracht hatte. Die Erzbiſchöfe Bruno III., Adolph, Dietrich und Engelbert, meiſtens Fürſtenſöhne des altenaiſchen Hauſes, hielten es bald mit der einen, bald mit der andern Partei, und zogen daher ſich und ihrem Lande beider Rache zu. Bruno gab ſeine biſchöfliche Würde freiwillig an ſeinen Bruder Adolph ab; dieſer und ſein

1. Siehe das vierte Buch.

Nachfolger Diether wurde von dem Pabſte entſetzt, weil ſie entweder dem Philipp oder Otto zugethan waren. Selbſt Engelbert ſcheuete ſich ein Erzſtift zu übernehmen, das durch Bürgerkriege verwüſtet war.

Während dieſes Streites wurde Cölln zweimal belagert, Andernach, Linz, Unkel und Bonn in Schutthaufen verwandelt, und die Länder des Erzſtiftes dem Brande und der Verwüſtung Preis gegeben. Ehe wir aber die Geſchichte von Cölln weiter verfolgen, müſſen wir erſt jene der Grafſchaften und Fürſtenthümer anführen, deren Fürſten entweder freundlich oder feindlich einen wichtigen Einfluß darauf hatten.

Geſchichte von Jülich, Berg, Cleve und Mörs.

Das Erzſtift von Cölln war hauptſächlich von fünf mächtigen Grafſchaften umgeben, deren Fürſten es entweder bekriegten, oder ſelbſt ſeinen heiligen Stuhl beſeſſen haben, nämlich von Berg, von Jülich, von Cleve, von der Mark und von Mörs. Die meiſten davon ſcheinen von einem alten Stamme, nämlich derer von Teuſterband, hervorgewachſen zu ſeyn. Im Jahre 1371 waren ſie durch Wechſelheirathen wieder auf einen Stamm gekommen. Bei deſſen Ausgang im Jahr 1648 wurden ſie unter das pfälziſche und brandenburgiſche Haus vertheilt.

Vom Jahr 1131 bis zum Jahr 1368 beſaßen von dieſen alten Fürſten-Familien zwei Bruno, zwei Adolphe, zwei Engelberte, ein Walram, ein Friedrich und ein Dietrich den Erzbiſchöflichen Stuhl, indeß die weltlichen Grafen durch Kriegs- und Friedenskünſte den untern Rhein beherrſchten. Unter ihrer Regierung ſind viele Länder und Städte erweitert oder angebauet worden. Düſſeldorf, Weſel, Cleve, Crefeld, Emmerich, Rees, Dortmund und andere Städte, verdanken ihnen entweder ihre Entſtehung oder ihre Erweiterung. In ſpätern Zeiten haben ſich dieſe Grafen durch fürſtliche Pracht und die Beſchützung der Künſte ausgezeichnet. Sie ſind ihrer Macht und ihres Reichthums wegen von den Kaiſern zu Herzogen ernannt worden.

Es iſt ſehr ſchwer, den Urſprung dieſer Grafengeſchlechter durch Urkunden darzuthun. Einige Genealogen laſſen ſie von dem römiſchen Geſchlechte der Urſiner abſtammen, weil in den Jahrbüchern des Gregorius von Tours ein gewiſſer Urſus unter der Königin Brunehilde vorkommt, und das cleviſche Wappen mit jenem der römiſchen Familie Aehnlichkeit hat. Wahrſcheinlich aber kommen ſie von jenen Gau- und Markgrafen her, welche den Karlingern gegen die Sachſen, Frieſen und Normänner am untern Rheine große Dienſte geleiſtet haben, und dafür auch belohnt wurden. Denn das Land, was ſie urſprünglich beherrſchten, und die Teuſterbande genannt wurde, nahm einen großen Theil der Niederlande ein, und erſtreckte ſich bis an die weſtphäliſche Mark.

Ohngefähr im achten Jahrhundert nach Chriſti Geburt herrſchte ſchon als Graf von Teuſterband Walter,

welcher ſeine Tochter Beatrix an den Grafen Theodorich oder Dietrich von Cleve verheirathet hatte, und dadurch beide Länder vereinigte. Die jungen Eheleute ſtarben in der Blüthe ihrer Jahre, und hinterließen nur eine Tochter, welche, wie die Mutter, Beatrix genannt wurde, und nun die Erbin der mächtigen Grafſchaft wurde. Sie konnte den Verluſt ihrer Eltern nicht vergeſſen, und beweinte ihren Tod in trauriger Einſamkeit. In tiefe Schwermuth verſenkt, ſaß ſie einſtens bei einem ſchönen heitern Tage an dem Fenſter ihrer Burg, und blickte mit ſtarrem Blicke den ſtillen Rhein hinauf; da ſahe ſie aus der Ferne ein goldnes Schiffchen herabſchwimmen, welches von zwei Schwanen gezogen wurde, und von der Abendſonne beleuchtet, über die glatte Fläche des Rheins flimmerte. Dieſe ſeltſame Erſcheinung ſpannte die Aufmerkſamkeit der Gräfin. Mit Ungeduld erwartete ſie die Annäherung deſſelben; und als es ganz kenntlich bis ſchier zu ihrer Burg herabgekommen war, ſiehe da erhob ſich auf ſeinem hintern Theile, der wie eine Muſchel gebildet war, ein Jüngling ſchön von Geſtalt, in der Blüthe der Jahre, und blickte beſcheiden nach dem Söller, von dem ſie herab ſahe. Der Tracht und der Art nach hätte man ihn eher für einen griechiſchen Gott, als einen teutſchen Ritterſohn gehalten. In der einen Hand hielt er ein vergoldetes Schwert, in der andern einen ſilbernen Schild mit acht goldenen Sceptern, an dem Finger trug er einen Ring, und an ſeiner Seite hing ein ſilbernes Jagdhorn. Seine braunen Locken gräuſelten ſich von der heiteren Stirne herab, aus welcher ein paar feurige Augen ſtrahlten. Der erſte Bart ſchien ihm kaum um die blühenden Wangen angeflogen. Seine Füße waren

waren in Halbſchefel geſchnürt, und von ſeiner breiten Bruſt hing ein faltiger Mantel über die fremde Tunik.

Als die Schwanen der Burg über gekommen waren, drehten ſie ihre weiſſen Hälſe nach derſelben und kehrten ſo das Schifflein an das Ufer. Der Jüngling ſtieg aus, ließ ſich melden, und ward mit Neugierde und Freude aufgenommen. Mit edler Beſcheidenheit näherte er ſich der Fürſtin, und erklärte ihr: »daß ihr Bild ihm ſchon »lange im Traume erſchienen, und daß er dareb an den »Rhein gekommen ſey, um Liebe und Ruhm zu ſuchen.«

Beatrix, entzückt von dieſer ſeltenen Erſcheinung, fragte ihn nach ſeiner Herkunft, nach ſeiner Familie, nach ſeinem Stande und nach ſeinem Nahmen. Er aber antwortete ihr: »Die Fee, welche mich hierher gewieſen, um glücklich zu wer»den, verbot mir auch, wenn ich glücklich bleiben wollte, »meine Herkunft zu entdecken. Alles was ich ſagen kann, »iſt: daß ich von edlem Stamme, und den ſchönen ſüd»lichen Inſeln entſproſſen bin, daß mich mein Vater »Elius, und meine Mutter, der angenehmen Geſtalt »wegen, Gracilis genannt hat.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ein junges Fräulein, welches bisher in der Einſamkeit lebte, nicht unempfindlich gegen einen Mann geblieben ſey, welcher eben ſo ſchön als tapfer war. Er zeichnete ſich bald als einen Helden in allen Gefechten aus, und ſie gab ihm ihre Hand, und theilte mit ihm ihr Fürſtenthum. In dieſer glücklichen Verbindung erzeugten ſie drei Söhne. Dem älteſten, Dietrich, gab der Vater ſeinen Schild und ſein Schwert, und ernannte ihn zu ſeinem Nachfolger; dem zweiten, Gottfried, ſchenkte er ſein Horn mit der Grafſchaft Loen, und der dritte, Konrad, erhielt den Ring

und wurde Landgraf zu Heſſen. Es ſcheint alſo, daß Elins das Gebiet ſeiner Gattin erweitert, und ſich die Gunſt der Kaiſer in einem hohen Grade erworben habe. Einundzwanzig Jahre lebten ſo die liebenden Gatten in glücklicher Ehe, als Beatrix in einem Anfalle von Neugierde ihrem Gatten das Geheimniß ſeiner Abkunft entlockte, und er ihr auf immer entriſſen wurde. Die Schwanen erſchienen mit dem goldenen Schifflein vor der Burg. Elins riß ſich aus den Armen der unglücklichen Gattin, und verſchwand aus ihren weinenden Augen.

In einer Art von Verzweiflung beſtieg ſie den hohen Thurm ihrer Burg und blickte den Rhein hinauf. In jedem Flimmer einer Welle, in jedem herabkommenden Fahrzeuge glaubte ſie den verlornen Geliebten wieder zu finden. Er kam nicht mehr. Nicht lange hat ſie ſeinen Abſchied überlebt. Zum ewigen Andenken dieſer Geſchichte hat man das Schloß zu Cleve die Schwanenburg genannt, und noch glänzt ein goldener Schwan auf dem Gipfel ihres Thurms.

Wie romanhaft dieſe Sage nun immer ſeyn mag, ſo ſtimmen die Geſchichtſchreiber wenigſtens darin überein, daß ein gewiſſer Elias de Grail, von unbekanntem Geſchlechte, Beatrixen die Erbin von Tenſterband geheirathet, tapfer geſtritten, drei Söhne erzeugt, und endlich ſich wieder unſichtbar gemacht habe. Auf ihn folgte ſein älteſter Sohn Dietrich, ein Liebling Karl Martells; ſein Enkel Ludolf hat ſich in den Kriegen Karls des Großen gegen die Sachſen ausgezeichnet. Er ſtarb kinderlos, und hinterließ die Grafſchaft ſeinem Bruder Balduin im Jahre 806. Dieſer iſt als der zweite Stammvater der niederrheiniſchen Fürſtengeſchlechter anzuſehen. Seine Söhne Eberhard und Robert theil-

ten ſein Land. Eberhard, der ältere, erhielt Cleve, und Robert, der jüngere, die Grafſchaft Teuſterband, vermuthlich als ein cleviſches Lehen. Robert hinterließ drei Söhne, wovon der älteſte, Ludwig, Graf von Teuſterband wurde; der mittlere, Diether, gründete die Dynaſtie derer von Altena und Berg, und der jüngſte, Robert, jene von Heusden. Ludwigs Enkel, Ansfried, heirathete Hilfunden, eine Tochter des Grafen von Streyen; aber Frommheit trennte beide Gatten wieder. Sie nahm den Schleier im Kloſter von Thorn, er wurde Biſchof von Utrecht, und hinterließ nach ſeinem Tode, 1008, den größten Theil ſeiner Herrſchaften ſeiner Kirche. Von dem alten Geſchlechte derer von Teuſterband wären alſo drei neue Zweige, nämlich die Grafen von Cleve, von der Mark und von Berg gebildet worden, wovon die erſtern meiſtens den Nahmen Dietrich, die beiden andern aber jenen von Engelbert oder Adolph annahmen.

Zu dieſer Zeit fielen die Normänner von Norden, und die hunniſchen Völker von Süden in das teutſche Reich ein, und bedrohten es mit einer neuen Barbarei. Jene kamen von Frankreich und vom untern Rhein herauf, nahmen Städte und Länder hinweg, und drangen verwüſtend bis nach Coblenz und Trier vor; dieſe zogen von Ungarn her, und hatten den Süden von Teutſchland bis an den obern Rhein in Schrecken geſetzt. Gegen dieſe Horden führten die Grafen aus dem Geſchlechte von Teuſterband die teutſchen Völker an, und trieben ſelbige wieder in ihre Heimath zurück. Baldwin II. von Cleve kämpfte gegen die Normänner mit glücklichem Erfolge. Er nahm ihnen Duisburg und andere Städte weg, ſchlug ſie in verſchiedenen Treffen, und zwang ſie den Rhein zu

rlaſſen. Sein Sohn, Arnold I., focht unter König einrichs I. Fahnen gegen die Hunnen, und als bald hier- uf die Muſelmänner die ganze Chriſtenheit bedrohten, og Dietber der Streitbare gegen ſie zu Feld, und be- auptete in allen Schlachten die Ehre der teutſchen Nation. Durch dieſe den Kaiſern und dem Reiche geleiſteten Dien- te erhielten ſie Duisburg, Kaiſerswerth, Weſel und andere Ortſchaften, welche zuvor Reichsſtädte waren; und ihre Nachfolger, Arnold II. und Dietber IV., erwar- ben ſich durch die Verbeſſerung ihrer Erbländer den Na- men Väter des Vaterlandes.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß beide den Grund zu einer ordentlichen Verfaſſung in ihren Staaten gelegt, und die Städte derſelben entweder erweitert, oder ſelbſt er- bauet haben. Von dem Jahre 1200, wo Dietrich IV. geſtorben iſt, bis auf das Jahr 1305, wo Dietrich IX. zur Regierung kam, haben Kaiſerswerth, Uerdin- gen, Crefeld, Roerort, Duisburg, Mörs, Orſoi, Santen, Rees, Griet, Emmerich, Calcar und Cleve entweder ihre Erweiterung oder ihre freie Stadtverfaſſung erhalten. Unter die- ſen wurden Cleve, Weſel, Emmerich, Calcar, Duis- burg, Santen und Rees als die vorzüglichſten ange- ſehen, und erhielten auch Sitz und Stimme auf den Land- tägen. Die Grafen ſetzten hierauf, der Ueberſchwemmung wegen, eigene Beamten an, welche die Aufſicht über die Waſſerbauten hatten, und Teichgrafen genannt wurden. Ihren Landesadel führten ſie ſelbſt in das Feld, und ihre Geiſtlichkeit beſchenkten ſie mit Gütern und Freiheiten. Im Jahre 1387 waren ſie ſchon ſo mächtig, daß Die- ter VIII. ſeinen Vetter und Pathen gleichen Nahmens, den Grafen von Saarwerden, mit der Grafſchaft Mörs

beehnen konnte. Nachdem von Diether IV. bis auf Diether X. ſieben Grafen faſt mit gleichen Nahmen hintereinander geherrſcht hatten, ſtarb im Jahr 1362 der alte cleviſche Stamm mit Johann II. aus, und kam an jenen von der Mark.

Kremer leitete die Grafen von der Mark, wie jene von Berg, von einem gewiſſen Herrmann her, welcher im Jahr 967 Graf im Keldachgaue war. Dieſer hinterließ einen Sohn gleichen Nahmens, und Adolph I. Von letzterem ſtammen Adolph II., Adolph III. und Eberhard, wovon jener ſich einen Grafen von Berg, dieſer einen von Altena nannte. Von Adolphs III. Söhnen folgte ihm Adolph IV. in der Grafſchaft Berg; Bruno II. wurde Erzbiſchof von Cölln. Erſterer hinterließ fünf Söhne, wovon Adolph V. Graf von Berg, Eberhard, Graf von der Mark und Limburg, Friedrich, Erzbiſchof von Cölln, Engelbert, nach des erſtern Ableben ebenfalls Graf von Berg und Bruno III. Erzbiſchof von Cölln wurde Dieſem folgte Engelbert I. auf dem erzbiſchöflichen Stuhle.

Bergiſche Stammtafel.

Herrmann I. Graf, 976.

Herrmann II., 1010, Graf im Keldachgau.

Adolph I. 1018.
Adolph II. 1068.

Adolph III., Graf von Berg, 1152.

Eberhard, Graf von Altena, 1130.

Adolph IV., 1147. Bruno II., Erzbiſchof von Cölln, 1137.

Adolph V., 1148, von Berg. — Eberhard, 1174, von der Mark und Limburg. — Friedrich II., 1158, Erzbiſchof von Cölln. — Engelbert von Berg. — Bruno III. Erzbiſchof von Cölln, 1196.

Adolph VI., 1229.

Engelbert I., 1225, Erzbiſchof von Cölln.

Adolph. Irmengard, vermählt mit Heinrich von Limburg 1246.

Walram von Limburg, 1246.

Adolph VII. 1257.

Adolph VIII. 1310.

Margaretha, vermählt mit Otto von Ravensberg, 1310.

Margaretha, vermählt mit Gerhard von Jülich, 1361.

Maria, vermählt mit Johann III. von Cleve und der Mark, 1516.

So entwickelt Kremer die Zweige dieſes alten Stammes; die Chroniken und Volksſagen geben ihm aber einen romantiſchen Urſprung. Sie ſagen, daß Dietrich, der Stammvater dieſes Zweiges, ſeiner Gattin habe den Kopf abſchlagen laſſen, weil er ſie während ſeiner Abweſenheit im Verdachte eines Ehebruchs mit einem ihrer Edelknaben hatte, und darob ſeine zwei Söhne Adolph und Eberhard als Baſtarte erklärte. Die Erſcheinung eines Geſpenſtes ohne Kopf, worin er die Geſtalt ſeiner Gattin zu erkennen glaubte, ſoll zuerſt Verdacht gegen ihren Verläumder, hernach Reue in ihm erweckt haben. Er ſuchte ſeine Kinder nach, und ein Abt brachte ſie ihm, der ihn auch von der Unſchuld der Hingerichteten überzeugte. Er ließ den Verläumder beſtrafen, und ſeine Söhne folgten ihm im Jahre 1116 in der Regierung. Adolph und Eberhard theilten die Länder ihres Vaters. Jener nannte ſich einen Grafen von Altena, dieſer von Berg; ſie bauten die Schlöſſer Altena und Altenburg, legten viele Dörfer und Ortſchaften an, und vertheidigten ſie gegen die Grafen von Arnsberg. Obwohl ſie aber den größten Theil ihrer Regierung auf friedliche Anſtalten verwandten, ſo konnten ſie nicht frei von den Fehden ihrer mächtigen Nachbarn bleiben. Sie wurden in den blutigen Krieg, welcher im Jahr 1129 zwiſchen den Grafen von Geldern, Jülich und Cleve wegen Erbfolge entſtand, verwickelt, und zogen an der Spitze ihrer Reiſigen aus, um den Frieden mit dem Degen in der Fauſt herzuſtellen. Nach langen Kämpfen und wechſelſeitigen Verwüſtungen, kam es zu einem ſo verzweifelten Treffen, daß 924 auf dem Platze blieben, und Eberhard ſelbſt gefährlich verwundet wurde.

Während ſeines Krankenlagers dachte er über den Mord ſo vieler Erſchlagenen nach, und wie ein großer Frevel es wäre, auf Unkoſten ſo vieler Menſchen Krieg zu führen. Da ſchreckte ihn ſein Gewiſſen mit fürchterlichen Geſichtern, und er nahm ſich vor, ſobald er geneſen würde, nach dem heiligen Grabe zu ziehen, und ſeine Sünden in der Einſamkeit abzubüßen. Er that es auch wirklich. Ja er ging in ſeiner Schwermuth ſo weit, daß er bei einem Bauer eine Zeitlang die Schweine hüthete. In dieſem Zuſtande fanden ihn zwei ſeiner alten Kriegskameraden, und erkannten ihn ſogleich an der Narbe, welche er in der gelieferten Schlacht über die Stirne erhalten hatte. Sie zeigten es, obwohl er ſich nicht zu erkennen geben wollte, dem Abte an, und dieſer ſchickte ihn ſeinem Bruder Adolph zurück. Beide bauten hierauf neben ihrem Stammſitze das Kloſter Altenburg. Eberhard wurde Mönch und Vorſteher davon. Noch liegen ſeine Gebeine unter dem gothiſchen Gewölbe, und ſein Andenken wird geheiligt und verehrt.

Unter den Nachfolgern Adolphs hören die Nahmen von Teuſterband und Altena allbereits auf. Nachdem ſie die Länder unter ſich getheilt hatten, nannten ſich die Sprößlinge des einen Zweiges Grafen von der Mark, die andern Grafen von Berg. Ihre Taufnahmen blieben aber, wie zuvor, Adolph oder Engelbert. Gegen das dreizehnte Jahrhundert verlegten die bergiſchen Fürſten ihren Grafenſitz von Altenburg nach Düſſeldorf an den Rhein, und verſchönerten dieſe Stadt. Man kann den Urſprung derſelben nicht mit Gewißheit angeben. Vermuthlich war ſie anfänglich ein kleiner Ort, welcher bei dem Ausfluſſe der Düſſel in den Rhein erbauet wurde, und daher auch den Nahmen Düſſeldorf erhalten hat.

Als die bergiſchen Grafen dahin ihre Reſidenz aufgeſchlagen, und ſich ein Schloß erbauet hatten, zog eine Menge Menſchen von edlem und bürgerlichem Stande um ſie her, und vermehrten mit ihren Gebäuden die Stadt. Die Grafen erweiterten hierauf die Mauern, und gaben den Einwohnern Stadtrechte. In ſpätern Zeiten wurde Düſſeldorf der Sitz der Pracht und der Künſte am Niederrhein. Der Adel verſammelte ſich da, um Feſte und Turniere zu geben; Künſtler und Handwerker, um den Glanz des Hofes zu verſchönern.

Mit Adolph VIII. ſtarb im Jahre 1348 der männliche Zweig der Grafen von Berg aus. Seine Tochter Margaretha brachte, der Erbfolge gemäß, die Grafſchaft an ihren Gemahl, den Grafen Otto von Ravensberg, wodurch beide Länder vereinigt wurden. Sie hinterließen ebenfalls nur eine Tochter, welche Margaretha hieß, und dieſe brachte im Jahr 1361 Berg und Ravensberg an Gerharden von Jülich, deſſen Nachfolger alle dieſe alten Grafſchaften erbten.

Die Grafen von Jülich ſtammen aber von jenen alten Gaugrafen des Jülichgaues ab, wovon ſchon im Jahre 938 einer unter dem Namen Gerhard erſcheint. Sein Sohn Wilhelm I. machte ſich in den Kriegen, welche Otto der Große gegen die mächtigen Herzoge von Franken und Lothringen am Rheine führte, verdient, und es iſt zu vermuthen, daß er und ſeine Nachfolger, welche entweder Gerhard oder Wilhelm hießen, dieſe Grafſchaft bei ihrem Stamme erblich gemacht haben. Im Jahr 1237 erhielt Wilhelm V. von dem Kaiſer Friedrich II. die Vogtei über Aachen, wodurch er mit den Erzbiſchöfen von Cölln in einen verderblichen Krieg verwickelt wurde. Graf Gerhard hatte, wie wir ſchon ge-

hört haben, durch seine Heirath mit Margarethen von Berg, deren Länder an sein Haus gebracht. Graf Wilhelm VII. wurde von Kaiser Karl IV. zu einem Herzoge ernannt. Sein Sohn Wilhelm IX. erbte durch seine Mutter Maria im Jahr 1371 das Herzogthum Geldern und Zütphen, und Wilhelm X. erhielt durch die seinige, Elisabeth, deren Mutter eine geborne Gräfin von Heynsberg war, auch im Jahre 1484 diese Grafschaft.

Indeß wurden die Grafen oder Herzoge von Jülich durch diese Erbschaften und Vortheile in Kriege verwickelt, welche sie öfters mit einem gänzlichen Untergange bedrohten. Wir werden es noch in der künftigen Geschichte hören, wie Wilhelm V. wegen des Vogteirechtes zu Aachen sein Leben und seine Länder, und Wilhelm VII. wegen der bergischen Erbschaft in der Schlacht bei Cleve seine Freiheit verloren haben. Der verderblichste Krieg aber, so diese Grafen zu bestehen hatten, war jener, welcher aus ihrer Erbfolge in Geldern erstund. Wilhelm VIII. mußte sich gegen die Truppen des Herzogs Johann von Brabant, und endlich gegen die Macht der Könige von Frankreich wehren. Auf das äußerste gebracht, schlug er sich mit 300 Reutern durch die feindliche Armee, und rettete sich und seine Staaten. Hierauf ließ er sich und sein Haus unter dem Titel eines Herzogs mit Geldern belehnen; allein Arnold Egmondan machte Ansprüche darauf, und rückte in seine Länder, mit großer Heeresmacht. Gerhard II. mußte Geldern dem wilden Eroberer abtreten, als dieser aber, des Vertrags ohngeachtet, muten im Frieden noch einmal die jülichischen Länder verwüstete, rufte jener verzweiflungsvoll den Rest seiner Krieger zusammen, und lieferte diesem im Jahr 1444 am St. Hubertstage eine so fürchterliche

Schlacht, daß er faſt alle ſeine Leute verlor, und ihm den Beſitz ſeiner Erbländer laſſen mußte. Dieſes Sieges wegen hielt Gerhard in Düſſeldorf ein großes Feſt, und ſtiftete den St. Hubertsorden. Um aber künftig gegen die Anfälle der niederländiſchen Fürſten ſicher zu ſeyn, verkaufte er im Jahre 1473 alle ſeine Anſprüche auf Geldern und Zütphen an Karl von Burgund, und hinterließ ſeinem Sohne Wilhelm IX. Jülich und Berg.

Dieſer war ein eben ſo kluger als tapfrer Prinz. Aber er konnte ſeinem Hauſe keine männliche Nachkommen geben. Seine erſte Gemahlin Eliſabeth ſtarb in Kindesnöthen, und von ſeiner zweiten, Sibilla von Brandenburg, erzeugte er nur eine Tochter Maria. Von den mächtigen Grafenſtämmen am Niederrhein war alſo nur noch ein männlicher Zweig in Cleve übrig geblieben, und auch dieſer ſchien zu verwelken. Als nämlich im Jahre 1320 Otto von Cleve ohne männliche Nachkommenſchaft geſtorben war, folgten ihm ſeine Brüder Dietrich X. und Johann; beide hatten nur weibliche Erben. Des letztern Tochter war an Adolph V., Grafen von der Mark, vermählt, und von dieſer Ehe blieb im Jahre 1368 nur noch ein einziger Prinz, Adolph, übrig, aber dieſer war Erzbiſchof von Cölln, und Biſchof zu Münſter. In dieſer gefährlichen Lage ruften die Stände des Landes, mit Bewilligung des Pabſtes und des Kaiſers, den geiſtlichen Fürſten zur weltlichen Regierung ſeiner Grafſchaften. Er vertauſchte alſo den Biſchofsſtab gegen die ſchöne Hand der Prinzeſſin Margaretha von Berg, und pflanzte ſein Geſchlecht am Rheine fort. Er beſtätigte den Städten ihre alten Freiheiten und gab ihnen neue. Er ſchützte ſeine Länder durch Bündniſſe und Vertreibung der Räuber. Seine Gemahlin brachte ihm Kaiſerswerth als Pfandſchaft

zu. Sein Hof war glänzend, seine Regierung sowohl im Kriege als Frieden glücklich.

Nach seinem Tode hatte sein Sohn **Adolph II.** einen fürchterlichen Krieg gegen seinen Oheim **Wilhelm** von Jülich zu führen, welcher, wie wir gehört haben, nun auch Graf von Berg geworden war. Dieser hatte ihm die seiner Mutter schuldige Pfandschaft auf Kaiserswerth versagt, fiel mit den mächtigen Grafen von Geldern, von Heinsberg, von Salm und andern Herren verbunden, die clevischen Länder an, und drohte ihm selbst aus seiner Hauptstadt zu vertreiben. In dieser Noth zog Adolph seine Leute an die Mauern von Cleve zurück, und schickte eilends Boten nach Weicl, um die Bürger zum Kampfe aufzubieten. Er ordnete seine Truppen so, daß sie im schlimmsten Falle sich in die Stadt zurückziehen konnten. Aber seine Mutter Margaretha war auf den Schwanenthurm gestiegen, um von da herab entweder den Sieg des Sohnes oder des Bruders ängstlich abzuwarten.

Wilhelm, stolz auf die Anzahl seiner Truppen, griff zuerst an, und brachte die Clevischen zum Weichen. Viele davon trennten sich schon, und liefen nach der Stadt, um hinter den Mauern Schutz zu suchen; als Adolph unter einem Hagel von Pfeilen sich dem andringenden Feinde entgegensetzte, und sie so lange zurückhielt, bis die Weseler heranrückt waren, um ihn zu unterstützen. Bei deren Ankunft kehrte alles wieder zur Schlacht, was bisher schon flüchtig gegangen war. Die Weseler griffen die Bergischen auf den Seiten und in dem Rücken an, indeß Adolph sich mit denen von Cleve auf den Mittelpunkt stürzte, um ihn zu durchbrechen. Der Kampf war blutig und allgemein. Die Anführer fochten wie die Gemeinen.

Die Bergiſchen wurden zurückgeſchlagen, und gänzlich zerſtreuet. Der Graf Wilhelm und deſſen Bruder, der Graf von Geldern, nebſt vier andern Grafen, 600 Rittern und 2000 Gemeinen wurden gefangen, ohne die, welche auf dem Platze geblieben ſind. Dieſer Sieg machte den Grafen Adolph am ganzen Rheine berühmt. Sein Bruder Dietrich, Graf von der Mark, nahm eine Zeitlang die bergiſchen Länder in Beſitz. Wilhelm mußte ihm die Pfandſchaft auf Kaiſerswerth abtreten. Die Bürger von Cleve erhielten die Zollfreiheit auf dem Rheine und der Ruhr. Von dem Herzoge von Geldern erhielt er Emmerich und die dabei liegenden Inſeln. Die übrigen gefangenen Fürſten löſten ihre Freiheit durch Geld. Nach ſo glänzenden Thaten ſchmückte ihn der Kaiſer Sigismund im Jahre 1417 auf dem Koncilium von Konſtanz mit dem Herzogshute. Aber dieſe Würde konnte die Einfachheit ſeiner Sitten nicht ändern. Als ihm daher der Kaiſer bemerkte, daß ſeine einfache Kleidung ſich nicht für einen Herzog ſchicke, ſagte er: »Wenn ich mein Kleid »eher ändere, als meine Sitten, ſo werden meine Unter»thanen nicht mehr den Herzog, ſondern den Rock in »mir ehren.«

Sein Enkel Johann III. vereinigte endlich alle die niederrheiniſchen Herzogthümer in ſeinem Hauſe, indem er im Jahre 1516 Marien die Erbin von Jülich und Berg ehelichte. Ehe wir aber die Geſchichte Adolphs und ſeiner Nachkommen fortſetzen, müſſen wir auf jene von Cölln zurückkommen, mit der ſie innigſt verwebt iſt.

Geschichte von Cölln.

(Fortsetzung.)

Nach dem großen Kampfe, welchen die Erzbischöfe Bruno und Adolph von Altena wegen ihrer Anhänglichkeit an die Gegenkaiser zu bestehen hatten, wurde Engelbert aus dem nämlichen Hause auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben, und dieser vollendete was Bruno I. und Philipp von Heinsberg angefangen hatten. Schön und einnehmend von Gestalt, kühn und zugleich listig an Geist, hatte er dem Erzstifte einen Wohlstand und ein Ansehen verschafft, dessen sich kein anderer Staat am Unterrheine zu der Zeit rühmen konnte. Schon in seinem zwanzigsten Jahre wurde er zu einem Bischofe von Münster erwählt, er lehnte diese Würde damals ab, um künftig eine größere als Erzbischof von Cölln zu erhalten. Er wußte, was zu der Zeit ein seltener Fall war, den Pabst und den Kaiser zugleich zu gewinnen. Er wurde beider Vicarius in Teutschland. Hierauf beredete er die Gräfin Mathilde von Wied, seinem Stifte ihre Grafschaft zu vermachen, und seinen Bruder Adolph, den Grafen von Berg, nach Palästina zu ziehen, damit dieser ihm auch die Verwaltung seiner Stammherrschaften überließ. Der Kaiser Friedrich II. selbst übertrug ihm, bei dem Kreuzzuge, die Regierung des ganzen Reichs.

Mit einer solchen Macht umgeben, wollte er den Landfrieden in Teutschland, und in seinen Staaten, durch geistliche und weltliche Gewalt zugleich erhalten. Er vertrieb das Raubgesindel mit gewaffneter Hand aus den Schlupfwinkeln oder festen Burgen, gab seinen Ländern

eine regelmäßige Verfaſſung und Geſetze. Er ſchützte den Ackerbau, den Kunſtfleiß und den Handel. Seine Burgen umgab er mit neuen Bollwerken, und ſeine Städte verſchönerte er mit neuen Gebäuden. Das kühnſte und prächtigſte davon war zuverläſſig der Dom zu Cölln, den er zwar nicht ſelbſt vollführt, wozu er aber den Grundriß entworfen hat. Die Hauptkirche zu Mailand, die Münſter von Freiburg und Straßburg, die Kaiſerspaläſte von Kaiſerslautern und Gelnhauſen, welche faſt zu gleicher Zeit erbauet wurden, ſind jederzeit als Meiſterſtücke der gothiſch-teutſchen Baukunſt angeſehen worden, ſie werden aber alle, ſowohl an Pracht als Größe von dem Dom zu Cölln übertroffen, deſſen Entwurf aus dem großen Geiſte Engelberts hervorgegangen iſt.

Nach dem noch vorhandenen Riſſe ſollte dieſer Dom, in chriſtlichem Sinne, die Form eines lateiniſchen Kreuzes erhalten, deſſen gerader Balken dem Gebäude von Abend nach Morgen 400 Fuß Länge, und ſein Querbalken, von Mittag bis Mitternacht 200 Fuß Breite gegeben hätte. Aus deren Mitte, wo beide ſich durchkreuzen, würde eine zu dem Himmel aufſtrebende Kuppel emporgeſtiegen ſeyn. Neben der Hauptthüre, auf der Abendſeite des Kreuzes, ſollten zwei ungeheure Thürme, in fünf auf Säulen und Spitzbögen getragenen Geſchoßen, aufſteigen, deren Spitze ſich mit durchbrochenen Ranken und Knospen zuletzt in einer großen Blume geendet haben würde. Das untere Geſchoß eines jeden Thurms war zu einer Vorhalle eines Nebeneinganges beſtimmt. An den beiden Endungen des Querbalkens gen Mittag und Mitternacht hätten ſich dem frommen Volke zwei Seitenthüren eröffnet. Der gen Oſten ſich erſtreckende Längebalken macht jetzt, vollendet und gerundet, den hohen Chor aus, deſſen Gewölbe ſich

auf vierzehn ſtarken aber ſchlanken Säulen von Innen gar wunderbar bis zu einer Höhe von 150 Fuß erhebt, und durch große mit der mannigfaltigſten Glasmahlerei geſchmückte Fenſter myſtiſch erleuchtet wird. Um dieſen Chor und ſeine vierzehn Säulen winden ſich faſt roſenförmig eben ſo viele Kapellen oder Krypten, in deren mittelſter oder hinterſter die Reliquien der heiligen drei Könige, und denen zu beiden Seiten die Ueberreſte und Grabmäler der merkwürdigſten Erzbiſchöfe liegen. Von auſſen thürmen ſich von dieſen Kapellen herauf Säulen und Bögen mit feinem Gebilde und Schnitzwerk über einander her gegen das Gewölbe des Chors, deren wunderbare Anordnung eben ſo ſehr der Unterſtützung als der Zierde des Ganzen dient.

Die große weite Halle des Doms wird von vierundſechszig ungeheuren Saulen und ihre Seitenwände durch eben ſo viele Pilaſter getragen. Sie iſt durch große Fenſter erleuchtet, auf denen die heilige Geſchichte in den ſchönſten Farben glänzt. Statuen der Heiligen und halberhabenes Schnitzwerk, Knospen, Blumen, Engel und Fratzenköpfe zieren die Kapitäle, die Bögen, die Thüren und die Wände des herrlichen Gebäudes. Man könnte es einen heiligen Hain, von Steinen aufgeführt, oder wie Schlegel meint, eine große ungeheure Kriſtalliſation nennen. Seine Säulen gleichen den ſchlanken freien Stämmen der Fichten und Buchen; ſein Gewölbe den verflochtenen Aeſten und Blättern, und ſeine Thürme und Kuppeln den Kronen der Bäume, welche über den ganzen Wald ſich erheben. Der goldene Kaſten, worin die Köpfe der heiligen drei Könige liegen, und der ehemalige Hochaltar, ſind ein eben ſo wunderbares Kunſtwerk im Kleinen, wie der Dom im Großen. Hier ſieht man die ſeltſamen

und mannigfaltigen Formen und Farben in Gold, Emaille und Edelsteinen, wie dort in Quadersteinen.

Mit dem Plane dieses großen Kirchengebäudes in Steinen, faßte Engelbert zugleich auch jenen, eines großen Staatsgebäudes in Gesetzen und Verfassung. Wir haben bereits in der Geschichte Karls des Großen des herrlich fränkisch-teutschen Reichs gedacht, worin durch Freihöfe, Hundreden, Gauen, Herzogthümer und Königreiche das Ganze, wie der Dom von Cölln oder der Münster von Straßburg, zu der Spitze zweier Thronen zusammen lief, von wo herab auf einem der Pabst, auf dem anderen der Kaiser die Christenheit leiteten. Diese Verfassung war unter den Nachfolgern Karls durch das Faustrecht durchbrochen worden, und zu dieser Zeit wurden der heimlichen und öffentlichen Verbrechen so viele begangen, daß sowohl die Beichtstühle oder Gottesgerichte, als die Schöppenstühle oder Kaisergerichte ihre Kraft verloren hatten. In dieser Verwirrung aller gesellschaftlichen Ordnung glaubte Engelbert, daß diesem heimlichen oder unbestraften Unwesen auch nur durch heimliche Gerechtigkeitspflege Einhalt gethan werden könnte. Er ließ sich daher vom Pabste und Kaiser zugleich zum Großinquisitor von ganz Teutschland ansetzen, und führte jene schauerlichen Gerichte ein, welche man die Vehm oder Heimlichen nannte. Zu diesem Zwecke verband er sich heimlich mit vielen Fürsten und Rittern oder auch Geistlichen durch fürchterliche Eide: einen jeden, welchen sie als einen Meuchelmörder, Räuber, als Ehebrecher, oder Kirchen- und Mädchenschänder erkannten, anzugeben. Dieser wurde hierauf durch angeschlagene Zettel vor das heimliche Gericht gefordert, angeklagt, gerichtet und nach Maaßgab seiner Verbrechen gestraft. Erschien er nicht, so fing man ihn auf Wegen und Stegen oder auch in seiner eigenen

Burg, und vollzog an ihm das gesprochene Urtheil. Diese eben so seltsame und nur dem schauerlichen Mittelalter eigene Anstalt flößte bald Schrecken in allen Gegenden Teutschlands ein. Sie hatte auch anfangs einen heilsamen Einfluß auf die Sicherheit der Länder und Straßen. Da sie aber auf heimliche Angabe gegründet war, so wurde sie endlich selbst eine Heblerin der Unsicherheit. Die Vehmgerichte dauerten bis in das fünfzehnte Jahrhundert, wo sie wegen ihrer offenbaren Mißbräuche überall verboten und abgeschafft wurden.

Wenn es aber auch Engelberten nicht gelungen ist, durch die Vehmgerichte den Landfrieden in Teutschland zu erhalten, so kann man ihn wenigstens als einen der Hauptgesetzgeber des Cölnischen Erzstiftes ansehen. Sein geistliches Gebiet wurde in sechs Archidiakonate, das weltliche in mehrere Aemter vertheilt. Jene waren an die Hauptkirchen des Erzstiftes gebunden, nämlich zu St. Peter in Cölln, zu St. Cassius in Bonn, zu St. Viktor in Xanten, zu St. Patroklus in Soest, zu St. Quirin in Neuß und zu St. Martin in Dortmund. Die Aemter bildete er nach Schlössern und Städten. Man theilte sie nach der Hand rechts und links am Rheine hinunter in achtzehn und die Feste Recklingshausen ab. Sie hießen von den Ortschaften Neuß, Andernach, Altena, Bonn, Brüel, Godesberg, Hard, Lechenich, Zülpich, Rheinach, Neuburg, Altenwied, Deuz, Hultracht, Linn, Kempen, Duisberg und Rheinberg. Das Herzogthum Westphalen hatte seine eigene Verfassung und Verwaltung, durch Richter und Landstände.

Auf diese Weise hatten die Erzbischöfe von Cölln ein großes Gebiet in geistlichen und weltlichen Dingen; aber

der Geiſt der Freiheit, welcher zu der Zeit die Domkapitel, den Adel und die Städte am Rheine belebte, erweckte bald hier, wie in dem Trieriſchen, Landſtände, ohne deren Zuthun und Beiſtimmung keine neuen Grundgeſetze in der Verfaſſung gemacht, kein Land oder Schloß veräußert, und keine Auflagen angelegt werden durften. In dem Erzſtifte von Cölln waren die Landſtände in vier Klaſſen abgetheilt. Die erſte machte das Domkapitel ſelbſt aus, die zweite beſtand aus den Grafen, welche entweder in dem Lande anſäßig waren, oder von dem Stifte Lehen trugen;[1] die dritte bildete der niedere Adel des Erzſtiftes, und die vierte ſeine beträchtlichen Städte. Davon waren Bonn, Zülpich, Lechenich, Brüel, Urdingen, Linn und Rheinberg Feſtungen, und hatten daher auch eine monarchiſche Verfaſſung, dagegen neigten ſich Cölln, Neuſe, Andernach, Linz, Unkel und Neuß der Demokratie freier Reichsſtädte.

Unter dieſen Städten waren Cölln und Bonn die Sitze der geiſtlichen und weltlichen Regierung. Indeß hatte erſtere Stadt, wie wir noch hören werden, von den Erzbiſchöfen und Kaiſern große Freiheiten erworben, und ſich in weltlichen Dingen faſt gänzlich unabhängig gemacht. In den bürgerlichen Kriegen, welche darob entſtanden, mußten die Erzbiſchöfe, von den Bürgern vertrieben, öfters flüchtig gehen; ſie verlegten daher den Sitz ihres Hofes und ihrer weltlichen Regierung nach Bonn, und behaupteten ſich in Cölln wenigſtens im Beſitze ihrer geiſtlichen.

Bonn war ſchon unter den Römern eine der Hauptfeſtungen und Munizipalitäten am Rheine geworden.

1. z. B. die von Arenberg, Salm, Bentheim, Heiſenſtein ꝛc.

Kaiſer Julian erweiterte ihre Mauern und Bollwerke, nachdem er die nordiſchen Völker zurückgetrieben hatte, und Helena, Conſtantins Mutter, bauete darin dem heiligen Caſſius, Florus und Malujus zu Ehren, eine Kirche, worin man ihr Bild noch findet. Die Erzbiſchöfe von Cölln gründeten auf dieſe Kirche, welche in ihrem geiſtlichen Gebiete lag, auch ihr weltliches in der Stadt und umliegenden Gegend; und die Bürger von Bonn nahmen ſie willig in ihre Mauern auf, wenn ſie aus Cölln vertrieben waren, weil ihr Hof und ihr Aufwand die Pracht und den Wohlſtand ihrer Stadt vermehrten. Von dieſer Zeit an finden wir eine gewiſſe Eiferſucht unter beiden Städten. In Cölln herrſchte Volks-, in Bonn Hof-Geiſt und Sitte; jenes haßte, dieſes liebte ſeinen Erzbiſchof. In jenem zeigte ſich eine gewiſſe Rohheit, in dieſem eine auffallende Höflichkeit in den Manieren. Cölln neigte ſich zur Demokratie, Bonn blieb jederzeit in den Schranken der Monarchie. In erſterer Stadt regierte der Erzbiſchof durch Gewalt und Waffenmacht, in letzterer durch Liebe und Wohlthätigkeit.

Man kann nicht ſagen, daß ſich ſchon unter Engelbert dieſer Geiſt gebildet, noch daß er den Cölniſchen Staaten allein ihre Verfaſſung gegeben habe; aber ſelbſt ſein trauriger Tod beweiſet, daß er von ſeinen Unterthanen eben ſo geliebt, als von den Störern der öffentlichen Ruhe gehaßt war. Da er ſtrenge auf Geſetze und die Vollſtreckung derſelben hielt, und, um den Landfrieden zu behaupten, ſogar als der Urheber der berüchtigten Vehmgerichte angeſehen wurde, ſo erweckte er ſich auch eine Menge Feinde, beſonders unter jenen Rittern, welche bisher von Raub und Fehde lebten. Unter dieſen

war Friedrich von Isenburg an der Ruhr der gefährlichste. Er wurde von den Abteien Essen und Werden, deren Schirmvogt er war, der Untreue und Bedrückung angeklagt. Engelbert lud ihn im Jahre 122[illegible] vor sein Gericht nach Soest und verdammte ihn zur Strafe. Nach diesem Urtheile schwur Friedrich dem Erzbischofe Rache, und als dieser nach seinen Ländern an den Rhein zurückkehren wollte, überfiel er ihn mit seinen Gesellen, an dem Orte, wo sich zwischen Gevelsberg und Schwelm die Straßen kreuzen, und ermordete ihn nach einem verzweifelten Kampfe mit siebenundzwanzig Wunden.

Diese That wurde sowohl in den Cöllnischen Landen als dem ganzen Reiche mit Abscheu und Unwillen vernommen. Engelbert's Leiche wurde zuerst nach der Abtei Altena, dann nach Cölln gebracht, und in der Hauptkirche auf ein Paradebett gelegt, wo das zuströmende Volk mit Thränen in den Augen seine Wunden küßte, und aus selbigen eine Wunderkraft zu strömen glaubte. Der Nachfolger des Erschlagenen, Heinrich von Mölenack, brachte sein blutiges Kleid nach Nürnberg auf den Reichstag; die versammelten Fürsten wurden über die Ermordung mit gleichem Abscheu erfüllt, wie das Volk von Cölln, und sprachen über den von Isenburg das Todesurtheil aus. Hierauf bot Heinrich seine Stiftsleute auf, belagerte Isenburg und Nuenburg; und nachdem er beide Schlösser eingenommen hatte, ließ er sie von Grund aus zerstören, und alles, was er darin fand, rädern. Bald hierauf wurde der erschlagene Engelbert als ein Märtyrer unter die Zahl der Heiligen gesetzt; der flüchtige Friedrich aber bei Lüttich gefangen, zu Cölln gerädert, und seine Leiche auf das Rad geflochten.

Die Acht, welche nun über das Haus Isenburg[1] ausgesprochen war, hatte die nachtheiligsten Folgen auf Friedrichs Kinder. Ihre Erbschlösser waren niedergerissen, ihre Länder von dem Erzbischofe von Cölln und dem Grafen von der Mark in Beschlag genommen, und sie selbst den Verfolgungen ihrer Feinde ausgesetzt. In dieser Noth suchten sie Hülfe bei ihren Oheimen, dem Grafen Heinrich von Limburg und Berg und dem Bischofe von Osnabrück. Diese rüsteten auch bald ein groſses Heer, um die unschuldigen Waisen in ihren Rechten zu schützen; sie wurden aber von Adolphs Dienstmannen, den tapfern Gebrüdern von Brenen, bei Hamm und im groſsen Curwalde, ohnweit der Ruhr geschlagen. Heinrich muſste nach Limburg gehen, um Besitz von der Grafschaft zu nehmen, welche ihm sein Vater hinterlassen hatte.

Während dieses Krieges war der Erzbischof von Cöln, Heinrich von Mölemack mit Tode abgegangen, und statt seiner, Konrad von Hochstetten an seine Stelle gewählt. Dieser war einer der kühnsten und herrschsüchtigsten Prälaten, welche den heiligen Stuhl zu Cölln besessen haben. List, Gewalt und Bestechung galten ihm gleichviel, wenn er nur seine Macht vermehren konnte. Konrad sah wohl ein, daſs er in dem Kriege gegen die Isenburger für sein Erzstift gewinnen könne. Er lieſs daher zu Deutz eine starke Burg mit achtzehn Thürmen erbauen, und machte von da aus mehrere Ausfälle gegen das bergische Gebiet. Sobald Heinrich davon benachrichtigt wurde, kam er von Limburg herauf mit einem zahlreichen Heere über den Rhein gezogen, und überfiel die märkischen Länder. Der Sieg neigte sich bald auf die eine, bald auf die andere

1. Es war nicht das rheinische Haus Isenburg im Engersgau.

Seite. Heinrich wurde zuerſt bei Vielgeiſt, dann Adolph bei Sonnborn geſchlagen. Die feindlichen Parteien ſchloſſen endlich im Jahr 1343 einen Frieden, wodurch die Grafen von der Mark im Beſitze der iſenburgiſchen Länder an der Ruhr und Lippe verblieben; den Kindern des geächteten Friedrichs aber, Limburg mit ſeinen Umgebungen eingeräumt wurde.

Nach dieſem blutigen Anfange ſeiner Regierung dachte Konrad ſeine Macht erſt recht feſt zu gründen. Da durch die bisherige Zwietracht der Gegenkaiſer der Einfluß der rheiniſchen Kurfürſten auf deren Wahl ſich vermehrt hatte, ſo verkauften ſie die Reichskrone an einheimiſche und fremde Fürſten, und bereicherten dadurch ihre Schatzkammer und Einkünfte. Konrad benutzte die erhaltenen Geſchenke zur Erhöhung ſeiner Pracht und ſeiner Herrſchaften. Um das Volk an ſeine kühnen Unternehmungen zu gewöhnen, ließ er den herrlichen Dom aufführen, wozu ſchon Engelbert den Plan gegeben hatte. Durch die Geſchenke, welche er von den Kaiſern erhalten, oder die das fromme Volk den heiligen drei Königen geopfert hatte, wurde er in Stand geſetzt, einen ſo ungeheuern Bau zu beginnen. Im Jahr 1248 legte er in Gegenwart des Kaiſers Wilhelm und der ihn begleitenden Fürſten den Grundſtein, und der Hauptheil der Kirche, mit einem Thurme, fing an, vom Grunde ſich zu erheben.

Das Volk von Cöln ſah dieſe herrliche Kirche nicht ohne frommen Stolz mitten über die Häuſer ſeiner Stadt emporſteigen, und unterſtützte dabei den Erzbiſchof durch ſeine Beiträge und ſeine Werkleute; allein dieſer wollte mit dem geiſtlichen Gebäude zugleich auch ſein weltliches deſto feſter gründen. Dadurch entflammte jener fürchterliche Bürgerkrieg zwiſchen den Erzbiſchöfen und der Stadt

Cölln wieder, welcher ſchon hundert Jahre gedauert, die Länder und Städte umher öfters verwüſtet, und die Geſchichte dieſer Stadt zu einer der merkwürdigſten am Rheine gemacht hat. Wir müſſen den Urſprung davon in der Geſchichte der Römer aufſuchen.

Wir haben bereits ſchon angeführt, daß Cölln von der agrippiniſchen Familie als eine römiſche Kolonie gegründet wurde. Seit dieſer Zeit rühmte ſie ſich ihres römiſchen Urſprungs und der Freiheitsliebe ihrer Bürger. Ohngefähr zur Zeit des Imperators Veſpaſianus wurde ſie von einem der Gegenkaiſer belagert, und durch Mangel an Lebensmitteln auf das äußerſte gebracht. Man dachte ſchon an Uebergabe und Unterwerfung, da trat Marſilius unter die geſchreckten Bürger, und ſprach alſo zu ihnen: »Mit Unmuth muß ich hören, daß ihr von »Uebergabe und Knechtſchaft ſprecht, da wir noch Mittel »haben, uns zu wehren. Wo öfters Gewalt nicht hinreicht, hilft einem entſchloſſenen Volke die Liſt. Da ihr »euch ſo zaghaft und weibiſch betragt, ſo ſollen euch auch »die Weiber retten. Dieſe müſſen mit Karren und bewaffnet zu einem Thore hinausziehen, als wollten ſie »Holz fällen; und wenn dann die Feinde ihr Lager verlaſſen, um ſelbige zu fangen, eilen wir zum andern »Thor hinaus, fallen ihnen in den Rücken und ſiegen.« Dieſer eben ſo kühne als liſtige Anſchlag gelang. Die Belagerer wurden vertrieben, der Aſterkaiſer ſelbſt gefangen und zum Tode verurtheilt. Als er auf einem ausgebreiteten Tuch kniete, um den Todesſtreich zu empfangen, bat er um Gnade. Die Cölluer holten hierauf ein groſſes Buch, worin ſie ihre Freiheiten und Privilegien verzeichnet hatten, und der Kaiſer mußte ſie unterſchrei-

ben. Die Stadt Cölln hat dieſen Tag ihrer Befreiung jährlich den Donnerstag nach Pfingſten, unter dem Nahmen der Holzfahrttag, bis auf unſere Zeiten gefeiert. Der Kaiſer iſt in der Chronik nicht genannt, den ſie auf dieſe Weiſe beſiegt haben ſollen. Wenn etwas von dieſer Sage in der Geſchichte gegründet iſt, ſo muß es unter einem der vielen Gegenkaiſer geſchehen ſeyn, welche zu der Zeit von den rheiniſchen Legionen erhoben waren.

Die nämliche Chronik will auch aus dem Geſetze über die Steuern, worin es heißt, daß die Agrippinenſer römiſchen Rechts ſeyn, und dem Kaiſer keine Steuer geben ſollten, ſchlieſſen, daß Cölln ſchon zu der Zeit Trajans eine vorzüglich begünſtigte Stadt geweſen ſey. Dieſelbe Chronik behauptet ſogar, daß die älteſten Geſchlechter der Stadt ſchon zu der Zeit nach Cölln gekommen, und in der Zahl von dreimal fünf die Vorboten ihrer künftigen Herrlichkeit geweſen ſeyen. In einem alten Holzſchnitte ſtehen ſie um den Kaiſer Trajan, mit ihren Wappen, und er theilt ihnen den Freibrief aus, worauf geſchrieben iſt:

Yr edell Burger Wir fryen uch
Diſe gulden Bull ſy euer Getzuch.

Die Nahmen dieſer fünfzehn Geſchlechter ſind: Oberſtolze, Scherffgen, vom Horne, Quattermart, von der Atacht, Spiegel vom Rodenberg zum Dieſenberg, die Juden, Hardefuſt, Lieskirchen, vom Geyer, vom Grüne, Birkelin, von Hirzelein, vom Oberſtolz, die man nennt von Effrem und Kleingedank. Hierauf folgen noch zweimal fünfzehn mit ihren Wappen, welche ſpäter dahin zogen, oder von den erſten entſproſſen ſind; ſie heißen: Hilger von der Steſſen, von Kleingedank, die man nennt

on Wommerloch, Spiegel auf dem Quer, von Veneſis, on Trewen, von Roſtock, Kunzen die man nennt Raitzen, om Hirſch genannt von der Landskron, die Schwarzen enannt vom Hirſch, Schyderich, von Turſyn, vom Plays, on Merode, Veruſave, von Lyntbier genannt Schallen- erg, vom Walde, Wommerloch, Stommel, von der Leyen, Panthaleon, von Düych genannt von Heuberg, on Stave, von Cranz, von der Pew, von der Reven, on Schönwetter, von Leiff, von Leopart, von Gulden- aupt, von Schrunen, von der Wullengaß genannt von Thurn, von Wannenheim, die Walraben genannt Wall- raven.

Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob ein oder das andere dieſer Geſchlechter von Römern herſtamme oder nicht. Wer kann die Geſchlechtsfolge über das vierte Jahrhundert beweiſen? So viel aber können wir mit Gewißheit behaupten, daß es in Cölln ſchon unter den Römern und Franken eine Menge Handwerker und Künſt- ler, und unter dieſen, beſonders während der ſächſiſchen Dynaſtie, wie in allen Reichsſtädten, Patriciergeſchlechter gegeben habe. Auch war Cölln frühzeitig darauf bedacht, des römiſchen Urſprungs wegen, ſeine Verfaſſung der rö- miſch-republikaniſchen gleich zu bilden. Die alten Nahmen einer Civitas, eines senatus populusque, eines Capito- lium und eines Campus martius ꝛc., welche ſich bis in ſpätere Zeiten erhalten haben, gaben den Einwohnern dieſer Stadt eine Vorliebe für römiſche Einrichtungen. Dieſen republikaniſchen Geiſt äuſſerten ſie ſchon frühe ſowohl gegen die kaiſerlichen Vögte als ihre Biſchöfe. Nachdem der Erzbiſchof Bruno von ſeinem Bruder, Kaiſer Otto dem Großen, wichtige Freiheiten und Vorrechte für ſein Erz-

ſtift erworben hatte, ließ er auch die Stadt Cölln daran Theil nehmen, und letztere war bemüht, dieſe Begünſtigungen geltend zu machen. Von dieſer Zeit an erkannten die Erzbiſchöfe zwar die Freiheiten und Privilegien der Stadt an, allein ſie behaupteten, daß dieſelben den Bürgern von ihren Vorfahren, als eine beſondere Gnade ertheilt worden wären. Darüber entſtand bald nach Brunos Regierung jener Streit zwiſchen beiden Theilen, welcher ſich bis auf unſere Zeiten erſtreckte, und mit eben ſo viel Liſt als Hartnäckigkeit geführt wurde.

Die erſten blutigen Auftritte davon äußerten ſich ſchon unter der Regierung Hannos II., welcher doch als ein heiliger Mann verehrt wurde. Er war, wie Lambert von Aſchaffenburg ſagt, ein Mann von großer Tugend und Frömmigkeit, in Kirchen- und Staatshändeln geübt; nur haftete ein Fehler auf ihm, wie auf dem ſchönſten Körper ein kleines Mahl. Er konnte nämlich im Zorne ſeine Zunge nicht einhalten, ſondern ſtieß gegen jeden, ohne anzuſehen der Perſon, Schmähreden aus. Er hatte ſich zuerſt durch die Entführung des minderjährigen Heinrichs IV., dann, als dieſer zur Regierung gekommen war, durch ſeine Widerſetzlichkeit gegen denſelben, bei einem großen Theile des Göllniſchen Volkes verhaßt gemacht, welches, wie die meiſten rheiniſchen Städtebewohner, dem Könige ſehr zugethan war. Um dieſe Zeit wurde er von ſeinem Freunde, dem Biſchof von Mimmigartenfurt [a] beſucht, um mit ihm das Oſterfeſt zu feiern; und als er zu deſſen Abfahrt ein Schiff am Rhein in Beſchlag nehmen ließ, widerſetzten ſich ſeinen Leuten die Schiffer und ein

a. Die nachher genannte Stadt Münſter in Weſtphalen.

junger Kaufmannssohn, dessen Vater das Fahrzeug zugehörte. Darob entstand zuerst ein heftiger Wort- dann Faust-Streit zwischen beiden Theilen. Das Volk läuft herbei, der Stadtvogt kömmt, die Streitenden vermehren sich; da schickte der Erzbischof Boten, welche die aufrührische Jugend mit Bann und Strafe bedrohten.

Bald hierauf, auf St. Georgentag, predigte der Erzbischof in der Kirche dieses Heiligen, und fuhr so heftig gegen die Laster des Volkes los, daß er die Stadt als eine Beute des Teufels erklärte, wenn sie nicht Buße thun würde. Als der junge Kaufmann diese harten Worte hörte, lief er mit seinem Haufen durch die Stadt, und hetzte das Volk zum Aufruhr. Er nannte den Erzbischof einen stolzen, tyrannischen Prälaten, der nach dem Eigenthume ehrsamer Bürger greife, sie ein Lumpenpack schelte, und die Stadt unterdrücken wolle. »Die wackern Bürger von »Worms,« sagte er, »haben ihren Bischof aus der Stadt »getrieben, weil er sich gegen unsern Kaiser empörte, und »wir, die wir stärker an Zahl und Reichthum sind, wol»len diesen Hamo über uns dulden, der zugleich ein »Rebell und Tyrann ist.« Das Volk, besonders die jungen Leute, waren leicht zum Aufruhr gebracht; denn diese, von Jugend auf zu häuslicher Freude und Ueppigkeit gebildet, kannten nicht die Gefahren des Krieges, und glaubten, wenn sie bei Wein und Schmaus recht mit Worten umherfahren würden, auch eben so leicht die Waffen führen zu können. In dieser stolzen Zuversicht rotteten sie sich in Gassen und auf den Plätzen bewaffnet zusammen, und stürmten auf des Bischofs Hof zu, wo dieser gerade mit seinem Freunde, dem Bischof von Mimmigardensurt, bei der Tafel saß. Man schrie, man schlug

die Fenſter ein, warf Steine und Pfeile in die Zimmer. Die biſchöflichen Diener wurden theils ermordet, theils zurückgeſchlagen; aber der junge Kaufmann, in Waffen und Werken bisher voran, verſchwand in dem Augenblicke, als man die Thüre erbrechen wollte. Daher die Sage: als habe der Teufel ſelbſt deſſen Geſtalt angenommen.

Während dieſes Getümmels brachten die Dienſtleute den Biſchof durch einen verborgenen Ausgang nach der Domkirche, und verrammelten alle Thüren und Eingänge mit Riegeln und Balken. Und nun dringt der aufrühriſche Haufen in den Biſchofshof. Ein Theil zerſchlägt Fenſter und Thüren, der andere raubt die Schätze und Geräthe, ein dritter erbricht den Keller. Die Fäſſer wurden aufgeſchlagen, die Spunden herausgeriſſen, der Wein rauſcht in Stüzen und Becher, und ſchwillt endlich ſo häufig an, daß die Betrunkenen ſchier erſoffen wären. Unter dem Nachſuchen fand man einen Hofdiener, welcher ſich aus Furcht verſteckt hatte: man glaubte es ſey der Erzbiſchof, und ermordete ihn auf der Stelle mit großem Jubel. Da man aber bald den Irrthum merkte, und erfahren hatte, daß Hanno in den Dom geflüchtet ſey, wandte ſich der wüthende Haufen nach dieſer Kirche, umgab ſie auf allen Seiten, und drohete mit Brand und Sturm, wenn man ihn nicht ausliefern würde.

Indeß war die Nacht herangezogen, welche Freunde und Feinde einander unkenntlich machte. Dieſe Finſterniß, nur durch den Flackerſchein der Brandfackeln unterbrochen, benutzte der Erzbiſchof. Er vermummte ſich in andere Kleider, und entkam unerkannt aus der Kirche nach einem nahe dabei gelegenen Hauſe eines Domherrn, dem er kurz zuvor erlaubt hatte, ſich ein Thürlein durch die

Stadtmauer zu brechen. Durch dieſe entſchlüpfte er der Rache ſeiner Feinde. Vor der Stadt fand er ſeinen Freund, den Biſchof von Münſter. Man brachte in Eile vier Pferde herbei, und beide Biſchöfe entflohen nach Neuß. Aber die Anführer, welche die Domkirche umlagerten, ſetzten die Beſtürmung der Thüren, die Stöße der Mauerbrecher fort. Sie ſchrien umher, daß ihnen der Biſchof nicht entwiſchen ſollte, und wenn er ſo klein wie ein Inſekt wäre. Die aber, ſo im Innern waren, gaben dem wütenden Haufen zu verſtehen, daß ſie ſelbſt den Biſchof aufſuchten, und ſobald ſie ihn gefunden haben würden, ausliefern wollten. Dadurch hielten ſie deren Anfälle ſo lange ab, bis ſie ihren Herrn gerettet glaubten, dann erſt öffneten ſie die Thüren, und ließen die Menge nun ſelbſt nach Gefallen ſuchen; nur ſetzten ſie hinzu: »daß »alle ihre Mühe vergebens ſeyn würde, indem ſie gehört, »daß er ſchon bei dem erſten Andrange und noch bei »hellem Tage entflohen ſey, und vielmehr zu befürchten »ſtehe, daß er während der Nacht das Landvolk verſammelt »habe, um die Stadt am Morgen zu überfallen.«

Nachdem die Aufrührer nun alle Winkel der Kirche durchſucht hatten, und ſich faſt nicht überreden konnten, daß ſie getäuſcht worden ſeyen, richteten ſie ihren Sinn von der Beſtürmung der Kirche nach der Beſchützung ihrer Stadt. Sie verſchloſſen die Thore, vertheilten die Wachen auf die Thürme und Bollwerke, und da ſie ihre Rache an dem Biſchofe nicht ausüben konnten, griffen ſie einen ganz unſchuldigen Mann, der vielleicht demſelben ähnlich ſahe, aus der Menge, und hingen ihn vor dem Stadtthore auf. Auch ſtürzten ſie ein Weib von der Stadtmauer herab unter dem Vorwande, daß ſie durch Zauberei den Menſchen den Verſtand verrückt habe. Um

dieſe Abſcheulichkeiten zu beſchönigen und ihren Aufruhr zu ſtärken, ſchickten ſie einige Boten an den König Heinrich IV., um ihm zu berichten, was ſeiner Ehre wegen in Cölln vorgefallen, und ihn zugleich aufzufordern, die von dem Erzbiſchofe verlaſſene Stadt zu beſetzen, und ſo ſeines eigenen Vortheils wegen an dieſem ſtolzen rebelliſchen Prälaten Rache zu nehmen.

Indeß erſcholl im Lande umher, daß die Bürger von Cölln ihren Erzbiſchof mit Schimpf vertrieben hätten. Das fromme Volk entſetzte ſich über die Neuheit der Sache, das Ungeheure der That, und den Wechſel der menſchlichen Dinge, daß ein Mann von ſo hohen Tugenden eine ſo unwürdige Behandlung habe erdulden ſollen. Seine Freigebigkeit gegen die Armen, ſeine Frömmigkeit in göttlichen, Mäßigkeit in weltlichen Dingen, ſeine Handhabung der Gerechtigkeit und Strenge gegen Verbrecher, wurde allgemein gerühmt, und das Andenken davon erwarb ihm die Liebe des Volks. Jeder rief laut: »daß die Beſchim»pfung ihres Erzbiſchofs auf ſie ſelbſt zurück fiele und »ihnen beſſer ſey, zu ſterben, als ſolches Verbrechen in »ihren Tagen ungerochen zu dulden.« Hierauf wurde alles, was Waffen tragen konnte, auf vier bis fünf Meilen umher aufgeboten. Schneller als das Wort kamen viele tauſend Mann herbeigelaufen zum heiligen Kampfe, und forderten den Biſchof mit Gewalt auf: »mit ihnen »nach der Stadt zu ziehen; und wenn die Cölner ſich »weigern würden, ihm ſogleich die Thore zu öffnen und »Genugthuung zu verſchaffen, ſo ſeyen ſie bereit, ihre »Stadt entweder in Brand zu ſtecken, oder in einen »Schutthaufen zu verwandeln, wo ſie ihn dann über den »Leichen der Bürger wieder auf ſeinen Stuhl ſetzen »würden.«

Unter diesem Haufen kampf- und rachelustiger Landleute und Vasallen zog der Bischof vor Cölln und umgab damit die Mauern. Als die Bürger die große Menge des Volks, die Stärke seiner Waffen sahen, fing ihr Muth an, zu sinken, und sie dachten an Nachgiebigkeit. Von Schrecken ergriffen, schickten sie Abgeordnete an den Bischof, um Schonung und Frieden zu bitten. Sie bekannten sich schuldig, und, wenn man ihnen das Leben lassen würde, zu jeder Buße bereit. Der Erzbischof antwortete: »Er werde den wahrhaft Reumüthigen die Verzeihung nicht versagen.« Hierauf, nachdem er zu St. Gereon das Hochamt gehalten hatte, forderte er alle die, welche ihn vertrieben, die Kirchen durch Raub oder Mord geschändet, und die geistlichen Rechte gekränkt hätten, kraft seines erzbischöflichen Amtes auf, Kirchenbuße zu thun. Auf diese Mahnung erschienen sie mit entblößten Füßen und in härne Bußkleider gehüllt, um sich dem Ausspruche des Bischofs zu unterwerfen; aber dieser konnte kaum seine aufgebrachten Leute zurück halten, daß sie diese gelinde Strafe duldeten. Sie zürnten ihm vielmehr, daß er durch Uebermaaß der Milde die Gunst des Volkes suche, und die Verbrecher durch Strafloſigkeit zu neuen Bubenstücken ermuntere.

Hanno ließ sich weder in Milde noch Strenge von seinen Gesinnungen abbringen. Er befahl den Aufrührern sich den folgenden Tag in der St. Peters Kirche zu stellen, um dort nach den Entscheidungen der canonischen Gesetze ihre Buße zu leisten. Er selbst zog wieder nach St. Gereon, wo er die Nacht hindurch außer der Stadt verweilte. Da er aber besorgte, daß seine Leute bei der Uebergabe der Stadt Rache und Beute suchen würden, so bat er das Landvolk inständig: nunmehr wieder nach

Hause zu ziehen. »Er habe siegreich den Schutz ihres »Armes gefühlt, und offenbar erkannt, wes Sinnes sie »als Schafe gegen ihren Hirten, als Kinder gegen ihren »Vater seyen. Das größte und schwerste Stück Arbeit »sey nun durch ihre Tapferkeit vollendet, das übrige »werde er mit eigner Mannschaft leicht bestreiten. Mit »Gottes reichlichem Seegen mögten sie jetzt zu den Ihri»gen zurückkehren, und versichert seyn, daß er weder im »Leben noch im Tode ihre Treue und Wohlthat vergessen »werde.« Aber nur mit Mühe konnte er das Volk zum Abzuge bewegen. Damit die Uebergabe der Stadt ohne große Gewaltthat vorgehen möge, schickte er von seinen Vasallen, so viel er aufbringen konnte, voraus, mit dem Versprechen, daß er am andern Tage selbst nachkommen werde, wenn er der Ruhe versichert seyn würde.

Während der Nacht waren aber schon über sechshundert der reichsten und ansehnlichsten Kaufleute entflohen, um bei dem Kaiser Heinrich Hülfe nachzusuchen. Die Uebrigen, welche zurückgeblieben waren, dachten, sey es aus Stolz oder Betäubung, weder an Genugthuung noch an Reue. Dieses hartnäckige Betragen empörte die Vasallen des Erzbischofs. Gegen seinen Willen griffen sie zu den Waffen, stürmten und plünderten die Häuser, und warfen jeden nieder, der ihnen begegnete. Hanno mußte endlich selbst ein abschreckendes Beispiel der Gerechtigkeit geben. Dem jungen Kaufmanne, der den Aufruhr angefangen, wurden die Augen ausgestochen, die andern geblendet oder mit Ruthen gepeitscht, viele aus der Stadt getrieben. Alle mußten dem Bischofe Treue, selbst gegen die Ausgewanderten, schwören.

So wurde, wie Lambert schließt, diese kurz zuvor an Bürgern so zahlreiche Stadt, nebst Mainz das Haupt

und die Fürstin der teutschen Städte, plötzlich zur Einöde umgestaltet, und ihre Straßen, welche sonst die dichten Haufen der Fußgänger kaum fassen konnten, ließen nur noch sparsam und einzeln einen Einwohner erblicken. Stille und Schauer erfüllten die vormals der Freude und Lust gewidmeten Orte; selbst unbezweifelte Vorzeichen hatten diese traurigen Ereignisse verkündet.

Nachdem also die Aufrührer bestraft oder verbannt waren, blieb Hanno fast unumschränkter Herr von Cölln; denn wenn es wahr ist, daß er einigen Schöffen, wegen falschen Urtheils, die Augen habe ausstechen lassen, so muß seine Gewalt gewiß groß gewesen seyn; obwohl er als ein christlicher und heiliger Mann die Mittel selbst verdammen mußte, wodurch er sie erworben hatte. Er soll daher am Ende seiner Tage einen Traum gehabt haben, worin er sich unter mehreren heiligen Bischöfen seiner Zeit allein als Sünder, und sein geistliches Gewand befleckt fand. Dies soll ihn bewogen haben, der Stadt ihre ehemalige Freiheit zurückzugeben.

Unter den Nachfolgern Annos erhielt sich Cölln in dem zweideutigen Zustande einer Reichs- und geistlichen Stadt. Der Erzbischof Philipp von Heinsberg hat ihr zwar neue und starke Mauern, aber eben dadurch das Mittel gegeben, ihre Freiheit desto muthiger vertheidigen zu können. Während der Streitigkeiten der Bischöfe mit den Kaisern erweiterten die Bürger ihre Gewalt, weil beide sie schonen mußten. Am Ende des zwölften Jahrhunderts sahe Cölln sich schon als ein freies gemeines Wesen an.

Unterdeß hatten sich die Erzbischöfe zu Landesherrn der umliegenden Gegend gemacht, und glaubten nun auch ihre weltliche Gewalt in einer Stadt üben zu können, wo

der Sitz ihrer geistlichen war. Allein die Bürger von Cöln behaupteten ihre erworbenen Freiheiten und wollten von keiner andern Herrschaft mehr wissen, als jener des Kaisers und ihres Bürgermeisters. So entspann sich endlich unter dem Erzbischofe Konrad von Hochstetten jener Streit, welcher über zweihundert Jahre dauerte, und wodurch die Stadt Cölln, anstatt unterdrückt zu werden, ihre republikanische Verfassung erhielt.

Es hatten sich nämlich die alten Geschlechter der Stadt, wie jene in Mainz und andern rheinischen Städten, das Recht der Münze erworben, darum sie auch Münzgenossen genannt wurden. Konrad aber sahe es als einen Eingriff in seine landesherrliche Gewalt an, und forderte von den Bürgern, daß sie sich nur seiner Münze bedienen sollten. Der Rath und die Bürgermeister machten ihm darüber Vorstellungen, und bezogen sich auf ihre alten Privilegien; allein der Bischof beharrte auf seinem Willen, und da sich diesem die Stadt widersetzte, zog er mit einer grossen Zahl von Kriegs- und Heerschiffen den Rhein hinab, um den Handel von Cölln zu sperren und die Stadt zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Gegen diese Angriffe rüsteten sich die Bürger zu Wasser und zu Land. Sie schlugen die Schiffe Konrads zurück und schützten ihre Stadt durch neue Bollwerke und kleine Flotten. Als der Erzbischof sahe, daß ihm dieser Angriff nicht gelungen war, wollte er die Cöllnischen Schiffe durch Feuer zerstören, und liess deswegen ein Fahrzeug mit Schwefel und Pech anfüllen und dasselbe gegen die Stadtschiffe wirken. Aber auch dieser Anschlag wurde vereitelt, indem das Feuer zu frühe ausbrach. Er bequemte sich daher, auf Anrathen des Herrmann von Vitinghofen, zu einem Frieden, den er nur so lange hal-

ten wollte, bis er eine beſſere Gelegenheit finden würde, den Krieg wieder anzufangen. Man konnte auch wohl merken, daß dieſe Verſöhnung nur zum Schein geſchahe; denn kaum war einige Zeit verſtrichen, als des Biſchofs Leute einen von Cöllu niederwarfen, und da die Bürger darüber Rechenſchaft forderten, und falls ihnen nicht genug gethan würde, des Biſchofs Neffen zu fangen drohten, zog Konrad nach Bonn und dachte auf Rache. Er wußte ſich anfänglich ſo zu verſtellen, daß zwanzig der vornehmſten Bürger auf zugeſagtes Geleit ſich zu ihm begaben, um ihre Sache anzuklagen, er aber ließ ſie auf die Feſtungen Gottesberg und Harde ſetzen. Hierauf begann die Fehde von neuem. Der Erzbiſchof wollte keine Zeit verlieren. Er beſetzte mit ſeinen Söldnern alle Straßen zu Waſſer und zu Lande, und rückte mit einigen Haufen ganz nahe vor Cöllu, in der Hoffnung, bei der Ueberraſchung irgendwo eindringen zu können; ſie wurden aber von den Bürgern wacker zurückgeſchlagen.

Durch dieſe erſten Ausfälle muthig gemacht, zogen die Cöllner jetzt ſelbſt gegen die Feinde und fanden ſie bei Brechem hinter einem breiten Bache gelagert, ſowohl an Anzahl als Rüſtung fürchterlich. Der Angriff wurde ſogleich beſchloſſen. Man ſuchte an einigen Orten den Bach abzugraben, an andern auszufüllen, und ſetzte kühn auf die andere Seite. Der erſte unter allen war Junker Johann von dem Geſchlechte der Leoparten, ein tapferer Jüngling. »Weder Ehre noch Gut,« ſagte er, »muß dem werden, der heute vor den Feinden ſteht;« mit dieſen Worten ſetzte er ſeinem Pferd die Sporn in die Seite, flog über den Bach in die Feinde, und ſtarb auch als ein Held für ſeine Vaterſtadt.

Nun hob der Streit auf allen Seiten an mit Hauen und Stechen. Die Cölner gingen an mehreren Orten über den Bach, rannten mit Entschlossenheit in die Haufen der Feinde und brachen die Reihen. Mehrere Anführer und Ritter blieben auf beiden Seiten, und die Cöllnischen Fußgänger fochten mit einer solchen Wuth, daß, wie die alte Chronik sagt, sie nur die Helme zu kerben schienen. Durch diese heftigen Anfälle wurden die Bischöflichen außer Fassung gebracht; sie zogen sich vom Schlachtfelde zurück und die Cölner brachten viele Fahnen und dreißig gefangene Ritter triumphirend in ihre Stadt zurück.

Da Bischof Konrad merkte, daß er gegen solche Streiter mit Gewalt nichts ausrichten könnte, machte er Frieden, und suchte das durch List zu erhalten, was ihm mit den Waffen in der Hand nicht gelungen war. Es war nämlich zu dieser Zeit schon eine merkliche Eifersucht zwischen den alten Geschlechtern und den Zünftigen in allen Reichsstädten entstanden, welche in Cölln sich um so heftiger äußerte, als die Alten sich einer Herkunft von den Römern rühmten, die Zünftigen aber durch Anzahl und Reichthum trotzen konnten. Unter den letztern hatten die Weber, als die zahlreichsten und wohlhabendsten, den größten Einfluß.[1] Man zählte über dreißigtausend Webstühle in Cölln, und ihr Gewerb erstreckte sich über die ganze Gegend. Dieser Menschen falschen Ehrgeiz suchte der Bischof zu benutzen, und ließ ihnen vorstellen: »daß, »obwohl sie so viel Recht zu dem Stadtregimente hätten,

1. Unter sie wurden auch die Kaufleute und Fabrikanten gerechnet.

» als die alten Geschlechter, so müßten sie doch für selbige
» ihr Gut und Blut aufopfern. Wenn sie sich auf seine
» Seite schlagen wollten, so versprache er ihnen, es zu be-
» wirken, daß die Bürgermeister, die Schöffen und der
» Rath nur aus ihnen gewählt werden sollten.« Durch diese gefährlichen Vorstellungen wurden die Weber zum Aufstande verführt. Sie drangen in großen Haufen vor den Rath, und forderten die Vornehmsten auf, sich ihrem und des Bischofs Willen zu ergeben.

Der Rath mußte jetzt der Uebermacht weichen, und Konrad setzte die Alten ab, und an deren Stelle lauter solche Leute aus den Zünften, welche, entweder arm an Geist oder Geld, sich ganz nach seinem Willen richten mußten. Daher hieß auch das Lied:

Ach Coellen billige Stadt
Wie wirstu mit solchen Eseln besat
Wen do ane eyne Esel eyns Lewen haut,
Sy reirt doch eyns Esels Laut ꝛc.

Diese Leute waren meistens aus der niedrigsten Klasse der Bürger gezogen. Durch ihr Amt stolz und eifersüchtig, bedrückten sie die Gemeinde jetzt mehr, als es zuvor die Patrizier gethan hatten. Da aber die Zünftigen sich dadurch geschmeichelt fanden, daß sie über die alten Geschlechter zu herrschen hatten, fiel auch aller Druck auf diese, und sie erwarteten nur eine Gelegenheit, wo sie das Joch des Pöbels wieder abwerfen könnten. Ihr heimlicher, bisher zurückgehaltener Groll brach endlich selbst auf den heiligen Ostertag in der Kirche zu den weissen Frauen in Thätigkeit aus. Zuerst kam man mit Neckereien und Schimpfworten hintereinander, dann mit Stößen und Schlägen, endlich mit Mord und Todschlag.

In dieſem Getümmel wurde ein Metzger niedergeſtoßen und dieß war das Zeichen zu einem öffentlichen Aufruhr. Die Gemeinen ſammelten ſich um den Leichnam des Erſchlagenen, Weiber und Kinder ſchrien um Rache. Man lief in Haufen zuſammen, griff nach Waffen und Mordgewehr; man ſtürmte das Haus Herrn Brunos von Hardenfuſt, welcher zuvor Stadtgraf war, jagte ihn und ſeine Familie heraus, und ſteckte es in Brand.

Während dieſer Gewaltthätigkeiten ſammelte Ludwig von Wunnerloch dreißig bis vierzig der Edlen, und zog gegen Hardenfuſtens Haus, um die Gemeinen zu vertreiben. Zwiſchen brennenden Balken und dem wüthenden Geſchrei des Pöbels drangen ſie durch, jagten bei zwanzigtauſend Menſchen, welche hier verſammelt waren, auseinander, und trieben alle die nieder, welche in dem Hauſe geplündert hatten. Das Gefecht wurde um ſo gräßlicher, weil hier die herangezogene Nacht, dort die Flamme des Brandes, Mord und Verwirrung vergrößerten.

Nach langem Streite kamen endlich die neuen Schöffen herangezogen, und ſuchten die Parteien zum Frieden zu ermahnen. Heimlich ſchickten ſie aber an den Erzbiſchof ihre Boten, um ſeine Hülfe zu erflehen. Konrad hatte kaum die Nachricht von dem Aufruhr erhalten, als er ſogleich mit einem ſtarken Haufen ſeiner Reiſigen nach Cölln kam, um den Handel zu ſchlichten. Den andern Tag lud er die Bürger vor ſeinen Richterſtuhl. Da er inzwiſchen den Saal, wo er zu Gericht ſaß, mit bewaffneten Söldnern umgeben hatte, verdammte er die Patrizier, welche Theil an dem Aufruhr und Mord hatten, zu einer kniefälligen Abbitte und zur Erlegung von [illegible] Mark Strafgelder. Viele davon kauften ſich von dieſer ſchimpflichen

Strafe los, andere wanderten lieber aus der Stadt, als daß ſie ihre Knie vor dem Biſchofe gebeugt hätten.

Nach dieſem Vorfalle ſtieg die Verbitterung der Schöffen gegen die Patrizier aufs höchſte. Beſonders zeichneten ſich Herrmann Fiſcher, Konrad von der Blumen, Albert Heger und Eberhard von Bernheim durch Stolz und Härte aus. Als daher der Erzbiſchof bald hierauf wieder zu Gericht ſaß, brachten die Edeln ihre Klagen laut bei ihm an, und da er ſie nicht hören wollte, ſagten ſie ihm unter den Bart: »Herr! uns muß Urtheil gegen »dieſe Tyrannen widerfahren, und ſollte es unſer Gut »und Blut koſten. Man ſoll wiſſen, wo ſie mit dem »Gelde hingekommen, was ſie der Stadt widerrechtlich »abgenommen haben.« Der Biſchof fand dieſe kernhafte Sprache zwar kühn; allein, da er befürchten mußte, daß ſie nicht ohne Unterſtützung in der Gemeinde ſeyen, welche allbereits gegen die Schöffen aufgebracht war, ſo erklärte er ihnen: »daß er ſich darüber bedenken, und die Sache »näher unterſuchen wolle.«

Indeß hatten die Schöffen das Volk verſammelt, um ſeinen alten Haß gegen die Patrizier wieder aufzublaſen. Herrmann Fiſcher trat unter den Gemeinen Haufen, und ſprach: »Edle Gemeinde dieſer Stadt! Mit Thränen »in den Augen klagen wir euch, daß die Adlichen und »Patrizier uns um Gut Leben und Ehre bringen wollen; »und das blos darum, weil wir uns mit euch verbunden, »und euch am heiligen Oſtertage gegen ihre Anfälle und »Mordthaten geſchützt haben. Sie wünſchten gerne, wie »ehemals, allein die Stadt beherrſchen zu können, und »haſſen uns darum, weil wir euers Gleichen ſind. Ihr »Stolz verträgt keinen von uns neben ſich, und ſie ſind »darum nur unſers Herrn des Erzbiſchofs Feinde, weil

»er uns und euch, die Gemeinen, ihnen gleichgeſetzt hat. »Auf alſo, edle Bürger! ſaget flugs heraus, ob ihr uns »und unſerm Biſchofe beiſtehen wollt, welcher ſelbſt für »und mit euch ſtreitet, oder dieſen ſtolzen, übermüthigen »Geſchlechtern, welche euch nur beherrſchen und unter»drücken wollen.« Dieſe Rede ſchmeichelte den Geſinnungen der Gemeinen; das Volk rief laut: »Wir wollen unſerm Biſchofe helfen, und zog haufenweis zu dem Saale.

Als dieſen Auflauf die Alten hörten, liefen ſie eilends in ihre Häuſer nach der Rheingaſſe und St. Columben, und bewaffneten ſich, um dem Anfalle des aufgebrachten Volkes zu begegnen. Ein Theil der Gemeinen war auch auf ihre Seite getreten, beſonders jene, welche die Schöffen beleidigt hatten. In dieſer kritiſchen Lage mußte Konrad beide Parteien fürchten. Er bediente ſich alſo folgender Liſt, um beide zu unterdrücken. Er ſchickte nämlich den Probſten von St. Gereon, und den Herrn von Bittinghofen an eine jede beſonders ab, und machte ſie glauben, daß die Gegenpartei ihm zugethan ſey. Sowohl die Patrizier als die Plebejer wußten nicht, was ſie davon denken ſollten. Jeder fürchtete ſich vor den Gegnern, wenn ſie von dem Biſchofe unterſtützt würden. Jede unterwarf ſich, in Hoffnung, künftig ihr Gewicht zu vermehren; aber Konrad wurde Herr von Beiden und der Stadt. Nach dieſem Vorfalle behauptete er ſeine Gewalt mit einer ſolchen Strenge, daß er nicht einmal auf ſeinem Todbette zu bewegen war, die zwanzig Bürger frei zu geben, welche auf dem Gottesberge gefangen ſaßen.

Nach ihm wurde Engelbert von Falkenburg zum Erzbiſchofe gewählt, und dieſer handelte in dem Geiſte ſeines Vorfahrers. Nicht nur, daß er die zwanzig

von den edlen Geſchlechtern gefangen hielt; er bekräftigte auch die von Konrad eingeſetzten Schöffen in ihrem Amte. Als nun die Alten merkten, daß auch dieſer Biſchof ihre Vorrechte unterdrücken, und ſeine Gewalt behaupten wollte, ſuchten ſie nun ſelbſt deſſen Herrſchſucht zu benutzen, und ließen ihm durch den von Bittinghofen rathen: »daß, »wolle er ſich bei der Gemeinde beliebt machen, er die »neuen Schöffen wegen ihres verhaßten Betragens eher »züchtigen als ſchützen müſſe.« Engelbert befolgte dieſen Rath. Mit Zuthun der Alten ſetzte er die Schöffen ab, und brachte es, nachdem er beide Parteien benutzt hatte, dahin, daß ihm ſogar die Thore und Schlüſſel der Stadt ausgeliefert wurden.

Nun wollte er ſeine Herrſchaft von Grund aus befeſtigen. Er ließ die Thore und Thürme von ſeinen Soldaten beſetzen, bauete zwei feſte Bollwerke, mit Wachthäuſern an die Stadtmauer, und ſetzte Beamten an, die in ſeinem Namen Recht ſprechen, und die Stadt verwalten ſollten. Endlich ließ er ſogar durch Herrmann von Bittinghofen der Stadt erklären, daß er ſich alle Einkünfte vom Zoll, vom Malz, von Früchten und andere Schatzung vorbehalte.

Dieſe Anträge brachten die Gemeinde zur Verzweiflung. Sowohl die Alten als die Zünftigen ſahen nun die Noth ein, wohin ſie ihre Zwietracht gebracht hatte. Mit ſtummer Betäubung hörten die Bürger dieſe Forderung, und keiner wollte reden und handeln; als ein rechtſchaffener Bürger, Eberhard mit Nahmen, aufſtand und ſagte: »Ihr Herren und Freunde! Möget ihr arm oder reich, »von einem alten Geſchlechte oder zünftig ſeyn. Ihr hört »nun wo das Spiel mit dem Biſchof hin will. Daß man

»uns schätzet, wäre immer noch zu leiden; allein da man »uns zuletzt noch Rock und Hemd anziehen wird, daß »man die heilige freie Stadt Cölln also mit Burgen und »Schätzern bedrückt, ist nicht auszuhalten. Vormals, als »der Städte Freunde zu dem kaiserlichen oder königlichen »Hof zu kommen pflegten, sprach man: hier kommen die »Herren von Cölln! und jetzt sind wir so weit herabge»sunken, daß wir mit Weib und Kindern gefangen sind. »Auf, edle Herren und Bürger! laßt uns zusammenhal»ten und unser Recht wieder gewinnen, was wir verloren »haben.« ꝛc. Sobald die Gemeinde diese herzliche Ver»mahnung gehört hatte, liefen alle Bürger zu dem Bürger- oder Rathhaus und jeder sprang zu den Waffen. Eber»hard aber ging nach dem Dom, zog die Sturmglocke, und weckte die ganze Stadt, jung und alt, Weib und Mann, zu einem allgemeinen Aufstand. Die Bürger, von neuem Muthe belebt, bestürmten die Thürme, welche Engelbert erbauet und besetzt hatte; sie nahmen ihre Thore und Mauern wieder ein, und vertrieben die bischöflichen Amtleute aus ihrer Stadt und ihrem Rathhaus.

Engelbert, durch dieses Unternehmen der Bürger aufgebracht, ermahnte alle Vasallen, Dienstleute und Un»terthanen seines Stiftes, sich zu versammeln, und mit gewaffneter Hand den ihm zugefügten Unfug zu rächen. Sobald das Aufgebot des mächtigen Fürsten im Lande erschallt war, rüstete sich alsbald ein großes Heer zu Roß und zu Fuß, und umgab die Stadt. Dazu stießen noch die Truppen des Bischofs von Lüttich und seines Bruders, des Grafen von Geldern; da aber beide letztern mehr zur Versöhnung als zur Fehde hergezogen waren, wurde end»lich durch beider Vermittelung ein Friede hergestellt, wel»cher der Stadt ihre vorige Freiheit gab.

Indeß hatte Engelbert seine Waffen nur im offenen Felde zurückgezogen, um dieselben bald darauf wieder heimlich in der Stadt selbst führen zu können. Es würde ihm der Anschlag gegeben, eine Zeitlang nach Cölln zu gehen, und unter dem Vorwande, daß er geistliches Gericht halten wollte, den Saal mit Bewaffneten anzufüllen und seinen Bruder mit andern Schaaren heimlich zu berufen, um die Bürger zu überfallen. Zu seinem Unglück wurde aber die Sache ruchtbar, und er mit seinem Bruder dafür in der Bürger Gefangenschaft gebracht. Auf diese Nachricht kamen der Bischof von Lüttich und dessen Bruder von Geldern abermals herbei und versöhnten ihn mit der Stadt.

Da der Erzbischof sah, daß er mit Gewalt nichts ausrichten konnte, bediente er sich, wie sein Vorfahrer, der List, und hetzte die Bürger gegeneinander. Um aber in seinen Anschlägen desto sicherer zu seyn, wollte er zuvor den wackern Bürgermeister von Grein aus dem Wege schaffen, der bisher seine Schritte so eifrig bewacht hatte. Er ließ daher einen Löwen in das Haus zweier Domherren bringen, und, nachdem diese den Bürgermeister zu sich geladen hatten, denselben in die Kammer stoßen, worin das hungrige Thier nach Speise lechzte. Dieses Bubenstück brachte aber den unerschrockenen Mann nicht außer Fassung. Er rollte schnell seinen Mantel zusammen, stieß ihn der Bestie in den aufgesperrten Rachen, und stach sie mit seinem Degen nieder. Die Domherren wurden sogleich vor ihrem Hause aufgehängt, und der Bischof noch verhaßter als zuvor. Einige Zeit hierauf schickte er den Ritter Anselm von Pinsingen heimlich in die Stadt, um die Gemeinde durch aufrührische Vorstellungen gegen ihre Obrigkeit aufzubringen. Dieser gab den Bürgern zu ver-

ſieben: »wie ſie nur von einigen Geſchlechtern bedrückt »würden, welche ſich aller Gewalt im Staate angemaßt »hätten, und daß ihnen ſein Herr allen Beiſtand zuſagen »würde, ſobald ſie nur ihre Rechte zu fordern das Herz »haben würden.« Dabei gab er ihnen den Anſchlag, einen öffentlichen Tanz zum Vorwande ihres Ausbruchs zu wählen.

Die Brüderſchaften oder Zünfte folgten dem Rathe des von Vinſtingen, und ſetzten auf die Pfingſtfeiertage einen Tanz auf dem Kirchmarkt an. Da die alten Geſchlechter, vielleicht von dem Anſchlage unterrichtet, dieſen Zuſammenlauf des Volks nicht zulaſſen wollten, kam es zu einem blutigen Gefechte, ſowohl auf dem Tanzplatze ſelbſt, als in dem Putzhof und in der Buttgaſſe, wo von beiden Theilen heftig geſtritten, aber der Sieg doch den Alten zu Theil wurde. Dieſe mißlungenen Verſuche ſchmerzten den Biſchof ſo, daß er ganz traurig wurde, und das Ende ſeiner Tage wünſchte. In dieſer Niedergeſchlagenheit ſchlich ſich ein Mönch, der Bruder Wolfart genannt, zu ihm, tröſtete ihn, und verſprach ihm die Stadt durch einen Mordbrand zu überliefern. »Ich habe in Cölln,« ſagte er, »viele Freunde, welche mit der Regierung miß»vergnügt ſind. Dieſe will ich bereden, daß ſie in der »Stadt einen Brand anſtellen, während dem enere Leute »den Rhein herabgefahren kommen, und eingelaſſen wer»den ſollen.« Engelbert nahm dieſen Vorſchlag mit Freude auf. Der Mönch wurde heimlich nach Cölln geſchickt, um das Bubenſtück zu vollführen. Um ſeiner Sache noch gewiſſer zu ſeyn, zog der Biſchof den Kurfürſten von Main; und die Grafen von Berg, Cleve und von Geldern in ſein Spiel, und näherte ſich ſo mit ſtarken Heeren den Mauern von Cölln.

Anfänglich hielt er ſich noch in der Ferne, und erwartete den verabredeten Brand, da dieſer aber nicht erfolgen wollte, und die Bürger, davon benachrichtigt, ſich zur Gegenwehr geſetzt hatten, rückte er ganz nahe vor die Thore, im feſten Vorſatze, ſie entweder durch Liſt oder Gewalt zu überkommen.

In dieſer Spannung glaubte der Graf von Cleve bei Nachtzeit eine ſonderbare Erſcheinung aus ſeinem Zelte zu erblicken, welche der ganzen Belagerung ein Ende machte. Er ſahe nämlich, wie die Chronik ſagt, eine göttliche Jungfrau in himmliſcher Geſtalt, mit einer Krone auf dem Haupte, und einem Palmzweige in der Hand um die Stadt ſchweben. Von ihr ſtrahlte ein Glanz, als wenn die ganze Welt mit Kerzen beleuchtet wäre. Ihr folgten mehrere Jungfrauen, 11000 an der Zahl, in gleicher Schönheit und Glorie, und ſie ſegneten die Stadt an jeder Zinne. Als der Graf hoffte, daß ſie auch das Lager ſegnen würden, thaten ſich die Thore von Cöln von ſelbſt auf, und die himmliſchen Jungfrauen verſchwanden.

Den andern Morgen erzählte er die Geſchichte dem Grafen Stephan, der bei ihm im Zelte lag, und dieſer betheuerte, die nämliche Erſcheinung geſehen zu haben. Da ſagte der Graf von Cleve: »Nun ſo mag Gott bel»fen, daß ich wieder glücklich nach Hauſe zu meinem »Weibe und Kindern komme. Meines Bleibens iſt hier »nicht mehr.« Sie gingen beide hierauf zu den Erzbiſchöfen, und erzählten ihnen, was ſie geſehen hatten. Erſtaunt über dieſen Vorfall ſagte der von Mainz: »Herr »Graf! macht ihr Ernſt oder Spaß?« Als aber dieſer ſeine Ausſage beſtätigte, und mit ſeinen Truppen abzog, verließen auch die Uebrigen das Lager, und Engelbert

mußte die Belagerung aufheben. Da ihm alſo dieſer Anſchlag nicht gelungen war, zettelte er von neuem einen bürgerlichen Krieg an, der eben ſo hartnäckig als blutig war. Die Parteien nämlich der Alten und Zünftigen hatten ſich täglich mehr verſtärkt. Jene nannte man die Overſtolzen, dieſe die Weiſen, von ihren Anführern; und ſie haßten ſich, wie die Chronik ſagt, mehr als Hunde und Katzen. Die Overſtolzen waren durch Gewalt und Uebung in der Kriegskunſt ſtark, die Weiſen durch Menge und Anzahl. Die Overſtolzen hatten durch die vorigen Aufſtände die oberſte Herrſchaft in der Stadt behauptet, es war alſo ganz natürlich, daß die Weiſen ſich an den Erzbiſchof anſchloſſen.

So ſtanden die Sachen, als im Jahr 1267 der Rath eine neue allgemeine Schatzung anſetzte. Die Weiſen erwarteten nur eine ſolche Gelegenheit, um ihre Verſchwörung anzulegen. Sie gingen heimlich zu den Bürgern und Brüderſchaften oder Zünften, und brachten ſie ſo ſehr auf, daß ſie die Abſtellung der Schatzung mit Ungeſtüm forderten. Als dies die Overſtolzen hörten, wandten ſie ſich an Hermann den Stadtgrafen, um die Sache zu ſchlichten, und da dieſer die Gemeinde fruchtlos an ihre Eide und den Frieden erinnert hatte, rief man den Grafen von Jülich wieder in die Stadt, um den Streit beizulegen. Die Weiſen konnten wohl denken, daß dieſer den Overſtolzen, als ſeinen Freunden, nichts vergeben würde. Sie bewaffneten ſich daher heimlich, und wollten, auf Anrathen Rütgers von Alpen, welcher zu der Zeit Stadtvogt war, den Grafen ermorden. Dieſer aber, von dem Anſchlage benachrichtigt, entwiſchte heimlich mit den Seinen und lagerte ſich vor die Stadt. Indeß hatten ſich über fünftauſend Mann unter dem Banner der Weiſen

verſammelt, und waren vor das Haus gedrungen, worin der Graf von Jülich ſich aufgehalten hatte. Da ſie ihn aber nicht fanden, ſteckten ſie daſſelbe in Brand und bemächtigten ſich der Thore. Nach dieſen Gewaltthätigkeiten griffen auch die Overſtolzen zu den Waffen, und obwohl ſie viel geringer an Zahl, als ihre Gegner waren, ſo rüſteten ſie ſich doch mit Muth zum Kampfe. »Lieben »Freunde!« ſagte Mathis von Overſtolz, »ſeyd unverzagt »und keiner fliehe vor ſeinen Feinden. Sie wollen uns »von Haus und Hof treiben, und unſere alten Rechte »kränken; aber das ſoll ihnen nicht gelingen. Uns iſt »beſſer ein ehrbarer Tod, als daß wir uns ſchändlich ver»drängen laſſen. Auf alſo, und munter geſtritten! Schlagt »herrlich und kräftig auf ſie zu, und obwohl wir die »Geringern an der Zahl ſind, wollen wir ſie doch über»wältigen. Sieg und kühner Gewinn liegt nicht an viel »Volk, ſondern an Muth und Gottes Hülfe, der ſie gibt. »Bittet alſo Gott, daß er uns helfe.« So ſprach Junker Mathis; ihm antworteten alle Overſtolze: das verleihe uns Gott! Und ſo erwarteten ſie ihre Feinde.

Indeß war Rützer von Alpen, der Stadtvogt, mit der Schaar der Weiſen herangezogen und drang auf die Overſtolzen ein, welche auf dem Heuberg gelagert waren. Der Angriff war heftig und ungeſtüm; allein die Schützen der Overſtolzen wußten mit ſolcher Schnelligkeit und Gewandtheit in die Haufen der Gemeinen zu ſchießen, daß ſie dieſelben theilten und zur Flucht nöthigten. Als dieſes der Stadtvogt bemerkte, ritt er hervor an die Spitze ſeiner Partei und wollte auf Gottſchalk Overſtolz eindringen, um den Streit wieder herzuſtellen. Sobald dieſer den Angriff bemerkte, ſtach er nach ihm, und, da auch noch Herrmann der Rothe und Rütger von Galen

dazu kamen, so ward der Kampf so heftig, daß, wie die Chronik sagt, die Funken aus den Waffen sprühten. Endlich wurde der Vogt so gefährlich verwundet, daß er von dem Pferde stürzte und todt darnieder fiel. Da die Gemeinde auf diese Weise gleich eines ihrer Häupter verloren hatte, wurde sie muthlos, und die Overstolzen frohlockten schon des Sieges. Heinrich Kleingedenk, Herrmann Kleingedenk, sein Bruder, Mathis Overstolz und die Vornehmsten von den Geschlechtern waren schon in die Haufen der Weisen gedrungen, als der Bürgermeister Ludwig, Herrn Heinrich Weisens Sohn, hervortrat, und auf Mathis Overstolz mit den Worten zurannte: »Herr »Hurensohn! Wir wollen die große Uebermacht rächen, »die ihr uns dargebracht. Ihr sollt alle auf der Stelle »sterben.« Als die Overstolzen diese Schandworte hörten, drangen sie wüthend auf ihn ein, und schlugen ihn zu Boden. Ihr Haß und Zorn war so groß, daß sie ihm, als er halbtodt auf der Erde lag, nicht einmal Beicht und Abendmal zukommen lassen wollten, sondern ihn gänzlich darnieder hieben.

Hierauf ging das Handgemenge auf allen Seiten an. Die Overstolzen rückten in die Reihen der Gemeinen ein, und die Weisen sammelten sich, um ihnen zu widerstehen. Dreimal suchten letztere, an Anzahl die Stärkern, sich zu stellen, und dreimal wurden sie zurückgeschlagen. Sie mußten nach den Klöstern und Kirchen fliehen, um sich zu retten. Als die Overstolzen den Sieg davon getragen hatten, fragten sie ihren Freund den Grafen von Jülich, welcher wieder in die Stadt gekommen war, was sie mit ihren Feinden anfangen sollten? Dieser rieth ihnen, die Häupter davon aus der Stadt zu jagen, und sich der Gewalt, wie zuvor, zu bemeistern.

So mußten die Weisen, die von der Wollengaß, die Grein und mehrere andere vornehme Bürger aus der Stadt weichen und ihre Rettung zu Bonn bei ihrem gemeinschaftlichen Feinde, dem Erzbischofe suchen. Diesem war aber die neue Zwietracht unter den Geschlechtern von Cölln eben erwünscht. Die Weisen hatten noch immer einen großen Anhang sowohl unter der Gemeinde als dem Rathe. Sie unterhielten heimlich, theils durch Briefe, theils durch Boten, den Haß gegen die Overstolzen, und sie fanden endlich ein Mittel, wodurch sie in die Stadt eindringen konnten.

Es wohnte nämlich an der Stadtmauer ein feiler Mann, Habenichts mit Zunahmen, welcher ein Krämchen hatte, und zuweilen Kerzen im Lande zum Verkaufe herumtrug. Diesen gewannen die Weisen durch Geld und beredeten ihn, daß er unter seinem Hause und der Stadtmauer ein so großes Loch graben möchte, wodurch Roß und Reuter durchgehen könnten. Der arme Schelm ließ sich durch die Versprechung von dreißig Mark gewinnen, und führte auch wirklich die ihm angegebene Unternehmung aus. Sobald nun das Loch gegraben war, ging Habenichts heimlich nach Bonn, um die Weisen davon zu benachrichtigen, und diese machten gemeine Sache mit dem Erzbischofe, dem Grafen von Cleve und von Limburg, und drangen mit vielen Bewaffneten bei Nacht in die Stadt. Als ein großer Theil der Rüstigen schon durch das Loch gekrochen war, sagte der Graf von Limburg laut: »Wenn die Feinde noch nicht auf sind, so »wollen wir sie aus ihren Betten jagen.« Diese Worte hörte ein Mann mit Nahmen Herrmann Winkelhart, welcher in der Gegend wohnte, wo die Feinde eingebrochen waren. Er machte sich sogleich auf, lief nach dem

Bizgraben und der Rheingaſſe, wo die Overſtolzen wohnten, und ſchrie: »Zu'n Waffen! zu'n Waffen! die Feinde »ſind in der Stadt. Auf dieſen Ruf griffen die Geſchlechter ſogleich zu ihren Waffen; ſie liefen in Eile aus ihren Häuſern und verſammelten ſich, wie ſie konnten, in Haufen, um der Noth entgegen zu kommen. Als ſie nun ihre Feinde gewahr wurden, trat Mathis Overſtolz hervor und ſagte: »Herren und Freunde! unſere Ehre, »unſer Leben und Gut liegt nun auf dem Spiel. Sehet »dort unſere Feinde! Sie wollen uns verdrängen und »todten; ehe aber dies geſchieht, wollen wir erſt unter »ihnen noch ſo viel Verderben anſtellen, daß man über »hundert Jahre davon reden ſoll.« Als ſo Herr Mathis ſprach, waren ſchon der Herr von Falkenburg, der Vetter des Biſchofs, und der Graf von Limburg mit dreihundert Mann vorgedrungen. Der Overſtolzen waren nicht mehr als vierzig gegen ſie auf den Beinen, und nun ging der Streit auf allen Seiten an. Die Weiſen glaubten, an Anzahl die Stärkſten und durch wackere Ritter angeführt, die Stadt ſchon inne zu haben; allein die Overſtolzen wehrten ſich ſo tapfer, daß, obwohl viele von ihnen, und die Muthigſten, als Mathis, Peter Jude und andere ſchon im erſten Kampfe niedergeworfen oder tödtlich verwundet wurden, ſie doch nicht zurückwichen.

Da nun die Gemeinde den Muth und Tod ihrer Edlen ſahe, traten viele aus ihr zu den Overſtolzen über, und wollten Herrn Mathis aus dem Gefechte tragen. Dieſer aber ſagte ihnen ſterbend: »bekümmert euch nicht »um die Todten; geht und helfet den Lebendigen. Gott »und ſeine liebe Mutter hat uns noch zu allen Zeiten ge»holfen, er wird es auch jetzt thun. In dieſem Glauben »will ich frohen Muthes ſterben.« Dieſe letzten Worte

des Edlen entzündeten den Muth sowohl der edlen als gemeinen Bürger. Sie stießen auf die Fremden los, und hieben so derb auf sie ein, daß die Stücke von Pferden und Männern flogen. Die Feinde ergriffen die Flucht und ein großer Theil suchte sich durch das Loch zu retten, wo sie eingekommen waren. Der Herr von Falkenburg, des Bischofs Vetter, wurde erschlagen, und der Graf von Limburg selbst gefangen genommen.

Nach diesem eben so blutigen als hartnäckigen Streite, sahen beide Parteien ein, daß sie nur das Spielwerk ihrer äußeren Feinde wären. Sie fingen an sich zu vertragen, und riefen vier der benachbarten Fürsten, nämlich die Grafen von Geldern, Jülich, Berg und Katzenellenbogen herbei, um mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, wodurch dieselben die Schiedsrichter zwischen der Stadt und dem Erzbischofe seyn sollten. Dieser Bund erfüllte den stolzen Engelbert mit Zorn und Rachlust; und da er jetzt der Stadt unmittelbar nichts anhaben konnte, fiel er in die Länder der vier benachbarten Fürsten, besonders des Grafen von Jülich, und suchten dieselben mit Feuer und Schwert zu verheeren. Er hatte auch anfänglich große Vortheile errungen, und viele Schlösser und Dörfer eingenommen; aber endlich kam es auf der Ebene von Zülpich und Lechenich zu einer Schlacht, worin er, obwohl er mit unerschrockenem Muthe gefochten, und anfänglich den Sieg auf seine Seite gelenkt hatte, doch gänzlich geschlagen und gefangen wurde. Der Graf Wilhelm führte ihn hierauf gleichsam im Triumphe nach Cölln, und gab ihn dem Spott und Gelächter des gegen ihn aufgebrachten Volkes preis, hierauf setzte er ihn auf dem Schlosse Nideck fest, und ließ ihn öfters in einen dort noch am Thurm befindlichen Käfig steigen, um seinen

Stolz so recht zu demüthigen. Drei und ein halbes Jahr mußte er in diesem Gefängnisse schmachten. Weder die kaiserlichen Boten, noch der päbstliche Nuntius konnten den erbitterten Grafen zu seiner Loslassung bewegen. Es war der Beredsamkeit des berühmten Albertus Magnus, welcher zuvor Lehrer in Cölln, jetzt Bischof zu Regensburg geworden war, vorbehalten, seine Freiheit zu bewirken. Engelbert überlebte nicht lange diesen Schimpf. Im Jahr 1275 starb er; auf ihn folgte Siegfried von Westerburg, ein noch kühnerer und stolzerer Prälat, als er war.

Schon bei seiner Wahl zeigte Siegfried die Gewandtheit in Ränken, welche seine Regierung auszeichnen. Er und Konrad, Graf von Berg, hatten gleiche Stimmen. Er wandte List, Bestechung und Drohungen an, um die Gegenpartei auf seine Seite zu bringen. Da ihm aber dies nicht gelingen wollte, eilte er seinem Nebenbuhler den Weg nach Rom ab, ließ sich vom Pabste bestätigen, und setzte sich mit gewaffneter Hand in den Besitz des Cöllnischen Erzstiftes. Der Graf Adolph von Berg, der Bruder Konrads, Wilhelm von Jülich und andere benachbarte Fürsten widersetzten sich dieser Anmaßung. Er aber fiel in ihre Länder ein, und verwüstete sie mit Feuer und Schwert. Besonders war er erbittert gegen Wilhelm von Jülich, welcher seinen Vorfahrer gefangen, und nun seinen Nebenbuhler so mächtig unterstützt hatte. Er schloß daher ein Bündniß mit der Stadt Aachen, welche die Grafen von Jülich bisher durch ihre Vogteirechte bedrängt hatten. Wilhelm wollte dem Ausbruch des Krieges zuvorkommen, eilte heimlich mit seinen Söhnen und einigen Reitern nach dieser Stadt, und überrumpelte sie. Zum Unglück war seine Mannschaft nicht stark genug, um eine so zahlreiche

Gemeinde, wie die von Aachen war, im Zaume zu halten. Die Bürger schlossen hinter ihm ihre Thore zu, kamen bewaffnet aus allen Häusern und Straßen hervor, um die Jülichschen niederzuwerfen. Auf dem Markte kam es zu einem blutigen Gefechte. Die Bürger schlugen sich, von Muth und Rache belebt, die Metzger und Schmiede drangen mit Hämmern und Beilen auf allen Seiten ein, und erschlugen den Grafen, seinen Sohn, und 468 Mann. Diese Niederlage gab dem Erzbischof von Cölln freien Weg in die Jülichschen Länder. Er rückte sogleich in die Grafschaft vor, nahm ihre festen Schlösser weg, und kam endlich in die Hauptstadt Jülich selbst, deren Mauern er niederreißen ließ.

Indeß hatten diese Siege die Eifersucht der benachbarten Fürsten erregt. Der Graf von Limburg überfiel die Cöllnischen Länder am Rheine, um die Truppen Siegfrieds aus der Grafschaft Jülich zu verjagen, indeß der Graf von Berg seine Hauptstadt bedrohte. Seine Heere mußten sich nach Zülpich zurückziehen, und der Graf folgte ihnen, und belagerte Siegfrieden in dieser Festung. Nach vielen Gefechten und wechselseitigen Verwüstungen vermittelte der Pabst Martin einen Frieden, der, wie die meisten dieser Zeit, von keiner langen Dauer war. Siegfried nämlich wollte Rache an den Grafen von Brabant und Berg nehmen, welche bisher seine Feinde unterstützt hatten. Er fiel zuerst in des erstern Länder ein, und belagerte das Schloß Kerpen acht Wochen lang; dann zog er in das Bergische zurück, und zwang den Grafen dieses Landes, daß er seine Bollwerke zu Mülheim und Mohnheim schleifen mußte. Nach solchen Siegen dachte er auch Cöln wieder unter seine Gewalt zu bringen.

Zu dieser Zeit war der Graf von Limburg ohne Leibeserben gestorben, und hinterließ einen Krieg, der jenen des Erzbischofs noch blutiger machte. Die benachbarten Fürsten, welche des Verblichenen Länder theilen wollten, rückten mit großen Heerhaufen gegen einander zu Feld, und zerstörten sich ihre Felder und Schlösser. Auf der einen Seite fochten die Bürger von Cölln, der Herzog von Brabant, der Bischof von Lüttich und die Grafen von Brabant, von Berg, von Windeck, von Jülich, von der Mark, von St. Paul und von Loz. Mit dem Erzbischofe Siegfried hielten es die Grafen von Geldern und Lützelburg, ein Herzog von Limburg, der Graf von Westerburg, des Bischofs Bruder, und der Graf von Falkenburg, sein Vetter.

Den 5. Juni des 1288. Jahres nach Christi Geburt, am Tage des heiligen Erzbischofs Bonifacius, lieferten sie sich bei Wohringen, einem Städtchen unterhalb Cölln, eine Schlacht, welche eben so blutig als entscheidend war. Der Herzog von Brabant war kurz zuvor mit seinen Freunden und den Bürgern von Cölln gegen das Städtchen gerückt, um das Schloß zu belagern, was Siegfried der Stadt Cölln zum Trutz dort erbauet hatte. Als dieses der Erzbischof erfuhr, zog er mit seinen Verbündeten in Eile herbei, um es zu entsetzen. Beide Heere waren mit allem versehen, was man sowohl zum Angriffe als zur Vertheidigung nöthig hatte. Mehrere tausend Mann rückten zu Fuß und zu Roß gegen einander vor. Tapfere Anführer ermunterten die Krieger zum Streite. Auf beiden Seiten wurde mit einem Muthe und einer Hartnäckigkeit gefochten, die in dem langen

Kriege bisher unerhört war. Man sagt sogar, daß die Burger von Cölln ihre Stadtschlüssel auf einem Karren in das Treffen gefahren hätten, um den Muth der Streitenden anzufachen. Der Sieg neigte sich auch endlich auf ihre Seite. Ueber 8000 Mann, sowohl Edle als Gemeine, blieben auf dem Platz. Gefallen sind der Graf von Lützelburg und sein Bruder, Heinrich von Westerburg, der Bruder des Erzbischofs, nebst andern Anführern. Der Erzbischof selbst aber wurde von dem Grafen von Berg gefangen und im Triumphe hinweggeführt.

Nach dieser Schlacht bei Wobringen hatten die Cölner von Seiten ihrer Bischöfe Ruhe auf viele Jahre lang, und ihr Wohlstand nahm zu von innen und außen. Die Bevölkerung erstreckte sich auf 100,000 Seelen; die Zünfte waren volkreich und mit guten Arbeitern besetzt; über 5000 Webstühle gingen in der Stadt; Goldarbeiter und Silberschmiede verfertigten die niedlichsten Gefäße. Von Schreinerarbeit sieht man noch jetzt seltene Kunstwerke. In dieser Zeit schien sich in Cölln eine eigene Schule teutscher Künstler zu bilden. Schönheit und Geschmack glänzten in Häusern und auf den Gesichtern der Weiber; und obwohl der Dom, dessen Bau Konrad von Hochstetten angefangen hatte, durch die Bürgerkriege nicht vollendet wurde, so bleibt doch das, was davon noch steht, das sprechendste Denkmal des Cöllnischen Kunstgenies. Dabei trieben die Kaufleute einen ausgebreiteten Handel den Rhein hinauf und hinunter. Eine kleine Flotte von Schiffen lag an dem Ufer, welches in der Form eines Halbzirkels einen Seehafen zu bilden scheint. Cölln war selbst eine der ersten Hanseestädte am Niederrhein, und auf seinem Rathhause sieht man noch die Sitze

und Stühle der Richter, welche in dem großen Bunde entschieden.

Dieser außerordentliche Wohlstand gebahr Uebermuth unter den Zünftigen, und da unter denselben die Weber wohl die stärksten, zahlreichsten und wohlhabendsten waren, so brach auch durch sie der Keim des bürgerlichen Krieges wieder aus, der seit der Schlacht bei Wohringen unterdrückt blieb. Wir haben bereits gesehen, wie bei dem Streite der Overstolzen mit den Weisen erstere den größten Einfluß bei dem Stadtregiment behalten hatten; daher mag es auch wohl geschehen seyn, daß einer oder der andere unter ihnen auf sein edles Geschlecht und die Thaten seiner Voreltern stolz, die Zünftigen nicht mit der Herablassung behandelte, welche in Freistaaten üblich ist. Die Reichsten unter den Webern beneideten schon lange die Vorzüge der alten Geschlechter, und glaubten als Einwohner einer und derselben Stadt mit ihnen gleiche Rechte zu haben. In dieser Stimmung geschahe es, daß im Jahre 1364 am Pfingsttage die Ansehnlichsten dieser Zunft zusammen traten, und sich mit allen ihren Meistern und Gesellen vor dem Rathhause versammelten, um einen Mann richten zu lassen, der des Straßenraubes schuldig wäre. Der Rath begehrte von ihnen, daß die Sache erst von dem Schöffengerichte abgeurtheilt seyn müßte, ehe man ihn richten könne; allein die Weber forderten ihn auf der Stelle. Er mußte von dem Scharfrichter vorgeführt und enthauptet werden.

Durch diese Nachgiebigkeit kühn gemacht, verlangten sie nun bald hierauf weiter, »daß man zuerst drei, »hernach noch acht von den alten Geschlechtern ausliefern »und verhaften sollte, weil sie die Rechte der Gemeinde

»gekränkt hätten.« Dieſe Herren waren der Stadtgraf, von Beneſis, von Virkelin, von Spiegel, von Korſen, von Ulrenverten, von Hirzelin, von Schärfigen, von Jude, von Wommerloch und von Horn. Sie wurden alle gefänglich auf die Thürme geſetzt; und nun ſtieg der Uebermuth der Weber auf das Höchſte. Sie forderten: »daß »von den alten Geſchlechtern nur einige zum Rath gewählt würden, und nannten das den engen Rath; von »den Zünften ſollten aber hierzu noch fünfzig kommen, »welches der weite oder große Rath ſeyn ſollte.« Dies alles mußten die alten Geſchlechter eingeben, und das Regiment war unter beide vertheilt.

Die Weber wurden nun als die Erſten und Wichtigſten der Stadt angeſehen; man ehrte und fürchtete ſie, und ſie glaubten ſowohl über Staats- als Juſtizverwaltung allein entſcheiden zu können. In dieſer Zeit nahmen ſie einen armen Sünder vom Richtplatz hinweg, welcher doch durch einen Spruch der Schöffen zum Tode verurtheilt war. Dieſe Anmaßung brachte nicht nur die Edlen, ſondern auch die Zünftigen auf; und da erſtere merkten, daß letztere die Weber beneideten, verſammelten ſie dieſelben unter dem Stadtbanner, und zogen mit ihnen gegen die Weber, welche auf einen ſolchen Angriff nicht gefaßt waren. Der Streit ward zwar blutig und mit vielem Haſſe geführt; allein da die Zünfte tapfere und erfahrne Ritter zu Anführern hatten, mußten erſtere die Flucht ergreifen, und wurden kurz darauf deren über achtzehn tauſend der Stadt verwieſen.

Dieſer Bürgerkrieg war einer der gefährlichſten und nachtheiligſten unter allen welche die Alten und Zünftigen gegen einander geführt hatten. Denn nicht nur, daß dadurch eine große Anzahl fleißiger und reicher Bürger

aus der Stadt getrieben, und die benachbarten Städte bereichert und bevölkert wurden; sondern der Haß beider Parteien wurzelte sich auch so tief in der Bürger Gemüther, daß er eine oder die andere über den Haufen zu werfen drohte. Die vorigen Streitigkeiten wurden doch nur wegen einzelner Beleidigungen oder Eingriffe in die Verfassung angefangen, auch öfters nur des Bischofs wegen unternommen; aber diese sollten auf den gänzlichen Untergang einer oder der andern Partei führen. Die Vertreibung einer so großen Anzahl von Bürgern, welche eine Menge Freunde und Verwandten in der Stadt zurückließen, machte die alten Geschlechter verhaßt, und diese glaubten jetzt ihr Ansehn nur durch Gewalt behaupten zu können.

So standen die Sachen, als im Jahre 1395 durch einen neuen Aufstand die ganze Verfassung geändert wurde. Zu der Zeit wurde ein Bürgermeister mit Nahmen Heinrich von Stave durch den Spruch des engen und weiten Raths der Stadt verwiesen. Er war vermuthlich durch Stolz und Uebermuth der Gemeinde verhaßt worden, und man mußte ihr das Opfer bringen. Allein die alten Geschlechter nahmen sich seiner an, und viele von den Patriziern führten ihn wieder zurück. Dies verdroß die Gemeinde, die Bürger bewaffneten sich. Heinrich von Stave wurde gefangen, auf dem Heumarkte enthauptet, und die Viertheile seines Körpers öffentlich auf den Straßen aufgesteckt. Die alten Geschlechter dachten nun auf Mittel, wie sie diesen schändlichen Tod ihres Bürgermeisters rächen könnten. Sie versammelten sich heimlich des Nachts in dem Hause Arsberg, trugen Waffen und Gewehre herbei, und glaubten, daß es ihnen nicht fehlen könnte, die Gemeinde eben so wieder unter

ſich zu bringen, wie dies ihnen bei dem Aufſtande der Weber gelungen war. Zum Unglück für ſie wurde ihr Anſchlag entdeckt, ehe er zum Ausbruche gekommen war. Die Bürger kamen ihnen zuvor, und überfielen ſie des Nachts, da ſie in dem oben genannten Hauſe beiſammen waren. Durch dieſen unerwarteten Anfall überraſcht, ergriffen ſie zwar ihre Gewehre und ſuchten ſich, ſo gut ſie konnten, zu vertheidigen; allein die Bürger waren jetzt überall zu den Thüren und Fenſtern hinein gedrungen; ſie ſchlugen alles nieder, was ſie vor ſich fanden, und nahmen den größten Theil der Verſammelten gefangen.

Nach dieſem Aufſtande dachten die Gemeinen auf nichts weniger, als ſich der ganzen Stadtgewalt zu bemeiſtern. Die Tapferſten und Anſehnlichſten von den alten Geſchlechtern waren entweder in Gefangenſchaft gerathen oder ſie wurden aus der Stadt verwieſen. Ihre Anführer, beſonders die Liekirchen, waren entflohen; die Gewalt lag in den Händen der Zünfte, und die Gemeinde ernannte aus ihrer Mitte Leute, welche die Verfaſſung gänzlich nach ihrem Willen abändern ſollten. Vor allem wurde der alte Rath und die alten Bürgermeiſter abgeſetzt, und eine gänzliche Gleichheit bei Wahl und Vergebung der Stellen eingeführt. Die Gemeinde ließ ſich die Schlüſſel und Thore der Stadt ausliefern, und errichtete ein neues Rathhaus, welches man das Bürgerhaus nannte. Die alten Brüderſchaften oder Zünfte wurden aufgelöſt, und dafür neue unter dem Nahmen Gaffeln errichtet. Sowohl die Bürgermeiſter als die Rathsherrn wurden aus der Gemeinde gewählt, ohne auf die Vorrechte der alten Geſchlechter Rückſicht zu nehmen. Für einen jeden Verwaltungszweig ſetzte man neue Aemter und Beamten an, und jede Zunft oder Gaffel bekam

einen eigenen Vorsteher. Die Gerechtigkeit wurde zuerst durch Kirchspiels-Gerichte, in wichtigen Fällen aber von den Schöffen verwaltet. Die ganze Verfassung neigte sich zu einer populären Demokratie.

Von nun an war die Gewalt der alten Geschlechter gebrochen, und sie verloren sich nach und nach unter der Gemeinde. Bei den künftigen Aufständen sieht man sie nicht mehr wie freie Ritter mit dem Degen in der Faust, sondern als von dem Pöbel angeklagte Missethäter auf dem Blutgerüste sterben. In den Empörungen vom Jahre 1427, 1472 und 1513 wurden alle die Edlen oder Bürgermeister der Stadt, welche sich den Haß des Volkes zugezogen hatten, öffentlich auf dem Heumarkt enthauptet. Unter diesen wird der Junker Werner von Lieskirchen, ein edler junger Mann, besonders wegen seiner Standhaftigkeit gerühmt. Er ging entschlossen und fromm seinem Tode entgegen. Als ihm das Haupt abgeschlagen war, sangen die Geistlichen, welche ihn, gleichsam wie in einer Prozession begleitet hatten, das de profundis, und begruben ihn hernach in ihrer Kirche. Von der Geschichte der Stadt Cölln kommen wir nun wieder auf die Geschichte von Kur-Cölln zurück.

Seit der Regierung Brunos I. und Philipps von Heinsberg, welche das Erzstift so mächtig gemacht hatten, wurde es üblich, daß [illegible] heiliger Stuhl fast nur von Prinzen jener Grafschaften besetzt wurde, welche es umgaben. Es wurde daher zu einem Statute des Domkapitels gemacht, daß nur Fürsten und Grafen in dasselbe aufgenommen, oder vielmehr als Bischof gewählt werden könnten; daher finden wir auch von dieser Zeit her meistens bergische, märkische, jülichsche, pfalzgräfliche, mörsische und andere Grafen auf dem Cöllnischen Stuhle,

und ihre Familien leiteten durch Geschenke oder Furcht die Wahlen der Domherren. Nach dem Tode des Erzbischofs Friedrich von Saarwerden hatten diese gräflichen Parteien das Kapitel getheilt. Eine wählte Wilhelmen von Berg, den Bischof von Paderborn, die andere Dietrichen, den Grafen von Mörs, welcher Probst zu Bonn und des vorigen Kurfürsten Schwestersohn war. Letzterer behielt zwar durch die Mehrheit der Stimmen die Oberhand; allein die bergische Partei, unterstützt von den Grafen von Berg und von Cleve, fiel in die Länder des Erzstiftes ein, und wollte ihren Vetter mit Gewalt der Waffen auf den bischöflichen Stuhl setzen. Dietrich hatte indeß sein Volk gesammelt, und schlug sie bei Siegburg gänzlich. Triumphirend zog er nach diesem Siege in Cölln ein, und ließ die erbeuteten Fahnen und Waffen über die Reliquien der heiligen drei Könige unter einem feierlichen: Herr dich loben wir, aufhängen.

Indeß war der Erzbischof nicht stark genug, um seinen Sieg verfolgen zu können; beide Theile zogen sich zurück, und legten Bollwerke zu Ryle und Mühlheim an, um sich dahinter zu vertheidigen. Da diese Art von Krieg zu nichts entscheidendem führen wollte, ließ Dietrich ein großes niederländisches Schiff mit einer Brustwehre bereiten, welches man den Quälgötz nannte. Mit diesem kamen seine Leute vor Mühlheim gefahren, und griffen die Feste von der Wasserseite an.

Während dieser Unternehmungen waren eines Tags ein großer Theil des Schiffvolks nach Cölln gegangen, um ein Bad zu nehmen. Diese Abwesenheit benutzte der Pfarrer von Mühlheim, welcher sich eben da befand, zum Vortheil seines Herrn. Er ließ den Matrosen wacker einschenken, schlich sich davon, und hinterbrachte seinem

Herrn, daß jetzt der Quälgöz ohne Beſatzung ſey. Der Herzog Johann ließ daher das Schiff ſogleich angreifen, und bemeiſterte ſich deſſelben, und ſeines ganzen Geräthes. Als die Matreſen, welche noch im Bade waren, dieſen Vorfall hörten, liefen ſie ganz nackt, blos mit ihren Bruſtharniſchen bedeckt, nach dem Schiffe, und ſchlugen die Bergiſchen von demſelben zurück. Sie konnten es nicht weiter fortbringen, ſo war es durch den Kampf beſchädigt und leck geworden. Dietrich ließ hierauf Deuz befeſtigen, um die Stadt Cölln gegen die Anfälle der Bergiſchen zu ſichern; er aber zog mit den Bürgern ſelbſt in deren Land und zerſtörte ihnen ihre Schlöſſer. Der Krieg wurde nun mit aller Art von Verwüſtung und Grauſamkeit geführt. Um ſich an den Bürgern von Cölln wegen der Unterſtützung, welche ſie dem Erzbiſchofe geleiſtet hatten, zu rächen, gewann der Herzog drei arme Jungen, welche die Stadt in Brand ſtecken ſollten. Dieſe waren auch ſo frech, und legten Feuer an, wodurch vier Häuſer abbrannten; allein ſie wurden erwiſcht, und nachdem man ihnen Arme und Beine abgebrannt hatte, auf Bretter gebunden, und mit einem Zettel nach Mühlheim getrieben, worauf geſchrieben ſtand:

Die des Mordbrennens gaben den Rath,
Den ſenden wir zu dieſes Gebrat.

Der ſchreckliche Zwieſpalt nahm endlich dadurch ein Ende, daß Wilhelm, der Biſchof von Paderborn, ſowohl auf das cölniſche als paderborniſche Bisthum verzichtete, und die Baaſe Dietrichs, eine Gräfin von Tecklenburg, heirathete.

Indeß hatte dieſe Fehde die Länder des Erzſtiftes verwüſtet, und die Einkünfte des Erzbiſchofs geſchmälert.

Er mußte daher seine Unterthanen mit neuen Abgaben bedrücken, und brachte dadurch Bürger und Bauern gegen sich auf. Die von Andernach waren noch nicht ganz gebändigt; die von Linz und Unkel murrten, die von Neuß empörten sich gegen seine Forderungen, und die von Soest sagten seinen Beamten gerade ins Gesicht: »Wenn »sie ferner noch so von ihm bedrückt werden sollten, wür»den sie sich einen andern Herrn suchen.« Sie wußten nämlich, daß sie an dem Herzoge Adolph von Cleve und der Mark einen eben so mächtigen als tapferen Beschützer finden würden. Als daher Dietrich sie mit Gewalt bedrohte, wenn sie ihm die geforderten Abgaben nicht einrichten würden, schickten sie Gesandte nach Cleve, um des Herzogs Beistand zu erbitten, und dieser versprach ihnen auf jeden Fall Hülfe und Schutz. So gestärkt, versagten die Bürger von Soest dem Erzbischofe die geforderte Steuer, und beriefen sich auf die Freiheiten, welche ihnen von seinen Vorfahrern zugestanden wären.

Dietrich, aufgebracht über diese kühne Widerspenstigkeit, sammelte sogleich einen großen Heerhaufen an dem Rheine, und ließ ihn nach Westphalen ziehen, um Soest zu züchtigen. Indeß aber hatte der Herzog von Cleve den Bürgern unter Anführung des Johann von Schauenburg eine kräftige Unterstützung geschickt; er selbst fiel in die bischöflichen Länder am Rhein ein, und nahm Rees, Xanten und Deuz hinweg, die sich ihm gerne unterworfen haben. Nach dieser Eroberung ging sein tapferer Sohn, Johann, nach Westphalen, trieb den Bischof von Soest hinweg, und zerstörte ihm die westphälischen Städte Belicke, Geseke, Kaltenhart und Wenne.

Während dieser nachtheiligen Gefechte hatte Dietrich sein Heer mit neuen Truppen, und sein Bündniß mit

neuen Gehülfen verstärkt. Die Bischöfe von Münster, Paderborn und Hildesheim, die Grafen von Nassau, von Sayn, von Wittgenstein und andere Fürsten, waren zu seinen Fahnen getreten, und der Kurfürst von Sachsen gab ihm zwanzig tausend Mann Ungarn und Böhmen in den Sold, um sie aus dem seinigen zu bringen. Man rechnete sein Heer auf 80,000 Mann, womit er jetzt Soest bezwingen und bestrafen wollte.

Unterdeß hatten die Bürger, von Konrad Steck dem Vogt von Cleve, und ihren wackern Bürgermeistern, Johann Breck und Rojer angeführt, nicht vergessen, ihre Stadt gegen alle Angriffe zu befestigen. Als Dietrich davon Nachricht bekam, wollte er keine Zeit verlieren, und dachte seinen Angriff zu verbergen. Da gerade zu der Zeit die flache Gegend umher in einen so dicken Nebel gehüllt war, daß man kaum auf hundert Schritte einen Menschen erkennen konnte, rückte er mit seinem Heere um die Stadt, in Hoffnung, selbige an einem Theile überrumpeln zu können. Zu seinem Erstaunen und Verdruß fand er die Bürger wachsamer, als er gedacht hatte. Die Thore waren nicht nur verschlossen und verrammelt, sondern auf den Thürmen und Mauern stand die Bürgerschaft vertheilt, und schoß mit Pfeilen und Blieden auf die Anrückenden. Nach dieser ersten Gegenwehr drangen die Bürger, von Konrad Steck und ihren Bürgermeistern angeführt, selbst aus den Thoren ihrer Stadt, und fielen die Bischöflichen so gewaltig und unerwartet an, daß die Grafen von Sayn, von Nassau, von Wittgenstein und mehrere Ritter auf dem Platze blieben, und viele tausend Gemeine erschlagen oder gefangen wurden.

Dieser Verlust war für den Erzbischof eben so schmerzlich als schimpflich. Da aber sein Heer durch die Bundes-

genossen sehr zahlreich geworden war, so konnte er die Belagerung dennoch fortsetzen. Er gab daher Befehl, die Stadt öffentlich zu bestürmen. Die Gräben wurden mit Strohbündeln und Reisern ausgefüllt, die Thürme und Häuser mit Steinen und Feuerpfeilen beschossen, an die Mauern Sturmböcke und Leitern angesetzt; allein die Bürger empfingen die anrückenden Haufen mit einem so gewaltigen Pfeil- und Steinhagel, und gossen auf sie so viel siedendes Wasser und Pech, daß sie noch einmal mit großem Verluste abziehen mußten. Neun Tage hintereinander dauerte der Sturm, bei zwei tausend Mann blieben auf beiden Seiten. Dem Bischofe wurden selbst drei Pfeile in sein Schild geschossen, aber die Bürger konnten nicht besiegt werden.

Nachdem also Dietrich diesen verderblichen Krieg über zehn Jahre geführt, und vor Soest allein 3000 Mann verloren hatte, zog er mit seinen von Sachsen gedungenen Haufen in die Länder des Herzogs von Cleve an den Rhein, und ließ sie verheeren und verwüsten. Der Krieg endigte damit, daß er die große Stadt Soest dem Herzog Johann überlassen mußte, und von seinen Unterthanen gehaßt, zu Zons sein Leben beschloß.

Nach seinem Tode kam das Erzstift in eine noch größere Verwirrung. Das Domkapitel hatte den Pfalzgrafen Rupert, den Bruder Friedrichs des Siegreichen, auf den bischöflichen Stuhl erhoben, weil es durch dessen Ansehen und Einfluß den Schaden wieder vergüten wollte, welchen die Cölnischen Länder unter seinen Vorfahren erdulden mußten; allein bald kam es mit ihm selbst in Streit, und dadurch wurden die Uebel noch größer, als sie zuvor waren. Den Anlaß dazu gaben einige Vorrechte und Nutzungen, welche er den Domherren nicht zugestehen

wollte. Dieſe klagten ihn der Anmaßung und Verſchwendung an, und wählten den Probſt von St. Gereon, Herrmann, einen Landgrafen von Heſſen, zum Verwalter ihres Stifts. Sie wußten zu gleicher Zeit einige Städte des Landes zu gewinnen, welche dem Erzbiſchofe den Gehorſam aufſagten, und die Regierung des Adminiſtrators anerkannten. In dieſer Noth rief Rupert ſeinen Bruder, Friedrichen Kurfürſten von der Pfalz, zu Hülfe, und dieſer kam, wie wir bereits erzählt haben, mit ſeinen ſiegreichen Truppen den Rhein herab, nahm Andernach, Linz, Bonn, Bruel, Zülpich und Kaiſerswerth ein, welche das Domkapitel aufgehetzt hatte, und gab ſie dem bedrängten Bruder wieder.

Dieſe Eroberung vermehrte die Feinde des Erzbiſchofs. Herrmann wurde von ſeinem Bruder dem Landgrafen von Heſſen, von dem Herzoge von Geldern und andern Fürſten unterſtützt, und der Kaiſer Friedrich III., welcher Friedrichen den Siegreichen haßte, genehmigte nun auch die Wahl des Domkapitels, und half Ruperten verfolgen. In dieſer gefahrvollen Zeit ſtarb der große Kurfürſt von der Pfalz, und mit ihm die Stütze des gedrängten Erzbiſchofs. Das Domkapitel erhob wieder ſein Haupt, die Städte empörten ſich von neuem und die Heſſen drangen in die Cölniſchen Länder am Rheine vor. Rupert war gezwungen, nach Weſtphalen zu flüchten, und ſich, da ſein ſiegreicher Bruder geſtorben war, um einen andern Beſchützer umzuſehen. Er fand ihn an Karl dem Kühnen, Herzogen von Burgund, deſſen Unternehmen wir ſchon in der Geſchichte des obern Rheins beſchrieben haben. Dieſer herrliche Fürſt hörte die Bitte des bedrängten Biſchofs mit Freude, und verſprach ihm Hülfe, weil er durch dieſen Streit auch ſeine Macht am untern Rheine zu ver-

reiten hoffte. Kaum hatte er mit Rupert einen Schutz-
bund geſchloſſen, ſo ſchickte er einen Herolden nach Cölln
und Bonn, um die ſtiftiſchen Länder für ſeinen Clienten
heraus zu fordern. Als das Domkapitel dieſen Antrag
abwies, rückte er ſelbſt an der Spitze von 30,000 Mann
in die geldriſchen und cölniſchen Provinzen ein, und nahm
ſie ſiegend und ohne großen Widerſtand in Beſitz. Neuß
allein unterwarf ſich nicht ſeinen Geſetzen.

Aufgebracht über dieſe unerwartete Kühnheit einer
kleinen Stadt, zog er mit ſeinem ganzen Heere vor
ihre Mauern, und beſetzte alle Zugänge mit Truppen und
Geſchütz. Er, der Herzog ſelbſt, lag mit 8000 Mann
bei dem Oberkloſter in den Baumgärten; Balduin von
Lannoi und Reiner von Bruchhauſen, mit 14000 Mann
zu Pferd und 900 zu Fuß, vor dem Zollthor. Längs dem
Rheine hin hatte der Graf von Monfort das Ufer und
das Werth mit 3000 Mann Lombarden und 13000 Bur-
gundern beſetzt. Auf dem Hamm ſchlugen 2000 Mann
Engländer ihr Lager auf. Zuſammen machte das Heer
40,000 Mann aus; dazu kamen noch 200 Büchſenmeiſter
mit ihren Knechten, 2000 Gräber und Troßknechte, 1500
Weiber und gemeine Dirnen, 400 Pfaffen, Schreiber
und Kämmerlinge. Ich habe dieſe Zahl des burgundi-
ſchen Heeres darum ſo genau angegeben, damit der Leſer
die Macht und Pracht erkennen möge, mit welcher der
herrliche Karl von Burgund Krieg zu führen pflegte.
Nichts deſtoweniger fand er hier, wie bei den Schweizern,
Widerſtand. Herrmann, der Adminiſtrator von Cölln,
hatte ſich kurz vor der Belagerung mit einigen hundert
Reiſigen in die Stadt geworfen, und trotzte mit den
Bürgern dem mächtigen Burgund. Ein ganzes Jahr und
vier Monate lag der Herzog vor Neuß. Er verſuchte

List und Sturm; aber die Bürger schlugen alle Anfälle mit Muth und Beharrlichkeit zurück.

Endlich fingen die Lebensmittel an, seltener zu werden. Milch bekam niemand mehr, als die kleinen Kinder; über 300 Pferde waren schon geschlachtet, um den Einwohnern Fleisch zu schaffen; das Brod wurde eben so theuer als selten. Die Bürger und Reisigen haben viele Leute in einzelnen Gefechten verloren. Viele Häuser und Kirchen waren zerschossen oder abgebrannt. Neuß schien, wie die übrigen Cöllnischen Städte, dem kühnen Herzoge sich unterwerfen zu müssen, als der Kaiser Friedrich III. auf der einen, der König von Frankreich auf der andern Seite mit großen Heerhaufen heran gezogen kamen, und Karln nöthigten, seine eigenen Länder zu vertheidigen. Rupert mußte auf diese Weise das Erzstift seinem Nebenbuhler Herrmann überlassen, und der Kaiser ertheilte den Bürgern von Neuß neue Freiheiten und Vorrechte, weil sie ihre Stadt so wacker vertheidigt hatten.

So war die Lage des Erzstiftes von Cölln und der niederrheinischen Fürstenthümer, als in Teutschland eine große politische und religiöse Reformation vorgenommen werden sollte, für oder gegen welche die Erzbischöfe von Cölln geeifert haben. Ehe wir aber dieses für die ganze Welt so merkwürdige Ereigniß anführen, müssen wir zuvor den Zustand der Kirche und des Reichs, die Fortschritte in Künsten und Wissenschaften und überhaupt die Sitten der Rheinbewohner schildern, damit der Leser auch mit den Ursachen bekannt werde, welche es hervorgebracht, und zugleich beurtheilen könne, was wir dabei gewonnen, was verloren haben.

Vierzehntes Buch.

Rheinische Geschichte

am

Ende des Mittelalters.

Rheinische Geschichte

am

Ende des Mittelalters.

Der rheinische Städtebund sollte den bisher so oft, aber fruchtlos versuchten Landfrieden herbeiführen und beschützen; auch haben viele weise Fürsten am Rhein Friedens- und Land-Gerichte angestellt, um der Gerechtigkeit eine gesetzliche Pflege zu geben; allein das Faustrecht hatte während des großen Interregnums so tiefe Wurzeln gefaßt, daß nicht einmal Ritter und Zünfte durch die Gesetze gebändigt werden konnten, viel weniger mächtige Fürsten. Als Rudolph von Habsburg auf den Thron erhoben wurde, suchte er die Kurfürsten durch Willebriefe, die Gemeinen durch Freibriefe zu gewinnen. Er wollte zwischen und durch beide die Stärke des Reichs und des Thrones wieder herstellen. Allein die Eifersucht der Fürsten, und daß er die Krone nicht an seine Erben bringen konnte, schienen seinen weisen Plan zu verrücken. Nach seinem Tode hob die Anarchie ihr

Haupt wieder empor. Eigenmacht, Raub, Fehde und Gegenkaiſer verwüſteten das Reich mit doppelter Wuth.

Indeß hatte er ſeinen Nachfolgern doch die Mittel angegeben, wodurch Ordnung hergeſtellt, und die kaiſerliche Würde erhoben werden konnte. Adolph von Naſſau, Heinrich von Luxemburg, Ludwig der Baier, Karl IV. und ſelbſt der behagliche Wenzel, unterſtützten heimlich oder öffentlich die Bündniſſe der Städte, und gaben einige allgemeine Reichsgeſetze, die man goldene Bulle oder Landfrieden nannte, in welchen die Rechte des Kaiſers, der Kurfürſten, Fürſten und Reichsſtände näher beſtimmt, über Reichstag, Kaiſerwahl, Lehenverband und Gerichtsverfaſſung eigene Vorſchriften abgefaßt wurden.

Kaum waren dieſe Geſetze für die allgemeine Verfaſſung des Reichs gegeben, als ſich nach ihnen auch die Verfaſſung der einzelnen Reichsländer verbeſſerte. In den größeren Fürſtenthümern am Rhein, als Mainz, Trier, Cölln, Würtemberg, Cleve und Berg, bildeten ſich aus Geiſtlichkeit, Adel und Volk Landſtände und Landtäge.[1] In den kleinern geiſtlichen Fürſtenthümern, als Straßburg, Speier und Worms, waren die Fürſtbiſchöfe durch ihr Domkapitel und Wahl-Kapitulationen beſchränkt.[2] In den Städten ſtellte man

1. In dem Kurfürſtenthum von Mainz wurden allbereits Landſtände eingeführt, ſie beſtanden aus den Domherren, den vier Prälaten der Abteien St. Jacob, Amorbach, Seligenſtadt und Erbach; aus den Miniſterialen und dem Landesadel, und aus den Städten Aſchaffenburg, Amorbach, Biſchofsheim, Külsheim, Miltenberg, Waldüren, Buchen, Wörth und Steinheim. Auch Kur-Pfalz hatte ſolche.

2. Jedes Domſtift hatte ſeine Kapitulationen.

Zünfte mit Bürgermeiſtern und Rath, auf dem flachen Lande Centen, Vogteien und Aemter mit Schöppen und Gerichten a.a. Für die Städte und Landgerichte ſammelte man die alten Weisthümer, Urtheilsſprüche und löbliches Herkommen, um darnach zu richten, und wo deutſche Geſetze (der Schwaben- und Sachſenſpiegel) nicht hinreichten, bediente man ſich jetzt der römiſchen. Neben der Reiterei der Lehenträger und den Rotten der Landesknechte, errichtete man Centbanner und eine Landwehre, in höchſter Noth einen Landſturm. Die Städte und Landſchaften waren mit Wartthürmen, Bollwerken und Landgräben umgeben, und die feſten Schlöſſer, welche zuvor nur der Fehde dienten, ſchützten nun durch Burghut das Land.

Die Einkünfte und Ausgaben der verſchiedenen rheiniſchen Bisthümer, Fürſtenthümer, Abteien und Städte waren eben ſo einfach und mäßig, wie ihre Verfaſſungen; und man erſchrickt, wenn man ſie mit den ungeheuern Auflagen und Laſten vergleicht, womit jetzt dieſe Länder bedrückt werden. Die Einkünfte der Fürſten und Städte wurden entweder von liegenden herrſchaftlichen Gütern, den Domänen, oder aus den an ſie von den Kaiſern übertragenen Hoheitsrechten, den Regalien, gezogen. Erſtere beſtanden in Aeckern, Wieſen, Weinbergen, Auen, Wäldern und Forſten ꝛc., letztere in Zöllen,[1] Zinſen, Zehnten, Gülten, Jagd-, Fiſcherei- und Viehweid-Gefällen, in Frohnden, Strafgeldern, und dem, was man

1. Sie hatten verſchiedene Nahmen, als Land-, Waſſer-, Juden-Zoll, Rente, Ohmgeld ꝛc.

von den urſprünglich freiwillig geſtatteten Grund- oder Vermögens-Steuern Bete nannte.

Die Einkünfte der Domänen konnten keinem Unterthanen oder Bürger zu Laſt fallen, denn ſie wurden aus den, den Biſchöfen, Aebten, Fürſten oder Städten gehörigen Gemein-Gütern gezogen. Die Zölle, obwohl ſie oft für den Handel und Wandel im allgemeinen drückend waren, trafen doch meiſtens nur Fremde oder die Conſumenten, welche bei dem Einkaufe der Waaren dieſe Abgaben nicht einmal bemerkten. Die Zinſen, Gülten, Zehnten, Pachtgelder für Jagden, Fiſchereien und Schäfereien konnten dem nicht beſchwerlich ſeyn, welcher ſie entrichtete. Er hoffte vielmehr noch daran zu gewinnen, ſonſt würde er den Pachtvertrag nicht eingegangen ſeyn. Sie waren übrigens von Gegenſtänden gezogen, welche keinem einzelnen Bürger gehörten, folglich ihn auch nicht betrafen. Die Strafgelder bei Gerichten oder ſonſtigen Uebertretungen konnte und ſollte jeder vermeiden, und waren eine gerechte Forderung der Geſetze. Die Bete blieb alſo beinah die einzige Abgabe, welche allen Bürgern und Unterthanen zu Laſt fiel; allein ſie wurde urſprünglich, wie ihr Nahmen beweiſt, von den Fürſten erbeten, von dem Volke, oder auch ſpäter noch durch die Domkapitel, Landſtände und Zunftvorſteher freiwillig geſtattet, und beſtand in einer kleinen Abgabe von den nach Billigkeit abgeſchätzten Gütern und Vermögen. Nur die Nothbete war läſtig; aber ſie wurde auch nur, wie ihr Nahmen ſchon deutet, bei Landesnöthen, bei Kriegen oder bei ſonſt außerordentlichen Fällen gefordert. Die Geſchenke, welche das Volk oder die Stände ihren Fürſten oder Bürgermeiſtern bei den Wahlen, Verheirathungen und Inthroniſationen gaben, waren ganz freiwillig. Sie

wurden daher auch Dona oder Subsidia charitativa genannt.

Wenn man nun mit dieſen Einkünften die Ausgaben vergleicht, ſo wird man daraus erſehen, warum ſie ſo mäßig und gering waren. Die Schultheißen und Vögte auf dem flachen Lande oder in den Aemtern und Gerichten waren zugleich auch die Kellner oder Verwalter der herrſchaftlichen Gefälle; darum ſie auch Amtskeller genannt wurden. Ihre Beſoldungen beſtanden in den Gerichtesſporteln, den Strafgeldern und einer verhältnißmäßigen Anweiſung auf die aus ihrem Amte oder Orte gezogenen fürſtlichen oder ſtädtiſchen Gefälle. Die Schulen, Kirchen, Pfarreien, Hoſpitäler und Armenhäuſer hatten ihre eigenen Güter und Einkünfte, waren alſo Niemand zur Laſt, vielmehr den Armen und Kranken zum Troſte, Unterricht und zur Pflege. Die Vaſallen, Miniſterialen und Bürgermeiſter mußten nach Lehenspflicht im Kriege oder bei Hofe dienen, und wurden im Falle der Noth von den Einkünften der Schlöſſer unterhalten.[1] Die Landwehren und der Landſturm mußten ebenfalls unentgeltlich ſich bewaffnen und ins Feld ziehen. Die beſten und koſtſpieligſten Waffen fanden ſie unentgeltlich in den reichen Zeughäuſern der Städte und Schlöſſer. Dauerte die Fehde lang, ſo wurden ſie entweder in des Feindes Land, oder durch eine Nothbete, oder auch durch eine Schuldverſchreibung unterhalten. Die Bürgermeiſter, Schöffen und Rathsherren in den Städten dienten mehr der Ehre als des Soldes wegen. Der Fürſt oder Graf hatte um ſich, wenn er geiſtlich war, ſeine Domherren, ſeine Dienſtleute; war er weltlich, ſeine Va-

1. Man ſehe darüber in den Archiven die alten Mann- und Saalbücher. Urſprünglich waren nicht einmal die Lehen- und Rittergüter von der Bete frei.

fallen. Darunter waren die Geschicktesten seine Räthe Obervögte und Vizthume. Für die oberste Verwaltung der Justiz und Polizei hatte er einen Kanzler, der meistens aus den Rechtsgelehrten und Bürgerlichen genommen wurde. Da viele, ja die meisten dieser fürstlichen Räthe zugleich Dienst- und Hofleute waren, so konnte ihr Unterhalt nicht gar kostspielig seyn. Der Ueberschuß der Domänen und Zölle war schon hinlänglich, deren mäßige Besoldungen zu bestreiten. * Die Rentmeister, Zöllner und Einnehmer fanden ihren Unterhalt reichlich bei der Einnahme. Der Hofstaat der Fürsten nahm freilich einen großen Theil der Einkünfte weg. Allein dieser wurde größtentheils von den Domänen und den Zinsen gezogen. Der Aufwand, welchen der Hofstaat erforderte, bestand in der Unterhaltung der fürstlichen Tafel, der fürstlichen Schlösser, der Geräthe und Jagdhäuser, des fürstlichen Marstalls und der fürstlichen Dienstleute. Wenn man nun betrachtet, daß die fürstliche Tafel größtentheils aus den von den Domänen gezogenen Landesprodukten, als Holz, Brod, Gemüß, Wildbret, Schlachtvieh, Geflügel, Fischen, Wein, Obst, Butter, Käse und Honig- oder Leckerkuchen bestand, und die dabei gebrauchten goldnen oder silbernen Geschirre von Geschlecht zu Geschlecht gingen; daß der Marstall entweder aus eigenen Stutereien erhalten oder doch durch den von den Domänen gezogenen Haser und Heu unterhalten wurde; daß die Schlösser und andere fürstlichen Gebäude ebenfalls aus Landesprodukten, als Stein, Kalk, Bauholz und Gips

* Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte in den drei geistlichen Kurstaaten der Kanzler und erste Minister nur [illegible] Gulden Besoldung.

zuſammen geſetzt, und die Baumeiſter und Handwerksleute durch die Frohndienſte unterſtützt waren; daß endlich die adlichen Hof-Dienſtleute auch an der fürſtlichen Tafel Theil nahmen, und meiſtens um Ehre dienten, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie wenig drückend zu der Zeit die rheiniſchen Länder und Städte verwaltet, und wie herrlich und köſtlich doch die Fürſten und Herren bewirthet werden konnten. Man darf nur die damaligen Mann- Saal- und Rechnungsbücher, die bei Feſten üblichen Küchen- und Kellerzettel, oder des Marx Rumpels Kochbuch leſen, man darf nur die herrlichen Schlöſſer am Rhein, und die köſtlichen Gefäße in den Kunſtkammern betrachten; ſo wird man finden, daß der Hofſtaat zu der Zeit eben ſo herrlich wie jetzt unter den Fürſten und Herren geglänzt, aber nur darum weniger gekoſtet habe, weil er blos von Landes- und Demainen-Produkten unterhalten wurde, und in einer Sammlung von Haus- und Hofgeräthen beſtand, welche als Familien- oder Kirchenſchatz von Geſchlecht zu Geſchlecht überging, und eben ſo prächtig als dauerhaft war. [1]

Von dieſer einfachen Geſtaltung und Verwaltung der Länder gaben die rheiniſchen Fürſt-Biſchöfe und Städte das erſte Vorbild. Erſtere lebten anfänglich noch gemein-

1. Ich habe in den Domkirchen und an den Höfen von Mainz, Trier und Cölln noch geiſtliche oder weltliche Geräthe, Gefäße und Becher geſehen, welche ſchon unter den Kurfürſten Willigis, Gerlach, Balduin und Engelbert angeſchafft, und ſowohl wegen ihrer Pracht als Künſtlichkeit merkwürdig waren. Beſonders war der Schatz zu Mainz, den Albert II. dahin ſchenkte, herrlich. Auch bei den Schweizern findet man noch die nach der Schlacht bei Granſon erbeuteten köſtlichen Gefäße von Karl dem Kühnen.

ſchaftlich mit ihren Domherren und Miniſterialen im Münſter, und ihr Tiſch wurde aus den von den Kaiſern ihren Kirchen geſchenkten Gütern erhalten.[1] Die ihnen verliehene weltliche Gerichtsbarkeit ließen ſie durch ihre Kirchenvögte verwalten. Als ſie ſpäterhin ganze Gauen und Länder mit feſten Schlöſſern und Städten erhielten, behielten ſie entweder, wie in dem Rhein- und Lobdengau, die altteutſche Verfaſſung unter den Cent- und Gaugrafen bei, oder ſie ſetzten über ſie Vizthume und Amtskeller, welche zugleich ihre Gerichts- und Gefällverweſer waren. Die Vortheile einer gemeinſchaftlichen Verwaltung und Vertheidigung bewogen endlich auch den Landesadel, die Abteien und die Landesſtädte, ſich der fürſt-biſchöflichen Regierung zu unterwerfen; daraus entſtanden die Landesſtände, welche die Steuern bewilligten und auf die Erhaltung der Verfaſſung wachten. Diejenigen rheiniſchen Städte, welche ſich der Herrſchaft ihrer Biſchöfe entzogen hatten, führten unter ſich eine republikaniſche Verfaſſung mit Zünften, Rath und Bürgermeiſtern ein. Da ſie außer ihrem Burgbanne wenig oder kein Gebiet hatten, ſo beſtanden ihre Einkünfte meiſtens in Zöllen, Waggeldern und Abgaben von ihren Gewerben. Schon im neunten Jahrhundert verfaßten Willigis von Mainz und Burkard I. von Worms Geſetzbücher für ihre Dienſtleute und Unterthanen. Späterhin ſammelten Balduin von Trier, Engelbert von Cölln und die Ruperte von der Pfalz Weisthümer und Geſetze für ihre Länder. Erſterer hat die Urkunden ſogar mit eigener Hand geſchrieben.[2] Ihrem Beiſpiele folgten die Fürſt-Biſchöfe von

1. Siehe das vierte Buch, Seite 401.
2. Die Manuſcripte waren ehemals im trieriſchen Archive.

Strasburg, Speier und Worms, und die Grafen von Würtemberg, Baden, Katzenellnbogen, Nassau, Jülich Cleve und Berg. Die rheinischen Reichsstädte hielten ohnedies auf eine gesetzliche Form. Endlich beschlossen die vier rheinischen Kurfürsten auf dem Königsstuhle zu Rense einen allgemeinen Reichsfrieden durch Kurvereine und die goldene Bulle; da aber diese fruchtlos geblieben waren, wagten sie, um ihren Beschlüssen Kraft zu geben, ihre Augen wieder auf einen Oestreicher, Albert II., und wählten ihn nach dem Tode Sigismunds im Jahre 1437 zum Kaiser. Der Pabst gab ihm seinen Segen, der verstorbene Kaiser hinterließ ihm die Kronen von Ungarn und Böhmen; [1] nun auch noch mit der Kaiserkrone geschmückt, brachte er auf einem Reichstage zu Nürnberg eine allgemeine gesetzliche Verfassung für das ganze Reich kräftig zur Sprache. Zum Unglück starb er zu frühe, 1439, um seinen großen Plan ausführen zu können. Unter der langen und kraftlosen Regierung seines Nachfolgers Friedrichs III. schüttelte die Furie des Faustrechts wieder ihre Brandfackeln. Aber nach dessen Tod 1493 ergriff sein Sohn, der biedere muthige Maximilian, den Scepter Karls des Großen. Diesem näherte sich der kluge Erzbischof von Mainz, Berthold, welcher als Erzkanzler und erster Kurfürst des Reichs auf die Gesetze zu wachen hatte, und beide dachten nun darauf, dem ganzen Reiche einen allgemeinen Landfrieden und eine gesetzliche Verfassung zu geben. Demzufolge berief Maximilian I. im Jahre 1495 einen Reichstag nach Worms. Fünfundvierzig Fürsten und siebenundsechszig Grafen erschienen dabei in eigener Person, ohne die Gesandten der

1. Siehe die Geschichte von Habsburg-Oestreich.

Städte, die Ritter und andere ehrbare Leute. Der Kaiſer wollte zuerſt die Hülfleiſtung gegen die Türken zur Sprache gebracht haben, denn dieſe bedrohten ſeine Erbländer, allein Berthold, die Privatabſichten eines jeden der Fürſten kennend, ſprach zu ihnen folgende merkwürdige und prophetiſche Worte: »O liebe Herren! es geht gar »langſam zu; es iſt wenig Fleiß und Ernſt in den Ständen »des Reichs vom Obern bis zum Untern, und billig zum »Erbarmen. Es iſt aber zu beſorgen, wo man ſich nicht »anders, dann bisher, in die Sache ſchicken, und fleißiger »ſich zuſammen ſtellen werde, daß ein Tag etwann »ein Fremder kommen, der uns alle mit »eiſernen Ruthen regieren wird.« Dieſe paſſenden Worte des klugen Erzkanzlers von Mainz machten bei Kaiſer und Ständen Eindruck und ſo wurde dann wirklich Hand an die Verbeſſerung der alten Reichsverfaſſung gelegt.

Die ſchwerſte Aufgabe dabei war, wie man ſo viele Kurfürſtenthümer, Herzogthümer, Fürſtenthümer, Grafſchaften, Städte und Ritterſchaften von der verſchiedenſten Geſtalt, Größe und Intereſſen unter einerlei Form und Verfaſſung bringen könnte, ohne daß keines Rechte beſchränkt, keines Land verkürzt, keines Gebiet verſchnitten werden ſollte. Durch Uebermacht und Bauernkrieg iſt zwar alles umzuwälzen und umzugießen; aber wie viele Menſchen werden dabei um Recht, Gut und Leben gebracht, und am Ende müßte man doch, mehr oder weniger, auf die alten Formen zurück kommen, um nur der Willkühr oder Geſetzloſigkeit Einhalt zu thun. Die teutſchen Völker und Fürſten lieben ſolche Zerſtörungen nicht; ſelbſt die ſchrecklichſten Fürſtenkriege um die Kaiſerkrone, und Bauernkriege um Freiheit und Religion, konnten ſie

nicht von ihren alten Gewohnheiten abbringen. Nach dem ſchweren Kampfe, welchen die Schweizer gegen offenbare Tyrannei für ihre Freiheit auszufechten hatten, ſchloſſen ſie alſo ihren Bund: »Dabei ſoll man ſonderlich wiſſen, »daß wir eigentlich kundt und verdingt haben, daß eine »jede Stadt, jeglich Land, jeglich Dorf, jeglicher Hof, ſo »jemand zugehört, der in dieſem Bündniß iſt, bei ihren »Gerichten, bei ihren Freiheiten, bei ihren Handfeſtenen, »bei ihren Rechten und bei ihren guten Gewohnheiten »gänzlich bleiben, als ſie es uns hergebracht und geführt »haben; ſo daß niemand den andern daran kränken noch »ſäumen ſoll.« [1] In dieſem Geiſte entwarfen auch der Kaiſer Max und ſein Erzkanzler die neue teutſche Staatsverfaſſung.

Urſprünglich war das teutſche Reich, wie wir dargethan haben, nach ſeinen verſchiedenen Völkerſtämmen in Herzogthümer, Gaugrafſchaften und Hundreden abgetheilt. Erſtere waren die von Franken, Schwaben, Baiern und Sachſen, zu ihnen kamen noch die teutſchen Pflanzvölker in Oeſtreich, Böhmen, in der Steier- Windiſch- und Brandenburgermark. Preußen gehörte dem teutſchen Orden. Die Gauen wurden in dieſen Herzogthümern nach Gebirgen, Flüſſen und der Schneeſchmelze gebildet; die Hundreden und Feldmarken nach Dörfern, Gemarkungen und Höfen. Von dieſen alten teutſchen Anſtalten und Abtheilungen war jetzt nichts mehr zu finden, als Rahmen und Völkerſtämme. Durch Beliehnung, Erbſchaft, Schenkung oder auch Gewalt waren ſie in Kurfürſtenthümer, Fürſtenthümer, Erz- und Hochſtifter, Abteien, Grafſchaf-

1. Zürcher Bundbrief.

ten, Republiken, Städte, Ritterſchaften und Bauerbſchaften zerriſſen, unter welchen kein Verband und keine Unterordnung beſtehen wollte.

Indeß hatte ſich durch die Kurfürſten- und Herzogthümer und unter den alten Volksſtämmen noch ein Grundſtück der alten Verfaſſung erhalten; und auf dieſes baueten Mar und ſein Erzkanzler. Sie theilten nämlich das ganze Reichsgebiet, entweder nach den großen Fürſtenthümern, oder nach den alten Volksſtämmen, in Kreiſe ab, wovon ein jeder, der verſchiedenen landſchaftlichen und landesherrlichen Rechte unbeſchadet, ſeine eigne Kreisverfaſſung, ſeine Kreisobersten, ſeine Kreisſtände, ſeine Kreistäge, ſeine Kreistruppen, ſeine Kreiskaſſe ꝛc. haben ſollte. Sie waren der fränkiſche, der ſchwäbiſche, der bairiſche, der ſächſiſche, der ober- und niederrheiniſche und der weſtphäliſche; dazu kamen noch die von den Pflanzvölkern, nämlich der öſtreichiſche, burgundiſche und oberſächſiſche. Die Kurfürſtenthümer am Rhein machten einen eigenen Kurkreis aus.

Dieſe Eintheilung war für die damaligen Verhältniſſe vortrefflich, und ganz nach altteutſchem Geiſte. Die Kreiſe ſollten nämlich die Herzogthümer, und die in denſelben begriffenen Fürſtenthümer und Herrſchaften, die alten Gangrafſchaften erſetzen; allein eine Hauptſache überſahen Mar und ſein Erzkanzler, nämlich die zum Ganzen gehörige Unterordnung im Kriegsweſen, in Polizei und Gerichtsbarkeit. In einem jeden Kreiſe war entweder ein mäch-

1. Der Reichstag war durch die drei Collegien der Kurfürſten, Fürſten und Städte ganz gut organiſirt; nur hätte noch der Bauernſtand durch die Reichsritterſchaft repräſentirt werden ſollen; daher der ſogenannte Bundſchuh. —

ger Kurfürst, oder Herzog, oder Landgraf, welchem nan die oberste Kriegsgewalt, und ein mächtiger Bischof, welchem man die oberste Richtergewalt im Kreise übertragen konnte; denn es ziemte sich, daß die weltlichen Fürsten sich mit Kriegs-, die geistlichen mit Friedens-Künsten befaßten. Die schwächern Kreisstände, waren es Fürsten, Grafen, Ritter oder Städte, würden sich wohl gefügt haben, weil ihre eigene Erhaltung in der Erhaltung der Kreise und des Reichs gegründet war. Diesem zu Folge konnten die Kurfürsten von Böhmen, von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg, sodann die Erzherzoge von Oesterreich, die Herzoge von Baiern, von Würtemberg, von Braunschweig, von Jülich und Berg, von Burgund, und die Landgrafen von Hessen, füglich zu Kreisobersten eingesetzt werden, unter welchen dann die Fürsten, Grafen und Ritter der Kreise als Kreishauptleute gestanden hätten. Durch eine solche Unterordnung würden die Kreis- und Landtäge, Kreisgerichte, Kreiskontingente, Kreisbeiträge ꝛc. mehr Einheit und Kraft, und sowohl der Reichskrieg als Reichsfrieden unter dem gemeinschaftlichen Kaiser eine bessere Leitung erhalten haben.

Das zweite Stück der Reichsverfassung, welche Max mit seinem Erzkanzler entwarf, war die allgemeine Gerechtigkeits-Verwaltung. Jedem Stande war zwar die bereits erworbene Gerichtsbarkeit in seinem Lande gelassen; und es waren auch fast von jedem schon Stadt-, Hof- und Land-Gerichte angestellt, worin den Unterthanen Recht gesprochen wurde; allein für das ganze Reich fehlte noch ein allgemeines Reichsgericht, welches auch über die Fürsten selbst Recht sprechen sollte. Auch dieses wurde jetzt eingerichtet mit einem obersten Richter, mit Beisitzern,

Schreibern und Anwalden, welche der Kaiſer, die Kurfürſten und Kreisſtände zu ernennen hatten. Keiner konnte daher deren Urtheile verwerfen, wenn es nicht ging an Leib, Ehre, Leben und Erbe der Fürſten, wo nach dem alten Fürſtenrechte jeder nur von ſeines Gleichen und dem Kaiſer unmittelbar gerichtet, oder der Streit durch Austräge vermittelt wurde.

Auch dieſe Verfügung war vortrefflich, und faſt nichts an ihr zu tadeln, als daß es ihr gegen Mächtige an Kraft fehlte. Dieſe hing aber nicht ſowohl von der Einrichtung des Reichsgerichts ſelbſt, als von der noch nicht aus dem Grunde vorgenommenen Geſtaltung der Kreiſe ab. Wäre in dieſen eine gewiſſe Unterordnung eingeführt und das Amt der Kreisherzoge und Kreisrichter gehörig beſtimmt worden, ſo würde es auch den Sprüchen der Reichsgerichte nicht an Wirkung gefehlt haben. Sind doch oft mächtige Kurfürſten, Fürſten und Grafen, wie z. B. Ulrich von Würtemberg, Johann Friedrich von Sachſen, Philipp von Heſſen, Philipp Chriſtoph von Trier, und Friedrich von der Pfalz ꝛc. gebändigt und beſtraft worden, warum ſollte es nicht mit den übrigen möglich geweſen ſeyn; beſonders in einer Zeit, wo die Fürſten durch Fauſtrecht und Bauernkriege von innen, und mächtige Feinde von außen, bedroht waren?

Das dritte Stück der Reichsverfaſſung betraf die Geſtaltung des oberſten Reichs-Regiments bei dem Hofe des Kaiſers. Obwohl jeder Fürſt und Stand ſeine Länder und Leute unmittelbar ſelbſt regierte, ſo blieben doch noch viele Verwaltungs-Gegenſtände übrig, welche nur dem Oberhaupte des Reichs allein zukommen konnten, z. B. die allgemeine Polizei, Handel und Münz, der oberſte Lehenhof, die allgemeine Reichs-Vertheidigung und die

inleitung der Friedensgeſchäfte mit auswärtigen Mächn. Dazu hatten die Kaiſer zwar ſchon lange ihre eichs-Erzkanzler oder deren Stellvertreter, die Vizekanzr, Reichs-Referendarien, Schreiber und eine Reichskanzi um ſich; allein da ſich das Ganze jetzt zu einer gröeren Einheit bilden ſollte, ließ ſich Max auch noch ſeinen hofrath zu einem Reichshofrath umgeſtalten, deſſen Glieer, die Reichshofräthe, ſowohl in Juſtiz- als Polizeiſachen hm vorzüglich rathen ſollten.[1]

Dieſe Anlage war für jene Zeiten gut und erſprießlich; wenn ſie aber für das ganze Reich auch in Zukunft wirkſam ſeyn ſollte, ſo mußten ſowohl die Gewalt des Kaiſers als die Geſchäfte der Reichskanzlei und des Reichshofraths genauer beſtimmt werden. Eines verlor daher mit dem andern ſeine Kraft und ſeinen Wirkungskreis, und es blieb am Ende nur noch Schatten und Form davon übrig.

Eben dieſe Unbeſtimmtheit hemmte hauptſächlich die Gewalt des Kaiſers in Vertheidigung des Reichs, in Kriegs- und Friedens-Geſchäften mit auswärtigen Mächten; und dieſe wußten ſich ſelbige ſehr zu Nutzen zu machen. Dem Kaiſer war zwar, wie immer, ſo auch durch die neue Verfaſſung, die Führung des Krieges, die Einforderung des Kontingents und der Beiſteuern, die Beſtimmung der Reichsfeſtungen und die Einleitung zum Frieden überlaſſen; allein alles dieſes hing doch wieder mehr oder weniger von dem guten Willen der Kurfürſten und Stände ab. Maximilian konnte nicht einmal Beiſtand gegen die Mailänder und Schweizer erhalten, deren Län-

1. Der Reichshofrath ſollte urſprünglich in Frankfurt ſeinen Sitz haben.

der doch offenbar noch zum Reiche gehörten, vielweniger gegen die Türken und Franzoſen, welche das Reich bedrohten. Nur der glücklichen Erwerbung von Burgund, Böhmen und Ungarn hatten es ſeine und des Reichs Länder zu verdanken, wenn ſie nicht damals ſchon von auswärtigen Feinden überſchwemmt oder zerriſſen wurden.

Da die Kaiſer, als ſolche, zu der Zeit keine eigenen Domänen mehr hatten, ſo waren vier Verfügungen nothwendig, um das Reich im Falle eines Krieges gehörig zu ſchützen. Zuerſt mußten ſeine Grenzen genauer beſtimmt, zum zweiten dieſelben von mächtigen Fürſten bewahret, drittens die Reichskrone bei einem mächtigen Hauſe gelaſſen, und viertens im Falle eines Krieges dem Kaiſer auch alle Kriegsgewalt geſtattet werden. Natur und eine geſunde Staatskunſt beſtimmen die Grenzen eines Reichs entweder nach Sprachen oder nach Meeren und Gebirgen; weil jene das natürliche Kennzeichen einer Nation, dieſe die natürlichen Bollwerke zur äußern Vertheidigung ſind. Wenn man nun zu der Zeit die Sprache zur Grenzbeſtimmung hätte wählen wollen, ſo mußten Preußen, Dänemark, vielleicht auch Schweden, mit dem teutſchen Reiche verbunden, dagegen Burgund, Mailand, Lothringen, das Lüttichet und andere Länder davon getrennt werden. Man ſah daher das Land, das zwiſchen den Alpen, dem Jura, den Vogeſen, der Nord- und Oſtſee, dem Rieſen- und karpathiſchen Gebirge liegt, als ächt deutſches Gebiet, die übrigen Stücke aber als Lehen- oder welſche Länder an, für welche auch der Kaiſer, wenigſtens dem Titel nach, noch einen Erzkanzler in Gallien und Italien und einen Referendär in lateiniſcher Sprache hatte.

Dieſe natürlich feſten Gränzen waren von folgenden mächtigen Fürſten bewahrt. Gegen Oſten herrſchten die

Kurfürſten von Brandenburg mit dem teutſchen Orden in Preußen, und die Erzherzoge von Oeſtreich, als Könige von Böhmen und Ungarn. Gegen Süden dehnte ſich das öſtreichiſche Gebiet bis in die Schweizeralpen fort. Hinter ihm ſtanden die mächtigen Herzoge von Baiern und Würtemberg. Gegen Weſten ſah man Burgund, Elſaß und Lothringen als eine Vormauer an, welche die Oeſtreicher, oder die Herzoge von Lothringen beherrſchten. Hinter ihnen lagen die vier rheiniſchen Kurfürſtenthümer. Der Norden war durch Meer und die holländiſchen und hanſeatiſchen Flotten gedeckt.

Aus dieſer Lage der teutſchen Reichsgrenze ergibt es ſich ſchon, daß die teutſchen Fürſten, wollten ſie klug ſeyn, keinen andern zu ihrem Kaiſer und gemeinſchaftlichen Vertheidiger wählen konnten, als welcher die meiſten und gefährlichſten Grenzländer beſaß, und dieſer war offenbar ein Oeſtreicher. Durch Böhmen, Ungarn, Oeſtreich, Tyrol, die vordern Länder, Elſaß und Burgund beherrſchten die Erzherzoge faſt auf drei Seiten die Reichsgrenze, und hatten auch von Haus aus ſchon Macht genug, ſie zu ſchützen. Dagegen konnten ſie den teutſchen Ländern und Fürſten ſelbſt nichts anhaben, weil ſie durch deren Gebiet von einander getrennt, um das Reich zerſtückelt und zerſtreut umher lagen. Ueber dreihundert Jahre haben die Oeſtreicher alſo das Reich gegen innere und äußere Feinde, der teutſchen Freiheit unbeſchadet, vertheidigt, was würden ſie erſt ausgerichtet haben, wenn man ihnen als Kaiſer zu gleicher Zeit auch die ganze Kriegsgewalt überlaſſen hätte? Die Kontingente und Kriegsſteuern durften daher nicht Länder- ſondern Kreisweis eingefordert und gebildet werden, und nur der Kurfürſt oder Herzog eines jeden Kreiſes ſelbige unmittelbar unter

dem Kaiser in das Feld führen. Auf den Kreistägen konnte gleichwohl Kontingent und Steuer verhältnißmäßig vertheilt werden; auch konnten die Kreisfürsten und Kreisritter die Hauptleute der einzelnen Heerhaufen werden, aber die ganze Reichsarmee oder der Reichsheerbann durfte nur nach den Kreisen geordnet, und von dem Kaiser mit unbeschränkter Gewalt angeführt seyn.

Diesen, von Maximilian versuchten Reichs-Anstalten, mußte man noch folgende drei Reichsgrundgesetze hinzufügen. Erstens mußte verordnet werden, daß, wenn künftig ein teutscher Reichsfürst, sey es durch Heirath, oder Verträge oder Wahl ein fremdes Königreich oder Fürstenthum erwerben, und selbiges annehmen würde, er seine teutschen Reichsländer an seinen nächsten Agnaten abtreten müße. Eben so dürfte zweitens kein zu Teutschland ursprünglich gehöriges Land, wenn es sich, wie die Schweiz oder Holland, eine andere Verfassung geben wollte, aus dem Kreis- und Reichsverband zu treten befugt seyn, und dürften Kaiser und Reich, nie seine Selbstständigkeit anerkennen. Drittens mußte nach dem Geiste des Kurvereins vom Jahr 1338 [1] mit dem Pabste ein neues Concordat abgeschlossen werden, worin die teutsche Kirchen- und Reichsfreiheit durch eine allgemeine Protestation gegen alle vorigen und künftigen Eingriffe in dieselbe gesichert und verwahrt worden wäre. Auf diese Weise konnte aller scheinrechtlichen Einmischung fremder Mächte in die teutschen Angelegenheiten vorgebeugt, und Teutschland wieder ein selbständiges, auf seine eigene Kraft und Verfassung gegründetes Reich werden.

1. Europäische Staatsrelationen. 1. Bd. 1. Hft. Rheinisches Archiv, 5 Jahrgang. 1tes und 2tes Heft.

2. Siehe zehntes Buch, Seite 35 u. f.

Nachdem Maximilian und sein Erzkanzler die gesetzliche Ordnung für das ganze Reich zu Worms entworfen hatten, eröffneten sie das Kammergericht den 31. Oktober in der kaiserlichen Wahlstadt zu Frankfurt am Main. Voraus schickten sie einige Gesandten und Doktoren nach dieser Stadt, um zu der hohen Stelle Anstalt und Ort ausfindig zu machen; aber diese fanden schon einige Hindernisse, indem man sie wegen der Auslagen für die Stühle, Bänke und Tische an die Juden verwies. Endlich aber kamen Max und der Erzkanzler selbst nach Frankfurt, und die feierliche Eröffnung nahm sogleich ihren Anfang. In dem sogenannten Braunfels, einem der Gesellschaft von Frauenstein gehörigen Hause auf dem Liebfrauenberg, sammelten sich die Fürsten, die Grafen, die Beisitzer, die Advokaten, Prokuratoren, Protonotarien und Notarien, endlich der Erzkanzler und Kaiser selbst. Nachdem dieser seinen Thron bestiegen, und jener eine dahin passende Rede gehalten hatte, wurden der Kammerrichter und die Beisitzer in Pflichten genommen. Hierauf ergriff der Kaiser Maximilian den Richterstab und übergab ihn in seinem Nahmen dem ersten Kammerrichter, dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern.

Als ich im Jahre 1813 die ehemaligen Reichsarchive, welche mir von dem Herrn Fürsten Primas anvertraut waren, visitirte, fand ich diesen alten Richterstab noch in dem Kammerhause zu Wetzlar. Er ist von schlechtem rothen Holz gemacht und mit einem eben so einfachen Griffe von schwarzem Holze versehen. Ich nahm ihn nicht ohne Ehrfurcht in meine Hand und sagte zu den um mich stehenden Herren Kanzleidirektoren und Archivaren: »Dieser Stock, welchen »jetzt vielleicht ein Kellner in dem Wirthshause für zu »schlecht halten würde, um die Röcke damit auszuklopfen,

»hatte noch vor kurzem durch die alte Liebe zur Gerech»tigkeit eine so magische Kraft, daß er Fürsten bändigen »konnte, welche Könige waren, und über mehrere hundert »tausend Mann Soldaten zu gebieten hatten.« *

Dieses war die Verfassung des heiligen römischen Reichs teutscher Nation, welche Kaiser Maximilian aus den alten Stücken zu einem neuen Gebäude zusammengefügt hatte. Es wurde dadurch mitten unter Bürger- und äußern Kriegen bis auf unsere Zeit erhalten; und selbst nach seiner Auflösung zeigte sich in dem rheinischen und teutschen Bunde, durch die Kontingente, den Bundestag und das Bundesgericht, noch sein, obwohl verwischtes, Bild. Ueberhaupt kann ich dem teutschen Volke die Regierung des biedern, tapfern, ritterlichen und mutterwitzigen Max nicht genug anrühmen, nicht sowohl als Muster und Ideal, sondern als Vorbild ächtteutscher Art und Kunst. Die alte Anarchie und das Faustrecht waren zu der Zeit durch Gesetze und Richterstühle gebändigt; die Kaiserkrone von einem biedern und verständigen Fürsten getragen; das Reich in ordentliche Kreise vertheilt und

* Noch von Friedrich dem großen Könige von Preußen erzählt man folgende Anekdote: Als er wegen eines Rechtshandels in der Grafschaft Mark von dem Kammergerichte verdammt, und dem Fürst-Bischof von Münster die Exekution gegen ihn aufgetragen war, schickte dessen Minister, der Domherr von Fürstenberg, einen münsterischen Korporal nach Soest, um durch diesen sich seines Auftrags zu entledigen. Friedrich, den während des siebenjährigen Krieges das gesammte Europa nicht bändigen konnte, und der dreimalhunderttausend Mann sieggewöhnter Krieger zu Gebot hätte, nahm die Exekution dieses münsterischen Korporals an, und unterwarf sich dem Spruche des Reichskammergerichts. Und nun —

zu einem Ganzen verbunden; die Nationalmacht mit tüchtigen Truppen gestärkt und von tapfern Feldherren angeführt; die teutsche Nation von den auswärtigen Mächten geehrt und gefürchtet, und der teutsche Kaiser als der erste Fürst in der Christenheit angesehen. Die Reichs- und Hanseestädte in Norden, am Rhein, in Schwaben und den Niederlanden waren die Sitze des Kunstfleißes, des Gewerbes und der Reichthümer; die teutschen Fürsten eiferten mit einander in guten Gesetzen, Anstalten und Pracht; die Künste und Wissenschaften blühten auf hohen Schulen und an fürstlichen Höfen, und auf den Concilien von Basel und Constanz hatte man eine allmählige, aber eben darum desto allgemeinere, Kirchenverbesserung versucht.

Dabei war alles nach teutscher Art und Kunst gestaltet und benannt. Verfassung, Gerichte, Kriegswesen, Geschichte, Dichtung, Bildnerei, Hofart, Fest und Gebrauch erschien in teutscher Gestalt und Sprache. Nicht allein Ritter und Edle, die Hutten, Sickingen, Frundsberg, auch die teutschen Fürsten selbst waren stolz, sich durch National-Tugenden auszuzeichnen. Da herrschten fast zusammen Berthold der Kluge und nach ihm Albert der Kunstfreund in Mainz, Johann der Gelehrte in Worms, Friedrich der Weise in Sachsen, Philipp der Gutmüthige in der Rheinpfalz, Georg der Reiche in Baiern, Philipp der Großmüthige in Hessen, Albert der Streitbare in Brandenburg, Eberhard der Bärtige in Würtemberg; und über ihnen der biedere Max im ganzen Reiche, welcher sich selbst den weisen König und die Gefährlichkeiten und Geschichte des löblichen, streitbaren und

hochberühmten Helden und Ritters Theuerdank als Muſter vorgeſchrieben hatte. [1]

Nach einer ſolchen Anlage hätten ſich die Volkeregenden ſchön entfalten, die Verfaſſung verbeſſern und die Nationalkraft gegen auſſen bewähren müſſen; allein zum Unglück erbten jetzt die mächtigſten Fürſten noch auswärtige Reiche, und die Volkslehrer entzweieten ſich in religiöſen Bekenntniſſen. Dadurch wurde der Gemeingeiſt des Volks und der Fürſten von dem Innern und Heimiſchen, nach dem Aeußern und Fremden gewendet. Das Reich wurde bald in zwei, bald mehrere Parteien getheilt, welche mehr dem Italiener, Spanier, Franzoſen und Türken hold waren, als ſich ſelbſt. Die weltlichen Fürſten wollten die geiſtlichen erdrücken, und beide den Kaiſer ſelbſt. Die teutſchen Länder waren mit fremden Truppen und Landsknechten überſchwemmt, welche das Volk beraubten und die Kriege unterhielten. An den Höfen führte man fremde Sitten und welſche Staatsliſt ein. Statt der alten rechtlichen Kanzler leiteten jetzt pfiffige Miniſter die Geſchäfte; ſtatt der Landwehr oder des Heerſchildes ſah man eine Armada und Bataillone, und ſtatt des Kurvereins oder Hanſeebündniſſes eine von Auſſen geleitete Union oder eine Santa Ligúa; fremde Sünden, Laſter, Geſetze und Krankheiten traten an die Stelle der alten Frommheit, Ehrlichkeit, Biederkeit und Vaterlandsliebe; und wie ſonſt groſſe Fürſten oder Minneſänger einen weiſen König, oder einen Ehrenſpiegel vor Augen hatten, ſo ſtudirten ſie jetzt

1. Man ſoll den weiſen Kunig und den Theuerdank ſelbſt geſchrieben haben.

einen machiavelliſtiſchen Prinzen und einen Schandſpiegel hergelaufener Gaukler.

Gegen dieſe Abartung und Unklugheit ſind die teutſchen Fürſten von den patriotiſchen Erzkanzlern des Reich frühe genug und zu rechter Zeit gewarnt worden. Wir haben ſchon Seite 356 die kräftigen und prophetiſchen Worte angeführt, womit der Erzkanzler und Kurfürſt von Mainz, Berthold, auf dem Reichstage zu Worms ſeine Mitſtände zur Einigkeit und einer geſetzlichen Verfaſſung bewog. Noch viel deutlicher ließ der patriotiſche Erzkanzler und Kurfürſt von Mainz, Johann Philipp von Schonborn, durch ſeinen Miniſter von Böneburg die Lage des Reichs ſchildern: »Die Angelegenheiten unſeres Vaterlandes ſind heut zu Tage gerade die verwirrteſten, indem »die meiſten teutſchen Reichsſtände ihre Augen nur nach »dem Auslande gerichtet haben. Wir Teutſche ſind die »armſeligſten Leute unter der Sonne. Wir verkaufen der »fremden Herrſchbegierde unſer Gut und Blut. Wir »könnten nach dem Beiſpiele unſerer Väter, oder der »klugen Schweizer, ohne Eroberungsſucht, aber auch ohne »Schwäche, ruhig und zugleich gefürchtet leben: aber ſo »ſind wir die niederträchtigen Stützen auswärtiger Kriege »und am Ende noch gar der Stoff fremder Raub- und »Theilungsſucht. Es geht uns wie jenen unbeſorgten »Vögeln, welche den Vogelfänger von einem benachbarten »Baume ruhig die Netze legen ſehen, worin ſie gefangen »werden ſollen. Alle mißbrauchen die Güte des Kaiſers. »Auf dem Reichstage wird nichts abgethan, und obwohl »wir die Fehler ſchon lange kennen, wird ihnen doch »nicht abgeholfen; zuvor haben alle Stände den Reichstag »zu befördern geſucht, nun haben ſie ihn, und wiſſen ihn »nicht zu benutzen. Es iſt ein altes Sprüchwort: Die

»Teutschen schreien nur, aber handeln nicht. Sie versäu»men jede Gelegenheit sich zu helfen, auch wenn sie sich »ihnen von selbst anbietet. Die Rathschläge von Kur»maynz werden allezeit kräftig und geschickt seyn, das Va»terland zu erhalten. Wir zweifeln auch nicht an der »Beistimmung der übrigen mächtigen Stände, wovon »jetzt allein das Heil Teutschlands abhängt. Ich sehe auch »nicht, wie man von unserer Seite oligarchische Anmaßun»gen zu befürchten habe; denn unsere ganze Gewalt würde »mit den Gesetzen zusammen fallen, worauf sie einzig »gestützt ist. Solche Gewaltthaten hat man nur von »Mächtigen zu befürchten, welche Vermögen, Zuversicht »und selbst die öffentliche Meinung zu Anmaßungen reizt. »Wir sind zufrieden mit den Vorzügen, welche uns das »Gesetz und die alte Sitte gegeben haben. Weiter zu »schreiten gelüstet uns nicht. Wenn aber der Kurfürst »von Maynz einmal sieht, daß ihn seine Mustände ver»lassen, und entweder durch Schwachheit, oder Unbestän»digkeit, oder Ländergierde, ihn selbst dieses Bandes ent»ledigen, so wird er sie auf eine andere Art wieder auf »den rechten Weg zu führen wissen.«

Endlich ließ der letzte Kurfürst von Maynz, Friedrich Karl, als Erzkanzler, noch Folgendes durch seinen Staatsrath, Johann von Müller, schreiben: »Das eiserne Ger»manien ist vor allen Reichen vorzüglich gelegen, durch »seine sechsmalhunderttausend harte, wohl disziplinirte »Krieger, das Gebäude der Universalmonarchie unwider»stehlich aufzuführen. Eben dasselbe, mit halb so viel »Heeresmacht, welche der andern Hälfte zum Gegenge»wicht sey, kann mitten in Europa, selber frei, glücklich

1. Darstellung des Fürstenbundes.

» und stark, die Mutter des Friedens, die Grundsäule
» des allgemeinen Systems, die Schutzwehre der Freiheit
» und Freundin der Völker seyn. Die Wage hängt. In
» jener Schale liegt, was eure Väter, o Teutsche, an
» dem Römer verachtet, und an seinem Cäsar gehaßt; in
» dieser, das ehrwürdige Kleinod euerer biederen Voreltern:
» die durch so mancher Helden Blut im Laufe achtzehn stür-
» mischer Jahrhunderte gegründete, behauptete, befestigte,
» germanische Freiheit und Reichsverfassung.« So ließ
Friedrich Karl schreiben, als er das Reich von dem Kaiser
gefährdet zu seyn glaubte; aber er stand auch mit seinen
Truppen und seinem Landsturm unter den Fürsten der
letzte bei dem Kaiser, und focht bis zu Ende für die Er-
haltung des Reichs. Statt von der teutschen Nation da-
für belohnt zu werden, mußte er zusehen, wie man ihn,
als wenn Patriotismus in Teutschland Verbrechen wäre,
durch einen Reichsexekutionsschluß seiner schönsten Pro-
vinzen beraubte. So starb er, fast des Lebens müde,
unter den Trümmern seines Kurstaates und der alten
Verfassung, als ein Opfer seiner Pflicht. «

Dieses sind die germanischen und altteutschen Staats-
grundsätze, welche ich in meinen größern Werken ausführ-
licher dargestellt und entwickelt habe. Ich kann das Studi-
um jener, sowohl Ministern als Gelehrten nicht genug an-
rühmen. Es spricht sich darin vom Kleinsten bis zum
Größten, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, ein so natür-
licher, konsequenter Geist von bürgerlicher und Weltord-
nung aus, daß man mit Montesquieu kühn behaupten
kann: Die menschliche Vernunft habe für den gesellschaft-

1. Davon mehr in den folgenden Theilen.

lichen Verein noch nichts beſſeres erdenken können. ' Hätte Napoleon, als ihm Sieg und Glück die Gewalt über Europa in die Hände gegeben hatte, dieſen germaniſchen Geiſt mehr beherzigt, er würde ſich nicht den Haß der Völker und ſeinen Sturz zugezogen haben, ' oder hätten vielmehr die teutſchen Fürſten dieſen rechtlichen Geiſt ihrer Altvordern mehr geehrt, und ſich nicht durch den gefährlichen Köder der frommen Stiftungen verführen laſſen, ſie würden das Unglück und die Demüthigung nicht über ſich und ihre Nation herbei geführt haben, zu deren Abwerfung ſie jetzt ihr Gut und Blut verſchwenden mußten. '

Die kritiſch-teutſche Philoſophie hat ſeit einigen Jahren vieles wieder in der Vernunft bewährt gefunden, was unſere Väter weislich angeordnet, unſere muthwillig aufgeklärten Buben aber ſo lange zerſtört haben, bis ſie von den Bären gefreſſen wurden; und ich hoffe, daß eben dieſe Philoſophie mit der Zeit noch an eben dieſen Anordnungen unſerer Väter das geſellſchaftliche Ideal wieder

1. Et bientôt la liberté civile du peuple, les prérogatives de la noblesse et du clergé, la puissance des rois se trouvèrent dans un tel concert, que je ne crois pas, qu'il y ait eu sur la terre de gouvernement si bien tempéré, que le fut celui de chaque partie de l'Europe dans ce temps, qu'il y subsista. Et il est admirable, que la corruption du gouvernement d'un peuple conquérant ait formé la meilleure espèce de gouvernement, que les hommes aient pu imaginer. (Esprit des loix. Liv. XI. chap. VIII.)

2. Siehe Staatsrelationen Band VII. Seite 126. — Napoleons höchſtes Intereſſe.

3. Die teutſche Nation und ihre Schickſale.

finden werde, was sie bisher in Plato's Republik und Harrington's Oceana vergeblich gesucht hatten.

Wir wollen nun die alte Zeit, wie einen ehrwürdigen Ruin im Morgennebel, verschwinden lassen, und sehen, was dann die neue Zeit hervorgebracht hat.

Nachdem also für das ganze Reich ein oberstes Gericht und eine höchste Verwaltung angeordnet und nach deren Muster in einem jeden rheinischen Lande eine ähnliche Anstalt eingerichtet war, dachte man darauf, daß sowohl das ganze Reich, als auch jeder einzelne Staat zu diesen neuen Anstalten tüchtige Räthe und Geschäftsleute haben möge. Dem zu folge wurden von den rheinischen Fürsten und Städten hohe Schulen oder Universitäten gestiftet, worin geistliche und weltliche Lehrer, erfahrne Rechtsgelehrte und geschickte Aerzte, gebildet werden sollten. Zu Basel, Freiburg, Straßburg Heidelberg, Mainz, Trier und Cölln blühten längs dem Rheine hin Schulen, woraus die berühmtesten Gelehrten und Geschäftsleute Teutschlands hervorgegangen sind.

Auch die untern Volksschulen und sogenannten Gymnasien wurden entweder gegründet oder verbessert. In einem jeden beträchtlichen Dorfe mußte der Pfarrer mit seinem Küster, welcher jetzt zugleich Schulmeister war, Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben, und Rechnen ertheilen. Die Stadtschulen wurden von den Stifts- und Pfarrkirchen unterhalten, sie standen daher ihren Einkünften und Zwecken gemäß, schon eine Stufe höher, als die Landschulen. Aber die hauptsächlichste Bildung sowohl in Charakter als zu ihren künftigen Bestimmungen erhielten die Kinder durch die Gewerbe ihrer Eltern und den durchaus konsequenten Geist der Zeit. Ich halte die Vielseitigkeit und den Widerspruch unserer jetzigen Volksbildung für

ein groſſes Gebrechen unſerer Zeiten. Das Kind, was zu einem beſtimmten Zwecke, ſey er moraliſch, oder bürgerlich oder gewerblich, gebildet werden ſoll, muß ſowohl im Hauſe, als in der Schule und der Welt, die nämliche und eine durchaus konſequente Richtung erhalten. Wenn es nun, wie es jetzt ſo häufig der Fall iſt, in ſeinem elterlichen Hauſe ganz andere Lehren und Beyſpiele findet, als in der Schule oder der groſſen Welt; ſo kommt es mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Es traut weder ſeinen Eltern, noch ſeinen Lehrern, noch ſeiner Obrigkeit mehr. Es wird ihre Worte entweder vergeſſen oder verachten, und ſich am Ende vom Strudel der Sitten- und Charakterloſigkeit hinreiſſen laſſen, ohne weder für ſein Haus, noch für ſein Amt, noch für die Welt zu taugen. Was kann auch aus einem Kinde werden, wenn es die religiöſen Gebräuche und Lehren, welche ihm am Morgen in der Kirche als göttliche Anſtalten zur Verehrung vorgeſtellt wurden, am Abend im Theater lächerlich machen hört; oder wenn es, nachdem man ihm in der Schule nach dem ſtrengen kathegoriſchen Imperativ Sittſamkeit, Mäſſigkeit, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit eindemonſtrirt hat, alsdann zu Haus oder in den Geſellſchaften die auffallendſten Beiſpiele von Unverſchämtheit, Freſſerey, Betrug und Gewinnſucht ſieht; oder wenn dem Knaben das ſchwere Handwerk ſeines Vaters, dem Mädchen die mühſame Küche ſeiner Mutter, entweder durch weichliche Romane ekelhaft, oder durch die Spöttereien auf ſeinen Stand verächtlich gemacht werden. Ganz anders gingen die Pädagogen zu Werk, welche gegen das fünfzehnte Jahrhundert Schulen und Univerſitäten gründeten. Für jede Klaſſe des Volks und ihrer eignen Beſtimmung und Beſchäftigung hatten ſie die Schulen eingerichtet. Bei den

untern Stadt- und Landschulen galt ihnen die positive Religionslehre statt aller künstlichen Moral; Lesen, Schreiben und Rechnen, statt alles wissenschaftlichen Unterrichts.[1] Der gesunde Mutterverstand der Kinder sollte in der lebendigen Welt, ihr moralisches Gefühl durch Beispiel und Uebung gebildet werden. Daher wurde der Knabe aus der Schule gleich in die Werkstätte oder an den Pflug seines Vaters, das Mädchen an den Nähtisch oder in die Küche seiner Mutter gethan, um da Hand anzulegen und das durch Uebung zu erlernen, was eine geschraubte Wortlehre nicht ersetzen konnte. Auch zum bürgerlichen Leben wurde der junge Bauer oder Handwerker in den Raths- und Gerichtsstuben, bei der Landwehre oder durch Freischießen gebildet. Daher finden wir zu der Zeit sowohl in Städten als auf dem Lande Männer, geübt und erfinderisch in ihren Gewerben, weise oder klug in der Verwaltung, kühn und tapfer in den Schlachten, und selbst auf dem Blutgerüste noch für ihr undankbares Vaterland betend. Dahin stelle ich in Künsten und Erfindungen die von Eik, Guttenberg, Schöfer, Grünewald, Klapperbach[2] und Steinbach; in Staatsverwaltung die Reding, Waldmann, Kuchenbäcker, Stauffacher und Arnold von Thurn; in Schlachten und sonstigen Nöthen die Tell, Niklas von der Flühe, Liebezeller und Michel Wort ꝛc. Lan-

1. Ich erinnere mich noch, daß ich Bauern-Weiber und Mädchen blos mit Strichen und Kreuzen so geschwind rechnen sahe, als wären sie aus der pestalozzischen Schule gekommen.

2. Ein sehr geschickter Glocken- und Metallgießer von Mainz. Noch steht auf seinen kunstreichen Werken: Christian Klapperbach goß mich zu Mainz.

ter Männer vom Bauern- und Handwerksstande, welche auch den schönsten Zeiten der griechischen oder römischen Republiken Ehre gemacht haben würden.

Die sogenannten Gymnasien, deren zu der Zeit fast in allen großen und kleinen Städten am Rheine errichtet wurden, erhielten durch die sogenannte Humaniora eine höhere Richtung. Grammatik, Arithmetik, Rhetorik, Poesie und Geschichte, alles verbunden mit dem Studium der griechischen und lateinischen Klassikern, waren die Gegenstände ihres Unterrichts. In diesen Schulen sind die Celtes, Hutten, Melanchthon und Erasmus gebildet worden, welche in Schreibart und Witz mit den Griechen und Römern wetteiferten. Freilich wurde durch diese klassischen Studien die teutsche Muttersprache versäumt; dagegen wurde auch, da alles, was gelehrt war, lateinisch schrieb, auf der einen Seite jene unzeitige Schmiererei verhütet, womit wir jetzt geplagt werden, auf der andern ein allgemeines Verkehr unter allen Gelehrten in Europa erhalten. Die Gymnasien waren nur die Vorbereitung zu den Universitäten. Letztere wurden endlich durch die Eintheilung in die vier Fakultäten, der Theologie, Jurisprudenz, Medizin und freien Künste als Vollendung der bürgerlichen Bildung angesehen.

Zu diesen besondern Lehranstalten legte man noch allgemeine Gesellschaften an, welche durch eine freie Untersuchung den Wissenschaften und Künsten neuen Betrieb geben sollten; und die geistlichen Fürsten am Rheine, Johann von Worms, Albert von Mainz, Johann I. von Trier, Hermann von Cölln, wurden ihre Beförderer und Beschützer. Unter diesen hat sich vorzüglich jene von Heidelberg ausgezeichnet, welche Philipp, Kurfürst von der Pfalz, auf Antrieb Johannes von Dahlberg,

Fürst-Bischofs zu Worms, gestiftet hatte. Dieser bediente sich dabei des berühmten Konrad Celtes, welcher schon ähnliche Versuche gemacht hatte, und so traten in Heidelberg zusammen folgende große und berühmte Männer teutscher Nation: Konrad Celtes, durch seine litterarischen Werke und Gedichte zugleich berühmt; Heinrich von Bünau, sächsischer Gesandter; Eitelwolf von Stein, Kur-Mainzischer Minister; Wilibald Pirkheimer, Nürnbergs edler Patrizier; der große Geschichtschreiber und Theosoph Johannes von Trithem; der berühmte Philolog Reuchlin; der Philosoph Cornelius Agrippa; der feine Mathematiker Johann Stab; der vielwissende Johann Vigilius oder Wächter, und andere gute Köpfe, als: Johann Werner, Martin Pollich, Johann Lateran, Heinrich Gröninger, Sebastinn Brand, Johann Toloph und der bescheidene Theodor von Pleningen. Ihnen folgten bald Melanchthon, Hutten, Erasmus und andere fern leuchtende Gestirne.

Der Zweck dieses rheinischen Museums war: Cultur und Licht zu verbreiten, Künste und Wissenschaften zu befördern und den Gemeingeist zu erheben. Ihre Arbeiten waren eben so glänzend, als ihre Tagesordnung und Gestaltung zweckmäßig. Den heitern Morgen benutzten sie zum Studium der Philosophie, der Rechtsgelehrsamkeit, der Physik, der Staatskunst und Geschichte. Dazu diente ihnen das Ablesen der griechischen, lateinischen und hebräischen Klassiker. Bei der Dämmerung des Abends, wo Einbildung und Gemüth die Gegenstände mit einem mystischen Schleier umweben, riefen sie die Musen und schönen Künste in ihre Versammlungen. Da wurden Gedichte vorgelesen, Musik aufgeführt, Gemälde aufgestellt,

ja sogar getanzt, und an diesen Versammlungen durfte auch das schöne Geschlecht Theil nehmen. Die Nacht zog ihren Geist von der Erde weg gegen den Sternhimmel, und in das Gebiet der Ewigkeit und Unermeßlichkeit. Sie gingen auf Thürme und Anhöhen, um den Lauf der Sterne zu beobachten. Wenn die Sinnlichkeit in Dunkel und Nacht zurück tritt, erhebt sich der Geist zum Himmel. Astronomie und Theosophie waren die nächtlichen Beschäftigungen dieses rheinischen Museums.

Neben den Gesellschaften, welche zum Betrieb der ernstern Wissenschaften gestiftet waren, erhoben sich auch am Rhein hinab die Schulen der Maler und Meistersänger. Es war freilich ein großer Nachtheil für die vaterländische Dichtkunst, daß jetzt die meisten Gelehrten und Dichter sich der lateinischen Sprache bedienten; * demohngeachtet finden wir sowohl in den Chroniken als Gesangbüchern dieser Zeit Stellen, welche den jetzigen teutschen Schriftstellern noch als Muster dienen könnten. Wir haben bereits bei der Geschichte Karls des Großen die Ursachen und Bestrebungen angegeben, wodurch die teutsche Sprache verbessert, aber auch wieder vernachläßiget wurde. Durch die Anarchie, welche nach dem Tode dieses großen Kaisers Teutschland verwüstete, litten alle Künste und Wissenschaften, und der gelehrte Unterricht war, außer den Klöstern, ganz aus der Uebung gekommen. Dagegen hielt sich aber das teutsche Volk desto fester an seiner Muttersprache, als worin es seine natürlichsten und nöthigsten Bedürfnisse, Gefühle und Verrichtungen ausdrücken konnte. Gegen das dreizehnte Jahrhundert vergaß man daher im gemeinen Gebrauche oder auch in Geschäften die lateinische Sprache, und bediente

* Celtes, Hutten, Reuchlin, Erasmus ꝛc.

ſich ſowohl in Briefen als Urkunden der teutſchen. Dieſe wurde durch den rheiniſchen Städtebund von neuem gebildet und geübt. Da die Verhandlungen dieſer kleinen Republiken vom Volke ausgingen oder auf das Volk zurückwirken ſollten, ſo mußten alle die guten Köpfe, welche auf daſſelbe Einfluß haben wollten, ſich in der Mutterſprache üben. Die Pfarrer und Volkshäupter befliſſen ſich einer eindringenden Beredſamkeit auf Lehr- und Rathsſtühlen; die Bürgermeiſter und Rathsherren eines deutlichen Ausdrucks in Geſetzen und Verordnungen, die Chronik- und Geſchichtſchreiber einer faßlichen Schreibart, und die Dichter eines ſchönen und lieblichen Reimens. Fürſten und Volk wollten ſowohl bei dem Gottesdienſte als bei Luſtbarkeiten von ihren Thaten und Gefühlen ſingen hören. So bildeten ſich endlich jene Minne- und Meiſterſänger-Zünfte, welche mehr zur Rundung und zum Wohlklange der teutſchen Sprache beigetragen haben, als Karls des Großen und Otfrieds vorübergehende Beſtrebungen.*

Man kann die Regierung der ſchwäbiſchen oder Hohenſtaufiſchen Kaiſer als den Zeitpunkt anſehen, wo die Minneſänger in Teutſchland hervorgegangen ſind. Die

*. Selbſt die Nahmen der Männer und Weiber wurden jetzt wieder in teutſcher Sprache gegeben. Da durch die Taufnahmen, von den vielen fremden Heiligen genommen, die altteutſchen Nahmen Adelbert, Bruno, Poppo, Adelheit, Mathilde ꝛc. ſeltener geworden waren, ſo legte man ſich Zunahmen bei, welche bei Adlichen von ihren Stammſchlöſſern, als Herren von Dahlberg, Hohenek, Schönborn, Hohenfels, Oberſtein ꝛc. oder bei Gemeinen von ihrer Behauſung oder ihrem Handwerke genommen wurden, als Beyl, Meyer, Amtmann, Schreiber, Keller, Bauer, Schmidt, Becker, Schloſſer, Maurer ꝛc. Bei den Weibern wurde zu dieſen Nahmen noch die Silbe in geſetzt, als Müllerin, Amtmännin.

Heldenthaten der Fürſten, die Verehrung des weiblichen Geſchlechts, das Streben der Städte, aber vorzüglich die Kreuzzüge brachten eine Begeiſterung in den Gemüthern der Ritter und des Volkes hervor, welche jener glich, der wir die Iliade und Odyſſee zu verdanken haben. Die ſchwäbiſchen Kaiſer, ſelbſt Dichter oder Beſchützer derſelben, verſammelten bei ihren Hoflagern eine Geſellſchaft von Sängern, welche ihre oder ihrer Väter Thaten in ſchönen Gedichten auf die Nachwelt bringen, und durch die Reize der Minne die rauhen Sitten des Volkes bilden ſollten. Walter von der Vogelweide, Ulrich von Thürheim, Reinmar der Alte, Rudolph von Hohenems, Konrad von Würzburg und Heinrich von Mainz beſangen die Wunder der Heiligen, die Thaten der Helden und die Gewalt der Minne in niedlichen teutſchen Reimen, und erfanden, um der Sprache mehr Wohllaut zu geben, eigene Singweiſen.

Wie lieblich und zart die Minnelieder ſchon zu der Zeit aus dem Munde der Sänger floſſen, kann man an folgendem ſehen, welches dem Kaiſer Heinrich VI. zugeſchrieben wird.

Ich grüße mit Geſange die ſüßen,
Die ich vermeiden nicht will noch vermag,
Da ich ſie von Munde recht möchte grüßen,
Ach! da iſt leider ſo mannich Tag.
Wer nun dies Lied ſinge von ihr,
Der ich ſo unſänftlich entbihr,
Es ſey Weib oder Mann, der hab' ſie gegrüßet
von mir.

Mir ſind die Reich' und die Land' unterthan,
Wenn ich bei der Minnlichen bin,
Doch wenn ich ſoll ſcheiden von dann,
Iſt all mein Gewalt und mein Reichthum dahin.
Da tauz ich weder dem Weib noch dem Manne
Und mir wäre beſſer zu Acht und zu Banne.

Seit ich ſie nun ſo herzlichen minne,
Und ohne Wank z' allen Zeiten trage,
Beides im Herzen und auch im Sinne,
Unterweilen mit viel mannicher Klage.
Was giebt dafür die Minne zu Lohne?
Da bietet ſie mir's ſo recht ſchöne,
Eh' ich mich ihrer entzieh', entzieh' ich mich eher
der Krone.

Unter den Minneſängern zeichnete ſich vorzüglich Heinrich von Mainz aus, welcher in dieſer Stadt auch eine eigene Meiſterſänger-Zunft ſtiftete, dergleichen bald in allen rheiniſchen und ſchwäbiſchen Städten nachgebildet wurden. »Um dieſe Zeit,« ſagt Spangenberg, »hat gelebt Heinrich, ein künſtlicher und zugleich auch »lieblicher Meiſterſänger, ſoll nach etlicher Meinung ein »Doctor Theologiae geweſen ſeyn. Hat alle ſeine Lie»der, die er gemacht, zu Lob und Ruhm des weiblichen »Geſchlechtes gerichtet, daher er auch den Nahmen be»kommen, daß er Doctor Frauenlob genannt worden, »welcher Lieder man noch etliche hat, als eines, ſo ſich »anfahet: Ich bin genannt der Frauenlob zu »dieſer Zeit ꝛc. ꝛc. und iſt geſtellt wider einen, ſo der »Jungfrauen Stand dem ehelichen Stande vorgezogen hat. »Sonderlich hat er von der Jungfrau Maria, der Mut-

»ter des Herrn Christi, etliche Lieder zusammengesetzt, die »man unser Frauen Lied geheißen, wie Magister Al»berus von Straßburg in seiner Chronik gedenket. Er »hat den Zogten erfunden. Anno 1317, ist er zu Mainz, »da er sich sonst gehalten, gestorben, und an St. Au»dreasabend daselbst in der Thumkirch im Umgang bei »dem Wendelstein ehrlich begraben worden. Und haben »ihn etliche Matronen aus seiner Herberg oder Wohnung »zu Grabe getragen, mit vielen Thränen und Weinen, »und haben darnach alsbald so viel Weins in und auf »sein Grab nachgegossen, daß es ums Grab von Weine »geschwummen, wie sie ihm dann auch offmals noch bei »seinem Leben den Wein verehret haben.«

Es wird nicht unzweckmäßig seyn, wenn ich dieser Stelle Spangenbergs folgende Reimen beifüge, welche sowohl die Art als die Entstehung der Meistersänger-Zünfte erklären mag.

In der Feilweiß Friedrich Furners, Tuchscherers, Bürgers in Straßburg.

Ach die ganze heilig Schrift
Durchaus an vielen Orten,
Herrlich mit dem Gesang zurrist,
Reichlich von Lehr und Worten,
Mancher sich heut
Verwundert weit,
Wo Gesang ist herkommen,
Aus mancher Statt
Sein Ursprung hat,
Und wer es hat besunnen.
Erstlich in dem Teutschland
Fing an das Meister-Singen,

Man zehlt neunhundert Jahr zu Hand,
Zweiundsechzig der Dingen,
Der Erste Otto [1]
Kaiser war so,
Und thät das Reich erhalten,
Leo der Acht,
Das Pabstthum thät verwalten.
Da erweckt Gott durch Gnad sein Cron,
Zwölff Mann in hoher teutscher Sprach,
Doch keiner da thät wissen
Von den Anderen; machten hernach
Viel Thön löblich geflissen,
Schön zugericht,
Daß es weit thät erschallen.
Erstlich, wollt es
Auch des Pabstes
Anhang gar nicht gefallen.

In der Preißweiß, Melchior Christoph, Bürgers und Beckers in Straßburg.

Verklagten die
Zwölff Mann für dem
Kaiser bequem,
Und als Ketzer sie schänden,
In den Bau sie erkennten.
Den Kaiser thäts bewegen,
Der meint allhie,
Es wär auch ein
Neu Sect unrein,
Weil sich der Hauffe mehret;
Bestimmte Zeit ankehret,

1. Sollte Friedrich I. heißen.

Ein Tag den thät man legen, *
Gen Pavia auf die Schul reichlich,
Dahin ſie ſollen kommen gleichlich.
Die zwölff Mann all
Namen zumal
Gen Pavia
Klüglich allda:
Der Erſte hieß ſanfftmüthig,
Heinrich Frauenlob gütig,
Zu Maintz ſaß er im Segen. *

In der zarten Buchſtabenweiß, Martin Häſchers, Schriftgießers in Straßburg.

Der Ander endlich
Hieß in dem Rang
Heinrich Müglinq,
Die zween waren verſtändlich,
Doctores der Schrifft, ich euch ſing. *
Nun der Dritte löblich
Hieß Klingsohr da.
Der Vierte ja
Hieß der Starck Pop nicht gröblich,
Zween Magistri, die dichteten Bar. *
Von den ſieben freien Künſten gar.
Der Fünfft Herr Walter hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß,
Von der Vogelweid war
Schön. Der Sechste künſtig,
Derſelb war ein
Ritter kühn und vernünftig,
Der ein Landſaß, Wolfgang Röhn.

In der geschwinden Pflugweiß, Paulus Fischers, eines Kürschners in Straßburg.

Der Siebend hieß und war von Adel,
Ludwig Marner, der Kunst ohne Tadel,
Schämt sich derselben gar nicht.
Der Acht zu Maintz saß, war ein Schmid,
Hieß mit Nahmen Barthel Regenbogen,
Hat die Kunst lieb, war ihr gewogen. *
Der Neunt war von Zwickau bürtig,
In Meißenland, hieß Römer würdig,
Macht löblich Thön und schöne Bar.
Der Zehend auch von Würzburg war,
Hier Conrad Geiger holdselig,
Diese Kunst lag ihn an gefällig. *
Der Eilfft mit Nahmen hieß der Cantzler,
In der Steyermark darin saß er,
Ein Fischer seines Handwerks füglich,
Dicht schöne Bar und Lieder täglich.
Der Zwölfft, der Alte Steffan hieß,
War viel Jahr ein Seiler gewiß,
Welcher viel Thön componirt,
Auch sein Gesang lustig schön ziert. *

In der hohen fröhlichen Lobeweiß, Herrn Hans Berchlers, Gastgebers zum Geist in Straßburg.

Die zwölff Mann gen Pavia kamen
Auf des Kaisers Gebot,
Waren mancherlei Art und Stammen,
Hocherleuchtet von Gott;
Trieben kein Spott,
Aus der Kunst hie mit Nahmen. *

Es kam auch bald gen Paris mächtig
Kaiſerliche Majeſtät,
Viel Doctores, Magiſter prächtig,
Darzu auch ſein Rath
Verſammeln that
Viel Gelehrten bedächtig. *
Deßgleichen des Pabſtes Legaten,
Von Rom hinzugethan,
Zu dieſem Hader traten,
Sollten verwalten ſchon
Von Pabſt die Sach fleiſſiglich,
Die Zwölff wurden verhört von allen
Punkten, Zahl, Maß und Wort,
Auf die Schul mußten ſie
Man that ihnen an den Orth,
Fleißig hinfort,
Aufmercken mit Gefallen. *

In der harten Felderweiß, Veit Fiſchers, Schloſſers in Straßburg.

Der Kaiſer und die Herren ſein,
Lobten gleich die zwölff Meiſter,
Sagten ihn' Ehr, Lob und Preiß fein,
Weil ſie kein Rotten-Geiſter,
Und kein neu Secten brachten auf Erd.
Als nun Pabſt Leo vernam wehrt, *
Daß ſolch Meiſterlieder und Thön
Gott nicht waren zuwider,
Erlaubt ers einem jeden ſchön
In der Welt hoch und nieder;
Sunderlich die Teutſchen er vermahnt,
Weil Gott die Kunſt ihnen macht bekannt,

Sollten ſie die ausbreiten ſehr,
Und ihm ingen Lob, Preiß und Ehr.
So lang hat Gott erhalten,
Solches ſchones Meiner Geſang,
Wol über die ſechshundert
Und etlich Jahr mit gutem Klang,
Mancher ſich drob verwundert,
Daß die Kunſt iſt ſo alt fürwahr,
Man thut von Tag zu Tag ſich gar
Drin ſterken und formalten.

In der ſtumpfen Schoßweis, Hans Möllers, Schleſſers in Straßburg.

Noch ſolcher Zeit bekannt,
Fanden ſich in Teutſchland
Zwölff Meiſter klug,
Mit Fug,
Saſſen im Reich
Zu Nürnberg hört eben.
Von welchen Hans Sachs ſchon,
Gedicht im neuen Thon,
Darinnen bewehrt.
Erklärt,
Ihr Nahmen gleich
Und ihr Stand darneben.
Darin ſie damals waren ſein.
Sie übten ſich der Kunſt rein
Gemein,
Thäten lieblich Thön machen,
Dichten viel ſchöne Par,
Ihnen angelegen war

Meiſter-Geſang,
Mit Klang,
Ganz inniglich
In allen ſeinen Sachen.

Mit den Liedern verbeſſerte ſich auch der Geſang. Es iſt gewiß, daß die weltliche von der geiſtlichen oder Kirchenmuſik hervorgegangen iſt; denn obwohl man ſelbſt unter wilden Völkern ſchon eine Art von Liedern und Singweiſen antrifft, ſo wurde doch jederzeit die Muſik durch die Religion gebildet. Im mittleren Zeitalter beſtand der Kirchengeſang in dem ſogenannten Choral, welcher nach den Vorſchriften der heiligen Kirchenväter Ambroſius und Gregorius meiſtens auf lateiniſche Lieder und die Pſalmen geſetzt war. Er wurde deswegen auch der ambroſianiſche oder gregorianiſche Geſang genannt. Wir haben noch von dem alten Choral, welcher ſchon zu Karls des Großen Zeiten in den Kirchen eingeführt geweſen ſeyn ſoll, einige Stücke übrig. Von den meiſten zu der Zeit üblichen Singweiſen kann man den Urſprung nicht mit Gewißheit angeben; ſie theilten ſich in erhabene, freudige, traurige und lieblich-kindliche Arten ab. Unter die erſteren zähle ich das Te Deum laudamus; unter die zweite das Venite exultemus Domino etc.; unter die dritte das Miserere und Stabat mater; unter die vierte endlich: Veni pater pauperum und das Salutis humanae sator. Die ſogenannte Paſſion oder Passio D. N. I. C. iſt eine Art von Melodrama.[1]

1. Ich werde davon im Anhange die Noten angeben.

Nach dieſem Choral wurden auch die weltlichen Volkslieder gebildet; einige der letztern nahmen bei ernſthaften oder traurigen Gegenſtänden ſogar eine geiſtliche Weiſe an; wie z. B. das Lied: Ich ſteh auf einem hohen Berg, und ſeh hinab in das Thal ꝛc. Luſtiger geht ſchon das Lied: Poſt tauſend guter Jahr; Ein Jäger möcht ich ſeyn ꝛc. und der Jagdgeſang: Hajo! Hajo! die Jäger ſeyn do ꝛc. Sehr kindlich iſt das Chriſtlied: Ein Kindelein ſo liebelich iſt uns geboren heute ꝛc. Einwiegend iſt jenes: Heyo Popeyo, und Schlaf, Kindlein ſchlaf, dein' Mutter hüt die Schaf ꝛc. Toll und faſt raſend ſind die Faſtnachtslieder: Heut iſt Faſtnacht, habele, habele, hane ꝛc.[1] und: Da droben ſteht ein Wirthshaus ꝛc. Bald führten die Minneſänger für jede Gattung von Geſang auch ein verſchiedenes Silbenmaß ein; z. B. die Zeg-Froſch-Lobeweiſe ꝛc. und ſo unterſtützten Dicht- und Tonkunſt einander wechſelſeitig.

Die bildenden Künſte hatten in Teutſchland eine vorzüglich eigene Art angenommen. Da der Künſtler in unſerm Vaterlande wenige Geſtaltung von den Griechen und Römern fand, und auch das wenige, was von dieſen alten Völkern noch übrig war, faſt ganz zertrümmert lag, ſo blieb ihm kein anderes Vorbild, als die Natur und das Ideal, was Liebe und die chriſtliche Religion in ſeinem Herzen gebildet hatte. Er nahm daher zu ſeinen gemeinen oder häuslichen Gebäuden die Hütte des Feldes, und zu ſeinen öffentlichen oder kirchlichen die heiligen Haine ſeiner ehemaligen Wälder zum Muſter. Nach erſterem finden wir das bürgerliche Haus mit vier Wänden, viereckigen oder runden Fenſtern, und dem zugeſpitzten

1. Ave Appollonia.

Dache geſtaltet; die Burg thürmte ſich zackig, wie die Felſenmaſſen, woran ſie erbauet wurde, in die Höhe, und die Kirche oder der Dom glich einem verſteinerten heiligen Haine. Die Originalität in teutſchen Gebäuden am Rheine verlor ſich aber, als viele Baumeiſter mit den Werken Italiens und Frankreichs bekannt wurden. Gegen das ſechszehnte und ſiebenzehnte Jahrhundert nahmen daher Häuſer, Schlöſſer und Kirchen eine Form an, welche man ein Mittelding von gothiſcher Größe und italieniſchem Gleichmaße nennen kann. Die Schlöſſer von Heidelberg und Aſchaffenburg, die ſogenannte Kanzlei zu Mainz und die Schlonkirche daſelbſt ſind noch Beiſpiele davon. [1]

Die Mahler und Bildhauer blieben der Natur treuer. Sie holten ihre Geſtalten von den Geiſtlichen ihrer Kirchen, von den Ceremonien ihrer Feſte, aus den Rüſtkammern der Ritter, aus den Geſellſchaften ihrer Weiber, und drückten denſelben die Frömmigkeit, Einfalt, Lieblichkeit und den Ernſt auf, den ſie in ihren eigenen Gemüthsbewegungen fanden. Zu der Zeit hatten ſich am Rhein berühmte Künſtler hervorgethan. Holbein in Baſel, Grünewald in Mainz und Aſchaffenburg, Lukas von Leiden, Uffenbach in Frankfurt, und vielleicht der in der Limburger Chronik genannte Künſtler in Cölln ꝛc. waren für Teutſchland das was Primaticio, Mantegna, da Vinci und Perugino für Italien geweſen ſind; ſelbſt Albert Dürer, obwohl er ein Nürnberger war, hielt ſich öfters am Rheine auf, und mahlte für rheiniſche Fürſten und Städte. [2]

1. Letztere ſind jetzt abgebrochen.

2. Von ihm ſind noch viele Bilder in Mainz, Frankfurt und Aſchaffenburg.

Aus dieſen oberrheiniſchen Schulen iſt endlich die niederrheiniſche oder ſogenannte niederländiſche hervorgegangen. Sie hat an wahrer kräftiger Darſtellung der Natur, an lebhaftem Colorit, an Kühnheit der Erfindung, und an Reichthum der Zuſammenſtellung die der andern Völker übertroffen. In dem Landſchafts-, Blumen- und Thierfache hat dieſe Schule alles geleiſtet, was man nur durch Farben hervorbringen kann; und wenn auch die Geſchichts- und mythiſchen Bilder eines Jordans, Rubens, Rembrands und van Dyks in ſchönen Formen und idealiſchem Ausdruck den italieniſchen nicht beikommen, ſo ſpricht daraus doch eine Wahrheit, eine Kühnheit und eine Biederkeit, die jeden, der ſie beſieht, hinreißt. Einige Bilder von Rubens und van Dyk erhoben ſich ſchon zu jenen Idealen, welche wir an den italieniſchen Schulen bewundern. Ich wollte daher behaupten, daß wenn dieſe niederrheiniſche Schule auf dem Wege der oberrheiniſchen fortgegangen, und mit dem Ausdruck zugleich die Richtigkeit der Zeichnung, die Schönheit der Formen und die Lebendigkeit des Farbenſpiels verbunden hätte, ſie zu jenem Ideale gekommen wäre, wovon wir ſchon die erſten Spuren in den Bildern Albrecht Dürers, Grünewalds, Holbeins, Metſys, Hemelinks und van Dyk antreffen. Von vielen vortrefflichen Bildern dieſer Zeit kennen wir nicht einmal die Meiſter mehr; ein deutlicher Beweis, daß ſie, wie jener Baumeiſter des Doms von Cöln, mehr der Kunſt als der Belohnung bedacht waren.

Mit dem Betrieb der Künſte und Wiſſenſchaften ging der Betrieb des Handels in gleichem Schritte. Bisher haben die rheiniſchen und ſchwäbiſchen Städte vermittelſt des Rheins und der Donau die Waaren von Oſten nach

Westen, von Süden nach Norden gebracht. Basel, Freiburg, Straßburg, Mainz, Frankfurt und Cölln waren die Niederlagen, von welchen aus die Gegenden umher weit und breit mit allen Bedürfnissen des menschlichen Lebens versehen wurden.[1] Jetzt aber wurden ganz neue Welttheile entdeckt und die Schiffahrt durch die Erfindung des Kompasses über alle Meere verbreitet. Da blieb freilich der Rhein noch der große Kanal, welcher den Süden an den Norden bindet; aber das Verkehr darauf erhielt durch die bei seiner Quelle und seinem Ausflusse entstandenen Handelsstaaten[2] ein neues Leben und eine Verbreitung in alle Welttheile. Um dieses große Verkehr auch im Einzelnen zu befördern, haben die rheinischen Kurfürsten mehrere Zusammenkünfte zu Reuse, zu Lahnstein und zu Coblenz gehalten, wobei sie auf die Verbesserung des Münzwesens bedacht waren, und die schlechten Münzen der kleinern Herren am Rhein außer Kauf zu bringen suchten. Die alten Teutschen kannten nämlich kein anderes Geld als Vieh, womit sie auch bei den Richtersprüchen und Weisthümern Wehr und Frieden bezahlen mußten. Unter der fränkischen Monarchie richtete man sich noch nach den römischen Münzsorten. Man münzte nach Pfunden und dem Gewichte an Gold oder Silber. Als die Fürsten und Städte mit der Landeshoheit auch das Münzrecht erhalten hatten, wurden die Münzen fast willkührlich und selten geschlagen. Es ist daher schwer, von diesen Zeiten her noch ein Gepräge in den häufigen Münzsammlungen am Rheine zu finden. Erst nachdem durch die luxemburgische Partei die rheinischen Kurfürsten ein großes

1. Siehe das Ende des ersten Theils.

2. In Italien, der Schweiz und den Niederlanden.

Gewicht im Reiche erhalten hatten, kamen heilsame Verordnungen über das Münzwesen zu Stande. So finden wir in den Urkundensammlungen bei Würdtwein und Hontheim[1] sowohl Verträge unter diesen Kurfürsten, als auch von den Kaisern selbst ergangene Verordnungen, worin die schlechten Münzen der kleinen Fürsten geahndet, ordentliche Münzmeister und Wardeine angesetzt, und die verschiedenen Münzsorten, als Thaler, Gulden, Goldgulden, Turnosen, Weißpfennige und Heller nach dem Gold und Silbergewichte geprüft und geschätzt wurden.[2]

Die Ausbreitung und Beförderung, welche durch solche Anstalten und Entdeckungen der Handel und der Verkehr auf dem Rheine erhalten hatte, brachte auch einen neuen Betrieb unter den Gewerben in den rheinischen Städten hervor. Nicht nur daß man in Freiburg, Straßburg, Mainz und Cölln die Arbeiten in Stein, Metall, Wollen und Leinen verbesserte; die sinnreichen Handwerker und Künstler dieser Städte kamen auch auf ganz neue Erfindungen. Zu Basel verfertigte man das Schreibpapier, von Eyck erfand am Niederrhein die Oehlmalerei, Martin Schön betrieb die Kupferstecherkunst am Oberrhein. Endlich erfand Guttenberg, ein Bürger von Mainz, die Buchdruckerkunst, welche in der Geschichte des menschlichen Geistes eine neue Epoche machte. Es ist über die Entdeckung dieses neuen Baumes der Wissenschaft des Guten und des Bösen, so viel gesagt und

1. Tom. II. Diplom. II. Prodrom. hist. trevirensis Tom. II. pag 1178.

2. Siehe hierüber das pragmatische Werk: Aphorismen aus dem Fache der Münzgesetzgebung und des Münzwesens.

geſchrieben worden, daß ich es für unnöthig halte, meine eigene Anſichten darüber nachzutragen. Ich will daher das, was zwei meiner Freunde, der ſelige Heinſe und der Herr Pfarrer Dahl, gründlich davon geſagt haben, hier einrücken.

Henchin, ſagt lezterer, oder Johann Genosleiſch, genannt Guttenberg, war es, dem dieſe Ehre von der Vorſicht beſchieden war. Ein Mainzer Edler von Geburt, noch edler aber durch Geiſt und Herz; erfahren in vielen mechaniſchen Künſten, beſonders in der Goldſchmiedekunſt und Alchimie, dürſtete ſein Geiſt nach Erfindungen. Schon waren deren manche vorhanden, die ſeine Ideen erweckten, neue in ihm entwickelten, und ein dunkles Vorgefühl der neuen erhabenen Erfindung ihm gaben. Steine, ſo ſagt man, begann er zu ſchleifen, in welche er Formen von Wachs abdrückte, mit Buchſtaben und Sprüchen durchwebt. Bilder in Holz geſchnizt, mit Schriften vermiſcht, eine frühere Erfindung der Teutſchen; Buchſtaben in Blech geſchnitten, Patronen genannt, womit man ohne Feder und Dinte gar mancherlei Schriften ſchreiben, und ſolche nach Willkühr auch verändern konnte. Dies alles und noch mehrere andere künſtliche Werke ſtößten den Gedanken ihm ein, einzelne Buchſtaben in Holz zu ſchneiden, ſie nach Willkühr und Nothdurft zu reihen, auf Pergament und Papier mit Farbe abzudrucken, und dieſes zu verdoppeln, ja vielfach auf gleiche Manier zu vermehren. Anfänglich war freilich die Mühe, welche die Ausführung ihm koſtete; doch auch unausſprechlich die Freude, die ſeinem Gelingen entſprang. Fort und immer fort ſtrebt nun ſein Geiſt zum glücklichen Ziele.

Dies alles geſchah zu Mainz noch vor 1430, wo ſein Vater ſtarb, und ſogar noch vor 1434, in welchem Jahre

er ſich nach Straßburg begab. Hier nun ſetzte er ſeine Erfindungen fort. Schon waren im Jahre 1435 dieſelben viel weiter gediehen, denn Preſſe und Druckzeug waren fertig; die erſte typographiſche Erfindungsperiode vollendet. Straßburg ehrte auch Guttenbergs adeliche Abkunft, Kunſt und Verdienſte; wiewohl noch nicht mit dem größten Verdienſte deſſelben bekannt. Was Mainz die Alten, die Edelgebornen des Volkes, einſt nannte, das waren in Straßburg die Konſtaffler; und Guttenberg, aus dem Stamme der Alten in Mainz, ward Konſtaffler zu Straßburg. Hier blieb er nun bis 1444 durch volle zehn Jahre. Sein Geheimniß war indeß nicht gänzlich unbekannt geblieben; gegen eine Summe Geldes vertraute er daſſelbe mehreren Perſonen, und nahm ſie zu Gehülfen und Verbündeten an. Raſcher ging es nun vorwärts; mehrere Verſuche ſtellte man an; ſtatt der zerbrechlichen hölzernen Buchſtaben wurden dieſe nun in Blei geſchnitten, auch Preſſe und Farbe verbeſſert. Doch fehlte immer noch vieles zur Vollendung der Kunſt. Man vermochte noch nicht, den Buchſtaben in Reihe und Gliedern die Haltung zu geben; nur durch Drath wurden dieſelben zuſammen gehalten.

Das Mühſame und Koſtſpielige, das ſtets die Arbeit erſchwerte und verleidete; der Eheprozeß Guttenbergs mit Enchen zu der Iſernen Thüre, und dann ein neuer Prozeß mit dem Bruder eines ſeiner Vertrauten und Gehülfen; dies alles und vielleicht noch mehrere Urſachen brachten bei Guttenberg den Entſchluß zur Reiſe, in die fröhliche Heimath nach Mainz zurück zu kehren. Allein gar mißmuthig, arm und verlaſſen kam Guttenberg ums Jahr 1445 daſelbſt an, von Lorenz Beildecke, ſeinem treuen Diener begleitet. Der Hof zum Jungen in Mainz, den

er zwei Jahre vorher ſchon gemiethet, ward ſeine nunmehrige Wohnung und Werkſtatt von Neuem. [1] Die ſchon in Straßburg erneuerten verbeſſerten Verſuche, mit hölzernen und bleiernen beweglichen Buchſtaben zu drucken, wurden in Mainz nun fortgeſetzt. Es kommen kleine Probeſchriften zum Vorſchein, größere folgen. Ein großes und vollſtändiges Werk nun zu drucken, war Guttenbergs Abſicht. Dazu wählte er die Bücher der heiligen Schrift. Doch allzukoſtſpielig für Guttenbergs verarmte Kaſſe fand er die Ausführung. Fremder Beiſtand und Hülfe waren ihm nöthig. Er fand ſie bei Juſten, einem reichen Bürger in Mainz. Juſt gab Vorſchuß und Beiſtand, doch nicht ohne harte Bedingung. [2] Raſch griffen jetzt beide zum Werke; bald war die Bibel vollendet, ums Jahr 1450. Der ſtarke Abſatz derſelben, denn für Handſchrift verkauften ſie ſolche, verſprach nun den Künſtlern reichen Gewinn, und für Guttenberg eine frohere Ausſicht für künftige Zeiten. Allein kaum ſah er die Sonne ſeines Glückes von ferne ihm leuchten, als nun trübe Wolken den Horizont verfinſterten. Zu einer Zeit, wo Guttenberg des Geldes am meiſten zur Fortſetzung der Arbeit bedürftig war, forderte Juſt den geleiſteten Vorſchuß zurück; und Guttenberg, der Zahlung nicht mächtig, mußte mit Druckzeug und Preſſe bezahlen.

1. Gedachter Hof zum Jungen, auf dem Barfüßerplatze, wurde von dieſer Zeit an das Druckhaus genannt. Es war ein ſehr großes altadeliches Gebäude, welches ein ganzes Quadrat einnahm.

2. Juſt hatte dem Guttenberg 1550 Gulden zu 6 Prozent vorgeſchoſſen, ſich das Druckerwerkzeug als Pfandſchaft verſchreiben laſſen, und die Hälfte des Profits vorbehalten! ! —

Verzweifelt war nun Guttenbergs Lage. Ohne Druckzeug und Presse, ohne Geld und Kredit, was sollte er anfangen, der edle Erfinder der edelsten Kunst? In diesem martervollen Zustande erschien ihm, gleich einem Engel des Himmels, ein tröstender und erretender Freund. Doktor Humery, so hieß der edle Mann, gab Guttenbergen neues Druckzeug und Presse, verschaffte ihm auch die Mittel von Neuem zu drucken, und Guttenberg druckte nun allein, doch still und bescheiden. Niemals gibt er als Erfinder sich an; keinem Druckwerk ertheilte er seinen Nahmen. Ein edler Charakter fürwahr, ganz des edlen Guttenbergs würdig. Kurfürst Adolph von Mainz, der zweite dieses Nahmens, entdeckte doch endlich Guttenbergs Kunst und Verdienste; er zog ihn aus dem Dunkel hervor; gab dem Dienstmann adelichen Hofdienst und Kleidung, nebst Futter und Mahl, und herkömmliche Freiheit.[1] Guttenberg druckte nun ferner nicht mehr; doch gab er sein Druckzeug seinem Gehülfen, Heinrich Bechtermünze, um damit auch ferner für sich zu drucken; und Bechtermünze druckte mit Guttenbergs Presse und Zeug zu Eltvill, auch wohl in Guttenbergs Wohnung zu Mainz, mehrere nützliche Werke.

Guttenberg genoß nicht gar lange des fürstlichen Mahles; denn schon ums Jahr 1468 war er den Weg alles Fleisches gegangen.[2] Die Kirche des heiligen Fran-

1. Guttenberg druckte noch 1459 und kam 1465 in Mainzische Hofdienste.

2. Dieses ist aus einer Urkunde klar, welche Köhler geliefert hat.

ziskus in Mainz erhielt die traurigen Reſte von Guttenberg; aber kein für die Nachwelt belehrender Grabſtein deckte die Gruft;[1] die Beſcheidenheit, die auch im Leben ihn ſo rühmlich bezeichnete, ging mit ihm zu Grabe, und macht hier alles Lob für den Edlen verſtummen, für den großen Erfinder, gewiß einer Pyramide von Marmor ſchon längſtens höchſt würdig. Doch lebt ſein Nahme, gleich nicht in Gold auf kariſchem Marmor, oft nur zu Maufolden der Tyrannen beſtimmt, ſo lebt doch ſein Andenken ſtets heilig in den Herzen aller Mainzer, ja in den Herzen aller Teutſchen und aller für Kunſt und Edelſinn fühlbaren Menſchen.

So viel zur nöthigen Vorausſetzung für die Erfindungsgeſchichte der Buchdruckerkunſt; jetzt aber zur Geſchichte Peter Schöffers, des Miterfinders der Kunſt.

Johannes Fuſt, Bürger und Goldſchmidt in Mainz, reich ſchon an Gütern und Geld, doch reicher noch an habſüchtigen Plänen, ſah in der Erfindung Guttenbergs

1. Eine Grabſchrift, welche Adam Gelthus zum Jungenabend (ein Verwandter Guttenbergs) dem Andenken deſſelben verfertigte, lautet wörtlich alſo: D. O. M. S. Joanni Gensfleisch artis impressoriae repertori de omni natione et lingua optime merito in nominis sui memoriam immortalem Adam Gelthus posuit. Ossa ejus in Ecclesia divi Francisci feliciter cubant. — Letzteres beweiſt deutlich, daß das Denkmal nicht in der Franziskanerkirche (der vormaligen Minoriten- nachherigen Jeſuitenkirche), ſondern entweder in einer andern Kirche oder nur auf dem Papier aufgeſtellt geweſen, welch letzteres mir ziemlich wahrſcheinlich iſt, weil man bis jetzt dieſes Denkmal in Mainz nicht hat entdecken konnen.

einen ſchönen Erwerbzweig für ſich, den er auch ganz ſich zuzueignen beſchloß. Druckzeug und Preſſe hatte er, wie wir gehört, von Guttenberg erhalten; ſelbſt damit zu drucken, war freilich ſeine Abſicht, doch fehlte ihm hierzu die völlige Kenntniß und ein verſtändiger Gehülfe. Beides fand er bei Peter Schöffer, ſeinem Hauslehrer und Gehülfen in der Goldſchmiede- und Gießkunſt; beide ſcheinen ſich auch mit letzterer, als ganz zweckdienlich zum Guſſe der Lettern, beſchäftigt zu haben. [1]

Peter Schöffer, geboren zu Gernsheim, war ein feiner, gebildeter Kopf, der eine feine Handſchrift geſchrieben, und ſah, um Manuſcripte zu kopiren, als Schönſchreiber, Clericus, eine Zeitlang zu Paris auf. [2] Schon damals mit Fuſten bekannt, als dieſer von Guttenberg das Geheimniß gewonnen, Bücher zu drucken, ſah Schöffer der neuen Erfindungskunſt aufmerkſam zu. Bald hatte er die Vortheile gelernt, nach Guttenbergs Anleitung zu drucken. Kaum war alſo Fuſten das Druckzeug eigen geworden, als dieſer nun mit Schöffer zu drucken anfing. Doch Schöffers erfinderiſcher Geiſt blieb auf halbem Wege nicht ſtehen; gar bald ſah er ein, daß vieles noch zur Vollendung der großen Erfindung zu thun ſey. Das Ausſchneiden der Lettern in Blei ſchien ihm zu mühſam, und wegen der Maſſe zu koſtſpielig; er

1. Gewiß nicht ohne Bedeutung kamen die Bruſtbilder Fuſts und Schöffers auf eine unter Kurfürſt Daniel gegoſſene Kanone, womit Napoleon in neuerer Zeit der Stadt Mainz ein Geſchenk gemacht hat.

2. Von der Schreibkunſt P. Schöffers ſiehe man die Kupfertafel bei Schöpflin, Nro. 7.

kann also dem glücklichern Gedanken nach, zum Ausguß der Lettern Patrizen zu schneiden und Matrizen zu schlagen. O welch eine Freude für Fust, der nun den Gewinn durch Ersparung der Masse und Zeit, und durch schönere Form der zierlich gegossenen Lettern verdoppelt sieht! Wie sollte er nun Schöffern für dieses große Verdienst nach Würde belohnen? Sey es, daß Fust an Schöffer die Neigung zur Tochter, Schöffers Elevin, gewahrte, genug, Fust glaubte jetzt, Schöffern nicht beßer belohnen zu können, als durch die Hand seiner Tochter Christine. Zum Weibe gab er sie ihm, und so ward Schöffer Fustens glücklicher Tochtermann.

Mit dieser Periode erhebt sich nun auch die zweite der Erfindung des Druckes von Büchern, diejenige nämlich, wo mit beweglichen gegossenen Buchstaben Fust und Schöffer zu drucken anfingen. Es geschah ums Jahr 1455.[1] Allein die schönste der Erfindungen war noch immer nicht vollendet. Die großen Anfangsbuchstaben fehlten zum Drucke; sie wurden mit Mühe in die Bücher gemahlt, und Haltbarkeit fehlte der Schwärze. Doch auch diese erfand Schöffer sehr bald, und schnitzte selbst die großen und schönen Initialbuchstaben in Holz, welche mit den übrigen metallenen Buchstaben nun abgedruckt wurden. Abermals eine wichtige zeitersparende Kunst!

1. Bernhard hält (in seiner Ansicht, S. 9.) die Litterae Indulgent. Nicolai V de anno 1454. — Fischer aber (in der III. Lief. S. 23.) einen Donat, den er bereits in der I. Lief. S. 54. beschrieben aber irrig dem Guttenberg zugeschrieben hatte, für das erste Druckdenkmal, mit beweglichen gegossenen Lettern von Fust und Schöffer gedruckt.

So erſcheint dann endlich der Pſalter im Jahre 1457, gedruckt mit Fuſt und Schöffers Nahmen, Druckort und Wappen: das ſchönſte typographiſche Werk, in vier Jahrhunderten noch von keinem andern übertroffen; ein Kunſt- und Prachtwerk in der That, der ſchönſte Beweis der durch Schöffer vollendeten Kunſt.[1] Nicht viel Exemplare wurden gedruckt; die Auflage vielmehr nach zwei Jahren wiederholt. Eine neue Auflage der Bibel folgte dem Pſalter, von Fuſt und Schöffer 1462 geſtaltet. Aus Liſt und mit Abſicht waren die Nahmen der Drucker, ſo wie Druckort und Jahr nicht überall bemerkt. Unbekannt noch mit den Künſten des Druckes, kaufte man ſolche als Manuſcripte ſehr theuer, und zwar ſelbſt in Paris um ſechszig und mehrere Goldgulden. Bald ſchöpften die Mönche Verdacht; eine vollkommen ähnliche Schrift in einer Menge verkaufter Exemplare, die nicht hundert Schreiber in ihrem ganzen Leben hätten verfertigen können, mußte natürlich die Aufmerkſamkeit und mit ihr alsbald auch den Neid der Mönche erwecken, welche zeither durch Abſchreiben der Bücher ſich manchen ſchönen Gulden verdienten, und denen daher eine neue ihnen verderbliche Kunſt unmöglich gefällig ſeyn konnte. Sie ſetzten ſich daher dem Verkaufe der Bücher nach allen Kräften entgegen, und gewiß würden ſie auch durch ihre bekannte allgewaltige Kraft Fuſten und Schöffern den Handel völlig gelegt haben, wäre nicht gerade um die nämliche

1. Von dieſem ſchönen Werke leſe man nähere Nachricht bei Fiſcher I. Lief. S. 40, bei Zapf, Würdtwein, Gerken, Denis, Mercier, Heinecke, Schellhorn, Schöpflin ꝛc.

Zeit durch unglücklichen Zufall das Geheimniß der teufli-schen Kunſt, wie die Mönche ſie nannten, auswärts bekannt und überall verbreitet worden.

Bekannt iſt die traurige Fehde der beiden Kurfürſten von Mainz, Adolph und Diether; bekannt die Ueberrumpelung und Einnahme der Stadt Mainz durch Adolph im Jahre 1462, und leider nur zu ſehr bekannt die ſchreckliche Mißhandlung theils treuer, theils irregeleiteter Bürger. Des Meineids beſchuldigt, des Hochverrathes angeklagt, als Miſſethäter gebrandmarkt, ihres Vermögens und ihrer Ehre beraubt, verließen gar viele Bewohner von Mainz dieſe unglückliche Stadt, und zerſtreueten ſich in die halbe Welt; ſie löſten ſo das geſellſchaftliche Band, welches ſie als treue Bürger und Landsleute bisher ſo innig zuſammen geknüpft hatte. Damit ward denn auch das geheimnißvolle Band der erſten typographiſchen Geſellſchaft zerriſſen.

Der Eid, welcher bis jetzt die Glieder der Geſellſchaft an das Geheimniß und an die Stadt Mainz gefeſſelt hatte, ward durch Feuer und Schwerdt, durch die Grauſamkeit der Sieger, und durch Nothdurft ſelbſt völlig gelöſt, und bald war es in ganz Teutſchland, ſo wie in Italien und Frankreich kein Geheimniß und nichts ſeltenes mehr, gedruckte Bücher in Menge zu ſehen. Ganz ungeſtört konnte nun Fuſt ſeine Bibeln und ſonſtige Bücher in Paris theuer oder wohlfeil verkaufen; allein zu ſeinem Unglück ließ er mit ſeinen Büchern auch ſein Leben in Paris. Eine ſchreckliche Peſt, welche im Jahre 1466 mit Wuth ſich verbreitete, raffte auch ihn im Monat Julius mit weg. Sein Nahme kommt von dieſer Zeit in Druckſchriften nicht weiter mehr vor. Im Jahre 1467 folgt

bereits ſchon ein Buch mit Schöffers Unterſchrift allein. [1] Nach Fusens, des Schwiegervaters Tod, druckte Peter Schöffer für ſich und allein, manch ſchönes und nützliches Werk [2] in ſeinem eigenen Hauſe zu Mainz, das Druckhaus genannt. [3] Durch Fusts ererbtes Vermögen, und mehr noch durch Fleiß und Verdienſt, denn mit Büchern handelte er im In- und Auslande, ward Schöffer ein reicher, anſehnlicher Bürger in Mainz, und wahrſcheinlich auch ſpäter noch Aſſeſſor des weltlichen Gerichts daſelbſt. [4] Mitunter machte er auch Reiſen ins Ausland, um daſelbſt mit Büchern zu handeln. So war er im Jahre 1471

1. Das erſte von Peter Schöffer allein gedruckte Buch iſt: Thome de Aquino secunda secunde, in Fol. Max.

2. Man hat bereits bis 70 Werke aufgefunden, welche durch Peter Schoffers Preſſe gedruckt worden; doch iſt es mit den letztern, welche kurz vor oder nach 1470 vorkommen, noch zweifelhaft, ob ſie von ihm oder ſeinem gleichgenannten Tochtermann herrühren, wie wir noch hören werden.

3. Dieſes iſt nicht jenes Druckhaus, wovon Trithem. in Ann. Hirs. T. II. p. 400. edit. S. Gall. meldet, und wovon auch ich oben ſchon geredet habe; ſondern es iſt dieſes das Wohnhaus Peter Schöffers, welches derſelbe im Jahr 1477 von der Wittwe Conrads zum Korbe erkauft, und darin ſeine Druckerei eingerichtet hatte. Dieſes Haus wurde in der Folge aber von Schoffers Erben wieder verkauft, nachdem vorher ſchon die Druckerei in das Haus zum Humbracht verlegt worden war, welches P. Schöffer durch Kauf ebenfalls an ſich gebracht hatte. Letzteres Haus iſt der heutige Dreikönig-hof in der Schuſtergaſſe zu Mainz, wie ſchon der berühmte P. Dürr in einer noch ungedruckten Diſſertation de Curia ad S. S. tres Reges erwieſen hat.

4. S. Guden. Cod. dipl. T. II, p. 492.

mit seinem Verbündeten, Konrad Helle, einem Schweizer von Geburt,[1] zu Paris, wo sie unter andern die überaus prächtige im Jahre 1470 veranstaltete Ausgabe der Briefe des Hieronymus nicht allein theuer verkauften, sondern auch große Ehre und Verdienst sich erwarben.[2]

Daß Geld und Gut, Ansehen und Würde, den Menschen nicht immer glücklich oder zufrieden machen, dies zeigt sich bei Schöffer zur Genüge. Schon nach Fustens, seines Schwiegervaters, Tode, scheint ihm der Aufenthalt zu Mainz nicht mehr so angenehm gewesen zu seyn, als vorher; denn schon damals fing er an sich nach dem Orte zurück zu sehnen, wo er geboren war; schon damals reifte in ihm der Gedanke, wie ich wahrscheinlich vermuthe, in der schönen Gegend seiner Vaterstadt am Rheine den Winter seines Lebens in Ruhe zu vollenden; in der Heimath seiner Väter zu sterben, und seine Ruhestätte in der Nähe seiner geliebten Eltern zu erhalten. Im Jahre 1467, und also gleich nach Fustens Tod, kaufte er in

1. In den Miscellen für die neueste Weltkunde, Nro. 7. des Jahrs 1810, wird ausdrücklich bewiesen, daß Konrad Helle ein Schweizer, und auch wirklich Buchdrucker in der Schweiz gewesen sey. Ein gewisser gelehrter Diplomatiker in Mainz glaubt, daß dieser Helle ebenfalls eine Tochter Fustens zur Frau gehabt habe. Wirklich gibt der in dem Kloster zu S. Victor zu Paris im Jahr 1475 gestiftete Jahrtag (wovon uns Maittaire Nachricht ertheilt) nicht undeutlich solches zu verstehen.

2. Die Abtei S. Victor zu Paris bezeugte den Buchdruckern, von welchen sie das schöne Werk: Epistolae S. Hieronymi, erhalten hatte, nebst der Bezahlung von zwölf Goldscudi noch die Ehre, daß sie ein ewiges Jahrgedächtniß für die Familie von Fust, Schoffer und Helie stiftete.

Gernsheim Güter, welche er ſpäterhin mit Haus und Hof vermehrte. [1]

Chriſtine, Schöffers vertrauliche Gattin, war aber ſchon frühe den Weg alles Fleiſches gewandelt, und hatte den troſtloſen Wittwer mit fünf Kindern verlaſſen. Schöffer beweinte lange die geſellige Freundin, und nur ſeine fünf Kinder, größtentheils noch klein an Verſtand und an Jahren, bewegten ihn zur zweiten Eheverbindung. Sie geſchah im Jahre 1487 mit einer Wittwe von Gernsheim. [2]

Aus dem Güterankaufe Peter Schöffers zu Gernsheim, der bis 1500 fortgeht, dann aber gänzlich aufhört, iſt leicht zu ſchließen, daß um dieſe Zeit der ehrſame Schöffer Todes verblichen, welches auch mit den Meinungen der Gelehrten übereinſtimmt; nur daß dieſe zu Mainz ihn ſterben ließen, ich ihm aber aus vorangezeigten Gründen ſeine Ruheſtätte zu Gernsheim gebe. Iſt Guttenberg wohl eines Denkmals würdig, woran nicht zu zweifeln, ſo iſt es Schöffer nicht minder; denn er iſt Vollender der Kunſt, die Guttenberg ſinnreich erfand. Die Stadt Gernsheim wäre zur Aufſtellung dieſes Denkmals am

1. Schon Würdtwein hat in ſeiner Biblioth. Mog. p. 57 in nota, die nämliche Bemerkung gemacht. Des Peter Schöffers Haus befand ſich vermöge des Judicialbuches, hinter der Herren von Erbach Hof, worin dermalen die Knoblauchiſche Tabaksfabrik iſt, wo daſſelbe auch noch heut zu Tage ziemlich verläſſig zu finden iſt.

2. Der beſagtige Ehekontrakt findet ſich im Judicialbuche und iſt vom Jahre 1485 datirt. Aus demſelben iſt erſichtlich, daß Peter Schöffer ſchon einige Jahre vorher beſagte Wittwe geheirathet hatte: ſie hieß Aolchen, und brachte ihm zwei Kinder zu, Wendelin und Elſchen. Peter Schöffers Kinder aus erſter Ehe werden benennt: Kunz, Heuchen, Margret, Appel und Barbe.

besten geeignet; doch wie lange wird wohl der majestätische Rhein seine Silberfluthen an die Ufer dieser Stadt anschlagen, ehe solches geschieht? Ich begnüge mich daher, zum Lobe Peter Schöffers die Verse von Arnold von Bürgel hier beizufügen:

» Et levi ligno sculpunt hi grammata prima, »
» Quae poterat variis quisque referre modis.
» Sed quia non poterat propria de classe character
» Tolli, nec variis usibus aptus erat,
» Illis succurrit *Petrus* cognomine *Schoeffer*.
» Quo vix caelando promptior alter erat.
» Ille sagax animi praeclara toreumata finxit,
» Quae sanxit *matris* nomine posteritas.
» Et primus vocum fundebat in aere figuras,
» Innumeris cogi quae potuere modis.« —

So weit Dahl. In der von dem höchstseligen Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl, hinterlassenen Hofbibliothek zu Aschaffenburg befindet sich ein Werkchen, worüber Heinse in dem dazu verfertigten Catalogue raisonné mit seiner ihm eigenen Laune also spricht:

Historia seu providentia Mariae Virginis ex
Cantico Canticorum iconice exhibita. »

Ein Werkchen in sechszehn Blättern, jedes nur auf einer Seite mit Holzschnitten bedruckt, wovon deswegen vierzehn zusammengeleimt sind, so, daß nur neun bleiben. Sie sind voll kleiner Figuren, meistens in Gruppen, um welche Sprüche aus dem hohen Liede herumgehen, die sie

1. Scil. Guttenberg et Fust.
2. Heinse nennt es also. Der Titel ist nicht am Werk.

erklären, und auf Maria, die Mutter Gottes, hindeuten ſollen. Unſer Exemplar iſt in ſeiner Ausgabe einzig ganz. Wenn es auf Seltenheit ankäme, ſo wäre es ein Schatz, und hätte ſeines Gleichen nicht. [1] Doch hat das Büchelchen nicht wegen der Seltenheit allein ſeinen Werth, ſondern es laſſen ſich noch allerlei intereſſante Betrachtungen dabei anſtellen.

Gerhard Meermann, Syndicus von Rotterdam, ein berühmter niederländiſcher Gelehrter, hat einen ſtarken, ſchön lateiniſch geſchriebenen, und ſchön gedruckten Quartanten, unter dem Nahmen: Origines typographicae, mit bewundernswürdigem Fleiß und großen Koſten ausgearbeitet, und unſerm Kaiſer Franz, dem Gemahl der Maria Thereſia dedicirt, um zu beweiſen, daß ein Bürger der Stadt Harlem, mit Nahmen Laurenz, genannt der Küſter, mehrere Jahre vor Guttenbergen, ſchon im Jahr 1428, die Buchdruckerkunſt zwar noch im Rohen, mit hölzernen Lettern, erfunden und ausgeübt, und daß Guttenberg ſie nur mit in Metall gegoſſenen Stäbchen, die hernach zu Lettern ausgegraben wurden, verbeſſert, und endlich Schöffer mit ſogleich in ihrer Form in Matrizen, wie er ſie nannte, gegoſſenen zur Vollkommenheit gebracht habe.

Unter die Bücher, die Laurenz Küſter herausgegeben habe, rechnet nun Meermann auch unſer Werk. Man ſehe Seite 228 ſeines Buches. Man hat davon zweierlei Ausgaben. Von der einen ſind noch drei Exemplare vorhanden. Das eine befindet ſich in der Bibliothek des Erzherzogs Ferdinand von Mailand, das andere in der Bodlejaniſchen, und das dritte in der des Crevenna. Dieſe

1. Der Kurfürſt hat 300 Dukaten dafür gegeben.

drei ſind ſich völlig gleich. Von der zweiten Ausgabe werden allein neun Blätter auf dem Stadthauſe zu Harlem wie ein Heiligthum aufbewahrt. Alle Blätter beider Exemplare ſind nur auf einer Seite bedruckt.

Die neun Blätter oder Seiten auf dem Stadthauſe zu Harlem weichen in verſchiedenem von denſelben Seiten der drei andern Exemplare ab. 1. Iſt der Druck darin blaß, in jenen ſchwarz. 2. Sind die Figuren und Lettern beſſer. 3. In dem Blatte, welches anfängt, Ecce dilecto meo, ſind ſechszehn Bäume, in den andern nur neun und ein halber. 4. In dem, welches anfängt, Indicavi, quem diligit, iſt ein Widder mit drei Schäfchen, in den andern ein Widder mit nur zweien. 5. In dem andern, welches anfängt, Tota pulchra es amica mea, ſind oben 17 ½ Roſen und unten 17 Roſen, in den andern oben 14 Roſen und unten 16. 6. Sind in dem Harlemer Exemplare die Druckfehler nicht, die in den andern ſtehen. 7. Im erſten Blatte, welches anfängt: Osculetur me osculo oris sui, quia meliora sunt ubera tua vino, ſteht in den andern viro. 8. In dem, welches anfängt: Dilecte mi, egrediavi in agrum, ſteht für Faciel (fasciculus) Faricul. Noch ſteht in dem Harlemer Exemplar, welches das wichtigſte, auf dem erſten Blatte in den Holzſchnitt ſelbſt genau und gerade mit denſelben Lettern eingedruckt: Dit is die Voersienicheit van Marie der Moeder Godes. En is geheten in Latin Canti, welches bei den andern fehlt. Meermann hält wegen dieſer Abweichungen das Harlemer Exemplar für die Original-Ausgabe und die andere für eine nachgemachte; und ſchreibt jenes ſeinem Buchdruckerkunſt-Erfinder Laurenz zu.

Herr von Heinecke hält aber gerade eben dieſer Abweichung wegen das Harlemer Exemplar für das nachgemachte Werk, und die andere für Original. Seine Gründe ſind: 1. Die älteſten Ausgaben haben überhaupt keine Titel. 2. Schwärzer oder bläſſer beweiſt nichts; ſo iſt's noch jetzt. 3. Die mehreren Bäume, Schafe, Roſen ſind Vermehrungen, und zeigen eher eine zweite Ausgabe an; ſo wie die Verbeſſerung der Druckfeh'er. Hierzu kömmt noch, daß Crevenna bei ſeinem Exemplar in zwei Blättern das Zeichen des Ochſenkopfs mit dem aufrechten Stabe, an deſſen Ende ein Stern ſteht, gefunden hat, welches Papier allein, wie Marchand behauptet, den erſten Mainzer Druckern eigen iſt; wenigſtens findet man es erſt lange nachher verändert, auch bei den Straßburgern und Baslern,) auch ſchreibt er in ſeiner Histoire de l'Imprimerie, Seite 14, dieſes Werk ohne Anſtand den erſten Verſuchen der Mainzer zu.

Unſer Exemplar iſt genau ſo, wie Meermann das Harlemer beſchreibt, und nach dem Herrn von Heinecke die zweite Ausgabe. Alſo einzig, ſo viel bis jetzt bekannt, da es vollſtändig iſt. Schade, daß die Blätter zuſammengeleimt ſind, und man das Zeichen im Papier nicht ſehen kann. In unſerm Exemplar fehlt aber die holländiſche Ueberſchrift auf dem erſten Blatte. Wahrſcheinlich hat dieſe nachher ein Harlemer für ſeine Familie hineingedruckt, damit ſie wiſſen möge, was die Figuren bedeuten ſollen. Sie lautet auch ſchon an und für ſich mehr wie Anmerkung, als Titel. Von dem Ueheber ſelbſt wäre der Titel natürlich lateiniſch, wie das andere.

Der Herr von Heinecke drückt ſich über den ganzen dicken ſchönen Quartanten Meermanns, und deſſen viele

Mühe und Kosten, mit dem bittersten Hohn und Spott aus, indem er in seiner Idée générale d'une collection complette d'Estampes, avec une Dissertation sur l'origine de la Gravure et sur les prémiers livres d'images, Seite 291 sagt:

»Um alle diese Geschichten der Holländer wohl zu verstehen, muß man wissen, daß die Stadt Harlem bis auf das Jahr 1560 nicht wußte, daß ihr Küster Laurenz Buchdrucker war, und noch weniger wußte, daß er die Buchdruckerkunst erfunden habe, und die Kunst in Holz zu schneiden. Es gab Holzschnitte und Bücher ohne Jahrzahl und Nahmen, die sich niemand mit Gewißheit zueignen konnte, und die Holländer vernachläßigten nicht, diese der Stadt Harlem und deren Küster zuzueignen. Und weil sie seit den 130 Jahren, da sie waren erfunden und gedruckt worden, noch kein Exemplar von allen diesen Büchern besaßen, so ereignete sich in dem Jahr 1654 eine sehr günstige Gelegenheit, daß sie einen Haufen davon in einer Bücherversteigerung zu Haag ersteben konnte. Der Magistrat von Harlem ersteigerte sie also sammt der Kiste, worin sie sich befanden; und diese Kiste war nun auch noch von ihrem Küster erfunden und verfertigt.«

So viel ich weiß, hat dieser Kapitalsarkasmus von einem so grundgelehrten Manne, der ganzen holländischen Erfindung so ziemlich ein Ende gemacht, und es hat sich weiter kein Mensch mehr darum bekümmert, da sie gar zu beschwerlich, langweilig und höchst unangenehm zu untersuchen ist. Während ich aber Berufswegen in den holländischen Sümpfen mich herumtreibe, habe ich doch ein altes kleines Nest entdeckt, das von Natur sehr fest zu seyn scheint, worin ein Kommandant wie Elliot sich noch

lange halten könnte, wenn kein Verräther einen unbekannten Weg dahin entdeckte.

Wenn die Holländer weiter nichts wollen, als: sie hätten eben die Sache zuerst in Anregung gebracht, so wird man sie schwerlich daraus vertreiben. Und weiter will ja Meermann nichts, seiner eigenen Vernunft überlassen, und nicht von einem Philosophen schimpflichen Nationalvorurtheil befangen. Sein erster Gedanke war: Num salva ratione supponi posset eo loco ars nata, ubi statim evecta ad tantum perfectionis culmen est? Man kann ihm freilich antworten: es kommt auf den Mann an, der eine Sache zuerst angreift; und ihm den Homer mit seiner Iliade vorführen, den Aeschylos mit seinen Schauspielen u. s. w. Aber nun zieht er sich in sein altes, kleines, festes Nest zurück, das ist: die cölnische Chronik vom Jahr 1499, die Johann Koelhof gedruckt und herausgegeben hat, und fängt an, mit glühenden Kugeln herauszufeuern.

» Ulrich Zell, gebürtig von Hanau, lernte die Buchdruckerei bei den Mainzern Fust und Schöffer, begab sich dann nach Cölln am Rhein, und pflanzte hier die erste Buchdruckerei fort. Dieser erzählte mir aus seinem Munde, fährt nun der Chronikschreiber fort, daß Guttenberg, Fust und Schöffer die Buchdruckerkunst so hoch empor gebracht hatten, als sie jetzt ausgeübt wurde, aber so is doch die erste Vurbyldung von den in Holant uyss den Donaten, die daeselffst vur der tzyt gedruckt syn. Jnd von ind uyss den is genommen dat begynne der vursz (ersten) Kunst. Diese Marthaune läßt sich so gerade zu nicht wegbringen. « Darauf schicken die Holländer noch ein glattzüngiges Manifest unter das Perückenheer der Belagerer, nämlich etwa.

»Wie viel groſſe Dinge ſind nicht in der Welt geſchehen durch den elendeſten erſten Druck oder Stoß. Die Gährung war in allen Gemüthern, ſich gemeinſchaftlicher, gemächlicher, als durch unendlich langweilige geſchriebene Buchſtaben mitzutheilen. Die Geiſterwelt war kein kleines Athen mehr. Irgendwo brach es aus. Nicht gerade beim Spundloch, oder wo man fein ordentlich den Hahn hineſteckt, zu Rom, Paris oder London, Mainz, Straßburg, ſondern in einem Winkel, wo die Frösche quacken — zu Harlem in Holland. Das iſt ſo das Spiel, die Laune der Natur! Sie bringt alle ihre ſchönſten Werke im Verborgenen hervor, wo kein kluger, vernünftiger, geſcheidter Menſch, kein Profeſſor und Rector magnificus daran denkt. Ja wahrhaftig, ſie iſt manchmal ſo tölpiſch, wie ein Bauer, wie ein Laurenz, der Küſter, im blauen Rock mit ſchwarzer Weſte und Hoſen und einem Federmeſſer in der Hand, der auf einem Spaziergange des Sonntags Nachmittags durch ein anmuthiges Wäldchen aus einem Buchenaſt das A B C für ſeine Jungen ausſchneidet, und ſo ins Gras gelagert, aus honettem Zeitvertreib die Buchdruckerkunſt erfindet.«

»Nun kamen die Mainzer mit ihrem Verſtand, ihrer Feinheit im Mechaniſchen, und brachten bald das rohe Produkt zur Vortrefflichkeit. Ein Guttenberg mit ſeinem anhaltenden Enthuſiasmus, ſeiner Feinheit; und ein Schöffer mit ſeiner Gewandtheit, hätten die netten, gegoſſenen, beweglichen Lettern des Tags ein Dutzendmal immer von neuem erfinden können; es brauchte dazu keinen Baskerville, Bodoni und Didot.«

»Wie die Begebenheiten genau entſtanden und aufeinander gefolgt ſind, können wir ſchlechterdings, Hochzuverehrende Herren, nicht mehr wiſſen, geſchweige noch

den müßigen Neugierigen vollkommen ſinnlich darſtellen. Die Erfinder hielten es ſchon damals geheim mit Eidſchwüren. Wer ſich darauf einläßt, kann leicht lächerlich gemacht werden. Uebrigens muß der gelehrte Herr von Heinecke das ſchöne Werk unſers Gerhardt Meermann nicht der gehörigen Aufmerkſamkeit gewürdigt haben. Da iſt der Spiegel menſchlicher Bedürfniſſe, die ars moriendi: die Mariae virginis, da ſind die Donate u. ſ. f.«

»Ob die Werke gerade unſerm Küſter Laurenz gehören, können wir nicht mit Dreiangeln und Quadraten beweiſen, aber es iſt doch höchſt wahrſcheinlich nach allen Deduktionen unſeres Verfechters, und eben durch die Cronica van der hilliger Stadt van Coellen.«

Wenn die Holländer bei einer ſolchen Sprache geblieben wären, ſo würden ſie nicht ſo viele und groſſe Widerſacher gehabt haben. So aber iſt gleichſam die Carte blanche, die ihnen Ulrich Zell verliehen, ſo voll augenſcheinlich alberner Mährchen und grober boshafter Lügen nach und nach geſchmiert worden, daß jeder rechtliche Mann gegen die Kötzekrämer, ſelbſt unſer ehrlicher Leibnitz, ſich empört hat. Noch Meermann erzählt getreulich nach, und macht den Herrn von Mänogleiſch, den er für den ältern Bruder Guttenbergs ausgibt, zum Buchdruckerjungen bei ſeinem Küſter und zum abentheuerlichſten Spitzbuben und Räuber, als ob Guttenberg nicht ſelbſt die hölzernen Buchſtaben zu gleicher Zeit hätte erfinden, und Ulrich Zell, oder der Cölner Chronikſchreiber, irren können.

Jetzt bleibt auch nichts übrig, wenn die Mainzer die Erfindung der Buchdruckerkunſt ſchlechterdings mit Haut und Haar ganz allein in den neuern Zeiten haben wollen,

als dem Ulrich Zell oder Cölner Chronikſchreiber die Glaubwürdigkeit zu benehmen. Und ich ſehe nicht ein, daß ihnen dieſes jetzt viel mehr Ehre bringen werde, beſonders da noch die Donate da ſind. Denn der Gedanken der Möglichkeit und ſelbſt Ausführung derſelben, mögen wir ſchon dem König Ageſilaus laſſen, der, um ſeine Armee aufzumuntern, auf die Leber eines Opferthieres das Wort NIKH, Sieg, recht ſchön und leſerlich druckte, das er natürlich mit friſcher Farbe verkehrt in der Hand hatte, und der alſo doch im Grunde immer der erſte Buchdrucker bleibt, bei dem, beſonders da er ein Spartaner und berühmter Held iſt, Guttenberg allemal im Kampfe einen ſchweren Stand haben würde.

Die Mainzer brauchen zu keinen ſolchen Armſeligkeiten ihre Zuflucht zu nehmen. Wie viele prächtige Werke mit Unterſchrift, Wappen, Jahr und Tag ſprechen nicht den Urſprung der Buchdruckerkunſt bei ihnen von ſelbſt aus? Sume superbiam quaesitam meritis! vernünftig überſetzt: wenn du ſtolz ſeyn willſt, ſo muſt du wenigſtens etwas gethan haben, und etwas Wichtiges. Dann darf man es: und muß man es ſogar, nach der ſtrengen Moral, wie summus Aristoteles gründlich erhärtet. Mainzer haben nicht allein die Buchdruckerkunſt erfunden, und das Licht in die Welt verbreitet, ſondern ſie haben auch gleich anfangs dieſelbige faſt bis zur Vollkommenheit gebracht; denn an Schönheit und Nettigkeit des Drucks dürfen ſich mit gröſter Ehre Guttenberg, und ſein Hauptmann Schöffer, auch als praktiſche Künſtler, mit Baskerville, Bodoni und den Didots in eine Reihe ſtellen. Und was iſt Ausübung gegen göttliche Erfindung? Es iſt, als ob einer Haydn mit dem Hornvirtuoſen Stich einan-

der gleich ſtellen wollte, der aus Grimm über ſeinen Schneiderenahmen denſelben Punto überſetzt hat, als ob er dadurch auf einmal etwas beſſers wäre.

Uebrigens geſteht noch Meermann, daß der Wechſelbalg des holländiſchen Gemächtes zuverläſſig bald erſtickt ſeyn würde, wenn der Mainzer Aeskulapius mit ſeiner göttlichen Kunſt nicht zu Hülfe gekommen wäre. Und ſo wollen wir nun den peloponeſiſchen Krieg dahin geſtellt ſeyn laſſen, aber doch großmüthig das kleine Monſtrum noch neben unſere herrliche Mainzer Werke ſtellen, als ein Denkmal deſſelben, ſey es ächt oder unächt.

So weit der geniale Heinſe. Was nun mein Urtheil über die Erfindung dieſer eben ſo nützlichen als gefährlichen Kunſt betrifft, ſo muß ich aufrichtig geſtehen, daß es mir, obwohl ich ein geborner Mainzer bin, ſehr gleichgültig iſt, ob ſie zu Harlem, oder zu Straßburg, oder zu Mainz zuerſt getrieben wurde. Man hielt ſie ſchon bei ihrer Entſtehung für eine Erfindung des Teufels, und aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt der eben ſo gehalt- als poeſiereiche Volksroman, der Doctor Fauſt, durch ſie veranlaßt worden, deſſen tiefen Sinn ſchon Leſſing, Göthe und Klinger dargeſtellt haben.[1] Der Ruhm meiner Vaterſtadt iſt durch andere große Männer und Begebenheiten, welche aus ihr hervorgegangen ſind, in der Geſchichte ſo feſt gegründet, daß es ihr eben ſo gleich-

1. Der Abt Trithemius führt zwar in ſeinen Schriften einen Johann Fauſt als einen geſchickten Alchimiſten und einen Naturkundigen an, welcher zu ſeiner Zeit viel Aufſehen gemacht habe; allein ich halte immerhin den Johann Fauſt von Mainz für den Gegenſtand des Romans, denn er wurde ſelbſt in Paris für einen Schwarzkünſtler gehalten. Vielleicht hat die Schwarzkunſt ſelbſt von der Druckerei ihren Nahmen.

gültig ſeyn kann, ob einer ihrer Bürger, Guttenberg, die Buchſtaben zuerſt beweglich gemacht, oder einer ihrer Mönche, Berthold Schwarz, wie Münſter behauptet, die Höllen- und Pulvermaſchinen erfunden habe. [1]

Indeß haben beide Erfindungen, ſie mögen, woher ſie wollen, gekommen ſeyn, nicht zu berechnende Folgen auf das politiſche und religiöſe System der Chriſtenheit gehabt. Die Erfindung der Buchdruckerei brachte die Schriften der Gelehrten und Staatsleute, welche zuvor nur bei Höfen und Univerſitäten bekannt und bewahrt waren, nun auch unter die Völker und Gemeine. Dadurch entſtand eine neue und allgemeine Gährung in den Köpfen und Gemüthern der Menſchen. Die Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften vermiſchte ſich mit der Liebe zur Freiheit und Geſetzlichkeit. Biſchöfe und Fürſten, Gelehrte und Ungelehrte, Städte und Zünfte forderten eine allgemeine Reformation in der Kirche, wie in dem Reiche, unter den Häuptern wie unter den Gliedern. Wir haben bereits die Reichsreform angeführt, welche der Kaiſer Maximilian und ſein Erzkanzler der Kurfürſt von Mainz in

1. Der ſelige Schunk hat in ſeinen Beiträgen zur Mainzer-Geſchichte folgende Urkunde angeführt, welche des Münſterus Angabe ziemlich beſtätigte. Sie heißt: Archiepiscopus Mogunt. (Henricus III.) sibi Lud. nro in Ehrenfels Thelon. mand. quatenus absque omni mora Ignis sagittarium videlicet Furschützen tecum in Ehrenfels commorantem ad nos Aschaffenburgum cum omnibus apparamentis transmittere non obmittas, et dicas sibi, si aliquem in sua arte similem sciat, quod illum una secum adducat. Dat. Asch. ipsa btorum Symonis et Judae Apostolorum — et necessaria secum ad artem suam nostro nomine emat et procuret. Dat. ut sup. Anno Dni. MCCCXLIIII

Teutſchland nicht ohne heilſamen Erfolg begonnen haben; eine gleiche Verbeſſerung der Reichsverfaſſungen ging jetzt auch unter den übrigen chriſtlichen Nationen vor. Italien war zwar, wie Teutſchland, in mehrere Fürſtenthümer und Republiken vertheilt, allein die Nation erkannte ſich doch, durch den Ruhm ihrer Künſte und die Freiheit ihrer Verfaſſung belebt, als ein Ganzes gegen auswärtige Völker. [1] Wie das Kaiſerthum der teutſchen Nation Einheit und Stolz gab, ſo das Pabſtthum der italieniſchen. Beiden Nationen ſchmeichelte es, jener, das Oberhaupt der weltlichen, dieſer, das Oberhaupt der geiſtlichen Gewalt an ihrer Spitze zu haben. Die einzelnen Königreiche in Spanien waren, ihrer Freiheiten und ſtändiſchen Verfaſſungen unbeſchadet, durch die Verehelichung Ferdinands von Arragonien mit Iſabellen von Caſtilien wieder zu einer ganzen Nation zuſammen geſchmolzen; und obwohl beide Regenten die Einheit der Monarchie feſt zu gründen ſuchten, ſo ſtand noch immer der Juſtiza da, welcher dem Könige ſagen konnte: »Wir, die »wir einzeln ſo viel wie du, zuſammen, mehr ſind, als »du, wir haben dich zu unſerm Herrn angeſetzt, auf daß »du unſere Rechte und Freiheiten beſchützen ſollſt, wo »nicht, nicht.« In Frankreich hatte der luſtige König Ludwig XI. die Feudalanarchie niedergedrückt, darob erhielt die Monarchie jene Einheit und Festigkeit, welche nur durch die Parlamente und Generalſtände beſchränkt werden konnte. In England galt noch die Magna Charta mit Ober- und Unterhaus und den geſchwornen Gerichten. Die Parteien der weißen und rothen Roſe hatten ſich in Heinrich VII. vereinigt. Irland wurde

1. Beſonders gegen die Teutſchen, Franzoſen und Saracenen.

mit England verbunden, und bald ſollten die drei britiſchen Königreiche, wie jetzt, durch das Haus Stuart unter einem Scepter vereinigt werden. Eine gleiche Vereinigung galt jetzt durch die calmariſche Union auch den drei nordiſchen Reichen von Schweden, Dänemark und Norwegen. Jedes behielt ſeine eigene Verfaſſung und Regierung mit Ständen und Geſetzen; nur gegen die künftige Macht ihrer Nachbarn ſollten ſie als ſcandinaviſche Halbinſel, mit gemeinſchaftlichen Waffen fechten. Unter den ſlaviſchen Reichen hatte Jagello Polen und Lithauen vereinigt, und Caſimir gab dem Ganzen eine beſſere Verfaſſung. Ungarn beherrſchten nach Stephans und Belas Geſetzen Johann der Huniade und Andreas Corvinus, bis es, mit Böhmen, als eine Vormauer der ganzen Chriſtenheit unter die Oeſtreicher kam. Selbſt das bisher unter den chriſtlichen Nationen faſt unbekannte Rußland riß ſich durch ſeinen Baſilowitz zugleich aus der Sclaverei der Mogoln und der Barbarei.

Nach dieſen wichtigen Staatsreformen in den einzelnen chriſtlichen Reichen wollte man auch eine Reform des chriſtlichen Kaiſerthums und der chriſtlichen Kirche vornehmen. Der von den Kurfürſten gewählte teutſche König wurde zwar noch, wie zuvor, von allen chriſtlichen Nationen als das weltliche, ſo wie der von den Cardinälen gewählte römiſche Biſchof, als das geiſtliche Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit angeſehen. Allein beide höchſte Oberhäupter ſtanden unter den Geſetzen der Kirche und des Reichs, und konnten, wenn ſie darin Eingriffe wagen wollten, jener von den Kurfürſten, dieſer von den Biſchöfen abgeſetzt werden. Daher ſahen wir ſeit den kräftigen Hohenſtaufen das Reich, ſeit der Flucht der Päbſte nach Avignon die Kirche, durch Schismen und

zwiespaltige Wahlen zerrissen. Dadurch wurden die Sitten der Geistlichen und der Fürsten so ausgelassen, daß nothwendig ein allgemeiner Aufstand des Volkes zu befürchten war, wenn dem Uebel nicht durch kluge Maaßregeln gesteuert wurde. Diese gefährliche Lage der Dinge beherzigend, beredete der Kaiser Sigismund im Jahre 1411 zu Lodi den Pabst Johannes XXIII., daß er zur Verbesserung der Kirche und zum Wohle des heiligen römischen Reichs, ein allgemeines Concilium berufen möge. Dieses wurde sonach auch am 5. November des Jahres 1414 zu Constanz, einer rheinischen Stadt am Bodensee, eröffnet. Darauf erschienen von den weltlichen Fürsten mit zahlreichem Gefolge, Sigismund, als Kaiser vom Occident und Schirmvogt der allgemeinen Kirche, und ordnete für die Sicherheit und Bequemlichkeit der Kirchenväter und der Gesandten der christlichen Nationen, Wohnung und Wache an. Er kam zugleich als König von Ungarn und Böhmen, und folglich als Oberhaupt dreier christlichen Völker. Mit ihm erschien auch Emanuel Paleologus, als Kaiser vom Orient, in Absicht die lateinische und griechische Kirche wieder zu vereinigen. Beiden hohen Häuptern folgte ein großer Theil der Kurfürsten und die Gesandten von allen christlichen Königen und Nationen; sie waren von mehreren hundert Fürsten, Grafen, Rittern und Herren begleitet. Dann kam der Pabst Johannes XXIII. in eigener Person [1] mit neunundzwanzig Cardinälen. Auf dem Concilium selbst versammelten sich die Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe und die Doctoren von allen christlichen Kirchen und hohen Schulen. Nicht allein

1. Die Gegenpäbste Gregorius XII. und Benedict XIII. schickten Gesandte.

die größten Theologen waren mit Wort und Lehre da, sondern auch noch eine Menge Juristen, Mediziner und Lehrer der freien Künste. Von dem zahlreichen Gefolge dieser hohen Häupter der Christenheit will ich nicht reden. Es diente dem hohen Zwecke der Versammlung mehr zur Last als B.förderung. [1]

Nachdem nun im Nahmen einer jeden christlichen Kirche oder Nation die Beschwerden gegen Mißbräuche angeführt, ihre Wünsche geäußert waren, begann man das große Werk einer allgemeinen Kirchenreformation an Haupt und Gliedern. Weil ich mir vorgenommen habe, diesem wichtigen Theile der Geschichte, besonders in so weit sie auf die Rheingegenden Einfluß hatte, das ganze folgende Buch zu weihen, darum habe ich in diesem Buche nur eine kurze Schilderung der Verfassung und des Zustandes des heiligen römisch-teutschen Reichs und der allgemein-christlichen Kirche vorausgeschickt. Ich bitte daher meine Leser, sich dessen hier zu erinnern oder es noch einmal zu lesen, was ich in dem zweiten Buche dieser Geschichte über die Gründung, Verfassung und Verbindung dieser zwei ungeheuern Körper gesagt habe. Seit dem Siege Klodwigs über die Allemannen, 496, wo sich das Teutschthum eigentlich mit dem Christenthum vermischte, bis zur Regierung Karls V. und Luthers Erscheinung, 1500, also über tausend Jahre, gingen beide mit oder gegen einander unter den christlichen Völkern fort. Und nun, nach einem so großen Zeitlauf, nach so vielen Zerrüttungen und Stürmen, finden

1. Ueberhaupt zählte man 29 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 124 Aebte, 19 weltliche Fürsten, 83 Grafen und 500 Doctoren.

wir ſie, ſowohl in ihren Theilen, als im Ganzen, unerſchüttert, ja einer gänzlichen Verbeſſerung nahe. Noch ſtehen die chriſtlichen Nationen nach eigenen Sprachen und Sitten in ihren Grundzügen unverkennbar, von ihren alten natürlichen Grenzen umſchränkt, wie zu den Zeiten Karls des Großen; noch ſind ſie durch Kaiſerthum und Pabſtthum zu einer allgemeinen chriſtlichen Republik, zu einer allgemeinen chriſtlichen Kirche verbunden. Denn ſie waren auf die feſteſten Stützen der bürgerlichen Geſellſchaft, auf der einen Seite in dem Himmel durch die Religion, auf der andern in die Erde, durch die Nationalgüter, befeſtigt. Auch nachdem ſie gegen das fünfzehnte Jahrhundert zuerſt durch einzige Reformatoren in ihren Laſtern offen angegriffen, und gegen das ſiebenzehnte durch eitle Grübler in ihren Grundſätzen heimlich untergraben wurden, hielten ſie noch die Stürme von drei ganzen Jahrhunderten aus, ehe ſie in unſern Tagen zuſammen ſtürzten.

Hierauf ſahen wir neue Menſchen auftreten, welche nicht nur Religionen und Staaten, ſondern ſogar Gott und die ganze Natur a priori konſtruiren wollten; und da ihre nach einem mathematiſch ausgemeſſenen Zifferblatt aus der Luft gegriffene Staats- und Kirchenuhr a posteriori nicht gehen wollte, hingen ſie ihr das ſchreckliche Gewicht der Gewalt und Guillotine an, und das ganze Syſtem der religiöſen, moraliſchen und politiſchen Ordnung lag zu Boden. Selbſt der Menſch, dem Gott Glück, Verſtand und Kräfte gab, um auf die Grundpfeiler des alten ein neues Gebäude zu errichten, ging vorüber, wie eine glänzende Lufterſcheinung, welche eine Zeitlang erleuchtet oder ſchreckt, aber nach einigen Minu-

ten wieder in das Dunkel verſchwindet, woher ſie gekommen war.

Und nun, nachdem man das alte groſse Gebäude, ſeiner Feſtigkeit wegen, ſo lange beſtritten, untergraben, verlacht, eben ſo ſchief beurtheilt, als verbeſſert hatte, nachdem durch glückliche Ereigniſſe der Status quo hergeſtellt, oder ein neues, dem Zeitgeiſte angemeſſenes Gebäude, von Staatsleuten und Gelehrten verſprochen, geweiſſagt und verſucht wurde, ſieht man zerriſſene Nationen, mißvergnügte Völker, papierne Verfaſſungen, drückende und zugleich aufrühriſche Prätorianer, Stände, die keine Füße haben, und folglich nicht ſtehen können, alte und neue Religionen oder Moralitäten und einen Gott, mit dem die Natur erſt im ſiebenten Monat moraliſch ſchwanger ſeyn ſoll. Von allen dieſen hier nur flüchtig angegebenen Ereigniſſen ſollen die künftigen Theile dieſer Geſchichte gründlich und beurkundet Rechenſchaft geben. Da nun in dem folgenden Zeitalter die menſchliche Vernunft frei gegeben wurde, um das wichtige Problem aufzulöſen:

Quid virtus et quid sapientia possit?

ſo wird es der gütige Leſer nicht überflüſſig finden, wenn ich dem folgenden Theile einige meiner Bemerkungen über Religion, Philoſophie und Geſetzgebung vorausgehen laſſe, damit er die Begebenheiten deſto leichter darnach beurtheilen könne.

Im Verlage der Hermannſchen Buchhandlung in Frankfurt am Main erſchien zur Oſtermeſſe 1816:

Bundes-Akte, Teutſche. Authentiſcher Abdruck. Mit Bewilligung der kaiſerl. öſtreichiſchen Geſandtſchaft am teutſchen Bundestage. gr. 8. geh. 12 gr.

Gehen, S. M., Handbuch der geſammten Arithmetik, oder die ganze bürgerliche und kaufmänniſche Rechenkunſt, mit allen dazu nöthigen Rechnungsarten, Regeln, Beiſpielen, Auflöſungen und Erklärungen. 4 Bändchen. Neue Ausgabe. gr. 8. geh. 3 Rthlr.

Fiorée, über Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Gh. F. Schieſſer, 1s Bändchen. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Fingel, G. Th., Aufgaben zum Gebrauch bei mündlicher Unterweiſung in der Rechenkunſt. 2r Theil, in welchem Exempel nach der allerkürzeſten Art zu rechnen enthalten ſind. Siebente Auflage. 8. geh. 10 gr.

Frontonis, M. Cornelii, opera inedita cum epistulis item ineditis Antonini Pii, M. Aurelii, L. Veri et Appiani nec non aliorum veterum fragmentis, invenit et commentario praevio notisque illustravit Angelus Majus. 2 Tomi c. Tab. aen. Rmaj. geheftet 2 Rthlr. 12 gr.

Poppe, Dr. J. H. M., Teutſchland auf der höchſt möglichen Stufe ſeines Kunſtfleißes und ſeiner Induſtrie überhaupt. Vorſchläge, Wünſche und Hoffnungen zur Vermehrung des teutſchen Wohlſtandes. 8. geh. 9 gr.

Sammlung der neuen Ueberſetzungen der griechiſchen proſaiſchen Schriftſteller. 2r Theil. X. Xenophon.

— derſelben Werke. 11r Theil. X. Xenophon.

Strack, Dr. Friedr., Anleitung zum Ueberſetzen aus dem Teutſchen ins Lateiniſche für die mittlern Klaſſen lateiniſcher Schulen. 8. 20 gr.

Summachi, Q. Aurelii, octo orationum ineditarum partes, invenit notisque declaravit Angelus Maius. Accedunt additamenta quaedam, c. Tab. Rmaj. geh. 14 gr.

Xenophons Feldzug des jüngern Cyrus, überſetzt von Friedrich Brillo. Zweite Ausgabe. Durchaus umgearb. von Georg Chriſt. Braun, 8. 20 gr.

Zur Ostermesse 1817 wird erscheinen:

Cäsar, Cas. Julius, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Haus. Zwei Theile. Dritte durchaus umgearbeitete Auflage von Prof. Strack. 8.

Ehrig, J. L., Handbuch über die Obstbaumzucht und Obstlehre. Vierte verbesserte Auflage, mit Kupfern. gr. 8.

Leonhard, Dr. C. C., Dr. J. H. Kopp und C. L. Gärtner, Propädeutik der Mineralogie, mit 10 Kupfern, gr. 1 ol.

Reeb, Joh., vermischte Schriften. 2 Theile. gr. 8.

Peppe, Dr. J. H. M., der magische Jugendfreund, oder faßliche und unterhaltende Darstellung der natürlichen Zauberkünste und Taschenspielereien. 3 Bändchen, mit Kupfern. 8.

Theodulis Gastmal, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionssocietäten. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8.

Schlosser, Dr. E. F., ständische Verfassung. Ihr Begriff, ihre Bedingung. 8.